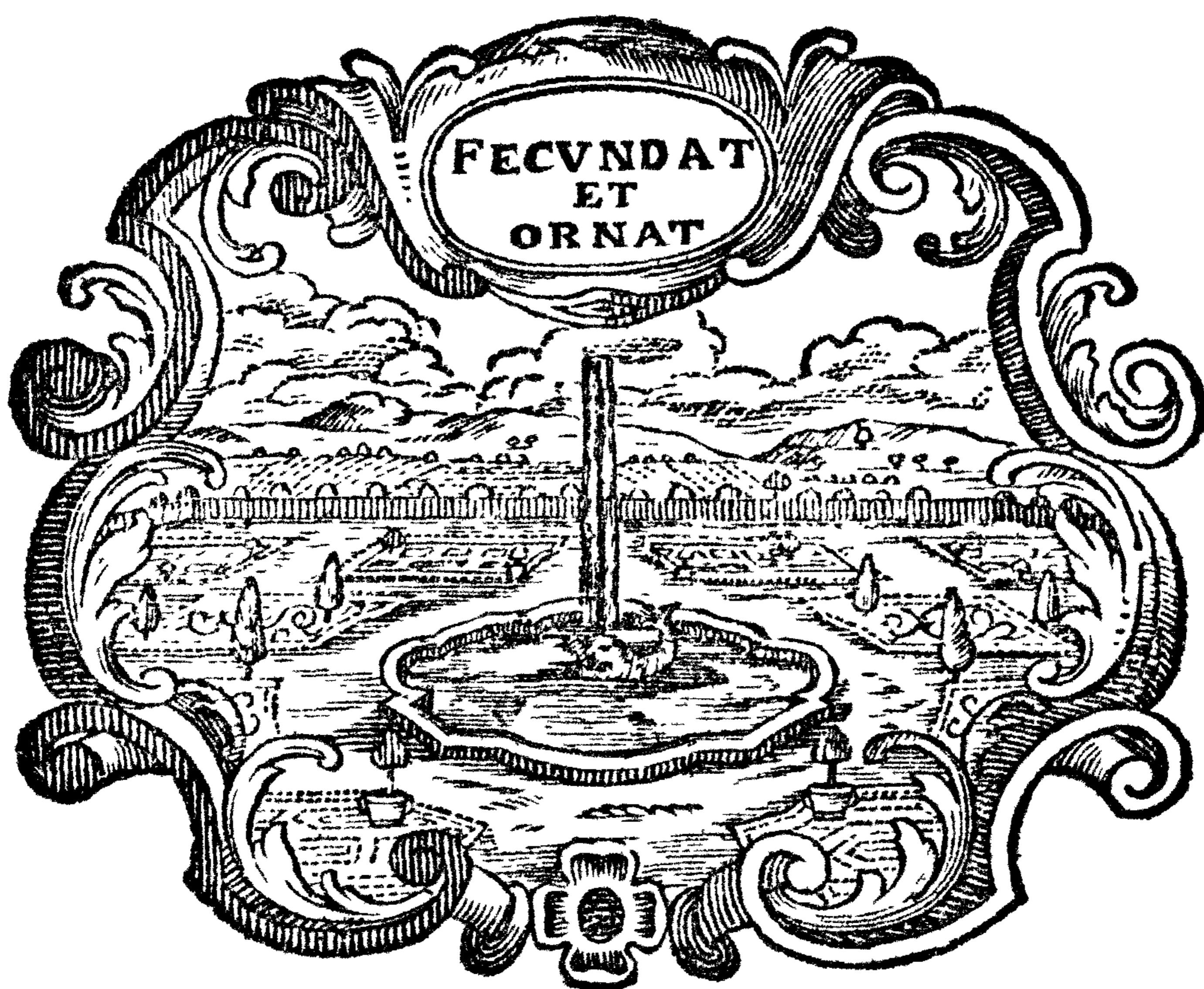


Göttingische  
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

Der erste Band  
auf das Jahr 1836.



---

Göttingen,  
gedruckt bey Friedrich Ernst Suth.

# Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen

volume: 1836

by unknown author

Göttingen; 1836

---

## Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

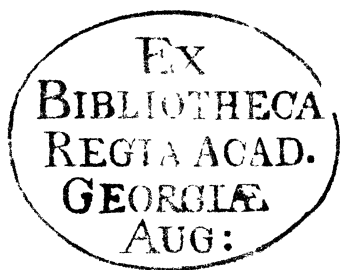
Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: [gdz@sub.uni-goettingen.de](mailto:gdz@sub.uni-goettingen.de)



EX

BIBLIOTHECA

REGIA ACAD.

GEORGE

AUG:

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

1. Stück.

Den 4. Januar 1836.

---

G ö t t i n g e n .

Wir haben den Anfang eines neuen Jahrganges dieser Blätter (dießmal des 98sten) mehrmals dazu benutzt — ohne jedoch uns dazu verbindlich zu machen — einen Rückblick auf den Zustand unserer Universität in dem verflossenen Jahre zu werfen, um einige Nachrichten darüber mitzutheilen. Wir glauben daß dieß um so mehr an seinem Orte sey, da es nicht nur in dem Zwecke dieser Blätter liegt, als Annalen unserer Universität zu dienen, sondern es auch nicht an Beweisen fehlt, daß die Zahl derer, die daran Theil nehmen, keinesweges in Abnahme begriffen ist.

Auch das verflossene Jahr gehört zu denen, welche wir nur zu den glücklichen zu zählen haben. Keine Störung der öffentlichen Ruhe ist in demselben eingetreten, und hätte nicht der

Verlust zweyer öffentlichen Lehrer, des einen durch den Tod, des andern durch Versetzung, uns betroffen, so würden wir keine widrigen Vorfälle zu erwähnen haben. Daß aber die dadurch entstandenen Lücken theils schon besetzt sind, theils werden besetzt werden, dafür sorgt die väterliche Fürsorge unsers hohen Curatoriums. Die übrigen Anstellungen öffentlicher Lehrer in den verschiedenen Facultäten, sind bereits aus diesen Blättern bekannt.

Unter den uns zu Theil gewordenen Glücksfällen sehen wir billig den Beweis der Gnade S. M. des Königes oben an; dessen hoher Freygebigkeit wir es verdanken, daß der Bau eines neuen Universitätsgebäudes nicht nur angefangen, sondern auch mit solcher Anstrengung hat fortgeführt werden können, daß dasselbe bereits unter Dach gebracht ist. Die genauere Nachricht darüber müssen wir der Einweihung desselben vorbehalten.

Der Flor unserer öffentlichen Institute mit der Benutzung derselben hat fortgedauert.

Die Bereicherungen welche die öffentliche Bibliothek erhalten hat, sind größtentheils, wenigstens die größern Werke, bereits in diesen Blättern bemerklich gemacht. Wir hoffen denselben dadurch einen höhern Werth zu geben, indem wir unsern Lesern die Bekanntschaft solcher Werke verschaffen, welche durch ihre Kostbarkeit, oder auch durch die Entfernung des Druckorts zu den Seltenheiten gehören, und nur wenigen zugänglich seyn können.

Die verschiedenen medicinischen Institute sind auch in diesem Jahre von gleicher, und zum Theil noch größerer, Anzahl benutzt worden.

Der Reichthum des botanischen Gartens ist dadurch vermehrt, daß auf Befehl S. M. des Königes unser Herr Garten-Inspector Fischer nach England berufen ward, wo er sich überall in den dortigen großen Anlagen der besten Aufnahme zu erfreuen hatte, und mit reicher Ausbeute von dort zurückkehrte.

Die Beobachtungen über den Erdmagnetismus sind in dem dafür erbauten Observatorium fortgesetzt, und der Bericht darüber ist bereits in St. 36 dieser Anzeigen vom v. J. bekannt gemacht.

Es ist öfter geklagt, und den Universitäten zum Vorwurf gemacht, daß zu wenig wechselseitiger Verkehr in Rücksicht der Wissenschaft zwischen Lehrern und Zuhörern auf ihnen Statt finde. Es mag uns erlaubt seyn, aus unserm neuesten Lectionsverzeichnis zu bemerken, daß in demselben gleich in der theologischen Facultät von öffentlichen und Privatlehrern mehrere wöchentliche Zusammenkünfte zu diesem Zwecke angekündigt sind. Auch in den andern Facultäten, in denen ohnehin die Practica schon ausbilden, fehlt es daran nicht.

Die Frequenz der Universität ist sich nicht bloß gleich geblieben, sondern hat auch noch einigen Zuwachs erhalten. Wir haben es zwar schon öfter erklärt, daß wir bloß und zunächst darin

keinesweges den Maßstab ihrer Blüthe suchen. Allein wir glauben aus einer andern Ursache noch darauf aufmerksam machen zu müssen. Die Inländer bindet keine Zwangsmaßregel; der Besuch aller Universitäten in den deutschen Bundesstaaten, auch derer die gegen uns sperren, steht ihnen frey, so gut wie den Ausländern. Auffallend ist es, daß ungeachtet der eingetretenen Hindernisse gerade die Zahl von diesen sich vermehrt hat.

Als vor zwey Jahren auf dem Wiener Congreß auch die Universitäten in die Berathung gezogen werden sollten, wagten wir es in diesen Blättern ein freyes Wort über das zu sagen was zu ihrem Wesen gehört. Unsere Hoffnung ward nicht getäuscht; es ward dort wie in den darauf folgenden Beschlüssen des Bundestages unverleßt erhalten. Sollte es uns nicht gestattet seyn dasselbe in Beziehung des freyen Besuchs unserer deutschen Hochschulen zu thun? Weit entfernt den Maßregeln der Regierungen entgegen zu treten, wünschen wir nur den Gesichtspunct deutlich zu machen, aus dem uns dieser Gegenstand als allgemeine Angelegenheit erscheint. Wir thun dieß mit so größerer Zuversicht, da es noch wohl nie einen Zeitpunkt gab in welchem fast alle, besonders die Regierungen der größern deutschen Staaten, mit gleichem Aufwande und angestrongter Thätigkeit für das Beste derselben gesorgt hätten. Neue Tempel, auch durch ihren äußern Glanz die Wichtigkeit aussprechend die man auf sie legt, sind auf K. Preussischen, Sächsischen, Bayrischen Universitäten wie auf der unsrigen entweder schon errich-

tet, oder werden ihnen errichtet. Wohl nie war der Wettstreit größer, eröffnete Lehrstellen würdig zu besetzen, oder die Institute deren sie bedürfen theils neu zu gründen, theils zu bereichern und zu vervollkommen. Man werfe einen Blick auf die Hochschulen des achtzehnten Jahrhunderts und vergleiche sie mit den gegenwärtigen. Hatte selbst unter der Regierung des großen Königes Preußen eine Hochschule wie die welche jetzt seine Hauptstadt schmückt? Und in einem solchen Zeitalter sollte gerade das ihnen fehlen was für sie das wünschenswertheste, ja eigentlich ihr Zweck ist, die Freyheit der Benutzung?

Die Angelegenheit scheint uns, wir gestehen es, nicht bloß die Angelegenheit einzelner Bundesstaaten, sondern auch zugleich des gesammten deutschen Vaterlandes zu seyn. Unsere Nation, dieß räumen selbst die Fremden ein, steht in wissenschaftlicher Ausbildung so hoch, daß sie den Vergleich mit keiner andern zu scheuen hat. Dieß ist ein wesentlicher Theil unsers Ruhms, nicht weniger wesentlich als der durch die Waffen gegründet ist, den zu erhalten das allgemeine Interesse erfordert. In welchem hohen Grade aber diese wissenschaftliche Ausbildung an die Universitäten geknüpft ist, dieß kann auch dem Kurzsichtigsten nicht entgehen. Denn wenn auch die Freunde, ja selbst die Kenner der Wissenschaften, in Deutschland keineswegs bloß auf den Universitäten zu suchen sind, so haben sie doch fast ohne Ausnahme den Grund zu ihrer wissenschaftlichen Ausbildung auf den Universitäten gelegt. Erinnert sich doch selbst oft ein Humboldt dankbar seiner frühesten hiesigen Studien.



Es ist jetzt wohl eine allgemein anerkannte Sache, daß sie nicht bloß die Bestimmung haben sollen dem Staate seine Diener zuzustutzen, sondern daß die ganze höhere wissenschaftliche Ausbildung der gesammten Nation, so weit sie durch Unterricht erlangt werden kann, ihnen übertragen ist. Wenn also gleich die Universitäten ihren Einrichtungen und ihrem Bestande nach einzelnen Staaten angehören, so sind sie doch auch ein geistiges Ganzes, ein deutsches Gemeingut, und dadurch zugleich eins der größten und schönsten Bande, welches bey der politischen Zerstückelung doch unsere Nation zusammen hält. Sollte es nicht auch der Politik gemäß seyn dieses zu verstärken?

Die Schranken sind größtentheils gefallen welche den materiellen Verkehr der deutschen Staaten erschwerten; steht aber mit diesem der geistige Verkehr in keiner Verbindung? Denn was ist die ganze äußere Thätigkeit eines Volks, wenn sie nicht durch das Geistige belebt und geleitet wird? Noch nie aber gab es eine Zeit wo dieß mehr der Fall war als gegenwärtig. Die Wissenschaften — wir wollen nur an die Naturwissenschaften in ihrem vollen Umfange erinnern — sind in einem viel höheren Grade practisch geworden als sie es sonst waren, und werden es nach ihrer ganzen Tendenz glücklicherweise noch immer mehr werden. Auch die Weber, die Färber, die Metallarbeiter und andere Fabricanten sie können nicht bestehen ohne die Anwendung der Kenntnisse, welche von den höheren Lehranstalten ausgehen, auf diesen mitgetheilt werden, und von diesen — wenn auch

erst vielleicht durch die zweyte und dritte Hand — zu ihnen kommen. Selbst unsere Gewerbs- und polytechnischen Institute wie würden sie ohne die höheren Lehranstalten gedeihen, wo auch sie ihre Wissenschaft schöpfen müssen! Geistige und materielle Ausbildung sie müssen gleichen Schrittes gehen, wenn beide fortschreiten sollen. Dazu aber gibt es keine bessere Mittel als Freyheit des öffentlichen Unterrichts.

Die Zeiten sind nicht mehr wo in den Augen aufgeklärter Regierungen noch die alten Besorgnisse, daß bey der Freyheit des Besuchs der Universitäten das Geld aus dem Lande gehe, von Gewicht seyn könnten, um so weniger da es ja am Tage liegt, daß bey wechselseitiger Freyheit sich dieses von selbst ausgleichen würde. Und hoffentlich sind ja auch wohl die Besorgnisse verschwunden, welche die Gegner der deutschen Hochschulen so geflissentlich verbreiteten, daß Grundsätze, den Staaten gefährlich, auf ihnen gelehrt würden; da, so weit unsere Kunde reicht, selbst die Verläumdung keine einzige namhaft machen könnte, wo dieß zu befürchten wäre. Gewiß, nicht von den Cathedern gehen die Gefahren aus, welche die Sicherheit der Staaten bedrohen können; sie kommen von andern Seiten, die wir wohl nicht genauer zu bezeichnen brauchen.

Wir wollen nicht wiederholen, was bereits bey andern Gelegenheiten von uns gesagt worden ist; daß bey der großen Erweiterung der Wissenschaften, und der des academischen Unterrichts, indem er mit den Bedürfnissen der Zeit, so weit

ihm möglich ist, gleichen Schritt hält, es auch bey der größten Vorsorge, und noch so großem Aufwande, doch unmöglich sey alle wissenschaftlichen Fächer auf einer und derselben Hochschule, oder auch selbst wo mehrere in Einem Staate bestehen, gleichmäßig zu besetzen. Nur Eine Betrachtung sey es uns erlaubt noch hinzuzufügen. Je unverdienter das Mißtrauen ist, welches durch die Hindernisse des freyen Besuchs unserer Hochschulen gezeigt wird, desto schmerzlicher ist es für die öffentlichen Lehrer. Sie haben noch einen andern und edlern Maßstab als den des etwaigen höhern Gelderwerbs, mit dem der große Haufe nur mißt; ihr Maßstab ist der der Achtung und des Vertrauens in welchem sie bey den Regierenden wie bey dem Publicum stehen; 'denn (wie einst ein berühmter hiesiger Lehrer sagte) unsere Achtung ist unser halber Gehalt'; durch diese haben unsere Lehranstalten geblühet, und können sie auf die Dauer nur blühen. Diese Achtung aber, wodurch wird sie mehr gefährdet, als durch die Verbote oder Erschwerung der Benutzung ihres Unterrichts?

Es liegt nicht in dem Plan dieser Blätter die hier in Betrachtung kommende Frage erschöpfend zu beantworten. Nur aufmerksam machen wollten wir auf ihre Wichtigkeit, es bescheiden, jedoch mit Zuversicht, der Zeit überlassend, daß sie dereinst von selbst herbey führen wird, was die Gegenwart nicht gewährt.

Sn.

---

# Stuttgarter gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

2. 3. Stück.

Den 7. Januar 1836.

---

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1835: Erste Reise nach dem nördlichen America in den Jahren 1822 bis 1824, von Paul Wilhelm, Herzog von Württemberg. VI u. 394 Seiten in gr. Octav. Mit einer Karte von Louisiana.

Wenn wohl unterrichtete, vielseitig gebildete Männer sich nur in der Absicht den zahlreichsten Beschwerlichkeiten und Entbehrungen langer Reisen in entfernte Länder unterwerfen, um sich durch eigene Ansicht von Dingen zu belehren, welche nur Wenige in den Kreis ihrer Beobachtungen aufnehmen können, so darf die Wissenschaft es sich als hohen Gewinn anrechnen, den Verlauf solcher Reisen in einer zusammenhängenden Darstellung erzählt zu sehen. 'Als ich meine erste Reise nach Nord-America unternahm (sagt Se Hoheit in der Vorrede des vorliegenden Werkes), war es nicht meine Absicht, dem Publicum einen vollständigen historischen Reise-

bericht vorzulegen. Der Zweck der Reise selbst war kein anderer, als der, Kenntnisse des Landes, seiner Einwohner und Producte zu erlangen. In dieser Absicht verfaßte ich mein Tagebuch, und erst nach wiederholter Aufforderung entschloß ich mich, die für meinen eignen Gebrauch gesammelten Notizen möglichst geordnet dem Publicum vorzulegen. Diese unbefangene, auf keine öffentliche Bekanntmachung berechnete Aufzeichnung gibt nun vorliegender Reisebeschreibung einen ganz eigenthümlichen Werth, indem jede Beobachtung sachgemäß vor uns tritt, ohne zugleich durch das Vormwalten des individuellen Gefühls oder des freyen Urtheils der Wahrheit des Einzelnen wie des Ganzen Eintrag zu thun. Mit der lebendigsten Empfänglichkeit für alles Bildende der Natur und des Menschen gibt der Verf. sich den wechselnden Eindrücken seiner Reise hin, und mit scharfer Auffassung und richtiger Würdigung der wichtigsten Einzelheiten entwirft er die treffendsten Bilder des Americanischen Lebens und der physischen Beschaffenheit des Landes und seiner Erzeugnisse. Die Heiterkeit und Frische der Darstellung zeugt überall von der Unabhängigkeit der äußern Lage, durch die Seehöhe als ein bekannter und hochverehrter Reisender sich überall den Weg zu seinem Ziele bahnte, und vorzugsweise nur die Nähe der gebildeten Kreise berührte, die im Wettstreit, seinen Wünschen zuvor zu kommen, nie ermüdeten. Unter ganz andern Einflüssen sind freylich die meisten andern Reisebeschreibungen entstanden, die uns den factischen Zustand von Nord-America bisher geschildert haben. Fehlgeschlagene Pläne der Ansiedelung, oder andere bürgerliche Interessen, auch wohl Mangel an äußern Mitteln, und noch öfter unbefriedigter Genuß einer schwindelnden

Freyheit trüben das Urtheil der Menschen in der Regel mehr, als man glaubt; und wüßte man den Lebenslauf der gewöhnlichen Schriftsteller über America oder nur die Entstehungsgeschichte ihrer Reisebeschreibungen, so würde man oft genug Ursache haben, einen vorsichtigeren Gebrauch von ihren Berichten zu machen. Wer aber von solchen einseitigen Richtungen frey und mit sich selbst über das Leben in allen seinen Formen gehörig im Klaren ist, dem kann man schon an und für sich die in solchen Dingen nöthige Unparteylichkeit und Wahrheitsliebe zutrauen.

Obgleich Se Hoheit bereits vor dem Herzoge Bernhard zu Sachsen-Weimar-Eisenach (welcher bekanntlich in den Jahren 1825 und 1826 in gleich edler Absicht und mit gleich glücklichem Erfolge Nord-America besucht und beschrieben hat) die erste Reise durch die westlichen Regionen der Vereinten Staaten vollendete, und selbst noch nachher im Jahre 1831 fast gleichzeitig mit dem Prinzen von Neu-Wied andere Theile des nördlichen America durchwanderte, so scheint doch die etwas verspätete Herausgabe des vorliegenden Reiseberichts dem Interesse des Ganzen keineswegs zu schaden, da sich des Verfß. Bemerkungen größtentheils auf Verhältnisse und Zustände beziehen, deren genauere Kenntniß zu jeder Zeit wichtig bleibt. Ref. muß nur bedauern, aus dem großen Reichthume der mitgetheilten Notizen weder einen der Wichtigkeit der Sache entsprechenden Auszug liefern (denn so kurz dieser auch seyn mag, so wird er doch immer die Grenzen einer bloßen Anzeige überschreiten), noch sich auch in eine eigentliche Beurtheilung des ganzen Werkes einlassen zu können, da eine solche ebenfalls mehr Raum erfordert, als der Zweck dieser Blätter erlaubt.

Doch wird es dem Ref. vergönnt seyn, in einer allgemeinen Uebersicht des Inhalts die wichtigsten Momente so zusammen zu drängen, daß daraus die lehrreiche Vielseitigkeit des Buchs einigermaßen hervorgeht.

Zwey volle Monate der unfreundlichsten und stürmischsten Jahreszeit brachte Se Hoheit auf der Ueberfahrt von Hamburg nach Neu-Orleans zu (vom 18. Oct. bis 18. Dec.). Die Leere der Seereise wurde größtentheils mit meteorologischen Beobachtungen und ichthyologischen Studien ausgefüllt. Auch stellte der Verf. Versuche über die Temperatur der verschiedenen Meerestiefen unter verschiedenen Breitegraden an, und zog überhaupt alles, was sich im Meere außerordentliches zeigte, in den Kreis seiner Aufmerksamkeit. Das Leuchten des Meeres bey Nacht, welches die Westindien-Fahrer unter gewissen Umständen der Temperatur und der Strömung in der Regel zu beobachten Gelegenheit haben, zeigte sich zuerst etwa unter dem  $48^{\circ}$  der nördlichen Breite, doch noch nicht in jenem Glanze, wie es später in den mittäglichen Regionen erschien. Die Masse des erregten Seewassers zeigte noch nicht jenes helle, beynah feurige Licht, welches den tropischen Meeren eigen ist. Dagegen erschienen mehrere jener einzelnen und hell leuchtenden sternförmigen Körper, welche lange noch in den Tiefen funkelten, bis sie dem forschenden Auge entschwanden. Diese großen leuchtenden Punkte sieht man oft noch einige Secunden auf jenem Wasser glimmern, welches durch das Brechen der Wellen auf das Berdeck geworfen wird. Am meisten nahm dieses Leuchten, nach des Verf. Beobachtung, unter dem  $30^{\circ}$  bis zum  $25^{\circ}$  der Breite zu, verlor sich aber etwas in der Nähe des Wendezirkels des Krebses,

und bey der Einfahrt in den Golf von Mexico, wo die Strömung am stärksten ist. Die leuchtenden Theilchen, welche gleich Funken im Schaume und in der Masse des bewegten Wassers erscheinen, verändern überhaupt ihre Form und Ausbildung in den verschiedenen Regionen der Meere, so wie auch zu verschiedenen Jahreszeiten. So fand der Verf. dieses Leuchten nirgends so auffallend als im Innern des Golfs während des Decembers, besonders wenn die Luft electricisch überladen war. Im Januar hingegen erschien dieß Leuchten unter denselben Umständen und in demselben Golfe sehr schwach, und nicht in Gestalt eines leuchtenden Schaumes, sondern nur als einzelne helle Punkte, die, mehrere Sekunden sichtbar, gleich kleinen Sternen in der bewegten See glänzten. Bey heftigen Gewittern ist sonst dieser Purpurschimmer gerade am stärksten; und der Verf. versichert, er habe das Meer nie in einem so feurigen Glanze gesehen, als bey heftigen und anhaltenden electricischen Entladungen, wo das Schiff wie in einer Lichtmasse zu schwimmen scheint. Ob daher wohl die Electricität als mittelbare oder unmittelbare Ursache dieser eben so merkwürdigen als unerklärten Erscheinung anzunehmen sey, muß der Entscheidung der Physiker überlassen bleiben. Gewiß aber ist, daß in den tropischen Regionen, wo die Atmosphäre beständig mit Electricität fast überladen ist, und deshalb zu den häufigen und furchtbaren Gewittern wie zu den glänzendsten meteorischen Phänomenen in der Heiterkeit des nächtlichen Himmels Veranlassung gibt, auch das Leuchten des Meeres am stärksten gesehen wird. Nichts Ungewöhnliches ist dieß indeß auch unter den nördlichen Breitengraden des Atlantischen Meeres, wo bey ruhiger See die schäumende



Furche des Steuerruders wie von hüpfenden electrischen Funken beleuchtet wird, zwar nicht in allen Jahreszeiten, doch ganz besonders im May und den folgenden Sommer-Monaten. Dem erfahrenen Seemann ist dieß eine so gewöhnliche Erscheinung, daß er kaum darauf achtet. Die Südsee so wohl als auch das Mittelmeer bietet häufige Schauspiele dieser Art dar. Beobachtet hat sie bereits das Alterthum in den kleinern Meeren um Griechenland. So sagt z. B. Homer (Od. β, 427) von dem Schiffe, welches bey Nacht (δύσεται τ' ἠέλιος, σκιάωντό τε πᾶσαι ἄγναι) von Ithaka nach Pylos fuhr: ἀμφὶ δὲ κῦμα στεῖρη πορφύρεον μέγα λαχε, νηὸς ἰούσης. Und von dem Schiffe, welches bey Nacht (κατέδυ φάος ἠελίοιο) von der Phäaken-Insel nach Ithaka segelte, heißt es ebenfalls: κῦμα δ' ὄπισθε πορφύρεον μέγα δὲ πολυφλοίσβοιο θαλάσσης (Od. ν, 84). Freylich nimmt man diese Purpur-Wogen allgemein für schwarze oder sonst dunkelfarbige, ohne zu bedenken, daß Homer für alle verschiedenen Färbungen des stürmischen oder ruhigen Meeres, bey bewölktem oder heiterm Himmel, in der Nähe von hohen oder niedrigen Küsten, bey tiefem oder flachem Grunde, jedesmal andere und zwar die treffendsten Benennungen gewählt hat. Purpurn ist ihm daher nur das Leuchten des Meer-schaums, oder das blutgefärbte Wasser des Skamandros (Il. φ, 324), oder die lichtdurchstrahlte Wasserwölbung, unter welcher Poseidon einst schlief (Od. λ, 242). Dann wurde es auch, wie so viele andere von einzelnen Erscheinungen hergenommene Beywörter, eine stehende Bezeichnung des Meeres (Il. π, 391. α, 482, Eurip. frag. inc. CLXXXII), die Euripides auch durch πορφυροειδής ausdrückt (Tr. 124). Der pur-

purne See bey demselben (Hipp. 744) scheint eine Beziehung auf die Abendröthe im Lande der Hesperiden, wo die goldnen Äpfel wachsen, zu enthalten; und der purpurne Strudel (Hipp. 738) des Eridanos heißt so wegen des Bernsteins. Aber das eigentliche Leuchten des Meeres war auch den Römern nicht unbekannt. Das Wasser des Hellesponts nennt Valerius Flaccus in der Beschreibung einer nächtlichen Scene ebenfalls purpurn (3, 422); und so auch Propertius (2, 20, 5), indem er die vom goldenen Widder getragene Helle bezeichnet. Ja Cicero gibt bereits einen doppelten Grund dieses Leuchtens an, nämlich das Wehen des Favonius (Acad. pr. 2, 33), und den Schlag der Ruder (fr. apud Non. 2, 717): unda, quum est pulsa remis, purpurascit. Doch legt der Dichter Furius (bey Gell. 18, 11 fin.) dem entgegengesetzten Eurus dieselbe Wirkung bey: Spiritus Eurorum virides quum purpurat undas. Bekannt ist übrigens die Bedeutung des purpureus vom weißen Lichtstrahl (Virg. Ae. 6, 690, Ovid. F. 6, 251) oder Glanze, so daß Horatius selbst die Schwäne damit bezeichnen konnte (4, 1, 10).

Ferner spricht der Verf. mit Entzücken über die häufigen und glänzenden electrischen Luft-Erscheinungen der tropischen Gegenden, worüber auch Humboldt schon genaue Beobachtungen angestellt hat. Da dem Verf. die nöthigen physikalischen Instrumente, womit er sich versehen hatte, immer zur Hand waren, so konnte er die wissenschaftlichen Bestimmungen mit vieler Genauigkeit verzeichnen, und viel zur nähern Kenntniß der einzelnen Phänomene beytragen. Auch die zahlreichen Bewohner des Meeres beschäftigten die Aufmerksamkeit des Verfassers. Die flie-

genden Fische der Gattung *exocetus* sah er nur bey eintretendem Nord-Ost oder Nord-Winde erscheinen, und selbst während der Nacht häufig auf das Berdeck fallen. Solche Beobachtungen über das Ziehen und Wandern der fliegenden Fische besonders in der Nähe der Antillischen Inseln, wo sie sich in großer Menge in die Luft schwingen, verdienten von Reisenden in den verschiedenen Fahrzeiten und namentlich in den Sommermonaten wiederholt zu werden; so wie denn die Naturgeschichte der Fische, welche besonders in Betreff ihres öconomischen Lebens in tiefem Dunkel schwebt, überhaupt einer größeren Berücksichtigung bedarf. Humboldt machte zuerst auf die ungewöhnliche Größe der Schwimmblase dieser *Exoceten* aufmerksam, wodurch sie mehr in ihrer schwingenden Bewegung durch die Luft als im Schwimmen unterstützt werden. Auch von den fliegenden Fischen der Japanischen Flüsse (*scorpenus dactyloptera*, *porcus*, *scrofa*) ist es jetzt bekannt, daß sie größere Schwimmblasen als andere Fische haben. Außerdem beobachtete der Verf. einige Arten der Medusen, welche haufenweise von Süd-Ost nach Nord schwammen, also wahrscheinlich auf dem Golf-Strome trieben, durch den sie auch leichter zu den nördlichen Theilen des Atlantischen Oceans gelangen, aber nur in den Sommermonaten, während sie in den tropischen Meeren zu jeder Fahrzeit zu sehen sind. Der Verf. glaubt, ihre eigentliche Heimath seyen die südlichen Inseln, von deren Felsen sie sich losrissen. Sie erscheinen indeß überall auf der hohen See bey ruhigem und warmem Wetter. Es ist sehr schwer, diese Weichthiere in guten Exemplaren aufzubewahren. Bey der Berührung des Weingeistes verlieren sie ihre schöne Farbe und ihre gallert

artigen Theile lösen sich sehr leicht auf. Ihre vielverzweigten Geschlechter sind noch nicht alle bekannt, und ihre Lebensweise so wie ihre Anatomie ist noch sehr im Dunkel. Ihre Größe und ihre Farbe ist sehr verschieden. Es gibt sehr kleine Arten, die kaum einer Linse gleich kommen; aber auch einige, welche mehrere Pfund wiegen. Das Geschlecht der *Beroë*s ist gewöhnlich hellblau und meistens von der Größe einer Wallnuß. Es gibt aber auch andere eben so große braune Arten dieser Mollusken, welche in der Nähe der großen Sandbank von Neu-Fund-Land erscheinen, und sich besonders durch die Länge ihrer beweglichen schleimartigen Fasern auszeichnen, welche von der concaven Kunde ihres immer nach unten gefehrten Gesichts wohl mehr als einen Fuß tief in das Meer hinabhängen. Mit diesen Fasern, deren sie wohl zwölf bis vierzehn haben, fangen sie ihre Beute, sie vertheidigen sich damit gegen ihre Feinde, indem ihre Berührung einen heftigen brennenden Schmerz verursacht (daher die Benennung *urtica marina*, See-nessel), und sie erhalten damit ihr Gleichgewicht bey dem Schwimmen und Segeln. Denn auf der Mitte ihres convexen Rückens haben sie eine Blase, welche sie, wie ein Segel, spannen oder einziehen können (daher der Ausdruck der Englischen Seeleute *Portuguese men of war*, i. e. Portugisische Kriegsschiffe), und vermöge welcher sie sich immer mit dem Winde, wenn dieser nicht zu heftig ist (denn sonst ziehen sie ihr Segel ein, und tauchen so tief unter, daß sie gar nicht zu sehen sind) fortreiben lassen. Auf der Oberfläche des Wassers zeichnen sie sich bey Windstillen durch eine rotative Bewegung aus. Das Zellengewebe ihres runden schleimigen Körpers so wohl als auch die am Rande desselben hinab-

hängenden schleimigen Fasern sind beynahe transparent und inwendig mit einer Flüssigkeit angefüllt. Sie haben aber auch Luftgefäße, die mit ihrer Rückenblase in Verbindung stehen, obgleich man die Art und Weise ihrer Respiration nicht kennt. Greift man sie unvorsichtig an, so schlingen sich ihre langen Fasern um den Arm, und man muß sie in Stücken wieder davon reißen, indem sie braune schwellende Streifen zurücklassen, deren Schmerz sehr heftig ist, und oft einige Tage lang dauert. Die größeren Arten dieser Schleimthiere (Engl. sea-blubber, auch sea-blobber; deutsch Qualle; Holländ. Kwal) kommen häufig auf der Südsee vor, und sind die gefährlichsten Feinde der kleinern Fische. Ueberhaupt sind alle Medusen sehr gefräßig und verdauen sehr schnell. Ref. hatte im Sommer 1825 Gelegenheit, diese merkwürdigen Thiere an der südlichen Spitze der Bank von Neu-Fund-Land zu beobachten, indem er deren mehrere in großen mit Seewasser angefüllten Gefäßen aufbewahrte. Sie starben jedoch sehr bald, und zerrannen dann bey der leisesten Berührung. Mr Brewster, Capitän des Schiffes Bramin, eines ehemaligen Ostindienfahrers, auf dem sich Ref. damals befand, behauptete, hellgrüne Portuguesen men of war von ungewöhnlicher Größe auf seinen früheren Reisen nach Hindostan gesehen zu haben.

Etwa  $\frac{1}{2}$  Meile von den Mündungen des Mississippi entfärbt sich das Wasser so plötzlich, daß dem Verf. der Vordertheil des Schiffes in gelbem, der Hintertheil dagegen in schwarzem Wasser zu schwimmen schien. Das Wasser des Mississippi ist nämlich zu jeder Jahreszeit sehr trübe und gelb, und scheidet sich von der Schwärze des klaren Seewassers sehr ab. In dieser Rücksicht so wohl als auch noch in vielen andern Be-

ziehungen hat dieser Riesen-Strom viel Aehnlichkeit mit dem Nil. Durch die Thonerde, welche beide Flüsse mit sich führen, vergrößern und erhöhen sie allmählich das Land um ihre vielen Mündungen durch regelmäßige Ansätze und Niederschläge, und machen das Land durch Ueberschwemmungen ungemein fruchtbar. So wie das Aegyptische Delta wo nicht ganz doch größtentheils eine seit vielen Jahrtausenden vor sich gehende Schöpfung des Nils ist, so scheint auch das flache Land von Louisiana und die niedrigen Inseln um den Ausfluß des Mississippi Alluvial-Boden zu seyn, der aus besondern Gründen noch schneller zunimmt als das Aegyptische Delta. Denn der Mississippi reißt mit seinen großen Nebenströmen, welche ihren Lauf durch Urwälder nehmen, beständig die Vorsprünge der baumreichen Ufer besonders bey fallendem Wasserstande gewaltsam mit sich fort, und schwemmt die mit Wurzeln und Aesten in einander geschlungenen Baummassen nach und nach bis an seine Mündungen. Hier von der Gewalt des Meeres aufgehalten, stopfen sich die ungeheuern Stämme, von denen nur wenige die hohe See erreichen, und dann von der Golf-Strömung fortgetrieben bald in den Atlantischen Ocean gelangen, wo sie oft für Masten und Balken zertrümmerter Schiffe gehalten werden. Doch die um die Mündungen selbst sich anhäufenden Holzdämme verengern die Ausflüsse immer mehr und mehr, und verwandeln sich durch die dicken Erd-Niederschläge bey den häufigen und regelmäßigen Ueberschwemmungen des Flusses in ein neues Land. Da diese Ufer ganz unwegsam sind, so ist auch eine Landung daselbst ganz unmöglich, und sie bilden bey stürmischem Wetter sehr gefährliche Punkte für die Schiffe, deren schon eine große Menge dort

versunken sind. Wenn ein Schiff genöthigt wird, dort Anker zu werfen, so verfängt sich dieser gewöhnlich in den versunkenen Massen, und dann ist er unwiederbringlich verloren. Außerdem häuft der Strom Hügel von Erde vor seinen Mündungen an, welche in der Ferne wie Klippen aussehen, und auf denen die Schiffe oft Wochen lang sitzen bleiben, bis sie durch die Kraft des Stromes, der diese Thonlager beständig von einem Orte zum andern schiebt, wieder flott werden.

Die Fahrt auf dem Mississippి gab dem Verf. vielfache Gelegenheit, die natürliche Beschaffenheit der Ufer und deren Gewächse, so wie auch die den Fluß bewohnenden Thiere, besonders die Crocodile, genau zu beobachten. Von Neu-Orleans erhalten wir eine allgemeine Schilderung rücksichtlich seiner so sehr gemischten Bevölkerung, seiner ausgebreiteten mercantilischen Verbindungen und seines Gesundheitszustandes. Eine ungesündere Lage in der Mitte von Sümpfen hat wohl keine Stadt der Welt; aber für die unermesslichen Vortheile des Welthandels und für die ungeheuere Ausdehnung der innern Schifffahrt auf dem Mississippิ und auf dessen großen Nebenflüssen, welche aus weiter Ferne von Osten und Westen ihm zufließen, konnte wohl kein günstigerer Punct gewählt werden. Etwa 100 Engl. Meilen von der Mündung des Mississippิ und etwa 1000 Meilen von dem Ausflusse des Ohio entfernt, beherrscht Neu-Orleans den ganzen fruchtbaren Westen, welcher ihm auf unzähligen Schiffen die rohen Producte zur Ausfuhr zusendet, und dafür die reichsten Ladungen ausländischer Sachen empfängt. Dieser ungemein lebhabte Handel hat diese Stadt bereits zu einer der reichsten in America gemacht,

und würde gewiß schon ihre Bevölkerung der von Neu-York gleich gemacht haben, raffte nicht das gelbe Fieber jährlich so viele Tausende ihrer Einwohner weg. Vorherrschend sind hier bekanntlich die Französischen und Spanischen Creolen, deren Geistesrichtung und Umgangsformen einen auffallenden Contrast mit der Anglo-Germanischen Bevölkerung bilden, und besonders dem Reisenden aus den gebildeten Europäischen Ländern von hohem Interesse seyn müssen. Das Abweichende ihrer Sitten entspringt vorzüglich aus der heterogenen Mischung des Romanischen, Indianischen, Africanischen und zum Theil auch des Germanischen Elements; während der Anglo-Germanische Norden der Union einen mehr rein Europäischen Character hat, und sich noch dazu durch eine größere Strenge der sittlichen Bildung auszeichnet, was von jeher ein charakteristisches Merkmal des Germanischen Stammes gewesen ist. Alle Romanischen Völker hingegen sind schon an und für sich nach Außen auf den raschen Genuß des flüchtigen Augenblicks gerichtet; um wie viel mehr muß dieß nun unter einer Bevölkerung der Fall seyn, die in ihr Romanisches Element noch einen starken Zusatz von wildem Indianischen und Africanischen Blute aufgenommen hat. Dazu kommt noch der Ueberfluß an äußern Mitteln und das gierige Haschen nach Vergnügungen, ehe eine plötzliche Epidemie dieselben unterbricht. Neu-Orleans ist vielleicht die einzige Stadt in der Union, wo Musik, Tanz, Jagd und lustiges Wesen selbst an den Sonntagen vorherrschend ist, und zwar zum größten Uergerniß der Anglo-Americanischen Presbyterianer, deren religiöse Pedanterey durchaus keine Lustbarkeit am Sabbath zuläßt, und die oft unter die des Sonntags an allen Straßen-Ecken besessigten Franz



zösischen Theaterzettel andere Englische Zettel an-  
 schlagen lassen, auf denen die Heiligkeit des Sab-  
 bats mit Bibelstellen belegt, und Gottesdienst  
 für die Abendstunden angekündigt wird. Doch,  
 wenn sich auch Creolen und Anglo-Americaner  
 noch so schroff in ihren Meinungen und religiö-  
 sen Ansichten, so wie in Sitte und Sprache ein-  
 ander entgegen stehen, so vereinigt sie wieder  
 Politik und Handel, diese beiden mächtigen und  
 einflußreichen Bindemittel, die zuletzt nur allein  
 das Borurtheil besiegen und selbst die größten  
 Contraste ausgleichen können. Wie wäre ohne  
 dieselben Ruhe und Friede unter einem Gemisch  
 von so vielen Nationen, von Franzosen, Spa-  
 niern, Portugiesen, Irländern, Engländern,  
 Deutschen, Indianern, Negern, und der so zahl-  
 reichen Zwischenbevölkerung von Mulatten, Me-  
 flizen, Bamboos, Quarterons u. s. w., die theils  
 frey theils Slaven sind, und wodurch ein sehr  
 ungleiches Verhältniß und ein sehr schroffer Stan-  
 desunterschied entstanden ist, auf längere Zeit  
 möglich? Und wie groß ist dort die Sprachver-  
 wirrung! Wie in einem zweyten Babel hört  
 man alle möglichen Sprachen der gebildeten und  
 ungebildeten Welt. Kurz man hat hier Proben  
 von Allem. Im Merz ist die Stadt am voll-  
 sten, und dann bietet der Markt die Producte  
 aller Welttheile dar. Hunderte von Dampf-  
 schiffen kommen und gehen.

Da die Fahrzeit für eine Reise in die nörd-  
 lichen Theile des Mississippithals zu ungünstig  
 war, so unternahm Se Hoheit im Januar vor-  
 läufig eine kleine See-Partie von Neu-Orleans  
 nach der Insel Cuba, wo ein freundlicherer Him-  
 mel und eine blühendere Natur seiner warteten.  
 Habana, die eigentliche Metropolis der neuen  
 Welt, und der sonstige Stapelplatz von Neu-

Spanien, wird uns in seinen jetzigen Verhältnissen ausführlich geschildert; und diese Schilderung liefert manchen sehr schätzbaren Beleg und manche treffliche Ergänzung zu Humboldt's bekanntem Berichte. Obgleich die Kriege zwischen dem Mutterlande und den Colonien dem ganzen Spanischen America damals eine neue politische Gestalt gaben, so war dieser Zeitpunkt dennoch den Reisenden, Spanier ausgenommen, unter gewissen Berücksichtigungen der Vorsicht nicht ganz ungünstig. Die im Jahre 1822 herrschenden politischen Verhältnisse Spaniens hatten die Insel Cuba, als eine der wenigen treu gebliebenen Colonien, mit in jene Unruhen verwickelt, welche das Mutterland in eine ungewisse Stimmung der Selbständigkeit versetzt hatten. Von Seiten der Spanischen Regierung war unter den früheren Königen ziemlich viel für die Aufklärung und für die wissenschaftliche Bildung dieser Insel geschehen. Kurz nach der Einführung der Verfassung in Spanien wurde den Reisenden gestattet, das Innere der Insel zu erforschen, und das oft sehr willkührliche Verfahren, welches die Gouverneurs sich sonst gegen die Fremden erlaubt hatten, unterblieb jetzt zwar; aber die allgemeine Sicherheit wurde wegen der geschwächten Mitwirkung der Regierung sehr gefährdet, da Niemand so recht wußte, wer befehlen und wer gehorchen sollte. Se Hoheit berichtet manchen Auftritt von Gewaltthätigkeit und Meuchelmord in den Straßen von Habana und in der Umgegend. Besonders dient die Stadt La Regla, welche Habana gegenüber am südöstlichen Ufer der Bay liegt, einer Menge von Seeräubern zum Armatur-Platz. Deshalb wagt sich auch kein fremdes Schiff unbewaffnet in jene Gegenden. Der Vf., von den Ober-Behörden

der Insel besonders beschützt, konnte indeß seine geographischen und naturhistorischen Forschungen in ungestörter Muße verfolgen, und selbst das Innere der Insel durchwandern, wo ihm eine reiche botanische Ausbeute zu Theil ward, wovon der vorliegende Reisebericht nur allgemeine Notizen mittheilt, indem die specielleren wissenschaftlichen Beobachtungen in besondern mit Zeichnungen begleiteten Abhandlungen bekannt gemacht werden sollen. Die zu diesem Zwecke angelegten Sammlungen sollen dann erst gehörig benutzt werden. Wer die so üppige und mannigfaltige Vegetation der Tropenländer kennt, wird leicht ermessen können, wie viel Bereicherungen die Botanik daraus noch zu erwarten hat. Man hat seit Kurzem bey Habana einen botanischen Garten von sehr großem Umfange angelegt, welcher durch eine geschickte Verwaltung leicht zu einem bequemen Zwischenplatze für die Gewächse des innern tropischen America und Europa gemacht werden könnte. Die etwas empfindlichen und für die langen Seereisen nicht geeigneten Pflanzen des Americanischen Continents würden ohne Gefahr und sehr bequem bis nach Habana speditiert werden können, um hier in dem botanischen Garten durch gehörige Pflege im vollkommensten Zustande erhalten zu werden. Von Habana aus sind, nach des Vfs. eigener Erfahrung, so wohl Samen als auch lebende Pflanzen im Sommer leicht nach einem Europäischen Hafen überzuschiffen; und beynabe sämtliche Samen, welche der Verf. aus Cuba nach Europa brachte, sind keimfähig geblieben.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

---

# G ö t t i n g e g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 4. Stück.

Den 9. Januar 1835.

---

Stuttgart und Tübingen.

Beschluß der Anzeige: Erste Reise nach dem nördlichen America in den Jahren 1822 bis 1824, von Paul Wilhelm, Herzog von Württemberg. 2c. 2c.

Nur die Palmenfasen ertragen größtentheils die Seereisen nicht, und verderben trotz aller Vorsicht, mit welcher sie verpackt werden. Dieß ist um so mehr zu bedauern, da die Tropenländer eine so reiche Mannigfaltigkeit von Palmarten darbieten, die zum Theil noch gar nicht bestimmt sind. Leicht keimt freylich der Samen der Königs-Palme (*oreodoxa regia*); aber die Nüsse der palma sombrero (*corypha tectorum*), der Barrigon-Palme (*cocos crispa*, einer von Humboldt aufgestellten Art) und der sogenannten coroyo gehen nach einer Seereise wohl nie auf. Auf Cuba ist auch der Brotfruchtbaum der Süd-See-Inseln mit Glück angebaut worden, und der fruchtreiche Pisang der heißen Zone Asiens und Africas gedeiht in keinem Welttheile voll-

kommener als in America. Bekanntlich verlieren aber auch die Samen des Brotfruchtbaums, so wie die des cacao, wenn sie auch noch so vollkommen ausgebildet sind, bey der Ueberfahrt nach Europa ihre Keimfähigkeit.

Die Stadt Habana selbst bot dem Verf. manchen Gegenstand von hohem Interesse dar. Unter den alten Gebäuden erinnert noch manches sehr lebhaft an die ersten Entdecker der neuen Welt. Hierher gehört vorzugsweise die Cathedralkirche des Bischofs von S. Yago de Cuba, welche zu Anfange des 16ten Jahrhunderts in einem hohen und edlen Stile erbaut ist, und jetzt auch die Asche des großen Cristoval Colon, und die Ketten bewahrt, womit dieser Entdecker der neuen Welt durch die größte der Undankbarkeiten, zum Lohne seines unsterblichen Verdienstes belastet wurde. Eine sehr passende Inschrift bezeichnet das einfache Mausoleum:

O Restos e ymagen del grande Colon,  
Mil siglos durad unidos en la Urna,  
Al codigo santo de nuestra Nacion.

Ferner wird noch jetzt auf dem nördlichen Rande des Hafens ein uralter Caiba mit besonderer Sorgfalt beschützt und verehrt, in dessen Stamm dicht an den Wurzeln ein ziemlich verwittertes Kreuz von Eisen eingestossen ist. Der Sage nach soll dieses Denkmal im Jahre 1494 zum Andenken an die erste unter diesem Baume bey Entdeckung des Places gelefene Messe errichtet worden seyn. Dvando umschiffte nämlich in jenem Jahre zuerst die Insel Cuba, und berichtigte so die Meinung des Entdeckers, welcher Cuba für einen Theil des Indischen Continents hielt. Se Hoheit findet es jedoch wahrscheinlicher, daß das Kreuz erst 1511 unter Leitung des Velasquez, oder de Barba, dem Gründer von Habana,

aufgepflanzt worden sey. Die Krone des Stammes ist schon öfters abgestorben; doch hat sich der unvergängliche Caïba immer wieder aus der Wurzel erneuert.

Von Habana fuhr der Verf. im Merz zurück nach Neu-Orleans, und bereitete sich hier zu einer weit beschwerlicheren und langwierigeren Reise nach dem innern nordwestlichen Theile America's vor. Der erwachende Frühling belebte die Landschaft wieder mit unzähligen neuen Gewächsen, und gab dem forschlustigen Verf. die beste Gelegenheit, die Entwicklungsperiode der bunten Pflanzenwelt beym Uebergange der kalten Jahreszeit in die warme in einem Lande zu beobachten, welches so nahe dem heißen Erdgürtel gelegen, dennoch den gemäßigten Klimaten sich nähert, und dadurch von den eben so niedrig gelegenen Ländern der alten Welt unter gleicher Breite sich auffallend unterscheidet. Besonders günstig ist auch im Frühjahr der hohe Wasserstand des Mississippi zu einer Fahrt stromaufwärts, da sonst bey niedrigem Wasserstande der reißende Strom selbst die Kraft der Dampfschiffe an vielen Stellen bedeutend gefährdet. Mit vielen trefflichen Bemerkungen stattet der Verf. seinen Reisebericht aus. Seine Reise ging anfangs Plaquemine, Baton Rouge, Bayou Sarah und St. Francisville vorbey bis nach Pointe Coupée, wo ein längerer Aufenthalt zu vielfachen Wanderungen und Forschungen benützt wurde. Kein Strom der Welt hat wohl so viele Ausflüsse und Wasserverbindungen durch eine Unzahl von Landseen, Bayous, kleineren Strömen und Canälen aufzuweisen, als der Mississippi, der in dieser Rücksicht unter den uns bekannten Flußgebieten der Welt ganz einzig in seiner Art ist. Eine genau gezeichnete Charte, welche im vierfachen Maßstabe

der in Philadelphia bey Lea erschienenen entworfen, und dem vorliegenden Werke beygefügt ist, gibt eine vortreffliche Uebersicht des ganzen hydrographischen Systems des Mississippis Thals vom 33sten Breitegrade abwärts. Die vielen Seen und Sümpfe, welche innerhalb des Delta liegen, welches vom Acheffalaya und Mississippis gebildet wird, hängen beynahe alle wieder durch Canäle mit einander zusammen. Der Bayou Plaquemine bildet selbst einen großen Ausfluß des Mississippis von Nord nach Südwest, und ist für die hydrographische Verbindung in dem westlichen Theile von Louisiana von großer Wichtigkeit, indem er nicht nur das sumpfige Delta, sondern auch die fruchtbaren Landstriche der Atacapas und Opelousas für Boote zugänglich macht. Auch der Falsche Fluß (fausse rivière) und der Bayou Tunica sind im Zuflußsysteme des Mississippis nicht unwichtig. Der Verf. hielt sich hier lange auf, und lernte auch diese Gegend genau kennen. Dann fuhr er weiter stromaufwärts vor der Mündung des Acheffalaya und des rothen Flusses (welcher in den Savanen Neu-Spaniens entspringend, dort Rio Colorado de Nachitoches genannt wird, und nächst dem Mississippis der größte Fluß in Louisiana ist) vorbey in das Gebiet des Mississippis-Staates nach Natchez; von da passierte er die Mündungen des Sazou und des noch größern Arkansas, des weißen und des St. Franciscus-Flusses, und segelte in den Ausfluß des Ohio hinein bis nach Louisville in Kentucky. Der Zusammenfluß dieser beiden ungeheuern Wassermassen gehört zu den staunenswürdigsten Natur-Scenen Americas, und kann einst einer der wichtigsten Plätze unserer Erde und die reichste Quelle der Weltgeschichte werden. Wenn nur die Ufer der Vereinigung des Ohio

und Mississippi weniger niedrig und sumpfig, und den hohen Ueberschwemmungen weniger ausgesetzt wären, so hätte man schon längst den Plan, eine Stadt daselbst zu gründen, weiter ausgeführt, als bisher geschehen ist. Die Spitze bildet fast einen rechten Winkel, wo der klare und ruhige Ohio seine grünfarbige Wassermasse in der Mitte dichter Urwälder mit den trüben und pfeilschnellen Fluthen des aschenfarbigen Mississippi vermischt. Beide Flüsse mögen da wohl dieselbe Breite haben. Unterhalb ihrer Vereinigung erscheinen große sumpfige Wälder auf beiden Ufern, die durch den Einfluß der starken Strömung und den Druck, welchen die entgegengewirkenden Wassermassen auf einander äußern, einer sehr großen Veränderung ihrer Lage unterworfen sind, da sie nicht aus festen Felsenmassen, sondern aus niedrigem und weichem Boden geformt sind. Durch die reißende Strömung des Mississippi und die größere specifische Schwere desselben wird die Wassermasse des Ohio sehr gedrängt, und es entstehen dadurch viele für die Schifffahrt gefährliche Stellen, wo sich die Fluth in rotativer Bewegung zischend hebt und so in converen Massen sich ewig erneuernd davon eilt. Der Strom scheint immer in Wuth zu seyn, indem er mit Riesenkraft baumreiche Ufer von der einen Seite fortreißt und dann diese Beute an einer andern Stelle wieder ansetzt. Die kreisenden Wirbel und die Menge der sich darauf zeigenden Wasserblasen, so wie die oft sehr hohen und kurzen Wellen lassen auf eine große und unregelmäßige Tiefe des Strombetts an der Mündung des Ohio schließen, die sich häufig verändert, so daß die richtige Tiefe durch das Senkbley nicht ergründet werden kann.

Von Louisville am Ohio ging die Wasserfahrt



zurück in den Mississippi, hinauf nach St. Louis in Missouri. Der Mississippi nimmt oberhalb seiner Verbindung mit dem Ohio einen noch wilderen Character an. Seine ungeheure Strömung treibt besonders hier unzählige zum Theil ganz dürre, zum Theil aber noch belaubte Stämme, welche der noch reißendere Missouri ihm hauptsächlich zusendet, mit sich fort, und wirft sie oft an die Ufer oder auf seichte Stellen, wo sie in großen Massen mit Aesten und Wurzeln in einander verwickelt große Holzstöcke bilden, welche bey hohem Wasserstande der Schiffahrt sehr gefährlich sind, und daher mit Recht von den Creolen embarras genannt werden. Es ist unglaublich, wie viele Fahrzeuge hier schon zu Grunde gegangen sind. Nur der geschickte Schwimmer rettet sich zuweilen aus diesen Gefahren und der Neuling zittert vor dem Anblicke dieser furchtbaren Natur=Scenen. Zum Theil gehen die Stämme in Verwesung über, oder bilden jahrelang an den Ufern die sogenannten snags oder sawyers d. h. die wie lange Pfähle von den Ufern oder seichten Stellen (wo sie sich verfangen haben und gleichsam fest gemauert sind) in den Strom vorschießenden Stämme, an denen die Fahrzeuge scheitern. Bey hohem Wasserstande werden aber diese Holzmassen zuweilen wieder flott, und oft erst nach jahrelanger Fahrt erreichen sie das untere Stromgebiet, nachdem sie, aus einem unbekanntem Norden stammend, mehrere tausend Engl. Meilen zurückgelegt haben. Auch machen die zahllosen Inseln, welche den Mississippi ober- und unterhalb des Ohio füllen, die Strömung an vielen Stellen sehr schmal und sehr heftig, so daß die Gewalt des Wassers die Lage der einzelnen Inseln oft bedeutend ändert. So viel sich Ref. erinnert, sind diese Inseln nie ge-

zählt worden. Manche von ihnen sind ziemlich groß und mit dicker Waldung bewachsen. Sie gewähren mit ihrer üppigen Vegetation einen sehr erfreulichen Anblick, und theilen, wenn sie lang sind und ihrer mehrere neben einander liegen, den Mississippi in mehrere Ströme und Rapiden, gerade wie dieß auch mit dem St. Lorenz zwischen Montreal, Brockville und Kingston der Fall ist, wo die sogenannten Thousand Islands diesem Strome die größte Aehnlichkeit mit dem Mississippi geben. Die britische Regierung hat die Inseln des St. Lorenz zählen lassen, und nach vier Jahren 2322 heraus gebracht, auf denen Vegetation zu sehen ist, ohne die nackten Felsen mitzurechnen. Ref. erfuhr dieses an Ort und Stelle, als er im Sommer 1828 mit den Dampfschiffen St. Lawrence und Neptun bis Prescott, und von da mit der Alciope nach Niagara segelte.

In St. Louis wurde Sr. Hoheit von der Pelzhandel-Gesellschaft (American fur company) zur Fortsetzung der Reise auf dem Missouri nach Nord-West auf alle mögliche Weise Vorschub geleistet. Von jetzt an beginnt der höchst interessante Bericht über die Ureinwohner jener wilden und unangebauten Gegenden. Noch in St. Louis hatte der Verf. Gelegenheit, die Poutowatomis-Indianer und eine Horde Osagen kennen zu lernen, welche mit dem General Clarke, dem Aufseher aller Indianischen Stämme im Nordwesten, einige streitige Punkte verhandelten, und völlig zufrieden gestellt, wieder in ihre Wälder zogen. Es ist nämlich das Streben der vereinigten Staaten, die Ureinwohner mit den Eingewanderten zu versöhnen, und jene unschädlich zu machen, indem man sie im vollen Genuße ihrer Rechte und Jagdfreyheit läßt. Die Osagen

bilden noch eine mächtige Nation, und werden für die größten und muskulösesten Indianer der westlichen Gegenden gehalten; auch sind alle sprachverwandte Stämme von demselben starken Körperbau und bekrunden auch hierdurch die Gemeinschaft ihrer Abkunft. Sie bewohnen jenen großen Strich Steppenlandes westlich vom Mississippi und Missouri, welcher durch die Andenkette begrenzt wird, und scheinen viel früher als die Pahnis die Herren des Landes gewesen zu seyn; wenigstens deuten ihre dunkeln Traditionen darauf hin. Wahrscheinlich scheint es dem Wf., daß die Pahnis sich erst seit wenigen Jahrhunderten aus Süd-Westen nach Norden gezogen haben, und daß sie wohl nur ihrer größern Tapferkeit den ungestörten Besitz jenes Landstrichs, den sie jetzt bewohnen, verdanken. Früher gehörten auch die Rikaros zu den Pahnis; sie leben aber jetzt abge sondert an den obern Ufern des Missouri. Zu den Völkern des Osagen-Stammes zählt man auch die Comazen, Arkansas, Kansas, Omahas, Ponkaras und noch einige andere kleinere Völkerschaften, über welche es aber, da sie in den entfernten westlichen Steppen leben, noch völlig an bestimmten Nachrichten mangelt. Trotz der offenkundigen Stammverwandtschaft, die aus ihrer Sprache und aus ihren Gebräuchen hervor geht, verfeindeten sich diese Völkerschaften wegen gegenseitiger Eingriffe auf ihre Jagdbezirke, und kehrten die Waffen gegen einander; und auch mit den Pahnis und Sioux in steter Fehde lebend, mußten ihre Scharen bald zusammenschmelzen, und gewiß sind die kleinern Nationen zum Theil ausgestorben. In neuern Zeiten ist indeß durch Vermittlung der Agenten der vereinten Staaten eine Versöhnung unter diesen wilden Horden zu Stande

gekommen, und es ist sogar gelungen einen Frieden zwischen den Osagen und Pahnis zu bewirken, was beiden Nationen einen großen Vortheil bringt, da sie sich nun gemeinschaftlich gegen ihre Erbfeinde, die Sioux, schützen können.

Die Reise des Vf. ging den Missouri hinauf bis zur Mündung des Osage, wo er die eigentlichen Wohnsitze des Osagen-Stammes besuchte. Der Osage hat seine Quellen in den großen Savannen zwischen den Kanzas und Arkanzas; und hier ist es wo die Indianer noch in ihrer ursprünglichen Wildheit hausen, und ihre alten Sitten und Gebräuche ungestört beybehalten können. Die Einschränkungen der Jagd, welche das Hauptnahrungsmittel dieses Stammes ist, haben sie freylich etwas mehr nach Westen zurück gedrängt, indem die fortschreitende Europäische Bevölkerung sie bereits aus den großen Waldungen, welche den Missouri und die ihm zollbaren Nebenflüsse begrenzen, vertrieben hat. Aber auf jenen unermesslichen Steppen, wo der Bison in großen Scharen weidet, nomadisieren sie noch jetzt wie zur Zeit der Entdeckung von America. Ihr jetziger Jagdbezirk ist vielleicht der einträglichste der vereinten Staaten. Den Bison ereilt der Osage zu Pferde und erlegt ihn mit Pfeilen. Seine Tapferkeit macht ihn seinen Nachbarn furchtbar. Er ist aber weniger grausam, als diese. Menschenopfer und der Genuß des Menschenfleisches, dem die andern wilden Horden noch nicht zu entsagen gelernt haben, scheinen ihm fremd zu seyn.

Den Missouri noch weiter hinauf fahrend, traf der Verf. abermals mit einer Horde Wyowas zusammen, die den Strom abwärts fuhren, um in St. Louis bey dem General Clarke um Gnade

und Schonung zu betteln, da sie durch ihre Greuelthaten die Waffen der Americaner gegen sich gewandt, und einer gänzlichen Ausrottung ihres Stammes, der nur noch aus 200 Köpfen besteht, entgegensehen. Der Missouri selbst wird oberhalb Franklin, einem kleinen Städtchen von etwa 1000 Einwohnern, sehr reißend und ist stromaufwärts sehr schwer zu befahren. Deshalb zog der Verf. die Landreise bis an die Mündung des Kanzas vor. Hier hört nun alle Europäische Bevölkerung auf, und der Reisende erblickt die Natur, nur von wilden Urvölkern und zahlreichen Thieren aus allen Reichen belebt, in ihrer eigenthümlichen Gestalt. Der Stamm der Kanzas, welcher früher den weißen Ansiedlern viel zu schaffen machte, lebt jetzt mit diesen in friedlichen Verhältnissen. Ihr jetziger Häuptling Wa-kan, ze-re hat zu diesem mildern Verkehr sehr viel beygetragen. Se Hoheit hatte eine Zusammenkunft mit den Ersten des Stammes, die ihn mit einem kräftigen hau! dem gewöhnlichen Freundschaftszuruf, und dann mit der Friedens-Pfeife begrüßten, und versicherten, sie betrachteten ihn als einen nahen Bruder der großen Oberhäupter über dem großen See im Osten. Diese seyen mächtiger als alle Häuptlinge der rothen Leute, und so mächtig, wie der große Vater der langen Messer.

Am flachen Flusse (rio de la plata von den Spaniern in Neu-Mexico genannt) angelangt, setzte der Vf. seine Reise den Missouri hinauf bis nach den sogenannten Council-Bluffs fort, wo die Pelzhandel-Gesellschaft eine Niederlage hat. Der flache Fluß ist unstreitig der größte unter den vielen Strömen, welche in den Missouri münden. Seine Quellen, obgleich noch nicht ganz

genau bekannt, entspringen in den ungeheuern Eismassen der nördlichen Cordilleren Mexico's, in den Regionen des ewigen Frostes innerhalb der Schneelinie. Sein Lauf geht beynabe 200 deutsche Meilen lang durch Savanen (daher sein Name), in denen noch viele Indianische Stämme hausen, die wegen ihrer Raublust verrufen sind. Der Vf. lernte die Stos, Missouri und Wyomas genauer kennen, und schildert die Lebensweise und den Cultus der letzteren sehr ausführlich. Auch hatte er am Elkhorn-Strome eine Zusammenkunft mit den Häuptern der Dmahas, und traf noch andere Indianer am Ausflusse des rapid water river oder eau qui courre, der durch die bekannte Expedition von Lewis und Clarke erst im Jahre 1804 genauer bestimmt worden ist. Von dem Ponka-Flusse an ging darauf die Land-Reise in gerader Richtung nach Norden, und dann wieder zurück auf dem Missouri bis zum Siour-Flusse, welcher aus Osten dem Missouri zufließt. Die Rückkehr zu Wasser nach den Council-Bluffs gab eine Gelegenheit, die Stos und Pahnis zu besuchen, die den Verf. freundlich aufnahmen, und ihm die Friedens-Pfeife reichten mit einem kräftigen hau! hau!

Von nun an beginnt die Rückkehr nach St. Louis, und dann mit dem Dampfbote Cincinnati den Mississippi hinunter nach St. Geneviève, wo das Dampfboot, welches den Verf. schon früher von Louisville nach St. Louis getragen hatte, verunglückte. Mit einer andern Gelegenheit fuhr Se Hoheit den Mississippi hinunter nach Neu-Orleans, und von da mit der Brigg Smyrna nach Frankreich.

## P a r i s.

Gedruckt bey Paul Renouard: Metaponte, par le Duc de Luynes et F. J. Debacq. 1833. Fol. II und 49 S. und 10 Tafeln, theils Kupferstich, theils Steindruck.

Der Herzog von Luynes, der an dem gegenwärtigen Aufschwunge der archäologischen Studien in Frankreich einen sehr bedeutenden Antheil hat, hat auf einer Reise nach Italien, in den Jahren 1825 — 28, in den Ruinen von Metapont, wie von Lokri und Pandosia, genaue Untersuchungen angestellt. Von den letztern sind die Resultate in den *Annali dell' Istituto di corrispondenza archeologica* T. II. p. 3. und IV. p. 3 — 18. *Monum. ined.* tv. 15 u. 49 bekannt gemacht; die der erstern liegen in dem gegenwärtigen Prachtwerke vor. Zwar wurden die Nachgrabungen, welche der Herz. v. Luynes bey den Tempelruinen Metaponts veranstaltet hatte, durch die Ausgießungen des nahen Flüsschens Bradano unterbrochen und mußten darum ganz eingestellt werden: indessen war die Ausbeute der vorgenommenen architectonischen und topographischen Arbeiten immer bedeutend genug, um den Ueberresten von Metapont, welche man bisher nur durch zwey sehr oberflächlich gemachte Ansichten in dem Werke von St. Non kannte, ein eigenes prächtig ausgestattetes Werk zu widmen, welches nach der Absicht des Herausgebers einem größern Werke über die Geschichte und Alterthümer Groß-Griechenlands gleichsam zur Einleitung dienen soll. Der Herzog v. Luynes gibt zugleich in diesem Werke keine bloße Beschreibung der Denkmäler, sondern eine ziemlich vollständige Behandlung des alten Metapontum

überhaupt. Der Text des Buches zerfällt in folgende, doch meist nicht eben ausführliche, Abschnitte: Topographie; temps héroïques; temps historiques; temps philosophiques (eine etwas sonderbare Bezeichnung der Blüthezeit des Pythagoreischen Bundes); décadence et chute; numismatique; explication des planches. In dem Abschnitte über die mythischen Zeiten legt der Verf. großes Gewicht auf die Colonie der von Troja zurückkehrenden Gefährten des Nestor, welche Metapont gegründet haben soll, und bringt damit außer den Leichenopfern der Pylischen Heroen auch den Cultus und die Spiele des Acheloos in Verbindung, von denen uns in einer von Millingen (Transactions of the Roy. Society of Literature I. p. 142. vergl. diese Anzeigen 1829. S. 2029) zuerst erklärten sehr interessanten Münze (mit der Umschrift AXEAOIO AΘAON) ein sicheres Denkmal erhalten ist; dieser Metapontinische Acheloos soll nämlich nicht der Aetolische, sondern der Arkadische, ein unbedeutendes Nebenflüßchen des Alphaios im Gebiet von Theisoa (Paus. VIII, 38, 7), seyn. Von dieser Pylischen Colonie ist indeß nur so viel als historisch anzusehen, daß sich Geschlechter in Metapont befanden, die den Cultus der Meliden, den wir geschichtlich daselbst vorfinden, dahin gebracht hatten: übrigens steht und fällt sie mit den übrigen angeblich sehr zahlreichen Niederlassungen der von Troja zurückkehrenden Heroen in Groß-Griechenland. Sicher dagegen ist, daß Metapont außer der Achäischen Colonie des Leukippos eine andere aus dem südlichen Phokis und den benachbarten Landstrichen, namentlich Aetolien, erhalten hat: wie auch Millingen a. a. D. und Osann,



im Kunstblatte 1831. №. 16 annehmen. Ephoros nannte Daulios, den Tyrannen von Krissa, als Gründer von Metapont, in welchem Namen die Tradition eine von Krissa und Daulis ausgehende Colonie personificiert zu haben scheint. Neben Daulis liegt Panopeus, welches Homer als Stadt des Epeios kennt: Theilnehmer jener Colonie aus Panopeus werden also wohl die Sage von Epeios mitgebracht haben, der alsdann, nach dem gewöhnlichen Prochronismus der Griechischen Mythologie, selbst auch als Gründer von Metapont genannt wird. Auf der andern Seite scheint Metapa, eine Stadt am Trichonischen See in Aetolien, dem Namen nach mit Metapont zusammenzuhängen: zumal da der alte Historiker Antiochos bey Strabo und Andere Μέταρον für Μεταπόντιον als alten Namen der Stadt angeben, wovon auch die Glosse des Hesychios: Μεταβολοι . . . . οἱ Μεταποντινοὶ παρὰ Ἰταλοῖς eine dunkle Spur enthält. Vornehmlich aber deutet auf diese Gegend der erwähnte Cultus des Acheloos, der gewiß nur der in ganz Griechenland berühmte Fluß von Aetolien ist; sein Cultus war auch bey den Akarnanen, wie bey den Metapontinern, mit Agonen verbunden (Schol. Il. 24, 616). Diese Niederlassung muß besonders unter dem Einfluß des Delphischen Orakels (welches damals noch im Gebiet von Krissa lag) gestanden haben; daher der in goldenen Aehren (χρυσῶν δέρος) bestehende Tribut der Metapontiner an den Pythischen Gott. Auf diesen Punct würde der Verf. bey der Erklärung der Münzen wohl aufmerksam geworden seyn, wenn ihm die neuen deutschen Arbeiten über diese Gegenstände zugänglicher gewesen wären.

Wir wenden uns zu den Kupfertafeln. Diese enthalten: Taf. 1. eine kleine Karte der Lage von Metapont. Taf. 2. eine Ansicht des ehemaligen Hafens der Stadt, und zwey Ansefixa aus Terracotta, welche auf dem Boden von Metapont gefunden worden sind. Taf. 3. eine Ansicht der an dem tavola dei Paladini genannten Plaze noch stehenden Tempelruine von Metapont, von der auf Taf. 4 bis 6 Plan, Aufsriß und die architectonischen Details der Säulen gegeben werden. Diese Ruine besteht aus 15 Dorischen Säulen, welche einem hexastylen Peripteral-Tempel angehörten. Die Säulen haben ziemlich 10 moduli in der Höhe, sind also schon weit schlanker als die Säulen des großen Tempels von Pastum, auch schlanker als die der ältesten Tempel in Sicilien. Ueberdies haben sie eine übermäßig starke Verjüngung nebst entsprechender Ausladung des Capitäls, welche, nach den Tempeln von Selinus zu urtheilen, erst gegen die Zeit der Perserkriege in diesen Gegenden aufgefunden ist, und eine bauchige Schwellung nach Art der bey den jüngern Gebäuden in Pastum beobachteten. Die übrigen Tafeln, 7 bis 10, beziehen sich auf einen Tempel, dessen Anlage und Gestalt erst durch die Nachforschungen des Herausgebers aus einem bisher wenig beachteten Trümmerhaufen bey der chiesa di Sansone ans Licht getreten ist. Auch dieser ist im Dorischen Styl, und zwar nach der Taf. 9 gegebenen Restauration in noch stärkeren Verhältnissen gebaut, als die früher erwähnte Ruine. Aber von besonderem Interesse sind die Bruchstücke aus gebrannter Erde, die man in diesen Trümmern gefunden hat, und an denen

noch der antike Farbenüberzug vollkommen zu erkennen ist. Sie gehören dem Kinnleisten, an welchem auch die Löwenköpfe noch wohl erhalten sind, und der inneren Decken-Verzierung an; zum Theil auch den Dachziegeln, welche ebenfalls gemahlt waren. Die Mittheilung dieser Terracotta-Fragmente in genauen Abbildungen Taf. 7. 8, die nur um die Hälfte verkleinert sind, gibt diesem Werke einen besondern Werth für die neuen Untersuchungen über die polychrome Architectur. Wenn die Abbildungen die Farbentöne genau wiedergeben: so muß man gestehen, daß, so bestimmt und scharf auch die Färbung im Einzelnen ist, doch das Ganze nicht den Eindruck einer unangenehmen Buntheit macht, sondern den ernstesten Character behauptet, welcher der Dorischen Baukunst allein angemessen war. Auch kann man sicher seyn, daß die einfachere Färbung der Säulen und Wandflächen des ganzen Tempels mit dem reicheren Colorit jener verzierten Glieder zu einem harmonischen Eindruck zusammenwirkte, indem der nackte Stein bey diesen aus einem groben Kalktuf gebauten Tempeln wohl nirgends zum Vorschein kam; auch bey diesem Gebäude haben sich, nach der Angabe des Herausgebers, noch Stücke eines gelblichen Stucco's gefunden, womit die äußeren Flächen der Bausteine überzogen waren.

R. S. M.

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 5. Stück.

Den 11. Januar 1835.

---

### M I t t e n a.

Ben Hemmerich, 1834: Der Jude, oder Journal für Gewissensfreyheit, in zwanglosen Heften, herausgegeben von Dr. Nießer. Erstes Heft. VI u. 108 S. in 8.

Der Verf. hat während der Jahre 1832 und 33 eine Zeitschrift unter ähnlichem Titel heraus gegeben, und macht hier den Anfang, sie ohne fremde Hülfe fortzusetzen. Auch wird der Gegenstand, der vorausgesandten Erklärung zufolge, durch Ausschließung alles rein theologischen beschränkt.

Der Aufsatz der das vorliegende erste Heft füllt, zeichnet sich durch einen klaren und leichtesten Vortrag und seltne Gewandtheit in der Sprache aus. Dieses ist jedoch das geringste von dem Lobe das ihm gebührt. Er ist mit außerordentlicher Wärme und hin und wieder mit wahrer Beredsamkeit geschrieben. Pectus est quod disertum facit. Die Stellen, worin der Verf. seinen Unwillen über unverdiente Zurück-

sehung Einzelner seines Stammes äußert, die sich nicht bloß durch Kenntnisse und verständige und nützliche Anwendung derselben, sondern auch durch höhere und sittliche Bildung auszeichnen, sind von edelm Gefühle eingegeben; dieses belebt seinen Ausdruck, und hierbey ist sogar die eingeflossene Bitterkeit nicht zu tadeln. Das Bewußtseyn erlittenen Unrechts erregt die besten Empfindungen des Menschen in solchem Grade, daß man auch dem bloß vermeintlich gekränkten Rechtsgeföhle viel zu Gute halten muß.

Mit allem dem ist nicht zu erwarten, daß die Sache, die Hr Dr Rießer führt, durch diese Schrift eine günstigere Wendung erhalten werde. Sie ist bestimmt polemisch, und folgt Schritt vor Schritt einem Vortrage, den Herr von Kottel in der Badenschen Ständeversammlung als Wortführer einer von ihr ernannten Commission gehalten, welche zu untersuchen hatte, ob den dortigen Israeliten die begehrte Gleichstellung in bürgerlichen Rechten zugestanden werden solle. Hr Dr Rießer widerlegt — oder widerspricht auch nur jeder einzelnen Aeußerung. Eine solche Behandlung ist aber eigentlich nur für eine berathende Versammlung geeignet, in welcher jede Rede Gegenrede hervorruft, und die Sache damit einer Entscheidung näher gebracht wird. Hr von Kottel wird sich schwerlich berufen fühlen, mit dem Verf. dieser Schrift einen Streit vor dem Publicum zu führen. Als Referent des ständischen Ausschusses hätte er kein Interesse dabey; und wenn er auch in einem oder andern Stücke Unrecht hätte, so könnte jedes andere Mitglied der Stände, das mit ihm gestimmt hat, auftreten, und den gefaßten Beschluß mit andern Gründen rechtfertigen.

Wenn man aber von dem besondern Zwecke

dieser Schrift absieht, so bleibt noch zu erwägen, was die Aufklärung eines Gegenstandes, über den gegenwärtig in ganz Deutschland mit so großer Lebhaftigkeit gestritten wird, durch sie im Allgemeinen gewonnen? Doch ist auch dieses nicht viel: da schon die Aufschrift zeigt, daß der Verf. gleich andern Vertheidigern seiner Sache, einen Weg einschlägt, der nicht zum Ziele führen kann.

Es ist wirklich nicht vom Glauben und der Freyheit desselben die Rede. Dieser ist schon seit sehr langer Zeit in Deutschland nicht bedrückt. Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts hat ein fanatischer Erzbischof von Salzburg seine protestantischen Unterthanen aus seinem — und ihrem — Lande vertrieben. Zu derselben Zeit konnte aber in ganz Deutschland das Sprichwort: unter dem Krummstabe ist gut wohnen, vorzüglich auch auf die tolerierten Juden angewandt werden. Hingegen kann man den Regierungen darüber gegründete Vorwürfe machen, daß sie es vernachlässigten, den bürgerlichen und sittlichen Zustand von Menschen zu verbessern, die sie nicht bloß im Lande duldeten, sondern ihren Unterthanen aufdrängten. Diese bewiesen eine sehr starke Abneigung, die alle Völker gegen einen im Aeußern, in Sprache, Sitten, und hier gar auch in Gesetzen und in der Religion verschiedenen Stamm hegen; und die immer stärker hervorzutreten pflegt, je näher sie einander rücken, ohne jedoch ganz verschmolzen zu werden. Diese Abneigung gegen die Israeliten hat jetzt in Deutschland sehr abgenommen: und es hat eine solche Annäherung statt gefunden, daß eine laute und bedeutende Stimme, die sich indessen noch gar nicht für eine allgemeine ausgeben darf, eine vollständige Gleichstellung in bürgerlichen Rechten fordert. Nun be-

hauptet Hr Dr Nießer mit allen andern Schriftstellern seiner Parthey, die Religion sey der einzige Grund, eigentlich nur ein Vorwand, diese Gleichstellung zu verweigern. Dabey kommt ihm die Unbestimmtheit des Ausdrucks Religion zu statten. Unter derselben versteht der Eine den Glauben, ein Anderer, die Gemeinschaft mehrerer im Glauben, ohne welche eine Ausbildung religiöser Vorstellungen und Gesinnungen nicht wohl gedenkbar ist; ein dritter, die äußere Form, dadurch diese Vereinigung Bestand erhält; auch wohl die Gebräuche, welche die Theilnehmer einer kirchlichen Vereinigung in unzähligen Abstufungen mehr oder weniger für wesentlich halten. Endlich kommt bey den Israeliten, und nur bey ihnen, eine ganz eigenthümliche, den sämtlichen europäischen Völkern fremde Gesetzgebung hinzu, welche sie selbst für ein heiliges und ihnen ausschließliches Eigenthum erklären. Dennoch wird die Behauptung aufgestellt, der Glaube sey der einzige Grund der Ausschließung israelitischer Einwohner von bürgerlichen Rechten. Sie wird sehr geflissentlich dadurch unterstützt, daß man dem Ausdrucke, der Nationalität andeutet, einen andern ganz unpassenden unterschiebt, und die Israeliten Bekenner des mosaischen Glaubens nennt. Wenn einige von diesen sich jetzt, um der Sache abermals durch einen neuen Ausdruck Gunst zu verschaffen, Bekenner oder Anhänger des mosaischen Gesetzes nennen, so verrathen sie damit unvorsichtiger Weise selbst, daß es nicht die Verschiedenheit des Glaubens ist, die ihrem Begehren im Wege steht, und nähern sich dem wahren Verhältnisse der Sache. Dem Dr Nießer selbst entwischt in der Lebhaftigkeit seiner Declamation ein Ausdruck, der seiner Ansicht widerstreitet. Er spricht S. 49 mit großer Wärme von der politischen

Vereblung seines Volkes. Sein Eifer für die sogenannte Emancipation der Juden erhält dadurch einen höheren und edleren Character. Aber sie sind also doch, nicht eine religiöse Secte, sondern ein Volk. Ursprünglich waren sie sogar in dem was das allgemeinste und stärkste Band verwandter Stämme ausmacht, in der Sprache, verschieden. kaum sechzig oder siebenzig Jahre sind verflossen, seitdem es noch in vielen Ländern nöthig gefunden ward, den jüdischen Handelsleuten zur Pflicht zu machen, daß sie ihre Bücher in deutscher und nicht in einer nur ihnen und ihren Stammesverwandten in andern Ländern verständlichen Sprache führen sollten: weil ohne dieses kein rechtlicher Verkehr mit ihnen statt finden konnte.

Seit dieser Zeit hat sich gar vieles in Deutschland sehr verändert: auch die Israeliten. Hr Dr Kießer behauptet, diese verdankten ihre allerdings sehr auffallenden Fortschritte in der sittlichen Cultur, der Ausbildung theologischer und philosophischer Lehrer ihrer eigenen Schule, welche vor vielen hundert Jahren in Spanien blühte. Eine solche, auf einheimischem Grunde beruhende und daraus mit eigener Kraft hervorgegangene Bildung ist unstreitig die sicherste und vorzüglichste. Sie mag wohl ein gerechtes Selbstgefühl der Nation erzeugen: aber sie führt auch dahin, die Trennung von andern Völkern schärfer zu bezeichnen und zu verewigen: und es ist sehr auffallend, daß der Schriftsteller mit dem wir uns hier beschäftigen selbst, in einer früheren und gehaltvolleren Schrift (über die Stellung der Bekenner des mosaischen Glaubens in Deutschland, 1831) auf Maßregeln dringt, welche eine verschiedene Nationalität aufrecht erhalten. In seiner Ansicht hat er vollkommen Recht; und die Wärme, mit der er



sich gegen den Uebertritt zur christlichen Kirche, aus Beweggründen des bloßen Interesse erhebt, zeugt von einem edeln Gefühle für das Wohl seines Stammes, und von Einsicht in die Bedürfnisse desselben. Denn was sollte aus ihm werden, wenn alle die sich durch Kenntnisse, Bildung, Vermögen und äußere Bedeutung auszeichnen, der Gemeinschaft entsagten? Die bürgerliche Ordnung würde durch den übrig bleibenden Haufen sehr gefährdet. Sie könnte wohl durch die Regierungen geschützt werden. Wie sollten diese aber es anfangen denselben zu veredeln, und besserer bürgerlichen Verhältnisse fähig zu machen, wenn die wirksamsten Mittel dazu ihnen durch die Israeliten selbst entzogen würden? Doch kann hier auch nicht unbemerkt bleiben, daß der Verf. in seinem lobenswerthen Eifer gegen die Gleichgültigkeit in der Religion, welche äußerer Vortheile wegen zum Uebertritte in die christliche Kirche bewegt, so weit geht, Maßregeln zu empfehlen, die mit dem von ihm selbst aufgestellten Principe der Gewissensfreyheit nicht harmonieren. Denn es steht, nach den eigenen Grundsätzen des Hn Dr Nießer, unstreitig den Israeliten doch auch frey, zu glauben, daß die allgemeinen Religionswahrheiten, auf denen alle Frömmigkeit und Sittlichkeit beruhet, eben so wohl in christlichen Kirchen gelehrt werden können, als in jüdischen Schulen. Solche werden sich aber auch durch ihren Glauben berechtigt halten, zu der Kirche des Landes zu treten, in dem sie leben. Sie werden in diesem Schritte nicht bloß ein Mittel sehen, lucrative Bürgerrechte zu erwerben, die vielleicht die Vortheile ihrer Verbindung mit weit verbreiteten Stammgenossen nicht aufwiegen. Sie werden ihn vielmehr thun, um in eine vollständige bürgerliche und sittliche Gemeinschaft mit den Bewohnern

und rechtmäßigen Besitzern des Landes zu treten, in dem sie nicht bloß wohnen, sondern dem sie ganz angehören wollen.

Wenn aber den Israeliten verstattet werden muß, Genossen des mosaischen Glaubens und Gesetzes zu bleiben: können sie daneben volles Bürgerrecht in den deutschen Staaten erhalten, in welchen sie nur als Schutzverwandte aufgenommen sind und bisher gelebt haben? Sie fordern dieses als ein allgemeines Recht der Menschheit. Dabey wird aber eine gänzliche Trennung des Staats von der Kirche vorausgesetzt, die in keinem europäischen Staate anerkannt wird, sogar in Frankreich nicht, wo sie als Princip der ganzen Staatsverfassung von der constituierenden Versammlung 1789 ausgesprochen ward, aber aller seitdem angewandten Bemühungen sie geltend zu machen, doch immer noch in der Wirklichkeit nicht herrscht, und dem die deutsche Bundesacte ausdrücklich widerspricht, indem diese vielmehr die Gleichheit aller anerkannten christlichen Religionsparteyen festsetzt. Zu diesen sind die Anhänger des mosaischen Glaubens und Gesetzes nicht zu rechnen. Sie bestehen also in Deutschland als eine besondere, jenen nicht gleiche Partey. Wenn man aber auch annehmen will, daß eine Gleichheit aller Staatsbürger das Ziel ausmache, nach welchem die fortschreitende Civilisation streben soll, so folgt daraus doch nicht, daß man damit anfangen müsse, eine Gleichheit einzuführen, die nur unter Bedingungen Statt finden kann, welche noch nicht vorhanden sind, und erst durch jene Gesetze herbeygeführt werden sollen.

Ein anderer Schriftsteller, einer der vorzüglichsten unter denen welche sich mit dem Gegenstande beschäftigt haben, (Wie verloren die Juden das Bürgerrecht im römischen Reiche? von Ludwig Schragge, Berlin

1832) zeigt, daß sie das römische Bürgerrecht gehabt, und nur durch die Unduldsamkeit christlicher Kaiser verloren haben. Mit der Unduldsamkeit, meint er, könne auch die Entziehung bürgerlicher Rechte aufhören: und dieses werde auch nach und nach geschehen. Seine Ausführung beweiset aber nur, daß in einem großen Reiche, dessen Regent mehrere Völker beherrscht, Colonien von verschiedenenen Stämmen neben und mit einander im Verhältnisse der Rechtsgleichheit bestehen können. Noch jetzt sieht man solches in großen rein monarchischen Staaten. So können auch im republicanischen Nordamerica israelitische Gemeinden gleiche Rechte mit andern Einwohnern haben und ausüben. Als einige deutsche Fürsten im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts die von Ludwig dem Bierzehnten vertriebenen Protestanten in ihre Länder aufnahmen, fanden sie es rathsam, ihnen Orte anzuweisen, wo sie als besondere Colonien unter eigenen Verwaltungsz und Gerichtsbehörden standen. Nach mehreren Generationen haben diese Anordnungen aufgehoben werden können: aber jene Colonisten waren von den ursprünglichen Landeseinwohnern in der Religion gar nicht, und in Sitten, Gebräuchen und bürgerlichen Gesetzen nur wenig verschieden. Die Sprache allein erzeugte Schwierigkeiten. Noch weit mehr Gründe sprachen dafür, die Israeliten welche in Deutschland aufgenommen wurden, als eigene Colonien zu behandeln. Aber die Kaiser, Fürsten, und noch andere geringere Gewalthaber fanden es ihrem, nicht des Landes, Interesse angemessener, Anordnungen zu treffen, deren höchst nachtheilige Folgen, endlich eine Abänderung herbeiführen.

(Die Fortsetzung im nächsten Stück.)

---

# G e t t i n g e n g e l e h r t e   A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

6. 7.   S t ü c k .

Den 14. Januar 1836.

---

A l t o n a .

Fortsetzung der Anzeige: Der Jude, oder Journal für Gewissensfreyheit, herausgegeben vom Dr. Nießer. 2c. 2c.

Mögen aber die Israeliten in besondern Colonien, oder einzeln im ganzen Lande zerstreut leben: immer ist es nothwendig, daß sie eine eigene Kirchenverfassung behalten, die nicht ganz von innerm Zwange frey seyn kann. Denn wenn Alles, auch das bloß Sittliche, dem gemeinen bürgerlichen Gesetze allein unterworfen seyn, und übrigens der individuellen Freyheit anheim fallen soll, so kann dieß doch unmöglich von der Erziehung und dem Unterrichte der Kinder gelten. Auch in Frankreich, wo man keine andere politische Theilung des Volks dulden will, als geographisch gebildete Districte und Municipalitäten, sind alle im ganzen Reiche zerstreute Israeliten durch ein Central- und mehrere Departements-Consistorien

mit einander verbunden; und diese sind nicht frey von aller Aufsicht der Regierung. Unmittelbar an die Kirchenverfassung schließt sich aber auch der Unterricht der Jugend an: und das nicht bloß der religiöse. Denn es ist unmöglich, diesen vom gemeinen Schulunterrichte in den allgemeinen Kenntnissen, und Fertigkeiten zu trennen: wie noch neuerlich die in Irland mißlungenen Versuche gemeinschaftlicher Schulen bewiesen haben; wobey doch nur von Kindern verschiedener christlicher Parteyen die Rede war. Wir dürfen uns hier nur auf einen 1832 zu Cassel gedruckten Bericht der Israelitischen Vorsteher an die Stände berufen, worin dieser Gegenstand vortrefflich dargestellt ist. Aus diesem mit großer Sorgfalt abgefaßten Vortrage erhellt aber auch unwidersprechlich, daß selbst im Churfürstenthume Hessen, wo die Israeliten in der neuen Verfassungs-Urkunde Alles erhalten haben, was sie nur immer begehren konnten, dennoch keinem dortigen Israeliten, der jetzt Staatsbürger geworden, verstattet werden dürfe, sich irgendwo im Lande niederzulassen und eine Familie zu stiften, wo nicht so viele seines Glaubens sind, daß eine jüdische Synagoge und Schule errichtet werden kann. Mehr als dieses wird aber kein verständiger Gegner der Emancipation fordern, dafern er nur Sicherheit erhält, daß das Gesetz nicht zum Vorwande gebraucht werde, unter welchem sich Individuen einschleichen, denen ohne denselben die Aufnahme am Orte verweigert werden würde.

Die deutschen Israeliten sind ein eigenes Volk, und wollen es bleiben, zugleich aber auch Deutsche seyn, wenn es auf bürgerliche Rechte und Gleichheit ankommt. Bisher gab es nur deutsche, polnische, französische u. s. w. Juden.

Forthin soll es nicht mehr solche geben, sondern sie sollen israelitische Deutsche, Franzosen u. s. w. seyn. In Frankreich ist es durch den Code Napoleon sanctioniert, daß es nicht mehr französische Juden, sondern nur israelitische Franzosen gebe, oder vielmehr geben solle. Doch gesteht er diese Eigenschaft nur den in Frankreich geborenen, oder naturalisierten Juden zu. Das französische Gesetz geht doch nicht so weit, als der französische Convent von 1793, der dem Repräsentanten des Menschengeschlechts Anacharsis Cloots die Ehre der Sitzung zusprach, und nach dessen Grundsätzen keinem Menschen auf der Erde das französische Bürgerrecht hätte verweigert werden können: und auch in Deutschland wird doch nicht geradezu darauf angetragen, der ganzen Masse des israelitischen Volks ein Privilegium zu ertheilen, vermöge dessen jedes Individuum desselben fordern dürfte, deutscher Bürger zu werden. Aber auch in Ansehung der in Deutschland geborenen und der ausdrücklich darin aufgenommenen, hat die Sache große Schwierigkeiten, wegen der unvermeidlichen Folgen eines jeden Schrittes einer einzelnen Regierung auf alle andere deutschen Länder. Hr Dr Nießer behauptet zwar, die Sache sey schon in der Bundesacte für ganz Deutschland entschieden. Allein dieses ist irrig. In ihr steht nur, der Bund werde sich mit allgemeinen Bestimmungen beschäftigen. Diese sind aber so schwierig und bedenklich gefunden worden, daß man die Sache den besondern Regierungen hat überlassen müssen: und für diese gehört sie auch, so lange sie noch einen Schatten der Souveränität behalten, die ihnen als Mitglieder des Bundes zugesprochen ist.

Kann nun die Entscheidung der Frage von

der bürgerlichen Gleichheit der Israeliten weder von abstracten Principien, noch von allgemeinen Bundesbeschlüssen abhängig gemacht werden, so hat jede einzelne Regierung sie nach den besondern Umständen ihres Landes zu fassen. Anders wird sie in Altona ausfallen; anders in Hamburg, woselbst nicht bloß das materielle Interesse des Gewerbes und des Handels, sondern auch die Verfassung des republicanischen Staats zu beachten ist; anders noch in jedem deutschen Fürstenthume. Die Badensche Regierung hatte daher wohl Ursache, ja sie war verpflichtet, zuvörderst zu untersuchen, in wie fern die von den Israelitischen Einwohnern ihres Landes verlangte Gleichstellung mit ihren religiösen und socialen Grundsätzen vereinbar sey? Der Verfasser vorliegender Schrift rechtfertigt die Vorsteher, welche sich geweigert haben, sich auf die Beantwortung der ihnen desfalls vorgelegten Fragen einzulassen, weil weder ihnen noch irgend einer andern Behörde, Autorität über den mosaischen Glauben zustehe. Doch hatte der von Napoleon berufene Sanhedrin sich hierdurch nicht abhalten lassen, die von ihm begehrten Erklärungen abzugeben: und erst auf diese ist den französischen Juden gewillfahrt worden. Kann aber die Badensche Regierung auf keine Weise erfahren, was denn in der Mosaischen Religion in den Dingen, die mit den bürgerlichen Verhältnissen in so naher Verbindung stehen, von ihren Bekennern für wesentlich gehalten wird, und nicht aufgegeben werden kann, so würde sie sich wirklich einer Vernachlässigung landesherrlicher Pflichten schuldig machen, wenn sie leichtsinniger Weise Gesetze gäbe, deren Wirkungen sie gar nicht zu übersehen vermag.

Die Frage berührt alle wichtigsten Gegenstände der Gesetzgebung: Freyheit der Gewerbe; Aufhebung alles Unterschiedes zwischen Stadt und Land in Rechtsverhältnissen; Verfassung der Städte; Auflösung aller Corporationen in Aggregate von Individuen. Ja man muß noch höher hinauf gehen, bis zu dem letzten Zwecke der bürgerlichen Gesellschaft; wie denn auch der Verf. der hier oben angeführten historischen Abhandlung ausdrücklich auf den Ausspruch des Spinoza hinweist, daß die Sicherheit den alleinigen Zweck der bürgerlichen Gesellschaft ausmache. Kann nun wohl ein Schriftsteller, dem man so viel Einsichten zutrauen muß, als In Dr Rießer, die Entscheidung aller dieser Fragen für so leicht, und irgend ein Resultat der Untersuchung für so evident halten, daß Regierungen und Stände, die mit ihm, dem Schriftsteller, nicht übereinstimmen, der 'Engherzigkeit, Hartnäckigkeit, verachtenden Hochmuths, und des bloßen Strebens nach persönlicher Bevorzugung und Zurücksetzung anderer' (S. 47) beschuldigt werden dürften? Regierung und Stände sind in diesem Streite der mächtigere Theil. Sie werden sich daher nicht über den Ungeßüm ihres Gegners entrüsten. Ein solcher Ton kann ihm aber unmöglich bey seinen Zuhörern Gunst erwerben.

Nicht bloß in jedem Lande, auch in Ansehung des Gegenstandes, muß die Untersuchung in das Einzelne eingehen. Wollen Israeliten Landwirthschaft treiben und liegende Gründe kaufen, so entsteht der Zweifel, ob ihnen die Befugniß ertheilt werden dürfe, Frohndienste (so lange solche noch bestehen) nach der Convenienz des jüdischen Gesetzes zu fordern, und damit die nicht jüdischen Bauern zu verdrängen, um sie mit Israe-



litischen Knechten zu ersetzen. Wenn von Gewerben die Rede ist, und dem Handwerksmeister verboten werden soll, jüdische Lehrlinge der Religion wegen abzuweisen, so muß erwogen werden, ob es denn auch möglich sey, dieses mit den mosaischen Gesetzen über den Sabbat und andere jüdische Festtage, die bey den Israeliten weit mehr als bey Christen alle Gewerbe stören, und auf die man bey jedem Schritte stößt, zu vereinigen? und ob Menschen die nicht mit einander essen dürfen, in häuslicher Gemeinschaft leben können? In einem deutschen Lande ist kürzlich die Frage aufgeworfen, ob Israelitische Gymnasiasten von den am Sabbat aufgegebenen Arbeiten zu dispensieren seyen? und die Verneinung gilt für Bedrückung. Es wird also ein Privilegium gefordert: und hier zeigt sich es, wie allenthalben, daß keine Minorität aufhört über Verfolgung und Unterdrückung zu klagen, bis die Mehrheit genöthigt worden, sich in ihren Willen zu fügen.

In Sachsen, wo die Israeliten, wie allenthalben Gleichheit der Rechte begehren, sind ihrer, den öffentlichen Nachrichten zufolge 800 unter 1,600,000 deutschen Sachsen. Kann es diesen jetzigen Bewohnern des Königreichs und ihren Nachkommen gleichgültig seyn, ob diese 800 binnen eines vielleicht nicht sehr langen Zeitraums bis auf 8000 anwachsen? denn dieses kann leicht geschehen, wenn jeder in irgend einem deutschen Staate zum Bürger aufgenommene Israelit auch fordern darf, für einen Sachsen zu gelten. Die Beweglichkeit des liegenden Grundbesitzes hat durch die staatsrechtliche und öconomische Geldwirthschaft der neuern Zeiten so zugenommen, daß ein neues Geschlecht allenthalben

die alten Besitzer verdrängt; und die neuen Gesetzgebungen befördern dieses auf alle Weise. *Veteres migrate Coloni* heißt es. Weichet, zwar nicht der Gewalt, aber dem Gelde. Ihr dürft verkaufen, und nun müßt ihr verkaufen. Da nun die ungeheuersten Massen von Gelde bey den Israeliten, die Deutsche sind und werden wollen, sich aufgehäuft finden, so ist es offenbar, wem die Ablösbarkeit und Verkäuflichkeit aller Landgüter zu Gute kommen werde. Dey öffentlichen Nachrichten zufolge ist im Leipziger Kreiße, bald nach dem Frieden von 1815 nur noch ein Sechstheil der landtagsfähigen Rittergüter im Besitze alter Geschlechter gewesen. Ist es dem Lande gleichgültig, ob sie alle an jeden Fremden übergehen, der da zahlt?

Auch für alle andere, größere und kleinere deutsche Staaten hat die Sache, in jedem ein eigenes mehr oder weniger bedeutendes Interesse. Ganz besonders aber für die freyen Städte. Lübeck und Frankfurt sind doch dem Principe nach souverain; eben so souverain als Bayern und Sachsen. Wie kann man nun der Bürgerschaft von Lübeck, welche als Reichsstand nicht genöthigt werden konnte Israeliten aufzunehmen, unter dem Vorwande diese seyen Deutsche, ansinnen, ihre alte Verfassung aufzugeben? Und wie kann man Frankfurt nöthigen wollen, eine unbeschränkte Vermehrung ihrer jüdischen Mitbürger zu gestatten, wodurch bald im Herzen von Deutschland eine Hauptstadt aller germanisirten Israeliten entstehen und das ursprüngliche Geschlecht verschwinden würde?

Um auf die Badensche Regierung zurückzukommen, so hat diese um so mehr Ursache, sehr vorsichtig zu seyn, da jetzt eben dicht an ihrer

Gränze ein Versuch gemacht worden ist, das ganze Gewicht des französischen Reichs in Bewegung zu setzen, um eine kleine schweizerische Gemeinde, die gern bey der Sitte ihrer Väter bleiben möchte, zu zwingen, daß sie diese aufgebe, und einem Israeliten, weil er französischer Bürger ist, auch das Schweizerische Bürgerrecht gebe. Doch ist der Canton Basel-Landschaft von Frankreich selbst als Souverain anerkannt, und hat also das Recht die Bedingungen zu bestimmen, unter denen er Fremde aufnehmen will. Fordert doch auch der Code civil zur Ausübung des französischen Bürgerrechts nicht bloß den Besitz eines Eigenthums auf französischem Boden, sondern persönliche Qualification.

Es ist zu erwarten, daß die Verfechter der sogenannten Emancipation der Israeliten, welche sich auf das Beyspiel von Nord-America berufen, dessen Gesetzgebung jedoch in keinem einzigen Stücke auf die alten europäischen Staaten, nicht einmal auf regenerierte, anwendbar ist, um so viel mehr die neuesten Schritte in dem uns viel nähern England, als ein schlagendes Argument für sich anführen werden.

(Der Beschluß in einem der folgenden Stücke.)

### P a r i s.

Bey H. Fournier dem jüngern, 1832: *Homère et ses écrits par M. le marquis de Fortia d'Urban, membre de l'institut de France etc. etc.* 250 Seiten in Octav.

Eine neue Stimme erhebt sich hier gegen die zuerst in Frankreich ausgestreuten Zweifel an Homers Daseyn und an der ursprünglichen Ein-

heit und Ganzheit der Iliade und Odyssee, — Zweifel, die noch vor Kurzem wieder in der Academie des inscriptions et belles-lettres von Neuem laut wurden, und sich für F. A. Wolf's Hypothese erklärten. Dieser wiederholte Angriff von Seiten der Academie, deren Mitglied der Verf. der vorliegenden Abhandlung ist, scheint nach des Hn Marquis eigenem Geständniß auch die erste Veranlassung zu dieser neuen Vertheidigung gewesen zu seyn, welche er bereits im Jahre 1831 der genannten Academie im Auszuge vorgelesen zu haben versichert. Die Richtung, die er darin verfolgt, stützt sich überall auf positive Zeugnisse des Hellenischen oder Römischen Alterthums. Vergebens hat nach seiner Ansicht der Scharfsinn neuerer Forscher diese zahlreichen Zeugnisse zu entkräften gesucht, gegen deren vereinte überwiegende Kraft die Zweifelsucht Einzelner gar nicht in Betracht kommt. Wie die Iliade und Odyssee jetzt vor uns liegen, sind sie von einem und demselben Homer niedergeschrieben worden, und haben in dem Laufe von beynahе drey Jahrtausenden keine wesentliche Veränderung erfahren. So dachten unsere Altvordern; und was diese geglaubt haben, dürfen wir nicht verschmähen und von uns stoßen, sondern müssen es wie ein schätzbares Vermächtniß der Nachwelt gewissenhaft überliefern. Um daher bey der neuerungssüchtigen Mitwelt den Vater Homer in seine alten wohl erworbenen Rechte wieder einzusetzen, bemüht sich der Verf., den jetzt vorherrschenden Scepticismus mit der Gewalt seiner Auctoritäten zurück zu drängen, und wünscht nichts so sehr, als daß die Französische Academie endlich einmal diese Streitfrage durch ein ähnliches motivirtes

Gutachten, als sie einst über den Cid ausstellte, entscheiden möge \*). Bis dahin glaubt er seine Pflicht zu thun, wenn er nach Kräften die Principien zu begründen sucht, die einem solchen Gutachten einst zur Stütze dienen können. Larcher, Sainte-Croix und Villoison haben in dieser Rücksicht schon vieles im Einzelnen vorgearbeitet, was sich auch mit Leichtigkeit benutzen und zur Herstellung der Grundmauer des zerstörten Gebäudes anwenden läßt, welches Lange in Deutschland nach doppelt bewiesener Meisterschaft wieder aufzuführen gedenkt, und von dessen Festigkeit der Hr Marquis Fortia hohe Erwartungen hegt.

Die vorliegenden Beiträge zur Herstellung des zertrümmerten Gebäudes bestehen nun hauptsächlich in sehr wohlgemeinten Versicherungen, daß die Nachrichten des Alterthums über Homer und seine Gedichte im Ganzen wahr und zuverlässig seyen. Allgemeine Betrachtungen über die noch vorhandene Sagengeschichte der Vorzeit machen den Anfang, und verbreiten sich dann über die Erfindung der Buchstabenschrift, deren hohes Alter, und bequemere Anwendung in Griechenland der Verf. zu vindicieren sucht. Der Beweis der persönlichen Existenz eines Homer wird durch die Vertheidigung der Authenticität seiner sechsfachen Biographie geführt. Im dritten Kapitel beginnt die äußere Geschichte des Homerischen Epos in den Händen der Rhapsoden und unter der Fürsorge des Ly-

\*) Il serait à desirer que vous püssiez enfin décider la question par un avis motivé, pareil à celui que l'Académie française donna sur le Cid. p. 245.

Furgoß und Peisistratos. Dann werden im vierten Kapitel die in Aegypten und Hellas veranstalteten Recensionen bis zum Anfange der christlichen Zeitrechnung aufgezählt und mit einer Beschreibung der für Homer errichteten Ehrendenkmäler begleitet. Ferner untersucht das fünfte Kapitel die Paradoxen des Flavius Josephus und Dion Chrysostomos, und führt die Geschichte der Homerischen Poesie bis zum sechzehnten Jahrhunderte herunter. Das sechste Kapitel enthält eine Antwort auf Aubignac's und Perrault's Angriffe, und auf Vico's System. Hierauf folgt siebentens eine Darstellung der Wolffschen Hypothese, deren Schwäche der Verfasser aufgedeckt zu haben glaubt, und deren Hauptirrhümer dann noch achtens in den Schriften von Wolf's Schülern nachgewiesen werden. Im neunten Kapitel gibt der Verfasser seinen Lesern einen Begriff von der Richtung der neuen Schule in Deutschland, welche sich der Wolffschen Ansicht mit siegreichen Gründen gegenüber gestellt hat; und das zehnte und letzte Kapitel zeigt endlich die Einheit und Ganzheit der Iliade und Odyssee, auf deren spätere Zusammensetzung Wolf die Kraft seiner ganzen Argumentation gerichtet hatte.

Dies ist in gebrängter Kürze der Inhalt einer Schrift, welche zwar die genaueste Bekanntschaft mit der Literatur ihres Gegenstandes beurkundet, die aber gern alles auf positive Zeugnisse zurückführen möchte, und kaum die Schwierigkeiten kennt, welche die Strenge der historischen Kritik dem Forscher überall entgegen stellt. Statt uns z. B. die Bedeutung und den Zweck der Schreibekunst für das Le-

ben von einem philosophischen Standpuncte aus zu entwickeln, gibt der Verfasser uns nur ein Verzeichniß der ältesten Zeichen, womit man Gedanken zu versinnlichen gesucht hat. Die dreysfache hieroglyphische Schrift setzt er nach Champollion in das neunzehnte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung; die symbolische und ängstliche hält er für nicht minder alt, und für die Einführung der Phönikischen Buchstabenschrift in Hellas setzt er das Jahr 1428 v. Chr. fest, so daß man nach seiner Ansicht an der Wahrheit des Herodoteischen Zeugnisses über die drey vortroischen Inschriften zu zweifeln durchaus nicht zweifeln darf. Von dem frühen Gebrauche der Erzplatten, Steintafeln, Bleylagen, Thonscherben und Holzflächen, als den ältesten Schreibmaterialien, worauf die Griechen einzelne Namen und Zahlen und auch wohl kurze Sentenzen oder Gesetze den fernen Enkeln zu überliefern suchten, macht der Verfasser einen raschen Schluß auf die zum literarischen Gebrauche allerdings besser geeigneten Thierhäute (*διφδέραι*), und läßt alle jene vorhomerischen und vortroischen Dichter, welche die Hellenische Mythengeschichte namhaft anführt, ihre zahlreichen Poesien auf dieser Stoff niederschreiben. Linos, der mythische Dichter, beschrieb zuerst die Züge des Dionysos mit Phönikischen Buchstaben, welche nachher auch Pelasgisch genannt wurden, und deren sich auch Orpheus, Pronapides und Thymötes bedienten. Ja schon Prometheus lehrte um das Jahr 1606, wie der Verfasser genau berechnet hat, seine Griechen die Schreibkunst, welche Etruskisch gewesen seyn soll. Dieß sind dem Verfasser wohlbeglaubigte Thatsachen, welche er mit Citaten aus Diodor

u. a., wie mit Brief und Siegel belegt, und die er als die Hauptstützen der Behauptung, auch Homer habe seine Gedichte niedergeschrieben, betrachtet wissen will.

Man wird hier gewiß keine Widerlegung dieser Citate vom kritisch-historischen Standpuncte aus erwarten, da überhaupt das Gebiet der historischen Kritik dem Verfasser zu entfernt liegt, als daß eine Annäherung oder auch nur eine Ahndung desselben denkbar wäre. Als das würdigste Gegenstück dieser Schrift bezeichnen wir die neue historia Homeri, deren Kenntniß indeß dem positiven Standpuncte eben so wenig gefruchtet haben würde, als die Bekanntschaft mit den Wolffschen Prolegomenen und mit andern in demselben Geiste verfaßten Werken ihm genügt hat.

Was nun ferner die Quellen anlangt, aus denen die Existenz Homers bewiesen werden soll, so sind dieß keine andern, als die bekannten Biographien, welche die Kritik von jeher mit Vorsicht benutzte, und seit Kurzem ganz in den Hintergrund zurück gedrängt hat. Herodot soll nicht nur der wirkliche Verfasser der Homerischen Biographie seyn, sondern es wird auch alles, was wir darin lesen, für wohlverbürgte historische Wahrheit ausgegeben, wenn man etwa ein Paar Zeilen am Ende der Schrift ausnimmt, welche der Verfasser für ein unpassendes Einschiesel hält. Ganz anders urtheilten freylich die Alten, die bereits in der Alexandrinischen Periode und vielleicht schon früher anfangen, mit der größten Sorgfalt die in den



Homerischen Gedichten selbst enthaltenen, oft sehr versteckten Winke über des Dichters Vaterland und Lebenszeit zu wohlbegründeten Vermuthungen zu benutzen, und außer dieser einzig zuverlässigen Quelle keine spätern historischen Angaben über sie gelten lassen. Von der Annahme und weitem Ausbildung dieses Grundsatzes hängt in der That alles bey dieser Untersuchung ab, und indem er in den besten deutschen Schriften über Homer jetzt vorherrschend geworden ist, haben wir es ihm allein zu verdanken, daß die Homerischen Forschungen unter uns tiefer in das Wesentliche der alten Gesangwelt eingehen und eine höhere Bedeutung gewinnen.

Von der Fortpflanzung der Homerischen Gedichte bis auf Enkurgs Zeitalter weiß uns der Verfasser eben auch nichts Befriedigenderes zu sagen, als daß Rhapsoden die einzelnen Gesänge an den zahlreichen Hellenischen Festen oder auch an den Tafeln der Reichen vorgetragen hätten. Freylich verbürgt uns das Alterthum auch keine der vielen und oft sehr gewagten Vermuthungen, die man irgend einer vorgefaßten Meinung zu Liebe über den rhapsodischen Vortrag der alten Epik im Einzelnen wie im Ganzen aufgestellt hat. Selbst eine ursprünglich geschriebene Ilias und Odyssee ist doch in den Händen so vieler Rhapsoden-Generationen, die den verschiedensten Theilen von Hellas und seinen Asiatischen Colonien angehörten, und die ganz unabhängig von einander ihre Thätigkeit den verschiedensten Situationen und Nebenabsichten anpassen konnten und oft anpassen mußten, den größten und willkürlichsten Verände-

rungen ausgefekt. Diese Veränderungen bestanden aber nicht so wohl in einzelnen Worten und Angaben (denn diese konnte die Kritik eines mehr hörenden als lesenden Zeitalters um so leichter übersehen, da sie selbst dem geübten Scharfsinne der Alexandrinischen Philologen zum Theil entgangen sind), als vielmehr in dem Gange und der organischen Anordnung des Ganzen. Wenn daher die Alten von Verschiedenheiten der Ausgaben reden, die sich in den verschiedenen Hellenischen Städten vorfanden, so dürfen wir uns die Abweichungen derselben von einander wohl größer und bedeutender denken, als die in neueren Zeiten veranstalteten Recensionen etwa darbieten. Wie konnte dieß auch anders kommen bey der völligen Unabhängigkeit der Rhapsoden, von denen wir doch nothwendig annehmen müssen, daß sie nur höchst selten oder vielleicht nie die ganze Ilias oder die ganze Odyssee auf einmal vorgesungen oder vorgelesen haben. Der Hellene, so hörlustig er auch war, liebte doch in allen Dingen das rechte Maß zu sehr, als daß er sich an seinen Freudenfesten oder bey der Heiterkeit seiner Gastmähler so ausschließlich mit Homerischen Gesängen hätte beschäftigen sollen, zu deren langsamer mit Musik begleiteter Recitation selbst die längsten Feste der Hellenen zu kurz gewesen seyn würden. Das gewöhnliche Maß eines einzelnen rhapsodischen Vortrags im epischen Zeitalter selbst hat Homer ohnehin durch das Beyspiel seines Phemios und Demodokos deutlich genug bestimmt; und wenn in spätern Zeiten besondere Vorkehrungen getroffen wurden, an den größten Festen der Hellenen längere Vorträge durch mehrere Rhapsoden, die

sich einander ablösen, halten zu lassen, so war dieß weder allgemeine Sitte, noch liegt darin die Andeutung eines zusammenhängenden Vortrages der ganzen Ilias oder der ganzen Odyssee, der, als Neben Zweck eines Volksfestes betrachtet, selbst für die großen Panathenäen noch immer viel zu lang ist. Unabhängigkeit der Rhapsoden von einander, und vereinzelte Ausbildung und Abänderung der beliebtesten Rhapsodien der beiden großen Epöden ist also eine nothwendige Annahme, die unsere Wünsche und kritischen Aussichten höchstens auf den Besitz eines Alexandrinischen Homers beschränken muß. Die rhapsodische Erweiterung und Abänderung einzelner Partien erstreckte sich aber gewiß nur auf episodische Nebenumstände, und hat nie der Grundidee des Ganzen geschadet, wiewohl sonst der Mangel an Kunsturtheil von Seiten der Rhapsoden durch Platons Zeugniß erwiesen ist, und wohl manchem Rhapsoden bey der Recitation des Einzelnen die Idee des Ganzen entging. Indem man also die ursprüngliche Einheit der beiden Homerischen Gedichte anerkennt, kann man jedoch nicht umhin, sich von der Ansicht derjenigen zu entfernen, die behaupten, Homer selbst habe ursprünglich nur allerley rohen Stoff von sich gegeben, den die nächste Adon- und Rhapsoden-Generationen so lange wiedergekäuert, bis er genießbar geworden.

G. H. B.

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

8. Stück.

Den 16. Januar 1836.

---

W ü r z b u r g.

Gedruckt bey Becker: Zum Jubelfeste der treuen Bayern am 13ten October 1835 bringt die K. Universität Würzburg ihre Huldigung dar. Inhalt: Beiträge zur Geschichte der Univ. Würzburg in den letzten zehn Jahren von Dr. A. F. Ringelmann, ö. o. Prof. der Rechte. 1835. 90 S. in 4.

Universitäten gehören nicht allein dem Staate an, unter dessen besonderer Leitung sie gerade stehen, sondern sie sind Gemeingut aller gebildeten Länder, und in sofern sie Wissenschaften und Künste treu bewahren und pflegen, auch dem Staate seine künftigen Glieder heranbilden, so hat man ihnen von jeher von allen Seiten die größte Aufmerksamkeit und das höchste Interesse gezollt. Darum haben Schriften, welche die einzelnen betreffen, auch einen allgemeinen und weit verbreiteten Werth. Mögen auch in der neuesten Zeit diese Anstalten und ihre Einrichtungen hie und da verdächtigt worden seyn, mag man hier von man-

cher Seite her die Quelle eines Uebels haben finden wollen, an welchem wahrlich die Universitäten ihrem Zwecke nach unschuldig sind, man müßte denn schon einen Verein von geistreichen und gebildeten Männern, wie er sich auf jeder Universität der Natur der Sache nach finden muß, als einen gefährlichen nicht dulden wollen: so haben die weiseren Männer des Staats diese ehrwürdigen Institute zu schützen gewußt, wohl einsehend, daß die Umwandlung unserer höhern Lehranstalten und die gänzliche Umgestaltung derselben, sie möge bewirkt werden wie sie wolle, nicht zu berechnende Folgen mit sich bringen würde, die für alle künftigen Zeiten, wenn der gewiß vorübergehende Zeitschwindel längst sich an der bessern Ueberzeugung aller Gutgesinnten und an ihrer festen Beharrlichkeit gebrochen haben wird, auf das schmerzhafteste fühlbar blieben. Bestehendes umzustürzen, es mit einem Nachtworte zu vernichten, ist leicht: aber schwer ist es, solches wieder herzustellen, wo man die Nachtheile, die aus seinem Umsturze hervorgegangen, erkannt hat; um so schwerer, wenn das neu eingerichtete schon eine längere Zeit hindurch bestanden haben muß, ehe sich diese Nachtheile erst bemerkbar machen. Offen und zugänglich muß daher auch die Geschichte der Universitäten, die ihrer Entwicklungen, Einrichtungen und Leistungen dem richtenden Publicum vorliegen: der Zweifler wird und muß seine auf unrichtig gebildete Principien und falsche Annahmen gegründete Vorurtheile zurücknehmen, wenn er einen Blick in das innere Wesen der Hochschulen thun kann, wenn er ihren auf feste Grundpfeiler gestützten Bau kennen lernt, der von frommen und edeln Vorfahren gegründet sich darum des Schutzes dankbarer Nachkommen erfreuen muß. — Ein zeitgemäßes Unternehmen können wir es daher nennen, wenn der würdige

Vf. vorliegender Schrift uns die Schicksale einer unserer ehrwürdigsten Universitäten, die bereits 1782 ihr zweytes Jubeljahr feierte, mittheilt; und wir hier in drey Abschnitten die äußere Einrichtung, die verschiedenen Facultäten und die Anstalten, welche zur Universität gehören, beschrieben finden. Sind auch gleich nur vorzugsweise die letzten 10 Jahre (seit dem Regierungsantritte des jetzigen Königes von Bayern) berücksichtigt (die frühere Geschichte der Hochschule hat Bö n i c k e 1782 in zwey Bänden herausgegeben); so hat der Vf. doch überall, wo es ihm nöthig geschienen, auf die nächste Vergangenheit zurückgewiesen, und seine Leser in den Stand gesetzt, mit Beurtheilung des früheren das jetzt bestehende gehörig würdigen zu können. Auch theilt er in der Einleitung S. 5—8 ganz kurz die Schicksale der Univ. seit 1802, wo der Krummstab dem weltlichen Scepter weichen mußte, mit, und macht auf die Ordnung der Dinge, wie sie sich durch drey maligen Regierungswechsel seit dem genannten Jahre gestaltet, aufmerksam. Der erste Abschnitt, mit der Ueberschrift 'die Universität' enthält die Darstellung der Einrichtung des Studienwesens in Bayern überhaupt, woraus wir das Gesetz, daß das Studium auf der Universität mit den allgemeinen Wissenschaften begonnen werden muß, wobey indessen auch einleitende Fachcollegien gehört werden können, als ein höchst zweckmäßiges hervorheben. Ein in diesen Fächern am Ende des ersten oder längstens des zweyten Studienjahres bestandenes Examen gestattet erst den Uebergang zum Fachstudium. Eben so ist der Besuch ausländischer Hochschulen den Inländern gestattet, aber nur erst nach genügendem Bestanden haben in der philosophischen Zwischenprüfung. Wenn daher auch die Bayerische Regierung gesorgt, und durch die That den Satz ausgesprochen hat:

daß auf ihren Universitäten das Bedürfniß ausländische Anstalten zu besuchen, nicht statt findet; so erkennt sie doch an, daß im Gebiete der Wissenschaft nichts abgeschlossenes seyn darf, und diese selbst nicht an die Scholle gebunden seyn kann, und daß durch entgegengesetzte Maßregeln nur Einseitigkeit, wir wollen nicht sagen, Selbstdünkel, der die Wissenschaft nie befördert hat, bewirkt wird. Schließlich theilt der Verf. die Gesetze mit, welche für die Bewerber um Privatdocenten = Stellen bestehen. Ein solcher muß vor allem die philosophische Doctorwürde erlangt haben. 2. Die Verfassung der Universität betreffend, so hat Würzburg statt der früheren Obercuratel einen eigenen Ministerialcommissär erhalten, der besonders zur Beaufsichtigung des Disciplinarwesens und des öffentlichen Unterrichts angewiesen ist. Der jedesmalige Rector steht an der Spitze des Senats, welchen zwey ord. Professoren aus jeder der 4 Facultäten, und ein Professor aus der cameralistischen Facultät bilden. 3. Die Finanzverwaltung des Vermögens der Universität, welches in Gütern, Gefällen und Capitalien besteht, geschieht unter einem stabilen Ausschusse von Professoren, unter welchem das nöthige Unterpersonal steht. 4. Ist das Verhältniß der Repräsentation der Universität bey dem Landtage geschildert. — Der zweyte Abschnitt beschreibt die Facultäten, deren hier fünf sind, indem in Folge eines allerhöchsten Rescripts von 1822 die cameralistische sich als eigene Facultät constituirte. Der Vf. hat bey jeder Facultät die Lehrer mit Angabe der ihnen übertragenen Fächer genannt, wobey die in den jüngst vergangenen Jahren Gestorbenen oder sonst Abgegangenen erwähnt werden. Auch ist bey jeder Facultät die Frequenz der Studierenden angegeben, nämlich Theologen im Durchschnitt 80—120, Mediciner 170—190, Philosophen 70—100. Daß

gegen vermissen wir die Angabe der Frequenz der Juristen und Cameralisten: in Bezug auf erstere führt der Vf. an, daß die Frequenz zwar seit Verlegung der Universität Landsbut nach München abgenommen, sich indessen in der neuesten Zeit wieder etwas gehoben habe. Eben so steht es mit der cameralistischen Facultät. Dagegen erfreuet sich das Spruchcollegium, an welchem sämtliche Professoren der Facultät Antheil nehmen, noch immer sehr zahlreicher Sendungen von auswärtigen Acten, so daß die jährlich erledigten Prozesse sich auf 50 — 70 belaufen. Das Directorium hier, welches früher unter den Decanen dieser Facultät wechselte, ist seit 1828 dem Senior des Collegiums bleibend übertragen. Ein Verzeichniß aller derjenigen, denen die betreffenden Facultäten Ehrendiplome gesendet haben, beschließt diese Darstellungen. — Im dritten Abschnitte gibt uns der Vf. eine Beschreibung der wissenschaftlichen und Kunst-Anstalten, welche zum Wohl und Gedeihen einer Universität unentbehrlich sind. Sie sind gleichsam das materielle, durch welche sich das Geistige in lebendig gewordener Kraft verkündet, durch sie tritt das, was der menschliche Geist herrliches erdacht und erfunden, ins Leben über, und wirkt von hier aus, wenn es sich an dem Probiersteine der practischen Prüfung bewährt gefunden, am segensvollsten auf die Zöglinge ein. Aus der Beschaffenheit solcher Institute läßt sich daher am besten auf den Standpunct der Universitäten schließen, welchen diese in der Reihe der Lehranstalten heutiger Zeit einnehmen. Sehen wir, was Würzburg in dieser Hinsicht bietet. Oben an ist die Bibliothek beschrieben, als das erste Hülfsmittel zur Erreichung des Zwecks einer Hochschule. Der gegenwärtige Zustand derselben ist so, daß dieselbe in jeder Hinsicht mit den meisten deutschen Universitäts-Bibliotheken den Vergleich aushalten kann.



Eine vollständige Geschichte derselben wird demnächst, durch den Bibliothecar Dr Kuland bearbeitet, erscheinen. Sie besitzt unter andern 900 Manuscripte, und 4000 alte Druckstücke, einen wahren Schatz für die Geschichte der Buchdruckerkunst. Sie hat außer den bekannten Zuschüssen von Matrifelgeldern zc. einen Capitalstock von 66,000 Gulden, der stets abgesondert verwaltet wird. Die Geschäfte selbst werden von einer Commission, bestehend aus Mitgliedern der 5 Facultäten verwaltet, in welchem der Vorsitz jährlich nach dem Senium alterniert. — B. Naturwissenschaftliche Anstalten: 1. Naturhistorisches Cabinet, von dem bekannten Bonav. Blank gegründet, an die Universität gegen eine Leibrente von dem Besitzer abgegeben, und seitdem nach den Bedürfnissen vermehrt. Die zoologische Abtheilung, Conservat. Prof. Reiblein, die botanische, unter der Leitung desselben, und die mineralogische, Prof. Rumpf. 2. Das physicalische Cabinet (Conserv. Prof. Dsann) mit den nöthigen Apparaten versehen. 3. Sternwarte (Prof. Schön) auf dem seiner weiten Aussicht über die ganze umliegende Gegend wegen sehr gelegenen Thurm der Neubaukirche. 4. Chemisches Cabinet unter der Leitung des Prof. Pichel, seit 28 Jahren Senior der Universität (geboren 1751, seit 1782 Prof. der Chemie. 5. Botanischer Garten (Prof. Heller). — C. Medicinische Anstalten. Zu den glänzendsten Attributen der Hochschule gehört das vom frommen Fürstbischefe Julius am Ende des 16. Jahrh. gegründete, und im vorigen Seculo besonders vom edeln Franz Ludwig verschönerte Hospital, nach dem Stifter das Juliuspital genannt. Seit 1725 ward in dieser äußerlich und innerlich prachtvoll eingerichteten Anstalt durch den Prof. M. Wilhelm die erste

medicinische Klinik eröffnet, und ihm folgten in einem 40jährigen Zeitraume die Professoren Chr. v. Siebold, Thomann, von Hoven, Friedreichsen, Schönlein, und seit 1832 Marcus. Dasselbst befindet sich auch die chirurgische Klinik (mit jährlich aufgenommenen 600—700 Patienten), seit 1791 durch den in den Annalen der Heilkunde, insbesondere der Chirurgie und Anatomie hochgefeierten Carl Casp. v. Siebold eingerichtet. Ihm folgte sein Sohn Barthel, und nach dessen frühem Tode (er starb 1814, 39 Jahr alt) Marcard und seit 1816 Textor als Vorstand. (Warum ist aber hier Jäger nicht erwähnt, der doch auch eine Zeitlang, während Textor nach Landshut versetzt war, die chirurgische Klinik dirigierte? Die Note S. 28 welche auf diese durch Zeitumstände, an die zu erinnern dem Vf. freylich sehr unangenehm war, herbegeführte Veränderung hindeutete, hätte daher hier S. 58 eine bessere Stelle gefunden.) 3. Das chirurgische Armamentarium unter Prof. Textor. 4. Die geburtshülflliche Anstalt, 1805 von Cl. v. Siebold errichtet, seit 1816 unter v. d'Outrepont's Leitung, in der Nähe des Juliusspitals, mit einer bedeutenden Sammlung von geburtshülfllichen Präparaten und Instrumenten. Mit ihr ist zugleich eine Hebammen-Lehranstalt verbunden. 5. Das medicinische Poliklinicum, 1807 von Horsch gegründet, jetziger Vorstand Prof. Fuchs. 6. Anthropotomische Anstalt, im Garten des Juliusspitals: an ihr lehrten Carl Casp. und Barthel v. Siebold, Fuchs, Döllinger und Heusinger; gegenwärtiger Vorstand ist Prof. Münz. Dieser Anstalt, welche 1827 bedeutend erweitert worden, stehen jährlich über 300 Leichen zu Gebote; sie besitzt ein sehr reichhaltiges Cabinet. 7. Die zootomische Anstalt.

Hat gleich schon Döllinger seit 1807 der vergleichenden Anatomie seine vollste Aufmerksamkeit zugewendet, und privatim in seinem Hause Thierzergliederungen von einem engern Kreiße von Zuhörern anstellen lassen, so gründete doch erst 1824 Heusinger eine öffentliche zootomische Anstalt. Seßiger Vorstand ist Prof. Münz, welchen ein Professor unterstützt. Im Sommer werden hier zootomische Zergliederungen angestellt, die, um den Eifer der Studierenden zu erwecken, unentgeltlich gemacht werden. Mit dieser Anstalt ist gleichfalls eine Sammlung verbunden. Wir halten gerade dieß Institut für ein sehr wichtiges, und können den Wunsch nicht unterdrücken, daß Institute dieser Art da, wo sie noch nicht bestehen (sie fehlen noch gar mancher Hochschule!) als durchaus zeitgemäß errichtet werden möchten, indem die Bedeutung der vergleichenden Anatomie für die Physiologie überhaupt und für die Entwicklungsgeschichte insbesondere eine so hochwichtige geworden ist. — D. Anstalten für Archäologie, Kunst und Gewerbe. Hieher gehören: 1. Das technologische Cabinet unter Prof. Geier, enthaltend Modelle für mechanische Arbeiten, Apparate zu chemischen Experimenten, landwirthschaftliche Gegenstände u. s. w. 2. Das ästhetische Attribut, Architectur, Sculptur, Malerey u. s. w. umfassend, seit 1832 errichtet, unter der Direction des Prof. Fröhlich, ist noch im Werden. 3. Dagegen steht das musicalische Institut ebenfalls unter der Leitung des Prof. Fröhlich, von ihm vor 30 Jahren gegründet, in der schönsten Blüthe. Ein ausgezeichnet schöner Saal, der sogenannte Wappensaal des ehemaligen Domcapitels, der allein ein Orchester für 250 Menschen in sich faßt, nebst einem Nebensaale dient zu öffentlichen Auffüh-

rungen. 4. Das Münzcabinet unter Prof. Ringelmann's Aufsicht: Besondere Erwähnung verdient hier eine fast durch 4 Jahrhunderte fortlaufende Reihe von fürstbischöflich Würzburgischen Münzen. — Dieß ist der gegenwärtige Zustand einer Universität, welche in Beziehung auf ihr Bestehen mit zu den ältesten gehört, die aber in Hinsicht auf die durch die Zeitumstände nothwendig gewordenen eingeführten Veränderungen keineswegs mehr zu denjenigen Instituten gehört, welche jetzt in veralteter Form nur noch eine Ruine früheren Glanzes darstellen. Möge die ehrwürdige Julia, auf welche ehemalige Schüler älterer und neuerer Zeit in froher Erinnerung zurückblicken, die ewig grünende Frische eines erfahrenen Alters bewahren, und möge sie den Beweis geben, wie da, wo bereits gediegenes vorhanden, den durch Zeiterfordernisse herbegeführten Reformen und Verbesserungen eben darum der Segen nicht ausbleibt, weil sie auf fester Basis, auf gehaltvollem Boden sich stützen. Möge aber auch der Verf. dieser interessanten Schrift auf andern Hochschulen Nachahmer finden, damit es uns gestattet sey, die innere Geschichte einzelner Universitäten genau kennen zu lernen, und zwar aus den Federn solcher, die auch vermöge ihrer Stellung dazu in jeder Beziehung befähigt sind: keinesweges aber sey dieß Sache unberufener und derjenigen, welche sich oft durch sehr unlautere Motive zu solchen, dann aber auch ganz seichten und werthlosen Darstellungen verleiten lassen.

Ed. K. S. von Siebold.

B e r l i n

Bey G. Reimer, 1833: Pluto Brasiliensis.  
Eine Reihe von Abhandlungen über Brasilien

**Gold-, Diamanten- und anderen mineralischen Reichthum, über die Geschichte seiner Entdeckung, über das Vorkommen seiner Lagerstätten; des Betriebs, der Ausbeute und die darauf bezügliche Gesetzgebung u. s. w. von W. L. von Eschwege, Königl. Portugies. Ingenieur-Oberst und Oberberghauptmann. Nebst lithographierten Karten und Zeichnungen. XVIII u. 622 Seiten in Octav.**

Da unsere Kunde von den unterirdischen Schätzen Brasiliens und ihrer Gewinnung bisher sehr unvollkommen war, so ist das vorliegende Werk, welches von Allem was sich auf diese Gegenstände bezieht, die genaueste Auskunft gibt, und um so mehr Glauben verdient, da der Verf. langjährig dem Brasilianischen Bergwesen vorstand, ein willkommenes Geschenk. Man darf freylich nicht erwarten, aus diesem Buche wesentliche Belehrungen für berg- und hüttenmännische Technik schöpfen zu können, wenn man es nicht etwa lehrreich findet zu ersehen, wie man bey dem Bergbau und dem Hüttenwesen nicht verfahren darf, wenn der Betrieb ein kunstgerechter und öconomisch vortheilhafter seyn soll. Auch wird man sehr getäuscht, wenn man mit der gewöhnlichen Meinung von dem unermesslichen und unerschöpflichen Metallreichthume Brasiliens das Buch in die Hand nimmt. Allerdings sind in Brasilien außerordentliche Schätze an Gold und Demanten gehoben, und nach den Berichten des Vf. ist der dortige Reichthum an Eisen vielleicht bedeutender, als in irgend einem anderen Theile der Erde; aber dessen ungeachtet kann man Brasilien, selbst wenn anzunehmen ist, daß viele Lagerstätten von nußbaren Mineralien noch nicht bekannt und aufgeschlossen sind, nicht zu den besonders metallreichen Ländern zählen, wenn man nämlich den großen Umfang des Landes in Anschlag bringt, und dazu nimmt, daß das

was außer dem Golde und Eisen an Metallen in Brasilien entdeckt worden, höchst unbedeutend ist. Der Vf. gibt die vollständigsten, größtentheils actenmäßigen Aufschlüsse über den Gang der Entdeckung der mineralischen Schätze Brasiliens, so wie über die Maßregeln, welche zu ihrer Gewinnung ergriffen worden. Aber ein trauriges Bild erhält man dadurch von dem dortigen Zustande des Bergwesens; von der großen Unkunde der Regierung; von den daher rührenden unzähligen Mißgriffen; von den erstaunlichen, in der Natur des Landes wie in den Beschaffenheiten und Verhältnissen seiner Bewohner begründeten Schwierigkeiten, womit der Bergbau zu kämpfen hat; und den unerhörten Ränken, denen fast jede Unternehmung dort früher oder später unterliegen muß.

Die erste Abtheilung des Buches enthält die Geschichte des Goldes in Brasilien; namentlich die Geschichte der Entdeckung dieses Metalles in den Provinzen S. Paulo, Minas Geraes, Goyaz, Matto Grosso, Ceara, Rio Grande do Sul, und Rio Janeiro. Die zweyte Abtheilung handelt von der Bergmännischen Verfassung des Goldgewinnes. Der Vf. liefert einen Auszug der Berg-Gesetzgebung für die Goldgräbereyen und Wäschereyen. Das erste Gesetz vom 15. August 1603. Unter den neueren Gesetzen sind die wichtigsten: die Anordnungen von Gewerkschaften in Matto Grosso und in Minas v. J. 1817, und das Decret v. 3. März 1825 in Betreff der Stiftung einer Englischen Gewerkschaft. — Von dem Quinto d'Ouro (Goldfünften) und den verschiedenen Arten seiner Entrichtung. — Ueber den Werth des Goldes in Brasilien. Man ersieht aus den mitgetheilten Notizen, wie außerordentlich der Werth des Goldes gestiegen ist. Dabey ist er aber bis zu den neuesten Zeiten nicht in das richtige Verhältniß zum Werthe des Silbers gestellt,

daher das goldreiche Brasilien kaum eine Goldmünze aufzuweisen hat. — Ueber die Goldschmelzhäuser in Brasilien. Vormalß bestanden in jeder Provinz Schmelzhäuser. Mehrere derselben sind aber wegen der Verringerung des Goldes wieder eingegangen und nur die in Minas Geraes haben sich erhalten. Die Mineiros, welche auf eigene Rechnung das Gold gewinnen, müssen solches an die Schmelzhäuser abliefern, wo es auf Kosten der Regierung zu Barren geschmolzen wird, die dann, nach Abzug des Fünftel, dem Eigenthümer zurückgegeben werden. Diese mit dem Königl. Stempel und einem Geleitszettel versehenen Goldbarren cursieren als Münze in den Provinzen des Innern, müssen aber auf den Gränzen der Küsten-Provinzen bey den Zollhäusern angegeben werden. Man erhält von diesen einen Schein über den Werth der Barren und wird bey Strafe verpflichtet, dieselben an die Münze abzuliefern. Das Einschmelzen des Goldes geschieht in Töpfer Tiegeln. — Die dritte Abtheilung ist dem Vorkommen des Goldes und den Arbeiten darauf gewidmet. Von dem Vorkommen des Goldes auf seinen Lagerstätten. Man fand das Gold zuerst in Körnern und größeren Stücken an der Oberfläche, besonders in trockenen Wassergruben und im aufgeschwemmten Boden. Dieses führte zur Untersuchung der Flußbetten und der angrenzenden Anschwemmungen bis zu den Abhängen der Berge hinan; und erst später, da man ohne viele Mühe diese Anschwemmungen der mechanisch zusammengeführten Reichthümer abgebaut, aber auch durch unzuweckmäßiges Verfahren große Schätze tief in die Urbetten der Flüsse vergraben hatte, sah man sich genöthigt, die ursprünglichen Lagerstätten des Goldes aufzusuchen, welches keinen besondern Schwierigkeiten unterworfen war, da man nur den Quellen der goldhaltigen Flüsse und Bäche nachzuspüren brauchte. Die in einem Zeitraum von

etwa 100 Jahren unternommenen Nachgrabungen haben gelehrt, daß das ursprüngliche Vorkommen des Goldes auf die sogenannten Urgebirgsgebilde beschränkt ist und zwar auf die Gruppe derselben, welche den sogenannten Urthonschiefer begreift. — Von dem Betriebe der Goldwäscheren und Goldgräberen. Diese Arbeiten sind von sehr verschiedener Art: 1. Arbeiten in den Fluß- und Bachbetten; 2. Arbeiten in den Flußufern und zunächst liegenden Niederungen aufgeschwemmter Lager; 3. Arbeiten in aufgeschwemmten Lagern an den Abhängen der Gebirge; 4. Arbeiten in durchgängig goldhaltigen, mürben Gebirgsmassen mit goldhaltigen Quarzadern; 5. Arbeiten auf Lagern in Thälern; 6. Arbeiten in den Gebirgen auf Lagern und Gängen. Bey den Wascharbeiten wendet man allgemein flach trichterförmige, runde Waschschüsseln von 2 — 3 Palmen Durchmesser an, welche von Africanischen Negerclaven eingeführt worden, die schon in ihrem Vaterlande das Geschäft des Goldwaschens auf diese Weise betrieben hatten. — Ueber die Menge von Gold welche Brasilien in der Zeit von 1600 bis 1820 geliefert hat. Nach den von dem Vf. gegebenen, aus officiellen Quellen geschöpften Uebersichten beläuft sich der Werth des in jenem Zeitraume gewonnenen Goldes auf 974,329,040 Cruzados oder 649,486,026 $\frac{2}{3}$  Thaler, welche Summe von den in mehreren Schriften, z. B. in Mawes: Reise in Brasilien und in Deudants Mineralogie enthaltenen Angaben sehr abweicht. Die Summen des Quinto haben 107,843,240 Th. betragen, wovon beynah der dritte Theil zum Baue des Klosters von Maffra verwendet seyn soll. — Geognostisch-bergmännische Bemerkungen, die Goldbergwerke betreffend.

Die vierte Abtheilung enthält Alles, was sich auf das Vorkommen und die Gewinnung von Diamanten und farbigen Edelsteinen bezieht. Ge-



sichte der Entdeckung der Demanten und anderer Edelsteine. Im J. 1573 verbreitete sich zuerst das Gerücht der Entdeckung von Smaragden, und mit unbeschreiblicher Begierde haben Hunderte von Menschen sich den größten Mühseligkeiten und Gefahren ausgesetzt, um die angeblichen Smaragde zu finden, die nichts Anderes als grüne Turmaline waren, wie man sie noch jetzt in den Seratoes am Rio S. Matheus und den Americanas zugleich mit weißen Topasen und blauen Beryllen, mit Gefahr von den Botecudos lebendig gebraten zu werden, gräbt. Die erste Entdeckung von Demanten wurde in dem Districte von Serro do Frio, in den Bächen os Morinhos gemacht. Streifzügler hatten sie zufällig bey dem Goldwaschen gefunden und sich derselben, ohne ihren Werth zu ahnen, als Spielmarken bedient. Ein gewisser Bernhar do da Silva Lobo brachte die glänzenden Steinchen zuerst im J. 1728 nach Lissabon, wo sie zufällig dem holländischen Consul zu Gesicht kamen, der sie als Demanten erkannte. Lobo gab sich nun als Entdecker derselben aus, und erhielt eine ansehnliche Belohnung vom Könige. Als die Nachricht davon nach Brasilien gelangt war, stellte der Gouverneur von Minas Untersuchungen über das Vorkommen der Demanten an, und erstattete darüber Bericht. Eine Carta Regia vom 8. Febr. 1730 autorisierte ihn darauf die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, um für die Krone die möglichsten Vortheile aus der Entdeckung zu ziehen. Bis zum J. 1771 war die Gewinnung der Demanten, zum großen Schaden der Krone, in den Händen von Pächtern; von jener Zeit an hat sie die Krone auf eigene Rechnung betreiben lassen. Nach den von dem Vf. gegebenen Uebersichten hat das Gewicht der in dem Zeitraume von 1730 bis 1822 in Brasilien gewonnenen Demanten 2,983,691 $\frac{1}{2}$  Karat betragen. Diese zu einem mittleren Preise von 8000 Reis das Karat

gerechnet, ergibt einen Werth von 39,782,556 $\frac{1}{2}$  Th. Pr. Cour. In 93 Jahren hatte die Krone dadurch einen reinen Gewinn von 10,355,573 $\frac{1}{2}$  Th. Der Vf. glaubt aber, bis zum J. 1801, wo die Kön. Familie nach Brasilien kam, den Betrag der heimlich ausgeführten Demanten, dem durch die Kön. Verwaltung gegangenen Betrage gleich setzen zu können, und meint, daß von dieser Zeit an, wo allen Nationen der Handel mit Brasilien geöffnet wurde, durch den Schleichhandel wohl doppelt so viel ausgeführt seyn dürfte. — Ueber die Art und Weise wie die Demanten gegraben und gewaschen werden, nebst anderen Bemerkungen über den technischen Betrieb und das Vorkommen der Demanten. Der Vf. ist der Meinung, daß das ursprüngliche Muttergestein der Demanten Brauneisenstein sey, entweder aus dem Gebilde des Eisenglimmerschiefers, oder aus dem sogenannten Stabirit, vermuthlich aus dem letzteren. Wenn das Vorkommen von Demanten in Brauneisenstein wirklich als ausgemacht anzunehmen seyn sollte, so würde damit denn doch ihr eigentlicher Ursprung noch nicht ganz aufgeklärt seyn, indem jener Brauneisenstein selbst wahrscheinlich ein secundär gebildeter Mineralkörper ist. — Ueber den Gold- und Demantenschleichhandel, und die Ursachen der Verminderung des Goldausbringens.

In der fünften Abtheilung ist von dem Vorkommen anderer Metalle und salziger und brennbarer Fossilien die Rede. Geschichte der Entdeckung und kurzen Bearbeitung eines Bleyglanzganges im Sertão von Abanté in der Provinz Minas Geraes.

Die sechste Abtheilung handelt von dem Eisen in Brasilien. In der Provinz S. Paulo wurde zuerst Eisenstein entdeckt, und schon vor 200 Jahren eine kleine Eisenhütte mit Zerrennfeuern angelegt. In neuerer Zeit ist durch den bekannten Manoel

*Ferretia da Camera*, der sich früher in Deutschland aufgehalten hat, um sich mit dem Bergwesen bekannt zu machen, in der Provinz Minas Geraes eine Eisenhütte auf Kön. Kosten angelegt, deren Leistungen indessen dem darauf verwandten großen Capital nicht entsprochen haben. In der Provinz S. Paulo, zu S. Joao de Npanema wollte das Gouvernement ein großes Eisenwerk anlegen lassen, und im J. 1810 wurde der auch bey uns bekannte Obristlieutenant *Barnhagen* beauftragt, einen Plan dazu zu entwerfen, der aber unausgeführt blieb. Durch einen von Schweden verschriebenen Hütten-Director, der eben so unwissend war als das von ihm mitgebrachte zahlreiche, für die Anlage und den Betrieb der Hütte bestimmte Personal, wurde erst im J. 1814, mit dem Aufwande von mehr denn 900,000 Cruzados, ein kleines Werk mit 4 Schwedischen Bauernöfen zu Stande gebracht, auf welchem nur ein geringes Quantum unbrauchbares Stabeisen producirt ist. Nachdem ein sehr bedeutendes Capital unnütz vergeudet worden, erkannte man den Mißgriff, dankte die Schwedische Gesellschaft ab, und übertrug dem *Hn Barnhagen* aufs Neue die Leitung des Unternehmens, der darauf eine Hütte mit zwey Hohöfen erbauete, über deren Betrieb der Vf. einige Notizen mitgetheilt hat. Auf dieser Hütte sind später durch Berliner Förmer sehr gute Gußwaaren verfertigt, für welche sich aber ein so geringer Absatz fand, daß nicht einmal die Kosten des Betriebes bestritten werden konnten. Auch *Hr v. Eschwege* hat in der Provinz Minas Geraes, bey *Congonhas do Campo* eine kleine Eisenhütte angelegt, über deren Einrichtung und Betrieb in seiner Schrift Nachrichten enthalten sind. Aus diesem Allen ersieht man, daß im Verhältniß zum großen Reichthum an rohem Material, bis jetzt doch nur sehr wenig Guß- und Stabeisen in Brasilien producirt worden. Es scheint auch, daß wegen der sehr geringen Bevölkerung und des Mangels an wohlfeilen Transportmitteln eine große Eisenhütte dort noch nicht bestehen kann. Der Vf. ist der Meinung, daß bey den jezigen Verhältnissen die Anlage kleiner, in verschiedenen Provinzen zerstreut liegender Eisenwerke, deren jährliche Production 2000 Arroben nicht übersteigt, am vortheilhaftesten seyn würde.

In der letzten Abtheilung redet der Vf. über den Einfluß, den die Aufhebung des Sclavenhandels auf die Bergwerke haben wird, und stellt Betrachtungen darüber an, wie die Bergwerksverfassung in Brasilien beschaffen seyn müßte, um den Bergbau in einen blühenden Zustand zu versetzen. Die Beachtung und Befolgung seiner Rathschläge wird schwerlich bald zu erwarten seyn.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

9. Stück.

Den 18. Januar 1836.

---

Paris.

Voyage de decouvertes de l'Astrolabe, exécuté par l'ordre du Roi, pendant les années 1826, 1827, 1828, 1829, sous le commandement de M. J. Dumont-d'Urville, capitaine de vaisseau. Botanique par M. A. Richard. 1834. LVI u. 164 S. in gr. 8. Mit einem Kupfer-Atlas in Roy. Fol.

Der historische Theil dieser Reise oder der eigentliche Reisebericht ist bereits von einem andern Recensenten in St. 162. 163. vom Jahre 1832 umständlich angezeigt, den wir daher als bekannt voraussetzen können. Herr Richard, mit der Bearbeitung der botanischen Abtheilung beauftragt, wozu ihm alle, von Herrn Lesson auf der Reise gesammelte Pflanzen mitgetheilt wurden, hat schon vor einigen Jahren über die Flora von Neu-Seeland, wo die bedeutendsten Entdeckungen gemacht wurden, seine Bemerkun-

gen unter dem Titel 'Essai ou Esquisse de la Flore de la nouvelle Zélande' heraus gegeben. Manuscripte und Original-Exemplare aus Forster's Nachlaß, die der Verf. zu benutzen Gelegenheit hatte, geben dieser Schrift einen noch größeren Werth. Vorliegendes Werk, auch mit dem besondern Titel: Sertum Astrolabianum versehen, welches Herr Richard als den zweyten Theil des Ganzen betrachtet, und welches die übrigen auf der Reise gemachten Entdeckungen in sich begreift, zerfällt in zwey Abtheilungen. Die erste gibt einen Ueberblick der Vegetation der einzelnen, von dem Astrolabe besuchten Inseln, wie Tonga-Taboa, Havre-Carteret (Neu-Irland), Port-Dorei (Neu-Guinea), Bau-roa, Amboina und Celebes (Moluckische Inseln), Ticopia, Banikoro, Guaham und Ascension.

Den Floren dieser Inseln sind meistens Bemerkungen über Boden, Klima und über die Vegetation im Allgemeinen voran geschickt, von denen wir Einiges ausheben wollen: Tonga-Taboa selbst gehört zu den neuern Formationen und erscheint als ein fast steriler, aus Mardreporen gebildeter Kalkfelsen. Coa hingegen, sehr nahe bey Tonga liegend und wahrscheinlich vulcanischen Ursprungs, ist sehr gebirgig und reich an Waldungen, welche viele den Molucken eigenthümliche baumartige Gewächse enthalten, wie Pandanus odoratissimus, Cocos nucifera, Corypha umbraculifera, Mussaenda frondosa, Hernandia ovigera u. m. a. Farnkräuter sieht man weniger als auf den angrenzenden Inseln; häufiger sind Gräser. Auch gibt es wohl wenige Inseln, wo so viele zur

Nahrung dienende Gewächse angebaut werden als in Coa. Die Vegetation von Neu = Ir = land hat, der geographischen Lage nach, ein mehr tropisches Ansehen. So weit das Auge reicht, erblickt man undurchdringliche Massen großer Bäume, deren Belaubung eben so verschieden der Form als der Farbe nach. Unter diesen treten besonders hervor: Mimosen, *Tectona grandis*, *Pterocarpus*, *Terminalia* und mehrere Palmen, welche alle mit Lianen durchschlungen sind. Niedrige, krautartige Gewächse, die zu ihrem Gedeihen der Luft und der Sonnenstrahlen bedürfen, gibt es daher nur wenige, und von Gräsern fand sich nur *Thuarea involucrata*. Die Baumstämme, besonders der *Cocos nucifera*, sind reich an parasitischen Orchideen und Apocynen, untermischt mit Farnkräutern und Lichenen. Noch großartiger und mannigfaltiger ist die Vegetation von Neu = Guinea (Port = Dorei). Außer vielen, dort vorkommenden Gewächsen verdienen als eigenthümlich und neu bemerkt zu werden: *Forrestia hispida* (den Asparagineen zunächst verwandt), *Aegiceras nigricans* Rich. und *Evodia longifolia* Rich.; auch gibt es hier viele Farnkräuter, unter welchen einige bisher nicht bemerkte sich vorfanden. *Baniforo* zeichnet sich durch einen tropisch, asiatischen Character aus: große, undurchdringliche Wälder mit *Inocarpus*, *Calophyllum* und vielen schönen baumartigen Leguminosen, besonders aus den Gattungen *Caesalpinia* und *Pongamia*. Alte Baumstämme bedecken Moose, Flechten, viele Farnkräuter und Orchideen. Zu den seltenen und eigenthümlichen Pflanzen:

von Banikoro gehört *Hedyotis Lapeyrousii*, welche De Candolle dem Andenken des hier verunglückten Lapeyrouse gewidmet hat. Wir erwähnen nur noch der Insel Ascension, einst ein nackter Felsen, worauf, außer Kryptogamen, kaum 15 Phanerogamen dürftig vegetierten, hat durch eine Englische Niederlassung jetzt ein ganz anderes Ansehen gewonnen, indem mit den eingeführten und zufällig hinzugekommenen Gewächsen, die Gesamtzahl leicht 40 Arten betragen mag. Unter den seltenen und wirklich einheimischen zeichnen sich aus: *Aristida Ascensionis* Sw., *Mariscus polycephalus* Rich. und *polystachyus* Ad. Brongn. Eigenthümlich ist *Hedyotis Ascensionis* DC., ein kleiner Halbstrauch, das einzige Gewächs, dessen sich die Insulaner zur Feuerung bedienen können. *Physalis barbadosensis* früher eingeführt, bedeckt jetzt alle Anhöhen der Insel und ist von den Bewohnern wegen der süßlich-säuerlichen Früchte sehr geschätzt. — Die Pflanzen dieser einzelnen, nach Jussieu geordneten Floren sind nur namentlich aufgeführt; einigen der neuen aber, besonders den Farnkräutern und Kryptogamen, ist eine Diagnose, auch wohl eine kurze Beschreibung beygefügt.

Die zweyte Abtheilung dieses Werkes enthält die genaue, sehr umständliche und musterhafte Beschreibung der übrigen neuen, zuvor noch nicht characterisirten Arten, deren Zahl 56 ausmacht. Wir gedenken zuerst der hier als neu aufgestellten Gattungen *Forrestia*, *Carteretia* und *Macrolepis*. Erstere

scheint gleichsam in der Mitte der Asparagineen und Colchicaceen zu stehen, doch glaubt Herr K. sie des einfachen Griffels, so wie des Oeffnens der Kapsel wegen jenen beizählen zu müssen, worin wir ihm auch ganz beizupflichten. Nur eine Art (*hispidia*) ist bis jetzt bekannt, welche als Staudengewächs die Wälder von Neu-Guinea bewohnt. Der Atlas gibt Tab. 1. eine Vorstellung derselben. Die beiden letzten gehören den Orchideen an. *Carteretia* entspricht den Characteren der Gruppe der Malaxideen von Lindley, läßt sich aber, wie des Verfassers genaue Beschreibung hinlänglich darthut, mit keiner der dahin gerechneten Gattungen vereinigen. Die einzige Art dieser Gattung, *paniculata* genannt, kömmt als Parasit in Neu-Guinea vor. *Macrolepis longiscapa* (Tab. 10) hat ganz das Ansehen einer *Pholidota*, besonders der *imbricata* Hook. (Exot. Flor. t. 138); doch ist sie den wesentlichen Characteren nach mehr mit *Dendrobium* verwandt, unterscheidet sich aber durch die inneren, sehr kleinen Seitenlappchen des Kelchs, so wie auch durch die eigenthümliche Gestalt des Labelli. Die andern neuen Orchideen gehören zu *Dendrobium* und *Oberonia* Aus der Familie der Sapindaceen, welche man bisher auf Süd-America beschränkt glaubte, werden drey, in Neu-Holland entdeckte Pflanzen characterisirt: *Thouinia australis*, *Cupania anacardioides* und *pseudorhus*, welche zugleich einen neuen Beweis geben, welche Schätze noch in jenem großen Lande verborgen seyn mögen. Die *Amperea spartioides* Brongn. (Euphorbiaceen) wird genauer beschrieben und eine Abbildung der weiblichen



Pflanze mitgetheilt, von welcher durch Brongniart nur die männliche vorgestellt war. *Tasmania* (*monticola*) und *Aegiceras* (*nigricans*) erscheinen als neu, zugleich aber die Gattungscharacterere beider erweitert und berichtigt. Außer einigen andern wohl wenig bekannten Pflanzen, die der Kürze wegen übergangen werden müssen, verdient die Gattung *Senecio* noch erwähnt zu werden, von welcher allein 22 Arten beschrieben sind, die in Neu-Holland vorkommen und (*quadridentata* und *australis* ausgenommen) bisher unbekannt waren.

„ Angehängt sind Berichtigungen und genauere Bezeichnungen zu mehreren, von Herrn Richard in seiner *Flora Novae Seelandiae* erwähnten Algen, besonders aus den Gattungen *Sargassum* und *Laminaria*. An diese schließt sich die Characteristik einiger neuer und seltener Algen, welche Herr Lesson an den Küsten von Neu-Holland entdeckte, und die Erklärung der Kupfertafeln des Atlasseß.

Was den Atlas selbst anlangt, so wird derselbe, laut des beygefügten Verzeichnisses, 78 Tafeln enthalten, wovon die eine Hälfte der *Flora Novae Seelandiae*, die andere dem *Serto Astrolabiano* angehört. Wir haben erst zwey Lieferungen, jede mit 8 Tafeln, erhalten, die in artistischer Hinsicht nichts zu wünschen übrig lassen.

Schrö.

## G ö t t i n g e n .

Bey Deuerlich: Der Tempel des Herrn. Gebete auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahrs von Ludwig Aschenbach, Prediger der

reformierten Gemeinde zu Göttingen. 1835.  
302 S. in Octav.

Es läßt sich die Frage aufwerfen, ob Altargebete (denn als solche sind vorliegende liebliche Gaben ursprünglich gesprochen, und zu demselben Zwecke verdienen sie auch die wärmste Empfehlung) als ein Bestandtheil des evangelischen Cultus, mit Recht sich des poetischen Schmuckes bedienen, und die Innigkeit der Gedanken noch durch Reim und Metrum erhöhen dürfen. Vielleicht ließe sich gerade aus der spirituellen Richtung unseres credo und unseres Cultus dagegen einiger Einwand erheben, weil man dabey doch dem einfachen Sinne des Gebets nicht Gewalt genug über die Gemüther zutraut, und ihm mit künstlerischer Hand einige Nachhülfe zu geben vermeint. Wirklich hat unser Cultus sich so ziemlich von der künstlerischen Beyhülfe losgesagt, daß man beynabe etwas Wesentliches für ihn in dieser Resignation erblicken möchte, und schon hat eine andere kirchliche Partey, die desto begieriger Alles, was die Sinne aufregt, in ihr Bereich zieht und für ihren Cultus benützt, uns über unsern Puritanismus recht erhebliche Vorwürfe gemacht. Allein woher ein solches kunstfeindliches Princip bey uns eigentlich stammen soll, läßt sich weder durch die Geschichte der protestantischen Bekenntnisse, noch aus ihrem Princip ermitteln. Die Reformatoren wenigstens dienen gerade zur stärksten Widerlegung solcher Ansichten; von Luther bedarf dieß keines Beweises, und von Calvin, der vielleicht in seinem vollendeten Spiritualismus hier angeführt werden dürfte, läßt sich eben so bestimmt das Gegentheil darthun. Jene gigantische Consequenz in Calvins Prädestinationlehre, in welcher das sittliche Indivi-

duum sich gänzlich der höheren ethischen Gewalt unterwirft, zeigt wenigstens eine so tiefe Auffassung des Lebens, daß wenn sie auch dogmatisch nicht gerechtfertigt werden kann, doch wenigstens historisch für sie keine andere Analogie gefunden zu werden vermag, als in der Griechischen Tragödie und ihrer sittlichen Resignation; also wohl Beweises genug, daß auf den Höhen der geistigen Zustände die Religion den vollendetsten Bund mit der Poesie einzugehen vermag. Die Geschichte der evangelischen Kirche bestätigt dieß auf allen Puncten; denn längst ist es ja anerkannt, daß die Zahl der Kirchenlieder bey uns völlig dem gleich kommt, oder wohl gar das überwiegt, was alle übrigen christlichen Parteyen an geistlichen Gesängen zu allen Zeiten geliefert haben.

Mit vielem Dank werden deshalb auch vorliegende poetische Ergüsse aufgenommen werden, in welchen der Herr Verfasser die beiden Hauptbedingungen der geistlichen Poesie, Einfachheit und Innigkeit so trefflich mit einander verknüpft hat. Für jeden kirchlichen Feiertag sind zwey zweckmäßig kurze Gebete mitgetheilt, die sich einem biblischen Motto, meistens abwechselnd aus dem Alten und Neuen Testamente gewählt, anschließen. Gewiß wird die wohlwollende Absicht dabey nicht verfehlt werden, daß manches zarte Gemüth dadurch religiöse Anregung finde, und manches sonst stille Gefühl hier sich die Worte verliehen sieht. Das Versmaß ist, wie es sich wohl allein hier eignete, das fünffüßige Sambiische und Trochäische.

# G e t t i n g e r g e l e h r t e   A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

10. 11. S t ü c k .

Den 21. Januar 1836.

---

W i e n .

Ein hier bey Beck in gr. 8. 1835. erschienener Bogen de *Ulpiani institutionum fragmento* in bibliotheca palatina Vindobonensi nuper reperto epistola ad F. C. (de) Savigny Prof. jur. Berol. — Scripsit *Stephanus Endlicher*, enthält eine für die Quellen des Vorjustinianischen Römischen Rechts bedeutende Entdeckung, welche der durch ähnliche Verdienste in andern Fächern bekannte Herr D. Endlicher, Concepts-Practicant bey der K. K. Hofbibliothek (ungefähr was sonst bey uns Auditor in einer Rathsstube im Gegensatz von dem in der Secretarienstube geheissen hätte) in dem Einbände einer Papyrus-Handschrift des Hilarius de trinitate, von deren Ursprung man weiter nichts weiß, als daß ein Graf Camillo Colloredo sie Joseph II. geschenkt hatte, gemacht hat. Es sind fünf schmale Streifen, Ueberbleibsel eines Doppelblatts. Die zwey kürzern gehören

der einen Hälfte desselben an, die drey längern, beiden. Von den kürzern Streifen enthält der eine, nur auf einer Seite beschriebene, nach dem oben daran sitzenden leeren Pergamente, offenbar der oberste Theil des Blattes, bloß die Worte *Ulp. Inst.*; der andere aber, welcher zu diesem genau paßt, hat auf jeder Seite eine ganze Zeile. Eben so sind die längern Streifen auf beiden Seiten beschrieben. Auf jeder finden sich zwey neben einander stehende, durch einen zollbreiten Zwischenraum getrennte Columnen (das Wort für eine ganze Seite, nicht bloß für eine Spalte genommen), jede von acht Zeilen, wovon aber ein Mal die erste Zeile fehlt, und welche, nach dem unten daran sitzenden leeren Pergamente, der untere Theil des Doppelblattes gewesen seyn müssen. Alles ist auf beiden Seiten lesbar. Der Gegenstand ist unläugbar doppelt; 1. die Contracte, nämlich *mutui datio*, *depositum*, *commodatum* und *locatum et conductum*, wo es bey dem zweyten und vierten heißt, auch sie seyen aus dem *jus gentium*; dann 2. die Interdicte, und zwar erst höchst wahrscheinlich eine Verbindung der Eintheilung in *adipiscendae* und *recuperandae poss.* und etwas von dem anderswo benannten *exitus interdictorum*, wie ihn Gajus beschreibt, Justinian aber als veraltet wegläßt. Ein bisher unbekanntes Interdict: *QUAM HEREDITATEM* hinter dem erst in Mai's Palimpsesten de usufructu p. 10. l. 28. (oder wenn jemand eine Ausgabe hat, die nur nach freylich oft sehr langen Paragraphen zu citieren erlaubt, §. 92) vorkommenden *QUEM FUNDUM*, und etwa der Satz: es gebe auch Interdicte, die theils *adipiscendae*, theils *recuperandae possessionis* seyen, sind vielleicht das einzige

Neue, was wir von Sätzen des Römischen Rechts hier lernen. Aber für die Form unserer Quellen lernen wir bey dieser Gelegenheit Etwas, was wir allerdings auch ohne diesen neuen Fund hätten ahnden können, was aber, so viel der Unterz. weiß, noch nie zur Sprache gekommen ist. Wir finden nämlich hier, wie auch der Herausg. schon bemerkt hat, die letzten Worte des fr. 1. §. 3. D. 43, 26: *uti re commodata permittat*, als den Anfang von acht Zeilen, so daß nur die zwey ersten Buchstaben noch auf einer vorhergehenden nicht gefundenen Zeile gestanden haben müssen. Nun soll aber die Stelle in den Digesten, die auch dem Zusammenhange nach sehr gut zu dem neuen Funde paßt, noch der Uberschrift, aus dem ersten der zwey Bücher, woraus, auch nach dem alten Verzeichnisse der ausgezogenen Werke eines jeden Rechtsgelehrten, dieses Werk Ulpian's bestanden hat, genommen seyn, und dieß ist doch nach Allem, was wir vom Institutionensystem wissen, rein unmöglich, denn dieses stellt die Interdicte hinter die Actionen und die Exceptionen, ob sie gleich zur Zeit, da dieses System entstand, so wenig wie die Exceptionen, Actionen waren, sondern nur, gerade wie die, vor den Actionen vorhergehenden, Obligationen, eine auf die Actionen folgende ähnliche, wenigstens ihnen weit mehr, als der Lehre von der Verschiedenheit der Personen und der Erwerbung von Rechten an Sachen, ähnliche Lehre waren. Man kann alle Stellen, die wir aus dem ersten und zweyten Buche von Ulpian's Institutionen in den Digesten haben, durchgehen (sie sind hier auf den sechs letzten Seiten nicht ganz vollständig und nicht ganz nach der bey Hommel beobachteten Ordnung

der Digesten abgedruckt; daß die Stellen über die *legitima hereditas*, die wir in der *lex dei* haben, aus dem zweyten Buche sind, hat keine Handschrift, sondern nur eine Vermuthung für sich), immer paßt die Digestenstelle über das *precarium* weit eher hinter die ersten Stellen des zweyten Buches, als vor dieselben. Die einzige Möglichkeit, daß die Stelle, welche uns hier beschäftigt, in dem ersten Buche gestanden habe, nämlich die, daß schon bey der Lehre vom *jus gentium* die *Interdicte* erwähnt worden wären, ist doch gar zu unwahrscheinlich, da dieß mit einer Ausführlichkeit geschehen seyn müßte, die bey einem Werke von nur zwey Büchern ganz unverhältnißmäßig gewesen wäre. Bedenkt man nun, wie überflüssig für Justinian's Untertanen die genaue Angabe nicht nur des Verfassers, sondern auch seines Werks, und wenn dieses aus mehreren Büchern bestand, auch des Buches, war, da man die Quelle fast nie nachschlagen konnte, und, um Gebrauch davon zu machen, nicht einmal durfte, und wie bald man sich im Orient für die Basiliken, und im Occident für fast alle Handschriften, außer der in Florenz befindlichen, von dieser damals ganz unnützen und erst in den letzten siebenzehn Jahren, noch dazu nicht mit allgemeiner Uebereinstimmung, recht gebrauchten Genauigkeit losmachte, so ist wohl die Verwechslung von *libro secundo*, wie es heißen sollte, mit *libro primo*, wie es nun heißt, gar wohl denkbar, wenn gleich in der Handschrift zu Florenz, wie man aus dem *fac simile* der hiesigen Ausgabe sieht, die Zahlen ausgeschrieben, und nicht, wie in der Laurellischen Ausgabe, mit Zahlzeichen angegeben waren.

Auch daß hier auf demselben Doppelblatte von Contracten und von Interdicten gehandelt wird, ist weit eher begreiflich, wenn man annimmt, wir haben Stellen aus dem zweyten Buche; aber selbst dann steht die Lehre von Contracten im Institutionen-System um ein ganzes Buch, also um ein Viertel der ganzen Institutionen des Gajus und Justinian's, von den Interdicten entfernt, daß man, auch angenommen, die beiden Blätter desselben Doppelblatts hätten zwischen sich noch mehrere andere Doppelblätter gehabt, nicht wohl begreifen kann, wie beide Lehren auf demselben Doppelblatte stehen konnten. Dazu kommt noch, daß die Obligationen durch Contracte gewiß vor den Interdicten standen, und daß die *mutui datio*, als ein *Contract re*, nach der Ordnung der Institutionen, der Bücher *ad Sabinum* und *ad edictum*, vor der *locatio et conductio* stehen mußte. Dieß widerspricht aber aller denkbaren Ordnung der vier größern Bruchstücke, jedes von sieben oder acht Zeilen, die wir hier haben. Es ist zwar ganz willkürlich, daß hier zwey neben einander stehende Stücke von acht Zeilen *pagina recta*, und zwey andere *pagina versa* heißen, da man völlig eben so gut diese Bezeichnungen vertauschen könnte; aber so viel ist doch ausgemacht, daß die Reihe von Zeilen (es versteht sich, daß hier die beiden Worte nicht gleichbedeutend sind, wie man sie oft braucht), welche rechts steht, wenn man beide Reihen neben einander hat, die erste, und die andere, welche alsdann, wenn man die beiden Blätter umwendet, links steht, die Rehrseite seyn muß. Also fängt, nach der Bezeichnung a und b für Das, was hier *pag. recta* heißt, c aber und d für *pag.*



versa, daß Ganze entweder, wie bey dem Herausgeber, mit b d. h. dem commodatum und der locatio an, geht dann zu c, d. h. der mutui datio und dem depositum fort; darauf folgt denn d, es gebe Interdicte, die so wohl adipiscendae als recuperandae possessionis seyn könnten, und den Beschluß macht a von dem exitus interdictorum; oder aber die Ordnung ist umgekehrt d, a, b, c. Keines von beiden paßt zu der Ordnung der Institutionen, wenn b und c die obligatio ex contractu seyn soll, denn da muß, wie gesagt, e vor b stehen. Allein das von dem Herausg. so glücklich aufgefundenene fr. 1. D. 43, 26 hilft uns aus der Noth, indem es bey dem Interdicte de precario den Unterschied dieser Art des Besizes, die aus dem jus gentium sey, von der donatio, und die Aehnlichkeit mit dem commodatum vorträgt, in unserem Funde aber ist von der locatio und von dem depositum auch gesagt, daß jus gentium habe sie eingeführt. Es scheint also, die Contracte sind nur bey Gelegenheit der Interdicte hier erwähnt, etwa um zu sagen, bey den erwähnten Contracten habe kein Interdict Statt, wie bey dem precarium, ungeachtet auch bey ihnen der Eine Etwas besitze, was ihm der Andere auf eine Zeit lang zu gebrauchen gestattet habe und es wenigstens bey zwey Contracten auch heißt, sie seyen juris gentium, wie dieß die Digesten-Stelle vom precarium sagt, und wie wenigstens der Unterz. den Zusammenhang dieses Umstandes mit Interdicten und Actionen mehr nur dunkel ahndet, als irgend mit Bestimmtheit angeben kann.

Manche Leser werden wohl wünschen, der Herausg. möchte ein fac simile gegeben haben; im

Grunde ist aber schon dieser Wunsch ein Beweis, wie sehr wir in den neuesten Zeiten verwöhnt sind, denn wie mancher Herausgeber hat sich sonst vor und nach Erfindung der Buchdruckerkunst begnügt, das Gefundene so zu geben wie er glaubte, daß es am leidlichsten zusammenpasse, ohne irgend Etwas zu thun, wodurch der Leser in den Stand gesetzt würde, die Gründe zu beurtheilen. Es sey dem Unterz. erlaubt, da aus dem Buche selbst Gründe der Entscheidung oder des Zweifels zu nehmen sind, hier nun die neu aufgefundenen Stellen selbst abdrucken zu lassen mit Abweichungen, bey einzelnen Worten, von der Wiederherstellung des Herausgebers. Dabey hat der Unterz. zuerst die Bemerkungen desjenigen seiner Collegen benutzt, welchen wohl Jedermann erkennen wird, wenn er ihn als den bezeichnet, der sich am meisten um die Entzifferung juristischer Handschriften verdient gemacht habe; dann die unsers Lehrers der Diplomatik; ferner die des Herrn D.A. Blume, welcher eine eigene Anzeige eingeschickt, sie aber wieder zurückgenommen hat, da doch der Unterz. sich sehr darauf freute, nur Nachträge zu derselben zu liefern, und endlich was Herr Dr Endlicher selbst die Güte gehabt hat, ihm auf seine Anfrage zu antworten. Alle Ergänzungen sollen hier in Parenthesen und mit Cursivschrift, und alle Abweichungen von der Handschrift oder von der Wiederherstellung in der vor uns liegenden epistola, außer der Cursivschrift auch noch mit einem Sternchen vor dem Worte bezeichnet werden, und bey dem Anfange einer neuen Zeile ist ein senkrechter Strich gemacht. Zum Versuche möge denn auch hier eine andere von den zwey möglichen Ord-

nungen der Stellen befolgt seyn, also die Interdicte den Anfang machen, und was von Contracten gesagt ist, sich daran anschließen.

Also zuerst die einzelne Zeile, welche oben an einem Blatte gestanden hat:

(*adipiscendae possessionis causa com*)<sup>1)</sup> | *paratum est interdictum velut cui ini(tium est QUORUM BONORUM)*<sup>1)</sup>.

Dann die rechte Seite d:

(*Quaedam interdicta sunt tam*)<sup>1)</sup> | *adipiscendae quam recipiendae* | *possessionis, qualia sunt interdicta: | QUEM FUNDUM et*<sup>2)</sup> *QUAM HEREDITATEM. | \*nam*<sup>3)</sup> *si fundum*<sup>4)</sup> *vel hereditatem ab aliquo | petam, nec lis \*defendatur*<sup>5)</sup>, *cogitur \*is*<sup>6)</sup> | *ad me transferre*

- 1) Diese drey Ergänzungen finden sich nicht in dem Briefe. Statt *cui initium* hat Gajus *cujus initium*.
- 2) So steht in der Handschrift; *vel* in der Wiederherstellung ist ein Versehen.
- 3) Der Herausgeber liest die Abkürzung hier, wie noch einmahl, *nempe*.
- 4) *funeum* bey den Worten der Handschrift ist ein offener Druckfehler, der auch in der Wiederherstellung verbessert ist.
- 5) Diese Stelle hat die meisten Schwierigkeiten gemacht, da es sehr zweifelhaft scheinen konnte, ob von einer *lis* schon die Rede seyn könne, ehe der Gegner sich vertheidige, und da in dem Abdrucke der Handschrift nur ein *N* vor *lis* stand, so hatte der Vorschlag viel für sich, *ni is* zu lesen. Allein der Herausgeber versichert, hinter dem *N* stehe noch ein Häkchen, und *l* sey ganz deutlich. In der Handschrift und in der Wiederherstellung steht aber *defendat*, woraus hier, wie noch öfters, das Passivum gemacht werden muß, ungeachtet das Häkchen, wodurch dieses bezeichnet würde, entweder vergessen worden oder erloschen ist.
- 6) Dieses Wörtchen ist nicht in der Handschrift ausge-

possessionem, | sive numquam possedi, si-  
ve \*antea posse|di, deinde \*amisi possessio-  
nem 7).

Nun folgt ein neues Stück, hier mit a be-  
zeichnet:

(*restitutoria vel exhibitoria* 8) *per formu-*  
*lam*) arbi 9) |trariam \*explicantur 10), aut  
per spon|sionem, semper prohibitoria \*ve|ro  
per sponsionem \*explicantur 11). | Restitu-  
torio vel exhibitorio interdicto | reddito 12),  
si quidem arbitrum postu|laverit is, cum  
quo agitur, formulam \*ac|cipit 13) arbitra-  
riam, per quam arbiter

Auf einer Seite, die keine Kehrseite ist, folgt  
nun als b:

schrieben und fehlt in der Wiederherstellung. In der  
Handschrift steht aber — und nach Kopp's Paläogr.  
2, 167 bedeutet ein ähnliches Zeichen den Genitiv  
is und hier fehlt sonst das Pronomen.

- 7) Diese letzte Zeile steht oben an einer Seite, die also  
die Kehrseite gewesen seyn muß, und auf dieser Kehr-  
seite muß denn auch das Folgende gestanden haben.
- 8) Diese zwey Worte fehlen in der Wiederherstellung.
- 9) Von diesen vier Buchstaben ist die obere Hälfte  
weggeschnitten.
- 10) Hier ist die Bemerkung zu wiederholen, die am En-  
de der fünften Anm. über *defendatur* gemacht wor-  
den ist.
- 11) Auch hier ist die vorige Anm. zu wiederholen.
- 12) Die Handschrift hat *reddicto*, aber schon der Her-  
ausg. erkennt dieß für falsch, wie sich denn auch  
der Fehler aus dem unmittelbar vorhergehenden, bis  
auf dieses c in den fünf letzten Buchstaben ganz  
ähnlichen, *interdicto*, leicht erklären läßt.
- 13) Diese Buchstaben fehlen in der Handschrift.

(*sed ut ei ut*) <sup>14)</sup> | *i re commodata permit-*  
*tat.* | *Locatum quoque et conductum jus*  
*gentium induxit, \*nam* <sup>15)</sup> *ex quo coe-*  
*pi-* *mus possessiones proprias et res |*  
*habere,*  
*et locandi jus nantissimus et conducendi*  
*res alie|nas, et is, qui conduxit, jure gen-*  
*titium tenetur ad mercedem ex*

Auf der dazu gehörigen Rehrseite c folgt nun :

*reddis, quod accepisti, sed aliam pe-*  
*niam ejusdem quantitatis. | Mutuae autem*  
*dari possunt res non | aliae, quam quae pon-*  
*dere, numero, | mensura continentur. | De-*  
*positi quoque qualitatē jus gen|tium pro-*  
*didit, ut quis custodien|dam rem suam ani-*  
*malem vel.*

Ueber die Worte *Ulp. Inst.* welche oben auf einer Seite gestanden haben, ist noch die Bedenklichkeit zu bemerken, daß man es wohl nicht für ausgemacht annehmen darf, die ganze Handschrift, aus welcher die fünf Streifen geschnitten, gewiß nicht gebrochen sind, daß also das Wort: Bruchstücke nur uneigentlich paßt, und eher von Schnitzeln die Rede seyn kann, seyen die Institutionen von Ulpian gewesen. Es steht dahin, ob je eine Handschrift ihren Namen auf jeder Seite oder jedem Blatte wiederholt hat, wie es jetzt bey Französischen Büchern oft geschieht, ohne daß daraus irgend ein Vortheil zum bequemeren Aufschlagen entstünde, wie es bey bestimmteren Columnentiteln so sehr

14) Diese Worte sind aus der oft erwähnten Digesten = Stelle.

15) s. die Anm. 3.

der Fall ist; sondern die Handschriften haben ihren allgemeinen Titel nur vorn mit incipit, oder hinten mit explicit. Wenn nun also der Name eines Werks auf einem Blatte steht, das, wie hier der Fall ist, weder das erste noch das letzte seyn kann, so könnte man eher vermuthen, das Ganze sey eine Sammlung von Stellen aus ganz verschiedenen Werken, wie z. B. Mai's juristische Palimpsesten, an welche man bey unserm Funde um so eher denken kann, als das in unsern Digesten gar nicht vorkommende große Werk von Ulpian: *de interdictis*, zu welchem unsere Stellen so sehr gut passen, in jenen Palimpsesten bey der Stelle, die oben wegen des Interdicts *quem fundum* angeführt worden ist, öfters auch und mit verschiedenen Büchern vorkommt.

Das Verdienst des Hn Dr Endlicher um die alte Literatur überhaupt, wird durch diesen Fund, und die Bereitwilligkeit, mit welcher er sich beeilt hat, ihn den Leuten vom Fach mitzutheilen, noch dadurch erhöht, daß dieß eines der ersten Beispiele einer neuen Art von Aehrenlese auf dem Felde der Handschriften ist. Seitdem wir nämlich immer weniger Hoffnung haben, eine volle Ernte von ganzen Handschriften bisher unbekannter Werke halten zu können, müssen wir uns begnügen, theils aus Palimpsesten, deren Werth für das Römische Recht nun gewiß Niemand verkennen wird, theils durch einzelne Blätter oder Stücke von solchen, die zum Einbände gebraucht worden sind, wie z. B. das altdeutsche Evangelium Matthäi, welches Herr Dr Endlicher mit Herrn Prof. Hoffmann in Breslau bearbeitet hat, oder diese unsere fünf Streifen, mehr oder weniger einzelne Kör-

ner zu gewinnen. Von letzteren meint Herr Dr. G. müßte sich bey gar vielen Papyrus-Handschriften, namentlich in Genf, noch gar Manches finden, und da mögen denn alle Bibliothecare und deren Gehülffen angelegentlichst gebeten seyn, sich von der Bekanntmachung einiger juristischen Zeilen dadurch nicht abhalten zu lassen, daß diese für sie gar keinen Werth haben. Vielleicht, meint er, könnte selbst die von Cramer wieder entdeckte Stelle des Pomponius über die Untheilbarkeit der Servituten, im sechzehnten Jahrhundert auf einem solchen Einbandstreifen gefunden worden seyn.

Hugo.

### P a r i s.

De l'imprimerie royale: Musée de Sculpture antique et moderne par M. le Comte de Clarac. 7ème Livraison. 1834.

Dieses bedeutende Werk ist jetzt bis auf einen Punct gelangt, wo es passend scheint, nach der frühern Anzeige in diesen Blättern (Jahrg. 1829. St. 29) von neuem darauf aufmerksam zu machen. Mit der sechsten Lieferung schließt nämlich die Reihe der Tafeln, welche die antiken und modernen Bildwerke des Louvre und der Tuilerien enthalten, nur daß einige Tafeln später noch mit der achten Lieferung nachgesandt werden sollen. Mit der siebenten beginnt nun eine neue umfassende Reihe von Statuen, welche fast aus allen Museen Europa's, theils nach den Werken, die darüber heraus gegeben sind, theils nach Zeichnungen, deren Anschaffung der Herr Graf seit vielen Jahren

eifrigst betrieben hat, in derselben Umriß-Ma-  
 nier, wie die Statuen des Louvre, mitgetheilt,  
 und nach einer mythologischen Folge geordnet  
 sind. Die vorliegende Lieferung enthält auf  
 Taf. 395 — 543 die Numern 660 — 1143, des-  
 ren Zahl noch durch viele mit B. C. D. bezeich-  
 nete vermehrt wird, welche die Gottheiten Kro-  
 nos, Kybele, Zeus, Hera, Demeter, Flora,  
 und andere Landgottheiten, Athena, Apollon und  
 die Musen mit den in ihren Vorstellungen vor-  
 kommenden Nebenfiguren betreffen. Von dem  
 Reichthum dieser Zusammenstellung kann man  
 sich daraus einen Begriff machen, daß dreyßig  
 Statuen und Bronzefiguren des Jupiter, neun  
 und siebenzig des Apollon mitgetheilt sind, un-  
 ter denen nicht wenige unediert sind. Auch ist  
 die Art der Zusammenstellung mit Rücksicht auf  
 Stellung und Costüm der Gottheiten gemacht,  
 so daß manche Ergebnisse der Kunst-Archäolo-  
 gie dadurch unmittelbar veranschaulicht werden.  
 Freylich würde eine solche Zusammenstellung  
 von Statuen noch viel fruchtbarer seyn, wenn  
 diese nicht bloß mit Reliefs (von diesen wird  
 Einiges zur Vervollständigung der Musenfigu-  
 ren gegeben, eine durchgängige Benützung fehlt  
 aber auch hier), sondern auch mit geschnittenen  
 Steinen und Münz-Typen in eine solche Ver-  
 bindung gebracht würden, daß sie dadurch gleich-  
 sam von selbst sich vervollständigten. Denn da  
 gerade die Statuen am allermeisten gelitten ha-  
 ben, so zeigt eine solche Reihe, oberflächlich  
 beachtet, ohne Berücksichtigung der Restaura-  
 tionen — und bey sehr vielen Figuren war es  
 dem Herausgeber unmöglich sich die Kenntniß  
 der Ergänzungen zu verschaffen — eigentlich  
 weit mehr, nach welchen Ideen die neueren



Künstler die Antiken ergänzt, als nach welchen die alten sie gearbeitet haben. Und wir möchten wohl wissen, nach welchen Principen die zahllosen nationalen Gewandfiguren unserer Museen ohne erhaltene Attribute hier unter die Namen: Hera, Demeter, Mnemosyne, vertheilt worden sind.

Wir fügen einige kleine Berichtigungen und Zweifel, welche die Anordnung betreffen, hinzu; vielleicht kann der Herausgeber in dem Texte zu dieser Lieferung, der noch nicht erschienen ist, davon Gebrauch machen. Pl. 395. n. 660 (die erste Figur) ist jetzt nicht mehr inédit, sondern in Raoul-Rochette's *Monumens inédits* pl. 77, 4 bekannt gemacht, auch schwerlich ein Saturn, sondern der in der Inschrift genannte Cornutus mit seinen Kindern. Warum wird bey der Magna-Mater, pl. 396 B. n. 664 G und H, und andern Bildwerken aus Boissard die Inschrift nicht gleich mit gegeben, da sie den hauptsächlichsten Werth des Monument's ausmacht? Pl. 404. n. 693. Der Jupiter sous la figure de Diane ist als ein Virbius erkannt. Pl. 406. n. 695. *Enlèvement d'Europe*, aus dem Vatican, ist gewiß eine Νίκη *βουδυτροῦσα*. Pl. 407. n. 703. hätte bey der zu Ostia gefundenen, ausnehmend schönen Statue des Museo Chiaramonti tav. 11 schon der Name ΦΑΙΑΙΜΟΣ an dem Baumstamme, über den der Jüngling mit Schale und Krug sich hinbeugt, zeigen können, daß die Figur kein Ganymed, sondern ein Attischer Eutrophor sey, wie er auf Gräber unverheiratheter Jünglinge und Jungfrauen gestellt wurde. Er bildet dann das

Gegenstück zu der weibliche Eutrophoren in Berlin (s. diese Anz. 1830. S. 2016), indem nach Demosthenes und Harpokration angenommen werden muß, daß Figuren von beiden Geschlechtern zu diesem Behufe angewandt wurden. Indesß geben auch die Erklärer des Museo Chiaramonti die Statue für einen Ganymed, und nehmen den Namen ΦΑΙΔΙΜΟΣ — ohne ΕΠΟΙΕΙ — für einen Künstler-Namen, gegen alle Wahrscheinlichkeit. Unter den Herabildern verwundert man sich pl. 415. n. 719 und 719 A. die Figuren der Villa Albani zu finden, die größere Aehnlichkeit mit Artemis-Daduchos haben, aber wohl für Geburtsgöttinnen zu achten sind. Der bloße Busen, das entgürtete Gewand, die Fackel in der Hand, und das deutlich ausgedrückte hülfreiche Herbeykommen spricht für die *Ελευθρια Σεαί*. Dabin wird wohl auch Mus. Borbonico V, 22 gehören. Auch sonst ist unter den Junonen sehr viel höchst zweifelhaft. Die angebliche Ceres aus dem Berliner Museum, pl. 429. n. 772, ist dieselbe Figur, wie die Ceres aus Villa Mattei pl. 434. n. 786 b., nur mit veränderten Restaurationen; der Catalog der Berliner Sammlung besagt davon (n. 31): Apollo Musagetes, in sitzender Stellung als Ceres ergänzt, sonst im Marmorschlosse bey Potsdam, auf Befehl S. M. des Königes Friedrich Wilhelm II. durch Herrn von Erdmannsdorf in Rom gekauft, wo selbige in der Villa Matthäi stand. Die Figur ist übrigens eben so wenig eine Ceres, als ein Apoll. Die Ceres pl. 435. n. 792 h. aus Boissard ist nach der Inschrift, die dabey stehen sollte, eine Spes. Bey der Figur pl. 447. n. 819 und allen ähnl-

lichen ist Silvan ein viel besser begründeter Name als Vertumnus. Die interessantesten, bisher nicht heraus gegebenen Figuren des Museum Chiaramonti, pl. 447. n. 821 und 448, 822, können nicht wohl l'automne und l'hiver heißen, da beide weiblich sind, und die Symbole des Winters unmöglich bloß in der Begleitung von Croten, welche Enten fangen, Schildkröten und Wassergewächsen bestehen können; es scheinen Localgöttinnen zu seyn. Die Figur der Giustinianischen Sammlung, Gal. Giustin. I, 8. pl. 474. n. 890, ist gewiß keine Minerva, sondern, wenn die Abbildung nicht trügt und die Statue keine moderne Zusammensetzung ist, am ehesten für eine Personification einer Stadt oder Nation zu halten, die dem Genius Imperatoris Opfer bringt. Pl. 495. n. 964 ist wohl kein Apollon, sondern ein Croß als Todes-Genius. Pl. 497. n. 973 wird die jüngere Figur unter den berühmten Statuen, die zu Herculaneum auf dem Gute des Duc d'Elouef gefunden worden sind, für eine Mnemosyne gegeben; aber wie eignete sich dieß Mädchen zur Mutter der Musen? Eher ist es das Costüm der Polymnia, mit welchem diese idealisierte Porträtstatue bekleidet ist. Die Klio, pl. 501. n. 989, ist eine Venus Genitrix, wie bekannte Gegenstücke zeigen.

R. S. M.

---

G e t t i n g e n  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

12. Stück.

D e n 23. J a n u a r 1 8 3 6.

---

A l t o n a.

Beschluß der in Stück 6. 7. abgebrochenen Anzeige: Der Jude *ic. ic.*

Es hat wirklich schon Hr Dr Rießer von den ersten Versuchen die im Parlamente gemacht wurden, die in England geborenen Israeliten für Engländer zu erklären, Anlaß genommen, seiner Sache von dieser Seite Gunst zu verschaffen. Im Jahre 1833 ist von ihm erschienen:

Verhandlungen des englischen Parlaments im Jahre 1833 über die Emancipation der Juden. Altona, bey Hemmerich. 86 S. in 8.

Der Antrag, 'die bürgerlichen Unfähigkeiten, denen die sich zur jüdischen Religion bekennenden Unterthanen Sr Majestät unterworfen sind, hinweg zu räumen: mit denselben Ausnahmen, welche in Betreff derer welche sich zur catholischen Religion bekennen, festgesetzt sind', war im Unterhause durchgegangen, im Oberhause aber verworfen. Die Berathungen beider Versammlungen

sind hier aus den Englischen Tagesblättern ausführlich mitgetheilt; und der deutsche Herausgeber begleitet sie mit einer Lobpreisung aller derer welche für den Antrag, und Tadel derer welche dagegen gesprochen haben. Diese Berathungen sind aber für deutsche Leser von geringer Bedeutung. Vorzüglich im Oberhause, wo die Gegner die stärksten waren, ist nur die religiöse Ansicht hervor gehoben. Die politische Seite der Frage aber kann gar nicht beurtheilt, ja nicht einmal begriffen werden, ohne die eigenthümlichen Verhältnisse und Geseze Englands in Ansehung der Nationalität zu kennen.

In Großbritannien gilt ein sehr strenges, aber eigenen Bestimmungen unterworfenenes Indigenat. So wie in einigen Gegenden von Westphalen die Luft eigen machte (welches man leibeigen nannte), so macht die Englische Luft frey. Ein Slave, der mit seinem Herrn den Englischen Boden betritt, wird von dem Augenblicke an frey; jeden, der in Englischer Luft (auch auf einem königlichen Schiffe) geboren wird, macht sie zum Engländer. Fremde, welche in England leben, haben alle Rechte freyer Einwohner, können auch Eigenthum erwerben, aber kein unbewegliches; also auch kein Recht ausüben, welches den Besitz liegender Gründe voraussetzt. Ein Fremder kann pachten, und als leaseholder zu Parlamentswahlen mit wählen: aber auch der nationalisierte Fremde, der sich ankaufen darf, kann keine Stelle bekleiden, die mit einiger Auctorität verbunden ist (Place of trust). Er könnte Unterstaats-Secretär werden, aber nicht Friedensrichter. Da er nicht freeholder werden kann, so ist ihm der Eintritt in das Parlament verschlossen. In Corporationen kann er aufgenommen werden, in so fern er die besondern Bedingun-

gen des Eintritts erfüllt. Unter diesen waren bisher das Wichtigste, gewisse Eidesformeln, wodurch jeder ausgeschlossen ward, der sich nicht zur herrschenden Kirche hielt: und diese Beschränkung traf auch die israelitischen Eingeborenen.

Der gesetzliche Zustand derselben ist überhaupt so unbestimmt, daß der Kanzler Lord Eldon vor etwa funfzehn Jahren im Parlamente sagen konnte, in England sey ein Jude dem Vogel unter dem freyen Himmel gleich, der nirgends seine Füße auf die Erde setzen könne. Eduard III. hatte sie 1270 vertrieben. 1740 erhielten die Juden wieder Erlaubniß in England zu leben und nationalisirt zu werden: aber die Gesetzgebung hatte sich mit ihnen nicht beschäftigt. Hieraus war ein unbestimmtes und verwickelttes Verhältniß entstanden, wovon eine im Jahre 1830 auf Anlaß der hier erwähnten Parlamentsdebatte in London gedruckte Schrift: a history of the Establishment and Residence of the Jews in England, and an Inquiry into their civil disabilities, by John Elizah Blunt, ausführliche und gründliche Auskunft gibt. Zufolge dieser besteht das wesentliche des gesetzlichen Zustandes in folgendem.

Nach den Gesetzen, welche vor der Vertreibung der Juden in Kraft waren, konnten sie kein Land besitzen. Diese Gesetze sind noch immer nicht aufgehoben, obgleich es vielleicht nicht unmöglich ist, sie zu umgehen. Von der Ausübung bürgerlicher Rechte, so wie auch von öffentlichen Aemtern sind sie dadurch ausgeschlossen, daß Eide erfordert werden, welche die Juden nicht so, wie vorgeschrieben ist, leisten können. Nun verlangten sie für Engländer erklärt, und mit den im Jahre 1830 emancipierten Catholicen auf gleichen

Fuß gestellt zu werden. Der Antrag ist, wie gesagt, im Unterhause genehmigt, im Oberhause aber verworfen. Gleiches Schicksal hatte schon einige Jahre früher ein ähnliches Gesuch der Israeliten auch im Unterhause gehabt: und zwar beide male aus Gründen, die von der Religion hergenommen waren. In der ersten Berathung hatte ein einziges Mitglied des Unterhauses, Charles Grant, damals Minister für die Ostindischen Angelegenheiten (President of the board of Controul), den wirklich durchschlagend treffenden Grund geltend machen wollen: die Israeliten seyen nicht eine Religionspartey, sondern ein fremdes Volk. Diese Bemerkung machte aber damals, so wie auch bey der neuesten Abstimmung keinen Eindruck.

Indessen haben die Israeliten einen großen Theil dessen was sie begehrten, auf indirecte Art durch die Aufhebung der Test and Corporation Act, und durch die im Jahre 1835 beschlossene Reform der Corporationen und Municipalitäten erhalten. Ob sie Land besitzen können, ist noch immer zweifelhaft. Zum Sheriff von Middlesex ist in Gefolge der eingetretenen Abänderung ein Israelit wirklich gewählt: auch zum Alderman von London. In letzter Eigenschaft ist er aber nicht zugelassen, weil die Reform der Corporationen die Stadt London nicht mit betroffen hat.

Durch die Aufhebung der Test act hat England sich dem Nordamericanischen Grundsatz von der gänzlichen Trennung der Kirche vom Staate genähert: ohne ihn jedoch in seiner ganzen Ausdehnung anzunehmen, welches nicht ohne Aufhebung der Episcopalkirche geschehen könnte. Es gibt zwar in England eine Partey, welche es auch hierauf abgesehen hat. Allein die bey weitem überwiegende Mehrzahl der Nation wider-

setzt sich einer solchen Radicalreform, und will die hohe Kirche reformiert sehen, um sie schützen zu können. Hierin ist England weit näher mit den Staaten des festen Landes von Europa verwandt, als mit Nordamerica. Es sind zwar in England eben so viele Secten als dort: auch manche eben so fanatische. Aber die Verhältnisse zum Staate sind noch immer sehr verschieden. Unter einer Monarchie, deren Stärke auf dem alten ererbten Sinne der Nation ruht, werden religiöse Dissensionen unkräftig; dahingegen sie in einer Republik, deren Bestandtheile nur durch ein sehr loses Band mit einander verknüpft sind, und deren Regierung innerlich schwach ist, die gefährlichsten Zerwürfnisse erregen könnten. Auf der andern Seite ist England gegen die Nachtheile einer allgemeinen Freyheit so vieler Secten, welche in andern europäischen Staaten unvermeidlich seyn möchten, durch den Character des Volks gesichert, welcher zu einer unüberwindlichen Stärke ausgebildet ist. Das allgemeine Gefühl des Rechts und der persönlichen Freyheit Alles zu thun, was kein Gesetz verbietet; sich aber auch denen vom Gesetze unerbittlich angedroheten Strafen jeder Verletzung nicht entziehen zu können; das Recht, sich zur Vertheidigung seiner Rechte und seines Interesses mit andern zu associieren, und den mächtigen, ja unüberwindlichen Beystand der ganzen Nation zum Schutze seines Rechts gegen willkührliche Beeinträchtigung jeder Art aufzurufen: diese Eigenthümlichkeiten des Englischen Volks, seiner Verfassung, und des durch dieselbe ausgebildeten politischen Characters, diese sind es, wodurch der sehr kräftige, eigensinnige und oft beschränkte und engherzige religiöse Sinn der Mehrzahl unter den Engländern in Schranken gehalten wird, die in andern Län-



bern nur durch die Gewalt der Regierung bestehen könnten, und womit das Volk wohl ruhig erhalten aber nicht befriedigt werden mag.

So hat die große Veränderung, wodurch alle Beschränkungen politischer Rechte durch eine herrschende Kirche aufgehoben sind, ohne Gefahr für die Ruhe und Ordnung des Staats vollzogen werden können. Wenn in andern Ländern ähnliches geschehen soll, so muß es wenigstens auf andern Wegen versucht werden. Insbesondere aber erfordert die Frage von der Anstellung israelitischer Staatsbürger im öffentlichen Dienste eine eigene Erwägung. Die Vertheidiger der Emancipation stellen diese Forderung ausdrücklich auf. Sie stellen die Ausschließung als eine unbillige Entziehung eines Antheils an den Vortheilen der bürgerlichen Gesellschaft dar: und die Ernennung eines Englischen Israeliten zum Sheriff wird als ein Sieg der guten Sache sehr laut gepriesen. Auch hierbey darf inzwischen nicht außer Acht gelassen werden, was England eigenthümlich ist. Es geschieht daselbst bey weitem der größte Theil dessen, was in Deutschland mit permanentem Titel, Rang und Besoldung belohnt wird, durch Personen, welche das Geschäft als eine Bürgerpflicht übernehmen, und durch das Vertrauen ihrer Mitbürger eine vorübergehende Autorität erhalten, die ihnen meist weit mehr kostet als einträgt. Da nun vermöge der Aufhebung der Test and Corporation act ein in England geborner Israelit gewählt werden kann, und nach der Corporation reform act die Zahl der Wählenden so sehr vergrößert ist, daß man wirklich sagen darf, die Wahl beweiset ein öffentliches Vertrauen, so darf man mit Sicherheit annehmen, daß Herr Salomons, der kürzlich mit großem Beyfalle aller Reformer

zum Unter-Sheriff von Middlesex und zum Alderman erwählt worden, durch die Mosaischen Gesetze nicht gehindert werde das beschwerliche, verdienstliche und hochgeehrte Amt zu versehen, und daß er ein ausgezeichnete Sheriff seyn werde. Daraus folgt aber gar nicht, daß in Deutschland ein Anhänger des Mosaischen Glaubens und Gesetzes zum Beamten eines christlichen Districts gemacht werden könne. Durch seine Einsicht, Kenntnisse und Denkart kann er vielleicht zum Rathgeber der Regierung in einer hohen Stelle geeignet seyn; es könnte wünschenswerth seyn, ihn unter den Vertretern des Volks auf dem Landtage zu sehen, und schüge die Erwartung fehl, so könnte Einer unter so vielen nicht schaden. Bey einer Geschäftsführung hingegen, der nicht allein unmittelbare Berührung aller Einwohner und ihres Interesses, sondern auch Autorität wesentlich ist, muß mehreres beachtet werden, als erworbene Kenntnisse und Geschicklichkeit, auf welche eine höchst einseitige Ansicht des Staatsdienstes, die in ihm nur bezahlte Arbeit erkennt, allein Rücksicht nimmt.

Mit der Anzeige dieser Schriften verbinden wir eine andere, welche zwar in keiner unmittelbaren Beziehung zu der Emancipation der Juden steht, aber der Aufösung dieser Frage von einer ganz unerwarteten Seite neue Schwierigkeiten entgegen setzt. Es ist in Altona bey dem Verleger der zahlreichen Schriften über den Gegenstand, mit der Jahrzahl 1836 bezeichnet, erschienen:

אגרות צפון

Neunzehn Briefe über Judenthum, herausgegeben von Ben Uziel. 111 S. in 8. Als Vorläufer einer Schrift über Jf-

rael und seine Pflichten. In diesen Briefen beweiset Naphthali, ein älterer Lehrer, seinem jüngern Freunde Benjamin, daß Maimonides, als ein Griechisch-Arabisch gebildeter Rabbi, den hohen Geist der Mosaischen Religion durch seine eingemischten fremden Vorstellungen verfälscht habe, und daß auch der durch deutsche Metaphysik und Aesthetik gebildete Mendelssohn, vom ursprünglichen Sinne jener echten Lehre von Gott, der Welt, und der Menschheit, abgewichen sey. Er dringt darauf, daß diese in ihrer Reinheit und vollkommenen Heiligkeit hergestellt, und daß hierauf die jetzt neu zu belebende jüdische Schule gegründet werde. Die Schrift hat etwas sehr Anziehendes, durch den hohen Ton moralischer Begeisterung, der in ihr herrscht: und es mag den Kennern der Rabbinischen Weisheit überlassen werden, auszumachen, in wie fern Geschichte und Philosophie durch die hier vorgetragenen Ansichten befriedigt werden. Indessen wird auch die nicht berührte Politik ebenfalls aufmerksam gemacht und gefragt werden müssen, wie sie sich bey dieser Wiedergeburt der echten Mosaischen Religion zu benehmen habe? Denn es ist offenbar, daß die mit dem Tone der Propheten Israels angekündigte erneuerte und gereinigte Schule, der innigen Vereinigung der jüdischen Landeseinwohner mit dem Volke, dessen Mitbürger sie seyn wollen, Schwierigkeiten entgegen setzen werde, die fast unüberwindlich scheinen können. Die Sachwalter der Emancipation gehen davon aus, daß die religiösen und sittlichen Lehren des Judenthums mit den christlichen, theils in vollkommener Uebereinstimmung, theils wenigstens mit ihnen verträglich sind. Hier aber wird darauf bestanden, daß das von Gott eingesetzte Verhältniß seines Volks zu allen dasselbe umgebend-

den Nationen, welches eine sehr scharfe Trennung zur Folge hatte, und auf einer Suprematie des Volkes Gottes beruhete, vermittelt der Schule hergestellt, und durch dieselbe fest gegründet werde. Nach dem Begehren der weltlicher gesinnten Juden soll es aufgehoben werden: in der vorliegenden Schrift wird aber die Absonderung der Juden von ihren christlichen Mitbürgern schon mit den hebräischen, nicht einmal übersetzten Ueberschriften mancher Kapitel, und mit vielen eingemischten hebräischen Worten angekündigt. Durch sie soll Deutschland lernen, daß die echten Kinder des Awrohom, nicht Israel heißen, sondern Jissroël sind. Darüber würde man sich indessen bald vergleichen können. Wenn aber die Juden, welche nach einer wissenschaftlichen Bildung streben, in ihren philosophischen und theologischen Schulen lernen, alle ihre religiösen und sittlichen Begriffe von Thauröh abzuleiten, und Tharauß, Mischpotim, Chukim, Mizwauß, Eidauß, und Awaudöh zu begreifen und dem eigenen Geiste einzuprägen? Können alsdann diese, in Denkart und Sprache des Orients gebildeten, und germanisch-römische Menschen, sich unter einander verstehen? Es kommt hier nicht auf Worte an, die übersetzt werden können, sondern auf Begriffe, die in wesentlich verschiedener Denkart gebildet worden, und in einer Sprache ausgedrückt werden, welche einen ganz andern Character hat, als alle Europäischen. Nun ist es aber unmöglich, Menschen, welche sich über die höchsten Angelegenheiten des Geistes nicht mit einander zu verständigen vermögen, mit einander so zu verbinden, daß sie gemeinschaftlich Einen Staat bilden: wenigstens nicht in dem Sinne eines Ben Usiel, der in

ihm etwas höheres sieht, als bloße Verhältnisse und Zwecke des gemeinen materiel-  
 len Lebens. Aber da diese mit jenen edlern  
 in der wirklichen Welt innigst verbunden sind,  
 so entstehen auch in ihnen die größten Un-  
 bequemlichkeiten, aus einer wesentlichen Ver-  
 schiedenheit der intellectuellen Bildung. Wenn  
 man mit den vorliegenden Briefen, die Darstel-  
 lung verbindet, die Herr Dr Pinhas zu Cassel  
 in einer sehr schön geschriebenen Abhandlung (in  
 der Zeitschrift, der Jude, 1833. N<sup>o</sup>. 10. 11)  
 von der jüdischen Rechtslehre entwirft, welche er  
 mit ihrem rabbinischen Namen, Krone des Ge-  
 setzes (Kethar Thora) bezeichnet, so wird ein-  
 leuchtend, daß ein durch diese gebildeter Kopf,  
 die in Deutschland geltenden Rechte, als ein auf  
 Principien, die ihm fremd sind, gegründetes  
 Rechtssystem, erlernen muß, und nur so anzu-  
 wenden vermag, wie etwa ein deutscher Rechts-  
 gelehrter in Frankreich, oder wo sonst der Code  
 Napoleon Gesetzeskraft hat, das französische Recht.  
 In diesem Geschäfte wird also der durchaus ein-  
 heimisch gebildete Kopf immer große Vorzüge ha-  
 ben. Dennoch wird es oft für eine ungerechte  
 Zurücksetzung ausgegeben, wenn Israeliten zur  
 juristischen Praxis nicht zugelassen werden. Zum  
 Richter und andern obrigkeitlichen Aemtern aber  
 ist noch weit mehreres erforderlich, als bloß gründ-  
 liche Kenntniß des juristischen Lehrbegriffs und des  
 administrativen Codes.

Aus dem eben angeführten lehrreichen Aufsätze des  
 Dr Pinhas selbst erhellt, daß die Krone des Gesetzes  
 (Kethar Thora) auf der Krone des Priesterthums  
 (Kethar Kehuna) beruhet; und diese kann nicht be-  
 stehen, ohne die dritte Krone, des Reichs (Ke-  
 thar Malahuth). Dadurch aber würde ein ganz

unstatthafter Staat im Staate gebildet. Die Israeliten welche Deutsche seyn wollen, müssen also dem ganzen vollkommen consequenten rabbinischen Systeme entsagen, oder die verlangte Gleichstellung in bürgerlichen Rechten aufgeben.

### Carlsruhe und Baden.

In der Marx'schen Buch- und Kunsthandlung, 1835: Geognostische Skizze der Umgegend von Baden im Großherzogthum. Von Dr. C. M. Marx, Professor der Physik und Chemie in Braunschweig. IV u. 72 S. in klein Octav.

Die Gegend von Baden, deren berühmte Heilquellen und ausgezeichnete Naturschönheiten Genesung und Zerstreuung Suchende aus der Nähe und Ferne in großer Zahl anlocken, verdient nicht weniger in geologischer Hinsicht beachtet zu werden. Der großen Formen-Mannigfaltigkeit ihrer Berge und Thäler entspricht ein häufiger Wechsel des Gesteins, verbunden mit einer auffallenden Verschiedenartigkeit der Structur- und Lagerungs-Verhältnisse; so daß man dort ohne bedeutenden Aufwand von Zeit und Kraft mannigfaltige Belehrungen über Gebirgsbau und reichen Stoff zu Forschungen über Gebirgsbildung finden kann. Die geologischen Merkwürdigkeiten von Baden sind auch nicht unbekannt geblieben. Schon im Jahre 1794 hat Beyer in seinen Beyträgen zur Bergbaukunde eine ziemlich genaue Beschreibung der dortigen Gebirgsverhältnisse geliefert. Eine kurze Uebersicht derselben findet sich in den geognostischen Umrissen der Rheinländer zwischen Basel und Mainz der Herren von Deynhausen, von

Dechen und von La Roche. Auch hat Walchner in seinem Handbuche der Geognosie Einiges darüber mitgetheilt. An einer besonderen geognostischen Beschreibung jener Gegend hat es indessen bisher gefehlt; und dieser Mangel ist gewiß von Vielen empfunden, welche Baden besuchten, und neben dem Genusse der Schönheiten der dortigen Natur, Belehrung über ihre Merkwürdigkeiten zu erlangen wünschten. Es ist daher erfreulich daß durch obige Schrift eine zweckmäßige Anleitung zum Studium der geognostischen Constitution jener reizenden Gegend dargeboten worden.

Der Verfasser entwirft zuerst ein Bild vom Schwarzwalde, dann vom Thale der Döb, in welchem Baden liegt, und wendet sich darauf zu den einzelnen Gebirgsgebilden, bey deren Beschreibung im Allgemeinen die Lagerungsordnung befolgt worden. Daher zuerst von den Formationen des granitischen und schieferigen Grundgebirges. Zur Vervollständigung des darüber Mitgetheilten bemerkt Ref., daß an mehreren Stellen des Friesenberges, der an der linken Seite des Döbthales sich erhebt, das Ausgehende des Gneuses wahrzunehmen ist, und daß am südwestlichen Fuße desselben, gegen den Fremersberg, Granit zum Vorschein kommt. Den Thonschiefer unterhalb Ebersteinburg mit seinen Einlagerungen zählt der Verf. zum Uebergangsgebirge, erwähnt aber nicht das zugleich sich zeigende Hornblendgestein. Am ausführlichsten ist die Formation des Porphyr's beschrieben. Als besondere Modification wird ein Vinit-Porphyr unterschieden, und ein darin sich findendes Fossil, welches dem Verfasser neu zu seyn

scheint, mit dem Namen *Dosit* belegt. In Ansehung der Bildung der *Uchate*, die in einem zersetzten Feldstein = Porphyr vorkommen, hält der Verf. die von *Fournet* gegebene Erklärung für die befriedigendste, daß nämlich durch Einwirkung von Kohlensäure der Feldspath zersetzt sey, woben das gebildete kohlensaure Kali vom Wasser ausgewaschen, ein Theil der gallertig abgetrennten Kieselerde in flüssige Lösung gebracht und sodann wieder abgesetzt worden, während das rückständige Thonsilicat als Porcellanerde verblieben sey. Die durch ihre Felsenformen ausgezeichnete Porphyr = Breccie, welche *Walchner* dem *Todtliegenden* beizählt, wird als eine Modification des Porphyr betrachtet, worin *Ref.* gern beypflichtet. Der Verf. theilt Ideen über ihre Bildung mit, ohne sich jedoch hinsichtlich derselben entschieden auszusprechen. *Ref.* scheuet sich die Hypothesen durch eine neue zu vermehren, und hält es für weit wichtiger die Verhältnisse unter den in Berührung stehenden Gebirgsgebilden genau zu ermitteln, wodurch allein eine sichere Grundlage für eine Theorie ihrer Bildung erlangt werden kann. In dieser Beziehung weichen die Resultate, welche *Ref.* durch seine in der Umgegend von *Baden* wiederholt angestellten Untersuchungen erhalten hat, von den Angaben des Verfassers ab. Die Porphyre sind dort, wie in vielen anderen Gegenden, auf das Innigste mit dem Gebilde des *Todtliegenden* verbunden. Der Verfasser stellt dagegen die Formation des *Steinkohlengebirges* zwischen den Porphyr und das *Todtliegende*. Die Nachricht, daß bey *Mahlbach* ein Bohrloch durch das *Todtliegende* in



den Kohlensandstein bis auf den ganz unten befindlichen Porphyr getrieben sey, dürfte wohl nicht ganz richtig seyn; denn die auch schon von Beyer bemerkte unmittelbare Auflagerung des Kohlensandsteins auf den Granit ist in jener Gegend deutlich wahrzunehmen. Eben so unzweydeutig zeigt sich aber in der Gegend von Baden der Porphyr auf dem Todtliegenden, dessen Conglomerate einerseits mit der zersehten Granit-Rinde und andererseits mit dem Porphyr im genauesten petrographischen Zusammenhange stehen. Da wo dieser das Todtliegende berührt, pflegt Feldsteinporphyr vorzukommen, dessen Ausgehendes durch Kaolinbildung bezeichnet ist. Diese Verhältnisse zwischen Todtliegendem und Porphyr finden sich nicht bloß in der Gegend von Baden, sondern auch am Hauskopf bey Dypenau; und ganz ähnlich stellen sie sich in den Vogesen dar, worüber die oben angeführten geognostischen Umriffe der Rheinländer, und die topographische Uebersicht der beiden Rhein-Departemente von Volk genaue Nachrichten enthalten. — Auf die Schilderung des Todtliegenden folgt die der Formationen des bunten Sandsteins und Muschelkalke. Den Beschluß machen Bemerkungen über die sogenannten Diluvial- und Alluvial-Gebilde. Sechß lithographierte Abbildungen verschiedener Felsenmassen begleiten die sauber gedruckte Schrift. Eine genaue petrographische Charte der Gegend von Baden würde eine sehr erwünschte Zugabe seyn.

## D r e s d e n.

Im Verlage der Waltherschen Hofbuchhandlung, 1833 bis 1835: Zeitschrift für die Ophthalmologie in Verbindung mit vielen Aerzten heraus gegeben von Dr. Friedrich August von Ammon. 3. und 4. Band.

Ref. hat schon bey der Anzeige des ersten und zweyten Bandes dieser Zeitschrift sich freudig über die Erscheinung derselben ausgesprochen, theils weil er darin eine günstige Aussicht zur endlichen Vervollkommnung der noch immer Vieles vermissenden Augen = Heillehre wahrnimmt, theils weil der Herausgeber, der eine unverdrossene Ausdauer in allen seinen literarischen Unternehmungen offenbart, ihm die sicherste Bürgschaft für die Fortsetzung dieses schwierigen Unternehmens ist. Es kann das Beschwierliche, welches die Redaction einer augenärztlichen Zeitschrift verursacht, nicht verkannt werden, wenn man erwägt, daß vorzugsweise die Ophthalmologie, die zur Bearbeitung allseitige arzneylliche Kenntnisse erfordert, von ihrem Pfleger und Förderer einen höheren Standpunct wissenschaftlicher Ausbildung verlangt, als es bey der Bearbeitung anderer medicinisch = wissenschaftlicher Zweige erforderlich seyn dürfte.

Wenn nun auch die Zahl der Ophthalmologen in Deutschland klein ist, die wahrhaft wissenschaftlich zu forschen versteht und das Erforschte an den gehörigen Ort zu bringen weiß, ohne für local zu erklären was allgemeinen Grund hat und umgekehrt, so sind vom Herausgeber für seine Zeitschrift doch solche Beobachter gewählt, die dem Altare geweiht sind,

und er hat sich schon dadurch, uneingedenk seines eigenen Talents, ein nie schwindendes Verdienst erworben. Wollte Ref. nun ohne Einschränkung alles Schätzbare aus den beiden vorliegenden Bänden hervorheben, so würde er eines Theils mit der verehrten Redaction dieser Anzeigen in einen für ihn mißlich ausfallenden Kampf gerathen, andern Theils würde die Wahl, welchem Aufsätze er den Vorzug der Mittheilung geben sollte, sehr schwer fallen, indem sämtliche Hefte beider Bände ohne Unterschied des Trefflichen viel und des Lehrreichen Unzähliges enthalten. Die ganze Ophthalmologie findet sich in allen ihren Zweigen darin repräsentiert, und nicht allein in Betreff des Menschen, sondern auch der Thiere; nur über die übrigen Sinne, denen der Herausgeber auch einen Raum in dieser Zeitschrift gestattet, findet sich in den vorliegenden Heften noch nichts.

Was die S. 117 des ersten Heftes im dritten Bande vom Herausgeber gemachte Bemerkung anbelangt, so bedauert Ref. keinen anatomisch-pathologischen Bericht über den vor einigen Jahren auf einer Reise in Röhren verstorbenen Leucopathen liefern zu können, da ihm zu seinem größten Leidwesen keine weitere Auskunft darüber zugekommen ist. Drey andere Leucopathen, Geschwister des Gestorbenen, befinden sich hier sämmtlich im besten Wohlseyn.

Mansfeld.

---

# Beilage

zu Stück 12. der Gött. gel. Anz.

## K. A. Böttiger's archäologischer Nachlaß.

Der verewigte Hofrath, Ritter K. A. Böttiger, hat sich namentlich in der Vorrede zu seinen Ideen zur Kunstmythologie öfters über seine Art und Weise zu arbeiten, ausgesprochen und es ist bekannt, daß seine gehaltreichen kleinern Schriften, deren Gesamtausgabe wir entgegensehen, ohne eigentliche Collectaneen geschrieben wurden.

Die Tiefe dieser Forschungen, noch mehr aber die Fülle von Notizen, Citaten und allen jenen gelehrten Beygaben lassen indessen reiche literarische Sammlungen, ein treffliches gelehrtes Handwerkzeug muthmaßen, und dessen hatte auch der Verewigte kein Fehl, namentlich wo es galt, schnell einen um Rath und Auskunft bittenden Freund zu belehren. Freylich war er selbst das lebendige Register dazu!

Wenn es nun gilt, eine Uebersicht der literarischen Schätze zu geben, welche K. A. Böttiger besaß und belebte, so muß zuerst genannt werden

### »seine Bibliothek«

und unter dieser der antiquarische Theil derselben. Es gehörte Böttigers rastlose, ein halbes Jahrhundert ununterbrochene Thätigkeit und Sammlerlust, dann seine Verbindungen mit den ersten Gelehrten Europa's dazu, diese so erlesene Sammlung zusammenzubringen. Wir sehen hier eine ziemlich vollständige Ausgabenreihe der Werke Winkelmanns, dann complete Exemplare von d'Agincourt *histoire de l'art*, Cicognara

storia della scultura. Wir finden in der Mythologischen Abtheilung die bedeutendsten, selbst größeren Werke, wie z. B. von Champollion le jeune, Zoega, Micali u. s. w., bey der antiquarischen Topographie, die von Leake, Spon, Cassas et Lavalley, Walpole, Dodwell, Gell, Maffei, Celano, St. Non, Millin, Chardin, Hodges, Leon de Laborde, Denon, Minutoli u. s. w. Die brillianteste Partie von Böttigers Bibliothek bleibt indessen unstreitig die Museographische. Hier findet sich das Museo Capitolino, Pio-Clementino, Chiaramonti, die villa pamphilia, die antichita d'Ercolano, und David und Marechal les antiquités d'Herculanum, das Museum Florentinum, die reale galeria di Firenze, Maffei Museum Veronense, die Marmora Taurinensia, Zanetti antiche statue di Venezia, Lenoir's Werke, das Museum Worsleianum, dazu Montfaucon antiquité expliquée, Caylus, Middleton, Winkelmann. Und so finden sich über die Baukunst, über Plastik, (Quatremère de Quincy Jupiter Olympien) Vasen, (Passeri, Hancarville, Hamilton, Millin, Millingen,) Gemmen, Münzen (Patin, Vaillant,) Inschriften, die wichtigsten, kostbarsten und schönsten Werke, die Zierden selbst großer Bibliotheken.

Nächst der Bibliothek verdient eine andere nicht minder kostbare Sammlung alle Aufmerksamkeit; welche ich

»Böttigers antiquarische Bildergalerie« nennen möchte. Denn das ist sie in der That. Sie besteht aus einer Reihe Cartons im größten Folio, worin sich gestochene Blätter aus größeren antiquarischen Werken, namentlich den Museen, und aus Millins Peintures, demnächst aber auch eine sehr bedeutende Anzahl Handzeichnungen, Bilder en gouache, in Wasser- selbst in Oelfarben vorfinden. Letzteres namentlich in dem Vor-

tefeuille über die Malerey der Alten und die Basenmalerey, aldobrandinische Hochzeit, Glasmalerey, Wandmalerey, dann auch die Arabesken, so wie als Beygabe die Majolica berücksichtigt sind. Ein anderes Portefeuille enthält Bilder aus dem ägyptischen Alterthum, worunter manche interessante Handzeichnung. — Ein anderer Carton enthält Mosaiken.

Für die Darstellungsweise der Götter sind eine Reihe Cartons bestimmt und mit folgenden Ueberschriften versehen: Jupiter, Juno, Neptun, Pallas, Mercur, Mars, Venus, Amor, Psyche, Apollo, Musen, Hercules, Inferi. Der emsige Sammler hat oft ganze selbständige Abhandlungen, einzelne Blätter aus Zeitschriften, dann — so namentlich bey der Psyche übergeschriebenen Mappe — handschriftliche Collectaneenhefte von seiner Hand, oft auch Briefe unterrichteter Freunde beygelegt.

Böttiger hatte außer diesem Apparate noch eine kleine Sammlung von

#### »Anticaglien«

wohl wissend, daß der Alterthumsforscher eben so wie der Mineralog, namentlich durch eigene oft wiederholte Anschauung ein eigenes, begründetes Urtheil über so manche Frage erlangen könne.

Was er hatte, besteht in folgendem:

1. Bronzen,  
28 Statuen und Büsten aus den Pararien der römischen Vorzeit; dazu kommen einige Lampen, ein Fläschchen, dann Nadeln, Fibeln, Schlüssel, Glöckchen.
2. Thonarbeiten,  
29 Flaschen und Urnen, 2 Schalen, 29 Lampen, 9 gemalte Gefäße, Flaschen und Schalen, 10 Schalen aus der bekannten rothen samischen Erde.
3. 3 gläserne Fläschchen.
4. Einige Gemmen und Cameen.

Eine kleine, abgeschlossene Sammlung bilden die Aegyptiaca, ehedem die Zierde von Böttigers Vorzimmer. Hierher gehören 10 hölzerne und thönerne Mumienbilder von 6 — 10 Zoll Höhe, 9 dergleichen kleinere, 19 kleine Figuren aus Stein und Porzellan; eine ansehnliche Sammlung Amulette aus Stein, ägyptischem Steingut, an 70 Stück kleine Isis-, Mumien- und Thierbilder aus demselben Stoff, dann eine Menge Perlen, Ringe; ferner Fragmente von Holz, Glas, Byssus; besonders werthvoll ein sitzender Harpocrates aus Bronze, sitzend auf einem Stuhl von Feigenholz, woran noch Spuren antiker Malerei und Vergoldung, eine Katzenmumie, und ein Basrelief aus Kalkstein, 1 Fuß breit und etwas weniger hoch.

Außerdem besaß Böttiger ein kleines Münzkabinet von mehreren hundert griechischen und römischen Münzen; das kleine Mionnetische Münzpastenkabinet, die Lippertsche Dactyliothek, Hedlingers Medaillen und die Gypsabgüsse einiger kleinen Idole.

Es wäre zu wünschen, daß der Nachlaß eines unserer ersten Antiquare ungetheilt bliebe, öffentliches Eigenthum und somit auch ein Denkmal werde eines Mannes, der an Gelehrsamkeit wie an Geist einer der ersten war.

Dr. G. Kl.

Die Erben haben absichtlich einen unparteiischen aber sehr unterrichteten und bekannten Gelehrten über ihres Vaters wichtigste Sammlung das Wort zu nehmen gebeten. Sie ersuchen aber alle Freunde ihres Vaters, durch Gegenwärtiges den Wunsch des Verstorbenen durch Empfehlung und Berathung verwirklichen zu helfen, daß eine so mühsame Sammlung, das Werk voller 50 Jahre, nicht zersplittert, wenigstens nicht Stück für Stück zur Auction gebracht werden müsse.

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

13. Stück.

Den 25. Januar 1836.

---

P a r i s.

Chez Levrault: Études sur Goethe, par X. Marmier. 1835. XV u. 515 S. 8.

Die Erscheinung dieses Buches, dessen Verfasser bey einem längeren Aufenthalte in Deutschland durch eine gewisse jugendliche Zuneigung für unser Vaterland, aber auch durch ein gründlicheres Studium der deutschen Literatur, als man bey der Mehrzahl seiner über Deutschland schreibenden Landsleute findet, sich überall Günstige und Freunde erworben hat, fällt in eine Zeit, wo ihm aus demselben Lande, dessen Dichter er voll Liebe und Begeisterung den Seinigen näher zu bringen bestrebt ist, statt freudiger Anerkennung eine gewisse Verstimmung der Kritik entgegen kommt, die bey den meisten unstreitig der Beurtheilung seines Buches nachtheilig geworden ist. Früher war der Verkehr zwischen deutscher und französischer Literatur ein sehr beschränkter und einseitiger, und ist es lange Zeit geblieben; es war von unserer Seite ein Passivhandel. Dieß hat sich



nun, wie wir auch an diesem Buche sehen, gar sehr geändert. Das Ansehen der sogenannten classischen Literatur der Franzosen ist bey denselben, — mit wie vielen andern Auctoritäten! gesunken, und der Einfluß der deutschen Literatur fast herrschend geworden. Früherhin erweckte es den Deutschen große Freude, ihre Schriftsteller von Franzosen gelobt, übersetzt, in irgend einer Weise anerkannt zu sehen. Was dieses Vergnügen hervorbrachte, war nicht eben immer der Kitzel der Eitelkeit, nicht der hohe Werth, den man auf ausländisches Urtheil legte — denn der Deutsche fühlte sich ja ehedem nur in seiner Literatur wahrhaft als Deutscher und einer fremden Belobung nicht bedürftig — vielmehr das Gefühl der erwachenden Selbstständigkeit und Gerechtigkeit, die Freude, von denen anerkannt zu werden, unter deren Geschmacksjoch sich die Nation lange demüthig gebeugt hatte, und eigenes, wohl erworbenes Gut in den geistigen Verkehr zu bringen. Stark geworden in sich selbst, nach außen und innen selbständig und stolz auf seinen Geistesbesitz, auf sein Vermögen in Wissenschaft und Kunst, hatte der Deutsche minder Bedürfnis, nach außen zu sehen; er wußte nun, daß er mehr zu geben, als zu empfangen hatte. Aber dieß Bewußtseyn ist bey einigen deutschen Kritikern jetzt in die Prüderie umgeschlagen, welche es den Ausländern fast verleiden möchte, deutsches Wesen und deutsche Literatur zu loben — indem doch völlige Verständigung und Anerkennung nicht möglich sey — und welche eine völlige Gleichgültigkeit gegen fremdes Urtheil in Anspruch nimmt, daß man in der Literatur, wie im thätigen Leben, wohl nie ohne Nachtheil verachten kann. Solche Stimmen, vermischt mit den vornehmen Urtheilen derer, wel-

che durch Aeußerungen der Ungenügsamkeit und der Unzufriedenheit mit dem, was ein einfacher, gesunder Sinn hervorbringt, den ersten Rang in der Kritik in Anspruch nehmen zu können vermeinen, werden auch unserm Verf. jetzt aus Deutschland entgegntönen.

Dann aber tritt sein Buch auch in einer Zeit hervor, wo, was bisher den Mittelpunkt des Ruhmes in der allgemeinen deutschen Literatur ausmachte, von Deutschen selbst in Frage gestellt ist, — das Wirken des großen Mannes, welcher den Verf. zu seinen Studien begeistert hat; in einer Zeit, wo die Partey der blinden Bewunderer und einseitigen Verehrer der Partey der Tadler das laute Wort abgetreten hat. Jene ist der Natur der Sache nach eintönig; diese hat verschiedene Weisen und Zungen; hier trifft die Bilderstürmery der Jugend und die Kritteley und Mäkeley grämlicher Alten in einem Punct zusammen. Jene Jugend aber ist nicht mehr die Schaar der verschollenen Deutschthümer mit langem Haar, offenem Hals, Barett und schwarzem Waffenrock, welche die beste Staatsverfassung in Deutschland einzurichten sich berufen fand, sondern eine Schaar kritisirender Poeten und poetisirender Kritiker von neuestem Schnitt, welche ihre Götzen und Vorbilder jenseit des Rheins hat, mit der Frivolität und Zerrissenheit sympathisirt und renomiert, Verzweifelung und Verachtung des Heiligen sich als große Thaten anrechnet, und das hohltonnende Evangelium des »avenir« predigt. Von den Verzerrungen krankhaft tobender Einbildungskraft begeistert, die man den neuen Romantismus nennt, muß ihr die stille Geistesgröße, die auf ein Bestehendes gegründet war, unheimlich, die Ruhe der gebiegenen Formen in den

Monumenten des großen Dichters kalt und frostig, seine unpolitische Natur unerträglich seyn. — Die andern, von denen wir sprachen, haben wir vornehmlich unter den engherzigen Moralisten und unter den Frömmlern zu suchen. Beschränkte Moralisten haben am längsten in der Opposition gegen Göthe ausgehalten; denn es ist allerdings ein altes und immer neu sich erzeugendes Mißverständnis auf welches sie sich stützen, und ihr, mit mehr oder minder Verstand und Mäßigung vorgetragener Tadel beruht darin, daß man Moral und Religion nicht gleich dem waltenden Gottesgeist in der Natur, so in der Poesie wirksam findet, sondern beide in derselben auf gewisse Weise ausgesprochen verlangt. Aber freylich ist es ein anderes, den sittlichen Geist, der eine ganze Welt durchdringt, empfinden und verstehen, obwohl man im Einzelnen nicht weiß woher er kommt und wohin er geht, ein anderes, einzelne Handlungen und Aeußerungen nach solchen Begriffen, die ihn nur schwach reflectieren, abmessen wollen. Hier schließen sich auch alle die an, welche ihre Begeisterung nur in dem Verstande tragen, und denen das Räthsel tieferer Poesie ungelöst bleibt, weil sie das Wort des Räthsels nicht durch Zergliederung gewinnen können. — Kurz jene Bilderstürmer werden unsern Verf. verlachen, daß er an der Seine das Standbild eines aristocratischen Dichters aufzurichten gedenkt; die andern auf ihn mit Veringschätzung herabsehen und seine Hingebung für den Zustand eines Unmündigen halten, der von ihnen noch mancherley zu lernen hätte. Aber Herr M. kann darüber unbekümmert seyn; er hat ja nicht für Deutsche geschrieben und wir sind nicht berechtigt, ihn nach anderm Maßstabe zu messen, als den er selbst aufstellt. Er

sagt, er habe sich nicht kühn und stark genug gefühlt, eine Critik der Werke Göthe's anzustellen; er habe sie nur nach einander vorgenommen, ihren Geist aufzufassen gesucht, und dann getreu, ohne vorgefaßte Meinung und ohne Vorausehung einer theoretischen Ansicht, einzig nach dem Eindruck, den er empfunden, von ihnen Rechenschaft gegeben. Ce que je voulais sur tout, sagt er hinzu, c'était de remonter à l'idée première d'où Goethe était parti pour composer un drame, une comédie; c'était de voir comment il s'était emparé de cette idée, comment il avait su la faire ployer au gré de son génie, l'élever, l'étendre, l'enoblir, la travailler avec art dans ses détails et la poser avec majesté dans son ensemble. Allein letzteres wäre ja gerade in seiner Ausführung dasjenige, was wir Deutsche Kritik nennen. Davon jedoch müssen wir bekennen in dem voluminösen Buche nur wenig Spuren gefunden zu haben. Mehr in Uebereinstimmung mit dem, was er geleistet, spricht sich Herr M. in den Schlußworten der Vorrede aus: si je parviens à faire passer dans l'esprit de quelques lecteurs l'admiration sincère que j'éprouve pour le grand homme de l'Allemagne; si je puis leur inspirer au moins le desir de le connaître, de l'étudier, le but que j'avais en commençant cet ouvrage sera rempli. Sehen wir nun was der Verf. für diesen Zweck gethan hat.

Die kurze Vorrede (Einleitung) sollte den Leser mit dem Leben und Character Göthe's im Allgemeinen bekannt machen; sie enthält aber vielmehr Reflexionen über die Lebensverhältnisse Göthe's, und setzt also voraus, daß dieselben dem Leser schon sonst bekannt sind. Es wird

als besonders bemerkenswerth herausgehoben, daß sich in dieses Dichters Leben einmal der Genius und das Glück versöhnt habe; aber es hätte hier auch bemerkt werden müssen, daß eine starke Willenskraft, die immer auf das Schöne und Wahre hingerrichtet blieb, den reichen Wechsel seines äußern und innern Lebens zusammengehalten habe. Hieraus ist dann auch die seltene Gewalt der Objectivität erst hinreichend zu erklären, die Herr M. selbst, wo er von Göthe's Iphigenie redet, die Gabe nennt *de pouvoir transformer son esprit à volonté*. — *Aucun homme peut-être n'a, comme lui, vécu dans son siècle, souffert avec son siècle et respiré avec son siècle, tout en le dominant*. Freylich können wir letzteres hier für nicht viel mehr, als eine rhetorische Phrase ansehen, da der Verf. diese Stelle mit einer aus ganz verschiedenem Gesichtspuncte gefaßten Anmerkung (N<sup>o</sup>. 3) begleitet, ohne letztere zu widerlegen, und da er den großen Einfluß Göthe's auf Kunst und Literatur seines Jahrhunderts weiter zu verfolgen unterlassen hat. Und wie konnte der feurige Lobredner, dem es mit seinen Worten ernst ist: *Goethe est le roi de cette littérature de 18 siècle, et regardez, il a toute la majesté d'un roi*, hierbey eine Rede über die literarische Herrschaft in Deutschland citieren, die wir, wenn wir nicht irren, in dem samdsen Göthebüchlein gelesen haben. Hat Herr M. dieselbe wirklich für Göthe's Gedanken halten können? — Am Schlusse (die unter Anmerk. 6, S. 490 gegebenen Notizen passen nicht zu dem Platz, den ihnen die Nummer anweist) schildert der Verf. seinen Lesern den Enthusiasmus der Deutschen für Göthe; die Erwähnung der Gegner würde ihm aber Gelegenheit gegeben ha-

ben, tiefer in die Natur des Dichters einzudringen.

Es folgt nun die ausführliche Betrachtung der Werke Göthe's, welche nach den willkürlichen Rubriken: Romane, Dramen, Komödien, Poesien, vermischte Werke, in einer nicht gerechtfertigten Ordnung durchgegangen werden, welches Verfahren natürlich nicht geeignet ist, Göthe in seiner Totalität, und nach der Entwicklung seiner umfassenden Natur kennen zu lernen, in Hinsicht der Willkür aber von deutschen Kritikern noch überboten worden ist. Der Verf. fühlte dieß vielleicht, und wollte anfangs durch Uebersetzungen aus Göthe's Tagebuch die Betrachtung seiner Werke fortleiten (so beym Werther); aber er hat dieß nachher wieder aufgegeben.

Das gewöhnliche Verfahren unsers Verfs. ist nun, daß er bey allen größern Werken, in welchen Göthe einen gegebenen Stoff dichterisch bearbeitete, diesen Stoff zuerst mit aller Ausführlichkeit auseinander legt, wobey er seinen Landsleuten vielleicht zu viel Geduld zumuthet, und hierauf Göthe's Bearbeitung dieses Stoffes nach dem Gange des Gedichts schildert (so beym Faust, bey Götz, bey der natürlichen Tochter, Egmont, Hermann und Dorothea). Allein hier fehlt gerade der kritische Hauptpunct, die Darlegung der Idee, welche in jenem Stoffe liegt, und der, welche Göthe darin gesehen oder aus demselben durch Bearbeitung entwickelt hat; denn die Vergleichung wird immer dem Leser selbst überlassen. Bey dieser Schilderung aber bedient sich der Vf. reichlich der Uebersetzung ganzer Partien, die ihm als die ausgezeichnetsten erscheinen. Hier heißt es z. B. *C'est une tres jolie scène que celle* und ein paar Zeilen darauf: *mais une scène*

charmante est celle etc. Ueber diese Uebersetzungen aber wollen wir nachher sprechen. Die Urtheile des Wfs. knüpfen sich beyläufig an die Erzählung von den Dichtungen an.

Vom Werther geht die Betrachtung aus. Der Eindruck wird geschildert, welchen derselbe bey den Kritikern der alten Schule hervorgebracht haben möge, ohne die Grundsätze der letztern über den Roman selbst anzudeuten. An die Mittheilungen des Dichters über die Grundansicht des Werkes sich haltend, sagt Herr M. verständig p. 6: *L'idée principale repose toute entière sur une maladie morale, dont l'amour explique la catastrophe; le drame se passe terrible au dedans du coeur, et l'amour n'y tient pas la premiere place. L'amour amène pourtant le dénouement, mais le dénouement d'une pièce qui a déjà fait sans lui toutes ses gradations etc.* Dieß aber wird den Leser noch nicht in den Stand setzen, den Ausgangspunct Göthe's bey diesem Romane gehörig zu würdigen. Die Art, wie dieser jene moralische Krankheit seiner Zeit durch lebenswahre Auffassung als solche begriffen hat, indem er ihre allmähliche Ausbildung im Innern seines Werther mit den feinsten Zügen der Wirklichkeit sich und dem Leser vergegenwärtigt, und damit schon über ihr steht, dieß ist es, was so wohl den Punct, in welchem Werther von den Romanen jener Zeit verschieden ist, als auch das große Interesse der Zeitgenossen an dieser Geschichte erklärt.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e   A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

14. 15. Stück.

Den 28. Januar 1836.

---

P a r i s.

Beschluß der Anzeige: *Études sur Goethe, par X. Marmier. etc.*

Ganz für französische Leser möchte dagegen die Vergleichung des Werther mit Jacopo Ortis und René von Chateaubriand in Hinsicht auf die Schilderung des Jugendaufenthaltes eingerichtet seyn; wobey dem Landsmanne *plus de poésie et de majesté*, der Göttheschen Schilderung mehr Wahrheit, der von Foscolo mehr Idealisches beygelegt wird. Die Deutschen aber sind freylich nicht mehr gewohnt die Poesie in dem Styl zu suchen und darnach ein ganzes Werk zu beurtheilen, noch überhaupt eine Poesie ohne Wahrheit und Idealität anzuerkennen. — Ueber die Grundidee des W. Meister gibt der Verf. seinen Lesern Göthe's Gedanken wieder, verweilt bey der heitern, spiegelklaren Darstellung, der schönen Zusammenstellung der Characteres, dem Originalbilde der Mignon vornehmlich; die ihm wohl schwerer zugänglichen Wanderjahre bes



rührt er nur beyläufig, und kommt dann zu den Wahlverwandtschaften, deren Idee aufzufassen ihm nicht geglückt ist. Er meint, Göthe habe wollen die seitdem durch die St. Simonisten erweiterte Idee (?) ausdrücken, daß zwey Wesen, die anfänglich einander durch lebhafteste Sympathie und wahrhafteste Zuneigung zugethan sind, im Verlauf der Zeit dahin kommen können, die Leere ihres Verhältnisses zu fühlen, woraus ein Kampf hervorgehe, den eben Göthe schildere. Allein Göthe wollte gerade zeigen, daß alles Glück des Familienverhältnisses zerrüttet wird, wo der Mensch die Stimme der Natur nicht hört; (»lebhafteste Sympathie und wahrhafteste Zuneigung« war gerade zwischen Eduard und Charlotten nicht vorhanden). Es erregt sogar ein Lächeln, wenn gesagt wird, die Scheidung der Eheleute und Verheirathung der verwandten Seelen würde nichts geholfen haben; in einem Jahre hätte sich derselbe Fall wiederholen können. Nein; nur wäre ein solches Ende das Unpoetischste, das sich denken läßt und unsittlich zugleich. Auch zieht der Verf. in der That Göthe's Entwicklung vor. — *A la fin*, heißt es, *Othilie meurt; Eduard meurt aussi; Caroline et le capitaine vivent pour se marier ensemble*; — meint der Verf. daß dieß in der Aufgabe und im Sinne Göthe's liege? — *Les deux acteurs véritables du drame succombent, les deux êtres raisonnables et positifs restent* (unbefangene deutsche Leser werden hieraus sehen, daß der Verf. doch nicht ganz in den Character Charlottens und des Hauptmanns eingedrungen ist) *la pensée poétique s'en va, le prosaïsme demeure*. Im Gegentheil werden wir sagen *la poésie véritable reste intacte*. Der Tadel ist nicht bedeutend, daß die Schil-

berung Lucianens übertrieben sey (wogegen der Verf. sogleich das Urtheil des feinen Prinzen de Ligne (not. 8. p. 493) gegen sich hat) aber der Verf. hat die Beziehungen übersehen, in welchen Luciane steht. Wenn aber die Länge des Romans, die ausführliche Schilderung der Kapelle und des bauenden Architecten getadelt wird, so wissen wir wohl, daß die französische Kritik, was nicht unmittelbar und gleichsam sichtbar in die Entwicklung der Fabel eingreift, für etwas Ueberflüssiges hält. Begründeter ist, daß Göthe in Hinsicht des Kindes beider Ehegatten zu weit gegangen sey. Der abgenutzte Vorwurf des Fatalismus hängt sich an das Bild, welches den Titel des Romans ausmacht und von welchem sich auch mehrere deutsche Beurtheiler nicht haben losmachen und zur Sache kommen können.

Bey Faust nun wird eine 107 Seiten betragende Materialiensammlung über den mittelalterlichen Volksstoff und besonders über den Faust der Volksbühne und des Volkstheaters, so wie über die Behandlung dieses Stoffes durch spätere Schriftsteller (z. B. Calderon, Marlowe) vorgelegt, welche eine sehr schätzbare Belesenheit des Franzosen verräth, obgleich man ihm manches kleine faux pas (wie z. B. den Bischof Theodor Cornel. Agrippa S. 64) vergeben muß. Wir können kaum glauben, daß er selbst, bevor er die Lectüre der Götheschen Dichtung vorgenommen, die alten Sagenbücher und jene Bearbeitungen durchstudiert habe; jedenfalls aber ist der tiefe Ernst und die Scheu zu achten, die ihn befällt, da er an dieses Werk kommt. Eine feine Ahnung ist es auch, welche von ihm über die Romantik S. 112 ausgesprochen wird: *à une certaine époque toute la poesie était romantique, parce qu'elle était toute d'inspi-*

ration naturelle, toute populaire (vergl. auch S. 111). Eine Beschränktheit des französischen Urtheils verräth es dagegen, daß der Verf. von dem ersten Theile des Faust sagt: er sey als dramatisches Werk vollendet (warum? weil die voraus gesehene Catastrophe eingetreten, und der Zuschauer in Gewißheit über das Schicksal der handelnden Personen sey), aber das Werk solle außer der artistischen zugleich eine philosophisch-religiöse Idee ausführen. Im Uebrigen streift der Verf. hier näher daran die Tiefe der Götheschen Conception zu fassen, aber entfernt sich bald wieder um den Eindruck zu schildern, welchen dieser zweyte Theil in Deutschland gemacht hat, wobey wir die gewöhnlichen Urtheile, die unter dem deutschen Lesepublicum umlaufen, wieder hören. Er tadelt unzusammenhängende Partien (wahrscheinlich von theatralischen Forderungen ausgehend), Verschwendung der Bilder. Uebrigens mußte er wohl fühlen, daß in dem ersten Theile frische Jugendkraft waltet, in dem zweyten Reflexion und Allegorie im Gefolge vieler Räthsel vorherrschend ist. Bey Götz ein Auszug der authentischen Selbstbiographie, wobey der Verf. sich in Reflexionen über den Bauernaufbruch ergeht und ihn mit Anführung von Beyspielen der Volkswuth und von Repressalien der Vornehmen ausmalt; dann erzählende Schilderung des Göthischen Götz mit der Bemerkung, daß er die alte Dramatisierung wegen ihrer Frische vorziehe. — Dann Egmont, wo die politischen Verhältnisse der Zeit und das Eigenthümliche des Kampfes der Bürger der Niederlande geschildert werden. Hieraus ergibt sich dann die Bemerkung, daß Egmont nicht der Heroß der niederländischen Revolution, sondern der Märtyrer derselben sey, und mancher Tadel gegen

den Dichter, der von der geschichtlichen Wahrheit hergenommen ist (die Frau mit den 11 Kindern). Ja es wird behauptet, Göthe habe aus der geschichtlichen Erzählung von Egmont ein einfaches, wahres und würdevolles Drama machen können. Vor allen hätte unser Verf. zeigen sollen. Daß die Abweichungen Göthe's von der historischen Wahrheit der Natur der Tragödie widersprechen; daß aber das Entlehnte und historisch gegebene und das in den Stoff Hereingedichtete dennoch eine anmuthige und rührende Schöpfung bilden, hat er unbedenklich zugegeben. Die Geschichte konnte so seyn, wenn sie nicht anders gewesen wäre. Egmont ist eine vollkräftige freye Natur, die nur nicht in der Lage erscheint, die Heldenkraft zu gebrauchen, die man ihr zutraut; ihre edle Arglosigkeit wird ihr zum Fehl und Verhängniß. Aber so fehlt es eigentlich an tragischem Widerstand.

Iphigenie kommt; sie macht unsern Autor auf die Verschiedenheit Göthescher Productionen aufmerksam und berührt, wie natürlich, das Verhältniß dieses Werkes zu den Erzeugnissen der sogenannten classischen Tragödie (*la tragédie, qui prénaît sans façon les allures et la langage de la cour de Versailles*); doch vermag er nicht den Unterschied der Griechischen und der Götheschen Tragödie anzugeben. Hier hätte Herr M. sich durch einen Aufsatz Böttiger's belehren können, der Göthe's Iphigenie mit der des Euripides vergleicht. Im Tasso, welcher der Iphigenie mit Recht wegen der Schönheit der Form zur Seite gestellt wird, hat der Verf. den Character des Antonio nicht gehörig zu würdigen und das Wesentliche der durch ihn ausgesprochenen Lebensansicht nicht zu fassen verstanden. Eben so wenig weiß er die Dichtung als

Ganzes zu fassen; er sagt zwar *la catastrophe intérieure est complète*; aber er blickt zu sehr auf die Geschichte hin, da es hier doch weniger auf das endliche Schicksal des wirklichen Tasso, als auf das Gefühl dessen, was dem Dichter mangelt, und auf die Ergänzung desselben durch einen im Boden des wirklichen Lebens wurzelnden Character ankommt. Die Andeutung dieser Ergänzung am Schlusse der Göthe'schen Dichtung bleibt dem tiefern Betrachter nicht verborgen. Die geschichtlichen Bemerkungen über den Tasso der Geschichte und seine letzten Lebensverhältnisse erscheinen hier fast überflüssig. — Ueber die natürliche Tochter handelt der Verf. am unbefriedigendsten. Zuerst erzählt er ausführlich die bekannte Geschichte, die Göthe Veranlassung und Grundlage jenes Dramas gab; das Urtheil aber ist das triviale von der Marmorkälte des Werks und daß das Stück nicht fürs Theater sey; indessen wird doch der Curiosität wegen bedauert, daß Göthe die Trilogie nicht vollendet habe. Wer hier von Marmorkälte sprechen kann, der hat nie aus dem kalten Marmor das jugendliche Leben einer Diana hervortreten und wandeln gesehen. — Clavigo wird dann geschildert; der Tod desselben auf der Bühne wird angefochten, der doch (wenn auch nicht historisch) auf jeden Fall dramatisch ist. Uebrigens hat es Ref. gewundert, von Hn M. den Wunsch aussprechen zu hören, es möge eine geschickte Hand in Frankreich die Gattung des Schauspiels einführen; aber ist das nicht schon seit Diderot auf manche Weise geschehen? — Ueber Stella berichtet der Verf. nach der alten Ausgabe. G. selbst konnte dieses Drama für unheilbar erklären, zu dessen Abfassung ihn das Interesse an Schilderung leidenschaftlicher Zustände verleitete.

Bey Gelegenheit der Lustspiele äußert unser Verf., die Deutschen, mehr ernst, als scherzhaft, mehr der Schwärmerey und Speculation ergeben, als mit dem zur Erzeugung des Lustspiels erforderlichen Beobachtungsgeistes ausgestattet, (wenn es nur umß Beobachten zu thun wäre!) seyen überhaupt im Lustspiel nicht sehr stark, daher seyen sie auch dem französischen Lustspiel zu jeder Zeit so nachgegangen, daß man wenn die Geschichte der französischen Komödie etwa verloren gehen sollte, dieselbe allenfalls durch die deutsche wieder herstellen könnte. Hierin liegt etwas Wahres. Unser Lustspiel hat immer mit den zwey Klippen zu kämpfen gehabt, daß die Komik entweder der Mehrzahl unverständlich, oder der höher gebildeten Klasse ungenießbar war. Die Mitte gibt einen sehr beschränkten Spielraum. Müllner, Körner, Raupach sagt Hr M. machten den Uebergang zum Vaudeville. Das ist in Hinsicht Müllners unwahr — denn Körner kommt als Lustspieldichter kaum in Betracht, und Raupach's Komik ist allerdings entweder erzwungener oder übertriebener Spaß — Herr M. kennt Müllner's Lustspiele nicht, sonst würde er wissen, daß sie sämtlich Bearbeitungen nach Mustern des feineren französischen Lustspiels sind. Ueber die Geschwister Göthe's können wir den Verf. berichten, daß sie nicht erst ins Französische übersezt, sondern von Göthe nach einem kleinen französischen Familienstücke: la pupille von Fagan, bearbeitet sind. Schief ist was im Allgemeinen über Dpernpoesie gesagt wird, die wie gewöhnlich nur nach den bisherigen Verhältnissen, nicht nach der Idee betrachtet wird. Nach Hermann und Dorothea, welches Gedicht hier ganz isoliert steht, kommen die lyrischen Poesien an die

Reihe; wobey Hr M. bemerkt, daß in der lyrischen Poesie der Deutschen, die immer von Neuem aufgeblüht, die reichste Ausbeute für seine Landsleute enthalten sey. Sehr treffend wird in dieser Sphäre vor allen die Wahrheit der Götheschen Muse anerkannt, die keinen Schwulst, Ueberspannung und namentlich Vergrößerung der Objecte dulde. Zuletzt ist über die Xenien, vermischte Schriften, die Nachbildung des Keineke, am ausführlichsten über die Campagne in Frankreich und über die Reise nach Italien die Rede, bey welcher er mit Begeisterung schließt.

Wir haben schon gesagt, daß Hr M. in seine Schilderungen häufig Uebersetzungen ganzer Partien der Götheschen Werke aufnimmt, die zuweilen sehr frey, doch den Sinn meist wiedergeben. Daß auch Mißgriffe vorkommen, ist nicht zu verwundern. Z. B. hat der Verf. die Worte, welche Faust zu Wagner spricht: ein schöner Traum; indessen sie (die Sonne) entweicht, übersetzt durch: hélas! c'est un beau rêve, et cependant il nous échappe; die Verszeile: hilf rette mich von Schmach und Tod, sind ganz mißlungen übersetzt (p. 202) durch

saue moi la mort, qui s'avance  
l'ignominie et la terreur

und die Worte Margarethens:

ich hatte mit dem Kind wohl meine liebe Noth;  
doch übernahm ich gern noch einmal  
alle Plage,

so lieb war mir das Kind.

sehr ungenügend durch:

Elle m'a donné beaucoup de peines,  
mai je la verrais revenir encore avec joi;  
car c'était un aimable enfant.

Die Büßerin sagt im zweyten Theile des Faust:

der früh Geliebte  
nicht mehr Getrübte  
er kommt zurück.

Herr M. übersetzt: celui que j'ai aimé revient et n'est plus affligé — aber das letztere bezieht sich auf die Reinigung der Seele. Auch glauben wir nicht daß der Verf. die Worte: ihr Verbrechen war »ein guter Wahn« gut ausgedrückt habe durch *tendre penchant*.

Ref. kann überhaupt nicht billigen, daß der Verf. auch lyrische Stellen unmetrisch übersetzt hat. Erkennt er doch selbst die Schwierigkeit, Göthe's Poesie unverlezt zu übertragen, wenigstens in Hinsicht der lyrischen Gedichte an (p. 434): *Mais comment rendre ce murmure musicale qui forme en quelque sorte l'essence des poésies de Goethe, ce voile diapré qui les environne, cette poussière d'or qui les recouvre?* und doch überträgt er auch einige dieser flüchtigen Spiele des Genius in die conventionelle Prosa der französischen Sprache. Uebrigens müssen wir eingestehen, daß die Uebersetzungen in Versen, welche unser Verf. gibt, z. B. vom Weilchen, dem König von Thule etc. zu den besten gehören, die wir bisher von den Franzosen kennen, und wir möchten Hn M. wohl aufgeben, von dem Gedicht Hermann und Dorothea, welches ihm so werth ist, seinen Landsleuten eine möglichst treue Uebersetzung in Versen zu liefern. Von gewöhnlichen französischen Druckversehen kommen vor: z. B. Fleck statt Falk (p. 485), Schlöger st. Schlözer (p. 511) u. s. w.

Wenn wir nun nach diesen Allem sagen müssen, daß die Urtheile des Verfs. zwar für Deutsche nicht tief genug eindringen und keine neue Seite der Götheschen Dichtungen enthüllen, daß er die einzelnen Werke Göthe's mehr in will-



fürlicher Folge beschrieben, als kritisch gewürdigt hat, und daß er sie mehr von außen her beurtheilt, indem er zuvor die Stoffe in ihrer dem Dichter gegebenen Gestalt weitläufig vorlegt, bevor er zu der Dichtung kommt; so glauben wir doch, daß seine unbefangene, kindliche Hingebung, seine ernstgemeinten Nachforschungen und Studien, welche beweisen, daß er Göthe mehrmals gelesen und was zu seinem Verständniß dient aus Büchern und mündlichen Unterhaltungen sich vielfach angeeignet hat, seine bisher wohl noch nicht so weit gedrungeenen Landsleute zu der genauern Bekanntschaft unsers Dichters anzufeuern und anzuleiten im Stande ist. Ja eine Aeußerung des Hn M. (S. 339): *Goethe ne peut pas être étudié ni dans un seule, ni dans quelques unes de ses oeuvres* läßt uns noch mehr von ihm in der Zukunft erwarten. Denn wer eine solche Aeußerung thun kann, gesteht seine Schwäche einer großen Aufgabe gegenüber ein, und unser Verf. erkennt es an, daß er es mit einem Manne zu thun hat, der weder ein bloß lyrischer, oder dramatischer, oder epischer Dichter, noch bloß Forscher über Kunst oder Natur, sondern — ein Mann war, in dem diese Richtungen alle eins waren. Dieß aber ist der Punct in welchem Hr M., der Ausländer, auch selbst über vielen Kritikern Deutschlands steht, — die Anerkennung der Ganzheit Göthe's. Denn in der letzten Zeit ward dem alten Meister selbst dieser Ruhm in Deutschland streitig gemacht. Eines Theils ist es aber wieder jene Zerrissenheit und Wüßtheit der Jugend, welche den Glauben an die Harmonie einer großen männlichen Seele verloren hat; andern Theils die kritische Impotenz, welche gerade aus der Einheit und Vielseitigkeit des Dichters, die von

einsseitigen stets für Widerspruch geachtet wird, ihren Vorwurf zieht. Aber man sollte doch, bevor man das Weltgericht der Weltgeschichte zu vollziehen meint, wenigstens erst den Versuch machen, den Mann, der so große Wirkung in der Literatur hervorgebracht hat, daß man sogar von seinem Jahrhundert zu sprechen genöthigt ist, in seiner Totalität zu fassen, bevor man wagt ihm seine Mannigfaltigkeit als Inconsequenz vorzuwerfen. Ein solcher Versuch wird aber nimmermehr dadurch gemacht, daß man am Einzelnen zupft und rüttelt und nach trivialen Maximen eine Zergliederung veranstaltet, bey welcher es mit Recht heißt: dann hat er die Theile in der Hand, fehlt leider! nur das geistige Band.

»Findet in Einem die Vielen« — sagt Goethe selbst, in seinen Weissagungen des Bafis —  
»empfindet die Vielen in Einem

»Und ihr habt den Beginn, habet das Ende  
der Kunst«

Aber gerade das Finden ist hier auch eine Kunst!

A. Wendt.

## C a m b r i d g e.

Transactions of the Cambridge Philosophical Society. Vol. V. Part. II. 1834.

On the calculation of Newton's Experiments on diffraction by G. B. Airy. Unter den Versuchen die Newton über die Diffraction angestellt hat, findet sich auch folgender. Ein Sonnenstrahl der zuerst durch eine  $\frac{1}{4}$  Zoll breite Oeffnung gegangen war fiel alsdann auf eine

enge Spalte. Nach Newton soll sich nun, als diese Spalte ungefähr  $\frac{1}{80}$  Zoll breit war, in der Mitte des Farbenbildes ein schwarzer Schatten gezeigt haben. Stellt man den Versuch nach Fresnel's Methode an, wo das Licht nicht, ehe es auf die Spalte fällt, durch eine Oeffnung geht, sondern vielmehr von dem hinter einer Linse concentrirten Sonnenbilde unmittelbar in die Spalte dringt, so läßt sich theoretisch und practisch zeigen, daß in diesem Falle in der Mitte gerade die glänzendste Stelle seyn muß. Airy untersucht daher, ob die Verschiedenheit in den Erscheinungen von der Verschiedenheit der Methoden herrühren kann. Die mathematische Darstellung der Newtonschen Methode führt zu sehr verwickelten Integralen, aus welchen jedoch Airy so viel schließt, daß die Verschiedenheit der Beobachtungsmethoden nicht die Ursache seyn kann. Die Wiederholung der Newtonschen Versuche gab ihm ebenfalls ein Newtons Aussage entgegengesetztes Resultat, indem die Mitte des Farbenbildes sich immer glänzend zeigte, was auch Biot schon früher gefunden hatte. Airy glaubt daher daß bey Newton's Versuch ein Fehler vorgefallen ist. — Second memoir on the inverse method of definite integrals, by Murphy. — On the nature of the truth of the laws of Motion, by Whewell. — Researches in the theory of the motion of fluids by James Challis. In den zwey ersten Abschnitten behandelt der Verf. die bekanntesten Differenzialgleichungen  $\frac{d^2 \varphi}{dx^2} + \frac{d^2 \varphi}{dy^2} = 0$

und  $\frac{d^2 \varphi}{dx^2} + \frac{d^2 \varphi}{dy^2} + \frac{d^2 \varphi}{dz^2} = 0$ , es ist auf

fallend daß er Fourier's Untersuchungen gar nicht erwähnt. Der dritte Abschnitt enthält Untersuchungen über die horizontale Bewegung eines festen Körpers, der theilweise in eine Flüssigkeit getaucht ist, hieran schließen sich allgemeine Betrachtungen über die Bewegung elastischer Flüssigkeiten in dem vierten Abschnitte; der fünfte behandelt die Frage über den Widerstand, den die Luft einem in derselben schwingenden Pendel entgegensezt. — Theory of residuo - capillary attraction, being an explanation of the phenomena of endosmose and exosmose on mechanical principles by J. Power. Die unter dem Namen der Endosmose und Exosmose bekannten Geseze, nach welchen sich zwey durch eine dünne Membrane getrennten Flüssigkeiten vermischen, sind, wie man weiß, zuerst von Dutrochet entdeckt, und von demselben auf electriche Wirkungen zurück geführt worden. Man hat jedoch diese Ansicht bald verlassen, und Poisson hat sie aus der Capillaranziehung zu erklären gesucht. Dagegen hat Dutrochet den Einwurf gemacht, daß sich aus Poissons Ansicht nur die Bewegung nach einer Richtung erklären ließe, während die Exosmose zeigt, daß auch eine Bewegung nach der entgegengesetzten Richtung Statt findet. Henslow hat, um diesem Einwurfe zu begegnen, Poisson's Theorie in sofern modificiert, daß er annimmt, daß die durch die Capillarwirkung weniger angezogene Flüssigkeit, dem natürlichen Bestreben der Flüssigkeiten, sich zu mischen, folgt, und so die Erscheinung der Exosmose hervorbringt. Ein anderer Einwurf gegen Poisson's Theorie besteht darin, daß er nur die Wechselwirkung der Flüssigkeiten berücksich-

tigt, während Dutrochet's Versuche zeigen, daß die Erscheinungen hauptsächlich von der Wirkung der Membrane herrühren. Power sucht nun die Erscheinungen, mit Berücksichtigung aller dieser Umstände, aus der Capillartheorie abzuleiten. — On aerial vibrations in cylindrical tubes by W. Hopkins. Euler und die meisten Anderen, die nach ihm über diesen Gegenstand schrieben, nahmen an, daß wenn die Luft in einer an einem Ende geschlossenen Röhre schwingt, die Lufttheilchen am Ende der Röhre immer in Ruhe sind. Dieß setzt voraus daß der Stoff, welcher die Röhre verschließt, völlig unelastisch ist, was nie in der Natur vorkommt. Hierzu kommt noch eine zweyte Annahme, daß nämlich, wenn die Luft in einer an beiden Enden offenen Röhre schwingt, die außerhalb der Röhre befindliche Luft, während der ganzen Zeit der schwingenden Bewegung, dieselbe Dichtigkeit hat, wie die innerhalb der Röhre unmittelbar am Ende befindliche, eine Annahme, die gegen alle Wahrscheinlichkeit ist. Daher ging Poisson bey seinen Untersuchungen von anderen Grundsätzen aus, indem er sich auf die Voraussetzung stützte, daß am Ende der offenen oder geschlossenen Röhre, während der ganzen schwingenden Bewegung, ein beständiges Verhältniß zwischen der Schnelligkeit der Lufttheilchen und ihrer Verdichtung Statt findet, welches Verhältniß von der Natur der Substanz, mit welcher die Luft am Ende der Röhre in unmittelbare Berührung kommt, abhängt. Eine Reihe von Versuchen, die Hopkins angestellt hat, stimmt jedoch mit keiner dieser Voraussetzungen überein. Namentlich fand er, daß die Schwingungsknoten sich an ganz anderen Stel-

len zeigten, als es nach Euler und Poisson hätte seyn sollen. Hopkins geht daher von anderen Ansichten aus. Er nimmt an daß in einer Röhre AB, die bey A offen und bey B verschlossen ist, die Luft durch ein Diaphragma in Bewegung gesetzt wird, so daß die Geschwindigkeit der Luft, die innerhalb der Röhre unmittelbar mit dem Diaphragma in Verbindung steht, immer dieselbe Geschwindigkeit wie dieses hat, welches sich nach einem gegebenen Gesetze bewegt. Ferner setzt er voraus daß die schwingende Bewegung der Luft am Ende B abwechselnde Verdichtungen und Verdünnungen hervorbringt, durch welche die Substanz, die die Röhre bey B verschließt, in Bewegung gesetzt wird, und daß dessen Schwingungen dieselbe Dauer wie die der Luft in der Röhre haben. In dem zweyten Abschnitte sind noch viele interessante Versuche mitgetheilt. — On the latitude of Cambridge observatory by G. B. Airy.

### O r d n u n g e n.

Oratio de jure publico, hac nostra potissimum aetate recte excolendo, quam habuit Cornelius Star Numan, cum ordinariam juris professionem in Academia Groningiana auspicaretur. 1835. 62 S. in 8.

Wir machen auf diese Antrittsrede aufmerksam, weil sie einen für die jetzigen Zeiten sehr erheblichen Gegenstand behandelt, nämlich die Wichtigkeit der Bestimmung und des Studiums des Staatsrechts. Der Verfasser zeigt diese da-

her zuerst, und bestimmt dann die Grundlage, auf welche das Staatsrecht gebaut werden müsse. Er unterscheidet daher die beiden neuern Schulen in Frankreich und auch besonders in Deutschland, von denen die eine dasselbe bloß auf allgemeine, aus der Vernunft (a priori) abgeleitete Sätze bauen will, die andere die historische Schule, welche will daß so wohl das Staatsrecht als das Privatrecht eines Volkes aus seinem Leben, seinen Sitten, seiner Religion und eigenthümlichem Geist aufblühen und sich entwickeln soll. Staaten, sagt der Verfasser vortrefflich, sind keine Maschinen, die man nach Gutdünken auseinander nehmen und wieder zusammensetzen könnte; sie müssen vielmehr als moralische Personen betrachtet werden. Er zeigt dann zuerst daß dieß schon die Ansicht der großen Staatslehrer des Alterthums, Ciceros, Aristoteles, und vor allen Plato's gewesen sey; und erwähnt dann die neuern Häupter der historisch-juristischen Schule, unter denen die Deutschen einen so wichtigen Platz einnehmen. Die enge Verbindung in der geschichtliches und rechtswissenschaftliches Studium stehen, geht daraus von selbst hervor. Ref. hat wohl nicht erst nöthig seine Uebereinstimmung mit diesen Lehren bemerklich zu machen, welche auch der Redner in seinem ihm übertragenen Amte zu befolgen verspricht, und fügt nur noch hinzu, daß der Gegenstand auch in einer classischen Sprache, und überhaupt seiner würdig behandelt sey.

Hn.

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

16. Stück.

Den 30. Januar 1836.

---

G ö t t i n g e n.

Bey Vandenhoeck und Ruprecht: Dr. Gottlieb Jakob Planck. Ein biographischer Versuch. Nebst einem erneuerten hie und da verbesserten Abdruck einer biographischen Mittheilung über Dr. Heinrich Ludwig Planck. Von Dr. Friedrich Lücke. Mit einem Brustbilde Dr. Gottl. Jak. Plancks. XII und 168 S. in gr. 8. 1835.

Planck's Name ist nicht nur unter uns, denen er zunächst angehörte, sondern auch in ganz Deutschland, dem catholischen, wie protestantischen, und darüber hinaus in gesegnetem Andenken, und wird es bleiben, so lange dem deutschen Volke der Spruch der Schrift, der auf diesem Buche als Motto steht, etwas gilt: das Gedächtniß der Gerechten bleibet in Segen! Aber eben deshalb erschien es als Pflicht, von dem engeren Kreise aus, worin der Vortreffliche gelebt und gewirkt hat, eine genauere biographische Kunde



über ihn zu geben. Wie lange wird es dauern, so ist das Geschlecht, welches ihn näher gekannt und ein zusammenhängendes Bild seiner Persönlichkeit empfangen hat, bis auf den letzten, mit ihm versammelt zu den Vätern! Seine Schriften werden bleiben und seinen Namen erhalten. Sie sind ein ehrlicher Ausdruck seines edlen und feinen Geistes, der Inhalt seiner besten Stunden, das Abbild seines arbeitsamen Lebens in gewinnreicher Forschung. Aber selbst die individuellsten Schriften eines Mannes sind doch immer nur Fragmente seines Lebens, wenn auch die besten, — den ganzen Zusammenhang der Persönlichkeit, das volle Bild in Fleisch und Blut geben sie doch nicht. Dieß vermag nur die Biographie, wenn sie aus der unmittelbaren Erfahrung der Zeitgenossen geschöpft ist, als ein treues Portrait nach dem Leben.

Es geht jetzt ein böser Geist unter uns um, ich weiß nicht, woher er kommt; aber deutscher Art ist er nicht. Man sieht ihn herzlos die menschliche Persönlichkeit in diesem Leben verachten und in jenem vernichten, und unterschiedlos Hohes und Niederes, am Ende auch Gutes und Böses in die gleichgültige leere Allgemeinheit hinabziehen. Keine Vergangenheit ist ihm hehr und heilig, kein großer Mann lieb und werth. Aber diese Wolke ohne Wasser, welche jetzt über unseren Horizont zieht, wird verschwinden, und so lange es eine menschliche Geschichte gibt und in dieser christliches Leben und Lieben, wird die Persönlichkeit ihre Macht und das biographische Interesse an ausgezeichneten Persönlichkeiten sein Recht behalten.

Die theologische Facultät, eingedenk, daß Planck's Name und Ruhm ihr ganz besonders angehört,

beschloß gleich nach dem Hinscheiden ihres ehrwürdigen Seniors, ihm durch eine biographische Memoria ein Denkmahl ihrer besondern Liebe und Verehrung zu setzen. Sie hat mich, den Unterzeichneten, damit beauftragt. So bin ich freylich verantwortlicher, als wenn ich bloß im eigenen Namen geschrieben hätte. Aber das ehrende Vertrauen und die Vertretung befreundeter Collegen hat mir Lust und Muth zum Werke gegeben, und wenn Lust und Liebe zur Sache das halbe Talent ist; so weiß ich, daß ich mit diesem Talent gearbeitet habe. Ich habe freylich erst recht während der Arbeit gelernt, was es mit einer guten Biographie auf sich hat. Aber eben deswegen ist es auch völlig ehrlich gemeint, wenn die Schrift ein Versuch genannt wird. Eine interessante Persönlichkeit, wie Planck, mit einer so markirten Physiognomie, ein so einfaches, durchsichtiges Leben, ohne Heimlichkeiten und Dunkelheiten, offen vorliegende Werke von allgemein anerkanntem Verdienste, — so einen Mann zur Befriedigung des bloß individuellen Interesses in allgemeinen Umrissen schildern, ist am Ende nicht zu schwer. Allein die Aufgabe war, den Mann, nach welchem die Kirche und das Vaterland fragen, zur Befriedigung dieser allgemeineren Interessen so vorzustellen, daß in einem deutlichen und individuell lebendigen Bilde erkannt werde, wie er zu seiner Zeit geworden und was er zu seiner Zeit gewesen, wie er die ihm eigenthümliche Aufgabe für die christliche Kirche und Theologie erfaßt und gelöst als Schriftsteller, als academischer Docent, wie er in den verschiedenen Berufskreisen, den größeren und kleineren, gewirkt, Achtung und Liebe erworben und bewahrt, wie er die Welt ange-

schauet und die Räthsel und Verhältnisse derselben gelöst und behandelt, was in seinen Werken das Bleibende und Vergängliche sey u. s. w. War dieß die Aufgabe, so ist mir bang, daß ich sie nicht so gelöst habe, wie ich gewünscht. Und so sage ich noch einmal mit aufrichtiger Bescheidenheit, meine Schrift ist nur ein Versuch, für den ich die Nachsicht der Leser in Anspruch nehme. Anderes, was hier noch zu besprechen wäre, habe ich in der Vorrede gesagt. Dort habe ich auch Rechenschaft von den Quellen gegeben, die mir zu Gebote standen. Eine Hauptquelle ist die Erinnerung, meine eigene und der nächsten Angehörigen und Freunde. Aus ihr sind gerade die individuellsten Züge genommen, für Manchen vielleicht zu viel, für Andere zu wenig. Aber nicht nur das Maaß ist schwer zu treffen, da das Interesse in den näheren und entfernteren Kreisen verschieden ist, — auch jene Quelle hat das Eigene, daß sie den intermittierenden Brunnen gleicht, so daß man sie nicht erschöpfen, ja nicht einmal immer daraus schöpfen kann, wenn man will. So kann es seyn, daß der eine und andere charakteristische Zug, der das Gemählde noch mehr belebt, und für die näher Interessirten auch treffender gemacht haben würde, fehlt. Ich habe die Erfahrung jetzt schon gemacht, und könnte mit der Zeit einen schönen Nachtrag von Zusätzen, vielleicht auch Berichtigungen sammeln. Aber was hilft's? Das Gemählde ist fertig, und wenn es die Wirkung hat, in denen, die den Mann gekannt und geliebt haben, die Erinnerung an ihn zu beleben und frisch zu erhalten, so ist einer seiner Hauptzwecke erreicht. — Zwey Berichtigungen bin ich indeß jetzt schon schuldig zu geben. Die eine betrifft einen freylich offen-

baren Druckfehler. S. 43 ist im Titel von Planck's Antrittsprogramm nicht MDX und MDXI, sondern MCX und MCXI zu lesen. Die zweyte betrifft Spittler, von dem ich S. 13 gesagt, er sey das erste Mal nach Göttingen gegangen, um unter Gatterer und Schlözer seine historischen Studien fortzusetzen. Das schrieb ich mehr aus Vermuthung, als aus Wissen. Ich erfahre aber jetzt aus der besten Quelle, daß Spittler bey keinem von beiden hörte und mit keinem von beiden in näherer Verbindung stand.

Die Biographie folgt, wie natürlich, zunächst der chronologischen Methode; sie hat sich aber eben so natürlich überall davon entbunden, wo es darauf ankam, und der Stoff es mit sich brachte, Gruppierungen und Uebersichten zu geben. Kapitel und Ueberschriften, Perioden und Eintheilungen habe ich nicht gemacht. Der Leser wird aber Uebersichten und Ruhepunkte genug finden. Die anatomische Methode nach Rubriken der Moral und Psychologie, die sonst wohl in Biographien vorkam, habe ich nie leiden mögen. Ich ziehe, wenn man will, die physiologische vor, die überall die lebendige Erscheinung in ihrer Ganzheit darstellt.

Die Anhänge enthalten außer einem Auszuge aus dem zweyten Theile des Pfarrers von S. die Grabrede und die Gedächtnißpredigt des Herrn Dr Ruperti, und zuletzt den wiederholten Abdruck meiner schon im Jahre 1831 heraus gegebenen biographischen Mittheilung über Planck's ältesten Sohn Dr Heinrich Ludwig Planck. Mir war bang, der einzelne Bogen möchte sich verlieren. Auf jeden Fall gewinnt er, mit des Vaters Biographie zu einem theologischen Familiengemälde vereinigt, an Interesse. Und

das verdient, nicht meine Mittheilung, — aber der Mann, dem sie aus dankbarer Verehrung von mir gewidmet war.

Der voranstehende Kupferstich, besonders nach einem Gemählde des Herrn Prof. Desterley vom Jahre 1825 von dem hiesigen Kupferstecher, Hn Lödel, gemacht, wird den Lesern als ein sehr entsprechendes Bild unseres Planck aus seinen späteren Jahren willkommen seyn, und nicht verfehlen, dem talentvollen jungen Künstler Ehre zu machen. Das Facsimile darunter ist ein Vers von dem sel. Planck, der sich unter seinen Papieren gefunden, ein Ausdruck seiner innigen religiösen Denkweise, seines trostreichen Gemüthes.

Ich schliesse mit dem Wunsche, daß diese biographische Darstellung eines allgemein verehrten Mannes aus dem guten alten Deutschland, auch in ihrer Unvollkommenheit, dazu beytragen möge, daß echte deutsche Denkart und christliche Ueberzeugung und Sicherheit unter Jung und Alt ihren ewigen Preis behalte.

L.

### L o n d o n .

Ten years in South Africa, including a particular Description of the wild sports of that country; by Lieut. J. W. D. Moodie. In two volumes. Vol. I. XII u. 345 S. Vol. II. 352 S. in 8. 1835.

Der Verf. dieses Werks, aus einer alten Familie in den Orkney-Inseln, war bey der Reduction der Britischen Armee nach dem Frieden von 1815 als Lieutenant auf halben Sold gesetzt; nicht die angenehmste Lage in England;

und entschloß sich daher zu der Auswanderung nach der Cap-Colonie, wo schon ein älterer Bruder ansässig war, und ein jüngerer ihm noch folgte. Es ist eine Erzählung seiner persönlichen Schicksale, die besonders durch seinen Aufenthalt in den östlichsten Theilen des Landes in der Nähe der Algoa-Bay, und seine Bekanntschaft mit den Caffern ihr Interesse erhält. Wir übergehen die Erzählung der Seereise und des Aufenthalts in der Capstadt und ihren nächsten Umgebungen, die nur Bekanntes enthalten; wo er am 12. Sept. 1819 landete. Er begab sich von da über die Herrnhuter-Mission zu Snadenthal nach Swellendam in das Innere. Der Zustand und die Lebensart der Holländischen Colonisten ist schon aus früheren Reisen bekannt. Abgeschnitten von der übrigen Welt kann ihr Gesichtskreis nur beschränkt bleiben; sie lieben keineswegs die Engländer, wenn sie auch sich so stellen. Allerdings ist etwas patriarchalisches in ihrer Lebensart; der Verf. sah einen 90jährigen Greis nebst seiner fast eben so alten Frau, deren Kinder, Schwiegerkinder und Enkel fast eine ganze Colonie bildeten. Viehzucht und Jagd sind die Hauptbeschäftigungen. Unter der Britischen Herrschaft hat die Zahl der Engländer sich sehr vermehrt; im J. 1820 wurden über 6000 Colonisten, meist Schottländer, hinüber geschickt, denen Ländereyen an der Ostgrenze angewiesen wurden, wovon die Kriege mit ihren Nachbarn, den Caffern, die Folge waren, welche noch gegenwärtig fort dauern, oder doch erneuert werden. Das Land hat einzelne herrliche Gegenden, die auch durch ihre Fruchtbarkeit sich auszeichnen; allein der vorherrschende Character in den meisten Theilen ist doch Dürre. Dazu kommt in

ben meisten, besonders den westlichen, Gegenden Mangel an Holz. Die Cultur des Bodens, wenn sie auch Fortschritte macht, wird doch immer beschränkt bleiben. Noch fehlt es in dem Innern gänzlich an gebahnten Straßen; das Reisen geschieht zu Pferde, oder mit großen Wagen die mit Ochsen bespannt werden. Die Zahl der Hottentotten hat sich sehr vermindert. Sie waren als der Verf. sich dort aufhielt theils Sklaven, theils Tagelöhner. Die Sklaverey muß jetzt dort auch aufgehoben werden. Die Abkömmlinge aus der Verbindung der Colonisten mit Hottentottinnen haben die Fehler und Laster ihrer beiderseitigen Eltern. Der Verf. versuchte an mehr wie einem Orte Anlagen zu machen, aber ohne dauernden Erfolg. Eine Zeitlang lebte er in seiner neu erbauten Hütte ganz allein, wie ein zweyter Robinson. Anfangs gefiel es ihm; aber bald entstand doch die Sehnsucht nach Gesellschaft. Außer dem Hüten des Viehes war Jagd die Lieblingsbeschäftigung, und zwar auf die großen so wohl als reißenden Thiere. Wir hätten nicht erwartet daß diese noch in so großer Zahl sich finden. Aber ganze Heerden von Elephanten und Büffeln machten das Reisen durch die Wälder sehr gefährlich. Von reißenden Thieren Hyänen und Leoparden, Wölfe, wilde Hunde, auch Löwen, jedoch seltener. Antelopen in großer Menge. Auch wilde Schweine sind häufig. Ueber die Lebensart und den Fang dieser und andern Thierarten werden manche unterhaltende Anekdoten mitgetheilt. Der Verf. lag selber einmal schon unter den Füßen eines Elephanten, und ward nur durch ein halbes Wunder gerettet. So wie die Colonisation sich weiter verbreitet, ziehen freylich diese Thiere sich auch weiter zurück, oder werden ausgerottet.

Bey der Auflösung des Royal African Corps im Jahre 1820, das aus Deserteurs und andern militärischen Verbrechern bestand, wurde den Officieren, und auch dem Verf., Ländereyen in dem östlichen Theile der Colonie angewiesen, welches sie zu Nachbarn der Caffern machte, in der Nähe der Algoa-Bay. Der Verf. machte selbst eine Wanderung über die Grenzen der Colonie, um die Caffern näher kennen zu lernen. Sie gehören unstreitig zu den merkwürdigsten Völkern Africas. Sie sind sehr regelmäßig gebaut, besonders das männliche Geschlecht; von hoher Statur, schwarzer Farbe, aber wenig von der Negerphysionomie. Sie führen ein Hirtenleben; ihr Land bietet ihnen Alles dar, was dazu erforderlich ist. Sie stehen unter Häuptlingen, deren Macht im Wachsen zu seyn scheint, worin der Verf. ein Fortschreiten zu einer höheren Stufe der Cultur zu sehen glaubt. Die ganze Bevölkerung ist in Kraals eingetheilt, von denen jeder zehn bis zwanzig Familien enthält, welche in eben so vielen einzelnen Hütten wohnen. Polygamie ist zwar bey ihnen eingeführt; jedoch nur bey den Reicherem. Sie treiben einigen Landbau, und dadurch entsteht bey ihnen Landeigenthum, denn nur das dazu bestimmte Land wird als solches betrachtet. Sie haben zwar keine geschriebene Gesetze; aber Gebräuche, welche die Stelle von diesen vertreten. Sie sind, sagt der Verf. eine höhere Klasse von Barbaren; Wilde kann man sie nicht nennen. Sie haben einen sehr richtigen Verstand, und gesunde Beurtheilungskraft. Ihre Gastfreyheit ist grenzenlos. Als wir ihr Gebiet betraten zeigten sich uns neue und überraschende Anblicke. Jeder Caffer dem wir begegneten kam auf uns zu, gab



uns die Hand, und schüttelte sie herzlich. Ihr Benehmen zeigte daß sie unsere Ueberlegenheit fühlten; aber es war doch das Benehmen freyer Männer. Ihre Sprache ist sanft und wohlklingend. Sie glauben zwar sehr an Zauberrey, allein sie haben sehr würdige Begriffe von der Gottheit. Ihr Reichthum besteht in ihren Heerden von Rindvieh; den Stieren geben sie durch Biegung der Hörner, so daß eins gerade vorsteht, künstliche Formen. (Ref. hat bereits gezeigt, daß sich dieß schon auf den alten Nubischen Reliefs findet.) Sie leben hauptsächlich von Milch, die sie sauer genießen. »Wenn wir einem Kraal uns näherten, erschien jedesmal der Häuptling mit einigen Begleitern, und brachte uns eine Schale davon.« Nur bey feyerlichen Gelegenheiten tödten sie Vieh, es bedarf dazu immer der Genehmigung des Häuptlings. Ihre Waffe ist die Hassagay, ein Wurffspieß vier bis fünf Fuß lang, mit eiserner Spitze, den sie mit großer Geschicklichkeit werfen. Sie sind sehr geschickt in dem Flechten von Körben, so dicht daß sie Milch darin tragen. Sie haben was sie bedürfen. Der Verf. nennt sie das glückliche Volk. Indesß war eine Schottische Mission unter ihnen angelegt zu Lovedal. »Es mögen gute Leute seyn, sagte ein alter Mann, aber ich verstehe sie nicht.« Sie scheinen keine große Fortschritte zu machen, da sie dem Volke selbst die unschuldigsten Vergnügungen untersagen. Die Kriege, welche die Engländer mit ihnen führen, entstehen über die Weideländer, die man ihnen genommen hat. Sie sind auf eine sehr unwürdige Weise behandelt. Nicht ohne Rührung kann man die bitteren Klagen lesen, die sie deßhalb führten. Kein Wunder, wenn sie sich dann zu

rächen suchten. Sie sind aber mächtig und kriegerisch genug, um noch lange Widerstand zu leisten.

Bei einem so ausgebreiteten Volke entsteht natürlich die Frage: ob sie ein von allen andern Völkern verschiedenes sind, und welches ihr Ursprung sey? Wir können darüber bloß nach äußern Kennzeichen urtheilen, da gar keine historische Quellen vorhanden sind. Wenn man sich erinnert, daß ein großer Theil der Ostküste von Africa von sehr frühen Zeiten mit Arabischen Stämmen besetzt war, so mag es immer die wahrscheinlichste Vermuthung bleiben, daß die Caffern ihren Ursprung diesen mit der Vermischung von Negerstämmen verdanken.

Da der Verf. seine Hoffnungen in Africa getäuscht sah, ging er wieder nach Europa zurück, wanderte aber von dort nach Canada aus. Wir wünschen herzlich, daß er dort ein besseres Loß getroffen habe.

Hn.

### G d t t i n g e n.

Bei Kübler, 1833: *Ibyci Rhegini Carminum Reliquiae. — Quaestionum Lyricarum Libr. I. Scripsit Fr. G. Schneidewin, Phil. Dr. Praefixa est Epistola C. O. Muel-leri. 232 S. in 8.*

So wohl die Verspätung dieser Anzeige als auch die Kürze derselben hat lediglich der Ref. zu verantworten. Gleich nach Erscheinen des angegebenen Buches zur Anzeige desselben aufgefordert, strebte derselbe diesem ihm so angenehmen Geschäfte schnell möglichst und nach Kräf-

ten zu genügen: doch theils die Schwierigkeit der Fragen, welche Herr Schn. mit so großer Gelehrsamkeit und Gewandtheit abhandelt, theils die in Vielem sich ganz anders gestalteten Ansichten des Ref. zwangen und bewogen diesen, die Abschließung seiner Anzeige von Tage zu Tage zu verschieben. Es faßt nämlich Hr Schn. in dem ersten Theile, p. 1—82, dem die Epistola des Herrn Hofrath Müller, p. V—XX und die Dedication des Vf. an die Hn Hofräthe und Professoren Mitscherlich, Disfen, Hoeck, p. XXI—XXIV, vorangeht, unter der Aufschrift Prolegomena de vita et carminibus Ibyci Rhegini Alles zusammen, was zur Erlangung eines anschaulichen Bildes eines alten hellenischen Dichters erforderlich ist: zuerst wird das Leben des Ibykos behandelt, dann dessen dichterischer Character. Daß man nun jetzt den Ibykos nicht mehr wie früher einen »verschollenen Mann« nennen darf, ist allein durch Herrn Schn. bewirkt: wie wichtig namentlich die Ansicht sey, daß Ibykos der Richtung des Stesichoros gefolgt, braucht Ref. nicht erst hervorzuheben, da Herr Hofrath Müller dieß schon gethan in der erwähnten Epistola. Es ist nach des Ref. Meinung dieß die Grundlage aller Untersuchungen über Ibykos und es ist kein Einwand dagegen, daß beide in Vielem so sehr von einander verschieden; ja eine noch tiefer eingehende Untersuchung über beide Dichter zeigt vielleicht noch mehr Verschiedenheiten als man jetzt ahndet. Stesichoros war nach den Fragmenten und sonstigen Nachrichten zu urtheilen, kein Genie, sondern ein langsamer Geist, der einem angegebenen Wege folgend diesen einer bestimmten Richtung gemäß

auszufilein und zu glätten verstand, aber nicht selbst kühn Bahn zu brechen vermochte. Er ist daher keiner der Dichter, der wie Archilochos, A., der hellenischen Lyrik neue Richtungen angewiesen: er steht vielmehr, so bald schöpferisches Talent mit genauer Kenntniß der Form in Anschlag gebracht wird, auf einer niedrigeren Stufe. Denn diese ältern hellenischen Dichter können nicht alle mit den schmückenden Beywörtern, als da sind genial, geistreich und dergl. beehrt werden, sondern trotz unserer wenigen Nachrichten läßt sich ihr Verdienst doch noch schärfer bestimmen. So ist auch Ibykos als schöpferischer Geist auszuzeichnen und unter die zu stellen, welche die hellenische Lyrik bedeutend gefördert haben, indem er bisher getrennt dastehende Elemente und Formen in eine zu vereinigen verstand. Für die Behandlung der Lyrik ist nämlich nichts wichtiger, nichts aber auch mehr vernachlässigt, als die einzelnen Erscheinungen mit einander in Verbindung zu bringen: dann sieht man, wie der Fortschritt der hellenischen Lyrik darin sich zeigt, daß die Elemente, aus welchen die poetischen Erzeugnisse bestehen, immer verschiedener werden, sie aber trotz dem die Dichter zu einem vollendeten Ganzen zu verbinden wissen: man sieht ferner, daß der Fortschritt hellenisch dadurch blieb, daß Dichter zu rechter Zeit erstanden, die Neuerungen, welche von echt hellenischem Character hätten abführen können, auf die alten Gesänge und Weisen anwandten, diese von Neuem in Erinnerung brachten, so daß stets das Alte auf das Neue wieder wirkte. Wie sich hiernach der Character des Ibykos bestimmt, darnach sind denn die Ueberbleibsel seiner Gedichte zu bearbeiten: daß über

fie. das Urtheil jetzt leicht, ist wiederum Herrn Schn. zu danken, der in dem zweiten Theile seines Buches, S. 83 f. die Fragmente fast vollständig zusammen gestellt und mit einem sehr gelehrten, so wohl kritischen als exegetischen Apparate ausgestattet hat. An ihnen hier beyspielsweise das zu zeigen, was eben in allgemeinen Umrissen angedeutet, war des Ref. Vorsatz: indem er aber seinen Gedanken die gehörige Form zu geben bemüht ist, sieht er, daß dieß ohne eine Weitläufigkeit, die diesen Blättern unangemessen, nicht geschehen kann: zugleich sieht er ein, daß die Ausgabe des Ibykos einer Kritik zu unterwerfen, jetzt nicht mehr an der Zeit ist, da Herr Schn. in der seinem Streben das schönste Zeugniß gebenden Vorrede zum Simonides mit Recht verlangt, daß man nach diesem Werke urtheilen solle: um aber nicht den Schein grundlosen Widerspruchs auf sich zu laden, wird Ref. binnen kurzer Zeit Herrn Schn. und dem gelehrten Publicum die Gründe vorlegen, durch die er bewogen worden, anders über Ibykos zu urtheilen, als bisher geschehen.

E. v. L.

### M a r b u r g.

Bey Garthe, 1836: *The West Indian, a comedy in five acts* by Rich. Cumberland. Accentuirt und mit grammatischen und erläuternden Anmerkungen herausgegeben von K. F. C. Wagner. XVIII und 181 S.

Cumberland, geb. 1732, gest. 1811, der letzte der Sterngruppe aus welcher der mächtig wirkende Geist Johnson's hervorleuchtete,

durch Gemüth und Geisteswerke eng verknüpft mit den würdevollen Namen eines Goldsmith, Burke, Percy und Reynolds, hat in seinem langen, nicht ganz wolkenlosen Leben, nicht nur für die Bühne 38 Stücke gedichtet, sondern auch 23 dichterische fugitive pièces, 3 prose publications, 6 miscell., 2 Epics und 3 Novels geschrieben. Unter den erstern stehen, wie W. Scott in seinen Lives of the Novelists sagt, the Brothers, the West-Indian, the Wheel of Fortune, und First Love, mit Auszeichnung gekrönt in der Reihe der lebenden Bühnensstücke; seine drey Trauerspiele, in Hinsicht auf hohe Schönheit der Sprache bemerkenswerth, sind jedoch von Seiten der Characterzeichnung mangelhaft; aus seinen andern Leistungen sind besonders herauszuheben: The Connoisseur, The Observer; 1825 in einer neuen Ausgabe erschienen, der Roman Arundel und seine Memoirs, eines seiner angenehmsten Werke, ein treffendes Gemählde seiner Talente und seines Characters, und mancher Bühnenzierden seiner Zeit.

Herr Prof. Wagner, unermüdet thätig treffliche Hülfsmittel zum Studium der Englischen Sprache seiner weit verbreiteten Sprachlehre folgen zu lassen, hat sich daher durch die Herausgabe des West-Indian, mit reichhaltigen belehrenden Noten geziert, neue Ansprüche auf den Dank der zahlreichen Deutschen, welche die Englische Sprache studieren, erworben; die Bearbeitung ist der der School for scandal gleich, und wie bey diesem Stücke, zeugt auch hier die getroffene Wahl von dem Geschmacke des Herrn Herausgebers: es ist ein classisches Lustspiel, der Dialog geistreich und

zierlich, die Charactere gut entworfen, mit kühn gezeichneten, aber nicht außer dem Kreiße der Wahrscheinlichkeit liegenden Zügen, die Intriguen regelmäßig geführt und glücklich gelöst; dieß ist die Ansicht W. Scott's in den erwähnten Lives, und Scott, wie Cunningham in seiner Brit. Lit. richtig beurtheilt, erreicht, in der Würdigung des Genies und des Characters Englischer Schriftsteller, Johnson und Southey.

Die erste deutsche Uebersetzung des Westindiers erschien 1775, eine zweyte, von Kogebue, 1815, so wie eine dritte, von Reinbeck, 1822.

Noch bemerken wir, daß Herr Prof. W. in der Vorrede auf einen früher ausgesprochenen Wunsch zurückkommt, nämlich, daß unserer herrlichen Muttersprache und den neueren Sprachen, dann zunächst der Englischen, ein öffentlicheres, allgemeineres Schulleben gegönnt würde. Wir wünschen mit ihm die Verwirklichung dieser Idee, und erkennen wir auch einerseits die Schwierigkeiten, so loben wir andernseits diese Anregung recht warm; denn mit uns werden viele von der Wahrheit des W. Hugoschen Ausspruches durchdrungen seyn:

Qu'une idée, au besoin des temps, un jour  
éclose,

Elle grandit, va, court, se mêle à toute  
chose,

Se fait homme, — saisit les coeurs, creuse  
un sillon.

Mfrb.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

17. Stück.

Den 1. Februar 1836.

---

## G r ü n d u n g e n .

Bey W. van Boeckeren: Histoire de la civilisation morale et religieuse des Grecs, par P. van Limburg Brouwer, professeur d'Histoire et de Littérature ancienne, Membre correspondant de la 2e et 3e classe de l'Institut Royal des Pays-Bas, etc. Première partie, contenant les siècles héroïques. Tome premier. 1833. 367. Tome second. 1834. 588 Seiten in gr. 8.

Bisher hat der Verf. dieses Werks sich nur in seiner Muttersprache dem gelehrten Publicum mitgetheilt, und als Holländischer Schriftsteller besonders die Studien der Hellenischen Tragiker und des Pindar zu fördern gesucht. In vier verschiedenen Abhandlungen sind von ihm bereits die ethischen Schönheiten jener Dichter nach neuen Gesichtspuncten entwickelt worden (Proeve over de zedelijke schoonheid der Poëzij van Pindarus etc. etc.); und seine Aegyptischen Forschungen (Iets over de nasporingen van Cham-



pollion den jongere, ten opzigte van de Egyptische Godenleer) schließen sich den neuesten Entdeckungen auf diesem höchst unsichern Felde des entferntesten Alterthums zeitgemäß an. Dem Zwecke des vorliegenden Werkes am nächsten verwandt ist aber die im Jahre 1828 zu Amsterdam erschienene Schrift des Verfassers: Gedachten over het verband tusschen de godsdienstige en zedelijke beschaving der Egyptenaren. Hier wurde schon ein Versuch gemacht, aus dem Einflusse der Religion und besonders aus dem Glauben an ein Leben nach dem Tode die Eigenthümlichkeiten der Aegyptischen Sitten und Gebräuche zu erklären. Wenn die Hülfsmittel zu einer solchen Untersuchung nur sehr ungenügend und dürftig waren, und im Einzelnen oft kaum zu einem bestimmten Resultate führten, so fließen dagegen die Quellen für die Betrachtung des Hellenischen Lebens von demselben Gesichtspuncte aus so überreichlich, daß eine treffende Wahl und ein zweckmäßiger Gebrauch davon in größere Verlegenheit setzt, als die Furcht keine genügende Antwort auf die zu erörternden Fragen darin zu finden.

Von der ethischen Seite also will uns der Verf. die Hellenische Bildung darstellen. Er beginnt deshalb mit einer geographischen Uebersicht von Hellas, und bezeichnet sodann die vorzüglichsten Ereignisse, welche schon in frühen Zeiten das Schicksal der ganzen Nation wie der einzelnen Zweige derselben bestimmt haben, um daraus den Einfluß erklären zu können, den das Klima und die physische Beschaffenheit des Landes so wohl als auch die politischen Umwälzungen und der Verkehr mit andern Nationen auf den Character, auf die Entwicklung der ethischen Ideen und auf die Sitten der Hellenen gehabt haben.

Auch das Beyspiel derjenigen Männer, welche theils durch ihre schriftstellerische Thätigkeit, theils durch ihre bürgerlichen und staatlichen Einrichtungen auf die Bildung ihres Vaterlandes heilsam eingewirkt haben, wird in den Kreis der Forschung hineingezogen. Dann werden auch die Ansichten der Hellenen über das Wesen und die Eigenschaften ihrer Gottheiten, und über das Verhältniß der Gottheiten zu den Menschen und der sittlichen Weltordnung geprüft und erläutert. Ferner will der Verf. eine Entwicklung der Meinungen geben, welche in Hellas über die Pflichten des Menschen gegen die Gottheiten, über die Art ihrer Verehrung, und die Erforschung ihres Willens durch Orakel im Umlauf waren. Aus der Zusammenstellung dieser Punkte soll dann das Verhältniß der Religion und der Sitten hervorgehen, und die Geschichte soll die Bestätigung des Resultats aller dieser vielverzweigten Untersuchungen liefern. Um aber den Gang der sittlichen Bildung unter den Hellenen genau nachzuweisen, und besonders um die Hellenischen Einrichtungen auf ihren Ursprung zurückzuführen, glaubte der Verf. in vorliegenden beiden Bänden zuerst das heroische Zeitalter darstellen zu müssen, um seine Leser in der Folge mit dem ewig merkwürdigen Schauspiele der Hellenischen Republiken überraschen zu können.

Nach den allgemeinen Vorerinnerungen über die Wohnsitz der Hellenen mit Einschluß der zahlreichen Inseln, Klein-Asiens, Unter-Italiens, und der sonstigen Colonien, stellt der Vf. einige Betrachtungen über den Gebrauch an, welchen der Geschichtschreiber von den mythischen Ueberlieferungen aus dem heroischen Zeitalter machen kann. Mit vollem Rechte betrachtet er namentlich die Homerischen Gedichte als historische Quelle,

und erklärt sich eben so bestimmt gegen die Euhemeristischen als gegen die allegorischen Auslegungen der vorgeschichtlichen Traditionen über Helden und Heldenthaten, in denen er zwar den Schmuck einer sich oft in der Darstellung des Wunderbaren gefallenden Poesie, aber keinesweges die Leere einer bloßen Erdichtung erkennen will. Die verschiedenen Ansichten von dem, was Homer seinen Schilderungen als Dichter beygefügt haben soll, werden freylich bey derselben Grundansicht noch manche bedeutende Modification dieses historischen Elements erzeugen; aber die Hauptsache ist hier, den Homer als historische Quelle anzuerkennen, was auch jetzt wohl schwerlich noch Jemand bezweifeln wird. Etwas mehr Vorsicht erfordert die Benutzung der von spätern Schriftstellern überlieferten Mythen über das heroische Zeitalter, die zum Theil eben so alt wo nicht älter seyn können, als die Homerische Epik, zum Theil aber auch die deutlichsten Spuren späterer Erdichtung an sich tragen. Ist bereits bey der Unterscheidung beider Gattungen der Scharfsinn der Gelehrten auf sehr bedenkliche Proben gestellt worden. Doch hilft ein in den Geist des Alterthums tief eingeweihter feinführender Sinn sich in diesen und ähnlichen Forschungen am besten durch.

Was nun zuerst die Sagen über die ältesten Bewohner Griechenlands anlangt, so zählt der Verf. die Pelasger zu den einheimischen Stämmen, und das mit demselben Rechte, mit dem man die ursprünglich sehr kleinen, aber nachher sehr bedeutenden, Völkerschaften der Achäer und Hellenen dazu rechnet. Pelasgos erscheint als Stammvater der Pelasger in die mythischen Genealogien der uralten Königsgeschlechter von Hellas eben so innig verwebt, als Achäos und Hel-

len; und seine Sagengeschichte war einst eben so reich als die anderer Stammhelden. Nicht als Einwanderer schildert ihn die Sage, wie den Kekrops, Danaos und Kadmos (wiewohl sein Name späterhin in die Genealogien fremder Herrscher eingeführt ist), sondern als Autochthonen, der in Arkadien einst mächtig war, oder in Thesalien. Hier bildeten die Pelasger einst ein großes Reich, und gaben beiden Ländern, ja selbst dem ganzen Peloponnes den Namen Pelasgia. Zerstückt ist dieses Reich durch die wachsende Macht der Achäer und Hellenen, die unter den Atriden- und Peliden-Geschlechtern den höchsten Gipfel ihres Ruhmes erreichten, und so durch die epische Poesie verherrlicht worden sind, während die überwundenen Pelasgischen Helden, welche der Glanz der siegreichen Herrscher völlig verdunkelt und die Achäische Epik nachher nicht einmal namhaft angeführt hat, mit ihren Schaaren in Kleinasien, auf den Hellenischen Inseln und in Italien zerstreut wohnten, und sich keinen geringen Einfluß auf die Gründung neuer Reiche erwarben. Homer kennt schon Pelasger in Asien unter den Hülfsvölkern der Troer und auf Kreta. Die einzigen Helden dieser Asiatischen Pelasger, welche die Ilias nennt, sind Hypothoos und Pylaios, Söhne des Teutamiden Eethos aus dem Asiatischen Larissa (wie denn alle Städte dieses Namens von Pelasgern gegründet worden sind), von denen der erstere mit seinem Kampfgenossen Phorkys durch Ajax vor Troja fiel. Aber derselbe Homer kennt auch das Pelasgische Argos und den Pelasgischen Zeus zu Dodona, den Achilleus anruft, und dessen Orakel stets als ein unvergeßliches Denkmal der durch die Argeier und Hellenen gestürzten Pelasgischen Macht fort dauerte, indem es an eine Zeit erinnerte, die sich durch dunkle Sagen kaum im Andenken der Menschen

erhalten hatte, und keineswegs in dem hellen Glanze vor uns tritt, worin wir das Achäische Heldenalter erblicken — eben deswegen; weil keine nationale Epik sie verherrlicht hat.

Vixere fortes ante Agamemnona

Multi; sed omnes illacrimabiles

Urgentur ignotique longa

Nocte, carent quia vate sacro.

Durch die Obermacht der Hellenen und Achäer aus Thessalien und dem Peloponese verdrängt (jedoch so, daß einige Nester von ihnen in Griechenland zurück blieben, welche in der historischen Zeit für barbarisch galten, weil sie mit der neuern Cultur nicht fortgeschritten waren), hatten die Pelasger neue Wohnsitze suchen müssen; kein Wunder also, daß ihre Nachkommen in Asien sich feindselig gegen die Unterdrücker ihrer Väter mit den Troern verbündeten. Freylich traf die Achäer späterhin dasselbe Schicksal der gezwungenen Auswanderung, als sie, durch die Dorier aus dem Peloponese verjagt, sich in eben dem Lande ansiedelten, wo ihre Vorfahren die Feinde besiegt, und wohin sich die Pelasger vor denselben hatten flüchten müssen. Denn daß umgekehrt Asien der Ursitz dieses Volkes gewesen, von wo sie sich über Griechenland verbreitet hätten, darüber ist auch nicht die geringste Spur einer Andeutung im Alterthume vorhanden. Die Pelasger gehören zu den ältesten Autochthonen Griechenlands, die als solche sich in den Gebirgswäldern Arkadiens und Thessaliens von der Jagd nährten; denn der alte Dichter Asios sang schon in Bezug auf Arkadien (Paus. 8, 1, 2):

Ἀντίθεον δὲ Πελάσγων ἐν ὑψικόμοισιν ὄρεσσι

Ταῖα μέλαιν' ἀνέδωκεν, ἵνα θνήτων γένος εἴη.

Also dürfen wir dieses Volk nicht vorzugsweise für Ackerbauer halten. Zur Betreibung der friedlichsten aller Künste des gesellschaftlichen Lebens

hatten die Verlägger der Sage zufolge einen zu unruhigen Character. Wenn man ihnen dennoch die Stiftung der Mysterien der Demeter beylegt, so hat diese höchst unsichere Ueberlieferung einen ganz andern Grund, und wird durch eine besser verbürgte Nachricht bedeutend überwogen, nach welcher Thraker es waren, von denen die Künste des Friedens und die schönere Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse durch den Cultus der Musen, der Chariten, und des Dionysos unter den Hellenen zuerst gefördert worden sind. Keine Culturgeschichte des ältesten Hellas darf diese mythischen Thraker übergehen, besonders wenn sie die ersten Keime der sittlichen Bildung aus den ursprünglichen Elementen der Nation entwickeln will; denn gerade unter den Thrakern sind diese ersten Keime zu suchen. Statt uns also die Beleger, Kaukonen, u. a. zu schildern, hätte der Vf. die Sagen und historischen Bruchstücke über den Thrakischen Volksstamm in Hellas auf das sorgfältigste sammeln sollen.

Die mythischen Thraker gehören zu den Urbewohnern von Hellas. In ihrer Mitte veredelte sich der Cultus des Dionysos in Verbindung mit dem der Musen und der Demeter. Zu Dionysos verhalten sie sich etwa, wie die Hyperboeer zum Apollo. Ihre ältesten Wohnsitze scheinen sich von den Küsten Böotiens und Thessaliens an rings um das Aegäische Meer bis nach Troas erstreckt zu haben, wo der Wein im Allgemeinen trefflich gedieh und wo der Cultus des Thrakischen Nationalgottes sich gewiß zuerst entfaltet hat. Das heilige Nysa und den heiligen Berg Nysion, wovon der Gott unstreitig seinen Namen erhalten hat, nennt schon Homer als den Sitz des Dionysos-Cultus, welchen Eurygos zu zerstören suchte, und dafür bestraft wurde, wie nachher Pentheus in Theben für das

selbe Verbrechen. Die Stadt Nysa aber setzt Homer in Böotien, welches auch nicht-homerische Mythen als das älteste Local der Bacchischen Religion bezeichnen. Als nun späterhin die Thraker aus Böotien und den benachbarten Gegenden verdrängt worden waren, verschwand auch allmählich der Name Nysa und Nyseion aus diesem Lande; jedoch wohin auch nur der weit verbreitete Dionysos-Cultus gelangte, fand sich ein neues Nysa wieder, welches man nachher eben so zu identificieren suchte, wie die vielfachen Pelasgischen Parissen. Zerstört aber ist die frühe Cultur dieses altthracischen Geschlechts durch den Eindrang barbarischer Horden aus dem unbekanntem Norden in die fruchtbaren Küstenländer, jedoch so, daß sich einige Reste davon in die historische Zeit hinüber retteten, und noch lange unter den doppelredenden Bewohnern der Südküste von Thrake, den Brigern im Makedonischen Gebirge mit den Wein-Gärten des Midas, und den nichtillyrischen Küsten-Makedonen selbst fortblüheten, um von der vorhistorischen Macht und Bedeutsamkeit dieses Volkstammes zu zeugen. Je mächtiger aber die barbarischen Thraker des Nordens in den historischen Zeiten zu werden anfangen, und je mehr sich das Andenken der Hellenischen Thraker am Helikon, Parnas, Olymp und in Pierien unter den Hellenen verlor, desto weiter versetzte man die alten Sagen von der echt-hellenischen Gesangbildung und Weisheit eines Orpheus, Thamyris, Eumolpos u. a. sammt den ausländischen Wundergeschichten eines Ubaris, Zamolxis in den barbarischen Norden, wo zu Homers Zeiten noch nicht die geringste Spur von Cultur vorhanden war, oder suchte sie auch zum Theil am Strymon oder bey den Pieres am Pangäos.

(Die Fortsetzung im nächsten Stück.)

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e   A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

18. 19. Stück.

Den 4. Februar 1836.

---

## G r ü n d u n g e n .

Fortsetzung der Anzeige: Histoire de la civilisation morale et religieuse des Grecs, par P. van Limburg Brouwer, etc.

Das ursprüngliche Nysa sollte nun zuerst am Strymon gewesen seyn, was man um so eher glaubte, da das Böotische Nysa lange verschwunden war. Aber diese Verlegung des Locals beruht auf einem ähnlichen Irrthume, als die Annahme, daß die Aeolische Colonie unter Penthielos erst bis Thrake gewandert sey, ehe sie sich für Lesbos einschiffte. Wie hier mit Thrake nur das Böotische Nulis, wo die mythischen Thraker einst wohnten, gemeint seyn kann, so ist auch das älteste Thrakische Nysa in den Bacchischen Mythen nichts anderes als das Homerische Nysa in Böotien, wo sich eben so unverkennbare Spuren Thrakischer Wohnsitze zeigten, als am Parnass in Phokis. Strabo (9, 423 D. = 648 B) setzt nahe bey Lebadeia ein Phokisches Städtchen Trachin, gleichnamig mit dem Delaischen Trachis



oder Thrakis, welches unfern den Thermopylen am Maleiischen Meerbusen auf der Thessalischen Grenze lag (Herod. 7, 199. Scyl. peripl. p. 24 ed. Huds., Strab. 8, 334 D = 516 A. Paus. 10, 22, 8) und ehemals zu Achilleus' Phthiotischem Gebiete gehörte (Il. 2, 682. Strab. 9, 433 C = 662 A.). Herakles soll es nach spätern Berichten gegründet haben; daher heißt es auch das Herkulische bey Ovid. Hesiod läßt daselbst die Sage vom König Keryx und Alkyone spielen. Wie Thrake, so hat auch Trachis oder Thrakis seinen Namen von der Lage an rauhen Gebirgs-Abhängen (Eust. ad Il. p. 320, 20. Steph. Byz. v.); und nach ihm ist der ganze Landstrich benannt worden, so daß selbst Phthiotis auch Trachinia hieß (Soph. Phil. 491). Von dem Detaischen Thrakis sah Pausanias (10, 22, 1) noch die Ruinen. Unfern von ihm hatten die Lakonen ein Herakleia gegründet (Thucyd. 3, 92. Str. 9, 428 B. C = 655 D. 656 A. Scym. Ch. 598 ed. Huds. Hesych. v. Τραχίς.), genannt das Trachinische. Nun zählt Pausanias (10, 3, 2) ein Phokisches Thrakis nebst Medeon, Echedameia, Ambrysos, Ledon, Phlygonion und Stiris zu den früher unbedeutenden Städten, die im Phokischen Kriege zerstört wurden. Mag nun hiermit die Nachbarstadt von Lebadeia, oder das weiter nach Norden hin gelegene Trachis gemeint seyn, so müssen wir auf alle Fälle mit Strabo annehmen, daß beide Städtchen denselben Namen führten, und daß dieser Name sicherlich von der Lage der Orte entlehnt ist. Zweifelhaft ist Trachinion in Aetolien (Strab. 10, 450 D = 691 B.).

Für den Thrakischen Ursprung der Phokischen Stadt Thrakis findet sich zwar kein positives Zeugniß; aber um so sicherer sind die Belege für

die Annahme einer früheren Thrakischen Bevölkerung in andern Theilen von Phokis. Erstens wohnten in Abá einst Thraker, wie Aristoteles behauptet (bey Eust. ad Il. 2, 543, 30. Strab. 10, 445 = 682 B.). Die Homerischen Abanten kommen von Subda, stammen aber vielleicht ursprünglich aus Phokis. Ihr kriegerisches Aeußere schildert Homer wie das der Hellepontischen Thraker. In der Folge wurde Abá von Doriern besetzt, welche dort den reichen und berühmten Tempel des Apollo gründeten. Ferner war Daulis ehemals im Besitze von Thrakern, und hieß selbst Thrake — ein Name, welcher in den Local-Mythen von Daulis auch wieder zu manchem Irrthume Veranlassung gegeben hat. Schon zu Thukydides' Zeiten war diese uralte Benennung dem Gedächtnisse der Hellenen so sehr entschwunden, daß der Geschichtschreiber sich augenscheinlich Mühe gibt, seine Zeitgenossen vor der Annahme einer Verwandtschaft des Thrakischen Königs Tereus, der über die Odryser herrschte, und sein großes Reich seinem Sohne Sitalkes hinterließ, mit Tereus, dem Gemahle der Prokne, den die Sage ebenfalls einen Thraker nennt, zu warnen. »Tereus (sagt er 2, 29), welcher Prokne, die Tochter des Attischen Königs Pandion zur Gemahlin erhielt, hat mit jenem Tereus nichts zu schaffen. Beide sind nicht einmal aus demselben Thrake. Tereus herrschte in Daulia, im Lande, das jetzt Phokis heißt, damals aber von den Thrakern bewohnt war; und die That an dem Stys ist von den Frauen in diesem Lande verübt. (Nach Apollodor 3, 14, 8. geschieht die Verwandlung in Daulis; Tereus, der Sohn des Ares kömmt jedoch aus Thrake, man weiß nicht welchem. Ovid 6, 490 nennt aber Tereus einen Odryser; auch Eustath. ad Od. p. 1875, 4 denkt

an das Land im Norden). Viele Dichter nennen, wenn sie die Nachtigall erwähnen, diese den Daulischen Vogel. Es ist auch wahrscheinlicher, daß Pandion die Verheirathung seiner Tochter der wechselseitigen Hülfsleistung wegen eher in seiner Nachbarschaft gesucht, als daß er dieselbe viele Tagereisen von sich weg in dem Lande der Dryser vollzogen haben sollte.« Diese wohl erwogene Bestimmung des Locals, wo der Thrakische Tereus herrschte, und wo der Mythos der Nachtigall und der Thrakischen Schwalbe (Aristoph. R. 638) spielt, ist nachher von den kritischen Schriftstellern mit Beyfall aufgenommen worden (Strab. 9. 423 C = 648 A. 7, 321 B = 494 C.). Pausanias erwähnt des Tereus' Grab, wobey er demerkt (1, 41, 8): »Tereus herrschte, wie die Megarer sagen, in der Gegend von Megaris, die man Pegã nennt; wie es mir aber scheint (und hierfür gibt es Beweise), regierte er über Daulis oberhalb Chäroneia; denn einen großen Theil des jetzigen Hellas bewohnten einst Nichthellenen. Als nun Tereus an der Philomele, und die Weiber an dem Ityß die That verübt hatten, konnte Tereus die letzteren nicht erhaschen, und entleibte sich darauf selbst unter den Megarern u. s. w.« (Hienach sind die Stellen 10, 4, 8. 1, 5, 4. und 9, 16, 4 zu verstehen.) »Wie nun Tereus und die Daulischen Thraker einerseits als Verbündete des Attischen Königshauses erscheinen, und dem Pandion gegen den Thebanischen Fürsten Labdakos beystehen, wofür Tereus die Prokne zur Frau erhält, so werden sie auf der andern Seite in der Attischen Sagen-Geschichte auch als Feinde der Athener geschildert. Tereus tödtet sogar den Erechtheus, und nach Ovid (6, 682) schadete dem Boreas bey seiner Bewerbung um die Ori-

thya im Hause des Erechtheus die Sage von Tereus, der an Pandion's Töchtern gefrevelt, und die Thraker. Ja Cumolpos und die Thraker besetzen sogar Attika (Str. 7, 321 B = 494 C.), und entweder derselbe Thrafische Fürst, oder dessen Sohn Immarados (Paus. 1, 5, 2. u. 1, 27, 4) kämpfte, mit den Eleusiniern verbündet, wider den Attischen König Erechtheus (Thucyd. 2, 15. Eurip. Erech. fr. 17, 48 p. 167 Matth.). Dieß ist die Thrafische Urzeit, die als eine berühmte Epoche der Hellenischen Geschichte bezeichnet wird, auf die sich die alten Historiker, z. B. Metrodoros (bey Jambl. vit. Pyth. 34 p. 476 Kiessl.) u. a. oft beziehen. Der Kerkyräer Agallias, ein Freund des Aristophanes (Arsen. viol. p. 92 Walz), scheint diesen Krieg ausführlich erzählt zu haben. Er macht Cumolpos nebst Poseidon zu Mitkämpfern der Eleusiner; und Ares und Pallas stehen den Athenern bey. Diese mythische Ansicht, welche wahrscheinlich aus epischen oder dramatischen Dichtern stammt (auch bey Hygin. 46. B. Clarke's connexion of the Rom. Sax. and Engl. coins p. 66. E. D. Clarke's Travels 2, 2 p. 778.), ist von Andern mehr historisirt worden. So berichtet Eustathios (ad Il. 18, 491 p. 1156, 52) aus diesen Quellen, daß den Eleusiniern zwey Heere zu Hülfe gekommen wären, das des Phorbas aus Akarnanien, und das des Cumolpos, Sohns des Poseidon, aus Thrake, d. h. aus Thessalien oder Böotien. Doch zählt Aesodoros (ap. Schol. Soph. Oed. Col. 1051) diese Thraker unter Cumolpos neben den Autochthonen zu den ältesten Bewohnern von Eleusis, von denen die Mysterien gestiftet, und aus deren Geschlechte die berühmten Dichter der Hellenen, z. B. Musaios, hervorgegangen wären. Damals soll auch Dr

pheus gelebt haben (Mar. Par. p. 22 Chandl.); — eine Angabe, welche mit der Zeit und der sonstigen Sagen-Geschichte der Thraker in Helas besser übereinstimmt, als die angebliche Blüthe des Dryheus unter Akrisios von Argos und Kekrops II. von Athen (nach den Zeugnissen der alten Historiker bey Clem. Alex. Strom. 1, 321 C. 323 B. Sylb.) d. h. zur Zeit der Ankunft des Pelops aus Phrygien, und des Ion zu Athen, als Perseus und Dionysos ihre Thaten vollbrachten; oder 27 Jahre nach Phemonoë, die dem Akrisios zuerst Orakel ertheilte; oder zur Zeit des Herakles (Tzetz. Chil. 12, 145. Diod. ap. Tz. exeg. ad II. p. 14, 12 ed. Herm. Euseb. pr. ev. 10, 4); oder lange nach Herakles (Tz. exeg. ad II. p. 22, 20. 23, 17. 24, 19. 25, 6) zur Zeit des Trojanischen Krieges, oder noch etwas später (Orph. Lith. 91. 360). Als nun aber Erechtheus und Immarados, Sohn des Eumolpos, im gegenseitigen Kampfe gefallen waren, oder als Erechtheus den Immarados (Paus. 1, 27, 4. u. 1, 5, 2), oder den Eumolpos (Apolod. 3, 15, 4) nach Erfüllung des Orakels, das ihm, um über die Thraker siegen zu können, das Opfer seiner Tochter befahl (Lycurg. adv. Leocr. 4, 2. 201 Bek. Plut. Parall. 310 D. 7, 334 R.), getödtet hatte, wurde Frieden gemacht. Die Eleusinier erkannten Athens Oberherrschaft an, feyerten aber die Mysterien für sich, zu deren Vorsteher ein zweyter Thraeker Eumolpos und die Töchter des Keleos ernannt wurden (Paus. 1, 38, 3. u. 2, 14, 2). Mit diesem Eleusinischen Kriege wird auch Ion in Verbindung gebracht, welcher damals Polemarchos von Athen gewesen seyn soll (Paus. 1, 31, 3. u. 7, 1, 5), und durch die denkwürdige Besiegung der Eumolpischen Thraker erst König wurde (Str. 8. 383 C = 588 C.).

Ja noch zur Zeit des letzten Attischen Königs Kodros führten diese Eleusinischen Thraker mit Athen Krieg, während welches ihnen das Orakel Sieg versprach, im Falle sie des Kodros schonen. Dieser aber warf sich, um die Verheißung des Orakels zu vereiteln, in schlechter Kleidung und mit einer Sichel bewaffnet unter die Feinde, und nachdem er einen Mann ermordet, fiel er selbst unter dem Hiebe eines andern. Und so siegten die Athener (Socrates ap. Plut. Parall. 310 A. 7, 232 R).

Ferner finden wir die Thraker kurz vor der Rückkehr der Aeolischen Bötier aus dem Thessalischen Arne: im Kampfe mit dem Minyischen Orchomenos, dessen Einwohner vor ihnen nach Athen zum König Munychos, dem Sohne des Pentakles, flüchteten. Munychos räumte ihnen den alten Hafen von Athen ein, den sie dem Könige zu Ehren Munychia nannten, wie Helanikos berichtet (p. 59 ed. II. Sturz. Phot. Harpocr. v.). In dieselbe unruhige Zeit fallen gewiß auch die Fehden der Thraker mit den Thebanern (Paus. 9, 16, 6), die lange mit wechselndem Kriegsglück geführt wurden, in denen aber die Thebaner endlich siegten, und selbst noch in späten Zeiten das Andenken dieses Sieges feyerten. — Thraker gründeten oder bewohnten endlich auch noch das Bötische Anthedon, eine am Euböischen Meere gelegene Seestadt; doch es ist ungewiß in welcher Periode (Eust. ad Il. 2, 508 p. 271, 14. Steph. Byz. v. Tz. ad Lyc. 754 p. 769). Seit undenklichen Zeiten waren sie im Besitze Bötiens gewesen (Str. 9, 401 A = 629 A), wurden aber von den Aeoliern daraus wieder vertrieben, und zwar damals als diese das Minyische Orchomenos erobert hatten. Selbst manche Einzelheit dieser letzten Fehde

wurde von den ältern Hellenischen Historikern, wie von Ephoros (p. 130 ed. Marx), Herakleides des Pontikos (Arsen. viol. p. 340. Apostol. 12, 35), u. a. ausführlich erzählt, und als Veranlassung zu verschiedenen Böotischen Sprichwörtern betrachtet.

Alle diese Nachrichten deuten bestimmt hin auf das Sinken der Thrakischen Macht in den Gegenden von Phokis, Attica und Böotien. Und wir finden in der That nach der durch die Dorer veranlaßten Völkerwanderung von diesem merkwürdigen Volke keine weitere Spur im alten Hellas. Es werden zwar bey Diodor (16, 24) noch zur Zeit des heiligen oder Phokischen Krieges sogenannte Thrakiden unter den Bewohnern von Delphoi erwähnt, die Philomelos niederhauen ließ. Allein dieß Zeugniß steht einzig da, und wird von keinem Schriftsteller, welcher die Bevölkerung von Delphoi ausführlich beschrieben hat (wie Paus. 3, 10, 4), bestätigt. Besseling hält sie argwöhnisch für Therapen oder Tempeldiener des Delphischen Gottes. Thraker sind schwerlich damit gemeint. Hätten Thraker in Delphoi gewohnt, so hätten wir sicherlich Kunde davon. Außerdem ist es auch unerhört, daß die Nachkommen eines ganzen Volkstammes patronymisch Thrakiden genannt worden wären.

Die Büge der mythischen Thraker östlich von Hellas nach den benachbarten Inseln können wir theils durch bestimmte Zeugnisse, theils durch Angabe Thrakischer Institute und Cultus-Gebrauche nachweisen. Die Abanten auf Cubda leiteten ihren Ursprung und Namen von der Phokischen Stadt Abâ ab, und waren folglich Thraker. Schon die Stadt Nysa auf Cubda ist ein hinlänglicher Beweis der Anwesenheit dieses Volkes auf dieser Insel. Das gleichfalls von Thra-

fern gegründete und bewohnte, oder auf alle Fälle Thracisch genannte Anthedon, welches Di-  
 karch am besten schildert, zeigt uns dieses Volk  
 auch als Seefahrer, die den Hafenort in einer  
 blühenden Landschaft, worauf selbst der Name  
 hindeutet, gut zu wählen wußten. Hier soll einst  
 Anthas, Sohn des Poseidon und der Al-  
 kyone, Tochter des Atlas, geherrscht haben  
 (Paus. 9, 22, 5); — offenbare Andeutungen auf  
 Schiffahrt, die auch noch durch Munychia, wo  
 auch Thraker wohnten, und dadurch bestätigt wird,  
 daß Poseidon Mitkämpfer der Thraker und Eu-  
 molpos ein Sohn des Poseidon heißt. Auch die  
 Aloiden, Otos und Sphialtes, die himmelsstür-  
 menden Riesen, deren Gräber zu Anthedon ne-  
 ben dem Dionysos-Tempel und dem Dionysos-  
 Bilde vor der Stadt gezeigt wurden, sind nach  
 Homer Kinder des Poseidon. Ihr Mythos ist  
 uralt, und spielt wohl ursprünglich in Thessa-  
 lien, wo sie aus Meer Festland und aus Land  
 Meer geschaffen haben sollen. Nachdem sie hier  
 die Thraker geschlagen hatten, erbauten sie die  
 Stadt Aloion oder die Tennenstadt, von ihrer  
 Fruchtbarkeit so genannt. In dieser Sage er-  
 scheinen die Aloiden selbst als Feinde der Thra-  
 ker. Während der Feyer des Dionysos-Festes in  
 Thessalien rauben die vertriebenen Thraker als  
 Bewohner von Naros (damals Strongyle ge-  
 nannt) dem Aloeus sogar seine Gemahlin und  
 Tochter, Sphimedeia und Pangkratis. Bey ih-  
 rer Rückkehr nach Strongyle, dem Hauptsitze des  
 Dionysos-Cultus, machen sie Agassamenos zu  
 ihrem Könige und die Pangkratis zur Königin.  
 Der neue König wählt sich nun einen Mitregen-  
 ten, und vermählt ihm die Sphimedeia. Darauf  
 erscheinen Otos und Sphialtes, von ihrem Vater  
 Aloeus aus Thessalien abgesandt, auf Strongyle,



um den Raub ihrer Mutter und Schwester zu rächen. Sie bestiegen die neuen Herrscher und werden von den überwundenen Thrafern selbst zu Königen von Strongyle (damals Dia genannt) ausgerufen. Nach ihrem Tode verehrte Dia sie als Heroen. Die Thrafer wohnen nun noch über 200 Jahre auf Dia, und als endlich eine Pest sie sämmtlich vertilgt, bemächtigen sich Karer der Insel, und nennen diese nach ihrem Könige Naros (Diod. 5, 50. u. 51.). Auch Pindar läßt die Aloidien auf Naros sterben; doch Homer läßt das Local des Mythos unbestimmt.

Obgleich nun Diodor offenbar darin Unrecht hat, daß er die Thraferische Bevölkerung von Naros zu hoch in die mythische Vorzeit hinauf rückt, und einen einfachen Mythos, der vielleicht nur die Verpflanzung des Dionysos-Cultus durch die Thrafer von Thessalien nach Naros andeuten wollte, zu sehr historisirt und entstellt, so ist doch offenbar sein Bericht (auch Steph. Byz. v.) über die Aloidien, als ursprünglichen Feinden der Thrafer, die sich erst im Laufe der Zeit mit ihnen befreunden, wahr und aus guten Quellen geflossen. Als Thraferische Heroen von Geburt, und als Führer von Thraferischen Colonien erscheinen die Aloidien in keiner Erzählung. Auch Pausanias (9, 29, 3) unterscheidet sie bestimmt von den Thrafern, indem er durch sie den Musen zuerst opfern, den Helikon weihen, und mit Hülfe des Dieklos, Sohns des Poseidon, Askra gründen läßt; und zwar nach dem Zeugnisse der Atthis des Hegesinoos, die er, da das Original lange vor seiner Zeit verschwunden war, nur aus Kallippos' des Korinthiers Schrift über Orchomenos kannte. Askra ist aber keine Thraferische Stadt. Der von den Aloidien in Askra gestiftete Musendienst blühte der Sage zufolge bis auf die An-

kunft des Thessalischen Pieros fort, und ward dann im Helikonischen Thespiä durch diesen, der aus dem mythischen Thrake stammte, von der Dreyzahl zur Neunzahl erweitert, entweder auf Scheiß eines Drakels, oder nach dem Vorgange der Thraker; »denn (fügt Paus. 9, 29, 2 hinzu) der Thrakische Volkstamm zeigte vormals viel Klugheit und Frömmigkeit.« Hier werden also Thraker und Aloiden wohl von einander getrennt; und wenn beide auch sonst an denselben Orten (wie in Anthedon und auf Naxos), und in ähnlichen Beziehungen (wie oben am Helikon) erscheinen, so ist doch dieses noch kein hinlänglicher Grund zur Annahme einer Identität beider. Gerade wegen dieses Nebeneinanderwohnens heißen die Aloiden auch wohl Thraker (Schol. vatic. ad Gregor Nazianz. ap. Walz. Arsenii viol. p. 395).

Wie nun schon der Name der Aloiden, so unbändig sie auch der Mythos darstellen mag, dennoch auf Ackerbau (ἀλώα) geht, so deuteten die Alexandrinischen Philologen mit viel Wahrscheinlichkeit die dreizehnmonatliche Fesselung des Ares in Il. 5, 385 auf eine friedliche Regierung jener Riesenkinder, als Königen der Hellenischen Vorzeit, durch deren Uebermacht die wilden Elemente bekämpft und die Fehden der noch wilderen Völker beygelegt wurden. Ihre Vermessenheit gegen die Götter besteht gerade in dem Kampfe wider die Elemente, deren Kräfte das sinnreiche Alterthum in seinen Göttern personifiziert hat.

Auf Naxos zeugte noch späterhin die Stadt und der Berg Nysa von der Anwesenheit und dem Einflusse der Thraker, deren National-Gott auf dieser Insel sogar geboren seyn sollte. Das weinreiche Naxos schildert die Sage wenigstens als

den Lieblings-Aufenthalt des Dionysos, wohin er einst auf einem Tyrrenischen Schiffe segelte, und wo der Mythos der Ariadne einheimisch ist. Münzen, Bildsäulen und Tempel-Ruinen erinnern dort noch jetzt an diesen Gott. So wie die Thrakische Cultur einst von Phokis nach dem reizenreichen Euböa überging, so ist gewiß auch der Verkehr zwischen der Seestadt Anthedon und Naros einst sehr lebhaft gewesen, und zwar noch zur Zeit, als die Hellenischen Colonien nach Kleinasien überschifften; denn Kastor setzt noch 177 nach Troja eine Thrakische Thalassocratie an. Nach dieser Epoche scheinen sich die Thraker so mit den Hellenen verschmolzen zu haben, daß sie keine Spur von etwas Fremdartigem zurückließen. Ihre Bildung war echt Hellenisch, und da kein Schriftsteller des Alterthums sie aus dem barbarischen Norden oberhalb Makedonien einwandern läßt, sondern da sich vielmehr ihre Wanderung und Vertreibung von Hellas aus nach dem nördlichen Thrake und über die Inseln des Archipelagus erstreckt, so müssen wir sie mit Thukydidēs als ein besonderes Volk betrachten. Die Lemniden, die Gründer des Makedonischen Reichs, vertrieben dieselben aus ihren Ursitzen in Pierien am Olymp jenseit des Strymon nach den Abhängen des Pangäischen Gebirges, wo noch der Pierische Busen, die Stadt Dion, und vielleicht auch die Dioi (wie auf Naros die Benennung Dia) an ihre Abkunft vom Olymp erinnern (Thucyd. 2, 99. Str. 9, 410 A = 629 A). Wenn Plato die Nichthellenen in Hellas für älter hält, als die Hellenen, und behauptet, diese hätten jenen rücksichtlich der Sprache Vieles zu verdanken, so zielt er offenbar auf die Thraker; und wenn der Milesier Hekataös die vorhellenische Bevölkerung von ganz Hellas barbarisch nennt,

und unter dieser Benennung auch die Thraker einschließt, so war ihm dabey doch sicherlich der Einfluß dieser auf Hellas nicht verborgen.

Noch weiter könnte man die Spur der Thrakischen Bildung in den Namen der ältesten Dichter und Volkshlehrer verfolgen, deren Thätigkeit von dem Verf. in einem andern Zusammenhange dargestellt wird, und daher in einem ganz andern Lichte erscheint, als die Bekanntschaft mit obigen Bruchstücken der Thrakischen Geschichte rechtfertigen kann. Vorher macht der Verf. jedoch noch einige allgemeine Bemerkungen über die Eintheilung der Hellenen in Aeolier, Dorier und Ionier, schildert darauf die Atlantiden, und die Kolonien: Häupter Kekrops, Kadmos, Danaos und Pelops, und gibt einige Ansichten von Kreta und Kypros. Der politische und moralische Zustand der ältesten Hellenen bildet den nächsten Gegenstand der Forschung, worauf ferner das Verhältniß der Frauen hervorgehoben wird, um auch hieraus einen Schluß auf den Character und die Sitten der Männer zu machen. Dann werden die Sagen über die ältesten Wohlthäter des Volks einzeln durchgenommen — Prometheus, Phoroneus, Theseus, Minos u. s. w., wobey man auch die Vereine für öffentliche Zwecke, wie den Amphictyonenbund, nicht vermißt. Zunächst werden die Mythen der Kureten, Korybanten, Telchinen, Idäischen Daktylen, Kerkopen, Kyklopen und Kabiren untersucht. Endlich erfolgt eine Vergleichung der Hellenischen Priester mit denen des Orients und Aegyptens, und nach einer allgemeinen Bestimmung ihres großen Wirkungskreises als Wahrsager, Philosophen, Magiker, Volkshlehrer und Dichter, berührt der Vf. die zahlreichen Ueberlieferungen, welche sich von der Macht und dem Einflusse der einzelnen Priester = Sänger unter den Hellenen

erhalten haben. Nächst Olen, Einos, Pampbos, Philammon, Thamyris und Musäos widmet der Vf. dem Orpheus eine ausführlichere Untersuchung, womit der erste Band schließt. An diesen Namen schließt sich bekanntlich das Andenken der ersten Epoche der Hellenischen Cultur. Orpheus heißt einstimmig ein Thraker, und bildet als solcher den Mittelpunkt der Sagen über die mythischen Thraker, die im Ganzen als musenliebend erscheinen, und von denen wir wissen, daß sie einst jene Orte beherrschten, um die sich alle Erinnerungen der ältesten Poesie drehen, und wo sie die Göttersitze zum ewigen Andenken ihrer religiösen und poetischen Thätigkeit geweiht haben. Auf die Thrakisch-Pierischen und Thrakisch-Helikonischen Gegenden beziehen sich auch alle Denkmäler und Sagen des Orpheus, welche man auf eine höchst unhistorische Weise durch Mißverständnis der Namen Thrake und Thrakisch auf das später sogenannte Thrake übergetragen hat, ohne die unzähligen Widersprüche und Schwierigkeiten zu bedenken, welche aus einer solchen Annahme nothwendig entstehen müssen. Besonders ist dieser Irrthum durch Alexandrinische und Römische Schriftsteller verbreitet worden, welche die Orpheus-Sagen an den Strymon, Tanais oder Hebroß, oder an das Serrhische Vorgebirge, wo Zone liegt, in der Gegend von Maroneia im Lande der Kikonen, oder in das Reich der Odryser nach Bisalte verlegen, oder das Bionische Pierien jenseit des Pangäon und des Nestos als den Schauplatz derselben angeben, ohne zu bedenken, daß erst in späteren Zeiten die Olympischen Pierier die Namen ihrer ursprünglichen Wohnsitze dorthin übertragen haben. Ja der Rhodope, das Hellespontische Thrake, der Thrakische Bosporos und Sithonia am Pontos sind für Or-

pheus in Anspruch genommen worden. Doch haben die Hellenischen Schriftsteller, welche der mythischen Vorzeit ihres Vaterlandes einige Aufmerksamkeit widmeten, und das Local der ältesten Poesie und Götterlehre selbst durchwanderten, nie an der wahren Heimath der Orpheus-Sagen gezweifelt. Diese sind in der That auch zu zahlreich, und zu innig mit der Geschichte jener Gegenden verbunden, als daß man sie für die Dichtung späterer Jahrhunderte ausgeben dürfte, wie der gelehrte Verfasser des *Uglaophamos* von seinem negativen Standpuncte aus gethan hat. Diesem Standpuncte gegenüber rechtfertigt indeß auch vorliegendes Werk auf historischem Wege das höhere Ansehen der entgegengesetzten Forschungen, die das vorhomerische Daseyn jener Sagen durch überwiegende Gründe zu erweisen gesucht haben. Die Nichterwähnung des Orpheus in den Homerischen und Hesiodischen Gedichten schadet dem Ernste und der Wahrheit dieser Forschungen gar nicht. Die frühe Verbreitung Orphischer Poesien und Orphischer Lehren, von denen schon Herodot und nachher die Alexandrinischen Kunstrichter nach reiflicher Erwägung aller Umstände Nichts für vorhomerisch anerkennen konnten, setzt doch wenigstens bestimmte mythische Erinnerungen im Volke voraus, deren Alter von Niemand bezweifelt wurde, und die nicht erst damals mit dem Ursprunge jener pseudonymischen Gedichte entstanden sind. Räthselhaft wird uns freylich immer die große Fluth von unechten Schriften erscheinen, die das früheste Alterthum unter den ehrwürdigen Namen einer langen Reihe berühmter Sänger, selbst Homer und Hesiod nicht ausgenommen, erzeugt hat. Diese vorherrschende Neigung, unter dem Ansehen allgemein bekann-

ter Namen zu dichten, muß doch einen andern Zweck, als den der künstlerischen Täuschung oder Eitelkeit gehabt haben, für einen Urpoeten der Hellenischen Vorzeit zu gelten. Wer einen schöpferischen Geist in sich fühlt, und in der Fülle dichterischer Begeisterung etwas Gelungenes hervorbringt, wird stets geneigt seyn, dieß als eigenes Werk bekannt zu machen, um sich des Dichterruhmes selbst zu erfreuen. Jeder epische *αοιδός* sang gewiß ursprünglich selbst geschaffene Lieder unter seinem eigenen Namen; aber eine spätere Zeit, der Homers und Hesiods Namen geläufiger waren, als die der vielen andern Epiker, hat die Werke der letzteren, weil sie zu derselben Dichtart gehörten und im Ganzen in Ton und Farbe damit übereinstimmten, mit den Rhapsodien jener Barden identificiert. Daß Jemand epische Gedichte unter Homers Namen nur in der Absicht verfertigt hätte, um ihnen größern Beyfall zu verschaffen, scheint sehr unwahrscheinlich zu seyn, besonders wenn man bedenkt, daß schon ein hoher Grad von Vortrefflichkeit dazu erforderlich seyn mußte, um den feinen Kunstsinne der an die echte Homerische Epik gewöhnten Hellenen zu bestechen, daß sie etwas für Homerisch anerkannten, was einem schlechtern Dichter seinen Ursprung verdankte; und in diesem Falle hätte die Sängereitelkeit gewiß ihre Rechte geltend gemacht.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

20. Stück.

Den 6. Februar 1836.

---

## G r ü n d u n g e n.

Beschluß der Anzeige: Histoire de la civilisation morale et religieuse des Grecs, par P. van Limburg Brouwer, etc.

Berfertigte aber Jemand im Alterthume Gedichte unter dem vielgepriesenen und ehrfurchtgebietenden Namen irgend eines uralten Priesters, Sängers oder Mystagogen, dessen Poesien schon längst verschwunden waren und mit ihnen zugleich das Criterion des Echten; so ging seine ursprüngliche Absicht wohl schwerlich auf poetische Täuschung oder auf den Genuß einer heimlichen Freude, die ihm etwa hinter der angenommenen Maske über seine gelungenen Versuche zu Theil wurde; sondern er hatte ohne Zweifel den tiefer liegenden Beweggrund, zu Gunsten irgend einer religiösen Parthey oder Instituts bestimmten Cultus-Mythen oder zeitgemäßen Dogmen, die in den allbekanntesten Gedichten nicht enthalten waren; durch das Hinaufrücken in ein höheres Alterthum



zugleich auch ein höheres Ansehen zu verschaffen. Der fromme Betrug war hier um so leichter, da die Cultus-Poesie sich nie der Oeffentlichkeit erfreute, wie die epische (denn Orphische Rhapsoden hat es nie gegeben), und da sich folglich kein Kunstfinn für diese Dichtart außerhalb der Tempel entwickelt hatte. Hier war keine Vergleichung mit echten Werken des vorgeblichen Sängers möglich, und dem täuschenden Priester, Wahrsager oder Philosophen war ein sehr weiter Spielraum gestattet. Gewisse Dinge bedürfen der Sanction eines hohen Alters, um bey dem großen Haufen Eingang zu finden. Außer diesen gab es auch eine große Menge von Mythen, welche, obgleich in den ältesten Gedichten nicht erwähnt, dennoch dieselben Ansprüche auf den frühern Ursprung in der Hellenischen Vorzeit hatten, als die Homerischen und Hesiodischen (denn wer wird glauben, daß diese den ganzen Kreis der Götter- und Heroen-Sagen der Vor- und Mitwelt erschöpft haben), und die keineswegs als das müßige Spiel einer zwecklos dichtenden Phantasie zu betrachten sind, sondern uns vielmehr zu Beglaubigungs-Urkunden des wirklichen historischen Lebens der Hellenen dienen müssen, in denen wir die früheste Geschichte der Nation und ihre religiösen Ansichten zu suchen haben.

Es ist übrigens schwer, die wahre Veranlassung zu einer jeden der zahllosen pseudonymischen Schriften in Hellas anzugeben oder auch nur zu errathen. Wer indessen für irgend einen Mythos oder Dogma eine Beglaubigungs-Urkunde dichten wollte, mußte zu diesem Zwecke einen Dichter-Namen wählen, den die Ueberlieferung im Bewußtseyn des Volks, für das er dichtete, schon geheiligt, und von dessen hohem Sänger-Ruhme

der Glaube im Volke schon allgemein und fest gewurzelt war. Oder kann Jemand thöricht genug seyn, zu behaupten, der pseudonymische Helene sey selbst so stumpfsinnig gewesen, oder habe sich sein Volk so stumpfsinnig gedacht, daß er ungestraft einen nachhomerischen Dichter in ein höheres Alterthum hinaufrücken, und durch diese grobe Unwahrheit eine ganze Nation für immer habe täuschen oder gar den Namen zuerst habe erdichtet und dann als uralt preisen können? Wenn z. B. Pythagoras und seine ältesten Schüler Brontinos, Kerkops, Zopyros, Persinos u. a. zur festern Begründung und Beglaubigung ihres Bundes (denn was für einen Zweck konnten sie sonst haben?) etwa seit 540 v. Chr. Orphische Gedichte verfertigt haben sollen, so setzt diese zeitgemäße Benutzung des alten Sängers-Namens offenbar eine allgemeine Kenntniß und Achtung desselben unter den Hellenen voraus. Dieß mußte etwa 20 Jahre später unter der Peisistratiden-Herrschaft mit Onomakritos noch mehr der Fall seyn, welcher als Einzelner vielleicht das Meiste, was zu Herodots Zeiten unter Orpheus' Namen zum Vorschein gekommen war, verfertigt hatte. Damit jedoch Niemand glaube, der hohe Ruhm des Orpheus sey erst durch die Pythagorische Schule anfangs in Unter-Italien und Sicilien, und nachher auch im eigentlichen Hellas begründet worden (die Identität gewisser Orphischer und Pythagorischer Cultus-Gebräuche kennt schon Herodot), so darf man nur auf ein Bruchstück des Sbykos aus Rhegion, welcher wahrscheinlich von einer der edlen Messenischen Familien, welche sich gegen Ol. 28 in dem schon seit Ol. 6 von Euböischen Chalkidiern gegründeten Rhegion angesiedelt hatten (daher heißt Sbykos

auch ein Messenier, denn es werden oft berühmte Dichter zu Bürgern der Mutterstadt sowohl als der Kolonie gemacht), abstammte, und bereits zu Krösos' Zeit um Ol. 52, 3 (also noch vor der Tyrannis des Polykrates) Samos besuchte, und dessen Blüthe etwa in die Zeit als Stesichoros, Alkaios und Mimnermos ihren höchsten Dichterruhm erreicht hatten, fällt, aufmerksam machen, wo Orpheus *ὄνομακλυτος* genannt wird. Hierdurch wird der Ruhm dieses Namens wenigstens 30 Jahre vor der Stiftung des Pythagorischen Bundes zu Kroton in eine Zeit hinaufgerückt, wo durchaus keine Veranlassung zu absichtlicher Erdichtung zu finden ist; folglich wäre also durch diesen festen historischen Beleg das Daseyn des Namens jenseit der zweideutigen Entwicklungs-Periode der mystischen Bildung glücklich erwiesen worden, aus deren Dunkelheit eine beschränkte Schaar deutscher Forscher den Ursprung desselben erst ableiten möchte. Alles was von dem alten Sänger erzählt wird, hat vorzugsweise eine mythische Farbe; und den Sinn und die historische Bedeutung dieser Mythen nach ihrer Entstehung und Fortbildung richtig zu fassen, ist das Geschäft des Forschers. Der Mythos muß selbst Rede und Antwort stehen über seinen Ursprung und sein Alter. Wenn z. B. Alexandros Polyhistor aus Miletos etwa 80 vor Chr. den Lesbischen Terpandros einen Racheiferer der Homerischen Epik und der Orphischen *μέλη* (d. h. des melischen Vortrags) nennt; wenn ferner der Pythagoräer Nikomachos etwa 140 unserer Zeitrechnung aus seinen Quellen berichtet, die Orpheus-Tyra sey nach der Zerreißung ihres Besitzers, von den Thrakischen Frauen in das Meer geworfen, und von den Meeresfluthen

zu der Lesbischen Stadt Antissa hinüber getragen worden, wo sie Fischer gefunden und zu Terpan-dros gebracht hätten, der sie für seine eigene Erfindung ausgab; und wenn endlich Phanokles, ein Zeitgenosse des Philetas unter Ptolemäos I. die poetische Vortrefflichkeit der Insel Lesbos von diesem Hinüberschwimmen der Orpheus-Laute ableitet, so verdient dieser höchst sinnreiche Mythos trotz der Neuheit seiner Zeugen unsere ganze Aufmerksamkeit, besonders da noch späterhin Eulianos denselben in einer geschmückteren Gestalt vorträgt und sagt, daß Orpheus-Haupt sey sammt der Laute unter Klagetönen, die der Wind aus den Saiten lockte, auf den Hebos und dann durch den Melanischen Meerbusen nach Lesbos gelangt. Der Ort auf Lesbos, wo das Haupt begraben lag, hieß Βαρχεῖον, und die Laute, fährt die Sage fort, wurde dem Apollo geweiht. Nun war aber dieß Orphische Βαρχεῖον ein in der Geschichte der Insel sehr berühmtes Orakel, welches für eine National-Anstalt des Aeolischen Stammes galt, jedoch auch von den anwohnenden Joniern benutzt wurde und noch zu Kyros' Zeiten im höchsten Ansehen stand. Myrsilos, welcher einst die Geschichte und Alterthümer seiner Geburts-Insel Lesbos bearbeitete, nennt Antissa als den Sitz dieses Orakels, von wo sich der Ruhm der Orphischen Mantik bis nach Babylon verbreitete. Wie Apollo einst die Schlange Python zu Delphi erlegte, d. h. das Schlangen- oder Erd-Orakel aufhob, um sich selbst in den Besitz desselben zu setzen; so vernichtet derselbe auch die Schlange, welche das Orpheus-Haupt auf Lesbos antastet, und befreundet sich selbst mit der Dionysischen Mantik; ja das Orpheus-Haupt selbst soll durch die Wor-

fegung in eine Schlange verwandelt worden seyn.  
 Die Schlange ist aber ein Symbol der Erde,  
 aus deren geheimnißvollen Tiefen die Mantik ab-  
 geleitet wurde. Das Hinabsteigen des Orpheus  
 und des Dionysos in die Unterwelt bezieht sich  
 auf die Todten=Drakel, wo die Psychagogie ge-  
 übt wurde, deren Geschichte sich tief im heroi-  
 schen Alterthume verliert. Ref. könnte noch eine  
 Menge Einzelheiten anführen, welche deutlich  
 beweisen, wie tief die Orpheus=Sagen in die  
 ältesten Cultusgebräuche von Lesbos eingreifen,  
 und wie viele Denkmäler und Kunstwerke an  
 Orpheus und dessen Verbindung mit Dionysos  
 und Apollo erinnern; aber das Obige wird schon  
 zu der Frage berechtigen, warum knüpften sich  
 diese zahlreichen Erinnerungen des Orpheus ge-  
 rade an das Aeolische Lesbos? Schwerlich kann  
 die spätere Blüthe der Lesbischen Lyrik Veranz-  
 lassung dazu gegeben haben; denn jene Sagen  
 waren vor dieser Blüthe bereits vorhanden. Die  
 Verehrung des Orpheus unter den Lesbiern hat  
 einen historischen Grund, welcher durch das Hin-  
 überschwimmen der Orphischen Reliquien vom  
 Thrakischen Hellas nach Lesbos mythisch angebeu-  
 tet ist. Kam nicht die gemischte Aeolische Be-  
 völkerung der Insel, etwa von 1060 vor Chr.  
 an, gerade aus jenen Gegenden, wo die Orphi-  
 sche Sängerschule einst blühet? wo die musen-  
 liebenden Thraker gewohnt hatten und zum Theil  
 noch wohnten? wo der Dionysos=Cultus zu Hause  
 war? wo Apollo wahr sagte? wo dieselben Sagen  
 und heiligen Gebräuche herrschten? Wenn uns  
 bey Forschungen dieser Art noch irgend ein siche-  
 rer Weg offen steht, das Alter und die Bedeu-  
 tung eines Mythos darzuthun, so ist es gewiß  
 die Uebereinstimmung des Local=, Stamm= und

Geschlechts = Cultus des Mutterlandes mit den Pflanzstädten. Die Gründung alter Colonien und die damit zusammenhängende Verpflanzung von Cultus = Gebräuchen ist von dem sinnreichen Alterthume sehr oft in der Gestalt von Mythen überliefert worden, deren Lösung nur durch eine genaue Kenntniß jener historischen Ereignisse be-  
dingt wird. Billig hat man auf dieses Verfah-  
ren in neuern Zeiten ein großes Gewicht gelegt;  
und ein tieferes Eindringen in den Kern der  
Mythen, und ein vernünftiges Auffassen dersel-  
ben in ihrem Entstehen, wird immer mehr Si-  
cherheit in diese Forschungen bringen, und kann  
noch zu wichtigen Resultaten führen.

Noch über manchen andern Punct der reichhal-  
tigen Forschungen, welche der erste Band liefert,  
möchte sich Ref. hier mit dem Verf. gern bespre-  
chen, wenn nicht auch der zweyte Band unsere  
Aufmerksamkeit in demselben Maße in Anspruch  
nähme, indem dieser den vielgestalteten Cultus  
und überhaupt das religiöse Leben der Hellenen  
im Einzelnen darstellt. Zuerst wird hier die Fra-  
ge über den ausländischen Ursprung der Helleni-  
schen Götter untersucht, und weder ganz bejaht  
noch ganz verneint. Nach einigen vorläufigen  
Betrachtungen über den Fetischismus, und über  
die namenlosen Götter der Pelasger zu Do-  
dona, gibt uns der Verf. eine Uebersicht der äl-  
testen physischen Mythologie der Hellenen,  
wobey er die Homerischen und Hesiodischen Ge-  
dichte als Quellen zum Grunde legt. Dann folgt  
die ethische Mythologie in den Personificatio-  
nen des Schicksals, des Reichthums, des Rechts,  
des Friedens, und unzähliger anderer moralischer  
Ideen. Die eigentlichen Gottheiten, oder welt-  
regierenden Mächte, werden als drey auf einan-

der folgende Dynastien aufgeführt, das Reich des Uranos, des Kronos und des Zeus, welche der Verf. alle drey genau bestimmt, und durch alle Einzelheiten verfolgt. Besonders ausführlich ist die Schilderung des Zeus-Cultus und der übrigen großen Götter der heroischen Zeit, an welche sich dann Betrachtungen über die Ideen der Hellenen von der Unsterblichkeit der Seele, von der Belohnung und Bestrafung nach dem Tode, von der Metempsychose u. s. w. schließen. Es kann aber hier der Ort nicht seyn, diese Ansichten im Einzelnen zu prüfen, oder ihnen gegenüber andere Meinungen geltend zu machen, die eine verschiedene Richtung der Forschung für wahrer anerkennen muß. Nur über den Dionysos-Cultus erlaubt sich Ref. einige Bemerkungen. Eine der beachtungswerthesten Andeutungen des ursprünglichen Sinnes, in welchem diese mystische Natur-Gottheit unter ihren ältesten Verehrern, den Kadmeionen, aufgefaßt wurde, scheint in dem Namen »Besitzer der Demeter« zu liegen, womit Pindar, der vorzugsweise ein Verehrer der Demeter heißt (Eust. Op. p. 58, 90 Tafel), den Cultus als echt Thebanisch bezeichnet. Als solcher hieß er in der Cultus-Sprache der Thebaner Zagreus-Dionysos, und war als solcher der oberste aller Götter, wie bereits der alte Dichter der Alkmaonide sagte (Etym. Gud. p. 227, 37). Andere betrachteten den Namen Zagreus bloß als poetisch (Etym. Mag. p. 406, 46); nannten aber doch den Gott einen Sohn der Persephone oder Kora, als welchen ihn auch der Attisch-Eleusinische Cultus unter dem Namen Iakchos anerkannte; und auch die Eleusinische Demeter ist Βρομίον συνέστυλος — eine Verbindung, auf welche die Alten oft anspielen, und von der auch noch mana

des alte Kunstwerk zeugt. Dionysos, nach der fruchtbaren Flur oder dem weinreichen Berge Nysa benamt, wo die Nymphe Nysa das Götter-Kind einst säugte, gehört schon seinem ursprünglichen Wesen nach als Naturgott in diesen Ideenkreis. Das Absterben der Natur im Winter und das Wiederaufleben derselben im Frühling, ward hier durch den Tod und die Wiedergeburt des Gottes ausgedrückt, so wie dieselbe Idee im Mythos des Raubes der Kora liegt, welche im Winter in der kalten keimlosen Unterwelt weilt und im Sommer auf der warmen blühenden Erde. Ferner bezieht sich auch des Zagreus Geburt durch Zeus in Schlangengestalt und durch Kora auf die Natur; und so wird es endlich klar, warum Dionysos selbst ein Sohn der Demeter heißt. Wie die Demeter ihre geraubte Tochter für die schöne Jahreszeit wieder aus der Erde holt, so stellt sie auch ihren von den Erdgeborenen (*γηγενεῖς*) zerrissenen Zagreus wieder her, und führt ihn als blühenden Jüngling ins Leben zurück. Denn Demeter ist die Erde, und heißt als solche auch *Θεμέλη* und Semele. Dionysos soll auch als Wohltäter der Menschen zuerst Ordnung und Gesetz in das Wanderleben der Hellenen eingeführt und diese an feste Wohnsitze gewöhnt haben. Daher ist er selbst ein Gott der Erde und heißt *χθόνιος*, wie Demeter (zu Lakädämon und Hermione) *χθονία*. Er hat auch seine eigenen Weihen (*τελεταί*), in denen von jeher die Omophagien und Diaspasmen als uralte symbolische Darstellungen gefeyert wurden. Bey vielen seiner Priester ist diese bildliche Zerreißung zur Legende geworden, und dem Zerreißen des Gottes selbst genau nachgebildet. Anfangs wurden Menschen zerrissen und geopfert, wie der



Trauermann Pentheus, nachher auch Thiere. Daher hieß Dionysos auch ὠμαστής, ὠμοφάγος, ὠμάδιος, ταυρόφαγος, und die dramatische Darstellung der πάδη des Gottes, über dessen διασπασμός und ἀφανισμός es besondere Cultus-Gedichte gab, zählt noch Dionys (arch. 2, 19) unter die Schrecknisse der Hellenischen Religion. Am längsten bestanden diese finstern Gebräuche auf Lesbos, Tenedos und Chios; und sie sind es, worauf Plato (de Leg. 6 p. 782 C) anspielt. Sie gehören dem Dionysos χθόνιος, dessen Ammen ebenfalls χθόνιαί heißen. Deshalb heißt er auch Hades, und seine Priester sind Melampus und Orpheus, die Dunkeln, und Orphe wird, wie Orpheus, weil sie den Apollo mehr ehrt als den Dionysos, von diesem verfolgt. Orphne, als personifizierte Finsterniß, heißt eine Nymphe des Hades, und Orpheus ein Noth des Hades. Wie die Orphische Mantik einst sehr berühmt war, und schon von Philochoros besonders geschildert wurde, so ertheilten auch die Myrinischen Ichthyomanten den Aeoliern in Kleinasien beym Erscheinen der heiligen Orphen Orakel; und der Orakel-Gott Apollo zeugt auf dem Berge Orpheus in Kyrene den Aristaios als Schutzpatron des ländlichen Segens. Ja ein Enkel des Orpheus heißt Melanthos; und Melampus, der Orpheus der Aegiver, welcher den Wein mit Wasser zu mischen gelehrt, und dessen Geschlecht den Dionysosdienst in Megara und in Tegea einführt, stimmt in der Bedeutung genau mit Orpheus überein.

Wichtig ist überhaupt die Verbindung, in welche Dionysos an verschiedenen Orten mit andern Gottheiten tritt; denn ausschließlicher National-

Gott scheint er bey keinem Hellenischen Stamme in dem Maße gewesen zu seyn, wie z. B. Apollo bey den Doriern; wiewohl nicht zu läugnen ist, daß einzelne Städte ihn dafür anerkannten, wie Nysa und Orchomenos, und vielleicht auch die Insel Naxos. Aber schon bey den mythischen Thrafern erscheint er vorzugsweise in Verbindung mit Apollo; und dieser vereinigte Cultus findet sich an allen Orten wieder, wo die Thrafer einst saßen, in Thessalien am Olymp, in Böotien, zu Theben, Tanagra und Akraiphia, in Phokis zu Delphoi, und dann auch auf Lesbos. Wo dieß nicht der Fall ist, herrscht der Connex mit Demeter und Kora vor, wie zu Anthedon, Kopā am See Kopais, u. s. w. — Orpheus, der älteste Priester und Stifter der Dionysischen Weihen, ist ein Sohn des Apollo, und setzt aus Liebe zu diesem Gotte die Verehrung des Dionysos hinten, und wird deßhalb von den Bassariden zerrissen und von den Musen begraben. Orpheus, der Dionysos-Priester, steht in demselben Verhältniß zu Apollo, wie dieser zu Dionysos, so daß die Priester beider Götter oft ihre Aemter unter einander tauschen. Der Homerische Apollo-Priester Maron im weinreichen Ismaros heißt ein Pfleger der trefflichsten Reben und ein Sohn des Euanthes, offenbar eine Beziehung auf Dionysos Euanthes oder Anthios oder Antheus, der als Gott der blühenden Natur im Blumengewande erschien, nach dem die Orphiker den Frühling *ἄνδιον* nannten, dem die Athener das große Blumenfest, die Anthesterien, im Frühlinge feyerten, und dem die Phlyenser neben dem Apollo Dionysodotos Opfer brachten. Auf der andern Seite wird Eleuther oder Liber, dessen Be-

ziehung auf Dionysos Eleutherios oder Eleutherus, Eysios oder Eyscus unverkennbar ist, zum Sohne Apollo's gemacht. Der Hauptsitz dieses Apollo- und Dionysos-Cultus war Delphoi selbst, wo die mantische Seite des einen und die mystische Seite des andern Gottes als Vereinigungspunct besonders hervorgehoben und in eine Idee zusammen geschmolzen wurde. Das Grab des Dionysos neben dem Pythischen Dreyfuße am Omphalos, hochgefeuert durch die Opfer der fünf Priester, welche aus Deukalions Geschlechte stammten, deutet diese enge Verwandtschaft des Cultus genugsam an. Agamemnon soll im Apollo-Tempel zu Delphoi dem Dionysos geopfert haben; denn das Heiligthum stand unter dem Schutze beider Götter, so daß die Alten sagen konnten, im Dionysos werde auch Apollo verehrt. Ein Sohn des Dionysos heißt darum Apollo noch nicht unter den Hellenen, etwa wie Horus in Aegypten für einen Sohn des Osiris galt. Den Apollo Dionysodotos zu Phlya in Attica und den Διονύσου τὸν Ἀπόλλωνα der Delier dürfen wir nur auf die Verbindung des Cultus beider Götter, welche auf dem Parnas ihren Ursprung hatte, beziehen. Von dort gelangte dieser doppelte Cultus dann auch nach Attica, wo Dionysos unter dem Namen Melpomenos in demselben Sinne wie Apollo Musagetes verehrt wurde. Daher hatte ihn Praxiteles aus Erz gebildet mit einer Lyra vom Thyrsos gestützt; und der Thebaner Dorotheos hing seine Lyra im Tempel des Dionysos auf; ja die Dichter wurden dem Dionysos zu Ehren mit Epheu bekränzt. Die Naukratiten feyerten die Apollonischen Feste gleich den Dionysien, und der Name Κομαῖος identi-

ficiert den Apollo mit dem Gott des Weins und der Freude. Auf dem Apollinischen Parnas tanzten Delphische Jungfrauen den fröhlichen Reigen zu Ehren des Dionysos. Die doppelte Felsenkuppe dieses Berges wird von einheimischen und Attischen Dichtern fast immer mit Bezug auf beide Gottheiten erwähnt, wo der Gott der Freude Nachts bey Fackelschein in der Mitte von Thyiaden und Phöbaden erscheint, die ihm heitere Feste feyern, wie die fröhlichen Nymphen auf dem benachbarten Helikon (Soph. Oed. T. 1105). An den ersten heitern Frühlingstagen, in welche die Dionysien fielen, dachte sich die Dichter-Phantasie den Dionysos mit Frühlingsblumen und Epheu bekränzt auf den Klippen des Parnas und dem Delphischen Felsen unter den Bakchen schwärmend und durch den Gesang des Euios begeisternd (Sappho ap. Himer. p. 594. Pind. fr. p. 630). Delphische, Böotische und Attische Localsagen und Cultusgebräuche vereinigen sich so zu der Annahme einer gemeinschaftlichen Verehrung des Apollo und Dionysos (Macrob. 1, 18 p. 308 Zeu.), so daß selbst beide ihre eigenthümlichen Attribute umtauschen. Denn so wie Apollo *καμαῖος*, *βάκχιος* u. s. w. hieß, so nannte man den Dionysos *παῖαν*, *καρνεῖος*, *ἀλεξίκακος*, *ἀκέσιος*, *ἰήιος*, *πατρῶος*, *ἀκερσεκόμης*. Und nachdem nun Dionysos einmal in Apollo's Gemeinschaft gelangt war, gesellten sich auch die Muses zu ihm, und an den Agrionen währte man sogar, er sey zu den Muses geflohen und verweile bey ihnen. Zu Olympia hatten auch die Chariten mit ihm einen gemeinschaftlichen Altar, und die Anspielungen auf dieß Cultus-Verhältniß sind bey den Alten sehr

häufig, und nicht allein in Elis wiederzufinden. Durch Apollo kam er auch in Berührung mit Artemis, und er hieß zu Athen ὀρδδός, wohl in derselben Beziehung, wie Artemis in Sparta und auf dem Berge Eykone unfern Argos ὀρδία hieß; denn zu Alea in Arkadien wurden am Dionysos-Feste auf Befehl des Delphischen Orakels die Frauen eben so gezüchtigt, wie die Epheben zu Sparta am Altare der Artemis Orthia. Im Achäischen Phelloë genossen Artemis und Dionysos, und auf Aegina Apollo, Artemis und Dionysos einer gemeinschaftlichen Verehrung.

Die Vergleichung dieser und vieler anderer religiöser Sagen nöthigte schon dem besonnenen Aristoteles das Geständniß ab, Apollo und Dionysos sey dieselbe Gottheit, versteht sich, nur in gewisser Beziehung. Von den vielen Gründen, womit er diese Ansicht unterstützte, wird nur das Heiligthum des Dionysos unter den Thrakischen Eignern erwähnt, wo die Priester, durch die Kraft des Weines begeistert, Orakel ertheilten, wie die Apollo-Priester zu Klaros durch den Genuß des Wassers. An den Hyazinthien, dem Apollonischen Feste zu Sparta, bekränzte man sich nach Dionysischer Weise mit Epheu; und in dem Eikymnios des Euripides kam Dionysos im Gegentheil als Lorbeerliebender Herrscher vor, so wie Aeschylus den Apollo κισσέδς nannte. Die Identität beider Gottheiten scheint Aristoteles besonders in der Mantik gefunden zu haben (welche schon Euripides in der Idee des Dionysos ganz besonders hervorhebt), indem er auf den Parnas

und auf die Dionysischen Orakel unter den Thra-  
 kern hinwies, deren große Aehnlichkeit mit Del-  
 phoi schon Herodot wahrnahm, die unter den  
 Anwohnern des Olymps in großer Achtung stan-  
 den, die Alexander noch besuchte, und nachher  
 Augustus um Rath fragte. Auch die Dionysi-  
 schen Priester heißen προφηται und μάρτυες.  
 Glänzende Tempel und Heiligthümer des Dio-  
 nysos waren auf dem Berge Orbelus unfern  
 dem Håmon und Rhodope, und auf dem Hü-  
 gel Bilmiffus in Thrake. Zu Bisalte im Lande  
 der Drysen verkündete eine im schönen und  
 großen Tempel des Dionysos erscheinende Flam-  
 me die Fruchtbarkeit des Jahres; und im wein-  
 reichen Aphyliis war der Dienst des Freuden-  
 Gottes ebenfalls mit Mystik und Mantik ver-  
 bunden. Seine mystische Vereinigung mit De-  
 meter und Kora trifft man meistens nur unter  
 Völkern von Ionischer Abkunft an, und war  
 besonders in Eleusis zu Hause. Theils aus der  
 Idee der sich jährlich verjüngenden und wieder  
 absterbenden Natur, so daß Aristides (1, 52  
 ed. Dind.) den Dionysos den ältesten und zu-  
 gleich den jüngsten der Götter nennen konnte;  
 theils aus den verschiedenen Formen, den sein  
 Cultus an verschiedenen Orten annahm, und  
 aus der Verbindung, in die er mit andern  
 Gottheiten trat, bildeten sich seine verschiede-  
 nen Wiedergeburten und Genealogien, woraus  
 dann die sondernde, nach Aeußerlichkeiten ur-  
 theilende Ansicht der empirischen Mythologen  
 eben so viel Gottheiten schuf. Wiewohl nun  
 Bötien der Ursitz des Dionysos-Dienstes ist,  
 dessen Stiftung wir mit Sicherheit auf die  
 rnythischen Thraken zurückführen können, welche

Herodot für Pelasger genommen zu haben scheint — eine Verwechslung, die auch sonst im Alterthume vorkömmt — (wie er denn überhaupt jenen für die älteste Cultur-Geschichte von Hellas so wichtigen Volksstamm gar nicht beachtet hat); so wurde doch gerade hier, weil man den Gott mit der Königs-Familie des Kadmos, der selbst aus einer ursprünglichen Gottheit zu einem Könige des Landes umgedeutet war, in Verbindung bringen wollte, Dionysos zu einem Sohne der Semele, mithin zum jüngsten in der Reihe der Gottheiten dieses Namens gemacht. Seine Vereinigung mit Demeter und Kora ist aber auf alle Fälle als älter, und vielleicht als ursprünglich zu betrachten. Daher unterscheiden Mythologen und Dichter, besonders Nonnos, beständig zwischen dem urgeborenen, ἀρχέγονος, παλαιγενής Ζαγρεύς, und dem spätgeborenen ὀψίγονος Dionysos. Jedoch scheinen die beiden Formen dieses Cultus nie systematisch getrennt worden zu seyn, indem der Grundbegriff der Gottheit stets derselbe blieb, und selbst durch die vielfachen Combinationen und Modificationen nicht verdunkelt werden konnte. In der mystischen Verbindung mit den Eleusinischen Gottheiten, welche man als uralte Sägung der Eumolpiden und Keryken betrachtete, ging sein Cultus schon früh nach Rom über.

G. H. B.

---

# G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

21. Stück.

Den 8. Februar 1836.

---

G ö t t i n g e n .

E. M. der König haben sich bewogen gefunden den bisherigen außerordentlichen Professor Gervinus in Heidelberg zum ordentlichen Professor in der philosophischen Facultät, und den bisherigen außerordentlichen Professor Dr. Kraut allhier zum ordentlichen Professor in der juristischen Facultät auf der hiesigen Universität zu ernennen.

E b e n d a s e l b s t .

In Folge der von der Kön. Societät bewilligten Verlängerung des Termins für die Beantwortung der Preisfrage der historischen Classe: Ueber den Handel der Araber zu Lande und zur See durch Asien, Africa, und das östliche Europa in der Periode der Herrschaft der Abbassiden. Man verlangt Belehrung über die Beschaffenheit dieses Handels, dessen Sitz, seiner Waaren und



Handelswege, nebst einer Landkarte, auf welcher die Straßen jener Handelszüge verzeichnet sind,

ist bereits am 6. Januar eine Schrift eingelaufen, mit dem Motto: *Je mets en oeuvre toutes mes moyens, pour me rendre utile.*

Der Verfasser dieser Schrift hat die Frage in ihrem ganzen Umfange zu beantworten gesucht. Nach einer kurzen Angabe und Critik der Quellen hat er seine Schrift in drey Haupttheile getheilt. Der erste: Beschaffenheit des Arabischen Handels im Allgemeinen; der zweyte der Landhandel; der dritte der Seehandel; nebst einigen Schlußbemerkungen und zwey Beylagen.

Der erste Abschnitt über die Beschaffenheit des Arabischen Handels, enthält die allgemeinen Vorkenntnisse, die zu der Beurtheilung des Einzelnen nothwendig sind. Der Verf. geht aus von der engen und unauflöblichen Verbindung, in der der Handel und die Religion bey den Arabern standen. Er entwickelt die Folgen, welche in vielfacher Rücksicht daraus hervorgehen mußten; in Rücksicht seiner Einrichtung, seiner Hauptplätze, seines Umfanges, seiner Mittel durch Caravanen und Caravansereyen, seiner Gegenstände *zc.* Dieß Alles wird mit eben so viel Gründlichkeit als Klarheit auseinander gesetzt.

Der zweyte Haupttheil ist dem Landhandel gewidmet, und nimmt als der wichtigste mit Recht den größern Theil der Abhandlung ein. Der Verf. hat ihn nach den drey Welttheilen geordnet, und fängt mit Africa an. Er hat hier zuerst sehr zweckmäßig eine geographische Uebersicht Nord-Africas nach den Arabischen Quellen vorangeschickt. Er beginnt alsdann mit den Ländern der Nordküste, und der damaligen Haupt-

stadt Kairwan, und geht von da in das Innere bis zu den Nigernländern; auch hier wird der Einfluß des Islam auf den Handel gezeigt; die Caravanenstraßen angegeben; die Lage der Hauptplätze möglichst bestimmt; und so wohl die ältern Arabischen Quellen, als die neuern Entdeckungsreisen benützt. Auf diese folgen alsdann die Untersuchungen über die Nil-Länder, Sennaar, Nubien, und besonders Aegypten, mit gleicher Vollständigkeit.

Die zweyte Abtheilung des Landhandels umfaßt Asien. Auch hier beginnt der Verf. mit einer geographischen Uebersicht, wie weit sich der Islam, und mit ihm die Herrschaft und der Handel der Araber verbreitete. Er geht alsdann ins Einzelne, wo das Mutterland des Islam Arabien mit seiner Hauptstadt Mekka ihn beschäftigt, dessen Wichtigkeit sowohl in Beziehung auf die Religion als den Arabischen Welthandel vortrefflich erörtert wird. Auf Arabien folgt das zweyte Hauptland, das Arabische Irak mit seiner Hauptstadt Bagdad, als Residenz der Califen zugleich der Mittelpunkt der Herrschaft und des Asiatischen Landhandels. In wie fern es beides war und blieb wird zugleich historisch erörtert. Von da geht die Untersuchung über die andern Länder des innern Asiens bis nach China fort; denn auch die Verhältnisse des Califats mit diesem sind sorgfältig erläutert. Daß auch hier allenthalben die Producte, die Stapelplätze und Caravanenstraßen angegeben werden, wird man leicht im voraus erwarten.

Der dritte Abschnitt des Landhandels ist dem östlichen Europa gewidmet; nämlich den Ländern um das schwarze Meer, die jetzt dem Russischen Scepter unterworfen sind. — Das westliche Europa ward in der Preisfrage selbst,

um ihr keinen zu großen Umfang zu geben, von der Untersuchung ausgeschlossen. Der Verf. erregt indeß in einer Note die angenehme Hoffnung, daß er auch noch den Spanisch-Arabischen Handel in einer zweyten Abhandlung erörtern wolle.

Der dritte, kürzere Haupttheil ist dem Seehandel der Araber gewidmet. Er erörtert zuerst die Beschaffenheit der Schifffahrt der Araber im Ganzen; dann die Schifffahrten auf dem Arabischen und Persischen Meerbusen; dem Indischen und Chinesischen Meere. Alles mit gleicher Sorgfalt, und mehreren gelegentlichen interessanten Untersuchungen, wie über den frühesten Gebrauch des Compass bey den Chinesen und andern.

Den Schluß des Ganzen macht die Entwicklung der Ursachen, welche den Fall des Califats vorbereiteten und herbeysführten, mit eben so viel Scharfsinn als Wahrheitsliebe.

Die beiden beygefügtten Charten werden neu gezeichnet und demnächst lithographirt werden müssen, welches die Kürze der Zeit noch nicht gestattete.

Wenn durch den angegebenen Inhalt erhellt, daß der Verf. die Aufgabe in ihrem ganzen Umfange erörtert, so empfiehlt sich die Schrift auch durch die andern Vorzüge die hier gefordert werden konnten. Die Quellen, so weit sie bisher zugänglich sind, sind mit Vollständigkeit und Critik benutzt. Die Behandlung ist des Gegenstandes würdig. Der Verf. hat sich ganz auf historischem Boden gehalten; ohne alle Hypothesen, und ohne Etymologisieren, wodurch seine Abhandlung auch ein allgemeineres Interesse erregen wird.

Ist nun gleich die Schrift ohne Concurrenz geblieben, so konnte die Königl. Societät doch

nicht anders als sie des Preises würdig erklären. Nach Eröffnung des versiegeltenzettels erschien der Name:

Friedrich Stüwe,  
der Theol. und Philol. Candidat in Berlin.

Die K. Societät hat sich Glück zu wünschen daß eine der größten und wichtigsten Lücken in der Weltgeschichte auf eine so befriedigende Weise ausgefüllt worden ist. Verbindet man mit dieser Schrift zugleich die von der Berliner Academie gekrönte Preisschrift des Herrn v. Hammer über die Länderverwaltung unter dem Chalifate, so ist dadurch über den Zustand und die inneren Verhältnisse des Arabischen Reichs ein Licht verbreitet, dessen sich wenige Staaten des Orients zu erfreuen haben.

### L e i p z i g.

Bei F. A. Brockhaus, 1832: Geschichtliche Darstellung der Eigenthumsverhältnisse an Wald und Jagd in Deutschland von den ältesten Zeiten bis zur Ausbildung der Landeshoheit. Ein Versuch von Christian Ludwig Stieglitz, d. K. u. d. Philos. Dr. u. Privatdocenten an der Universität Leipzig. XVIII u. 309 S. in 8.

Wenn wir gleich bisher schon eine nicht unbedeutende Anzahl von Schriften über das Forst- und Jagdrecht besaßen, so fehlte uns doch noch immer ein Werk, in welchem das Geschichtliche dieser Verhältnisse auf eine brauchbare Weise mit genügender Ausführlichkeit und Benutzung der erst in neueren Zeiten eröffneten Quellen und hierin gemachten Entdeckungen im Zusammenhange dargestellt wäre. Ein solches haben wir nun in dem vorliegenden erhalten. Der Verf.

desselben hatte, wie er uns in der Vorrede berichtet, da er früher selbst Forstmann war, bey großer Neigung zu den Rechten deutschen Ursprunges und deren Geschichte ein doppeltes Interesse, sich mit den Rechtsbestimmungen über Forst- und Jagdverhältnisse zu beschäftigen. Einen schätzenswerthen Beytrag hierzu lieferte er schon früher in seiner academischen Dissertation: *De jure venationem exercendi in Germania usque ad seculum XVI obtinente*. Lips. 1828. 56 S. in 8. Wenn wir unser Urtheil über das vorliegende Werk in möglichster Kürze aussprechen sollen, so ist es dieß: dasselbe liefert zwar in der Hauptsache keine neuen Resultate, es ist darin aber das in neueren Zeiten über diese Verhältnisse Angenommene mit lobenswerther Gründlichkeit aus den Quellen entwickelt, und da richtige Ansichten, so lange sie keine gehörige Quellenmäßige Unterlage haben, noch immer eines festen Halts entbehren und leicht wieder durch andere verdrängt werden können, so muß es allerdings als eine erfreuliche Bereicherung der Wissenschaft betrachtet werden. Der Verfasser hat aber seine Sätze nicht bloß durch Beweisungen auf die Quellen belegt, sondern auch die wichtigeren Stellen derselben, besonders aus den Urkunden, wörtlich abdrucken lassen; ein Verfahren, wovon er fürchtet, daß es öfter wohl bey nahe ängstlich und kleinlich erscheinen möchte, welches wir aber bey Werken über das deutsche Recht nicht bloß nützlich, sondern auch fast nothwendig finden, weil bey der Menge von Büchern, worin sich die Quellen desselben zerstreut finden, kaum von einem Leser erwartet werden kann, daß er auch nur die wichtigeren Citate sämmtlich nachschlage. Das Werk zerfällt in drey Abtheilungen, die nach den drey

Perioden, welche die Eigenthums-Verhältnisse an Wald und Jagd durchlaufen haben, gesondert sind. In der ersten sind nämlich diese Verhältnisse in den älteren Zeiten bis zu der Entstehung der Bannforste, und in der zweyten von da an bis zur Ausbildung der Landeshoheit dargestellt, während die dritte von den Veränderungen handelt, welche nach Entwicklung der Landeshoheit darin Statt gefunden haben. Die letzteren sind indessen nur bis zum sechzehnten und zum Theil zum siebenzehnten Jahrhundert fortgeführt, weil, wie sich der Verfasser ausdrückt, die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, als der Schlüsselpunct der Ausbildungsgeschichte der deutschen Landeshoheit, eine Periode des Eigenthums an Wald und Jagd abschliesse, und unsere Zeit, oder wenigstens eine nicht viel spätere Zeit, eine neue Periode dieser Geschichte wieder werde begrenzen können. In der That hat der Verfasser wohl nicht unrecht, wenn ihm eine Umgestaltung der Wald- und Jagdverhältnisse keineswegs mehr sehr entfernt zu seyn, und mit den ganzen jetzigen Umänderungen im Staatsleben in inniger Verbindung zu stehen, ja in vielen Staaten bereits begonnen zu haben scheint. Möchten die Erwartungen, welche er in dieser Beziehung hegt, und am Schluß des Werkes ausspricht, da sie uns ganz den Bedürfnissen unserer Zeit angemessen zu seyn scheinen, recht bald in Erfüllung gehen! — Bemerkungen über das Einzelne zu machen, würde uns zu weit führen. Nur einen etwas auffallenden Fehler können wir nicht mit Stillschweigen übergehen. Der Vf. bezieht nämlich S. 132 Note 2 die Worte des Sächsischen Weichbildes Art. 1.: »Markrecht ist dieses, das die Markleut hievor bey den gezeiten

unter einander gesetzt haben von ir selbst wilkür«, auf das Markenrecht, und will daraus beweisen, daß dieses außer auf Gewohnheit auch auf autonomischen Bestimmungen beruht habe, während sie doch offenbar, wie auch die darauf folgenden Worte: »als die von Cöln über Rhein, die von Magdeburg u. andern guten Städt« zeigen, von dem Marktrechte oder Stadtrechte zu verstehen sind. Den Satz, welcher dadurch bewiesen werden soll, wollen wir hiermit aber keineswegs in Abrede stellen, da er uns auf andere Weise außer Zweifel gesetzt werden zu können scheint. Endlich können wir nicht unterlassen auf die S. 127 Note 1 befindliche Nachricht von einer in ehemals Slavischen Gegenden, nämlich bey dem Dorfe Otterndorf in der Nähe von Wurzen befindlichen Mark aufmerksam zu machen, da nicht nur der von dem Verfasser angeführte Georg Institutiones iuris forestalis §. 16 sagt, daß sich in diesen Gegenden wohl schwerlich Marken finden dürften, sondern auch nach Jac. Grimm's (Rechtsalterthümer Vorrede S. XI) Angabe, in denselben durchaus keine Markweisthümer vorkommen. Nach den bisherigen Leistungen des Verfassers müssen wir wünschen, daß er uns das Werk über die Wald- und Jagdverhältnisse nach gemeinem und particulärem Recht, zu welchem er uns in der Vorrede Hoffnung macht, nicht lange mehr vorenthalte.

Kraut.

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e   A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

22. 23. S t ü c k .

Den 11. Februar 1836.

---

G ö t t i n g e n .

Zufolge eines vom Königlichen Universitäts-  
Curatorium zu Hannover an den Ober-Medi-  
cinalrath Blumenbach ergangenen Rescriptes  
in Betreff des bey Anlaß seines 50jährigen Doc-  
tor-Jubiläi durch Betrieb des verewigten Ge-  
heimen Medicinalrathes Rudolphi gestifteten  
Stipendii Blumenbachiani ist der disponible  
Zins-Fonds desselben abermahls auf die Sum-  
me von sechshundert Thalern in Golde  
angewachsen, so daß es wieder einem jungen,  
durch vorzügliche Geistesfähigkeiten sich auszeich-  
nenden, aber unbemittelten Doctor der Medicin  
als ein Reifestipendium zu seiner weitem Aus-  
bildung und zur Verfolgung eines bestimmten  
wissenschaftlichen Zweckes zuerkannt werden kann.

Da nun im nächsten März dieses Reise-  
pendium wiederum zu ertheilen ist, so werden  
diejenigen jungen Doctoren der Medicin, welche  
dasselbe zu erhalten wünschen, und sich dazu  
eignen, an den Ober-Med.R. Blumenbach sich



wenden, und demselben hinreichende Zeugnisse über ihren Lebenswandel und Character, so wie ihren Mangel an Vermögen, desgleichen ihre gedruckte Inaugural-Dissertation, oder andere von ihnen verfaßte Schriften, übersenden.

Es ist dabey von vorzüglicher Wichtigkeit, daß der Umfang und bestimmte Zweck der wissenschaftlichen Reise, zu welcher sie diese Unterstützung benutzen wollen, genau entwickelt werde.

### P a r i s.

Voyage dans les provinces de Rio Janeiro et de Minas Geraes (zwey Bände 1830. und Voyage dans le district des Diamans et sur le littoral du Brésil, (zwey Bände) 1833. par Aug. de Saint-Hilaire.

Es mag allerdings wohl schwer seyn, von Brasilien erzählen und sich dabey der Botanik enthalten; allein Länder und Gegenden können nicht wie Treibhäuser beschrieben werden, wenn der Leser ein anschauliches Bild des Totaleindrucks davon tragen soll. Nun war zwar der Zweck des zweyjährigen Aufenthalts des Verf. und seiner Reisen in den auf dem Titel angegebenen Provinzen (von 1816 bis 1818) vorzüglich ein botanischer; da er aber das Ergebnis dieser seiner Forschungen der gelehrten Welt bereits in zwey ausführlichen Werken vorgelegt hat, so sind hier die Seitenlangen Pflanzenverzeichnisse ohne Nutzen und nur störend. Bey der übrigen Beschreibung des Landes folgt der Verf. seinem Tagebuche, und daraus entspringt ein zweyter Nachtheil — daß nämlich manche Bemerkung als allgemein gültig aufgestellt wird, während eine Note besagt, daß spätere Erfahrung den Verf. eines bessern belehrt habe. Die

Beschreibungen der Städte, Dörfer, selbst einzelner Höfe, über welche der Verf. seinen Weg nahm, sind im hohen Grade detaillirt, aber nicht in einer Art, die dem Leser ein lebendiges Bild davon gäbe. Alles dieß mußte bemerkt werden, um das geringfügige Resultat allgemeiner Betrachtungen aus vier so starken Bänden, wie die vorliegenden, zu erklären. Das Hauptergebniß, was sich nach ihrer Durchlesung aufdrängt, ist: es ist nicht allein anderswo besser, als in Brasilien; sondern auch, bey der Art, wie in diesem reichen Lande gewirthschaftet wird, ist nicht abzusehen, wie der allgemein drohenden Verarmung noch bey Zeiten entgegen gearbeitet werden könnte! Man ist immer nur zu geneigt, bey solchen Erscheinungen die Schuld den Regierungen bezumessen. Die unverzeihlichen Fehler der früheren Portugiesischen Regierung, und jetzt der Brasilianischen, sind bekannt und bestehen allerdings noch; allein bey einer solchen Zusammensetzung von Unterthanen, deren verschiedenste Eigenthümlichkeit von dem nicht abzuwehrenden Einflusse des Klimas abhängig bleibt, mag die Aufgabe wohl schwer seyn, nach Europäischen Begriffen zu regieren. Alle Classen der sparsamen Bevölkerung verachten sich gegenseitig; der alte Portugiese den eingebornen Indianer; dieser den frey gewordenen Neger und Mulatten; und der später eingewanderte Europäer alle andern. Obgleich diese verschiedenen Abstufungen von Einwohnern oft in gleicher Anzahl an dem nämlichen Orte wohnen, so wirkt doch jene hochmüthige Verachtung auf Umgang und gemeinsames Zusammenwirken so absondernd wie Kastengeist. Im Einzelnen ist diese Abneigung auch wieder von Provinz gegen Provinz eben so tief begründet; die schwache Regierung

von Rio de Janeiro bot Jahrhunderte lang alles auf, dieselbe wach zu erhalten, um leichter nach Willkühr regieren zu können, bis nun endlich dieser Provinzialhaß erblich geworden ist. Dazu kommt nun ein Klima, das in den fruchtbarsten Provinzen zur Unthätigkeit nöthigt; eine Unthätigkeit, die jene allgemein herrschende Langueweile verbreitet, und in Gefolge dieser zum übermäßigen Genuße des Branteweins reizt. (Nur höher in den Bergen fand der Verf. die Menschen regsamer, höflicher und verständiger). Jeder Schritt, jedes Handaufheben, ja selbst jedes gesprochene Wort ist dort eine Last, der man sich zu entheben sucht; und selbst der Maulthiertreiber, der seine Waaren zur Stadt bringt, zeigt ihren Verkauf und was er feil hat, durch Aufsteckung eines grünen Zweiges an, dessen Bedeutung man kennt, um der Anstrengung des Ausrufens und Feilbietens überhoben zu seyn. Daher ist denn auch der Eindruck, den die bevölkerterten Städte machen, kein anderer, als der der tiefsten Stille, von keinem Geräusche unterbrochen; alles scheint hier zu ruhen, auszuruhen, zu schlafen. Selbst auf dem Theater zu Villa Rica fand der Verf. die Schauspieler bewegungslos gegen einander gerichtet, und ihre Rollen kalt hersagen, als wäre es eine Lektion in der Schule. Fast in allen Städten und größeren Orten ergab sich, daß die Bevölkerung allmählich im Abnehmen begriffen war. Ein unbedeutender Handel mit den ersten Lebensbedürfnissen ernährt den Städter im Innern spärlich. In den Dörfern erblickt man nur einen Krämer und einen Schmidt, der von den durchziehenden Maulthiertreibern lebt. Hier auf dem Lande ist der große Gegenstand des Ehrgeizes, sich so weit hinauf zu arbeiten, daß man ein Senhor d'in-

ghongo, d. h. Herr einer Zuckersabrik, wird. Die ersten Einwanderer wurden dadurch reich und unabhängig, und diese Bedeutung hat sich erhalten, obgleich niemand mehr reich dabey wird, weil solche Anlagen jetzt in allzu kleinem Maßstabe gemacht werden. Dabey ist die Er- giebigkeit des Zuckerrohrs sehr von dem Boden abhängig. Nachdem es gepflanzt worden und ein Jahr übergestanden hat, kann es in der Re- gel zwey Jahre lang geschnitten werden, ehe es ausgeht; im besten Boden hingegen steht es zwölf Jahr nutzbar. Außer der Zuckersiedererey treibt der Gutsbesitzer Viehzucht, Gerbererey, Salpeter- gewinnung (in einzelnen Provinzen), Taback und Baumwollenzucht; Getreide ist kein Bedürfniß im Großen. Der Verf. widmete der von frü- heren Reisenden aufgestellten Behauptung, daß in Brasilien der Taback wild wachse, eine sorg- fältige Untersuchung, und fand sie ungegrün- det. Die Baumwolle, die wie Mais gesäet wird, schießt gleich im ersten Jahre Manns hoch auf, voll von wollhaltigen Kapseln. Zur Ver- vollkommnung aller dieser Producte geschieht je- doch nichts. Flachs und Hanf würde gut fort- kommen, wie einzelne Versuche bewiesen haben, wird aber der mühsamen Gewinnung wegen völ- lig vernachlässigt; man findet es bequemer, sich der Riemen statt Bindfaden und Stricke zu be- dienen. Wie auf solche Weise der Landbauer nicht wohlhabend werden kann, so eilt vollends in den Goldprovinzen alles der Verarmung entgegen. Das Goldwaschen ist nicht mehr er- giebig, wie sonst, und kostet viel Arbeiter; das seit Jahrhunderten beobachtete unverständige Ver- fahren bey dem Auffuchen des goldhaltigen Gesteins, wodurch der Boden rücksichtslos durchwühlt wird, hat allen Humus dergestalt zu unterst gekehrt,

daß an eine Benutzung des Bodens durch Ackerbau gar nicht mehr zu denken ist. Wenn dieses Uebel besonders die Provinz de Minas betrifft, so erregt das leichtsinnige Niederbrennen der Urwaldungen in andern Provinzen eine ähnliche Besorgniß für die Zukunft durch den daraus entspringenden Holz-mangel, der jetzt schon fühlbar wird. Man erstaunt, was der einzelne Mensch selbst in der unerschöpflich scheinenden Natur vernichten kann! Der Verf. prophezeit wiederholt, daß in wenigen Jahren die Zufuhr von Schiffsbauholz, Planken und Brettern aus Europa erforderlich fallen werde. Eine merkwürdige Angabe des Verf. als Botanikers ist, daß aus dem niedergebrannten Holzgrunde, so wie er kaum erkaltet, Pflanzen wild empor schießen, die sonst rings umher nirgends wachsen. — Von der Verwaltung ist wenig zu sagen, da jeder Gouverneur in seiner Provinz ziemlich unumschränkt regiert; doch bemerkt der Verf. nichts von directem Bedruck und Willkühr, was sich wohl daraus erklärt, daß der Staat sich in wenig mehr einmischet, als zur Sicherung und Erhebung der Zölle, Zehnten und Steuern nöthig ist. Polizeyliche Anstalten bemerkt man nirgends; selbst in bedeutenden Städten sind keine Wochenmärkte, und daher stete Verlegenheit um Lebensbedürfnisse und folglich Theuerung. Um so auffallender ist die Sicherheit, mit der man reist. Dem Verf. begegnete keine Gewaltthatigkeit irgend einer Art, als daß einst einer seiner Europäischen Begleiter von zwey Schneidern, die aus dem Busch hervorstürzten, angefallen wurde — jedoch nur um ihm das Maß seines neumodigen Ueberrocks mit Gewalt zu nehmen. Die bürgerliche Gerichtsverfassung, wie sie über ganz Brasilien besteht, wird folgendermaßen be-

schrieben. Jede Provinz oder Capitaney hat einen Gerichtshof aus zwey Arten von Richtern; juizes ordinarios und juizes de fora. Die ersten sind ohne Rechtskenntniß und entscheiden bloß nach Billigkeit; die andern sind Rechtskundige. Die Parteyen wählen zwischen beiden. Die Billigkeitsrichter werden alle drey Jahre neu gewählt. Nach ihrem Abgange können sie wegen Unbilligkeit belangt werden, wenn sie bey ihrer Entscheidung nicht einen Grefier um Rath gefragt haben, den sich daher auch jeder hält. Die Appellationen gehen nach Rio — man bekommt aber keine Antwort, wenn man nicht selbst hinteran reist, und das ist für manche Partey eine Reise, auf der man drey Monate zubringt! Allein auch in der ersten Instanz ist die Justiz käuflich. — Die Geistlichkeit treibt offene Simonie, und verweigert die Sacramente und die eheliche Einsegnung, wenn keine Bezahlung vorangeht. Die Religion ist ohne moralische Grundlage, und der Gottesdienst bloß äußere Form; der Verf. sah in ganz Brasilien nie mehr als zwey Bibeln. Das beste ist, daß die Geistlichkeit nicht heuchelt; sie zeigt sich offen, wie sie ist. — Eine sorgfältige Nachforschung hat der Verf. der noch immer bestrittenen Frage gewidmet, ob die Butocuden Menschenfresser seyen? Die Sage ist in Brasilien allgemein verbreitet, und auch die einzelnen Butocuden, mit denen der Verf. sich verständigen konnte, bejahten jene Frage. Allein bey der zweyten: Ob Zeuge selbst einem solchen Schreckensmahl beygewohnt? war die Antwort jedesmal: Nein — aber er habe dazu beygetragen, daß einst ein Neger gefressen worden. Der Verf. vermuthet daher, daß diese Wilden sich in dem von ihnen verbreiteten, aber ungegründeten Gerüchte

gefallen. Die sehr umständliche Beschreibung des Verfahrens bey Gewinnung des Goldes und der Demanten enthält für deutsche Leser früherer Reisebeschreibungen nichts Neues.

Bl.

### E b e n d a s e l b s t.

Bey Lebrault: Mémoires géologiques et paléontologiques, publiés par A. Boué. Tome premier. Avec quatre planches. 1832. XVI und 362 Seiten in Octav.

Für keinen Zweig der Naturkunde ist ungebundene Beweglichkeit derer, welche das Feld der Wissenschaft anbauen, erspriesslicher, als für die Geologie. Seitdem die Erforschung des Baues der Erde eine vergleichende geworden, hat die Geologie die bewundernswürdigen Fortschritte machen können, welche ihr erlauben, eine ehrenvolle Stelle unter den früher herangebildeten Schwester-Wissenschaften einzunehmen. Aber wie weit und wie oft ist zu wandern, um in der vergleichenden Geologie zu irgend einem sicheren Resultate zu gelangen. Glücklich daher für die Wissenschaft, daß es Männer gibt, die in der unabhängigen Lage sich befinden, welche das Reisen begünstigt. Wie viel hat die Geologie dadurch einem Alexander von Humboldt, einem Leopold von Buch zu verdanken; und welche rasche Fortschritte hat die Wissenschaft darum in England machen können, weil hier die Anzahl der unabhängigen Forscher ungleich größer ist, als in andern Ländern. Der Herausgeber obiger Schrift gehört zu den Geologen, welche durch ihre Lage in den Stand gesetzt werden, viel zu reisen. Seiner großen Beweg-

lichkeit und seinem glühenden Eifer hat die Geologie schon viel zu verdanken; und wenn gleich seine Arbeiten nicht immer das Gepräge lange mit Ruhe fortgesetzter, tief eindringender und möglichst erschöpfender Untersuchungen führen, so lassen sie doch nie die lebendige Auffassung und den Scharfblick ihres Urhebers verkennen; und tragen stets dazu bey, die Theilnahme zu wecken, und die Aufmerksamkeit auf neue Gegenstände oder neue Seiten zu lenken. Dabey ist zu rühmen, daß Herr Boué, der zwar deutsche Bildung genossen, aber doch gewöhnlich nicht in Deutschland lebt, sich möglichst vollständige Kunde von Allem zu verschaffen strebt, was für Geologie geschieht; daß er mit Unparteylichkeit die Verdienste Anderer anerkennt; mit Freymüthigkeit abweichende Meinungen bekämpft; aber auch ohne Zaudern und ohne Empfindlichkeit sich von eigenen Irrthümern überzeugt, und unhaltbare Behauptungen zurücknimmt.

Herr Boué fing im Jahre 1829 an, in Verbindung mit zwey Freunden, in Paris ein Journal de Géologie heraus zu geben; aber schon nach einem Jahre zerschlag sich diese Unternehmung. Ihre Stelle sollte eine, nach unbestimmten Fristen fortzusetzende Sammlung geologischer, von ihm selbst und von Anderen verfaßter Abhandlungen einnehmen, von welcher uns bis jetzt nur der erste Band zugekommen, dessen lehrreichen Inhalt wir hier kurz angeben wollen.

Die erste Abhandlung: *Considérations générales sur la distribution géographique, la nature et l'origine des terrains de l'Europe*, von dem Herausgeber, ist an Umfang und Gehalt eine der bedeutendsten in vorliegendem Bande, aber schon aus Leonhard's



Zeitschrift für Mineralogie vom Jahre 1827 bekannt. — *Résumé des observations conchiologiques de M. Deshayes, relativement au classement des dépôts tertiaires.* Durch Vergleichung der lebenden Conchylien mit den fossilen Arten aus den tertiären Schichten von Europa, und der fossilen Arten dieser Ablagerungen ist Herr Deshayes dahin gelangt, drey verschiedene tertiäre zoologische Epochen zu unterscheiden, die durch das Gesammte der dazu gehörigen Arten, so wie durch das Verhältniß zwischen den Untergegangenen und denen, welche mit den lebenden übereinstimmen, charakterisirt werden. Gegen das von Herrn Deshayes angewandte Verfahren und die dadurch erlangten Resultate ist zum Theil die folgende Abhandlung des Herausgebers gerichtet: *Essai pour apprécier les avantages de la Paléontologie, appliquée à la Géologie et à la Géogénie.* Es wird darin gezeigt: daß bey dem jetzigen Zustande unserer Kenntnisse von den lebenden und fossilen Conchylien, jene Resultate unsicher seyen; daß man überhaupt die Anwendung, welche man von der Vertheilung der Petrefacten auf die geognostische Classification macht, nicht zu weit treiben dürfe; und daß man auch ganz unabhängig von den Erfahrungen über das Vorkommen der Reste organisirter Wesen in den Erdrindelasgen bedeutende Fortschritte in der Bestimmung der Lagerfolge machen, und daraus wichtige Folgerungen für die Geogenie ableiten könne. — *Le Déluge, le Diluvium, et l'époque alluviale ancienne.* Von dem Herausgeber gegen die Ansichten von Buckland, Cuvier u. A. über die Wirkungen der Sündfluth gerichtet. Wenn gleich viele Theile der Erdoberfläche

Ueberschwemmungen erlitten hätten, so habe man doch bis jetzt keine Beweise für eine so allgemeine Fluth, als sie von Moses angegeben, und von vielen Gelehrten angenommen worden. Die alten Alluvionen oder das sogenannte Diluvium, oder selbst nur einzelne Theile dieser Ablagerungen, seyen von der angeblichen historischen Sündfluth nicht abzuleiten; daß man, wenn man den innigen Zusammenhang zwischen den neueren und älteren Alluvionen, so wie zwischen diesen und den weit früheren Absätzen beachte, die jetzigen geologischen Phänomene nur als eine Fortsetzung der früheren ansehen könne. — *Observations sur le sol tertiaire tel qu'il est congru par M. Brongniart.* Mancherley Einwendungen des Verfassers gegen die in dem bekannten Tableau des terrains befolgte Classification. — *Description de divers gisemens intéressans de Fossiles dans les Alpes Autrichiennes.* Die hier von dem Herausgeber mitgetheilten Notizen betreffen die merkwürdigen, aber noch immer nicht zur Genüge aufgeklärten, geognostischen Verhältnisse der Gegenden von Hallein, Gosau, Ruffsee, des Untersberges zwischen Reichenhall und Salzburg, der Umgebung des Traunsees, der Gegend von Windisch-Gersten, Hinter-Läuffa umweit Altenmarkt, von Hinflau, Gams und Wand. — *Aperçu géognostique sur les dépôts le long des bords du Donetz, dans la Russie méridionale, par M. E. Kovalovski.* Von dem Herausgeber aus dem Russischen Bergwerks-Journal (*Gornoi Journal*) vom Jahre 1829 übersetzt. Es finden sich bedeutende Steinkohlen-Ablagerungen in jenen Gegenden, deren geognostische Verhältnisse bis

her noch völlig unbekannt waren. Hieran rei-  
 hen sich: *Notices diverses sur les Monts Al-*  
*tai*, aus dem Russischen Bergwerks-Journal  
 von 1829, 1830 und 1831 durch Herrn von  
 Lehmann, Bergwerks-Officier in Russischen  
 Diensten, übersetzt. Die einzelnen Notizen sind  
 von keinem ausgezeichneten Werthe, aber doch  
 willkommen, weil sie wenig bekannte Gegen-  
 den betreffen, und die Zeitschrift, aus welcher  
 sie entlehnt worden, außerhalb Rußland von  
 wenigen Geologen benutzt werden kann. — *Nou-*  
*velles observations sur les Bélemnites*, par  
 M. le Comte Münster. Uebersetzung einer  
 zu Baireuth 1830 erschienenen kleinen Schrift. --  
*Distribution géologique des Pétrifications*  
*de la Suède*. Par M. Hisinger. Ein Aus-  
 zug aus einer in diesen Blättern angezeigten,  
 in Französischer Sprache abgefaßten, zu Stock-  
 holm heraus gegebenen Schrift. — *Les prin-*  
*cipes de la Géologie etc.* par M. Ch. Lyell.  
 Eine kurze Darlegung des Inhaltes des be-  
 rühmten Lyell'schen Werkes. — *Examen des*  
*phénomènes de la Géologie*, qui semblent  
 avoir le rapport le plus direct avec les  
 idées théoriques, par M. W. D. Cony-  
 beare. Aus den *Annals of philosophy* vom  
 Jahre 1830 von dem Herausgeber übersetzt und  
 mit Anmerkungen begleitet, in denen die An-  
 sichten des Herrn Conybeare zum Theil be-  
 stritten werden. — *Sur les soulèvements éprou-*  
*vés par les Hautes-Alpes*. Besonders über  
 das Verhältniß der von Elie de Beaumont  
 aufgestellten Theorie zu den früheren Aeusserun-  
 gen des Verfassers über jenen Gegenstand.

Mit Verlangen sehen wir der Fortsetzung die-  
 ser reichhaltigen Sammlung geologischer Abhand-  
 lungen entgegen.

## C a l c u t t a.

Journal of the Asiatic Society of Bengal, edited by the Secretary, and circulated gratis by the Members of the Society. January 1835. 64 S. in 8.

Von der dortigen Asiatischen Gesellschaft erhält Ref. als ihr honorary member — wozu er im vorigen Jahre ernannt wurde — dieß Journal zwar regelmäßig, aber bey der weiten Entfernung und den dabey unvermeidlichen Zufällen, nicht immer in der Ordnung wie es erscheint; wie denn drey jüngere Stücke schon in diesen Blättern angezeigt sind (S. g. A. 1835. St. 177. 178 u.) die früher bey uns anlangten. Das vorliegende Stück enthält 1. Analysis of a Tibetan medical work by Al. Csonma de Körös. Zwar nur ein Auszug aus dem Tibetanischen Werke, aber merkwürdig als die erste Schrift dieser Art, deren Mittheilung wir den Tibetanischen Studien des berühmten Reisenden verdanken. Es wird dem Schafia beygelegt, und ward in Cashmir aus dem Sanscrit in das Tibetanische übersetzt. Es soll in Tibet 40 Werke über die Medicin geben; das gegenwärtige heißt der Tractat in vier Theilen. Der erste Theil enthält die allgemeinen Grundsätze der Medicin. Der zweyte handelt von den Wunden; der dritte von den Krankheiten; der vierte von der Praxis. Auszüge lassen sich nicht daraus geben, weil das Ganze in kurzen Sätzen geschrieben ist; auch glauben wir nicht daß unsere Aerzte viel daraus lernen würden. Die Hauptschule der Medicin in Tibet ist in einem Kloster Chak-Phuri unweit Lassa, der Haupt-

stadt. 2. Journal of a tour through the Island of Rambree by Lieut. Foley. Rambree ist eine der kleinen Inseln an der Küste von Arracan, unweit Cheduba. Die Beschreibung ist meist geologisch, nebst einigen Nachrichten über die Bewohner, die Muggs. 3. Description of the so called Mountain Trout of Kemaon, by Dr M. Cleland. Die Fischart gehört nicht zu den Forellen, sondern bildet eine eigene Species. Die Landschaft Kemaon liegt im Innern des Himalaja an der Grenze von Nepal; mit einer Abbildung. 4. Discovery of the genuine Tea Plant in Upper Assam. Wohl der wichtigste Aufsatz in diesem Stück. Assam ist bekanntlich eine der neuesten Eroberungen der Briten durch den Birmanenkrieg. Die Engländer sind dadurch die unmittelbaren Nachbarn von China geworden; denn es stößt an Tunnan, die südwestlichste Provinz von China. Man hatte schon mehrere Nachrichten, daß dort die Theestaude wild wächst. Aber man war zweifelhaft ob es die echte Theepflanze, oder die damit nahe verwandte Camellia sey. Es war eine eigene Thee-Committe in Calcutta errichtet, um zur Gewißheit zu kommen, und dieß ist jetzt geschehen. Der Aufsatz liefert die officiellen Berichte darüber. Zuerst den Bericht der Committe an die Regierung und den General-Gouverneur. »Es ist außer allem Zweifel daß die echte Theepflanze in Ober-Assam einheimisch ist, indem sie sich in dem Gebiet der Compagnie in dem Umfange von 30 Tagereisen von Beesa bis zu der Grenze von China und der Provinz Tunnan findet, in welcher die Theestaude zu der Gewinnung der Blätter gebaut wird. Die Committe verdankt diese Gewißheit dem Eifer des Capt.

Jenkins, Befehlshaber an der Grenze, und Lieut. Charlton, welche die Proben von Blättern und Früchten überschickt haben. Die Schreiben dieser beiden Officiere werden dann mitgetheilt. Beygefügt ist auch das Gutachten des Dr. Wallich, Präsidenten der Committee, Director des botanischen Gartens in Calcutta, in welchem die Verschiedenheiten der Theestaude und der Camellia wissenschaftlich angegeben, und durch eine Abbildung erläutert werden. Man betrachtet diese Entdeckung als eine der wichtigsten und folgenreichsten, und schon werden Vorschläge zu der Anlage einer Straße in jene entfernten, noch fast ganz unbekanntem, Gegenden gemacht, wodurch auch neue Verhältnisse mit China werden herbeygeführt werden. Es ist in Vorschlag eine wissenschaftliche Reise nach Ober-Assam machen zu lassen, die reiche Ausbeute für die Naturgeschichte verspricht. 5. und 6. Meteorologische und Längen-Beobachtungen. 7. Proceedings of the Asiatic Society. Nachricht von der Auffindung von Knochen untergegangener Riesenthier, unter andern eines Backen-Zahns des Mastodon Elephantiades 13½ Zoll lang. 8. Miscellaneous. Unter diesen die Beschreibung eines Seeungeheuers das in dem Golf von Bengalen erblickt ward, von der Größe eines Wallfisches, aber verschieden von diesem durch Farbe und Gestalt. 9. Meteorological Register. Wir dürfen hoffen durch dieses Journal noch viele interessante Nachrichten über Indien zu erhalten, und wollen noch bemerken, daß zum jetzigen Secretär der Gesellschaft der Herr J. Prinsep, Esq., ernannt ist, dessen Benares illustrated wir im vorigen Jahre anzeigten.

## P r e n z l a u.

Homers Werke, übersetzt und mit einer Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehen von Ernst Schaumann. 1. 2. 3. Bändchen. 1835.

Wir haben die Uebersetzung der Ilias des Verfassers schon früher angekündigt (S. g. A. 1828. St. 101) und wir können, was wir zu ihrem Lobe gesagt haben, hier nicht nur wiederholen, sondern es scheint daß der Uebersetzer durch die Uebung, besonders in Rücksicht des Versbaus — die Uebersetzung ist in Hexametern — sich noch vervollkommnet hat. Die vorliegenden drey Bändchen enthalten die neun ersten Gesänge der Odyssee. Die Einleitung gibt eine Uebersicht des Inhalts des ganzen Gedichts; außerdem ist aber jedem einzelnen Gesange noch eine genauere Inhaltsanzeige vorgesetzt. Die Anmerkungen erläutern nur kurz das, was bey der Lesung Anstoß geben könnte. Die Zahl der Verse ist der im Original gleich, da der Verf. sich weder Abkürzungen noch Umschreibungen erlaubt hat. Da die Odyssee sich noch mehr als die Ilias für das größere Publicum, besonders für die Jugend, schickt, so wird ihre Uebersetzung sich auch noch eines größern Lesekreises zu erfreuen haben. Das Ganze macht eine Abtheilung der dort im Kalbesbergschen Verlage erscheinenden Uebersetzungs-Bibliothek der Griechischen und Römischen Classiker aus.

Hn.

# G e t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

24. Stück.

Den 13. Februar 1836.

---

L o n d o n.

Bey Saunders und Benning: Summary of the criminal Law; by Henry Stephen, Serjeant at Law. VI und 506 Seiten in Octav.

Eine sehr vermehrte Bearbeitung des vierten Bandes von Blackstone's bis jetzt unübertroffenen Commentaries on the Laws of England, zunächst für Leser bestimmt, die, ohne eigentliche Rechtsgelehrte zu seyn, sich mit der Criminalgesetzgebung ihres Vaterlandes bekannt machen wollen, und zugleich als Anhang besonders zu den 16 frühesten Ausgaben des gedachten Werks von entschiedener Brauchbarkeit. Der Verf. fand weder dieses, noch die einschlägigen Werke neuerer Schriftsteller geeignet, der gedachten Leserclasse eine Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Englischen Criminalverfassung zu verschaffen. Blackstone erschien ihm seit den großen Veränderungen in diesem Theile der Gesetzgebung als ein unzulänglicher und ge-



fährlicher Führer, der schon in seiner ursprünglichen Gestalt weniger gedrängt und practisch war, als es das Bedürfniß dieser Leser erfordert und überdieß noch den Nachtheil hatte, den Käufern nur als Theil eines ausführlichen und kostspieligen Ganzen zugänglich zu seyn. Die Schriften neuerer Verfasser fand er augenscheinlich nur für den Gebrauch ausübender Rechtsgelehrten geeignet, nach keinem umfassenden Plane bearbeitet und mit Unterscheidungen und Kleinlichen Einzelheiten überladen, die für den gemeinen Leser nur wenig Werth haben können. Das vorliegende Werk ist, wie am Schlusse der Vorrede bemerkt wird, keinem dieser Bände würfe ausgesetzt und nach einem umfassenden, wenn gleich gedrängten Plane zusammengetragen. Im Allgemeinen wurde darin die Ordnung von Blackstone befolgt und nur da abgeändert, wo Veränderungen in den Gesetzen selbst es erforderten oder an die Hand gaben. — Wir müssen dem Verf. das Zeugniß geben, daß er seiner Aufgabe trefflich genügte, wenn es gleich aus den hier folgenden Mittheilungen und Bemerkungen sich ergeben sollte, daß der Wissenschaft noch mancher unbefriedigte Wunsch übrig geblieben ist. Blackstone that was er konnte und sein Zeitalter erlaubte, und wer die lange Reihe von 17, seit 1765 bis hierher, mit oder ohne Glosse, erschienenen Ausgaben seines Werks überblickt, wird gewiß das Honorar von 18000 Guineen, welches er dafür bezog, für nichts weniger als übertrieben finden. Daß man aber noch 70 Jahre später das Englische Criminalrecht, mit Ausnahme weniger Veränderungen, nach dem nämlichen Plane abhandelte, welchen dieses Werk vorgezeichnet hatte, daß selbst die durchgreifende Criminalreform von 1825 und

den folgenden Jahren auf den wissenschaftlichen Vortrag, abgesehen von historischen Erörterungen, wenig oder gar keinen Einfluß bewies, scheint mit den Erwartungen, welche der Vorgang dieses großen Mannes begründete, in umgekehrtem Verhältniß zu stehen.

Um unsere Leser in den Stand zu setzen, die Anordnung des Ganzen mit einem Blicke zu überschauen, möge hier eine Uebersicht der einzelnen Bestandtheile desselben folgen.

I. Der eigentliche Umriss des Englischen Criminalrechts (von S. 1—340) besteht aus 30 hinter einander fortlaufenden Kapiteln, von denen die 3 ersten, die wir mit A) bezeichnen wollen, den allgemeinen Theil (von S. 1—12), die 13 folgenden (unter B) die Lehre von den Verbrechen (von S. 13—220), und die 14 letzten (unter C) von S. 221—340 den Proceß enthalten.

A) Allgemeiner Theil. Kap. 1. Von der Natur der Verbrechen und deren Bestrafung. 2. Von den Personen welche fähig sind Verbrechen zu begehen. 3. Von Urhebern und Gehülfen.

B) Einzelne Verbrechen. 4. Von Verbrechen gegen Gott und die Religion. 5. Von Verbrechen gegen das Völkerrecht. 6. Vom Verrath. 7. Von Verbrechen gegen die Vorrechte des Königs oder gegen seine Regierung. 8. Von Verbrechen gegen die öffentliche Gerechtigkeit. 9. Von Verbrechen gegen den Landfrieden. 10. Von Verbrechen gegen den öffentlichen Handel. 11. Von Verbrechen gegen die öffentliche Gesundheit und die öffentliche Polizen oder Verwaltung. 12. Von Mord und Todtschlag. 13. Von andern Verbrechen gegen die Person. 14. Von Verbrechen gegen die Wohnung der Eins

wohner. 15. Von dem Diebstahl und andern Verbrechen gegen das Eigenthum. 16. Von den Mitteln Verbrechen zu verhüten.

C) Proceß. 17. Von den Criminalgerichten. 18. Vom summarischen Verhör. 19. Von Verhaftbefehlen. 20. Von Einkerkelung und Bürgschaft. 21. Von den verschiedenen Arten der Verfolgung. 22. Vom Gerichtsverfahren. 23. Von Richterforderung (Certiorari). 24. Von der Stellung vor Gericht. 25. Von der Einrede und Reife zum Spruch. 26. Von der Untersuchung und Ueberführung. 27. Von dem Urtheil und dessen Folgen. 28. Von der Umstoßung des Urtheils. 29. Von dem Aufschl und der Begnadigung. 30. Von der Vollstreckung. (Nach Blackstone's Eintheilung enthielt dieser Abriß 33 Kapitel.)

In jedem einzelnen Kapitel wird, in aphoristischer Form, zuerst eine Begriffsbestimmung des abzuhandelnden Gegenstandes gegeben, dann folgt eine Uebersicht der verschiedenen Arten und Unterarten desselben nebst den vorzüglichsten dahin gehörigen Bestimmungen des geschriebenen (Statute-Law) und ungeschriebenen Rechts (common-Law) die erstern werden in chronologischer Ordnung, größtentheils mit den eigenen Worten der königlichen Gesetzgeber, angeführt; bey den lezten, so wie auch bey den zwischen beiden eintretenden Dunkelheiten und, wenigstens scheinbaren, Widersprüchen werden die Ansichten ausgezeichnete Englischer Rechtsgelehrten mitgetheilt. Wir zweifeln keinesweges, daß diese Darstellung für den vaterländischen Leser in einem hohen Grade belehrend seyn werde, wir glauben sogar daß das Ausland in mancher wichtigen Rücksicht daraus zu lernen habe; in Ansehung der wissenschaftlichen Behandlung hin-

gegen scheint sie keine Vergleichung mit dem  
 Lehrern aushalten zu können. Der erste Theil,  
 welcher die philosophischen und historischen Vor-  
 kenntnisse über die Quellen und Gründe des  
 Strafrechts und die allgemeinen Grundsätze über  
 Verbrechen und Strafen enthalten sollte, ist ge-  
 wissermaßen ein quid pro quo, welches an  
 Dürftigkeit seines Gleichen sucht. Wir sind zwar  
 weit entfernt zu behaupten, daß die Bearbei-  
 tung der allgemeinen Grundsätze des Criminal-  
 rechts in unserm deutschen Vaterlande bereits  
 auf ihren höchsten Standpunct gelangt sey, wir  
 glauben vielmehr, daß auch hier dem unbefan-  
 genen Nachdenken noch manche, die Folgerichtig-  
 keit des Ganzen störende, Lücke auszufüllen übrig  
 geblieben sey: doch dürfte es schwer seyn, in  
 dem ganzen Umfange unserer Literatur ein Werk  
 aufzufinden, in welchem dieser Theil, sey es bey  
 dem einheimischen, oder in der Darstellung ei-  
 nes ausländischen Criminalrechts so auffallend  
 mißlungen oder vielmehr vernachlässigt wäre, als  
 in dem vorliegenden. Zu einer Zeit, wo die  
 Englischen Strafgesetze größtentheils nur aus ei-  
 ner unübersehbaren Menge unzusammenhängen-  
 der, harter, nicht selten sich selbst widersprechen-  
 der, im Laufe mehrerer Jahrhunderte durch Er-  
 oberung, innere Unruhen und Kriege herbey-  
 geführter Bestimmungen bestand, wäre freylich  
 eine Aufstellung allgemeiner, leitender Grund-  
 sätze nicht denkbar gewesen; aber durch die gro-  
 ße, unter den ewig merkwürdigen Regierungen  
 Georgs IV. und Wilhelms IV. seit 1825 und  
 den folgenden Jahren von Peel und seinen edeln  
 Gehülften herbeygeführte Criminal-Reform war  
 sie möglich geworden, wenn sie gleich nur als  
 erster Versuch hätte auftreten können. Treffliche  
 Beyträge dazu würden die größtentheils von dem

Verf. selbst bey einzelnen Veranlassungen angeführten Schriften eines Wynne, East, Chitty, Ruffel, Hawkins, Reeve, Foster, Hale, Bentham und anderer ausgezeichneten Rechtsgelehrten dargereicht haben. Auch die unmittelbar auf die gedachten, mehrere Jahre vorher mit der umsichtigsten Sorgfalt vorbereiteten, Reformen bezüglichen Commissions-Berichte und Parlaments-Verhandlungen und das tiefe Studium der daraus hervorgegangenen, zwar nicht erschöpfenden, aber höchst wichtigen Verbesserungen selbst, verbunden mit einem Blicke auf die besten einschlägigen Werke des Auslandes würden bey dieser Arbeit von bedeutendem Nutzen seyn und sie selbst dem Criminalisten vom Fach unentbehrlich machen. Es wäre möglich, daß der Verf. eine Arbeit dieser Art in einer eigenen Schrift nachfolgen lassen wollte, und daß eben daraus der dürftige Inhalt der vorliegenden drey Kapitel erklärt werden könnte; auf jeden Fall möchten wir, wenn anders die gegenwärtige Anzeige zu seiner Kenntniß gelangt, uns die Frage erlauben, ob es nicht seiner würdig sey, auf diesem Wege den philosophischen Leser mit dieser Dürftigkeit auszusöhnen?

Die Darstellung der einzelnen Verbrechen (Kap. IV — XVI) zeichnet sich durch Deutlichkeit und Vollständigkeit aus, die jedoch hin und wieder mit Detail überladen, auch von Streifereyen in das Gebiet veralteter oder erträumter Vergehen nicht ganz rein gehalten sind. Die Abtheilungen und Unterabtheilungen, nach welchen diese Aufzählung geschieht, scheinen ihren letzten Grund in Ideen des Mittelalters zu haben, die zu tief im Innersten der ganzen Staatsverfassung gewurzelt waren, als daß selbst die besseren Schriftsteller späterer Zeit sich we-

sentliche Abweichungen von demselben hätten erlauben können, und so erhielt sich im Widerspreche mit den ersten Grundsätzen des vernünftigen Denkens eine Classification, die mit einer natürlichen Anordnung des zu bearbeitenden Stoffes wenig oder gar nichts gemein hatte.

Nicht minder lehrreich, aber ungleich besser geordnet ist derjenige Theil welcher die verschiedenen Stadien des gerichtlichen Verfahrens umfaßt (Kap. 17 — 30). Daß keines Appellationshofes dabey gedacht wird, ist nicht die Schuld des Verfassers. Möge die bange Ahndung manches aufrichtigen Rechtsfreundes unersüllt bleiben, daß vielleicht noch mehrere Jahrhunderte dahin schwinden werden, bevor dieses Bedürfniß in seinem ganzen Umfange empfunden und durch einen zweyten Peel unter dem Schutze einer kraftvollen Regierung ins Britische Leben eingeführt wird!

II. Der von S. 340 — 475 folgende Anhang enthält eine Reihe von 15 Parlamentsacten, die für die Geschichte der neuesten Criminalreform von der höchsten Wichtigkeit sind. Dahin gehören die Acte über Verbesserung der Criminalgerechtigkeit, vom 26. May 1826, durch welche 31 frühere außer Wirksamkeit gesetzt werden, die Acte vom 21. und 22. Junius 1827 über fernere Verbesserung dieser Justiz, über Diebstahl, über boshafte Angriffe gegen das Eigenthum und über die Hundrede, durch welche vier Statute 137 frühere ihre verbindliche Kraft verlieren, die auf den Antrag von Lansdowne am 27. Junius 1828 ergangene und unter seinem Namen bekannte (Lansdown-act) Acte über die Verbrechen gegen die Personen, und mehrere andere im Laufe des letzten Jahrzehnds publicierte Gesetze in denen sämmtliche bis dahin über ei-

nen und denselben Gegenstand gültig gewesene Statute vereinigt (consolidiert), verbessert und durch Bestimmungen ergänzt werden, in denen Vernunft und Menschlichkeit vorherrscht, wenn gleich aus den aufgehobenen Statuten noch manche Härten beybehalten und Lücken übergetragen werden, deren vollständige Abhülfe einem umfassenden Criminal-Gesetzbuche vorbehalten bleibt, welches, früher oder später, der gegenwärtigen Reform das Siegel der Vollendung aufdrücken wird.

Noch bemerken wir, daß ein ausführliches alphabetisches Register den Gebrauch der vorliegenden Schrift um ein Großes erleichtert, und daß Druck und Papier von ausgezeichnete Vortrefflichkeit sind.

Böhmer.

### L o n d o n.

For Thomas and William Boone, New-Bond-Street, 1834: History of the war in the Peninsula and in the south of France, from the year 1807 to the year 1814. By W. F. P. Napier, C. B. Colonel H. P. forty third Regiment, member of the Royal Swedish academy of military sciences. Vol. IV. 589 Seiten gr. 8.

Dieser Theil der Napierschen Geschichte begreift die Feldzüge von 1810 — 1812 in sich. Auch in diesem Theile beweiset sich der Verf., so wie in den vorhergehenden seines Werks, als ein Forscher der militärischen Quellen, so weit und so lauter solche seit der kurzen Zeit, da ihm die von ihm beschriebenen Ereignisse Statt gefunden haben, zu Gebote standen; seine Darstellung ist ungemein deutlich und auch für

Ehen in der Kriegskunst verständlich, wenn sie sich die Mühe geben, den Militär-Operationen auf der Karte zu folgen. Er ist in Beurtheilung der Unternehmungen des größten Theils der Französischen Feldherren und ihrer Truppen sehr nachsichtig, man möchte vielleicht geneigt seyn, ihn einer Parteylichkeit für selbige anzuklagen. Napoleon, Soult, Suchet und mehrere der Französischen Feldherren finden in Napier einen Lobredner und Vertheidiger jeder ihrer Schritte, wie sie einen solchen unter ihren Landsleuten bisher nicht gefunden haben. Dagegen ist der Herzog von Ragusa, Marmont ein Gegenstand seiner bittersten Kritik. Seine nachtheilige Schilderung des Herzogs von Abrantes hat eine Rüge in den Memoiren der Herzogin von Abrantes veranlaßt, weshalb Napier diesem vierten Theil ein an die Herzogin gerichtetes Rechtfertigungsschreiben hat vorsehen lassen. Auf der andern Seite ist der Verf. nicht weniger bemühet, die Thaten der Engländer in das verdiente günstige Licht zu setzen, und einzelne tapfere Handlungen der Officiere und Soldaten der Vergessenheit zu entreißen. Dieß ist lobenswerth, und hat das Werk auch in England so wohl, als insbesondere in Frankreich den verdienten Beyfall gefunden. Dagegen springen die Fehler, die wir bey Anzeige der vorhergehenden Theile bemerken zu müssen geglaubt haben, so wie das Werk vorrückt um so stärker hervor. Wenn es überhaupt für einen Geschichtschreiber Pflicht ist, mit dem eigenen Urtheile höchst sparsam zu seyn, um dem der Leser, nach unparteyischer Vorlegung der Thatsachen nicht vorzugreifen, so erfordert die Natur der kriegerischen Ereignisse, bey denen der Zufall eine so große Rolle spielt, eine gedoppelte Vorsicht. Die Art der Uebungen der Truppen im Frieden, bey wel-



then man immer von Voraussetzungen ausgeht, daß diese oder jene Evolution den Feind nothwendig zu einer derselben entsprechenden Bewegung zwingen werde, verleitet leicht bey wirklichen kriegerischen Operationen von gleichen Voraussetzungen auszugehen. Bey Niemanden ist dieß mehr zu befürchten, als bey den sogenannten militärischen Gelehrten, die bey jenen Friedensübungen gemeinlich die Hauptrolle spielen, oder als tactische Lehrer bey den Militärschulen angestellt sind, womit dann gewöhnlich die Bearbeitung der Militär-Literatur verbunden ist. Allein im Kriege verhält es sich ganz anders. Erwägen wir ferner daß der Befehlshaber in den meisten Fällen die Pläne des Feindes nicht kennt, und eben so wenig von seiner Stärke unterrichtet ist, daß er sich oft in dem Fall befindet, auf einem ihm und seinen Truppen ganz unbekanntem Terrain zu operieren, und man wird leicht einräumen müssen, daß der Geschichtschreiber, wenn er sich nicht von dem Pfade der Gerechtigkeit entfernen will, seine Kritik nicht nur mit großer Schonung und Nachsicht aussprechen, sondern dasjenige, was er an die Stelle der geschehenen Unternehmungen vorschlägt, nicht als unfehlbar zum Gelingen führend vorstellen darf; denn, wer vermag den Erfolg des vortrefflichsten Operationsplans mit einiger Bestimmtheit vorherzusagen? Der Verf. bedient sich aber einer so dictatorischen Sprache, als wenn von seinem Richterstuhle keine Appellation mehr stattnehmend sey. Vergleichen wir z. B. die Sprache eines Tempelhofs, in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges, mit der angezeigten. Tempelhof schrieb seine Geschichte hauptsächlich die Kriegswissenschaften zu erweitern, auch er unterzieht das Geschehene einer sorgfältigen Prüfung und erlaubt sich Vorschläge, was hätte geschehen können; aber

weit entfernt, diese als Drakelsprüche auszugeben, machte er selbst, — um der Beurtheilung seiner Leser ein freyes Feld zu lassen, — auf Einwendungen aufmerksam. Noch mißlicher als die Kritik der militärischen Ereignisse, ist die der politischen, die in jene so tief eingreifen, vorzüglich wenn der Geschichtschreiber nicht auf einem Standpunkte gestellt war, um das, was in den Cabineten vorging, anders als aus den öffentlichen Blättern, und den zur Zeit in den Feldlagern im Umlaufe seyenden Gerüchten zu kennen. Wir haben den Verf. in den vorhergehenden Theilen bereits als einen Ultra Whig kennen lernen, und wie von ihm laut der englischen Zeitungen in der neueren Zeit gehaltenen öffentlichen Reden bezeichnen ihn als solchen in der größten Ausdehnung des Wortes. Wenn derselbe in letztern das politische System seines ehemaligen commandirenden Generals, des Herzogs von Wellington — dem er übrigens in seiner Kriegsgeschichte, das ihm gebührende Lob zollt — aufs Heftigste angreift: so kann man leicht errathen, daß die Administration der Tories, die während der Zeit der Dauer des Krieges in der Halbinsel den Zügel der Regierung führten, von dem Verf. die nachtheiligste Beurtheilung erfährt. Seine Kritik wird immer bitterer, und oftmals ungerecht, wenn von irgend einer Verfügung der Minister, oder den Handlungen der Agenten derselben, — deren Instructionen ihm nicht einmal bekannt sind, — die Rede ist. Als Beleg zu unserer Behauptung führen wir unter vielen Ausfällen, die sich der Verf. erlaubt, nur an, was er Cap. II. S. 131. u. f. von Canning sagt, wo er diesen in Europa so hoch geachteten Staatsmann für gänzlich unfähig, große Angelegenheiten zu führen, erklärt. Nach der dort aufgestellten Behauptung des Verf. habe Canning seine Unfähigkeit und schlechte Lei-

tung der Geschäfte, (unfitness and misconduct) nur durch seine schimmernde Beredtsamkeit (glittering oratory) versteckt. Indem Parteygeist den Verf. zu höchst gewagten Urtheilen über die Schritte seines eigenen Gouvernements verleitet, zeigt er sich zugleich zu sehr als Engländer, um bey seiner Critik des Betragens der Spanier und Portugiesen und der damaligen Regierungsbehörden derselben, den sich so stark aussprechenden National-Character dieser beiden Völker zu berücksichtigen; da wo dieser unaufhaltsam einwirkte, erblickt Napier nur Fehler der Englischen Minister und ihrer Agenten, oder findet Stoff die Regierungs- und Militärbehörden, oder einzelne Mitglieder derselben in Spanien und Portugal der Unwissenheit, Schlechtigkeit und wohl gar der Verrätherey zu beschuldigen. Wenn es überhaupt bey allen Allianzen schwer ist, die nöthige Einigkeit und das Uebereinanderhandeln in den Cabinetten und bey den zusammen agierenden Truppen auf die Länge zu erhalten, viel schwieriger mußte dieß bey einer Verbindung mit Völkern seyn, bey denen Nationaldünkel, religiöse und politische Vorurtheile, Argwohn, Mißtrauen, Falschheit und Hinterlist grell in den Vordergrund treten. Es will uns bedünken, als wenn sich der Portugiesische und Spanische Nationalcharacter, seit 1814 bis 1834, da Napier seine Geschichte dem Druck übergab, bey so vielen dem Gedächtnisse sehr nahe liegenden Ereignissen so bestimmt ausgesprochen habe, daß sich ganz andere Ursachen zu vielen Erscheinungen in dem Kriege in der Halbinsel, als der Verf. in seiner Geschichte annimmt, ohne große Mühe und ohne zu Anklagen von übelm Willen und Verrath seine Zuflucht zu nehmen, auffinden ließen. Daß die Ansichten des Herzogs von Wellington, die rein militärisch waren, nicht immer mit denen des Englischen

Cabinet's, daß so viele politische und Handelsverhältnisse mit Spanien und Portugal, wie nicht weniger die Europäische Politik im Allgemeinen, zu berücksichtigen hatte, nicht immer in Uebereinstimmung standen, liegt in der Natur der Sache; daß so wohl das Cabinet als der Herzog von Wellington den Geist dieser Völker und den des revolutionären Zustandes, in welchem sich beide damals befanden, nicht immer richtig beurtheilten, geht aus vielen Maßregeln, die theils projectiert, theils ausgeführt wurden, deutlich hervor, aber eben so sehr daß in den mehrsten Fällen eine richtige Würdigung der Ursachen und des wahrscheinlichen Ganges der Ereignisse außerhalb den Grenzen der Möglichkeit lag. Ein großer Theil der Bevölkerung in Spanien und Portugal fürchtete eben so sehr die Abhängigkeit von England, als die von Frankreich; die Portugiesen besorgten in eine noch nachtheiligere Handlungs-Balance gegen England zu gerathen, als sie schon vorher gewesen waren; die Spanier fürriethen dem Englischen Cabinet verrätherische Absichten in Betreff ihrer Colonien zu; die Civil- und Militärbehörden in beiden Ländern verlangten mit den Englischen als Alliirte und nicht als abhängige, oder wohl gar unterjochte Völker, auf gleichen Fuß behandelt zu werden, während die Engländer ihnen keine Stimme zugestehen wollten. Daher Reibungen ohne Zahl! — Unparteyische und mit der wahren Beschaffenheit der Sache bekannte Personen, werden aber dem Englischen Ministerio das Zeugniß nicht versagen können, daß dasselbe gern in die Pläne des commandierenden Generals, des Herz. v. Wellington, einging und alle Kräfte aufbot, die Ausführung derselben zu unterstützen, ein Verhältniß, in welchem nicht alle Befehlshaber von Englischen Armeen zu ihrem Cabinet gestanden haben. Glücklicher hierin war Wellington

als Marlborough, dem seine Unterhandlungen mit den Ministern, dem Parlamente, und den alliirten Höfen eben so viele und zu gewissen Zeiten noch mehrere Mühe und Sorgen machten, als die Bekämpfung Ludwigs XIV. Marlborough mußte die Feldherren und die Truppen der Alliierten, die unter seinen Befehlen standen, durch Schmeichelen und Freundlichkeit gewinnen; eine ganz andere Sprache durfte Wellington sich gegen die Spanier und Portugiesen erlauben; die regulären Truppen der letztern standen sogar unter den Befehlen Britischer Officiere.

### Leipzig und Stuttgart.

F. Scheible's Verlags-Expedition, 1835: Beiträge zur Aufhellung der Verbindung der menschlichen Frucht mit dem Fruchthälter und der Ernährung derselben. Mitgeth. in der anat. physiol. Abth. der im Sept. 1834 in Stuttg. versammelten Naturforscher von F. A. Ritgen. Mit 3 Taf. Abbild. Fol. 78 Seiten.

Ueber einen so wichtigen Gegenstand, wie derjenige ist, welchen der Titel in vorstehender Schrift bezeichnet, können wir nicht genug Resultate, aus Beobachtungen geschöpft, erhalten, die selbst dann von großem Werthe sind, wenn sie auch nur früher aufgefundenes bestätigen: wir müssen es daher dem scharfsinnigen Verf. Dank wissen, daß auch er eine sich ihm dargebotene Gelegenheit, die Gebärmutter mit dem Fruchtkuchen an einer im vorletzten Schwangerschaftsmonate Gestorbenen zu untersuchen, benützt und uns die Ergebnisse seiner Untersuchungen mitgetheilt hat. Er gibt zuerst die Erklärung der Abbildungen, von welchen die eine Tafel coloriert ist, und geht sodann 1) zur Betrachtung des Gewebes der hochschwangeren Gebärmutter über, woran er 2) die Be-

trachtung des Fruchtnestes oder der sogen. hinfälligen Häute reiht. Letztere entsteht nach des Verf. Ansicht durch eine Art von gesundheitsgemäßen Entzündungszustand, worauf gerinnbarer Schleim in der innern Gebärmutterwand abgesondert wird, der sich zu einem häutigen Gebilde gestaltet, dem ursprünglichen Nestsacke, welcher in der Gegend des Muttermundes und den beiden innern Eyleitermündungen offen, aber durch Schleimpfropfe geschlossen ist. Das ankommende Ey drängt die decidua vor sich her, und stülpt diesen Theil des Sackes in dessen Höhle eben so ein, wie das Herz den Herzbeutel (Bildung der reflexa). Al-

wieder eine Stimme mehr für diese Einstülpung! 3) Betrachtung der Flocken des Eyes. Hier unterscheidet der Verf. 1) die Stämme und Aeste, welche vom Chorion zur hinfälligen Haut verlaufen, an jenem und an dieser befestigt sind; 2) seitliche Verzweigungen, welche von jenen ausgehend, in freye Spitzen endigen: 3) zurückgewachsene Verzweigungen, welche sich als rückwärts umgewachsene Fortsetzungen der Stämme und Aeste an den Verwachsungsstellen mit der decidua darstellen. Die Flocken bilden besondere Gruppen, zwischen welchen sich die decidua serotina am Ende des 3ten bis zum Ende des 10ten Schwangerschaftsmonats tiefer und tiefer einsetzt. Indem die decid. serotin. den Einstülpungstrichter der decid. reflex. an seinem Rande ausfüllt, sperrt sie die Flocken von dem Blute ab, und verschließt dieselben in eine wahre Höhle. Diese Flockenhöhle wird durch die Einsenkungen der serotina und der damit verschmolzenen Gebärmutterwand zwischen die Flockengruppen in eben so viele Abtheilungen getrennt, als es besondere Flockengruppen gibt. Alle diese Abtheilungen der allgemeinen Flockenhöhle stehen nach des Verf. Beobachtungen untereinander in

offener Verbindung, indem die Einsenkungen der serotina und der Gebärmutterwand sich nicht bis zum chorion zu erstrecken das Ansehen haben. Da die Flockenhöhle kein Blut enthält, der Verf. auch keine seröse Feuchtigkeit darin gefunden, so vermuthet er, daß diese Höhle während des Lebens mit serösem Gase angefüllt ist. 4. Betrachtung der Ernährung des Nestes und der Frucht. Unter folgenden Unterabtheilungen betrachtet der Vf. hier seinen Gegenstand: 1. Vorbemerkungen über Ernährung überhaupt. 2. Ernährungsvorgänge innerhalb des Nestes. 3. Innerhalb des Eies. 4. Innerhalb des Keimgebildes. 5. Ernährungsvorgänge innerhalb des Fötus, mit den Rubriken: Ernährung überhaupt. 2. Ernährung aus dem Blute. 3. Ernährung durch die Nerven. 4. Durch Athmung. 5. Durch basische Stoffe. 6. Ernährung vermäße unwägbarer Bestände. — Wir haben uns begnügt, hier nur den Inhalt der Schrift selbst anzugeben, indem auf das von dem Vf. näher auseinander gesetzte tiefer einzugehen, dem Zwecke dieser Blätter nicht entsprochen haben würde. Nur aufmerksam wollten wir Fachgenossen auf das ersiehene Werk machen, welches unter ähnlichen Arbeiten eines Baer, Breschet, Purkinje, Seiler, Belpeau zc. eine würdige Stelle einnimmt. Hätten wir eins an dem Werke auszusetzen, so beträfe dieß die bey vielen Kapiteln vom Verf. gewählte sogenannte naturphilosophische Sprache, welche überhaupt in so vielen neueren Arbeiten des Vf. störend hervortritt, und die gewiß der Verbreitung und allgemeinen Anerkennung der Schriften des geachteten Vf. im höchsten Grade hinderlich wird. Eine einfache und allen verständliche Sprache ist eben gerade bey so verwickelten Untersuchungen, wie die vorliegenden, wo noch so viel aufzuhellen ist, ein um so nothwendigeres Erforderniß. S.

S t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

25. Stück.

D e n 15. F e b r u a r 1836.

---

P a r i s.

Bey Gosselin, 1835: De la Démocratie en Amérique, par Alexis de Tocqueville, Avocat à la Cour royale de Paris. 2 Vols 384 und 447 S. in 8.

Der Verf., der sich auf dem Titel auch als Mitarbeiter an einem Werke angibt, welches unter der Aufschrift: du Système pénitentiaire aux Etats unis bekannt gemacht ist, tritt hier in die Reihe der vorzüglichsten französischen Schriftsteller über die Politik: Constant, Guizot, und Thiers. Er hat die philosophischen Ideen, die den Formen der bürgerlichen Gesellschaft zum Grunde liegen, die Constant so vortrefflich beurtheilt, noch besser begriffen als dieser; und übertrifft in der Beobachtung seiner Nation und ihrer Bedürfnisse, die beiden andern oben genannten vorzüglichen Schriftsteller. Er ist daher für die Franzosen noch mehr belehrend: und auch für andere macht sein Werk gewissermaßen eine Epoche in der ganzen Geschichte der politischen Wissenschaften.



Von Aristoteles an sind die Staatsverfassungen, die Formen in welchen die oberste Gewalt unter bürgerlich vereinten Menschen ausgeübt wird, nach der Zahl derer eingetheilt, welche sie verwalten. Einer ist Regent, oder Mehrere, (die verschiedenen Arten von Aristocratie), oder Alle (die Democratie). Der letzte Ausdruck muß wohl in einen andern verwandelt und Viele gesetzt werden: denn es ist einleuchtend, daß es in der wirklichen Welt unmöglich ist, Alle im Umfange des Gebiets geborene, oder wie es im ursprünglichen Geiste des Bürgerthums vielleicht heißen müßte, Sproßlinge des Stammes, an der Ausübung der Gewalt des gemeinen Wesens Theil nehmen zu lassen. Nur in ein paar kleinen Cantonen der Schweiz erscheint jeder Eingeborene vom achtzehnten Jahre an, auf der Landsgemeinde. Diese kommt aber nur einmal im Jahre zusammen. Wie wäre etwas ähnliches in einem größern Staate denkbar? Die reine Democratie, in welcher alle Einwohner Bürger sind, und ihr Recht als solche ausüben, muß also wohl für eine Fiction erklärt werden. Als abstractes Princip kann sie gelten. In der Wirklichkeit aber muß angenommen werden, daß die gesammten Bürger, um der Nothwendigkeit willen, und wegen ihres eigenen Vortheils, auf die Ausübung ihres Rechts verzichten, und einigen unter sich selbst gewählt, diese höchst lästige und wirklich unmögliche Ausübung der Souveränitäts-Rechte übertragen. Damit waren die Philosophen zufrieden, denn *volenti non fit injuria*: so wie auch die wirklichen Democratien sich damit begnügen mußten; so viel Zwist in ihnen auch darüber entstand, wer denn seinen Willen an die Stelle des gemeinen Willens sollte setzen dürfen. Nun aber trat Rousseau

auf, und bewies, daß die ersten Grundzüge der menschlichen Natur, als eines vernünftigen Wesens verlangen, der Mensch müsse auch im bürgerlichen Vereine nur seinem eigenen unabhängigen Willen folgen, indem er sich dem gemeinsamen Willen des Ganzen unterwerfe. Der Genfer Bürger, der sich mit Stolz Citoyen de Genève nannte (im Gegensatz mit denen seiner Mitbürger die nur bourgeois oder natifs waren), lehrte diese und die ganze Welt, in seiner Theorie der bürgerlichen Gesellschaften, daß der souveräne Mensch, so bald er Stellvertreter wähle, mit dieser einzigen Ausübung seines Bürgerrechts, dasselbe selbst vernichte. Diese Lehre fand in Frankreich Eingang, und ward auf mehrere Arten ausgebildet. Da die Herrschaft der Vernunft, wohin sie führt, in der Welt nicht dargestellt werden kann, mußte dieselbe wohl eine andere Gestalt annehmen. Kann die Democratie nicht in voller Reinheit aufgestellt werden, hieß es, so muß man sich ihr doch so viel möglich nähern. Alle Bemühungen der demokratischen Geinnten in Frankreich sind daher nur darauf gerichtet, diesen Kreis der Theilnehmer an der Souveränität des Volks zu vermehren; und der sehr lebhafteste Kampf der von 1789 an, da die Fragen des Staatsrechts anfangen practisch gemacht zu werden, bis auf den heutigen Tag geführt wird, hat immerfort die Bedingungen zum Gegenstande, an welche die Ausübung des vollen Bürgerrechts gebunden seyn soll. Da man ein gewisses Maß von Vermögen oder Einkommen, wäre es auch nur Ertrag der Industrie, dabey annehmen muß, so ist die Frage, wie hoch dieses normiert seyn soll, der Streitpunct der Parteyen. Das demokratische Princip strebt beständig, jene Zahlen herabzusetzen, und immer

mehrere Classen von Einwohnern zu Bürgern zu machen. Diese Tendenz kann, nach einer sehr treffenden, und in ihrem Zusammenhange mit dem politischen Leben der französischen Nation höchst wichtigen Bemerkung des Herrn von Tocqueville, nie gehemmt werden, so lange noch irgend ein Mensch im Lande existiert, der vom Bürgerrechte ausgeschlossen ist.

Dieses alles ist einleuchtend, und man braucht nicht nach America zu reisen, um es einzusehen, und zu begreifen. Nun aber eröffnet sich noch eine andere Ansicht der Sache. Alle theoretischen Definitionen und Lehrsätze über die wesentlichen Bestimmungen der Gesetzgebung, als eigentliche Ausübung des Rechts der Souveränität, und der Staatsverwaltung, die man *pouvoir exécutif* zu nennen beliebt hat; dieses ganze wissenschaftlich geordnete vollständige Lehrsystem über die öffentliche Gewalt, leidet an einem unheilbaren Gebrechen. Der allgemeine Wille soll sich nicht bloß in allgemeinen Gesetzen ausdrücken, sondern auch in Handlungen. Die Gränze zwischen beiden ist vermöge der menschlichen Natur nicht zu ziehen: und so viel Sophistik auch angewandt werden mag, dem großen Haufen einzureden, daß er souverän sey und bleibe, wenn er auch gleich stets gehorcht, so hat dieser große Haufe doch gemerkt, daß ihm mit der Gesetzgebung wenig gedient sey; und jeder der die Macht des großen Haufens zu seinem Vortheile anwenden konnte, hat dieselbe dazu benutzt, sich der ausübenden Gewalt zu bemächtigen. Daher ein neuer unausgesetzter Kampf der großen Classen und Parteyen im Volke, über die Gränzen der Centralgewalt, welche nothwendig ist, um die Einheit des Reichs zu sichern, und der Autorität von Departements, Cantons,

Municipalitäten. Wenn alle diese letztern auch noch so viel erlangen, so wird dadurch doch immer wieder nur eine Art von Aristocratie in ihnen die wirkliche Souveränität ausüben. Die Demokratie fordert aber, wie gezeigt worden, daß Alle nicht bloß an der Gesetzgebung, sondern auch am Regimente, an der Anwendung der Socialgewalt Theil nehmen. In Frankreich sieht man zwar ein, daß dieses ein Hirngespinnst ist. Das Gefühl aber ist durch die Erklärung der Freiheit und Gleichheit, welche zum Grundgesetze der regenerierten Nation erklärt worden, so aufgeregt, und so unbezwinglich, daß in denen welche sich davon haben ergreifen lassen, und deren Zahl nicht gering ist, Unzufriedenheit mit allem was geschieht und im Grunde mit sich selbst, herrscht. Hr v. Tocqueville sah dieses Alles ein: er erkannte die Quelle der allgemeinen Unzufriedenheit, das Mißverständnis über das was Freiheit und Gleichheit erfordern, und zugleich die Unmöglichkeit seine Nation darüber zu belehren. Auf der andern Seite hatte er in den vereinigten Staaten von Nordamerica Menschen gesehen, die in bürgerlichen Vereinen leben, die Demokratie eben so verstehen, wie sie in den philosophischen Theorien erklärt werden kann, sie unter sich eingeführt haben, und damit nicht allein zufrieden sind, sondern stolz darauf, und so fest daran halten, daß es unmöglich seyn würde, sie anzutasten. Dort ist die Demokratie, die in Europa eine Chimäre ist, realisiert, so weit es die menschliche Natur zuläßt, eine abstracte Idee in der Wirklichkeit darzustellen. Soll dieses, fragt er seine demokratisch gesinnten Mitbürger, nachgeahmt werden? Kann dieses geschehen? Wäre es gut es zu thun? Um diese Fragen befriedigend beantworten zu können,

reifete er nochmals nach America, hielt sich dort ein paar Jahre auf, unterrichtete sich durch Beobachtung, und durch Unterredung mit den einsichtsvollsten Bürgern jener Staaten, und legt seinen Mitbürgern das Resultat dieser Nachforschungen in dem Werke vor, das hier angezeigt wird. Der Gesichtspunct von dem er dabey ausgeht, und den er nie verläßt, ist dieser: Wir Franzosen haben eine populäre Verfassung (mehr oder weniger demokratisch), bey uns einführen wollen, nachdem die bestehende mit Absicht gewaltsam zerstört worden, um Platz zu einem neuen Gebäude zu gewinnen: in America ist die bestehende aus dem ersten Element des Vereins gewachsen. In Frankreich hat also die mittelst der Revolution eingeleitete und umgeschaffene Verfassung bey jedem Schritte mit den nicht ganz zerstörten (und in der That unzerstörbaren) übrig gebliebenen Bruchstücken der alten Verhältnisse zu kämpfen. In America gehen alle Principien in vollkommenem Einklange mit einander, und von der ganzen Bevölkerung unterstützt, vorwärts. Es ist also nothwendig, nicht allein die americanischen Institutionen zu erkennen, um zu wissen, ob und wie etwas davon nach Frankreich herüber genommen werden könne, sondern auch zu erwägen, wie alles in America entstanden ist. Ueber beides gewährt das Buch des Herrn von Tocqueville die vollständigste Belehrung: und es wird kaum nöthig seyn, noch hinzuzufügen, daß er, vollkommener Kenner aller Nordamericanischen Einrichtungen und Verhältnisse, aber nicht, gleich vielen seiner Landsleute, unbedingter Verehrer derselben, nur bemüht ist, das Ganze in seinem bewundernswürdigen Zusammenhange darzustellen, das Gute richtig zu würdigen, das Nach-

theilige aber nicht zu verhehlen oder zu verdecken, aber zu verkleinern, sondern auch endlich, die Gefahren welche darin liegen, im hellsten Lichte darzustellen.

Die großen Züge des Characters der Nordamerikanischen Republiken, die er zeichnet, sind folgende: Jeder Bürger fühlt sich beständig als einen Theil des gemeinen Wesens: aber als ein selbständiges Mitglied desselben. Er unterwirft sich dem Ganzen nie, aber er nimmt stets Rücksicht darauf. Er hat sein persönliches Interesse beständig vor Augen, fühlt aber auch, daß er nie für sich allein handeln kann. Diese in America in der größten Vollkommenheit ausgebildete Verbindung des Egoismus mit dem Gemeinsinne beruhet darauf, daß das Volk seine Angelegenheiten insgesammt entweder selbst besorgt, oder durch besonders dazu erwählte Mitbürger. So sind in Massachusetts z. B. in jeder Commüne neunzehn Hauptgeschäfte, zu deren jedem ein Mitglied auf kurze Zeit erwählt wird. Niemand darf die auf ihn gefallene Wahl ablehnen. Die allgemeine Leitung der öffentlichen Angelegenheiten der Gemeinde ist einigen wenigen anvertraut, die in Neu-England Selectmen, in Neu-York Super-revisors, in Ohio Trustees, in Louisiana Kirchspiels-Sheriffs heißen. Ihrer sind in Massachusetts in jeder großen Commüne neun, in kleinern drey. Alle aber werden nur auf ein Jahr gewählt, und sie sind verpflichtet, eine Gemeinde-Versammlung zu berufen, so oft zehn Mitglieder derselben es verlangen. Die Geschwornen-Gerichte in Criminal- und in Civil-Sachen werden aus einer viel größern Zahl von Männern ausgewählt, als in England. Dazu kommen die willkührlichen Versammlungen bey jeder noch so geringen Veranlassung. So geht kein Tag

hin, an welchem der Staatsbürger nicht zu irgend einer Verhandlung mit seinen Genossen aufgefordert wird. In England leben die Menschen unter dem Schutze des von ihnen selbst erwählten Parlaments: sie treiben, jeder was er will, und berathen mit einander so viel sie wollen. In America aber sind sie unaufhörlich thätig in öffentlichen Angelegenheiten, und berathschlagen täglich, weil sie müssen, und weil sie wollen.

Für Geschäfte des gemeinen Wesens wird jeder bezahlt. Er erhält aber nur eine angemessene Entschädigung. Die Stellen welche in Europa gesucht werden, weil sie Ehre und Geld eintragen, sind in America Bürgerpflicht und lästig. Die Vernachlässigung derselben wird daher auch nur behandelt, wie anderer Streit über das Interesse einzelner. Dieses geht so weit, daß es keine Schande bringt, durch einen Richterspruch (denn auch in diesen Dingen entscheidet der Richter) abgesetzt zu werden. Nur die Richterstellen, welche Kenntnisse erfordern, deren Erwerbung einen eigenen lebenslänglichen Beruf ausmacht, werden auf Lebenszeit bestellt. Ihrer sind nur wenige: und da alle andere öffentliche Geschäfte beständig aus einer Hand in die andere gehen, so bekümmert Jeder sich um Alles was das Gemeinwesen dem er angehört, auf irgend eine Art angeht. Er weiß Alles, oder will Alles wissen, und geht mit der größten Leichtigkeit von einem Geschäfte und Berufe zum andern über. Dazu kommt noch die äußerste Mobilität des ganzen Lebens, und der stets rege Unternehmungsgeist, von dem noch weiterhin die Rede seyn wird:

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

# Stuttgarter gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

26. 27. Stück.

Den 18. Februar 1836.

---

Paris.

Beschluß der Anzeige: De la Démocratie en Amérique, par Alexis de Tocqueville, etc.

Die stärkste Stütze dieses allgemeinen Characters, sich um alles zu bekümmern, was Mitbürger thun, liegt in den Geschwornen-Gerichten, welche die Americaner aus England mit herüber gebracht haben, die aber durch die hier ausgezeichneten Eigenthümlichkeiten, einen noch weit ausgedehnteren Einfluß erhalten haben. In England dient dieses Institut dazu, die Gewalt des Richteramts in Schranken der Gerechtigkeit zu halten, alle Verhandlungen durch die Oeffentlichkeit, der Censur des ganzen Volks zu unterwerfen, und dieses über die Rechte und die Pflichten des Individui zu belehren. Auch wird der Urtheilspruch durch Geschworene in dieser Beziehung von den Schriftstellern über die Gesetzgebung und die Proceßformen häufig empfohlen. In America aber dient diese Art der Rechtspflege, wie Herr von Tocqueville zeigt, ganz vorzüglich, den Geist der reinen Demokratie auszubilden und zu unterhalten. In England ist



es vielen lästig, in Geschworen-Gerichte einzutreten. Man sucht es zu vermeiden; und die Art, wie Jurys bestellt werden, begünstigt dieses ungemein. Es ist doch nur eine kleine Zahl von Engländern, die selbst in ihnen auftreten. In America trifft es Jeden, in irgend einer Sache über die Angelegenheiten seines Mitbürgers zu entscheiden. Dagegen fühlt er beständig, daß er selbst auch dem Erkenntnisse des andern unterworfen werden kann. Daher eine allgemeine Gewohnheit, sich um Alles zu bekümmern, was der andere thut. Jeder handelt frey, und ohne Rücksichten auf Andere, in so fern er es nicht gut findet. Aber jeder weiß Alles was den Andern angeht, und was dieser thut; und dadurch erhält, in Verbindung mit allen politischen Institutionen, das allgemeine Urtheil eine unüberwindliche Kraft.

Von allem was hier gesagt ist, macht nur der sehr beschränkte Kreis der Geschäfte eine Ausnahme, die sich auf die Union der unabhängigen (jetzt 24) Staaten, aus denen die Föderativ-Republik besteht.

Diese Union war nothwendig. Ohne sie wären die Colonien nie unabhängig geworden. Es war aber sehr schwer, eine Vereinigung gegen die Suprematie von England mit der Unabhängigkeit der einzelnen Staaten zu verbinden: und auch dieses ist auf eine in Europa völlig unbegreifliche Art geschehen. Die Rechte des Congresses und seines erwählten Präsidenten sind zwar sehr bestimmt, und beziehen sich nur auf die Verhältnisse der einzelnen Staaten zu einander und zu dem Ganzen: aber es entstehen unvermeidlich Collisionen unter diesen Befugnissen der Union und den Rechten der Staaten. Man sollte glauben bey dem ersten wichtigen Conflictte müsse das Band zerreißen: und dieß geschähe unfehlbar, wenn die Centralregierung in einen Streit mit den Regierungen der einzelnen Staaten über die Gränzen der Gewalten gerieth. Ein solcher Streit

wird aber dadurch verhindert, daß jede dieser Autoritäten handelt, ohne der andern etwas in den Weg zu legen. Jede Anwendung eines Gesetzes ist dem Spruche der Richter unterworfen. Diese geben Erkenntnisse ab: die Unionsrichter in ihrem Kreise; die Specialrichter jeden Staats im ihrigen. Jeder Richter spricht nach seiner Ansicht auch darüber, ob etwas der Constitution gemäß sey, und jedes Erkenntniß wird vollzogen. Ueber das Princip der Constitutionalität aber wird nie zwischen den Staatsgewalten gestritten. Von diesen läßt jede die andere handeln, und der Conflict der Justiz mit der Regierung, den man sich in Europa so viel Mühe gibt zu verhindern, wird in America dadurch unschädlich gemacht, daß man den Widerstreit unter den Erkenntnissen, der in Europäischen Staaten für unerträglich gehalten wird, nicht achtet. Würde ein solcher Streit ernstlich aufgenommen, so führte er allerdings unfehlbar zu einer Auflösung der Union, wie der Versuch der in Süd-Carolina kürzlich gemacht worden, und der unter dem Namen Nullification so viel Bewegungen erregt hat, deutlich zeigt.

Es erhellt aus allem diesem, wie verschieden der National Sinn der Americaner von dem französischen ist. Dieser hat Freyheit und Gleichheit zur Losung. America hingegen, Freyheit und Unabhängigkeit. Die Franzosen haben die Freyheit nebst der Gleichheit erkämpft. Jener Begriff ist aber so unbestimmt, daß über Sinn und Umfang viel gestritten werden kann und gestritten wird. Die Franzosen haben gezeigt, daß sie die Freyheit allenfalls aufgeben wollen: aber nicht die Gleichheit, welche Niemand wagen darf anzutasten. America ist mit der Freyheit geboren und hat die Unabhängigkeit erkämpft. Diese ist dort der Abgott des Volks; und was bey andern Völkern der Nationalstolz ist, das ist bey den Americanern, die kein Volk sind, sondern ein bürgerlicher Verein eingewanderter Colonisten, das Gefühl der Independenz, Unabhängigkeit des

Bereins; Unabhängigkeit der einzelnen Staaten, Unabhängigkeit der Individuen.

Eine Darstellung der Verfassung der Nordamerikanischen Staaten kann leicht zu einem Ideale ausgebildet werden: wie denn auch Lafayette und andere Franzosen, die für die Unabhängigkeit von America mitgekämpft hatten, sie als ein Ideal von Vollkommenheit betrachteten, und dafür schwärmten, wie man für ein Ideal schwärmt. Doch hat sie eine sehr nachtheilige und höchst gefährliche Seite. In jeder Gesellschaft muß ein Beschluß durch Mehrheit der Stimmen gefaßt werden. Die Minorität muß sich unterwerfen. Wo aber das Privat-Interesse so mächtig ist, als in America, die Thätigkeit so frey und dreist seyn darf, so bald sie die Mehrheit auf ihrer Seite hat, wird alles leicht Beute von Factionen. In allen andern Staatsverfassungen gibt es Mittel, den Schwächern und die kleinere Parthey gegen Uebermacht zu schützen. Ein mächtiges Oberhaupt, aristocratische Corporationen, geregelte Vereine, Autorität der höchsten Gewalten, und von diesen verliehenes Ansehen untergeordneter Behörden: alles dieses fehlt der reinen Democratie. In dieser ist jede Mehrheit unüberwindlich. Daher auch die Gefahr innerer Zerrwürfnisse. Gegen äußere Feinde sind die Nordamericaner durch das Weltmeer geschützt. Innerer Streit wird nicht so leicht ausbrechen: nicht bloß weil jeder fühlt was dabey auß Spiel gesetzt würde, sondern vorzüglich, weil die weiten Strecken unbebauten Landes jeder Unzufriedenheit einen leichten Ausweg öffnen. Schaaren von Menschen wandern stets von den ursprünglichen Colonien aus, über die Alleghannberge gegen Westen, um von der ungeheuern Strecke Besitz zu nehmen, die zwischen jenen und den blauen Bergen liegt, und aus der die spärliche Bevölkerung wilder Stämme verdrängt wird.

Die hier mitgetheilte Schilderung des Verfassers könnte wohl dazu verleiten, zu glauben, daß sich in America ein vollkommenes Muster eines nach philosophischen Principien des Naturrechts gebildeten bürgerlichen Vereins finde. Welcher Triumph für diese Principien, mit denen die französische Monarchie umgeworfen und eine Reorganisation aller bürgerlichen Verhältnisse bewirkt worden! Der Verf. belehrt uns aber auch, daß dem nicht so ist. Die Principien der Selbständigkeit des Individui, seiner Unabhängigkeit von fremder Gewaltthätigkeit und Schutz gegen dieselbe, die nach den Grundsätzen der Vernunfttheorie den einzigen Zweck der bürgerlichen Gesellschaft bilden sollen, sind unzulänglich sie zusammen zu halten: und auch dieses be-  
thätigt sich in America.

Die Urgeschichte der bürgerlichen Gesellschaften weist allenthalben auf einen vorausgesetzten Einfluß höherer Weisheit und Macht. Die Philosophie will davon nichts wissen: und es ist einer der wichtigsten Zwecke ihres Bestrebens, alle religiösen Vorstellungen, als Angelegenheit des Individui, von der bürgerlichen Ordnung ganz abzusondern. Gänzliche Trennung der Religion und der Kirche vom Staate, ist die Lösung: und man beruft sich dabey auf America, wo eine vollkommene Gleichheit aller Religionen und Secten, und Gleichgültigkeit gegen dieselbe herrsche, und damit unwidersprechlich bewiesen werde, daß ein großer Staat dabey bestehen, im innern Frieden leben und stets an Zufriedenheit und Macht zunehmen könne. Allerdings haben in America alle Religionen und Secten gleiche Rechte, oder vielmehr gar keine. Es wird nie gefragt, zu welcher ein Bürger sich bekenne, obgleich sich alle in Parteyen und Secten theilen und diese einander mit fanatischem Eifer bekämpfen. Die bürgerliche Welt ist davon unabhängig; es wird aber vorausgesetzt, daß jeder

Bürger irgend einer angehöre. In den Constitutions-Urkunden steht kein Wort davon: aber wenn diese gleich nicht vorschreiben, daß jeder Bürger einer Religion anhängen müsse, so kommen doch alle in dem Gedanken überein, daß der Mensch in Beziehung zu einem höchsten Wesen stehe. Das System welches in Europa Anhänger hat, nach welchem die Religion des Menschen den Bürger nichts angeht, muß so weit ausgedehnt werden, daß auch der Atheist mit einbegriffen ist. In America aber ist dieser ausgeschlossen. Der Gedanke, daß jeder Mensch irgend einen Glauben haben, einer Secte angehören müsse, mag diese viel oder wenig lehren, ist durchaus herrschend. Herr von Tocqueville erzählt eine Thatsache, welche diese Denkart und ihre Folgen in das hellste Licht setzt.

Ein Einwohner von Chester (im Staate New-York) ward im Assisen-Gerichte aufgefordert, einen Zeugen-Eid zu leisten, weigerte sich dessen aber, mit der Erklärung, er glaube nicht an Gott und an die Unsterblichkeit der Seele. Er ward in Gefolg dessen entlassen, weil man seinem Zeugnisse keinen Glauben beymessen könne, und damit war diese Sache beendigt. Wie würden in Europa die religiösen Menschen darüber geschrien, — die Freunde der bürgerlichen Ordnung ohne Religion, über den Sieg der Principien gefrohlockt haben. In America, sagt Herr von Tocqueville, verursachte der Vorfall keine Aufregung: kaum einige Aufmerksamkeit. Er ward in den öffentlichen Blättern erwähnt, als eine Thatsache, und nichts weiter. Aber der Mann der erklärt hatte, er glaube nicht an Gott und an die Unsterblichkeit, hatte sich selbst damit von der Gemeinschaft seiner Mitbürger ausgeschlossen. Er ward nicht Interdictus ab aqua et igni. Verkehr des gemeinen Lebens konnte mit ihm ferner Statt finden, aber keine andere Gemeinschaft irgend einer Art. Und das in ei-

nam Lande, wo alles durch gemeinschaftliches Berathen und Beschließen geschieht. Wie konnte ein moralischer Todter physisch in dem Lande fortleben? Was aus ihm geworden ist, weiß man nicht, denn es bekümmerte sich Niemand darum.

Die vollkommene Gleichgültigkeit des Staats gegen die religiösen Secten ist also dort etwas ganz andres, als wofür sie in Europa gehalten u. rd. Wenn jetzt in den neuen Republiken von Südamerica decretiert wird, daß alle Religionen ohne Unterschied zulässig seyn sollen, so ist dieses eine Abweichung von dem ursprünglichen Systeme der unbedingten Herrschaft der catholischen Kirche. In den vereinigten Staaten ist es der wesentlichste Grundzug der allgemeinen Verfassung, die sich im Geseze ausspricht. Um dieses zu begreifen, muß man die Entstehung der Colonien, aus denen die jetzige Republik erwachsen ist, betrachten. Die Stifter verließen England, um der Tyranney der herrschenden Kirche zu entgehen. Es waren Puritaner von sehr hoch gespanntem religiösen Sinne, mit Engländer eiserner Festigkeit und Entschlossenheit ausgerüstet. Ihre Anführer waren sehr gebildete und einsichtsvolle Männer. Wie hätten solche, in der von ihnen errichteten Colonie, die Intoleranz, welcher sie sich entzogen hatten, zu Gunsten ihrer eigenen Meinungen einführen können? Sie hatten geduldet seyn wollen: und da sie herrschen konnten, führten sie allgemeine Duldung ein. Die Trennung des Staats von der Kirche hat aber auch nicht allein einen andern Sinn in America als in England, sondern auch eine andere Geschichte. In Europa wird sie gefordert; zuerst von einer Geistlichkeit, die nach der Herrschaft strebt, und hofft diese verlorene Herrschaft über den Staat wieder zu gewinnen, wenn sie sich isoliert. Diejenigen welche der geistlichen Herrschaft widerstreben, bestehen aber ebenfalls auf

der Trennung, weil sie hoffen einen Kampf mit Erfolge führen zu können, wenn sie sich von dem Einflusse der Geistlichkeit befreien: und an diese schließen sich die Feinde aller Religion an. In America aber sind es die Geistlichen selbst, welche im Gefühle ihres Unvermögens, einen solchen demokratisch-constituirten Staat zu regieren, aufrichtig allen Bemühungen danach entsagen, und verlangen, den bürgerlichen Verhältnissen ganz fremd zu bleiben, um ihren Einfluß auf die sittliche Bildung des Volks zu sichern. America kann mithin so wenig zum Beweise der Ausführbarkeit und des wohlthätigen Einflusses einer vollkommenen Trennung des Staats von der Kirche angeführt werden, daß vielmehr jedem Unbefangenen einleuchtend werden muß, daß ein Verhältniß, welches in der reinen Demokratie von Nordamerica besteht und wohlthätig wirkt, in den Europäischen Staaten, welche sämmtlich auf einer Mischung monarchischer, aristokratischer, und demokratischer Principien beruhen, unmöglich, oder verderblich seyn müßte. Auch sogar in England, aus dessen Schooße Nordamerica hervorgegangen, sind die Verhältnisse, welche hier in Frage kommen, weit näher mit Europa verwandt, als mit der vom britischen Reiche abgelöseten Republik. So thätig, so dreist, und so beharrlich auch die Partey ist, welche die Gefinnungen derer theilt, welche vor Jahrhunderten auswanderten, so werden sie dennoch in England nicht durchdringen. Staat und Kirche mag modificiert werden wie man will: eine völlige Trennung aber würde eine gänzliche Veränderung der Sinnesart des Volks voraussetzen, oder bewirken; und in diesem Sinne — in keinem andern — dürfte man sagen, daß der Untergang der Kirche den Umsturz der Monarchie nach sich ziehen würde.

Das Werk des Herrn von Tocqueville enthält auch noch eine sehr genaue Darstellung der Ver-

kenntnisse, welche unter den einzelnen Staaten der Union durch diese entstanden sind, der Rechte der Central-Regierung, und der Provinzial-Verwaltungen. Die Belehrung, welche er hier über gibt, hat ein großes Interesse in unserer Zeit, wo schon mehr als Eine Veranlassung entstanden ist, eine Auflösung der Union zu erwarten, deren Folgen auch Europa vielfach berühren würden. Wer diesen Gegenstand kennen und urtheilen will, findet in dem vorliegenden Buche die mannigfaltigste Belehrung. Es muß hier genügen, dieses anzudeuten. Eines andern Theiles des Inhalts muß indessen noch mit wenigen Worten gedacht werden.

Die vereinigten Staaten theilen sich bekanntlich in zwey sehr verschiedene Theile. In den südlichen äußert das System der Cultur durch Neger-Sclaven, den entschiedensten Einfluß auf den Nationalcharacter, und dieser wieder auf die politische Verfassung, welche doch an sich selbst in allen vier und zwanzig Staaten ziemlich gleich ist. Dieser Einfluß wird mit der Zeit immer größere Folgen haben. Democratie und Sclaverey machen einen seltsamen Contrast mit einander. Die Democratien des Alterthums hatten zwar auch Sclaven: aber eine wesentliche Verschiedenheit liegt darin, daß die Sclaven der Griechen und Römer von gleicher Menschenraße mit ihren Herren waren: die Americanischen sind von der Natur mit unauslöschlichem Stempel bezeichnet. Die Farbe und gewisse angeborene Unterschiede, welche mit der physischen Constitution, von der die Farbe herrührt, in Verbindung stehen, begründen eine Trennung, die in den Americanischen Staaten von Englischem Ursprunge nie aufgehoben werden kann. Die Weißen haben einen unüberwindlichen Abscheu gegen die Schwarzen; und es ist eine Frage, die wohl der Aufmerksamkeit der Naturforscher, so wie der Moralisten, würdig wäre: ob die Neger von



Hayti, welche einen civilisirten Staat bilden, ebenfalls einen solchen Abscheu gegen die weiße Rasse haben. Franzosen und Spanier haben diesen Widerwillen viel weniger. Mulatten oder Mestizos gibt es aber auch nur in den Staaten, welche ursprünglich Spanische oder Französische Colonien, zu der Nordamericanischen Union hinzugekommen sind: Florida, Louisiana und andere die mit diesen in näherer Beziehung stehen. Zu einer vollständigen Darstellung von Nordamerica gehörte nun auch noch etwas das man bey Hn von Tocqueville vermißt. Er setzt das Verhältniß der Slaven zu den Bürgern Nordamericanischer Staaten vollkommen auseinander, und er zeigt, daß solches nicht gar lange mehr bestehen könne; er fügt das Geständniß hinzu, daß er nicht wage anzugeben, auf welche Art es werde aufgehoben werden, und was die wahrscheinlichsten Folgen seyn dürften. Er erwähnt aber der großen Maßregel nicht, welche das Englische Ministerium mit unerwartet glänzendem Erfolge durchgesetzt hat: die Emancipation aller Slaven — einer Masse von sieben bis acht mal hunderttausend Negern, die mit einem einzigen Ausspruche für frey erklärt sind, jedoch unter Bedingungen, deren Ausführbarkeit nur diejenigen begreifen können, welche Westindien selbst kennen.

Der Verf. sagt in der Vorrede, er habe die Absicht gehabt, in einem zweyten Werke auch noch die Wirkungen der Democratie in America auf den geselligen und sittlichen Zustand der Nation darzustellen. Es sey ihm aber während der Arbeit, der Gegenstand viel zu umfassend geworden, und er gebe den Vorsatz um so mehr auf, da ein Reisegefährte und Freund von ihm, Beaumont, eine ähnliche Arbeit in einem Werke ausgeführt habe, welches den Titel führt: *Marie ou l'Esclavage aux Etats-unis*. Es ist um so mehr zu bedauern, daß wir das von

Herrn von Tocqueville beabsichtigte Buch entbehren müssen, da das von seinem Freunde entworfene, nach der jetzt allgemein beliebten und für die ernstliche Belehrung verderblichen Weise, in der Einkleidung eines Romans abgefaßt ist. Dasselbe ist bereits gedruckt, aber neuerlich durch die Feuersbrunst in der rue du Pot de fer, welche ein großes Magazin von Verlagswerken zerstört hat, mit aufgegangen. Es ist indessen eine neue Ausgabe davon bald zu hoffen.

### S t u t t g a r t.

Brodhag'sche Buchhandlung: Geschichte der Ausbreitung und Unterdrückung der Reformation in Spanien im sechzehnten Jahrhunderte, aus dem Englischen des Dr. Thomas M'Grie übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Gustav Plieninger, nebst einer Vorrede von Dr. F. C. Baur, Professor zu Tübingen. 1835. XIV u. 439 S. 8.

M'Grie's Forschungen über die Reformationszeit zeichnen sich durch solche Gründlichkeit und protestantische Freymüthigkeit aus, daß sie sämtlich deutsche Bearbeitungen erfahren haben. Seine Geschichte des Schottischen Reformators John Knox ward 1817 von Planck nach Entkleidung des gelehrten Gewandes für ein größeres Publicum bearbeitet; seine Geschichte der Reformation in Italien fand an Dr G. Friedrich (Leipz. 1829) einen Uebersetzer, und dem schließt sich nun die vorliegende Uebersetzung der Reformationsversuche in Spanien (Edinburgh und London 1829) auf eine sehr würdige Art an.

Die Leistung des Vfs. verdient völlige Anerkennung von Seiten der Protestanten, indem er in bewegten Zügen die gewaltigen Wirkungen uns vorführt, welche das Evangelium auch jenseit der Pyrenäen, und zwar unter den allernachtheiligsten äußern Verhältnissen bey einem von Natur hochbegabten Volke hervorgebracht hat. Nicht allein gehört ein Ueberblick dieser Wirkungen

nothwendig mit zur richtigen Würdigung jener gewaltigen Bewegungen, die durch den in Wittenberg ausgestreuten Funken hervorgebracht wurden, sondern für deutsche Protestanten hat die Geschichte der Reformation in Spanien noch eine besondere Wichtigkeit durch den Umstand, daß beide Länder damals demselben Scepter untergeben waren, und nicht ohne eine gewisse gegenseitige Sympathie bleiben konnten. Nicht selten wird hier auf das Handeln Carls V., das durch Gunst und Hß gegen den deutschen Reformator so vielfach räthselhaft bleibt, ein recht helles Licht geworfen durch gleichzeitige Ereignisse in Spanien, durch dort gelungene oder mißlungene Fortschritte der Reformation. Wirklich muß man bey den hier gegebenen Mittheilungen des Vfs. erstaunen über die große Gewalt, die sich das Evangelium um die Mitte des 16. Jahrh. in Spanien erkämpft, über die Menge Gläubiger, die es sich gewonnen, über die wirklich weit gediehene Organisation evangelischer Gemeinden, die es namentlich in Sevilla und Valladolid vereint hatte. »Es mußte eine gewaltige, und in reichem Brennstoff wuchernde Gluth seyn, welche fortglimmen und sich nach allen Richtungen ausbreiten konnte, obgleich sie sorgfältig eingeschlossen, und mit der größten Aengstlichkeit jede Oeffnung und Spalte ausgeforscht und verwahrt wurde, durch welche sie Luft bekommen, oder mit der äußern Atmosphäre sich hätte in Verbindung setzen können.« Es war freylich nicht die Masse des Volks, unter der man die Bekenner des Evangelii antrifft: denn für sie lastete der Geistesdruck einer planmäßigen Verdampfung zu schwer; dagegen waren es fast nur hochgestellte Personen, die meist über Brüssel und Antwerpen die deutsche Anregung aufgenommen, und sich mit den Reformatoren selbst in Verbindung gesetzt hatten. Es waren größtentheils hochgestellte Geistliche, die durch Bekanntschaft mit deutscher Literatur Anregung gefunden hatten, und

dann in ihrem Kreiße wiederum auf das erfreulichste thätig waren. Schon war zu Sevilla das ganze Kloster San Isidro so durchaus von evangelischer Gesinnung durchdrungen, daß Mönche und Versteher mit dem Catholicismus nichts weiter mehr verband, als der Mönchshabit und die äußere Ceremonie der Messe, von der sie sich ohne die dringendste Gefahr nicht lösmachen konnten. Als die Verfolgung hereinbrach, flüchteten sich nach gemeinschaftlicher Berathung 12 Mönche glücklich außerhalb Landes, die auch in dem verabredeten Sammelplatz Genf wieder zusammentrafen.

Sehr segensreiche Fortschritte hatte das Evangelium gerade in den Umgebungen Carls V. gemacht, so daß wegen der Theilnahme, die seine Reichtväter und geistlichen Berather demselben bezigten, sich schon die Ansicht gebildet hatte, der alte Kaiser habe in seiner seltsamen Zurückgezogenheit im Kloster St. Juste, wenigstens ziemlich gewiß auf seinem Sterbelager, den evangelischen Einwirkungen sich hingegeben; der Bf. widerlegt diese Ansicht sehr gründlich aus den letzten Aeußerungen des Kaisers, der nicht allein seinem blutdürstigen Sohne Philipp II. vor Allem die Aufrethaltung des Catholicismus ans Herz legte, sondern es auch wiederholt als einen seiner größten Fehler angab, den deutschen Reformator nicht sofort erdrückt, ihm sogar das versprochene freye Geleit gehalten zu haben. Was also in Carls Seele gewiß nicht gehaftet hat, das schlug dagegen in seinen geistlichen Umgebungen desto tiefere Wurzeln. Alfonso Valdez, Secretär des Kaisers bey seiner Krönung 1520, obgleich selbst noch nicht gewonnen, sendet doch schon unparteyische und ziemlich günstige Darstellungen der Begebenheiten in Deutschland nebst Schriften Luthers nach Spanien, hat Zusammenkünfte mit Melancthon, wird dafür aber von der Inquisition als des Luthertums verdächtig angegriffen. Alfonso de Birves, Caplan des Kaisers auf seinen letzten Reisen

durch Deutschland, hatte dasselbe Schicksal, obgleich er eigentlich wohl nur Freund des so ziemlich unschädlichen Erasmus war. Entschiedener Lutheraner ward Juan Baldez im Gefolge des Kaisers. Bedeutende Namen aus der Zahl derer, die ein freymüthiges Bekenntniß des Evangelii sämmtlich unter den Qualen der Inquisition abüßen mußten, sind Rodrigo de Valer, ein junger Adliger, der die früheren nichtigen Beschäftigungen seiner Standesgenossen mit dem Studium Evangelii vertauschte, und dafür in dem Kerker eines entlegenen Klosters am Guadalquivir enden mußte. Ferner Juan Gil, gewöhnlich Doctor Egidius genannt, der als Prediger die evangelischen Wahrheiten in seinem Kreiße verbreitete, u. 1550 vom Kaiser zum Bisthum Tortosa, der reichsten Pfründe in ganz Spanien, ernannt wurde, aber 1552 bey einem Autodase zu Sevilla unter der Schaar der Büßenden stand. Dann Jayme Encinas, der jüngste von drey Brüdern, in Deutschland bekannt unter dem Namen Dryander (*δρῦς*, im Spanischen Encina). Juan Diaz, der von seinem Bruder Alfonso 1546 zu Neuburg in Bayern aus religiösem Fanatismus erschlagen ward, weil er den Rücktritt zum Catholicismus verweigerte, ein Mord, der trotz aller Einreden von Seiten der evangelischen Fürsten, dennoch von den catholischen Behörden, als zur Ehre des Glaubens vollbracht, ungeahndet blieb; vorzüglich aber Constantine Ponce de la Fuente, der in seiner wichtigen Stellung als Magistralcanonicus zu Sevilla durch Rede und Schrift die evangelischen Principien aufrecht erhielt, dabey als Caplan Carls denselben so gefesselt hatte, daß der alte Kaiser, als er später die Verhaftung seines Lieblingspredigers hörte, ausrief: Wenn Constantine ein Keger ist, so ist er ein großer! und als er von dessen Schuld nachher unterrichtet ward, seufzend erwiderte: Ihr könnt keinen Größern verdammen. Er starb in den Kerkern der Inquisition.

Wir vermögen hier nicht weiter dem Vf. in die Einzelheiten zu folgen, da es in der Natur seiner Aufgabe lag, daß er größtentheils die Lebens- und Todesumstände einzelner Personen zu schildern hatte, die durch Lehre und Predigt, durch Gewalt über die Gemüther, durch Verbreitung der Bibel in der Volkssprache dem Evangelium unter ihren Umgebungen Bahn brachen. Namentlich die Verbreitung von Bibelübersetzungen, wie erer evangelischer Schriften, war hier wie überall der sicherste Weg, der Reformation Eingang zu verschaffen, nur war gerade hier dieses Mittel wegen der Wachsamkeit der Inquisition mit den größten Gefahren verbunden. Wie oft mußten Bücherballen, gleich übrigen verbotenen Waaren auf dem Wege des Schleichhandels über die Pyrenäen eingeschmuggelt werden! Die Verbindung der Inquisition mit der Douane wurde deshalb so eng, daß auch andere Gegenstände polizeylichen oder politischen Verbotes der Inquisition untergeben wurden, z. B. die Ausführung der Pferde. Den Vorwand dazu ließ der Hugenottenkrieg in Frankreich her, damit den dortigen Ketzern kein Kriegsmaterial zukomme. Die Wachsamkeit der Inquisitionsufficianten zeigte dabey sich so bewährt, daß man ihnen Pferdeausfuhr überhaupt als einen Zweig der Ketzerey ans Herz legte. Im Allgemeinen weiß der Vf. trefflich seine Behauptung zu rechtfertigen, daß Inquisition nicht allein die religiöse Freyheit zu unterdrücken hatte, sondern im Dienste des Despotismus überhaupt dem schrecklichen Systeme eines Philipp II. die blutige Hand reichte.

Um die gewaltsame Unterdrückung der so weit fortgeschrittenen Reformation in Spanien zu veranschaulichen, bedurfte es eines Ueberblicks der Geschichte der Inquisition, die der Verf. sowohl nach ihrem historischen Entstehen aus der allgemeinen Ketzereibewegung während des Mittelalters unter Roms Einfluß, als in ihren einzelnen ent-

seßlichen Zügen, durch Beschreibung des inquisitorischen Verfahrens und Schilderung eines Autodafe, hier sehr lebendig zeichnet. Daran schließt sich dann eine Vorführung der einzelnen evangelischen Märtyrer, wie sie in 4 großen Autodafe zu Sevilla und Valladolid schonungslos hingeopfert wurden. Bekanntlich ward ein solches Blutsfest jedesmahl gern mit anderweitigen Feyerlichkeiten, Vermählungen in der königl. Familie, Empfang des Königs in den Provinzen u. dgl. in Verbindung gebracht. Der Schlag den die Inquisition gegen die evangelischen Gemeinden führte, so bald sie sich von deren Bestehen unterrichtet hatte, war dann aber auch so umsichtig berechnet, so gewichtvoll geführt, daß seitdem nur noch einzelne zersprengte Prostanten aufgesucht und geschlachtet zu werden brauchten. Sorgfältig hatte man alle Ausgangspässe und Plätze zur Einschiffung besetzt, die Diener der Inquisition so genau mit den Persönlichkeiten und in der Regel selbst mit einem Abbilde der Verfolgten versehen, daß es nur Wenigen gelang, in die Fremde zu entkommen. Selbst dort waren sie aber nicht sicher: durch Frankreich, die Niederlande, Deutschland und Italien verfolgte sie der Arm des mächtigen Officiums, und selbst Englands gastlicher Boden sicherte nicht völlig, da man auch dort seine Spione unterhielt, und die Sichern zu ereilen verstand.

Der Verf. schließt mit Betrachtungen über den tief gesunkenen Zustand Spaniens, als dessen Quelle er größtentheils die Inquisition angibt. Mehreres von diesen Schilderungen paßt freylich nur noch auf das Jahr 1829 und ist daran nach den neuesten Ereignissen manches zu ändern. Den größten Gewinn, den das Evangelium selbst aus jener Niederlage jenseits der Pyrenäen gezogen hat, findet er darin, daß das Entsetzliche des fanatischen Catholicismus wenigstens zur vollen Erscheinung gekommen war, und namentlich in den Niederlanden jenen Abscheu vor der Inquisition hervorrief, in welchem dort der Beginn und der Kern des Freyheitskampfes zu finden ist. Die Vorrede des Hn D. Baur stimmt dem bey, indem er, entsprechend der entschiedenen Stellung, die er gegen die neuerliche Möhlersche Polemik so kräftig eingenommen hat, gerade in solchen Entsetzlichkeiten die Consequenz des Catholicismus aufdeckt, dessen Stellung gegen den Protestantismus an solchen Warnungen der Geschichte ermittelt werden könne.

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

28. Stück.

Den 20. Februar 1836.

---

G ö t t i n g e n.

Wir haben noch den Bericht über eine Vorlesung nachzuholen, die der Herr Hofrath Müller in der Sitzung der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften am 25. Julius des vorigen Jahres gehalten. Sie führte den Titel: De munitimentis Athenarum urbis et portus, und war zunächst veranlaßt worden durch eine große Inschrift, welche ein bekannter Griechischer Alterthumsfreund, Pittakis, im Frühjahr 1834 auf einer in zwey Stücke zerbrochenen Marmortafel in dem Fußboden einer christlichen Kirche zu Athen fand, und der Conservator des Königl. Museums, das sich in Athen bildet, Herr E. Ross, in einer höchst sorgfältigen Abschrift mit der Aufforderung an den Verfasser übersandte, sie mit seiner Erklärung herauszugeben. Um dieses durch viele Umstände erschwerte Geschäft mit der gehörigen Vorbereitung auszuführen, schien es dem Verf. zweckmäßig, zuerst die Untersuchung über die Mauern Athens, so wohl der Stadt als der



Häfen, zu erneuern, wenn sie auch für sich keinen bedeutenden neuen Ertrag versprach.

Die Geschichte der Befestigung Athens beginnt zuerst nur mit der Akropolis, und auch da nicht sehr früh. Die Tyrrenischen Pelasger, welche erst nach der mythischen Zeit, als die Dorer schon in den Peloponnes eingedrungen waren, Wohnsitz in Attika erhielten, werden als die ersten Befestiger der Burg genannt, jedoch auch diese noch nicht der ganzen. Da der Burgfelsen sich gegen Süden und Westen schroff und steil erhebt, aber gegen Westen durch lehnerere Erdschichten mit der Ebene zusammenhängt: so schien es den Athenern vor Allem nöthig, ihn hier mit einer Befestigung zu umgeben. Und daß das Πελασγικὸν τεῖχος sich eben in dieser Gegend, von den nachmals gebauten Propyläen nach der Grotte des Pan und bis in die Nähe des Heiligthums der Eumeniden (Σεμνά) und den Areopag, erstreckte, ist ausgemacht. Wahrscheinlich bestand es aus einer doppelten Mauer, wodurch sich erklärt, daß es bald als eine Mauer um die Akropolis, bald als ein Theil der Burg, bald als ein davon getrennter und unter der Akropolis gelegener Platz angeführt wird. Die neun Thoröffnungen, durch die es mit der Burg und der umher gelegenen Stadt zusammenhing, gaben ihm den Namen Ἐννεάπυλον. Sichere Reste dieses alten Pelasgischen Werkes scheinen noch nicht nachgewiesen zu seyn, da Stuart's Vermuthungen der Bestätigung neuerer Reisenden entbehren; jedoch ist wohl kein Zweifel, daß Nachgrabungen in der bezeichneten Gegend noch auf die — wahrscheinlich in kyklopischer Bauweise errichteten — Fundamente dieses Baues führen würden.

Wann die Stadt Athen zuerst Mauern er-

halten, ob etwa durch Peisistratos während seiner Tyrannis, oder durch Kleisthenes, als er den Athenischen Demos von Sparta's Oberaufsicht unabhängig zu machen strebte, läßt sich nicht entscheiden; sicher ist, daß diese Mauern einen geringern Umfang hatten als die nach der Schlacht von Salamis gebauten. Nach Thukydides muß man annehmen, daß die ältern Mauern besonders gegen N. noch weit weniger ausgebaut waren als die spätern, aber auch gegen Süden müssen sie wohl das große Heiligthum des Zeus Olympios außerhalb gelassen haben. Hadrian hätte nämlich nicht die Grenze zwischen dem Athen des Theseus und dem Hadrianischen Neu-Athen nördlich vom Olympieion ziehen können, wie es die noch vorhandene Inschrift seines Bogens anzeigt, wenn nicht hier noch eine Spur einer Gränze, namentlich Ueberreste einer alten Mauer, vorhanden gewesen wären, von denen auch der Scholiast des Aristides eine Nachricht erhalten hat.

Der Erweiterung dieser Stadtmauern geht indeß der Zeit nach die Befestigung des Hafens voran, die ein wesentliches Stück von dem großen Plan des Themistokles war, Athen, dessen Bestimmung dieser mächtige Geist zuerst klar durchschaut hatte, zur Beherrscherin des Griechischen Meers zu machen. Da aber Athen nun einmal, wie alle altgriechischen Städte, nicht unmittelbar an die Küste gebaut war: so gedachte Themistokles die hier zu gründende Stadt, welche Peiraon und Munychia mit ihren Häfen umfaßte, eigentlich zur Hauptstadt und zum wahren Centrum der Macht Athens zu machen. Denn eine Verbindung dieses Emporions mit der obern Stadt durch eine weitgezogene Befestigungslinie zu gründen, lag noch nicht in den

Plänen des Themistokles, der es vielmehr offen aussprach, daß im Falle eines großen Landkrieges die Athener ihre Stadt verlassen, und innerhalb der hohen Mauern der Hafenstadt im sichern Besitze ihrer Schiffe der ganzen Welt trohen sollten. Darum gab er der Hafenstadt den großen Umfang von sechzig Stadien, einen größern als die obere Stadt auch nach ihrer nachmaligen Erweiterung hatte, und als die damals vorhandene Bevölkerung ausfüllen konnte. Wann Themistokles als einer der neun Archonten dieß große Werk unternommen, ist eine bestrittene Frage: der Vf. entscheidet sich auch in dieser Abhandlung dafür, daß es zwischen den beiden Perserkriegen, Ol. 73 oder 74 geschah, in derselben Zeit in der Themistokleische die Athener bewog, aus den Einkünften von Laurion eine große Flotte zu gründen. Der Zug des Xerxes unterbrach das Unternehmen, welches aber Olymp. 75, vom dritten oder vierten Jahre an, wieder aufgenommen und rasch zur Vollendung gebracht wurde. Die Beschaffenheit dieser Mauern beschreibt Thukydides genau, wiewohl erst in einer Zeit, wo das Themistokleische Werk bereits von Lysander zerstört war; die Dicke so groß, daß zwey Lastwagen auf der obern Fläche neben einander vorbeifahren konnten, wie man es bey dem Baue selbst an den von zwey verschiedenen Seiten mit Steinen heranfahrenden und nach der andern Seite wieder hinabfahrenden Wagen gesehen hatte, also wenigstens von 16 Fuß; diese Dicke aber ganz aus großen behauenen Steinen bestehend, nicht aus zwey Stirnmauern, die nur mit Bruchsteinen oder Lehm ausgefüllt waren, wie bey der Constructio. des emplectum; die einzelnen Steine in horizontalen Schichten, wie bey der isodomum genannten Bauweise, und in den Win-

kein genau zusammen passend, in der Regel wohl große Quader; die Verbindung derselben ohne Mörtel nur durch eiserne mit Blei vergossene Klammern verstärkt, die indeß nicht, wie bey den Marmorquadern des Parthenon, in die inneren Flächen, sondern in die Frontseite eingelassen waren. Von der Höhe gibt Thukydides nur dieß an, daß Themistokles <sup>9</sup> n auf das Doppelte ging derjenigen Höhe die <sup>1</sup> n wirklich erreichte; doch genügte auch schon diese wirkliche Höhe, wenn Appian sie richtig auf 40 Gr. Ellen, d. h. 60 Fuß, angibt. Für einen solchen Riesenbau, ganz aus behauenen Steinen, waren gewiß die Steinbrüche sehr förderlich, die auch später noch im Peiræus und an der Straße nach der Stadt hin lagen.

Was aber die Lage und Richtung dieser Hafens-Mauern anlangt: so kann davon nach den Angaben der Alten sehr Wenig, Viel dagegen aus den noch vorhandenen Ueberresten ermittelt werden, über die indeß der Verf. der Abhandlung, ohne eigene Anschauung, nur auf Leake's Karte der Umgegend Athens verweisen konnte. Nur ist es nöthig, um sich darnach ein Bild des Themistokleischen Werks zu entwerfen, die langen Mauern, die erst später dazu kamen, und den Phalerischen Hafen davon zu trennen, den Themistokles sicher noch nicht in diese Befestigung einschloß. Themistokles Mauern müssen längs des Saumes der Süd- und Ost-Küste der Halbinsel Munychia gezogen, und von der äußersten Mündung des Hafens in einem großen Bogen gegen West und Nord um den Meerbusen herumgeführt worden seyn, so daß sie die Küste wieder gegen Osten zwischen dem Munychischen und Phalerischen Hafen erreichten. Auf

diese Weise war, nach der bey den Alten gewöhnlichen Einrichtung, auch der Hafen selbst von den Mauern eingeschlossen, indem an seiner Mündung die Mauern noch über den Küstenrand hinaus auf Molo's fortgesetzt waren, und von beiden Seiten mit Thürmen oder kleinen Castellen schlossen, die nur den zur Einfahrt nöthigen Raum zwischen sich offen ließen. Dieser Raum konnte leicht durch Ketten oder anderweitig geschlossen werden, was man einen λιμὴν κλειστός nannte. Da der Peiräeus aber nicht bloß einen, sondern drey verschiedene λιμένας κλειστούς (Kantharos, Aphrodision und Zea) hatte, so müssen die inneren Buchten auch durch besondere Hafendämme und Mauern von der äußern getrennt und die ganze Seefestung dadurch in drey Abtheilungen getheilt gewesen seyn. Fügt man die langen Mauern und die wahrscheinlich zugleich mit diesen hinzugekommene Befestigung des Phalerischen Hafens, und auch noch eine innere Schutzmauer des Munychischen Hügel's, die wenigstens in der Macedonischen Zeit Kassanders vorhanden war, hinzu: so begreift man einigermaßen, was fabelnde Beschreiber der Herrlichkeiten Athens aus dem spätern Alterthum damit sagen wollen, daß der Peiräeus von einer siebenfachen Mauer eingeschlossen gewesen sey.

Da nur die Ummauerung, nicht der spätere Ausbau der Hafenstadt, der unter Hippodamos Leitung in Perikles Zeit geschah, hier zu erörtern war, so führte die chronologische Folge dieser Untersuchung zunächst wieder auf die erweiterten Mauern der Stadt Athen zurück.

Von den Mauern der Stadt Athen ist bekannt, daß sie unmittelbar nach der Rückkehr der Athener in ihre von Xerxes verwüstete Heimat, während Themistokles List die befürchtete

Dazwischenkunft der Spartaner verhinderte, in größter Eile mit Hülfe von Weib und Kind und mit Benutzung aller öffentlichen und Privatgebäude, deren Ruinen zur Hand waren, errichtet wurden. Man sah ihnen auch später diese Entstehung noch an, indem, wie Thukydides sagt, die Steine des Sockels oder Unterbaues (*Σεμέλιοι λίθοι*) nicht in regelmäßigen Figuren zugehauen (*Ἐννεργασμένοι*), sondern nach <sup>t</sup> von Bruchsteinen, wie man sie gerade herbeyschleppte, zusammengefügt waren, so daß sich auch Grabpfeiler und mit Bildwerk geschmückte Steine (*λίθοι εἰργασμένοι*) darunter befanden. Thukydides läßt, indem er dieß berichtet, merken, daß die obern Theile der Mauer auf andere Weise gebaut waren, und da man gewiß nicht Zeit hatte Steine zu Quadern zu bearbeiten, so muß man annehmen, daß sie entweder aus Backsteinen, oder auch wohl nur aus lufttrockenen Lehmsteinen bestanden. Dieß bestätigt auch von der Mauer, die gegen den Hymettos und das Pentelische Gebirge gerichtet war, d. h. von der südlichen und östlichen, Vitruv ausdrücklich. So läßt auch Aristophanes in seiner Wolkenlückensburg, die ein deutliches Nachbild von Athen ist, die Mauern auf einem Sockel aus behauenen Steinen mit Lehmsteinen, die auch mit Lehm verbunden werden, aufgeführt werden. Und eben so waren die Mauern von Mantinea in Arkadien auf einem niedrigen Fundament von Steinen aus lufttrockenen Lehmsteinen aufgerichtet, die durch Abdämmung eines die Stadt durchströmenden Flüsschen bald vom Wasser erreicht und dadurch zerstört wurden. Auf diese Bauart beziehen sich auch mehrere Stellen der erwähnten Inschrift.

Ueber die Lage und Richtung dieser Mauern

kann im Ganzen nur auf die Untersuchungen von Autopten verwiesen werden, unter denen die des Colonel Leake als die gründlichsten allgemein geschätzt werden. Freylich tritt das System dieser Befestigung daraus noch nicht mit gehöriger Klarheit hervor. Nur an den Ufern des Flusses scheinen die Mauern die natürlichen durch die Ränder von Hügeln und Plateaus gegebenen Befestigungslinien zu verfolgen; a<sup>b</sup> wird hier die Lage durch alte Zeugnisse ziemlich bestimmt erwiesen. Dagegen folgt die Linie der Mauern gegen Westen, wo man sie auch noch durch Ruinen erkennen kann, nicht den äußern Umrissen der Hügel, worauf das Museion und die Pnyx lagen, wie man es erwarten sollte, sondern schneidet darüber hinweg. Und doch sagt Pausanias, daß der Hügel des Museion innerhalb der Mauern liege, und auf diesem, also ebenfalls innerhalb der Stadtmauern, die Makedonier unter Demetrios Poliorketes eine Befestigung angelegt hätten, die als eine Zwingburg für Athen auch sonst bekannt ist. Es scheint aber nicht, daß die Hälfte des Hügel, welche allein, nach Leake, der Stadt zufällt, Platz genug darbiete für jenes nicht unbedeutende Castell; auf jeden Fall wäre es vortheilhafter gewesen, die Mauern an den Rand des Hügel zu setzen. Weiter nördlich, in der Gegend der Pnyx, zwischen dem Peiräischen und dem heiligen Thore, war allerdings ein Mauerstück, das Heptachalkon genannt, so angelegt, daß es leicht vom Feinde genommen werden konnte, wahrscheinlich wegen der Beschaffenheit des Hügelbodens; an dieser Stelle eroberte Sulla die Stadt. Noch ist es räthselhaft, wie die Stadtmauer gegen Osten über die untern Abhänge des Hügel, den man den kleinern Anchesmos

nennt, laufen konnte, ohne daß die Belagerten von hier aus die empfindlichsten Nachtheile erlitten, es müßte denn seyn, daß eine besondere Befestigung auf dem höhern Hügel, den man gewöhnlich den großen Anchesmos, Herr Dr Forchhammer aber aus überzeugenden Gründen Sykabetos nennt, die Feinde gehindert hätte, hier ihre Belagerungsmaschinen aufzustellen. Ich davon ist im ganzen Alterthum keine Spur zu finden, es müßte denn dieser Hügel eben die Anhöhe Sikelia seyn, welche ein Orakel von Dodona die Athener aufgefordert haben soll zum Schutze ihrer Stadt zu besetzen.

Die Anlage der Thore scheint nach den Ruinen, die sich beym Acharnischen Thore vorfinden, zu urtheilen, den im Alterthum allgemein beobachteten Grundsätzen, die man noch deutlicher an den Ruinen von Mantinea nachweisen kann, gemäß gewesen zu seyn. Indem nämlich die alte Tactik und Poliorcetik fast ganz auf das Verhältniß der rechten und linken Seite der Krieger und Truppenmassen gegründet war, von denen die erstere oder die Lanzenseite für den Angriff bestimmt, zugleich jedem Angriffe mit Wurfgeschossen offen lag, die andere dagegen an den Schilden eine bewegliche Schutzmauer hatte: wurden auch die Zugänge zu den Mauern regelmäßig so eingerichtet, daß das Thor gegen den Zugang von außen links lag (*σκαιαί πύλαι*), oder mit andern Worten, daß den von Außen heran kommenden rechts Thürme und Mauern vortraten, von denen aus der Weg zum Thore beherrscht wurde. Wo also solche Vorsprünge, von den Athenern *γωνιασμοί* genannt, noch aus den Ruinen hervortreten, kann man zur linken Seite derselben (die Richtung von außen angenommen) Thore voraussetzen, und darnach z. B.



die Lage des Gräber-Thors, rechts vom Acharnischen, bestimmen. Doch ist auch hiermit die Zeichnung des südwestlichen Thors bey Peake (des Leichenthors nach Kruse) nicht in Uebereinstimmung.

Ueber den Umfang dieser Themistokleischen Mauer haben wir nur eine völlig genaue, aber leider nicht das Ganze umfassende Angabe, nämlich Thukydides Bemerkung, daß die Stadtmauer, so weit sie im Peloponnesischen Kriege einer Besatzung bedurfte, und nicht durch die langen Mauern schon vertheidigt wurde, drey und vierzig Stadien maß. Um aber daraus den gesammten Umfang abnehmen zu können, fehlt uns eine Angabe über das Stück zwischen den langen Mauern, welche bey dem Stande unserer Kenntnisse von diesem dritten Befestigungswerk Athens schwer zu gewinnen ist.

Diese langen Mauern gingen hervor aus einer Erweiterung des oben entwickelten Themistokleischen Plans, indem durch sie eine sichere Verbindung mit dem Hafen und der See gewonnen werden sollte, ohne die obere Stadt darum aufzugeben. Auch die Städte, welche nach der ältern Griechischen Ansiedlungsweise von der Küste durch eine Strecke getrennt waren, konnten dadurch den Zweck der Isolierung vom Lande und der Emancipation von der beschwerlichen Aufsicht der zu Lande gewaltigen Spartanern erreichen, so lange diese nur in offener Feldschlacht, nicht als Belagerer zu fürchten waren. Daher *μακρὰ τεῖχην* bald eins der Lösungsworte der Athenischen und democratisirenden Parthey in Griechenland, und außer Athen auch unter ähnlichen Verhältnissen zu Megara, Argos, Patrâ, Korinth und Sikyon gebaut wurden.

Für Athen genügten hierfür eigentlich zwey Mauern, welche von der Ringmauer der Stadt bis zu dem Mauerkreise des Peiräeus herabließen, welcher die drey Häfen der Peiräischen Bucht und überdieß den Munychischen in sich schließend damit zugleich die Dock's und das Seearsenal umfaßte, und so den Athenern den Besitz ihrer Seeherrschaft hinlänglich sicherte. Indeß wäre für Athen doch auch sehr nachtheilig gewesen, wenn sich in der Hafengebucht von Phaleron, welche ihrer Stadt am nächsten lag, und schon vor dem Piräeus mit den nöthigsten Anlagen für die wachsende Seemacht der Athener versehen worden war, eine feindliche Macht hätte festsetzen können; daher außer zwey Mauern, welche in der Länge von 40 Stadien nach dem Peiräeus herabließen und specieller die Schenkelmauern genannt wurden, noch eine dritte, die Phalerische, von 35 Stadien Ausdehnung, errichtet worden war, womit eine Befestigung des Phalerischen Hafens selbst in Verbindung gestanden haben muß. Wobey zugleich auch wohl der Vortheil beabsichtigt wurde, daß auch dann, wenn die Feinde eine äußere Mauer erobert hatten, der Weg zur See für Athen noch immer durch die beiden andern behauptet werden konnte. Daß im Anfange des Peloponnesischen Krieges wirklich drey Mauern bestanden, lehrt die Hauptstelle des Thukydides, worin Perikles seine Verteidigungsmaßregeln entwickelt, auf einleuchtende Weise. Sechzehntausend Bürger und Metöken waren damals längs der Brustwehr der Mauern vertheilt. Von diesen Mauern, sagt Thukyd., maß die Phalerische 35 Stadien bis zur Ringmauer der Stadt, die Ringmauer selbst von da aus bis wo die langen Mauern sich angeschlossen, 43, die langen Mauern zum Peiräeus

40 Stadien, von denen die äußere bewacht wurde, die Mauer um Peiräeus und Munychia 60 Stadien im Ganzen, wovon aber nur die eine Hälfte besetzt wurde (weil die andere durch die See und die langen Mauern geschützt war). Es ist klar, daß Thukydides von Süden nach Osten und Norden herumgehend uns eine Vorstellung von dem Gesamtumfang Athens geben will, der damals vertheidigt werden mußte; der Leser zählt leicht aus 35, 4, 40 und 30, 148 Stadien zusammen, eine Strecke, die zwischen 16000 Mann gleichmäßig vertheilt auf jeden 5 bis 6 Fuß zur Bewachung ergibt, welches wahrscheinlich der Entfernung einer Mauererzinne von der andern nahe kommt. Dabey unterscheidet Thukydides deutlich von der zu bewachenden äußern Mauer nach dem Peiräeus eine innere, die nur südlich von dieser, zwischen ihr und der Phalerischen, gelegen haben kann. Auf dasselbe Resultat führen auch die Angaben über die allmähliche Vollendung der Mauer. Die Athener begannen, nach Thukydides, die langen Mauern zum Meere, die Peiräische und Phalerische, um dieselbe Zeit zu bauen, da der Krieg mit den Peloponnesischen Seestädten begann, um Ol. 80, 3. Und zwar wird dem Kimon, der gerade in diesem (oder dem folgenden) Jahre von Athen durch den Ostrakismos verbannt wurde, die Grundlegung derselben zugeschrieben, die ein großes und mühsames Werk war, indem der Sumpfboden nach Plutarch mit vielen harten Bruchsteinen und großen Steinblöcken ausgefüllt wurde. Vollendet wurden diese damals begonnenen Mauern zwischen der Schlacht von Denophyta und der Eroberung von Megina, d. h. Olymp. 80, 4 im Herbst. Daß aber damals nur die nördliche oder äußere Mauer nach

dem Peiräeus vollendet worden, darüber hatte sich gewiß die Erinnerung sehr bestimmt bis auf die Zeit des Andokides — die nächste Generation nach Perikles — erhalten, der zwar in seiner Rede vom Frieden keineswegs die kritische Genauigkeit eines Historikers zeigt, aber doch das unmöglich erfunden haben kann, daß die nördliche Mauer bedeutend früher als die südliche gebaut worden. Den Bau der letztern setzt nämlich dieser Redner erst zwischen den Abschluß des dreißigjährigen Friedens, Olymp. 83, 3., und den Beginn des Peloponnesischen Krieges, Olymp. 87, 1.; und es stimmt damit vortrefflich, daß Sokrates bey Platon sagt, er habe den Perikles selbst noch gehört, wie er in der Volksversammlung zum Bau der mittlern Mauer, τὸ διὰ μείζονος τεῖχος, gerathen habe. Dieß kann sich, da Sokrates Olymp. 77, 3 geboren erst seit 82, 3 an den Volksversammlungen Antheil nahm, wenn Platon irgend genau ist, nur auf eine später als Ol. 80 hinzugefügte Mauer beziehen und zwar eben auf die südliche Peiräische, die hier die mittlere heißt, weil sie zwischen der nördlichen Peiräischen und der Phalerischen in der Mitte lag, wie auch schon die alten Grammatiker ganz richtig bemerkt haben. Auch Kratinos des Komikers Klagen, daß Perikles zwar lange schon von der langen Mauer rede, sie aber nicht mit Werken fördere (Plut. Perikl. 13), kann sich nur auf diese Südmauer beziehen, da die Bauunternehmung von Olymp. 80 theils vor Kratinos dramatische Laufbahn fällt, welche 81, 2 begann, theils nach Thukyd. mit großer Schnelligkeit vollendet wurde. Als Unternehmer nicht des frühern, sondern dieses neuen Baues wird Kallikrates genannt, derselbe Architect, den wir Ol. 84 u. 85 bey dem Parthenon beschäftigt finden.

Daß von diesem ungeheuern Bauwerke der Perikleischen Verwaltung so wenig genaue Kunde auf uns gekommen ist, davon liegt der Hauptgrund in der Zerstörung, welche diese Verbindungsmauer, wie die Befestigung des Peiræus betraf, als die Spartaner Athen überwunden hatten. Zuerst hatten die Spartaner nur verlangt, daß zehn Stadien von beiden langen Mauern (die beiden Peiräischen Mauern werden dab. als ein τεῖχος gerechnet) abgebrochen werden sollten; da aber Athen durch die Hungernöth und Theramenes Ränke genöthigt war sich auch die schlimmsten Bedingungen gefallen zu lassen, wurden die gesammten langen Mauern und zugleich die um den Peiræus niedergerissen. Die Herstellung, welche größtentheils Konon als Persischer Befehlshaber mit den von dem Satrapen Pharnabazos bewilligten Geldern, zum Theil aber auch die Athener aus eigenem Vermögen, und die Bioter und andere Völkerschaften durch freiwillige Beysteuer ausführten, betraf so wohl die Befestigung des Peiræus als auch die langen Mauern, aber wird sich in Betreff der letztern innerhalb der Gränzen des Nothwendigen gehalten haben, so daß jetzt wirklich nur zwey Mauern zum Meere herabgeführt wurden, und eine seitabgehende Mauer den Phalerischen Hafen in die Linien dieser Befestigung mit hineinzog. Daher auch von jetzt an immer nur von zwey langen Mauern die Rede ist, die auch in unserer Inschrift unter dem Namen der nördlichen und südlichen allein vorkommen; und nur von diesen sind Reste vorhanden, wie es kaum anders zu erwarten ist, da man gewiß bey dem Neubau des Konon Alles was von Bausteinen von den ältern Mauern vorhanden war, also auch die Fundamente der Pha-

lerischen Mauern, wenn diese noch existierten, sorgfältig benutzt haben wird.

Nach Konon hören wir nur von Ausbesserungen, (für die auch schon früher nach dem Frieden des Nikias Gelder vom Staate angewiesen worden waren) die in der Zeit, da Eubulos der Anaphlystier als Vorsteher des Theorikon sich beynahе der ganzen Verwaltung bemächtigt hatte, sehr ins Kleinliche fielen, daher Demosthenes in seinen damals gehaltenen Reden (Pl. 107) unter andern ärmlichen Unternehmungen der Zeit das Antünzen der Mauerzinnen, worauf man sich damals viel zu gute gethan zu haben scheint, mit Bitterkeit verspottet. Eifriger wurde in der Zeit vor der Schlacht von Chároneia, als Philipp bereits Athen bedrohte, die Instandsetzung der Mauern betrieben, und zu diesem Zwecke, nach einem von Demosthenes vorgeschlagenen Gesetze, von den einzelnen Phylen Epimeleten oder Anordner des Mauerbaus gewählt, unter denen Demosthenes selbst, als *τελοχοποιός* für den Pandionischen Stamm, zu den zehn Talenten, die er aus der öffentlichen Casse empfing und verausgabte, noch drey Talente aus eigenem Vermögen hinzuthat, auch zwey Gräben um den Peiräeus auf eigene Kosten ziehen ließ.

### D a r m s t a d t.

Vaterländische Berichte für das Großherzogthum Hessen und die übrigen Staaten des deutschen Handelsvereins, herausgegeben von D. W. Freyherrn v. Wedekind. 1835. Octav. (bey Dingelden).

Unter diesem Titel hat mit diesem Jahre eine neue Zeitschrift monatlich angefangen zu erscheinen, von der bereits die ersten sechs Stücke

(360 Seiten ohne die Beylagen) uns vorliegen. Sie ist der Statistik, diesen Namen im weitesten Sinne genommen, gewidmet. Bey weitem die meisten Aufsätze beziehen sich auf Hessen-Darmstadt, die wir wegen ihrer großen Anzahl nicht einzeln aufführen können; Bevölkerung, Gewerbleiß, Handel u. s. w. Unter den einzelnen Städten ist besonders Mainz nach seinem jetzigen bürgerlichen Zustande am reichsten behandelt. Es ist kaum ein Gegenstand die Statistik des Landes betreffend darin übergangen; und wir zweifeln nicht daß bey der Fortsetzung Materialien zu einer vollständigen Kunde dieses Staats werden geliefert werden. Indes enthält die Zeitschrift auch Aufsätze von allgemeinem Interesse. Wir zeichnen unter diesen aus den durch mehrere Stücke fortgehenden, über die Gewerbevereine Deutschlands; über die Mainsschiffahrt; über den nun erfolgten Beytritt Badens zum Zollverein; ganz besonders aber den noch nicht beendigten Aufsatz über das Bankwesen. Es wird darin zuerst eine allgemein faßliche Theorie dieses so wichtigen Gegenstandes gegeben; und alsdann die Bedingungen festgesetzt, unter welchen in den deutschen Ländern Staatsbanken mit Sicherheit errichtet werden können, worauf wir besonders zu achten bitten. Hierauf wird von den jetzt bestehenden, oder errichtet werdenden Banken, besonders auch in Beziehung auf Bayern, eine Notiz ertheilt. Die jedem Stücke beygefügte Beylagen enthalten größtentheils literarische Berichte.

Ln.

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

29. Stück.

Den 22. Februar 1836.

---

V o n n.

Bey L. Habicht: Die Pathologie und Diagnose der Krankheiten der Brust, insbesondere erläutert durch eine rationelle Erklärung ihrer physikalischen Zeichen nebst neuen Untersuchungen über die Töne des Herzens. Von Charles J. B. Williams, Doct. der Medic., Mitgl. d. Königl. Gesellsch. der Aerzte zu London u. s. w. Nach der dritten, sehr vermehrten Auflage aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von Hermann Belten. Mit zwey lithographirten Tafeln. 1835. XIV u. 224 S. in 8.

Die erste Ausgabe dieser Schrift erschien unter dem Titel: A rational Exposition of the physical signs of the diseases of the lungs and pleura; illustrating their pathology, and facilitating their diagnosis. Lond. 1828. Der Herausgeber wurde durch eine Bemerkung von Hope in der Vorrede zu seiner Schrift von den Krankheiten des Herzens darauf aufmerksam gemacht und unternahm im Vertrauen auf das von



diesem ausgezeichneten Schriftsteller über sie ausgesprochene Urtheil, daß sie nämlich ohne Vergleich das beste Originalwerk sey, welches über die Auscultation seit Laennec's Schrift erschienen ist, diese Uebersetzung, welche sie auch nach dem Urtheile des Rec. wohl verdiente. Sie hat überdieß in dieser dritten Ausgabe sehr gewonnen. Es sind unter andern die Abschnitte über die Sculars und Manual-Untersuchung der Brust, den Auswurf, über die Encephaloiden, Melanose u., über die Krankheiten der Bronchialdrüsen und der ganze dritte Theil über die Auscultation des Herzens neu hinzugekommen und außerdem die Abschnitte über Bronchitis, Peripneumonie, Pleuritis, Pneumothorax und die Lungenschwindsucht sehr vermehrt worden.

Der Verf. ist entfernt von den Uebertreibungen so mancher übermäßiger Lobredner der Auscultation. Er sagt selbst (Vorrede S. XI), daß wenn man sich in den letzten Jahren mit mehr Vorliebe und Zutrauen auf die Auscultation gelegt habe, dieses seiner Meinung nach vorzüglich dem Umstande zuzuschreiben sey, daß man die Anwendung ihrer Zeichen auf eine mehr rationelle Weise beschränkte. Anstatt daß man sie schlechtweg als durchaus unfehlbare Zeichen dieser oder jener Krankheit betrachtete, habe man sie für das genommen, was sie sind, nämlich für die Folgen einer gewissen physicalischen Veränderung der Organe der Brusthöhle. Zugleich aber müsse man auch die Hülfe unserer anderen Sinne nicht verschmähen, und eine gehörige Beachtung der allgemeinen Symptome und eine genaue Berücksichtigung aller dieser Erscheinungen seyen zur Feststellung der Diagnose einer Krankheit und zur Behandlung derselben unumgänglich noth-

wendig. Er habe daher, um zu verhüten, daß der Studierende sich nicht allzu sehr auf die physicalischen Zeichen allein verlasse, in der gegenwärtigen Ausgabe eine kurze Uebersicht der allgemeinen Symptome einer jeden Krankheit hinzugefügt, welche in vielen Fällen für die Behandlung wichtiger seyen als die örtlichen.

In dem ersten Theile, worin von den Grundsätzen, auf welchen das physicalische Studium der Brustkrankheiten beruht, gehandelt wird, hat er die Natur der sogenannten physicalischen Zeichen näher zu erklären gesucht und besonders eine sehr zweckmäßige und faßliche Anleitung zur Percussion und Auscultation überhaupt gegeben. Im zweyten Theile betrachtet er dann die physicalischen Zeichen der Krankheiten der Lungen und der Pleura, und der dritte Theil hat die Untersuchung des Herzens im gesunden und kranken Zustande zum Gegenstand.

Rec. will nur das, was die Diagnose der einzelnen Krankheiten der Brust mittelst der Percussion und Auscultation erhaltenen Zeichen betrifft, etwas näher, so weit es der Raum dieser Blätter erlauben kann, nach der von dem Verf. befolgten, freylich nicht durchaus zweckmäßig scheinenden, Ordnung, durchgehen.

Der Verf. betrachtet zuerst (S. 48 flg.) die Bronchitis, welche Benennung er eben so wie mehrere neuere Aerzte für den hitzigen und chronischen Lungenkatarrh gebraucht. Rec. hat schon früher in diesen Anzeigen (1825. S. 1446) und in der Commentat. de bronchitidis historia et diagnosi p. 7. erklärt, daß er es nicht für passend halten kann, die die Entzündung der Luftröhrenäste bezeichnende Benennung Bronchitis auf jede catarrhalische Affection, besonders auch solche, wobey keine wahre Entzündung, sondern

nur geringere Reizung oder selbst Erschlaffung der Schleimhaut Statt findet, zu übertragen, und auch Laennec hat in der neuen Ausgabe seines Werkes (T. I. p. 135) die Benennung Catarrh vorgezogen und bemerkt, daß es in gewissen Fällen des chronischen Catarrhes wenigstens sehr zweifelhaft sey, ob die Krankheit wirklich die Natur der Entzündungen habe.

Als Zeichen der hitzigen Bronchitis oder des hitzigen Lungenkatarrhes werden nun angegeben heller, zuweilen aber auch etwas dumpfer, Ton der Percussion, schwaches, gegen das Ende gar nicht mehr zu hörendes, Athmungsgeräusch an einzelnen Stellen, dagegen tief klingendes oder pfeifendes Rasseln und später Schleimrasseln. Für das wichtigste Unterscheidungszeichen dieser Krankheit von der Lungenentzündung und einer Ergießung in das Brustfell hält aber der Vf. mit Laennec den Umstand, daß der helle Ton der Brust nie wesentlich beym Catarrhe beeinträchtigt werde, und daß man deßhalb das bey dieser Krankheit in einem Theile der Brust fehlende Athmungsgeräusch nicht irriger Weise einer Hepatisation oder einem Ergusse in der Pleura zuschreiben könne.

Wenn indessen die Lungenentzündung nur einen Theil der Lungen, zumal im Mittelpuncte derselben, befällt, wird bey der Percussion auch keine Veränderung des Tones wahrgenommen. Auch soll nach Manchen in schweren Fällen der Bronchitis die Percussion ebenfalls einen mehr oder weniger matten Wiederhall geben und selbst halb knisterndes Rasseln, das sich mehr dem knisternden Rasseln einer Pneumonie nähert, gehört werden. Dazu kommt, daß die wahre und heftige Bronchitis acuta selten rein ohne Verbindung mit Lungenentzündung vorkommt. Sie

möchte also auch durch jene und andere Zeichen nicht so leicht, wie manche Neuere glauben, zu unterscheiden seyn. So wie Rec. dieß schon früher in seiner *Commentatio de bronchitidis historia et diagnosi* nachgewiesen zu haben glaubt, so hat neuerdings auch Horn (in dem Artikel *Bronchitis* im encyclopädischen Wörterbuche der medic. Wissensch. B. VI. S. 235 flg.) die Unfi-  
 cherheit der Unterscheidung der Bronchitis von der Lungenentzündung zc. behauptet und außer-  
 dem dabey bemerkt, daß alle Bemühungen der  
 Aerzte, jene Formen streng zu sondern, zu kei-  
 nem wichtigen Resultate führten und um so we-  
 niger practischen Werth hätten, als die Be-  
 handlung aller dieser Krankheiten auf densel-  
 ben Grundsätzen beruhe. Auf ähnliche Weise ha-  
 ben sich auch früher große Aerzte, namentlich  
 Vogel (*Handb. d. pract. Arzneywiss. Th. 4. S. 260*), über die Unterscheidung einzelner Arten  
 der Brustentzündung geäußert.

In dem chronischen Catarrhe soll bey der  
 Percussion der Ton der Brust hell, zuweilen,  
 wenn der Umfang beträchtlich ist, etwas dumpf,  
 bey der Anwendung des Stethoskops das Ath-  
 mungsgeräusch (obschon es in der Mehrzahl der  
 Fälle wenig vermindert sey, ja oft sogar in Re-  
 spiratio puerilis übergehe) zuweilen an einzelnen  
 Stellen schwach, oder unregelmäßig und zugleich  
 Schleimrasseln oder auch pfeifendes und sonores  
 Rasseln gehört werden. Es seyen jedoch diese  
 Zeichen theils negativ, theils nicht für diese Art  
 des Catarrhes charakteristisch. Wenn man indes-  
 sen, nachdem man den Kranken mehrmals zu  
 verschiedenen Stunden und eine gewisse Zeit hin-  
 durch beobachtet, weder Pectoriloquie, noch gur-  
 gelndes Höblengeräusch, noch Höhlenathmen, noch  
 fortbauernde Abwesenheit des Athmungsgeräu-

sches und des Tones, der etwas ausgebreitete Tuberkelablagerungen anzeige, bemerke, könne man eine starke Vermuthung haben, daß die Krankheit nur ein chronischer Catarrh sey. Und wenn man bey längerer Beobachtung des Kranken, zwey bis drey Monate hindurch, immer dasselbe Resultat gefunden habe, so werde diese Vermuthung zur Gewisheit.

Dabey ist jedoch zu bemerken, daß bey einem chronischen Catarrhe wie ohne diesen kleine und rohe Tuberkeln oft lange Zeit vorhanden seyn können, ohne daß sie durch deutliche Veränderung des Tones der Brust oder des Athmungsgeräusches zu erkennen sind, so wie daß die bey Tuberkelhöhlen entstehende Pectoriloquie und Höhlenathmen auch bey der zu chronischem Catarrhe manchmal sich gesellenden Erweiterung der Bronchien Statt finden können. Man kann daher, wie auch der Vf. (S. 57) gesteht, nur durch die Berücksichtigung des Fortschreitens der Krankheit dieselbe von der Lungenschwindsucht unterscheiden.

Bey dem chronischen Catarrhe, wobey der schleimige Auswurf dicker ist und welchen Laennec Catarrhe muqueux genannt hat, soll nach jenem und auch nach dem in der tabellarischen Uebersicht von dem Verf. bemerkten besonders Schleimrasseln Statt finden, bey dem aber, wobey eine dünne Flüssigkeit ausgeleert wird und welchen er Catarrhe pituiteux genannt hat, sonores und pfeiferdes Rasseln, das dem Zirpen der Vögel ähnlich ist, gehört werden, jedoch auch Schleimrasseln hinzukommen können. Es können indessen diese verschiedenen Geräusche in den meisten Fällen des Catarrhes zugleich oder mit einander abwechselnd vorkommen.

Bey dem von Laennec sogenannten trockenen Catarrhe ist der Ton der Percussion ganz

hell, daß Athmungsgeräusch aber soll an einzelnen oft wechselnden Stellen mehr oder weniger vermindert seyn und zuweilen, wenn die Verstopfung nicht vollkommen ist, ein geringes pfeifendes oder dem Klappern eines kleinen Ventils ähnliches Geräusch gehört werden, welches lezte jedoch auch nach Baennec selten und nur bey tiefen, vor dem Husten hergehenden oder darauf folgenden Einathmungen Statt findet. Es kann übrigens nach dem von dem Verf. in der tabellarischen Uebersicht bemerkten auch sonores Rasseln und trockenes Schleimrasseln hinzukommen.

Die physicalischen Zeichen des Reichhustens sind (S. 61) nicht wesentlich von denen der Bronchitis (des Catarrhes) verschieden; es sollen jedoch der febrilische Character des ersten Anfalles und besonders die convulsivische Art des Hustens diese Krankheit deutlich bezeichnen. Den febrilischen Character hat indeß oft auch der Catarrh, und es muß daher die Diagnose wohl, wie es früher immer geschehen ist, besonders durch den heftigen, convulsivischen, Erstickung drohenden Husten, das lange und den eigenen Ton gebende Einathmen, die öfter oder seltener wiederkehrenden und oft sich mit Erbrechen endigenden Anfälle bestimmt werden. Obgleich sie nun hier nicht durch Percussion und das Stethoskop bestimmt wird, so hält es der Vf. doch wegen der großen Neigung, welche der Reichhusten bey kleinen Kindern hat, in Lungenentzündung oder heftige Bronchitis überzugehen, für nothwendig, daß man die Auscultation recht häufig anstelle. So bald als man Rhonchus crepitans, wenn auch nur in geringem Grade, oder einen ausgedehnten Rhonchus mucosus vernehme, solle man zu entscheidenden Maßregeln greifen. Rec. glaubt jedoch, daß, in sofern von dem Verf. die Anwendung

entscheidender antiphlogistischer Mittel hier gemeint ist, wohl noch andere Zeichen als ein geringes knisterndes Geräusch oder das ohnehin bey catarrhalischen Affectionen gewöhnliche Schleimrasseln in Betracht zu ziehen seyn möchten.

Die Diagnose des Croup's ist bis jetzt durch die Anwendung des Stethoskopes nicht befördert worden. Der Verf. führt den von Laennec erzählten einzelnen Fall eines croup bronchique, wo eine trockene Tubularrespiration ohne den bey Kindern sonst so deutlich ausgesprochenen knisternden Ton gehört worden, und den von jenem geäußerten Glauben an, daß wenn jene bey unverändertem Tone der Percussion beständig gefunden würde, dadurch diese Krankheit von andern unterschieden werden könne. Er meint jedoch selbst, daß das beste physicalische Zeichen die Costrennung und der Auswurf der in den Luftröhren ausgeschwitzten faserstoffartigen Concretionen sey!

Im Anfalle des krampfhaften Asthma's soll (S. 64) der Ton der Percussion dumpf (nach der hinten angehängten tabellarischen Uebersicht der Zeichen zuweilen etwas dumpf), das Athmungsgeräusch gewöhnlich schwach oder unhörbar, dagegen deutlich und selbst pueril seyn, wenn man den Kranken eben den Athem etwas hat anhalten und dann ruhig einathmen lassen, außerdem der Wiederhall der Stimme sich normal verhalten. Die ersten Zeichen sind unbestimmt und können bey sehr verschiedenen Krankheiten der Brust vorkommen; das Anhalten des Athems und das ruhige Einathmen möchte aber bey irgend bedeutenden Anfällen des Asthma's nicht leicht seyn.

(Die Fortsetzung im nächsten Stück.)

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

30. 31. St ü c k.

Den 25. Februar 1836.

---

B o n n.

Fortsetzung der Anzeige: Die Pathologie und Diagnose der Krankheiten der Brust, 2c. 2c.

Im ersten Zeitraume der Lungenentzündung soll der Ton bey der Percussion nur wenig verändert oder ein wenig dumpf, bey der Anwendung des Stethoskops das Athmungsgeräusch anfangs noch natürlich, dann schwach, besonders aber ein knisterndes Rasseln gehört werden; im zweyten Zeitraume (welchen Laennec den der Hepatisation nennt) der Ton der Percussion ganz dumpf, durch das Stethoskop weder das knisternde Rasseln noch das Athmungsgeräusch in dem leidenden Theile, dagegen Bronchial-Respiration und zuweilen Bronchophonie zu hören seyn; im dritten Zeitraume der Ton der Percussion ebenfalls ganz dumpf seyn, das Athmungsgeräusch, die Bronchial-Respiration und Bronchophonie fehlen, nur zuweilen ein gurgelndes Schleimrasseln eintreten.

Bey der Zertheilung soll, wenn sie vor dem Uebergange in Hepatisation erfolgt, das knisternde Rasseln immer weniger merklich, das natürliche



Athmungsgeräusch aber deutlicher und endlich allein gehört werden; wenn aber schon Hepatisation eingetreten war, das knisternde Rasseln zurückkehren und dann auch das natürliche Athmungsgeräusch sich immer mehr wieder einstellen und endlich allein Statt finden.

Uebrigens ist zu bemerken, daß wenn die Entzündung in dem Mittelpuncte oder an der Basis der Lunge ihren Sitz hat, die angegebenen Zeichen oft gar nicht oder sehr schwer wahrgenommen werden können, daß auch eine kleine umschriebene Entzündung an der Oberfläche schwer vermittelt der Percussion zu entdecken ist, so wie daß ein etwas knisterndes Rasseln auch bey dem Bluthusten und dem Sedeme der Lungen vorkommt, und daß bey der Verbindung der Lungenentzündung mit einem Catarrhe das bey diesem Statt findende laute Schleimrasseln das knisternde Rasseln von jener verdunkeln und selbst unmerklich machen kann, wie auch der Vf. selbst anerkannt hat. So hat er (S. 82) auch in Bezug auf Laennec's Behauptung, wornach es nur wenige Fälle geben soll, in denen der geübte Beobachter nicht mit Sicherheit die Gegenwart und den Sitz des Schleimrasseln und des knisternden Rasseln erkennen könne, wohl zugegeben, daß das Ohr durch Übung eine große Fertigkeit erlange, die Töne zu trennen und unter einer Menge von verschiedenen Tönen einen einzelnen, welcher vielleicht von allen übrigen an Lautheit übertroffen wird, deutlich herauszufinden, wie wir denn auch gewohnt seyen, mitten in dem Getöse einer Stadt jedes einzelne Geräusch von der verschiedensten Stärke zu unterscheiden. Er hat jedoch auch die Bemerkung hinzugefügt, daß die Zeichen der Auscultation nicht von der Art seyen, daß wir sie durch ein solches verfeinertes Unterscheidungsvermögen ge-

winnen könnten, und er erklärt es daher für besser, in solchen Fällen sich auf die allgemeinen Symptome zu verlassen, besonders aber auf den Auswurf, welcher bey der Lungenentzündung fast immer ein rothfarbened Pigment zeige.

Das Emphysem der Lungen ist (S. 85) nicht selten vorhanden, ohne daß wir andere Zeichen bemerken als die eines trockenen Catarrhes oder Asthma's, nämlich vermindertes Athmungsgeräusch mit geringem pfeifenden oder Schleimrasseln und hellem Tone bey der Percussion, und es sollen daher, wie schon Laennec bemerkt hat, in zweifelhaften Fällen nur das Alter der Krankheit, die Heftigkeit der habituellen Dyspnoe und die von Zeit zu Zeit kommenden Anfälle von Asthma zu einer richtigen Unterscheidung führen. Bey ziemlich ausgebreitetem Emphysem aber, wo es der Brust eine unnatürlich wade Form gibt und die Intercostalräume ausgedehnter sind, ist (S. 86) der Ton der Percussion ungemein hell, das Athmungsgeräusch vermindert oder es fehlt ganz, und es findet Husten von einem pfeifenden oder knarrenden Geräusche begleitet Statt. Allein dieses Geräusch kommt keinesweges gewöhnlich vor, ist oft von kurzer Dauer, und der Verf. will (S. 86. 87) selbst beobachtet haben, daß es nicht allein durch die Athmungsthätigkeit, sondern auch durch den Herzstoß hervorgebracht worden sey.

Bey dem Oedem der Lungen soll (S. 89) der Ton der Percussion oft nicht sehr verändert, aber auffallend dumpfer seyn, wenn der Erguß beträchtlich ist, das Athmungsgeräusch schwach, aber dabey ein etwas knisterndes Rasseln und zuweilen eine geringe Bronchophonie gehört werden. Es soll durch den gewöhnlich reichlichen und aus einer etwas zähen, farblosen Flüssigkeit bestehenden Auswurf von dem ersten Stadium

der Lungenentzündung unterschieden werden. Zuweilen werde aber wenig oder gar nichts ausgeworfen und alsdann müsse man, da die physikalischen Zeichen sich in beiden Krankheiten so ähnlich seyen, die Diagnose nach den allgemeinen Symptomen, nämlich nach der Abwesenheit des Fiebers und nach dem Fortschreiten der Krankheit, bestimmen. Außerdem werde auch die Diagnose schwierig gemacht durch die Complication mit dem Emphysem der Lungen. Komme dieses zugleich mit dem Oedem vor, so sey das Athmungsgeräusch so dunkel, daß man kaum etwas anders als ein zuweilen eintretendes pfeifendes Geräusch vernehme, und es sey der Ton der Percussion dabey normal. Man könne jedoch zu einer richtigen Erkenntniß der Krankheit of dadurch gelangen, daß man den Kranken husten, oder den Athem anhalten und darauf gewaltsam einathmen lasse, indem man alsdann das etwas knisternde Rasseln vernehmlich machen werde. Rec. glaubt indessen, daß bey solchem Verfahren leicht Täuschung eintreten kann. Uebrigens ist die in Ansehung der Diagnose ebenfalls sehr schwierige Verbindung des Oedems der Lungen mit der Wassersucht des Brustfells hier nicht berücksichtigt worden.

In dem von der Apoplexie oder Hämorrhagie der Lungen handelnden Abschnitte hat der Vf. die Benennung Apoplexie der Lungen ganz in Laennec's Sinne genommen, ohne auf andere Schilderungen des Lungenschlagflusses Rücksicht zu nehmen.

Nach Laennec (Traité de l'auscultat. médiat. T. I. p. 257. 378 flg.) sollen zwar leichtere Fälle des Bluthustens von einem einfachen Durchschwitzen aus der Schleimhaut der Bronchien, ein heftiger und reichlicher Bluthusten aber von einer viel schwereren Ursache, nämlich von einer

Ergießung des Blutes in das Parenchyma der Lungen, deren erste Wirkung eine bedeutende Veränderung des Gewebes der Lungen, eine Verstopfung und Verhärtung einer oder mehrerer Stellen der Lungen sey, abhängen. Er glaubte diese apoplexie pulmonaire nennen zu müssen, so wie sie dann auch ganz der Ergießung des Blutes im Gehirne, welche den Schlagfluß hervorbringt, gleiche.

Hierbey ist aber erstens zu bemerken, daß, wiewohl bey Ergießung des Blutes in das Parenchyma der Lungen oft eine größere oder geringere Menge von Blut ausgeleert wird, doch auch das ergossene Blut gerinnen und selbst Erstickung bewirken kann, ehe es in einen Bronchienast gelangt, wo dann kein Bluthusten erfolgt. Zweitens kann auch die größere oder geringere Menge des ausgeleerten Blutes kein sicheres Zeichen der Quelle desselben in dem Parenchyma der Lungen oder der Schleimhaut der Bronchien abgeben, da (wie Laennec S. 385 f. selbst bemerkt hat) der aus der Schleimhaut der Bronchien kommende Blutfluß manchmal sehr reichlich ist, bey der Ergießung des Blutes in das Parenchyma der Lungen aber manchmal nur eine sehr geringe Menge von Blut ausgeleert wird, überdem auch bey dieser Ergießung oft zugleich Durchschwitzen des Blutes aus der Schleimhaut der Bronchien Statt findet.

Uebrigens möchte der Name Lungenschlagfluß (Apoplexia pulmonum) eher für die Fälle passen, wo Lähmung der Lungen entweder durch zu starke Blutanhäufung oder durch die Nerven schwächende Einflüsse bewirkt wird, worauf, wie auf die Schriftsteller, die davon gehandelt haben, Laennec gar keine Rücksicht genommen hat. Am wenigsten ist es aber passend, wenn, wie es von Corinser (die Lehre von den Lungenkrankheiten S. 164 flg.) geschehen ist, Hohn-

baum's Annahme der Lähmung der Lungennerven, als der Ursache des Lungenschlagflusses, schlechthin auch auf den von Laennec sogenannten Lungenschlagfluß angewendet wird, indem in den zu diesem gehörigen häufigen Fällen von activem Bluthusten, wo erhöhte Irritabilität des Gefäßsystems, Ballung, Fieberbewegungen, heftig gereizter, entzündlicher Zustand der Lungen bey oft starkem Blutflusse vorhanden sind und auch wohl nach dem Blutflusse fortbauern, keine Lähmung Statt findet und die der Annahme derselben zufolge angerathenen reizenden Mittel durchaus nicht passend sind. Vgl. meine Recens. von Lorinser's Schrift in den Götting. gel. Anz. 1825. St. 144. 145. und meine Commentatio de varia affectionum pulmonum, quae apoplexiae pulmonalis nomine signatae sunt, ratione, in Commentat. Soc. Reg. Scient. Gotting. recentior. Vol. VI. 1828. p. 43 sqq.

Der aus der Schleimhaut der Bronchien kommende Bluthusten und die Hämorrhagie der Lungen oder die von Laennec sogenannte Apoplexia pulmonalis, welche nicht durch die übrigen Symptome allein zu unterscheiden sind, sollen doch oft durch die Percussion und das Stethoskop unterschieden werden können. Bey der Hämorrhagie der Bronchien soll Mangel der stethoskopischen Zeichen der Apoplexia pulmonalis, vollkommen heller Ton der Brust, kein Knistern des Rasseln, nur Schleimrasseln mit größeren und schneller nach einander plagenden Blasen Statt finden. Bey der Hämorrhagie der Lungen soll der Ton der Percussion dumpf seyn, wenn sie nahe an der Oberfläche und beträchtlich ist, das Athmungsgeräusch an der leidenden Stelle fehlen, um diese anfangs etwas knistern des Rasseln (das jedoch bald verschwinde), spä-

Schleimrasseln mit größeren und schneller nach einander platzenden Blasen gehört werden.

Es ist indessen von Laennec selbst gestanden worden, daß die Verstopfung bey der Hämorrhagie der Lungen gewöhnlich eine viel zu geringe Ausdehnung habe, als daß sie durch die Percussion erkannt werden könnte, und daß sie sich außerdem sehr oft an Stellen befinde, wo, wie besonders an der Basis der Lungen, die Percussion fast nie etwas anzeigen kann. Eben so ist die Stelle, wo das Athmungsgeräusch nicht gehört wird, oft sehr beschränkt, und da das knisternde Rasseln (was auch bey der Lungenentzündung vorkommt) gewöhnlich bald verschwindet, wird man auch dadurch oft keine Aufklärung erhalten. Das Schleimrasseln aber ist der Hämorrhagie der Bronchien und der der Lungen, die ja auch oft mit einander verbunden sind, gemein. Hiernach möchte die Erkenntniß der bey dem Lungenschlagflusse angenommenen Verstopfung durch Percussion und das Stethoskop oft, wo nicht immer, sehr unsicher seyn. Der Zweifel, der hier entstehen kann, hat indessen nach Laennec's Aeußerung keine *conséquence pratique fâcheuse!*

Bey der Betrachtung der Pleuritis (welches Wort der Verf. mit Vielen für Entzündung des Brustfells gebraucht) sagt er, die Diagnose dieser Krankheit werde gewöhnlich als sehr leicht geschildert; es würden als ganz bezeichnende Symptome heftiger Seitenschmerz, Fieber, Bekommenes oder unterdrücktes Athmen, das Liegen des Kranken auf der leidenden Seite und trockener Husten angeführt; er glaube aber, daß es wohl wenige Aerzte gebe, welche sich nicht von der Trieglichkeit aller dieser Zeichen überzeugen hätten, und der mit dem Stethoskop Un-

tersuchende könne sie nicht anders als höchst unsicher nennen. Jener Vorwurf kann aber nur denjenigen neueren Aerzten gemacht werden, welche das, was außer mehreren früheren Aerzten Triller, Morgagni, Baldinger, Tissot, Portal, F. P. Frank u. A. über diesen Gegenstand gesagt haben, nicht berücksichtigen. Längst ist von jenen nachgewiesen worden und Rec. hat es selbst auch in seinem Handbuche der spec. Pathologie und Therapie, B. 1. S. 299, und in diesen gelehrten Anzeigen 1825. B. 3. S. 1345 bemerkt, daß es irrig sey, wenn man immer dann das Daseyn der Entzündung der Brustfells annimmt, wo stechende Schmerzen und ein harter und sägeförmiger Puls vorhanden sind, da gegen den stumpfen Schmerz und weichen Puls bloß der Lungentzündung zuschreibt, indem in vielen Fällen, wo die zuerst genannten Symptome Statt fanden, doch bey den Leichendöffnungen allein die Lungen entzündet gefunden wurden.

Bey der Entzündung des Brustfells soll der Ton der Percussion ganz dumpf, das Athmungsgeräusch anfangs schwach seyn, später ganz, außer an der Wurzel der Lungen, fehlen, und anfangs, doch nicht später, Aegophonie gehört werden. Abgesehen aber davon, daß die ersten Zeichen auch bey der Lungenentzündung und andern Brustkrankheiten vorkommen, so ist schon früher bemerkt worden, daß die Aegophonie bey oft schnell eintretender reichlicher Ergießung wie bey durch frühere Entzündung bewirkter Verwachsung der Lungen mit dem Brustfelle fehle. Außerdem soll sie auch im zweyten Zeitraume der Lungenentzündung neben dem Bronchialathmen gehört werden, nach vielen neueren, in großen Hospitälern und selbst von mit der Anwendung des Stethoskops sehr vertrauten Männern, wie

Louis, Chomel, Andral, Piorry und Reynaud, gemachten Beobachtungen überhaupt nur bey einer sehr geringen Zahl von Kranken gefunden worden seyn, bey manchen Weibern u., die eine kreischende Stimme haben, auch sonst Statt finden, bey Männern mit tiefer Bassstimme aber nie gehört werden, und ist selbst von Vertheidigern der Auscultation für ein seltenes und zweydeutiges Zeichen, ja von Reynaud nur für ein Zeichen der Pleuropneumonie erklärt worden. Da diese aber weit häufiger vorkommt als die reine Entzündung des Brustfells, so müßte, wenn Reynaud's Meinung gegründet wäre, auch dieser Ton wohl öfter gehört werden.

Das von Reynaud als ein Zeichen der beginnenden Pleuritis, wobey noch geringe Absonderung Statt finde, oder die Haut sich in einem eigenthümlich trockenen Zustande befinde, angegebene Geräusch der auf- und absteigenden Reibung, welches dem ähnlich ist, das man vernimmt, wenn man zwey Stücke Leder zusammenreibt, hat der Verf. (S. 94) selbst beobachtet, und es soll, obgleich man es nicht für ein pathognomonisches Zeichen halten könne, uns doch zu der Vermuthung führen, daß man es mit einer eben entstehenden Entzündung zu thun habe. Auch soll (S. 102) ein ähnliches Geräusch, als ob Leder knarrte, zuweilen später bey dem Fortschreiten der Resorption gehört werden. Man soll übrigens nach Manchen, um es zu hören, den Kranken sich auf den Bauch legen lassen, und es soll überhaupt sehr selten, selbst von gelübten Beobachtern, namentlich von Piorry, nie gehört worden seyn. — Außerdem soll nach Reynaud bey erfolgter Ergießung das leise Schwirren oder Zittern fehlen, das sonst in al-



len Theilen der Brust bey dem Sprechen empfunden wird.

Die von dem Verf. (S. 112) getheilte Meinung Laennec's, daß wenn die Pleura und das Gewebe der Lungen zugleich entzündet sind oder Pleuropneumonie Statt findet, die Heftigkeit der Krankheit nicht gesteigert, sondern vielmehr vermindert werde, und zwar daß die Ursache dieser Erscheinung eine rein mechanische sey, indem der Druck, welchen der Erguß der Pleura auf die Lungen ausübt, die entzündliche Thätigkeit in denselben herabsetze, und umgekehrt die durch den entzündlichen Proceß bis zu einem gewissen Grade verdichtete Lunge sich dem zunehmenden Ergusse widersetze, kann Nec. zum mindesten nur für höchst zweifelhaft halten. Uebrigens werden als Zeichen der Pleuropneumonie angegeben ganz dumpfer Ton der Percussion, anfangs schwaches Athmungsgeräusch mit knistern dem Rasseln, dann Bronchialathmen, später fehlendes Athmungsgeräusch, und summende Aegophonie. Da indessen der dumpfe Ton der Percussion, das schwache oder fehlende Athmungsgeräusch nicht bloß bey der Entzündung des Brustfels, sondern auch bey der der Lungen vorkommen, und selbst die Aegophonie nun für ein seltenes und zweydeutiges Zeichen erklärt worden ist, so möchte man in den meisten Fällen durch diese Zeichen keine so sichere Diagnose erhalten, wie der Verf. u. A. glauben.

So wie Laennec die Beschwerde des Athmens für das vorzügliche und fast einzige Symptom der Brustwassersucht hielt, so behauptet auch der Verf. (S. 116), daß der einfache und idiopathische Hydrothorax nur ein einziges allgemeines Symptom, nämlich Dyspnoe, hervorbringe, und daß auch diese keinen besonders

hohen Grad erreiche, wenn die Wasserergießung nicht sehr reichlich und plötzlich eingetreten sey. So hält er dann auch die physicalischen Zeichen, und zwar dieselben, welche bey der Pleuritis von dem Ergusse in der Pleura bewirkt würden, nämlich den ganz dumpfen Ton der Percussion, das schwache oder fehlende Athmungsgeräusch und die bey geringem Ergusse zu hörende Aegophonie für die einzig untrüglichen. Ueber jene Meinung von Laennec hat Rec. schon in seinem Handbuche der spec. Pathologie und Therapie, B. 2. S. 1125, seine Bewunderung geäußert. Daß aber das von Auenbrugger schon angegebene Zeichen, der dumpfe Ton bey der Percussion, neben der Dyspnoe und so manchen anderen Zeichen zu berücksichtigen sey, hat er ebenfalls daselbst anerkannt, Auf die Aegophonie kann er aber aus im Vorhergehenden schon angeführten Gründen weniger Werth legen.

Daß bey dem Hämothorax in den Sack des Brustfels ergoffene Blut soll (S. 117) so lange, als es flüssig bleibt, dieselbe Wirkung haben, wie Serum in demselben Zustande. Wenn es aber gerinne, werde der Ton der Percussion dumpfer, das Athmungsgeräusch vermindert, und vielleicht entstehe auch Bronchophonie, aber niemals Aegophonie, da diese das Product eines flüssigen Ergusses sey. Da aber die ersten Zeichen auch bey Hydrothorax vorkommen, die Bronchophonie und Aegophonie wenigstens oft schwer zu unterscheiden sind, und die letzte ohnehin so selten bemerkt wird, können jene Zeichen für sich keine sichere Diagnose gewähren. Und so hat auch der Verf., wiewohl er sagt, daß wir einige physicalische Zeichen hätten, wodurch wir in den Stand gesetzt würden, den Hämothorax von andern festen oder flüssigen Bildungen in der Brust-

höhle zu unterscheiden (?), doch die Erklärung hinzugefügt: »Über das Schwachwerden und die Dymnmacht und andere allgemeine Symptome eines Blutsturzes unterstützen uns bey der Feststellung der Diagnose.«

Sehr charakteristische Zeichen des Pneumothorax sind (S. 119 flg.) heller oder noch hellerer Ton der Percussion als im gesunden Zustande, schwaches oder fehlendes, oder nur an der Wurzel der Lunge zu vernehmendes Athmungsgeräusch, je nach der Menge der angesammelten Luft, gewöhnlich kein Wiederhall der Stimme, selten metallisches Klingen. Wenn aber zugleich fistulöse Verbindung mit den Bronchien und Erguß von Flüssigkeit Statt findet, ist der Ton der Percussion in den unteren Theilen dumpf, über denselben sehr hell, das Athmungsgeräusch schwach oder fehlend, die Succussion der Brust bringt ein Geräusch von Schwappung hervor, bey dem Athmen und Husten entsteht zuweilen ein besonderes Höhlengeräusch (Strepitus amphoricus) und metallisches Klingen. Der Verf. bezweifelt übrigens (S. 126 flg.) die Richtigkeit der Ansicht Laennec's, wornach das metallische Klingen ein pathognomonisches Zeichen von Pneumothorax mit flüssigem Ergusse und einer fistulösen Verbindung zwischen der Pleura und den Bronchien seyn soll, und bemerkt, daß es auch bey einfachem Pneumothorax, so wie wenn zugleich das Lungengewebe durch Verhärtung oder Verdichtung fähig geworden ist, einen Ton von irgend einem großen Bronchienaste aus zu der Höhle zu leiten, oder wenn zugleich eine solche tuberculöse Aushöhlung der Lunge Statt findet, außerdem auch durch Pulsationen des Herzens erzeugt werden kann.

Was die Lungenschwindsucht betrifft, so

soll in dem Zeitraume der grauen Verhärtung und der rohen Tuberkeln, wenn die Anhäufung beträchtlich ist, der Ton der Percussion vermindert oder dumpf, und das Athmungsgeräusch schwach oder zuweilen bronchial seyn, wie auch verbreitete Bronchophonie gehört werden. In dem Zeitraum der Entleerung der erweichten Tuberkeln aber soll der Ton der Percussion ungleichmäßig seyn, das Höhlengeräusch, Höhlen-Athmen und Husten, so wie Pectoriloquie, und wenn die Höhle breit ist, metallischer Widerhall gehört werden.

In Bezug auf diese Zeichen des ersten Zeitraumes ist aber zu erinnern, daß kleine und rohe Tuberkeln oft lange Zeit vorhanden seyn können, ohne daß sie durch deutliche Veränderung des Tones der Brust oder des Athmungsgeräusches zu erkennen sind, daß nach Laennec's eigenem Geständnisse (*de l'auscult. méd. T. I. p. 158*) die Brust bey vielen Schwindsüchtigen vollkommenen Widerhall gibt, daß auch bey etwas ausgebildeten Tuberkeln die Bestimmung einiger Verminderung oder Schwäche des Tones und Athmungsgeräusches oft schwankend ist und daß die von dem Athmungsgeräusche hergenommenen Zeichen hier auch durch das bey der oft zugleich Statt findenden Affection der Schleimhaut der Bronchien erzeugte Schleimrasseln oder pfeifende Geräusch verdunkelt werden. Daher kann man aus diesen Zeichen allein nicht mit Sicherheit auf die Entwicklung der Lungenschwindsucht schließen und der Verf. hat (*S. 147*) selbst gerathen, daß der Arzt sehr behutsam seyn und sich über die Natur der Krankheit in dieser Periode nie aussprechen solle!

Was aber jene dem zweyten Stadium zugeschriebenen Zeichen betrifft, so können nicht nur

die Kranken, wie oben bemerkt worden, vor der Erweichung und Entleerung der tuberculösen Materie sterben, sondern es wird auch oft keine Höhle gebildet, wobey die für das auffallendste und besonders pathognomonische Zeichen erklärte Pectoriloquie entstehen kann, so wie außerdem das Höhlenathmen schwer von dem Bronchialathmen unterschieden, das Höhlengeräusch leicht mit Schleimrasseln in der Luftröhre und den Bronchien verwechselt wird, dergleichen auch durch partielle Erweiterung der Bronchien verschiedene Arten von Höhlengeräusch und Höhlenathmen und selbst die ohnehin oft schwer von der Bronchophonie zu unterscheidende Pectoriloquie bewirkt werden können und also nicht durchaus mit Gewißheit auf Tuberkelhöhlen schließen lassen. Nach Cruveilhier u. A. soll die Höhlenstimme oft selbst bey Verhärtung in den Lungen entstehen.

Die zuweilen in dem Lungengewebe sich entwickelnden Melanosen, Encephaloiden, Markschwämme, Blutschwämme und Scirrhus, welche entweder in einer umschriebenen Form oder über einen beträchtlichen Theil des Gewebes ausgebreitet vorkommen, bieten (S. 160) dieselben physicalischen Zeichen wie Tuberkeln von derselben Ausbreitung dar und nur die allgemeinen Symptome und die Abwesenheit der constitutionellen Zeichen unterscheiden sie von diesen.

Physicalische Zeichen beträchtlicher Anschwellungen der Bronchialdrüsen sollen (S. 165) dumpfer Ton an den obern Theilen der Interescapulargegend und den Dornfortsätzen der obern Rückenwirbel seyn. Zeichen von Höhlen in diesen Drüsen würden aber immer zweifelhaft bleiben wegen der dort vorkommenden Broncho-

phonie, welche bey magern Personen bis zu pectus loquens sich steigere.

Bey der im dritten Theile vorausgeschickten Untersuchung des Herzens im gesunden Zustande hat der Verf. die verschiedenen früheren Ansichten, welche von Laennec, Turner, Corrigan, David Williams, Pigeaux, Magendie, Rouanet, Carlile, Hope &c über die Bewegungen und Töne des Herzens geäußert worden sind, betrachtet, die meisten als unhaltbar verworfen (wobey er in Bezug auf die von Magendie auch sagt, daß einige von dessen Angaben erfahrene Auscultatoren eher einer Unvollkommenheit seines Gehörmaßes zuschreiben, als sie für Beweise seiner Meinungen betrachten würden!) und übrigens durch in Gegenwart von Hope angestellte Versuche darzuthun gesucht, daß der erste und dumpfe Ton des Herzens durch die Zusammenziehung der Kammern, der zweyte oder kurze aber durch die Wirkung der arteriellen Blutsäule, indem dieselbe bey der Diastole der Kammern die halbmondförmigen Klappen anspanne, hervorgebracht werde.

In Bezug auf die Untersuchung des Herzens in Krankheiten bemerkt der Verf. (S. 192—193), daß die Ursachen, welche Veränderungen in dem Orte des Herzschlages, der Ausbreitung und Art desselben, der Natur und der Ordnung der den Herzschlag begleitenden Töne hervorbringen, im Allgemeinen viel mannigfaltiger seyen, als jene, welche eine Modification der physicalischen Zeichen der Athmungsorgane bedingen, und daß dieses, wie auch die zusammengesetzte Structur des Herzens, der Grund sey, warum die Zeichen der Auscultation in Herzkrankheiten viel schwankender und schwieriger seyen. Und so hat er auch schon in der Vorrede (S. X.) geäußert,

daß er bey dem jetzigen Standpuncte der Wissenschaft an der Möglichkeit einer sicheren Diagnose gewisser Affectionen des Herzens noch zweifelte, eine Aeußerung, welche freylich sehr im Widerspruche steht mit der Meinung mancher übermäßigen Lobredner der Auscultation, nach denen bloß durch die Auscultation die Lehre von den Herzkrankheiten eine große Vollkommenheit erhalten haben soll und bey denen also selbst die Arbeiten von Testa und Kreyfig gar nichts gelten. So wie indessen Rec. schon früher in diesen gel. Anz. 1826. S. 1688 die Vorzüge der Schriften von Testa und Kreyfig vor der von Bertin, welche Bouillaud revidiert, behauptet hat, so ist er auch jetzt noch der Meinung, daß besonders in Kreyfig's Schrift einzelnen Krankheiten des Herzens (abgesehen von der Auscultation) sonst in pathologischer und therapeutischer Hinsicht weit ausführlicher und gründlicher abgehandelt worden sind, als es von neueren Schriftstellern, die die Auscultation zu Hülfe genommen haben, geschehen ist.

Bey der Erweiterung des Herzens mit Verdünnung fühlt man (S. 194) den Herzstoß schwächer und kürzer, wie auch an einer tieferen Stelle als im normalen Zustande, der Ton der Kammerystole ist zwar kürzer, aber lauter und reiner als gewöhnlich und über eine größere Strecke ausgedehnt. Die physicalischen Zeichen der Erweiterung der linken Kammer sollen am deutlichsten an der linken Seite des Brustbeines, zwischen der siebenten und fünften Rippe, die der Erweiterung der rechten Kammer unterhalb des Brustbeines vernommen werden. Ein gewöhnliches Symptom der letzten ist das Klopfen und Schwellen der Jugularvenen.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

# Stettingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

32. Stück.

Den 27. Februar 1836.

B o n n.

Beschluß der Anzeige: Die Pathologie und  
Prognose der Krankheiten der Brust, 2c. 2c.

In Bezug auf die Hypertrophie des  
Herzens oder Verdickung der Herzsub-  
stanz bemerkt Rec. vorerst, daß die Verdickung  
nicht bloß in einfacher Vermehrung der Ernäh-  
rung des Herzens, welche durch lange Zeit das  
Herz zu vermehrter Thätigkeit reizende Einflüsse,  
als übermäßige Anstrengung des Körpers, Hin-  
dernisse des Blutumlaufes, Fehler der Klappen 2c.,  
verwirkt werden soll, besteht, sondern daß dabey,  
in sofern sie Krankheitsproduct und besonders die  
Folge von Entzündung ist, oft auch Veränderung  
der Textur Statt findet oder wenigstens später  
oft Erweichung oder Verhärtung des Gewebes  
hinzukommt. Es darf daher nicht so allgemein,  
wie es von manchen Neueren geschehen, ver-  
mehrte Energie des Herzens dabey angenommen  
werden, sondern es erfolgt der Tod vielmehr oft  
unter den Zufällen von höchst geschwächter Herz-  
thätigkeit. Dieß hat besonders Kreyzig üb. d.  
Krankh. d. Herzens Th. 2. S. 318 flg. u. Th. 2.  
Abth. 2. S. 461 flg. gezeigt, wie Rec. schon frü-  
her in diesen gel. Anz. 1826. S. 1684 flg. be-  
merkt hat. Und so können auch nicht bloß sehr  
starker und ausgebreiteter Herzschlag, harter und  
voller Puls, Klopfen und Gefühl von Völle im



Kopfe, wozu bey starker Congestion auch Schwindel, Schlagfluß, Nasenbluten zc. kommen, als Zeichen derselben angesehen werden, sondern auch selbst in der ersten Zeit der Ausbildung des Uebels und bey sonst noch gutem Aussehen des Kranken unordentliche, verworrene Bewegung des Herzens mit schwachem, unregelmäßigem, aussetzendem Pulse, die größte Angst, Beklemmung, Unruhe in der Herzgegend, Niedergeschlagenheit, in den periodischen Verschlimmerungen auch Ohnmachten eintreten.

Der Verf. theilt indessen (S. 196 flg.) die Meinung, daß die vermehrte Muskelsubstanz einem hypertrophischen Herzen mehr Zusammenziehungskraft gebe, wiewohl die größere Dichtigkeit der Fasern verhindere, daß das Herz sich mit Einfachheit und Gleichmäßigkeit wie bey dünnen Muskelfasern zusammenziehe. Daher sey der Herzstoß stärker und ausgebreiteter, aber weniger abgebrochen und von längerer Dauer. Er wirke auch oft auf die Rippen so sehr, daß dadurch der Kopf des Untersuchenden merkbar gehoben wird. Ja bey hohem Grade der Hypertrophie soll die Spitze des Herzens nicht allein an die Rippen bey der Höhe der Systole schlagen, sondern der ganze Körper des Herzens sich so an die Wände der Brust legen, als wenn das Herz bey jeder Zusammenziehung anschwelle. Darauf soll das Herz plötzlich zurücksinken, was Hope den Rückstoß nennt. Der erste Ton des Herzens soll gedehnter und dumpfer als gewöhnlich, der zweyte Ton noch deutlich unter dem Brustbeine und unterhalb des Schlüsselbeines gehört werden, ja unter diesem oft ungewöhnlich hell seyn. Außerdem soll der Ton bey der Percussion der Herzgegend matt seyn, was jedoch mehr, wenn das Herz verdickt und zugleich erweitert, selten bey der einfachen Erweiterung oder Hypertrophie der Fall sey.

So wie aber schon oben angeführt worden ist,

daß nicht so allgemein vermehrte Energie des Herzens bey der Hypertrophie angenommen werden dürfe, daß der Herzschlag dabey keinesweges immer stark sey zc., so hat auch Andral (Clinique med. T. III. p. 569) bemerkt, daß durch Hypertrophie nicht nothwendig merklicher Herzstoß erzeugt werde, daß er mehr als einmal, wo er nach dem Tode sehr starke Verdickung der Wände der Kammern mit merklicher Vergrößerung der Höhlen gefunden, während des Lebens gar keine Art von Herzstoß erkannt habe, und daß in anderen Fällen, wo Hypertrophie der linken Kammer mit großer Verengerung ihrer Höhle Statt gefunden, den so wenig merklicher Herzstoß Statt gefunden habe.

Nach Laennec sollte man die Hypertrophie der einen oder der anderen Kammer nach dem Orte des Herzstoßes, je nachdem derselbe mehr unter dem unteren Theile des Brustbeines oder zwischen den Knochen der fünften und siebenten Rippe sich äußere, bestimmen können. Auch nach dem Vf. soll man dieses Unterscheidungszeichen in Verbindung mit der größeren Helligkeit des Tones auf der anderen Seite, wo der Herzstoß schwach ist, in den meisten Fällen bewährt finden. Jedoch erkennt er es selbst an, daß, wenn die Hypertrophie beträchtlich sey und sich bis zur Spitze erstreckt, auch zugleich von einer Verdünnung der Wände der entgegengesetzten Kammer begleitet werde, die Spitze gegen die schwächere Seite hin übergeschneilt werde und der Herzstoß dort deutlicher als an der der Hypertrophie entsprechenden Seite hervortrete, und daß man sich daher mehr auf die anderen Zeichen verlassen und mehr auf den Ort, wo der schwächere Ton sich äußert, als auf den, wo der Herzstoß am deutlichsten hervortritt, verlassen müsse. (Auch werden von ihm (S. 197\*) Fälle angeführt, wo durch Geschwülste hinter dem Herzen und Aneurysma der aorta desc. dieselbe

Wirkung wie bey Hypertrophie erregt wurde). Wie unsicher aber jene Zeichen seyen, hat besonders Spittal (The Edinb. med. and surg. Journ. 1834. S. 138 flg.) gezeigt und bemerkt, daß in vielen aus den Schriften der ausgezeichnetsten Aerzte, welche die mittelbare Auscultation angewendet, als eines Laennec, Bertin, Forbes und Hope, genommenen Fällen die darauf gegründete Diagnose meistens durch die Leichendöffnung als unrichtig dargestellt wurde.

Bey der Hypertrophie mit Erweiterung sollen die physicalischen Zeichen aus einer Verbindung der der Hypertrophie und der der Erweiterung bestehen, jedoch nach dem Vorherrschende eines dieser Fehler sehr modificiert werden. <sup>3</sup> bemerke man bey Hypertrophie mit geringer Erweiterung einen starken Stoß mit einem kurz abgebrochenen Rückstoße und einem gedehnten, ausgebreiteten aber nicht klaren Tone. Bey Erweiterung mit geringer Hypertrophie sey der Ton laut, beginne kurz abgebrochen, und werde über eine große Strecke hinaus vernommen, während der Herzstoß nur dann übermäßig stark sey, wenn das Herz sich in einem aufgeregten Zustande befinde, wie bey dem Herzklopfen, wenn es harte, kurze und umschriebene Stöße verursache, ohne die Rippen stark zu heben. Auch werde bey sehr vermehrtem Umfange des verdickten und erweiterten Herzens ein dumpferer Ton bey der Percussion des Brustbeines und unterhalb der fünften Rippe bemerkt.

Der schnellende Herzstoß und Puls sind (S. 200) keinesweges bloß der Entzündung des Herzbeutels eigenthümlich, indem sie von erhöhter Reizbarkeit des Herzens herrühren und oft bey verschiedenen Arten von Nervenreizungen bemerkt werden. Ein mehr characteristisches Zeichen soll man aber bey der Anwendung des Stethoskops erhalten, nämlich ein krachendes Geräusch, wie das bey dem Reiten in einem neuen Sattel ent-

stehende oder dem Knarren des Leders ähnliche. Es ist jedoch nicht beständig und soll durch die Ergießung von Serum, wie durch die Bildung von Adhäsionen verschwinden. Von dem auch die Systole der Kammern begleitenden Blasebalggeräusche, womit es wohl von Manchen verwechselt worden sey, soll es leicht dadurch unterschieden werden, daß es nur oberflächlich sey und meist die gesammten Bewegungen des Herzens begleite, so wie es denn auch kaum an dem oberen Theile des Brustbeines und in der Gegend der Carotiden gehört werde, wo dagegen das Blasebalggeräusch sehr deutlich sey. Wenn dieses Zeichen fehle, sey Pericarditis nur auf negative Weise, durch Anwesenheit von Dyspnoe und Fieber ohne Zeichen einer anderen Brustkrankheit zu erkennen. Allein es kann ja, wie auch Hope bemerkt hat, die Entzündung des einen oder anderen der Brusteingeweide, insbesondere auch des Brustfelles, zugleich Statt finden und dabey der Schmerz über das Herz hin seinen Sitz haben. Hope fügt indessen den Trost bey, daß, wenn in einem solchen Falle einmal das Leiden des Herzens übersehen werden sollte, der Irrthum doch nicht von bedeutenden Folgen seyn würde, da sich das gegen Pleuritis oder Peripneumonie gerichtete Heilverfahren auch für die Pericarditis eigne!

Laennec konnte (T. II. p. 670) aus Mangel an hinreichenden Beobachtungen der idiopathischen Herzbeutelwassersucht noch nicht sagen, welche Zeichen das Stethoskop dabey verschaffen werde, glaubte jedoch versichern zu können, daß wenig reichliche Ergießungen in dem Herzbeutel (z. B. unter einem Pfunde) niemals ein Zeichen geben würden, meinte aber auch, daß die über zwey oder drey Pfund gehenden Anhäufungen manchmal vermittelt der durch die Percussion, Auscultation und Inspection gegebenen Zeichen würden erkannt werden können. Es soll indessen

wegen der großen Seltenheit der Fälle und der wenigen Mittel, welche die Medicin gegen diese Krankheit darbieth, weniger zu bedauern seyn, daß man nicht sicherere Zeichen derselben habe!

Außer dem schon von Auenbrugger angegebenen ganz dumpfen Ton der Percussion in der Herzgegend sind von Anderen noch als Zeichen angeführt worden unregelmäßiger wellenförmiger (schwappender) Herzstoß, wobey einige Schläge weich und doppelt, andere hart und abgebrochen sind, als wenn das Herz sich plötzlich durch die Flüssigkeit hindurch an die Rippen stieße, gewöhnlich hörbare Töne, doch nur schwache und ein den ersten Ton begleitendes Blasebalggeräusch bey beträchtlichem Ergusse aussehende, schwache kaum hörbare Schläge des Herzens und bey sehr schwachen Schlägen, wie immer, fehlender zweyter Ton, indem alsdann die in die Arterien strömende Blutmenge zu gering sey, um die halbmondförmigen Klappen in dem Maße zurückzudrängen, daß dadurch ein Ton entstehe.

Die für das vielleicht am meisten charakteristische Zeichen der Verwachsung des Herzbeutels mit dem Herzen von Hope erklärte plötzlich schüttelnde oder wälzende Bewegung des Herzens, welche durch das Stethoskop in der Präcordialgegend wahrgenommen wird, kann nach dem Verf. (S. 202) auch nur in Fällen, wo die Verwachsung die Herzthätigkeit beträchtlich stört, Statt finden. Sehr oft soll dabey auch ein Blasebalggeräusch den ersten Ton begleiten.

Die Erweichung des Herzens macht nach Laennec die Töne dumpfer. Der Verf. bemerkt indessen (S. 204.) mit Recht, daß eine große Verschiedenheit in den Tönen gesunder Herzen herrsche, und es soll deshalb die bloße Dumpfheit des Tones nur den Verdacht der Erweichung erregen, wenn außerdem Zeichen einer

besonderen Schwäche dieses Organes vorhanden sind und zuweilen Anfälle von Angina (?) und Herzklopfen eintreten, während welcher die Töne viel heller seyn.

Für die sichersten Zeichen der Fehler der Klappen des Herzens sind bekanntlich gewisse besondere Geräusche, nämlich das Blasebalggeräusch, das Raspel-, Feilen- und Säegeräusch und das Katzenschnurren erklärt worden. Auch nach dem Verf. (S. 205.) tragen sie, wenn die Art und der Sitz derselben ziemlich deutlich sind, zu einer richtigen Beurtheilung des Falles bey; aber wenn sie dunkel und nicht mit Gewißheit auf besondere Theile des Herzens bezogen werden können, sollen die physikalischen Zeichen jene Einfachheit und Bestimmtheit, der sie ihren Vorzug verdanken, verlieren, und bey dem gegenwärtigen Zustande unserer Kenntnisse uns zur genauen Diagnose der Natur des Falles nicht mehr helfen, als die allgemeinen Symptome. Es lasse sich ferner (S. 208 — 209) aus der Betrachtung der Principien, nach denen die abnormen Geräusche entstehen, einsehen, daß, weil sie von vielen mechanischen Ursachen herrühren können, sie nur dann auf besondere Krankheitszustände schließen lassen, wenn ihr Sitz und die begleitenden Symptome gleichzeitig auf eine jener Ursachen hinweisen. In manchen Fällen möge man wohl durch ein solches Zusammenfassen der Symptome zur Gewißheit gelangen; in anderen dagegen könne die über die Natur der Krankheit gefasste Meinung sich kaum über den Grad der Vermuthung erheben. Der allgemeine Character der Geräusche, welche durch andauernde Klappenfehler oder andere organische Krankheiten hervorgebracht werden, nämlich daß sie anhaltend sind, könne dieselben zwar einigermaßen von denen unterscheiden, welche in Folge einer vorübergehenden Aufregung entste-

hen; aber man solle nicht vergessen, daß jene unter gewissen Verhältnissen keine Geräusche hervorbringen, daß demnach ihre Zeichen dann auch nur vorübergehend, oder daß solche gar nicht vorhanden seyn können.

Bei der Betrachtung der Fehler der einzelnen Klappen bemerkt der Vf. S. 210 flg., daß er das Geräusch, welches bey obstructiver Krankheit der Aorta-Klappen bey dem ersten Tone des Herzschlages hervorgebracht werden und bey beträchtlicher Obstruction so laut und so lang gezogen gehört werden kann, daß der erste Ton kaum vernehmbar ist, nicht in allen Fällen in der Mitte des Brustbeines, wo es nach Hope am besten gehört wird und oberflächlich und zische wahrgenommen habe, sondern daß es bey Personen mit einer tiefen Brust und wohl entwickelten Lungen oft am deutlichsten in der Gegend der Knorpel der fünften und sechsten linken Rippe gehört werde, außerdem auch an dem oberen Theile des Brustbeines und sogar in der Gegend der Carotiden, wodurch diese Ursache hinlänglich von einer regurgitierenden Krankheit der Klappen der Vorhöfe unterschieden worden sey.

Auch das bey regurgitierenden Krankheiten der Mitral-Klappe zuweilen zur Zeit des ersten Tones entstehende Geräusch, welches nach Hope am deutlichsten am linken Rande des Brustbeines zwischen der dritten und vierten Rippe gehört wird, will er gewöhnlich am besten mehr nach links in der Gegend der Brustwarzen oder etwas tiefer vernommen haben, und der Umstand, daß dasselbe hier seinen Sitz hatte, so wie der, daß man es nicht in den Arterien vernahm, galten ihm als die besten Zeichen, daß er es mit einer regurgitierenden Krankheit der Mitral-Klappe zu thun hatte. Er gesteht indessen in einer hier beigefügten Anmerkung, daß verschiedene Umstände, wie Erweiterung oder Adhäsionen des Herzens,

festen oder flüssigen Ergüsse in den Lungen oder der Pleura, so wie andere Ursachen, diese Zeichen unzuverlässig machen können, und daß er weit entfernt sey, dieselben für sichere Leiter auszugeben. Nur wenige Regeln könne man zur Diagnose der Herzkrankheiten als allgemein gültig aufstellen; denn so lange nicht alle Elemente ihrer Zeichen bekannt seyen, sey es unmöglich, alle ihre Combinationen oder die Folgen ihrer gegenseitigen Verdunkelungen gehörig zu würdigen, und er ermähne noch einmal, daß diese Schwierigkeiten uns gegen voreilige Meinungen warnen und uns zu einer mehr systematischen und sorgfältigeren Untersuchung anregen möchten.

Obstructive Krankheit der halbmondförmigen Pulmonar-Klappen kann ein Geräusch verursachen, welches nach Hope in der Mitte des Brustbeines am deutlichsten ist, sich aber von Krankheiten der Aorta-Klappen dadurch unterscheiden soll, daß das Geräusch mehr oberflächlich und zischend sey. Dabey bemerkt aber Rec., daß ja beides auch bey Fehlern der Aorta-Klappen Statt finden soll, und daß auch Hope die Uebereinstimmung dieser Zeichen bey beiden Fehlern anerkannt, und nur dadurch sie hat unterscheiden wollen, daß bey den Fehlern der Pulmonar-Klappen das Geräusch dem Ohre ganz nahe zu seyn scheine und eben so zischend sey, wie bey krankhaftem Zustande der aufsteigenden Aorta. Jedoch hat Hope auch als Zeichen der Fehler der Aorta-Klappen angeführt, daß der Ton dem Ohre sehr nahe scheine, und möchte diese Verschiedenheit der Nähe am Krankenbette schwer zu bestimmen seyn. Nach dem Wf. soll das Geräusch übrigens leichter dadurch zu unterscheiden seyn, daß es nicht über den großen Arterien zu hören sey, da die Krankheit nicht auf den Puls wirke und deutlichere Zeichen von vordrer Congestion und Krankheit der rechten Seite des Herzens verursache.



Fehler der Tricuspidalklappe verursachen ein tiefes blasendes oder feilendes Geräusch, das am deutlichsten unter dem Brustbeine an dessen Vereinigung mit der vierten Rippe zu hören sey. Bey einer regurgitierenden Krankheit finde dasselbe bey dem ersten, bey einer obstructiven Krankheit bey dem zweyten Tone Statt. Bey beträchtlicher Regurgitation entstehe eine Pulsation in dem Theile der Jugular-Venen, welcher an dem Schlüsselbeine liegt. Es komme dieß Zeichen besonders dann vor, wenn beträchtliche Erweiterung des rechten Ventrikels vorhanden sey, wobey die Tricuspidalklappen entweder die Oeffnung nicht ganz verschließen, oder so erschlafft sind und bey Systole so ausgedehnt werden, daß dadurch Blutsäule in den Venen ein Rückstoß erteilt

Noch bemerkt der Vf. (S. 214—215), daß, wenn einige der betrachteten Krankheiten mit einander verbunden seyen und ihre Zeichen zusammen kämen, die Dunkelheit des Falles im Allgemeinen vermehrt werde. Denn wenn die krankhaften Geräusche durch ihren Ort und Character nicht deutlich von einander unterschieden seyen, so werde das stärkere und mehr hervorstechende die anderen über-tönen oder entstellen. Wenn die Geräusche verschieden seyen, wenn das eine feilend oder reibend und das andere blasend sey, so sey die Schwierigkeit geringer, und der Sitz so wie die Art der einzelnen Krankheiten könne dann oft mit ziemlicher Genauigkeit erkannt werden. Ein raspelndes oder sägendes Geräusch sey selten die Folge einfacher Verengerungen oder weicher Ablagerungen, ausgenommen nur für eine kurze Zeit während einer verstärkten Thätigkeit des Herzens. Wenn daher solche Geräusche anhaltend seyen, so könne man im Allgemeinen annehmen, daß eine Ablagerung von Knochenmasse Statt habe, oder die Klappe oder die Umgebung derselben sich in einem Zustande von Straffheit befinde. Außerdem sollen Hypertrophie

und Erweiterung oft die Krankheiten der Klappen deutlicher machen.

Bei dem nervösen Herzklopfen ist (S. 216) der Ton der Herzschläge laut, aber nicht ausgebreitet, wie bey der Erweiterung des Herzens; der Stoß kräftig und schnellend, aber nicht von jenem Hasen begleitet, wie bey der Hypertrophie; das Blasebalg- oder Feilengeräusch, welches sowohl im Herzen als in den Arterien vorhanden seyn kann, nicht beständig wie bey den Klappenkrankheiten; und der Nachlaß und das Verschwinden aller dieser Symptome nach gemäßigter Aufregung soll es hinlänglich von den organischen Krankheiten unterscheiden lassen. Es kann in der That Weise der Vf. selbst bemerkt, nervöses Herzklopfen auch bey denjenigen oft vorkommen, deren Herz wirklich (an einem organischen Fehler) krank ist, und es können auch, wie oben schon bemerkt worden, bey organischen Fehlern des Herzens die Zeichen vorübergehend seyn, die Geräusche oft fehlen. Außerdem muß aber nach des Rec. Meinung noch ganz besonders bemerkt werden, daß auch bey nicht organischen Krankheiten des Herzens die Zufälle oft sehr anhaltend seyn können, daher man auch in solchen Fällen sich wohl hüten muß, gleich einen organischen Fehler anzunehmen. Gar sehr verdient hier berücksichtigt zu werden, was Hufeland in der Abhandlung: Herzkrankheiten nicht im Herzen (im Journ. d. pract. Heilk. 1822. Jan. S. 10 flg.) hierüber geäußert hat.

In Ansehung der zuletzt (S. 216 flg.) betrachteten Aneurysmen der Aorta ist der Vf. mit Laennec der Meinung, daß wir sie nicht in allen Fällen sicher unterscheiden könnten. Durch das unnatürliche Klopfen in dem oberen Theile der Brust, die Schmerzen unter dem Brustbeine oder im Halse, die Schling- und Athmungsbeschwerden könne die Krankheit nicht von anderen Geschwülsten, die dieselben Erscheinungen hervorbringen

stänken, unterschieden werden. Wenn aber ein Stoß unter dem Brustbeine oder etwas zur rechten Seite desselben stärker als in der linken Herzgegend gefühlt werde, und besonders wenn dieser von einem einfachen lauten Tone, mag dieser reibend seyn oder nicht, begleitet sey, so könne nur noch ein geringer Zweifel übrig seyn, ob ein Aneurysma oder eine beträchtliche Erweiterung der Aorta vorhanden sey. - Neuester selten sey der Herzschlag in jener Gegend zu fühlen, selbst in den deutlichsten Fällen von Hypertrophie. Können die Geschwulst äußerlich gefühlt werden, so werde uns der Tastsinn in den Stand setzen, den Zweifel über einen anderen möglichen Fall zu beseitigen.

Wenn ferner der Ton, welcher den Durchgang des Blutes durch einen aneurysmatischen Sack bey jeder Zusammenziehung des Herzens begleite, einfach, abgebrochen, laut und raschelnd sey, so sey er am meisten charakteristisch, und wenn ein solcher an dem oberen Theile des Brustbeines oder über demselben gehört werde, so könne er als ein sicheres Zeichen eines Aneurysma's betrachtet werden. Er sey aber oft doppelt und alsdann den beiden Herztönen so ähnlich, daß es uns vorkomme, als befinde sich das Herz unmittelbar unter dem Cylinder. In Bezug auf Hope's Meinung, daß die aneurysmatischen Geräusche, selbst wenn sie doppelt seyen, sich immer dadurch unterscheiden ließen, daß der erste Ton allmählich abnehme, der zweyte dagegen in dem Maße deutlicher werde, als man den Cylinder von der Höhe des Brustbeines nach der Gegend des Herzens bewege, sagt der Vf., daß seine Erfahrung damit nicht übereinstimme, sondern daß in allen von ihm beobachteten Fällen von Aneurysmen, bey welchen ein doppelter Ton gehört worden, sowohl der erste als der zweyte Ton viel stärker über der aneurysmatischen Geschwulst als in der Gegend des Herzens gewesen sey, und daß auch Ferguson einen Fall von ders-

selben Art angeführt habe. Man könne daher im Allgemeinen annehmen, daß wohl manche Fälle von Aneurysmen des höheren Theiles der Aorta oder der Art. innominata sich durch Pulsation und einfache, abgebrochene, laute Töne mit oder ohne Rassel zu erkennen gäben, daß aber auch manche Fälle vorkämen, in denen diese Kennzeichen fehlen, und in welchen daher die Symptome mehr oder weniger zweydeutig seyen.

Wenn bey der Erweiterung der Aorta mancherley Ablagerungen von atheromatöser, Knorpel- und Knochenmaterie Statt finden und die innere Oberfläche der Haut rauh und uneben wird, dann werde ein Rassel- und Säegeräusch den ersten begleiten, und dieser Fall sey nur dadurch von einer Krankheit der Aorta-Klappen zu unterscheiden, daß der zweyte Ton noch deutlich bleibe; aber auch dieses Unterscheidungszeichen werde fehlen, wenn die Krankheit der Klappen bloß eine obstructive sey und deren Zusammenklappen nicht hindere. Daß von Hope angegebene Zeichen, daß das Geräusch, je mehr man sich vom Herzen nach der Höhe des Brustbeines wende, um so deutlicher werde, sey falsch, und auch Ferguson habe einen Fall erzählt, in welchem ein Rasselgeräusch in Folge einer Krankheit der Aortaklappe am deutlichsten auf der Höhe des Brustbeines gehört wurde. Wenn daher auch in einzelnen Fällen mancherley Umstände zu Hülfe genommen werden könnten, um ein nur einigermaßen richtiges Urtheil zu fällen, so konnten wir doch noch kein einziges jener einfachen und sicheren diagnostischen Merkmale, welche uns in manchen Brustkrankheiten zu Gebote stünden.

Ein Aneurysma der Aorta desc. könne zuweilen durch ein kurzes raschelndes Geräusch, welches man an einem Theile der Wirbelsäule, nicht aber auf der vorderen Seite, wahrnehme, erkannt werden. Jedoch brächten Aneurysmen nicht immer ein solches

Geräusch hervor, und ihre Pulsationen könnten, so lange sie selbst nicht beträchtlich seyen, leicht mit denen des Herzens verwechselt werden. Im Unterleibe seyen sie viel vollkommener zu fühlen und zu unterscheiden. (Auch bey diesen können jedoch Verwechslungen mit mancherley andern Fehlern eintreten.)

Nach dem, was im Vorhergehenden über die auf der Percussion und Auscultation beruhenden Zeichen der wichtigsten Brustkrankheiten bemerkt worden ist, kann nun Rec., obgleich er allerdings der Meinung ist, daß in mehreren der angeführten Krankheiten jene Zeichen n e b e n anderen als Hülfsmittel zur Diagnose benutzt zu werden verdienen doch den Werth derselben in vielen Fällen sehr beschränkt halten, in so manchen sie nur für unsicher, zweifelhaft oder triegerisch erklären, wie er auch früher schon bey mehreren Gelegenheiten in diesen Blättern und anderswo geäußert hat. Daß manche oft nur zu einer gewissen Zeit oder auch gar nicht im Verlaufe einer Krankheit zu bemerken sind, mehrere, wie der dumpfe Ton der Percussion, das mehr oder weniger schwache oder fehlende Athmungsgeräusch, das Schleimrasseln zc. bey den verschiedensten Formen vorkommen können, haben sie freylich mit anderen Symptomen gemein. Aber eben deshalb können sie nicht in dem Sinne, wie manche übermäßige Lobredner derselben es meinen, für pathognomonische Zeichen gewisser Krankheiten erklärt werden, sondern auch nur in Verbindung mit anderen zur Erkenntniß einer Krankheit dienen, und der alte Satz, daß man nicht einzelnen Zeichen zu sehr trauen, sondern auf alle und das Verhältniß derselben zu einander sehen muß, ist wohl besonders auch bey ihnen zu beachten. Sodann ist aber die Bestimmung dieser Zeichen an sich oft schwankend, da der Unterschied oft nur auf einem nicht nach einem gewissen Maße zu bestimmenden Mehr oder Weniger des matten oder hellen Tones beruht, Manches dabey von der Individualität des untersuchenden Arztes und sonst zufälligen Umständen, selbst von bey der Anwendung des Stethoskopes entstehenden Gemüthsbewegungen, die den Herzschlag verändern, das Athmungsgeräusch schwächen oder auch verstärken, abhängt, und überhaupt der Sinn des Gehöres besonders leicht Täuschungen unterworfen ist. Ueberdem möchten

auch andere Zeichen besonders in Bezug auf die Bestimmung des Grundcharacters der Krankheit und die Behandlung oft weit wichtiger seyn. Rec. ist weit entfernt, den Werth pathologischer Untersuchungen bloß nach ihrem unmittelbaren Einflusse auf die Behandlung beurtheilen zu wollen. Wenn aber von Seiten mancher Zeloten der Auscultation die von mehreren Aerzten früher über den practischen Nutzen mancher diagnostischen Untersuchungen vermittelt der Auscultation erhobenen Zweifel sehr übel aufgenommen werden, so kann dieß doch den Rec. nicht abhalten, seine Ueberzeugung zu äußern, daß wenigstens so manche diagnostische Bestimmungen der Art, die gar sehr ins Kleinliche gehen und dabey so wenig Sicherheit gewähren oder so leicht täuschen, für die Therapie unfruchtbar sind. Auch erinnert er hier wieder an die oben bey den Bemerkungen über die Bronchitis, den Bluthusten, die Entzündung und Wassersucht des Herzbeutels angeführten Aeußerungen von Horn und Boissieu, wie besonders die eigenen Geständnisse von Laennec, wornach der Mangel an solchen Unterscheidungen oder der Irrthum in Ansehung derselben keine nachtheiligen Folgen für die Praxis haben soll!

Daß diese Untersuchung in manchen Fällen nicht bloß für den Kranken (der in gewissen Fällen die Lage und Stellung oft verändern, wohl auch die unangenehme Lage auf dem Bauche annehmen soll) sehr lästig seyn, sondern auch von Seiten des Arztes mehr Aufwand von Zeit erfordern kann, darf, wo es sonst darauf ankommt, nicht davon abhalten. Es ist dieß zwar selbst bey manchen Landsleuten von Laennec schon eingetreten, so wie dann Boisseau (Journ. univ. des scienc. méd. T. X. L. VI. 1827 p. 217) sagt: »Laennec est venu ajouter au petit nombre des caractères que l'ouïe fournissait; mais pour tirer un utile parti de ceux qu'il indique, il faut voir le même malade fort souvent, rester chaque fois long-temps près de lui, le placer dans des positions et lui imprimer des mouvemens qui le fatiguent, lui sont désagréables et le rebutent même. Enfin, ce n'est qu'avec beaucoup de persévérance que l'on se procure certains signes donnés comme décisifs, et, pendant qu'on en poursuit la recherche, il faut rester spectateur des progrès du mal, jusqu'à ce que le drame se termine, ou agir d'après les seuls renseignements que fournissent la vue et la percussion. Ce n'est guère que dans la pratique des hôpitaux que le cylindre peut révéler tous les bruits thoraciques. Plus d'un médecin a renoncé aujourd'hui au stéthoscope qui lui dérobaît un temps précieux: je ne dis pas ce qui devrait être, je dis ce qui est.« — Unser Verf. sagt

dagegen (S. 43), daß diese physicalische Untersuchung der Brust, wenn sie auf eine gewandte und systematische Weise geschieht, bey weitem nicht so ermüdend sey, als man sich vorstellt, und daß es wirklich erstaunlich sey, mit welcher Leichtigkeit und Fertigkeit man sie nach einiger Übung anzustellen vermöge, ja daß einige Minuten schon in den meisten Fällen hinreichend seyen, uns bey weitem sicherere Resultate zu liefern, als wir sie auf jedem andern Wege erhalten könnten, und daß man, wenn schwere und dunkle Fälle etwas mehr Zeit erfordern sollten, diese nicht für verloren halten dürfe. Wenn nun auch die Behauptung, daß einige Minuten meistens hinreichend seyen, uns die sichersten Resultate zu liefern, gegründeten Zweifeln ausgesetzt seyn, die Auscultation nach dem im Vorhergehenden darüber bemerkten allerdings in gar manchen Fällen nicht bloß großen Aufwand von Mühe und Zeit erfordern sondern auch oft keinesweges sichere Resultate gewähren möchte, so hat der Vf. doch mit Recht gesagt, daß einer wahrhaften Erkenntniß der Krankheit hin- werden müsse, und daß er es für die Pflicht eines gewissenhaftes Arztes halte, diese Erkenntniß und die Anwendung darauf gestützten Heilmittel als die Hauptpunkte seiner Sorgfalt zu betrachten. Wenn aber der Herausg. (Wo S. VII. VIII) selbst so weit geht zu behaupten, daß es rathsam sey, das Stethoskop in allen Fällen, selbst in denjenigen, wo scheinbar keine Brustkrankheit zugegen ist, anzuwenden, so möchte dieß doch cum grano salis zu verstehen seyn und wenigstens in der Privatpraxis oft von Seiten der Kranken nicht bloß auffallend gefunden werden, sondern auch sonst große Schwierigkeiten erhalten. Solche Uebertreibungen möchten der Sache eher schaden, und da möchte öfter bestätigt werden, was schon Boissieu von den französischen Ärzten gesagt hat, daß mehr als einer den ihm die kostbare Zeit raubenden Gebrauch des Stethoskopes aufgegeben habe.

Auf Piorry's ins Kleinliche gehende Unterscheidungen des Herztones, Lungentones, Schenkeltones, Lebertones, Magentones &c., wie auf dessen sogenannte Pneumonia hypostatica hat der Vf. wohl nicht für der Mühe werth gehalten nähere Rücksicht zu nehmen, und hat Rec. keine Neigung, sich dabey weiter aufzuhalten.

Uebrigens bemerkt Rec., der leider das Original dieser Schrift nicht zur Hand hat, daß S. 40 Z. 14 wohl durch einen Druckfehler mittelbare Auscultation statt unmittelbare steht, S. 79. Z. 5 es wohl Rh. crepitans statt mucosus, S. 160 Z. 23 nur st. nie heißen muß, daß aber sonst die Uebersetzung sich im Ganzen gut liest.

# Stättische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

33. Stück.

Den 29. Februar 1836.

---

Mexico. Philadelphia.

De lingua Othomitorum Dissertatio; auctore Emanuele Naxera, Mexicano, Academiae litterariae Zacatecarum Socio. 1835. 48 S. in 4.

Der Vf. dieser Abhandlung ist ein geborner Mexicaner; der aber jetzt in politischem Exil in Philadelphia lebt. Die vorliegende Abhandlung ward der dortigen Philosophical Society vorgelegt; durch deren Präsidenten Hn D u p o n c e a u, selber durch seine Untersuchungen über die Americanisch-Indianischen Sprachen bekannt, sie auch im Namen des Verf. dem Ref. mitgetheilt ward. Der Vf. gibt in derselben Bericht über die Sprache eines Americanischen Volksstammes, der jetzt nur noch zerstreut in einzelnen Dorfschaften in Mexico lebt, und dessen Name so viel als Nomaden, oder Herumziehende bedeuten soll. Die Sprache dieses Volks steht auf der niedrigsten Stufe der Ausbildung. Nennwörter und Zeitwörter sind dieselben, und die ersten werden nur durch die



Vorsehung der Sylbe na, den Artikel, bezeichnet. Es gibt keine Flexion noch Genus. Die Zeitwörter kennen nur den Indicativ und Imperativ. Zeiten und Personen werden durch Artikel bezeichnet. Die Aussprache ist so voll von Gutturalen und Naselauten, daß sie mit unsern Buchstaben nur sehr unvollkommen geschrieben werden kann. Die Sprache würde also wie die ähnlicher Volksstämme wohl keine besondere Merkwürdigkeiten darbieten, wenn es nicht in Einer Rücksicht geschähe. Sie gehört nämlich in die Classe der einsylbigen Sprachen, in demselben Sinne wie die Chinesische dahin gerechnet wird statt daß alle andern bekannten Indianischen Sprachen zu den vielsylbigen g  
 Sie selbst nennen ihre Sprache Hiam Hiū<sup>3</sup> (zusprechen Hiang Hiung). Dieß führt denn zu der Vermuthung daß sie Chinesischen Ursprungs sey, und also die Einwanderung einer Chinesischen Colonie voraussetze. Daß diese möglich sey, wird man so wenig in Zweifel ziehen wollen, als daß Malaiische und andere Einwanderungen in diesen Welttheil Statt gefunden haben können. Wir müssen indeß dem Vf. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er dieß nicht behauptet, sondern nur darauf aufmerksam machen will. Seine eigene Kenntniß des Chinesischen beschränkt sich nur auf die Berichte von Abel Remusat. In dem zweyten Theil seiner Abhandlung hat er daher in einem Anhang ein vergleichendes Sthomitisches-Chinesisches Wortverzeichnis mitgetheilt, in dem allerdings eine gewisse Aehnlichkeit nicht zu verkennen ist. Wie ungewiß indeß die daraus gezogenen Resultate bleiben müssen, wird schon von selbst aus dem was wir von der Schwierigkeit jene Sprache mit unserer Schrift zu schreiben gesagt haben, hervorgehen. Wir wollen dieselbe daher

auch nur als eine Merkwürdigkeit anzeigen, ohne irgend eine weitere Vermuthung darauf zu gründen. — Die Ausdrücke der Sehnsucht des Verf. nach seinem Vaterlande wird Niemand ohne Theilnahme lesen.

Sn.

### W i e n.

Bey Carl Gerold, 1836: Glagolita Clozianus, id est codicis glagolitici inter suos facile antiquissimi, olim, dum integer erat Veglae in thesauro Frangepaniano, habiti Hieronymi bibliis croaticis, supradictae ad minimum exarato a. MLVII cyduq. Ostromiri Novogradensis, λείψανον tonorum XII membraneorum, servatum in bibliotheca ill<sup>mi</sup> comitis Paridis Cloz Tridentini. Litteris totidem cyrillicis transcriptum, amplissimis de alphabeti glagolitici remotiore antiquitate et liturgia slavica a. D. DCCCLXX primum coepta in Pannonia prolegomenis historicis et philologicis, monumentis iterum tribus dialecti carantanicae seculi X. Monachii repertis, itemque speciminibus slavicarum cis Danubium dialectorum ab a. MLVII ad MDCCCXXXV; Calendario slavico a. MLVII aliisque ineditis; addito graeco Glagolitae interpretis προκειμένῳ, latinaque slavicae omnium interpretatione, linguae demum Slavorum utriusque ritus ecclesiasticae brevi grammatica et lexico illustratum edidit . . . Bartholomaeus Kopitar augustissimo Austriae imperatori a bibliothecae palatinae custodia. Cum tabulis aeneis duabus. LXXX u. 86 Seiten in Folio.

Auf dem Gebiete altslavischer Philologie sind die beiden jüngsten Entdeckungen glücklicherweise in die Hände des Gelehrten gefallen, der allen heutigen Slavisten vorangeht. Zwar mangelt gerade sein Name dem Titel des von ihm herausgegebenen altpolnischen Psalters (Wien 1834); doch verweise ich auf seine in den Wiener Jahrbüchern Band 67 abgelegte Erklärung und auf S. XXXIV und 52 des vorliegenden Buchs. Noch wichtiger ist aber der andere Fund, welchen Kopitar jetzt bekannt macht und aus der ganzen Fülle seines Wissens erläutert. Wer seine gedrängte, mehr andeutende als ausführliche Schreibart kennt wird auf diesen 166 Foli<sup>n</sup> einen Schatz der scharfsinnigsten, fruchtbringenden Mittheilungen erwarten. Und in der That gewinnen dadurch slavische Paläographie, Geschichte und Grammatik, in wesentlichen Dingen, ein verändertes Ansehen.

Um die diplomatische Seite zuerst zu berühren, so war bisher durch Dobrowsky allgemein das Vorurtheil verbreitet, das glagolitische Alphabet sey nicht eher als im Beginn des dreizehnten Jahrhunderts, auf der Grundlage des cyrillischen, für die lateinischslavische Liturgie rein erfunden worden (ab incerto Dalmata, ductibus pro ingenio suo formatis). Hat man bloß die scharfeckigen, geblünten Züge der glagolitischen Drucke oder Dobrowsky's dritte Tafel vor Augen, so scheinen freylich diese verzierten, steifen Buchstaben verworrener, zusammengesetzter und darum jünger als die einfacheren cyrillischen. Anders aber ist der Eindruck der runderen, gelenkteren glagolitischen Schrift auf den kopitarischen Tafeln. Jener Annahme muß schon deshalb entsagt werden, weil in einem Pariser Codex das glagolitische Alphabet erläutert wird durch beyge-

fügte lateinisch geschriebene Wörter, deren Züge wenigstens dem zwölften Jahrhundert gehören. Was aber noch merkwürdiger ist, in cyrillischen Handschriften finden sich glagolitische Initialen; die glagolitischen Buchstaben erscheinen also zu den cyrillischen fast in einem analogen Verhältnis, wie Uncialen zur Minuskel, und da Minuskel überhaupt nichts anders ist als verkleinerte Majuskel, so möchte eher die Glagoliza den Schein höhers Alters für sich haben, die Cyrilliza eben aus ihr und dem griechischen Alphabet hervorgegangen betrachtet werden müssen. Wenn daher die dem heil. Hieronymus selbst glagolitische Alphabet beylegende Ueberlieferung nicht für baare Wahrheit gelten bezeugt sie jedenfalls das hohe Alter dieser, und mit des Cyrillus späterer Erfindung könnte es sich etwa wie mit der des Alphit erhalten. Schwerlich war es Alphilas der die Germanen zuerst schreiben lehrte, das verstanden sie schon früher und wohl schon zu Tacitus Zeit: er vereinfachte und verschönerte ihre Schrift aus der griechischen und lateinischen, ohne alle Spuren des älteren Alphabets (es mag immer das runische heißen) zu tilgen. Nicht anders scheint nun die Glagoliza das beybehaltene, wenn schon einigermaßen veränderte ältere slavische Alphabet, während es Cyrill im neunten Jahrhundert aus dem Griechischen beynahе umschuf. Dennoch dringt auch in der cyrillischen Schrift eine unverkennbare Verwandtschaft mit der glagolitischen durch, wie sich die gleiche Benennung und Anordnung der Buchstaben in beiden erhalten hat. Offenbar haben Schivjete, Ljudi, Mysljete, Fert, Scha, Schtscha und noch einige in beiden denselben Typus. Kopitar gibt uns in dem Glozischen Codex eine glagolitische Schrift von wenigstens gleichem Alter

als die älteste bisher entdeckte cyrillische in dem Ostromirischen Codex, welchen ein beygefügter (S. LXI—LXIX hier wiederholter) Calendar ins Jahr 1057 weist. Das glagolitische Alphabet kann mithin schon vor dem cyrillischen bestanden haben und bey dessen Entwerfung für die ungriechischen, eigenthümlich slavischen Laute genutzt worden seyn; so behutsam drückt sich unser Verf. S. X aus. Ich gehe weiter und behaupte, daß glagolitische ist älter, bedeutend älter als das cyrillische; Gründe dafür scheint eine nähere graphische Betrachtung einzelner Buchstaben an Hand zu geben, welche der Herausgeber unterlassen hat; S. XXI heißt es zwar von sieben! ersten Buchstaben: de figura d suo loco, allein ich kann nichts darüber. Im Ganzen hat die glagolitische Schrift laubartiges, sie liebt es die Ausgänge der gleichsam mit runden Blättern zu schmücken weder die cyrillische, noch die gothische und runische Schrift thut; man vergleiche die Gestalt des V, D, I, L, M; solche Züge eignen sich mehr für das Malen mit Pinsel oder Feder, als für das Ritzen in Holz oder Stein. Nicht zu übersehen ist die merkbare Richtung mehrerer glagolitischer Buchstaben, ihr Offenstehn nach der linken Hand, während die cyrillischen, gothischen und lateinischen sich rechts wenden; jene links gewandten scheinen noch aus dem früheren Gebrauch von der Rechten nach der Linken zu schreiben übrig geblieben. Dahin gehören das On, auch wohl das Kako zumal in dem Clozischen, Affemannischen und Pariser Codex, während die späteren es umdrehen, vorzüglich aber der sechste Buchstab, das Est, dessen glagolitische Form links, die cyrillische aber wie die lateinische und griechische rechts gewendet ist. Jene glagolitische Richtung ist völlig die phöniciſche oder altgriechi-

sche. Merkwürdig daß die Russen (doch nicht erst seit Peter dem Großen?) neben dem cyrillischen E auch das glagolitische in ihr sonst nur cyrillisches Alphabet aufgenommen haben; sie weisen ihm die Stelle zwischen Jat und Ju an und schreiben es zu Anfang des Worts oder der Sylbe, so bald reines e (nicht je) ausgesprochen werden soll (S. 49b). Ich muß aber mit einem schlagenderen Zeugniß für die Alterthümlichkeit der glagolitischen Buchstaben E und B hervorrücken; lehreres hat die Gestalt eines Hakens, der oben in eine dreyzinkige Gabel ausläuft, und weicht völs ab von dem gewöhnlichen lateinischen, gothischen, runischen, folglich auch cyrillischen B. Nun ist gerade die Runen der bisher noch übel berücksichtigten Prilwitzer Idole, so wie der von Hagenow bekannt gemachten Steine dieselbe auffallende Abweichung beider Buchstaben, das links gedrehte E und das gabelförmige B (man sehe Wiene Jahrb. Band 43. S. 33 und Hagenow's Figur 8 und 11). Diese wendischen Runen sind im Ganzen die nordischen, weichen aber in einzelnen Buchstaben ab, und ihre entschiedenste Abweichung stimmt zu der Glagoliza! Was könnte wohl mehr das Alterthum der glagolitischen Schrift und zugleich die angefochtene Echtheit der nordslavischen Götzenbilder bestätigen? Dem Neubrandenburger Goldschmied eine solche Kenntniß der nordischen, preußischen, slavischen Mythologie, der nordischen Runen und des glagolitischen Alphabets zuzutrauen, daß er aus ihnen allen nicht plump, sondern mit geschickter, ab- und zuthuender Mischung nachgeahmt hätte, übersteigt allen Glauben. Die auch durch andere innere Gründe bestärkte Echtheit der Bilder eingedrünt, scheint aus ihnen hervorzugehen, daß schon die heidnischen Slaven einer Schrift pflanzten, von welcher uns bedeutende Ueberreste nir-

gends anders als in dem glagolitischen Alphabet vorliegen. Man erinnere sich, daß auch die nordischen Runen in der ältesten Zeit die linke Richtung befolgten (wie namentlich aus der Blefinger Felsenschrift Finn Magnussen dargethan hat, und sich aus Betrachtung der einzelnen Haken auf der Stelle ergibt) und erst späterhin sie mit der rechten vertauschten. Sollte sich nicht auch das glagolitische O der nordischen und angelsächsischen Rune OS, das glagolitische N der Rune Not im sogenannten Grabanischen Alphabet vergleichen lassen? Das glagolitische R (Rtzi) ist ein umgestülptes cyrillisches, in seiner Form aber tri es auch mit dem cyrillischen mutescierenden leno zusammen; dürfte sich nicht daraus und aus der Benennung Jer Zusammenhang der slavischen Halbvocale mit dem indischen Ri ergeben? Endlich streitet für das höhere Alterthum der glagolitischen Buchstaben, daß ihre Folge die ununterbrochene Reihe der Zahlen gewährt (S. XXVII), während das cyrillische und gerade so das ulphianische Alphabet die griechische Zählung nachahmen. Ob wohl auch in Deutschland die ältere, vorgotische Runenschrift nach der einheimischen Folge der Buchstaben zählte? Man sollte es daraus schließen, daß die sieben ersten nordischen Runen im Calender zur Bezeichnung der sieben Wochentage dienen. Ueberhaupt entwickelt die fortschreitende Untersuchung eine größere Verwandtschaft zwischen germanischer und slavischer Sprache, Mythe und Schrift als man bisher zuzugeben geneigt war. Selbst darum bin ich nicht Kopitars Meinung S. XXIX. 49, daß die Buchstabnamen Jus und Fort lateinische Wörter seyen; Fort scheint die angelsächsische Rune Peord; auch schreibt die Pariser Handschrift der ersten Tafel Fort.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

# Stettingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

34. 35. Stück.  
Den 3. März 1836.

W i e n.

Beschluß der Anzeige: Glagolita Clozianus,  
etc.

Die Slavisten sind bis auf heute uneins über die Frage, in welchem südslavischen Dialect Cyrillus Bibelübersetzung verfaßt sey? denn daß dabey kein nordslavischer in Betracht komme versteht sich von selbst. Dobrowsky hat sich zuletzt für den südöstlichen ausgesprochen, worunter er eine bulgarisch = serbisch = macedonische Mischung meint. Kopitar aber vorher und noch immer für den südwestlichen oder pannonisch = carentanischen. Wir besitzen die cyrillische Arbeit lange nicht in gleichzeitiger Handschrift, wie gesagt, jener Ostromirische Codex ist fast um zwey Jahrhunderte jünger. Vielleicht war der berühmte Rheims'er, auf dem die französischen Könige bey ihrer Salbung schwuren und den die sinnlose Wuth der Aufrührer in Asche verwandelte, ein älterer (er ist nach Kopitar etwa durch die Anna Jaroslawna aus Kiew ihrem Gemahl Heinrich I. zugebracht, 1044—1051). Wir vermögen also die Veränderungen, welche spätere Abschreiber mit dem Urtext vor-



nahmen, nicht sicher auszuscheiden. Freylich stammten Cyrill und Method aus dem byzantinischen Reich und waren dort eher mit Bulgaren und Serben, als mit Pannoniern im Verkehr; aber beide wurden nach Mähren und Pannonien gesandt und scheinen erst in ihrem neuen Beruf den Gedanken an die Uebertragung gefaßt zu haben. Südwestliche Slaven waren hundert bis zweyhundert Jahre vor beider Apostel Belt bekehrt, Bulgaren wurden es nicht vor dem neunten Jahrhundert. In Pannonien, unter deutscher Nachbarn Einfluß, hatte sich längst eine Liturgie gestaltet, und kommt der Glagol ein höheres Alter zu als der Cyrilliza, so jene vorzugsweise in Pannonien geübt seyn, eben weil sie da, nach Einführung des neuen Alphabets, sich zu behaupten weiß. Pannonische Slaven mögen im neunten Jahrhundert an Bildung allen übrigen Slaven zuvor gewesen seyn. Bey ihnen trafen Cyrill und Method die meiste Vorbereitung, das günstigste Element, auf welches sie ihre griechische Gelehrsamkeit anwenden konnten. Aus Vermählung des griechischen Alphabets mit dem glagolitischen ging eine vereinfachte, gefügigere Schrift hervor, aus dem Uebersetzungseifer griechischer Geistlicher (welcher lateinisch = pannonischen, wie den lateinisch = bekehrten Deutschen gebrach) die slavische Bibel.

Alles das begründet eine Möglichkeit, keine Sicherheit. Gesteigert wird aber die Wahrscheinlichkeit durch gegenwärtige Auffindung der Glagolitischen Handschrift, welche glagolitisch, also unter südwestlichen Slaven entsprungen, im Venetianischen auf der Insel Veglia entdeckt worden ist, und eine Uebersetzung geistlicher Reden des Chrysostomus, Athanasius, Epiphanius in einem wenig oder nicht von der cyrillischen Arbeit ab-

weichendem Dialect enthält. Bestätigt wird sie durch die S. XXXV bis XLIV eingerückten und meisterhaft erläuterten carentanischen Beicht- und Abrenuntiatiionsformeln, die schon in etwas früherer Zeit, im zehnten Jahrhundert, mit lateinischen Buchstaben geschrieben wurden und deren Mundart wiederum nur unmerklich von der cyrillischen Kirchensprache sich entfernt. Wenigstens haben Bulgaren und Serben keine so frühen Denkmäler aufzuweisen, als diese beiden pannonischen des X. und XI. Jahrh.

Kopitar sucht die Pannonietät der slavischen Sprache wesentlich zu stützen auf Ausdrücke, die im lateinischen oder deutschen Durchgange, also den südöstlichen, mit Byzanz ehrenden Slaven fremd geblieben wären.

X. XXXII. Dahin gehören ihm tzk (Kirche), oltar (Altar), pop (Pfaffe), peklo (Hölle, ahd. poh), penéz (Pfenning) u. s. w. Ich muß jedoch einwenden, daß alle diese Wörter auch un-deutsche, uns eben wohl erst seit der Bekehrung aus der lateinischen oder griechischen Sprache oder sonst her zugeführte Wörter waren, und daß den Gothen, die gleich den späteren Bulgaren und Serben hauptsächlich mit Griechen verkehrten, dennoch lateinische Wörter zugebracht wurden. So gut Ulyphilaß pund (pondus), lukarn (lucerna), akeit (acetum) gebraucht, dürfte auch der südöstliche Slave, der griechischen Nachbarschaft unbeschadet, oltar und peklo nach dem lat. altare und pix gebildet haben. pogan (Heide) ist ihm aus dem lat. paganus, franz. payen zugekommen, ohne daß es deutsch wäre. Post (Faste) aber hatte er eben so wenig nöthig von den Hochdeutschen zu borgen, er konnte es früher schon von den Gothen entlehen; papa für Geistlicher findet sich wenigstens

unter den Ostgothen in Italien; es konnte sich aus dem griech. πάπας, πάππας um gleiche Zeit zu den Slaven verbreiten. Da der Gothe slavische Wörter aufnahm, wie sollte nicht auch der Slave seinerseits einzelne gothische geborgt haben? Der Ursprung unseres Wortes Pfennig, Pfennig liegt im Dunkel, und nur seine Fremdheit ist unbezweifelbar. Daß allen Slaven bekannte kněz von chuning (wie peněz von Pfennig) abzuleiten scheint aber noch bedenklich, weil die unter den Deutschen entschiedene Bedeutung der höchsten Würde in den geringeren Begriff Fürst, ja Richter und Pfaffe gemindert wäre; Rec. hat daher an unser chneht auch chneh, ohne T, vorkommt, und Bedeutung im Mittelalter die eines ede.g. nen Ministerialen war, erinnert (Gram 210) und auf das Verhältniß des slav. Pronomens az zu ih, ich gewiesen, obgleich auch diese Ableitung nicht für ausgemacht gelten soll. Auch luna (Mond) dürfte kein bloß pannonisches, sondern ein echt altslavisches Wort seyn, das bedeutsam zu dem lat. stimmt, vgl. Linds. v. und die von Kopitar nie citierte Königinhofer Handschrift, (luna für lucina, wie lumen für lucimen, Juno f. Jovino, diese Benennung leuchtende entspricht der altn. des Mondes skin, Schein). Daß slavische sréda (Mitte) vom dies Mercurii gebraucht klingt allerdings hochdeutsch, da der deutsche Mittwochentag pünctlich die Mitte der vom Sonntag an gezählten Woche bildet, die slavische Woche aber vom Montag begonnen und mit dem Sonntag geschlossen wird, sréda demnach den dritten Tag bezeichnet. Allein wir wissen noch nicht, wie die Gothen den dies Mercurii nannten und zu welcher Zeit unter den Hochdeutschen der ältere Name Wuotanestac

durch mittawecha, das sich bey Nosker findet, verdrängt wurde. - Die Zählung der Wochentage soll Papst Silvester I. schon im vierten Jahrhundert verordnet haben, und nicht bloß bey den Deutschen bezeichnete feria I. den Sonntag, feria II den Montag, man zählte die sieben Tage der Hebdomas nach den sieben ersten Buchstaben des lateinischen Alphabets A — G (wie un nord. Calender nach den Runen F — H); sehr leicht mußte man darauf gerathen, den vierten Tag als den Mittelpunkt der Woche zu bezeichnen. Bey allen Völkern des lateinischen Reichs nicht bloß bey Deutschen, kann daher die Bezeichnung *medium septimanae*, *media septimana* gegolten haben und *sréda* stimmt zu der slavischen Zählung, da selbst Sloven den Dienstag *Torek* (d. h. den zweyten Tag, nennen. Den Neugriechen aber ist, auf lateinische Weise, *deutépa* Montag, *τετράς* Mittwoch; vielleicht hielten es die Byzantiner anders. Hieraus folgt, daß der unpassende Name *sréda* nicht nothwendig von den Deutschen entlehnt, auch nicht nothwendig von den pannonischen Slaven zuerst gebraucht wurde.

Den Historikern wird die critisch berichtigte Ausgabe des Anonymus Salisburgensis vom Jahre 873 *de conversione Carantanorum* S. LXXII — LXXVI (viel genauer als in Kleinmayrns *Juvavia*) und die chronologische Zusammenstellung aller Daten für die Geschichte der Südslaven vom J. 334 bis auf 901 S. LXXVI — LXXX ein wichtiges, werthvolles Geschenk seyn. Vor Constantin des Großen Zeit nimmt also Koptar keine Sarmaten auf dem rechten Ufer der Donau an. Möglich scheint, daß auch vorher schon, selbst im ersten Jahrhundert, sarmatische Sazygen den Theiß und die Donau

überschritten und nach Pannonien, Illyrien streiften, wenn auch nicht lange da sich behaupteten. Gegen die Identität der Benennung Sarmaten und Serben läßt sich doch noch das M in Dalmata, Jaxamata anschlagen, welches nicht wie in Sarmata dem B gleich gestellt werden kann. Der Verf. erinnert S. LXXVI an das jeweilige Zusammentreffen der Ausdrücke Slavia und Suavia; ohne daß sich darum mit Wersebe die germanischen Sueven in Slaven verwandeln lassen, ist doch der Wechsel zwischen SV und SL auch in svoboda und sloboda (libertas) bemerkenswerth; in Hankas Glossen 8a erscheint Zuoba d. i. Suoba, Göttin der Freyheit, Feronia, aber unser Herausgeber hat wohl seine Gründe, um auf diese altböhmischen Glossen nirgends Rücksicht zu nehmen. Sehr anziehend war mir seine Behauptung S. XLIV, daß die Püneburgischen Slaven von den Carentanern ausgegangen seyen. Allerdings stimmen viele ihrer Wörter mehr zu der slovenischen als der polnischen Form. Aber sollte man nicht auch zwischen andern nordslavischen Stämmen, namentlich den Dbotriten, und den Slovenen Verwandtschaft erkennen? Hier schlägt wieder jene Berührung der rhetrischen Runen mit der Glagoliza an. Es gab den Rugiern benachbarte Carentani, bey Saxo grammaticus p. 326 Karentini (von einem Ort Carentia, Karenz, Fornm. sög. II, 385) genannt, deren Namen an Cärnthen gemahnt. Und der südslavische Ausdruck kuga (pestis), welcher Polen und Böhmen abgeht, muß sich bey den mecklenburgischen Slaven gefunden haben, denn er ist sogar noch in die niederdeutsche Sprache jener Landstriche eingegangen, Detmar der lübische Minorit hat

in seiner Chronik sehr häufig »grot koghe« für Pestilenz, Sterben.

Nachdem ich der musterhaften Behandlung der entdeckten Bruchstücke gedacht habe, die aus glogolitischer in cyrillische Schrift umgeschrieben, nebst den zum Grund liegenden griechischen Texten und lateinischer Uebersetzung mitgetheilt werden, schliesse ich mit einigen Bemerkungen zu dem reichhaltigen Glossar S. 67 — 86. Ueber die ihm vorausgeschickte Grammatik werde ich mich aber andermwärts zu äussern Gelegenheit

en.

deutsche und slavische Sprache haben viele einander gemein. Man muß aber Wörter, welche die eine aus der andern geborgt hat genau von denen unterscheiden, die auf eine ältere Urgemeinschaft beider Sprachen weisen. Zuweilen fällt diese Scheidung schwer.

Der Gothe entlieh z. B. von dem Slaven *dulg* (*debitum*) *plinsjan* (*saltare*) *môta* (*vegetigal*); der Slave vom Deutschen *brunja* (*lorica*) *grob* (*sepulcrum*) *gost* (*hospes*). Die Gründe der Entlehnung ergeben sich aus Verhältnissen der Buchstaben oder andern örtlichen und geschichtlichen Ursachen. Einigemal scheint das Wort weder deutsch noch slavisch, sondern einem dritten Stamm gehörig, z. B. unser *pflug* und das slav. *plug* (statt des goth. *hōha*, slav. *ralo*), unser *kessel* (goth. *katils*, slav. *kotel*, vgl. das lat. *catillus*).

Groß ist die Zahl der im Deutschen und Slavischen einstimmenden Wörter, wobey keine Erborgung waltet. Goth. *triu*, slav. *drevo*; ags. *tācor*, ahd. *zeihhur*, slav. *dever*, lat. *levir*; goth. *daddja* (*lacto*), ahd. *tāhu*, slav. *doiu*; goth. *dāils*, ahd. *teil*, slav. *djel*; goth. *veihs*, slav. *ves*; goth. *qvairns*, ahd. *chuirn*, slav.

zhr'n; goth. qvius, slav. zhiv, lat. vivus; slav. mēso, goth. mimz oder minz; slav. orel, goth. ara; slav. skot, goth. skatts, ahd. scaz, eigentlich Vieh, dann Geld; slav. vladiti, goth. valdan, ahd. waltan; slav. slama, deutsch halm; slav. sram (pudor). ahd. harm (damnum, calamitas), den Uebergang der Begriffe kann unser Scham (pudor, dedecus, turpitude, malum) zeigen; slav. mol (tinea), goth. malô; slav. nag, goth. naqvaths, ahd. nahhud; slav. ogn, goth. aúhns, ahd. ovan und eine Mer anderer. Zuweilen wird die Verwandtschaft d ausgefallene Buchstaben versteckt: slav. pero, vedara. Sollte sich dem slav. pekô (pinso)<sup>m</sup> ags. fôca (panis pistus) und das ahd. v henza (similago, laganum) vergleichen? in Schweiz bedeutet vogetzer pistor (Stald. 1 388). Auffallend stimmen die beiden slavischen Ausdrücke für morbus nedôg und nemoscht zu den ahd. Redensarten ni touc, ni mac (goth. ni dáug, ni mag) welche bedeuten non valet, weil Krankheit der Zustand der Ohnmacht; wir Deutsche können aber keine Substantive mit der Negation bilden.

Zur Bestärkung des S. XLIII. XLIV. vermutheten pojeni (compulsi, in gerichtlichem Sinn) weiß ich weiter nichts, als daß auch unsere lat. Volksrechte, z. B. die lex Burgund, 55, 2 pulsare von der gerichtlichen Klage und Vorforderung gebrauchen (N. 854. 855). Eine umständlichere Erläuterung begehrt und verdient der merkwürdige Ausdruck podpjega für die geschiedene Ehefrau (S. VIII und 80a). Offenbar verstanden ihn schon die alten Abschreiber nicht, weil sie ihn in potpjega und podbjega veränderten. Unter den von Kopitar gegebenen Deutungen scheint mir die letzte die richtige:

podpjega quasi subvariegata, quae nempe fortasse per legem quandam Slavis propriam in poenam male servati conjugii vestis partem inferiorem variam debebat gestare. Zwar kein Gesetz, sondern eine nicht bloß auf Slaven beschränkte Sitte des Alterthums mag diese auszeichnende Tracht begründet haben. Wie leibliche Geschwister einfärbiges Gewand trugen, um schon äußerlich ihre Gleichheit des Blutes darzustellen, so gehörte für Stiefverhältniß, Kebsche und Verwaisung gemischte, bunte Kleidung. Man achte darauf in Bilderhanden. Der Mahler zu Sachsenspiegel 2, 20 ungetraute Halbgewister (Kopp's Bild. und Schr. 1, 84). Die Gesta Romanorum cap. 26 erzählen von einem König, der seinem unechten Sohn vorschrieb, »quod pannos suos diversi generis et coloris faceret, medietatem de vili panno et alteram de pretiosa.« Bertha, Karls des Großen Schwester, gegen seinen Willen in'sheimlich und ungültig mit Milo verheirathet, zeugt mit diesem den berühmten Roland, der als Kind ein buntfärbiges Kleid trägt, »veste fatta a quartieri.« Reali di Francia 6, 55. Ein altenglisches Lied bey Percy III. 1, 16 besingt die heimliche, ohne Bewilligung des Königs, eingegangene Ehe einer französischen Königstochter mit Balduin, dem Fürster von Flandern; Balduin ließ alle Kinder, die sie ihm gebar, halbiert kleiden, die rechte Seite des Gewandes goldgewirkt, die linke wollen. Als Charles Brandon, ein bloßer Edelmann, sich mit der verwittweten Königin von Frankreich, Heinrich 8. von England Schwester vermählte, erschien bey'm Turnier sein Roß halb in Gold, halb in Fries gedeckt. Also Mißheirath, unvollgültige Ehe wurde durch Buntheit der Farbe bezeichnet.



Aus gleichem Grund war Kebsweibern und ihren Kindern bunte Tracht verliehen und vielleicht darum heißen sie in der alten Sprache Hübscherinnen (Cortisanen), ihre Kinder Hübschkinder. Dieses deutsche Hübsch stimmt nun genau zu dem Beau und Belle der französischen Sprache, wenn dadurch eine andere Verwandtschaft als die auf reiner Sippe beruhende soll ausgedrückt werden. Bellemere, Bellefille ist nicht bloß Schwiegermutter, Schwiegertochter, auch Stiefmutter, Stieftochter und wahrscheinlich wurden beide Verhältnisse wiederum durch bunte Tracht wo es darauf ankam, symbolisiert. Dazu ist nun, fast entscheidend, daß eben der slowenische Dialect in Krain die Stiefmutter *pisana mati*, bunte Mutter, benennt (Murko 343. Jarnik 59b) woraus man in Kärnten *prishana*, die geprießene macht. In diesem allen liegt deutlich der Grund, warum eine auffallend bunte, violettgelbe Blume (*flos trinitatis*) in Italien *suocera e nuora* (Schwiegermutter und Schwiegertochter), in Deutschland aber *Stiefmütterchen* genannt wird; eine zum Theil abweichende Auslegung steht Kinderm. I, XXII. Gleich jenen Hübschkindern werden noch heute an manchen Orten Waisenkinder bunt oder halbiert gekleidet (Kopp's Bild. und Schr. 1, 80). Das elternlose Kind steht außerhalb der Sippe wie die geschiedene, aus dem Haus gestoßene Gattin; es war daher ganz im Geiste des sinnlichen Alterthums, ihr bunte Tracht anzuweisen und sie die bunte zu nennen. Auch liegt schon an sich in dem Trennen und Scheiden ein Aufheben des einfachen Tons und ein *distinguere coloribus*. Daß aber in Steiermark der Eigename *Podpezhnik* (der Bunte) fortbauert (S. XXXIII b) mag, zusammengehalten mit jenem *pisana mati*, aller-

dingß den Pannonismus des alten Wortes be-  
stärken.

Jac. Grimm.

## H a n n o v e r.

Im Verlage der Helwingschen Hof-Buchhand-  
lung. Medicinisch = psychologisches Gutachten  
über die Beurtheilung des Lieutenants  
Emile de la Roncière vor den Assisen in Paris  
Jahre 1835. Von Carl Christian Matthäi,  
gleich Hannoverschem Medicinalrath. Mit ei-  
n Abbildung des Morell'schen Hauses, IV und  
16 Seiten, 1836. Octav.

Gewiß ist Vielen noch der Proceß im Gedäch-  
nisse, von welchem vorliegende Schrift handelt.  
Es ist wenigstens nicht Schuld der Zeitungen,  
wenn irgend Jemand davon ununterrichtet blieb.  
Seitdem nämlich die politischen Vorgänge in dem  
Lande jenseits des Rheins ihre Bedeutung gro-  
ßentheils verloren haben, seitdem weder große  
Entdeckungen in den Wissenschaften noch auffal-  
lende Leistungen in den Künsten von dorthier die  
allgemeine Aufmerksamkeit zu fesseln vermögen,  
suchen die Schriftsteller des Tages wenigstens  
mit Geschichten schauderhafter Mordthaten oder  
anderer Gewaltthätigkeiten und mit den daraus  
entspringenden gerichtlichen Verhandlungen der  
Lesewelt zu imponieren. Auch scheint es ihnen  
wirklich zu gelingen. Kaum hat ein französisches  
Blatt einen solchen Rechtshandel erzählt, so be-  
eifern sich unsere Zeitungen ihn der Breite nach  
mitzutheilen und fort und fort zu wiederholen.  
Bald hört man in allen Gesellschaften davon, als  
der wichtigsten Neuigkeit des Tages, reden und  
Dinge, welche man sonst kaum zu berühren wagt,  
weil sie alles Gefühl empören, alle Schicklichkeit

verlehen, werden in Gegenwart der Jugend und des zarten Geschlechts rücksichtslos besprochen. Die gültigste Entschuldigung hierfür ist: das hat sich in Paris zugetragen; eine französische Zeitung hat es berichtet.

Wir können diese Bemerkung, die sich uns oft genug darbott, bey Anzeige gegenwärtiger Schrift nicht unterdrücken, obgleich diese selbst, da sie für ein wissenschaftliches Publicum geschrieben ist unmittelbar dazu keine Veranlassung gibt.

Es werden S. 1 — 33 die Thatsachen Processes dargelegt (hauptsächlich nach: *Pr complet d'Emile Clement de la Ron Lieutenant au 1er régiment des La accusé d'une tentative nocturne de viol sur la personne de Marie de Morel. Paris. Bureau de l'observateur des tribunaux. 1835. 448 S. in 8.*) und hieran eigene Betrachtungen angereicht.

N. war angeklagt, das Fräulein Morel, die er früher mit insolenten Briefen beunruhigt, dann persönlich beleidigt habe, durch nächtliches Einsteigen in ihr Schlafgemach überfallen und gräßlich gemißhandelt zu haben. Die Geschwornen erkannten ihn für schuldig und er ward demzufolge verurtheilt.

Der Verf. dagegen ist der Ueberzeugung, daß Marie M. die schuldige sey. Sie habe die Briefe selbst fabriciert, die Beleidigung nur vorgegeben, die körperlichen Beschädigungen an sich selbst verübt oder nur simuliert. Seine Gründe sind theils factischer, theils psychologischer Art. Was das Factische betrifft, so geht er genau in das Einzelne der gerichtlich verificierten Umstände ein. Wir können ihm hierin nicht folgen; dieses wäre die Aufgabe eines Juristen. Uns scheint jedoch, als müßte es einem Fernstehenden schwierig, fast

unmöglich seyn die Einzelheiten der Ereignisse, der Persönlichkeiten und Localitäten befriedigend zu discutieren, und wir müssen zu den Männern, welche das Urtheil gesprochen, das Zutrauen hegen, daß sie vor ihrem Ausspruche Alles wohl werden erwogen haben. Wenn einige Punkte unaufgeklärt bleiben, einige Widersprüche in den Ausagen der beteiligten Personen oder zugezogener Sachverständiger sich finden, so scheint dieses doch zu verschwinden gegen die Summe von Indicien, welche gegen N. zeugen. Er hatte bis n ein wüthes Leben geführt, und sein Vater ihm (nach S. 24) in Gegenwart der Familie, daß wenn er so fortführe, er seine von ihm abziehen würde. M. Morel hingegen steht in der ganzen Erzählung als ein unschuldiges, tadelloses Frauenzimmer da; bis dahin gesund, hatte sie von der Zeit des Attentats an heftige Nervenzufälle bekommen.

Der Vf. jedoch denkt sie sich als ein vollkommenes Bild von Verstellung und gemeiner Sinnlichkeit. Ohne durch irgend ein positives Factum berechtigt zu seyn, malt er sich (S. 71 u. flg.) Geschichten aus, welche Statt gefunden haben könnten, damit sie zu solcher Heuchelei ihre Zuflucht genommen. Ihre Nervenzufälle stellt er als durch eigene Willenskraft künstlich entwickelt dar. Dieses zu erläutern führt er verschiedene Beyspiele aus eigener oder anderer Erfahrung an, wo weibliche Personen oft durch kleine Motive getrieben zu den extravagantesten Handlungen ja Verbrechen gelangten, wo sie die bedenklichsten Krankheits Symptome vorgeben, ja hervorbringen konnten. Wir geben dieses in jeder Hinsicht zu und glauben, daß der Vf. allen Dank verdient, in diesem besonderen Falle eindringlich auf die-

seß oft verkannte Moment hingewiesen zu haben. Aber wir behaupten zugleich, daß alle diese Beispiele nur *Ausnahmen*, gewiß sehr seltene *Ausnahmen* sind, und daß wir zu ihrer Annahme nur dann uns wenden dürfen, wenn die bestimmtesten Anzeigen vorhanden sind. Diese jedoch sind wir im gegenwärtigen Falle durchaus nicht zu erkennen im Stande, und alle noch so künstlich zusammengefügte Möglichkeiten können da, wo jeder directe Beweis, jedes sprechende Factum fehlt, uns nicht bestimmen, ein schuldlos erscheinendes Frauenzimmer einem jungen Büßl gegenüber für schuldig zu erklären.

Die Schrift schließt mit den Worten: Gefühl des Unwillens über ein ungerechtes U. daß die bürgerliche Existenz eines in einer glänzenden (?) Laufbahn begriffenen jungen Edelmanns vernichtete, gab mir die Feder in Hand. Meine Stimme wird nicht zu ihm gelangen. Und thäte sie es, was würde es ihm helfen? Die Gründe, worauf die Anklage ruhet, sind mit Unparteylichkeit und Ruhe geprüft. Sie sind zu leicht befunden vor dem Richterstuhle der Vernunft, des gesunden Menschenverstandes und der Wissenschaft. Möge das Schicksal uns bewahren vor den Geschwornen = Gerichten nach französischen Mustern.«

Wir glauben aber, daß die festgehaltene medicinisch = psychologische Voraussetzung den Verf. zu weit geführt habe.

M.

### Stuttgart und Tübingen.

Bei Cotta: Das Familienwesen, oder Forschungen über seine Natur, Geschichte und Rechts-

verhältnisse. Von R. Bosse, H. Braunschw. Staatsrath. 1835. 198 S. in 8.

Als Hauptfrage kommt in dieser Schrift zur Untersuchung: was ist bisher beobachtet, erforscht und berechnet, um das Mathematische und unabänderlich Gegebene in dem Familienwesen zu finden? oder wenn das Familienwesen die gesellschaftliche Grundform enthält, in wie weit hat die Staatswissenschaft darüber Gewißheit erlangt? Denn in der Staatswissenschaft ist wie in jeder Wissenschaft nur so viel Wahrheit, als Mathematik darin ist. Nach dieser Aufgabe bestimmt und ihre practische Anwendung angedeutet ist, wird mit den neuesten Aufsmitteln der Physiologie die menschliche Lebensdauer und das Auf- und Ableben in seinen Stufen und Verhältnissen ermessen und dadurch die Grundlage für Maß und Dimensionen, Bedingung und Ordnung der Familienvergliederung zu gewinnen gesucht. Hierauf folgt die Betrachtung der Familienzustände bey den Völkern, die ihre Eigenthümlichkeit, sey es einfach oder entwickelt, zu bewahren vermocht haben. Bey den Griechen war das Glück die Mutter ihres Unglücks: je mehr persisches Geld sie durch Krieg, Handel und Herrschaft erwarben, je mehr verdarben ihre Familien; und Polybius wußte sich auch schon zu erklären (S. 57), warum sodann weder Revolutionen, fehlen noch constitutionelle Garantien und Formen, wie man jetzt sagt, helfen. Nach diesen Vorbereitungen kommt es zu der Berechnung der Familienordnung, als deren überall natürlich gleichmäßige Gewähr die väterliche Gewalt angesehen wird. In sofern aber die väterliche Gewalt mehrerer Familienväter zu

sammenfließt, erscheint sie auch als Gründerin des Gemeinewesens, über welches freylich die Rechtsgelehrten das Stiftungsrecht und die Einrichtungsgewalt nichts weniger als übereinstimmend entwickelt und dargestellt haben. Es wird ferner geschlossen, weil die Eigenthümlichkeit eines Volkes zunächst von seinem Himmel und seinem Boden abhängt, so bestimme und beschränke sich seine Vergliederung mit örtlicher Nothwendigkeit. Die von Herodot entlehnte Frage: wo lebt das Volk am besten und längsten? erledigt sich in Hinsicht auf die ersten Lebensmittel zu Gunsten der Engl und neben dem idealen Volksbilde ist z. realen das Englische Volksbild gewählt. Darleht werden die Ergebnisse der Untersuchung zusammengestellt, wozu die Einleitung unter anderm besagt: Länger als neun Monate ruhen die Kinder von jeglicher Farbe unter allen Himmelsstrichen in ihrer Mutter Schoße nicht; neun Jahre sind beide Geschlechter durchaus zeugungsunfähig; um das zwanzigste Jahr ist der Jüngling wehrhaft; um das dreißigste Jahr treten beide Geschlechter in ihre Reife; um das sechzigste stehen sie auf ihrer Höhe, von der sie dann gleichmäßig zurückgehen. Aus den Verhältnissen dieses Zeitmaßes lassen sich die Dimensionen der vollkommenen Familienvergliederung eben so sicher finden, als das Ebenmaß für die vollkommene Menschengestalt gefunden ist.

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

36. Stück.

Den 5. März 1836.

---

L o n d o n.

*Florae Graecae sive plantarum rariorum Historia, quas in provinciis aut insulis Graeciae legit, investigavit et depingi curavit Johannes Sibthorp M. D. etc. Characteres omnium, descriptiones et synonyma elaboravit Jacob. Ed. Smith, Equ. aur. M. D. Soc. Linnaean. Praeses etc. Vol. IV. 1823. 88 S. Tab. 301—400. Vol. V. 1825. 81 S. Tab. 401—500. Vol. VI. 1827. 80 S. Tab. 501—600. Vol. VII. 87 S. Tab. 601—700. — Vol. VIII. Fasc. 1. edidit Johannes Lindley, Ph. D. Botan. Prof. in Universitate Londinensi. 1833. 36 S. Tab. 701—750. in groß Folio.*

Bei der Fortsetzung dieses höchst schätzbaren Werkes glauben wir Plan und Einrichtung desselben nach den früheren Anzeigen (S. g. N. 1816 und 1826. St. 97) als bekannt voraussetzen zu können. Wie sehr der bisherige Herausgeber, Hr. D. Smith, im Verlauf der Zeit es sich hat



angelegen seyn lassen, die neuern Beobachtungen und Erfahrungen möglichst zu benutzen, um diesem Werke dadurch eine noch größere Vollkommenheit zu geben, das beweisen allein schon die Pflanzen der funfzehnten Classe, die Cruciferen, welche fast ganz nach De Candolle's Ansicht bearbeitet sind. Um so mehr muß man es bedauern, daß den Verf., während derselbe mit der Herausgabe des siebenten Bandes beschäftigt war, so unerwartet der Tod ereilte. Glücklicherweise ist indeß von ihm für die folgenden Theile alles so vorbereitet, daß wir von Hn Lind dem die Fortsetzung von den Sibthorpsche. Stamens-Executoren übertragen worden, und welcher bereits den achten Theil (wie auch größtentheils die zweyte Hälfte des siebenten) ganz im Geiste seines hochverdienten Vorgängers bearbeitet hat, die baldige und glückliche Beendigung dieses Werkes hoffen dürfen.

Da der große Umfang der vorliegenden Bände es nicht wohl gestattet, ins Detail zu gehen, so beschränken wir uns auf einen Ueberblick des Ganzen, mit einigen erläuternden Bemerkungen begleitet. — Die Titelvignette des hier zuerst anzuzeigenden vierten Bandes gibt eine Ansicht von Constantinopel. Von den Pflanzen der letzten Ordnung der 5. Classe blieb noch die Gattung *Linum* übrig. Es sind mehrere der seltenen Arten abgebildet, unter welchen *arborescens* besonders interessiren möchte, da De Candolle dieselbe als *Abart mit flavum* vereinigt, von der wir sie aber nach der Beschreibung und Abbildung verschieden halten. Eine verwandte aber ausgezeichnete Art ist *Lin. caespitosum*, t. 306 abgebildet. — In der sechsten Classe machen die *Liliaceen* den Anfang, wovon Griechenland doch aber nur wenige enthält. Desto reicher an Ar-

ten ist *Allium* (*Asphodeleen*), wozu Tab. 312 — 327 gehören. Bey den Unterabtheilungen dieser Gattung sieht Hr Sm. bloß auf die Beschaffenheit der Blätter, da die von der Gegenwart und dem Mangel der Blüthen-Zwiebeln und dem Verhalten des Stengels hergenommenen Merkmale unzureichend sind. *All. ascalonium* Linn. hält der Verf., wie bey *junceum* bemerkt wird, für eine zweifelhafte Pflanze, über welche, da sie bey uns nicht blüht, sich nicht mit Gewißheit entscheiden lasse; auch beruhe die einzige Autorität derselben auf einem einzigen, von *Retquist* mitgetheilten, sehr unvollkommenen Exemplare der Linnéischen Sammlung. Ob *Allium nigrum* und *multibulbosum* einerley oder verschieden sind, darüber haben die Botaniker viel gestritten, und auch jetzt, wie man aus *M.* und *Schultes* System sieht, sind die Meinungen noch getheilt. Herr Sm. erklärt sich indeß bestimmt für die erste Meinung, der auch *Rec.* ganz beytritt, da alle ihm zu Gesicht gekommene Pflanzen von *A. multibulbosum* in nichts von *nigrum* verschieden waren. Bey *A. pallens* und *paniculatum*, zwey ganz verschiedenen Arten, dreht sich der Streit mehr um die Synonymie. Daß unserm Vf., dem Besitzer der Linnéischen Pflanzen-Sammlung, beide genau bekannt waren, zeigen die hier gegebenen Abbildungen; man muß sich daher wundern, wie *Don* in seiner Monographie dieser Gattung *A. pallens* und *paniculatum* *Flor. Graec.* zu *longispathum* rechnen konnte. *All. ambiguum* *Prodr.* scheint dem Verf. jetzt selbst nicht wesentlich von *roseum* verschieden; die Cultur würde hierüber am besten entscheiden. In Hinsicht des *All. montani* t. 319, in *R. et Schult. Syst.* 7. p. 1057 *Sibthorpiatum* genannt, verweisen wir des be-

Schränkten Raumes wegen auf Bertol. Mant. plant. Flor. alpinum Apuen. Bol. 1832. — Es folgen *Fritillaria pyrenaica* (mit *racemosa* Curt. als Synonym), *Tulipa*, *Ornithogalum* u. a. verwandte Gattungen. Von *Asparagus* sind *acutifolius*, *aphyllus* und *horridus* beschrieben und Tab. 337—339 abgebildet, wodurch die Identität derselben außer allem Zweifel gesetzt ist (vergl. R. et Schult. Syst. 7. p. 327. 328); *Colchicum variegatum* Prodr. heißt hier *latifolium*, welchem Rec. C. Bivonae Cur. als Synonym beyfügt. In der achten G. kömmt vorzüglich *Daphne* in Betracht. *D. gentea* erscheint in der Abbildung (t. 355) mit *Tartonreira* zunächst verwandt, doch ist sie stets niedriger, hat abstehende Aeste und ganz getrennte Geschlechtstheile, deren Fruchtknoten mit einem kurzen Griffel versehen ist. Die Frucht ist nicht erwähnt, es bleibt daher zweifelhaft ob diese Art wirklich hierher gehört, oder ob sie vielleicht, wie jene, zu *Passerina* gerechnet werden muß. *Daphne sericea* Vahl., im Prodr. als besondere Art aufgeführt, zieht der Verf. (doch excl. syn. praeter Vahl.) zu seiner *collina*. *Daph. oleoides* Curt. et Hort. soll, wie beyläufig bemerkt wird, zu Willdenow's *glomerata* gehören.

In der zehnten Classe werden uns zuerst einige schöne und instructive Abbildungen von *Anagyris foetida*, *Cercis Siliquastrum*, *Styrax officinale* u. e. a. vorgeführt. Von *Ruta* verdienen *chalepensis* und *linifolia* Prodr. eine besondere Erwähnung. Erste ist ohne Zweifel Synonym von *angustifolia* Pers., letztere, welche Herr Sm. selbst von der gleichnamigen Linné's verschieden hält und *spathulata* nennt, fällt mit R. *Buxbaumii* Poir. DC. zusammen.

Die Reihe trifft nun die Caryophyllen, woran das Festland von Griechenland und die Inseln vorzüglich reich sind. Schon aus dem Prodr. ist es bekannt, daß *Saponaria illyrica* und *cretica* wahre Arten der *Gypsophila* sind, was die Abbildungen beider (t. 384 — 386) noch anschaulicher darthun. Zu derselben Gattung gehört aber auch *Sap. hirsuta* Labill. und Ser. und ist Synonym der *Gyps. thymifolia*; als *Saponaria* würde daher diese Pflanze in DC. I dr. getrichen werden müssen. *Gyps. rigida* scheint nach der Beschreibung und Abbildung mehr als Abart der *Saxifraga* zu seyn, wie Seringe (DC. Prodr.) meint. Sehr zahlreich an Arten ist die Gattung *Dianthus*, welche durch eine Reihe trefflicher Vorstellungen (t. 392 — 407) anschaulich gemacht sind. Gewiß würde Herr Seringe (DC. Prodr.) manche Art nicht doppelt aufgeführt und mancher eine passendere Stelle angewiesen haben, wenn er die *Flora Graeca* bey der Bearbeitung dieser Gattung hätte benutzen können. So müßte z. B. *D. pubescens* t. 397 in die zweyte Section, *corymbosus* t. 395 hingegen in die erste versetzt werden. Auch würde *biflorus* t. 393, welchen Seringe nach *caespitosus* folgen läßt, besser bey dem mit ihm sehr nahe verwandten (und vielleicht mit ihm zusammenfallenden) *Hornemanni* stehen. *D. crinitus* t. 401 wird freylich von Seringe als eine besondere Art aufgeführt, aber zugleich fragweise zu *D. elegans* n. 80 gezogen; dieser hat aber *petala dentata*, jener *multifido-capillaria*, anderer Verschiedenheiten nicht zu gedenken. Eben so betrachtet er *D. tripunctatus* t. 398 unter n. 92 als eine eigenthümliche Art, rechnet ihn aber zugleich als Synonym zu *divaricatus* D'Urvill. Auch ist

keinesweges *D. juniperinus* Sm., wie Seringe vermuthet, Abart des *arboreus* L., sondern eine sehr verschiedene Art, die er selbst unter Sieber's *aciphyllus* aufgeführt hat.

Fünfter Band, mit einer Titelbignette, den Hellepont darstellend. Die ersten sieben Tafeln gehören noch zu *Dianthus*, unter welchen der zierliche *leucophaeus* und der wunderschöne, früher von dem Verf. selbst mit *arboreus* vereinigte, *fruticosus* vorkommen. Die folgenden Tafeln (408 — 436) sind bloß der *Silene* widmet, deren Vergleichung auch Herrn bey Bearbeitung dieser Gattung für De C<sup>o</sup>llé's Prodr. sehr lehrreich und nützlich gewesen seyn würden, da mehrere Arten der *Flora Graeca* von ihm zu Sectionen gerechnet sind, deren Characteren sie keinesweges entsprechen, oder, wie einige andere, den zweifelhaften zugezählt werden. Als eine von *Silene inflata* sehr verschiedene Art lernen wir hier *fabaria* (*Cucubalus* Linn.) kennen, welche D<sup>o</sup>tt<sup>h</sup> als Abart jener betrachtet; doch glauben wir gern, daß die gleichnamige von Thore u. e. a. nur eine locale Verschiedenheit der *inflata* ausmacht. So ist auch zu bezweifeln, daß diesem Botaniker die wahre, hier t. 420 abgebildete, *S. inaperta* bekannt gewesen sey. Noch verdient bemerkt zu werden, daß Smith ganz richtig *S. decumbens* Biv. mit *vespertina* vereinigt, welche von D<sup>o</sup>tt<sup>h</sup> als verschieden aufgeführt wird. Vielleicht möchte auch noch *S. canescens* Ten. (ex parte) dahin zu rechnen seyn. Unter den Vorstellungen dieser verschiedenen Arten fällt die ungewöhnliche Größe von *S. Behen* auf, wie sie Dec. bey keinem andern spontanen oder cultivierten Exemplare vorgekommen ist. Unter den *Arenarien* zeichnen sich *oxypetala* und *umbellata* Sol. durch

eine etwas abweichende Bildung der Fructificationstheile aus. Bey jener nämlich, welche im Aeußern zunächst mit *trinervia* übereinkömmt, sieht der Fruchtknoten, wie bey den *Silenen*, auf einem etwas erhobenen Torus; alles übrige stimmt indeß ganz auf *Arenaria*. Letztere (*umbellata*) hingegen hat ganz das Ansehen von *Holosteum umbellatum*, und wie dieses *petala denticulata*; unterscheidet sich aber durch Kleinheit, gefranzte Blätter und 10 Staubfäden von denen fünf unfruchtbar sind. Gewiß diese Pflanze, wie auch der Verf. meint, ist bey *Holosteum* als *Arenaria*. Daß die alte *Aren. fastigiata* Linn. von *fasciculata* Engl. Bot., mit der sie oft und auch noch von *Seringe* verwechselt wird, in mehreren Merkmalen abweicht, erhellt aus der beygefügtten, mit der Analyse der Fructificationstheile versehenen, Abbildung t. 442. *Arenaria picta* hingegen fällt mit *filiformis* Labill. zusammen, welche von *Seringe* beide als verschieden aufgeführt werden. Von den übrigen *Caryophyllen* bemerken wir nur noch *Cerastium pilosum*, bey *De Candolle* unter die *species non satis notae* gestellt. Diese Art gehört nach der Beschreibung und Abbildung in die zweite Section dieser Gattung, und könnte bey *brachypetalum* gesetzt werden, wenn die Kapsel länger als der Kelch seyn sollte, was aber in der Beschreibung nicht bemerkt ist.

In der *Dodecandria* machen die *Euphorbien* die Mehrzahl aus und sind t. 460 — 471 vorgestellt. *E. pumila* Prodr. bewährt sich als eine sehr verschiedene Art, *portlandica* Prodr. hingegen erklärt der Verf. für neu und nennt sie der glatten Früchte wegen *lejosperma*. Sie ist größer als *Liné's portlandica* und hat außer-

dem breitere Blätter. Nun folgen aus der Scandria *Myrtus communis* t. 475, *Punica Granatum* t. 476, und mehrere Rosaceen, wie *Amygdalus incana* Pall. t. 477, *Prunus prostrata* Labill. t. 478. *Pyrus Aria* t. 479 nähert sich der tieferen Einschnitte wegen der *intermedia*. Die Abbildung von *Geum coccineum* t. 485 läßt keinen Zweifel übrig, daß *chilvense* Balb. dieselbe Pflanze sey, wenn sich gleich kein hinreichender Grund über das so verschiedene Vorkommen dieser Pflanze angeben läßt.

In der *Polychandria* bemerken wir zuerst: *paris spinosa* und *rupestris*. Desfontenais's *ovata* hält der Verf. nur für Abart *spinosa*, da die Blätter einer und derselben Pflanze nicht selten stumpf, eingedrückt, auch spitz und stachelspitzig vorkommen. Auch ist er geneigt, seine *rupestris* t. 487 (wozu hier fragweise *C. spinosa* Cart. t. 291 gezogen wird) auch nur für eine Abart der *spinosa* zu halten; doch erscheint diese stets unbewehrt und hat mehr rundliche, dickere und saftigere Blätter. *Glaucium rubrum* t. 488 muß von dem ihm sehr nahe verwandten *phoeniceo* genau unterschieden werden. Daß *Papaver setigerum*, wie DeCandolle vermuthet, vielleicht die wilde Mohnpflanze sey, scheint nach der hier t. 491 gegebenen Abbildung von *Papaver somniferum*, wie er auf den Aeckern im Peloponnes vorkommt, kaum noch zu bezweifeln. Auch weiß man, daß *P. setigerum* auf gutem Boden sehr variiert, so daß manche Pflanzen kaum von *somniferum* zu unterscheiden sind. Ausgezeichnet ist durch die haarige Bekleidung und die Farbe der Blumenkrone *Papaver pilosum* t. 492; doch scheint diese Pflanze, wie Herr Sm. glaubt, nicht ausdauernd, da alle verwandte Arten (*floribundum*,

causasicum, aculeatum etc.) sich zweijährig verhalten. Die Cistenrosen, an denen Griechenland sehr reich ist, schließen diesen Band mit Abbildungen von *Cistus monspeliensis*, *incanus*, *creticus* (welche das Gummi *ladanum* liefert), *parviflorus* u. m. a.

Sechster Band. Die Bignette des Titelblatts gibt eine herrliche Ansicht von Athen. Die Pflanzen, womit der erste Fascikel dieses Bandes anfängt, gehören noch zur 13ten Classe. Von *Alphinium* gedenken wir, außer *D. tenuissimum* t. 505 und *halteratum* t. 507, vorzüglich des *Staphisagria* t. 508, da mehrere Botaniker Deutschlands der Meinung sind, daß die bisher in den botanischen Gärten cultivierte Pflanze dieses Namens nicht die wahre Linnéische sey. Wahr ist es, daß die Samen derselben um vieles kleiner als die in den Apotheken vorhandenen sind. Da sie indeß der Gestalt und Farbe nach mit den officinellen übereinkommen, und aus officinellen Samen gezogene Pflanzen — wie Rec. aus eigener Erfahrung bestätigen kann — auch kleinere Samen liefern, so ist an der Identität unser cultivierten *Staphisagria* wohl nicht ferner zu zweifeln. Auch scheint in manchen Gärten eine Verwechslung mit *pictum* jene Meinung veranlaßt zu haben, welches allerdings in mehreren Merkmalen, nur nicht in der Beschaffenheit der Samen, von dem cultivierten *Staphisagria* abweicht. Von *Ranunculus asiaticus* ist die schöne Abart mit dunkel pfirsichrothen Blumen t. 518 vorgestellt. *Ran. flabellatus* Desf. (t. 520), von De Candolle bekanntlich zu *chaerophyllus* gerechnet, betrachtet Hr Sm. als eine besondere Art; doch scheinen Uebergänge diese Trennung nicht zu rechtfertigen. Diese Classe schließt mit *Helleborus officinalis* (orien-



talis Willd.), einer der wichtigsten Pflanzen, deren genauere Kenntniß wir Sibthorp verdanken. Nach der trefflichen Vorstellung dieses Helleborus (t. 523) hält derselbe gewissermaßen das Mittel zwischen *viridis* und *niger*, doch weicht er von beiden durch die unterhalb behaarten Blätter ab. Gestalt und Farbe der Wurzel kommen mehr mit letztern überein. Ueber die von ältern Aerzten so sehr gerühmten Kräfte derselben wird sich erst in der Folge mit mehrerer Gewißheit urtheilen lassen.

Den bey weitem größern Theil dieser des nehmen die Pflanzen der ersten Ordnung der 14ten Classe von *Ajuga* bis *Scutellaria* ein. Die ganze Reihenfolge dieser Labiaten (Tab. 524 — 583) gewährt der Mannigfaltigkeit sowohl als der trefflichen Darstellung nach einen höchst interessanten Anblick. Auch verdienen die genaueren Bestimmungen verwandter Arten, so wie die beygefügtten Bemerkungen von dem künftigen Synographen dieser Familie eine besondere Beachtung. Den Schluß machen die zur letzten Ordnung dieser Classe gehörenden Pflanzen, besonders die *Scrophularinen*. Unter diesen ist *Antirrhinum*, welches noch ungetrennt beybehalten ist, die an Arten reichste Gattung. Zu den weniger bekannten derselben gehören *albifrons* t. 588 und *strictum* t. 594. Letztere ist *Linaria vulgaris* sehr ähnlich, hat aber mehr gerade Stengel, und längere, schmalere, gleichförmige Blätter. Von *Scrophularia* selbst wird *lucida* Prodr. excl. syn. als eine besondere Art unter *lucida* beschrieben und abgebildet.

Siebenter Band. Die Titelvignette mit einer Ansicht von Corinth. Außer einigen, noch zu den *Scrophularinen* gehörenden, Pflanzen umfaßt der erste Fascikel dieses Bandes die ganze

Tetradynamie oder die Familie der Cruciferen, von welchen die vorzüglichsten auf t. 612 — 649 vorgestellt sind. Die Linnéischen Ordnungen Siliculosae und Siliquosae sind, wie im Prodrömus, als Hauptabtheilungen beybehalten; bey den Anordnungen der Gattungen aber, so wie der Charakteristik folgt der Verf. im Allgemeinen De Candolle. Auch ist auf die neueren Beobachtungen und Berichtigungen, besonders R. Brown's, möglichst Rücksicht genommen wie Koniga, Fibigia u. a. beweisen. Obz auch hier in ein weiteres Detail über Gattung und Arten einzulassen, wollen wir unter den trefflichen Vorstellungen nur auf die der neuen und seltenen Cruciferen, wie Bunias tenuifolia, Fibigia lunarioides, Berteroa obliqua, Ricotia tenuifolia, Erysimum rupestre, Matthiola varia und Pumilio aufmerksam machen, zugleich aber einige Bemerkungen Berichtigungen des Verf. ausheben. *Linum graminifolium* und *Iberis* Linn. oft einander verwechselt, von De Candolle zuletzt unter *Iberis* vereinigt, sind nach Herrn Smith zwey ganz verschiedene Arten. Erstere, zu welcher Lep. *Iberis* DC. (excl. char.) gehört, hat eyförmige, spitze, etwas aufgetriebene Schöttchen, welche bey der wahren *Iberis* hingegen zirkelrund, an der Spitze ausgekerbt und niedergedrückt sind. Beide wachsen in der Schweiz und ohne Zweifel auch in Deutschland. *Vesicaria reticulata* DC. weicht sowohl durch die Beschaffenheit der Schöttchen als auch der Samen von den übrigen Arten der Gattung ab, so daß sie als besondere Gattung getrennt zu werden verdient. *Arabis purpurea* Prodr., welche von De Candolle dem Außern nach, ohne die Frucht gesehen zu haben, zu *Aubrietia* ge-

rechnet wurde, ist, wie die Abbildung derselben t. 643 beweist, eine wahre Arabis.

Die zweite Hälfte oder der zweite Fascikel dieses Bandes (wozu t. 651 — 700), welcher, wie es scheint, größtentheils von Herrn Lindley ausgearbeitet ist, hat die 16te und den Anfang der 17ten Classe zum Gegenstande. Den Anfang macht *Erodium*, dessen generischer Character dahin berichtet wird, daß die fünf Drüsen, nicht, wie man bisher allgemein angenommen hatte, an der Basis der sterilen, sondern an der fruchtbaren Staubfäden sitzen. Außer dem schon bey De Candolle berichtigten Arten dieser Gattung, erklärt Herr L. auch das *petraeum* Prodr. für verschieden und zwar für *supracanum* L'Her. Bey der Ähnlichkeit beider Pflanzen ist Smith ohne Zweifel durch die dem *petraeo* in der Diagnose zugeschriebenen *pedunculi multiflori* irre geführt, welche ganz auf die t. 651 abgebildete Pflanze passen. daß sind beide, wie hier dargethan wird, durch andere, wenn gleich nicht sehr in die Augen fallenden Merkmale von einander verschieden; nur hätte in der von dem Verf. verbesserten Diagnose des *petraei* statt »*pedunculi subbiflori*« lieber *uni-multiflori* gesagt werden sollen. *Erodium laciniatum* t. 655 hält der Vf. mit Smith für Cavanilles's Pflanze, glaubt aber, was uns nicht ganz einleuchten will, Willdenow's und De Candolle's gleichnamige Arten als verschieden ansehen zu müssen. Auch meint er, daß *Geranium asphodeloides* (*subcaulescens* DC. Prodr.) eher zu *Erodium* gezogen werden könne, da die Blumen gewöhnlich 5, höchst selten 6 sterile Staubfäden enthalten. Doch hat Hr L. die reifen Früchte dieses Storchschnabels nicht vergleichen können, auf deren Bes

schaffenheit, besonders der Schnäbel der Schlauchhäute, der wesentliche Character dieser beiden Gattungen beruhet. Unter den wenigen Malvaceen verdienen die schönen Abbildungen der *Lavatera arborea*, der *Alcea rosea* und *ficifolia* u. e. a. eine Erwähnung. *Alcea ficifolia* hielt Smith schon im Prodr. für Abart der *rosea*, welcher Meinung auch Herr Lindley ist. So viel Rec. diese *ficifolia* zu beobachten Gelegenheit hatte, verhält sie sich in der ur unverändert; auch passen alle dabey anrten Synonyme, daß von Linné vielleicht ausgenommen. Ob es indeß noch eine andere, durch wesentlichere Merkmale sich auszeichnende, und in Sibirien einheimische Pflanze gibt, bleibt dahin gestellt.

Aus der Diadelphia und zwar den ersten Ordnungen derselben werden nur einige Fumariaceen und Polygalaceen aufgeführt. Desto reicher ist die letzte Ordnung, welche die Familie der Leguminosen in sich begreift. Wir gedenken zuerst der *Ononis*, von der mehrere Arten durch Benthams (vergl. dessen Suppl. zu der Engl. Botany) Berichtigungen und genauere Bestimmungen erhalten haben. Nach dessen, auf eine genaue Vergleichung des Linnéischen Herbarii sich gründenden, Beobachtungen sind nämlich *O. spinosa* und *repens* Linn. Spec., und *O. arvensis*, *repens* und *spinosa* Linn. Syst. Veg. nur verschiedene Formen einer und derselben Art. Die hier unter *O. antiquorum* abgebildete Pflanze ist Linné's *arvensis*, die aber von mehreren Schriftstellern erwähnte große unbehaarte Form der *spinosa* ist die wahre *O. antiquorum* Linn. Ferner gehört *O. Columnae* All. DC. Prodr., so wie Prodr. Fl. Graec. und die hier abgebildete zu Linné's *Cherleri*, letztere gleich-

namige des Prodr., wie auch DC. Prodr. ist folglich eine besondere, doch vorzüglich nur durch schmalere Blättchen von *reclinata* abweichende Art. *Pisum arvense* Prodr. scheint Hn Lindley nicht die Linnéische, doch weiß man ja auch von dieser nicht viel zu sagen. *Orobus laxiflorus* Desf. soll, was auch De Candolle schon vermuthete, nur Abart des nach Verschiedenheit des Bodens in mannigfaltigen Formen vorkommenden *hirsutus* seyn.

Achter Band, mit einer Titelbignette, die den Berg Athos von der Westseite dar  
Der erste, uns bis jetzt zugekommene Fascikel, mit den Tafeln 701 — 750, ist noch ganz den Leguminosen gewidmet und von dem gegenwärtigen Herausgeber, Herrn Lindley, mit Kenntniß und besonderer Rücksicht auf die neueren Beobachtungen ausgearbeitet. Von der, im vorigen Bande abgebrochenen Gattung *Vicia* wird hier zuerst *melanops* Prodr. und DC. Prodr. beschrieben und abgebildet, mit welcher nach dem Verf. zwey andere von Seringe (DC. Prodr.) erwähnte Arten: *tricolor* Sebast. und *triflora* Ten. zusammenfallen. *Cicer arietinum*, häufig auf den Getreidefeldern von Creta, hat nach der Abbildung t. 703 kleinere Blätter aber größere Hülsen, als die bey uns cultivierte Pflanze. *Cystisus divaricatus* Prodr. ist nicht der gleichnamige L'Heritier's, sondern *complicatus* Brot., von De Candolle *Adenocarpus* genannt. Auch paßt *Cystisus hirsutus* t. 706 nicht zu dem Linnéischen dieses Namens, wie Herr L. sehr richtig bemerkt; nur möchten wir diesen Strauch nicht mit ihm für eine Var. *ramis spinescentibus* des *elongatus* Kit., sondern eher für eine besondere Art halten. Unsere *Glycyrrhiza echinata* sollte man kaum in der hier t. 708 abge-

bildeten kleinen, niederliegenden Pflanze wieder erkennen. *Hippocrepis biflora* Spr. wird mit *uniflora*, und *Scorpiurus laevigatus* Prodr. mit *muricata* vereinigt; *Scorp. sulcata* Prodr. hingegen zu *acutifolia* Viv gerechnet, welchen Berichtigungen wir ganz beistimmen. *Hedysarum venosum* Desf. (*Onobrychis* DC. Prodr.) dürfte von *radiata* etwas genauer unterschieden werden müssen, da beide sich in der That näher verwandt sind, als man nach den Diagnosen der Stellung derselben bey DeCandolle uthen sollte. Von den zahlreichen *Astragalis* werden die seltenern in einer Reihe Tafeln (728—736) trefflich dargestellt. Wie aus dem Prodrömus bekannt, wird in Griechenland von *A. creticus*, besonders aber von *aristatus* (dessen Vorkommen daher bey DeCandolle irrig bloß auf die Pyrenäen beschränkt ist) der *Traganth* gesammelt und jährlich von Patras nach Italien ausgeführt. *Ast. angustifolius* Prodr. (*massiliensis* Lam. DC.) liefert kein Gummi. An diese reihen sich *Psoralea bituminosa* und die schönen *Ebenus*-Arten. Den Schluß machen die *Trifolia*, unter welchen *rotundifolium* zu den weniger bekannten gehört. — Von der ökonomischen und technischen Benutzung mehrerer der genannten Gewächse wäre noch Manches nachzutragen, was des beschränkten Raumes wegen indeß für die Anzeige der folgenden Theile aufgespart bleiben muß.

Schrt.

## M a r b u r g.

Der Prorektorats-Wechsel des verflossenen Jahrs ward daselbst von Herrn Prof Rehm

durch ein gelehrtes Programm angekündigt: *Praemittitur computationum chronologicarum ad Historiam Abbassarum spectantium Specimen II.* 36 Seiten in 4. 1835. Bereits vor sieben Jahren hatte der Verfasser angefangen die Chronologie der Abbassiden in dem ersten Programm zu behandeln, welches bis auf den achten Caliphen aus diesem Hause Motassem reichte, unter dem durch die Aufnahme Türkischer Slaven und Staatsbedienten anfang die Macht der Caliphen beschränkt zu wei. Das jetzt vorliegende Programm beginnt dem neunten Caliphen Harun II. Abu Dhasfar 5. Jan. 842, und schließt mit dem Tode des neunzehnten Muhamed VII., Saher 17. Oct. 950, unter dessen Nachfolger durch die Bestellung der Emir al Omra den Caliphen die Gewalt ganz aus den Händen gerissen ward. Die Untersuchung ist gegründet auf die Vergleichung der Hauptschriftsteller Abulfeda und Elmacin, so wie des Chronographus und Abulfaradsch, und wird mit der größten Genauigkeit, um Jahre, Monate und Tage zu bestimmen, durchgeführt. Der Verfasser zeigt sich darin als einen unserer gelehrtesten Chronographen, da die Vergleichung nicht ohne mannigfache Hülfskenntnisse angestellt, und die daraus zu ziehenden Resultate nicht ohne sie gewonnen werden konnten. Man begreift leicht daß ein Auszug daraus nicht möglich ist, und wir mit dieser allgemeinen Anzeige uns begnügen müssen, die aber auch hinreichen wird die Männer vom Fach darauf aufmerksam zu machen.

Sn.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

37. Stück.

Den 7. März 1836.

---

B e r n.

Bey Jenni, Sohn: Ueber Willensfreyheit und Determinismus, mit sorgfältiger Rücksicht auf die sittlichen Dinge, die rechtliche Imputation und Strafe, und auf das Religiöse. Eine philosophische Abhandlung von J. P. Romang. 1835. 320 S. in Octav.

G ö t t i n g e n.

In der Dieterichschen Buchhandlung: Zur Lehre von der Freyheit des menschlichen Willens. Briefe an Herrn Professor Griepenkerl von Herbart. 1836. XXIV u. 255 S. in Octav.

Von der ersten dieser Schriften kann hier nicht füglich ausführlicher Bericht erstattet werden, denn sie hat Anlaß gegeben, daß ihr die zweyte, freylich kürzere und auf Briefe an einen gelehrten Freund beschränkte, zur Seite gestellt wurde. Hierin liegt indessen schon die Anerkennung, daß In Romangs Buch nicht zu den unbedeutenden



gehört, daß es vielmehr Aufmerksamkeit zu erregen geeignet ist; die es wahrscheinlich zunächst unter den zahlreichen Anhängern Schleiermachers finden wird. Auf S. 72 dieses Buches nun liest man wörtlich folgendes: »Noch heute dient die Berufung auf Spinoza einer Behauptung bey den Meisten nicht sehr zur Empfehlung. Andere, wie z. B. Leibniz, dieser hohe Ruhm des des deutschen Namens, haben sich in ihrer Speculation auf Sätze führen lassen, welche keine von dem spinozistischen Determinismus wesentlich verschiedene Deutung zu erlauben schenken, obgleich sie hartnäckig versichern, in Ansehung der sittlichen Dinge zu einem solchen Verständniß nicht berechtigt zu haben.« Von Leibnizen wird nun ein Uebergang zu einer »neuern Philosophie« gemacht, welche Herr K. wie es scheint, hinreichend daran zu kennen glaubt, daß darin die sogenannte transcendente Freyheit bestritten wird. Hätte er sich um den practischen Theil dieser Philosophie bekümmert, so würde er unmittelbar vor Augen gesehen haben, daß derselbe auf die *praejudicia de bono et malo, merito et peccato, laude et vituperio, ordine et confusione, pulchritudine et deformitate*, gebaut ist, welche Spinoza, recht wie sich gebührt, alle mit Einer Hand zusammenfaßt, aber nur, um sie alle auf einmal aus seiner Ethik herauszuwerfen, wie er dieß in dem appendix zum Abschnitte *de Deo* ausführlich zeigt. Wenn nun Jemand seinen Deutungen mehr Gewicht beylegt, als den entgegenstehenden Versicherungen Anderer: so muß er darauf gefaßt seyn, daß unumwundene Erklärungen erfolgen, die er nach Belieben hartnäckig nennen mag. So ist denn in den angezeigten Briefen ohne Umstände von der Lehre

des Spinoza gesagt, daß sie, als Ethik betrachtet, unter der Kritik schlecht ist. Ein stärkeres Urtheil von Stäudlin ist beygefügt, welches wörtlich dahin lautet: »daß Spinoza alle sittlichen Ideen, Urtheile und Gefühle des Menschen verwirrt, verkehrt, verdreht und verfälscht; und zwar auf eine Art, welche dem innersten moralischen Bewußtseyn widerspricht und es empört.« Der ganze Zusammenhang dieser Stelle in Stäudlins Geschichte der Moralphilosophie S. 772 verdient nachgelesen zu werden; und es ist zu bez-  
 erken, daß dieß Buch erst im Jahre 1822 herauskam, also zu einer Zeit, wo der S. 1002 erwähnte Versuch, den Spinozismus in die Sittenlehre einzuführen, schon längst bekannt war. Noch härter urtheilt Henrici, der bey Spinoza »determinierten Antimoralismus« findet, und ihn mit dem, aus Platons Gorgias bekannten Kallikles zusammenstellt. Dieß Urtheil hat indessen der Verfasser der angezeigten Briefe nicht zu dem seinigen gemacht. Es ist zwar ganz natürlich, daß durch die offene Behauptung des Spinoza: das Recht liege in der Gewalt, ein Rechtsgelehrter noch entschiedener empört wird, als ein Theologe, welchen manche sehr bekannte spinozische Lehrsätze ansprechen können. Allein man muß die Lehre von der Person unterscheiden; und wo die Fehler so klar in der Lehre liegen, wie bey Spinoza, da ist man nicht befugt, den verdienten Tadel derselben auf das persönliche Wollen auszudehnen. Damit nun auch hier das audiatur et altera pars nicht vermist werde, können folgende Worte des Spinoza selbst hinreichen, welche am Ende des dritten Kapitels im tractatus politicus zur Schutzwehr gegen die zu erwartenden Einwürfe

sehen: *monere volo, me haec omnia ex naturae humanae quomodocunque consideratae necessitate demonstrasse, nempe ex universali omnium hominum conatu sese conservandi.* Daß man eine solche Sprache dem siebzehnten Jahrhundert verzeihen muß, ist bekannt genug, man braucht nur an Grotius, Hobbes, und Pufendorf zu denken. Wer aber die nämliche Sprache im neunzehnten Jahrhundert wiederholt, der hüte sich vor den Einsprüchen Kants, dessen Grundlegung zur Sittenlehre zwar auf transcendente Freyheit hinführt, ab. nicht davon ausgeht. Der Hauptgedanke Kants ist, daß die Sittenlehre keine Güterlehre seyn kann, wie man auch eine solche drehen und wenden möge. Und dieß ist vollkommen richtig; es ist eben so gewiß, als es einen Unterschied des guten und bösen Willens gibt. Wo irgend ein solcher Unterschied hervortritt, da ist der Wille selbst das Object einer Kritik; und dieß Object darf nicht mit den Objecten des Willens (den Gütern und Uebeln) verwechselt werden. Daraus schloß Kant, noch immer richtig, irgend eine Form müsse den Bestimmungsgrund des sittlichen Willens ausmachen. Und so weit kann man ihm folgen, ohne mit ihm nach der logischen Form der Allgemeinheit zu greifen, woran von ihm erst der categorische Imperativ, an diesen aber die vorerwähnte Freyheitslehre geknüpft wurde. Wer auf diesen Zusammenhang der Kantischen Lehre nicht achtet, der wird immer Gefahr laufen, sich in den darüber entstandenen Streitigkeiten zu verwickeln, und die Mühe seines Nachdenkens darüber zu verlieren.

## Fre y b u r g im Brei ß g a u.

Von der heftweise erscheinenden Geschichte der Deutschen von Dr. Söttl, Professor in München, haben wir eine Reihe Lieferungen vor uns liegen; welche einschließlich vom achten bis zum siebenzehnten Buch reichen, und den ganzen zweyten Theil, nebst den ersten drey Hesten des dritten Theils umfassen. Sie geben einen rühmlichen Beweis von dem Fleiß des Verf., und zugleich die Bürgschaft, daß das Werk binnen nicht langer Zeit beendigt seyn wird. Wir haben den Character desselben bey der Anzeige der frühern Hefte (S. g. N. 1835. St. 47 und 117) bereits darzulegen gesucht, als eines Werks, das zwar aus emsigen Quellenstudien, jedoch auch mit Benutzung neuerer Werke, unter denen der Vf. die von Stenzel, Böttiger u. a. ausdrücklich bemerklich macht, hervorgegangen ist; jedoch in einem mäßigen Umfange durch seine Behandlung für das größere gebildete Publicum berechnet ist. Diesem Plane ist der Vf. auch in den vorliegenden Lieferungen, welche auch durch die steigende Wichtigkeit ihres Inhalts sich empfehlen, treu geblieben. Das achte Buch (jedes Buch hat seine eigenen sich fast gleichen Seitenzahlen) behandelt auf 71 Seiten die Salischen (Fränkischen) Kaiser, von Conrad II. bis auf den Tod von Heinrich V. Es ist überschrieben: die Kaiser des Salischen Hauses im Kampfe mit den Päpsten, wodurch also der Hauptinhalt desselben, besonders die Streitigkeiten mit Gregor VII., im voraus angedeutet wird. Das neunte Buch: die Hohenstaufen und die Welfen, führt die Geschichte bis auf den beschlossenen Kreuzzug Friedrich Barbarossa und den Tod Heinrich des Löwen herunter. Das zehnte Buch: Kreuzzüge, Ritterwesen und

Minnesang, bezeichnet seinen Inhalt schon hinreichend durch diese Aufschrift. Daß diese Erzählung der Kreuzzüge nach Willkür gegeben sey, bemerkt der Verf. selber ausdrücklich. Das erste Buch: Untergang der Hohenstaufen, führt die Geschichte bis auf Conradins Hinrichtung und das sogenannte Interregnum herunter. Das zwölfte Buch: Fürsten, Land und Städte überschrieben, entwickelt die wichtigsten innern Verhältnisse der Staaten. Das dreyzehnte: Habsburg, der Bund der Schweizer und der Hanse, letztere nach Sartorius. Das vierzehnte Buch: die Geschlechter von Habsburg, Luxemburg und Wittelsbach im gegenseitigen Kampfe, beschließt den zweyten Band. Das funfzehnte Buch, mit dem der dritte Band beginnt, geht bis auf die Erfindung der Buchdruckerey herunter, und bahnt im sechzehnten den Uebergang zu einer Schilderung des Zustandes Deutschlands gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts, überschrieben: der Städte Blühen und Oestreichs Wachsthum. Es wird darin der allerdings glänzende Zustand der deutschen Städte, besonders der größern Handelsstädte, wie Augsburg, Nürnberg u. a. geschildert; aber auch die Schattenseite des Luxus und des Uebermuths der höheren nicht nur, sondern auch der unteren Stände nicht unbemerkt gelassen; worauf im siebenzehnten Buch, die Reformation betitelt, die Geschichte dieser großen Weltbegebenheit bis zum Religionsfrieden und den Tod von Carl V. fortgeführt wird.

Bis hierher reichen die jetzt vor uns liegenden Hefte. Wir haben geglaubt durch eine Uebersicht des Inhalts den Gang darlegen zu müssen, den der Verf. nahm, da Auszüge aus einem solchen Werke nicht an ihrer Stelle seyn würden. Aus dem Gesagten wird sich von selbst ergeben, daß

der Vf. nicht bloß die äußern Verhältnisse, die Regenten- und Kriegsgeschichte, sondern auch die Volksgeschichte in seinen Plan hereingezogen habe. Es war zweckmäßig daß zu diesem Ende die Erzählung unterbrochen, und eigene Abschnitte dafür eingeschaltet wurden. Die Behandlung ist durchgehends der Gegenstände würdig; ohne Declamation, aber nicht ohne Wärme, und mit großer Freymüthigkeit. Der Verf., der bisher als Lehrer der Geschichte an dem Lyceum in München angeßelt war, hielt jedoch auch, so viel wir wissen, bey der Universität Vorlesungen, und zeigte sich darin auch eines solchen Plazes würdig.

Hn.

### H i l d e s h e i m.

Gedruckt bey Gerstenberg: des Taubstummen Bild vom Medicinalrath Dr. Koeler in Celle. Zum Besten der Taubstummen-Anstalt in Hildesheim. 1835. in Quart.

Zum Besten der vor einigen Jahren in Hildesheim gegründeten und so trefflich erblühenden Taubstummenanstalt, der ersten und bis jetzt einzigen vaterländischen, theilt der Herr Verf. ein dichterisches Bild mit, das eben so sehr seinem Talent als seinem unermüdeten Streben für alles Gemeinnütziges Ehre macht. In äußerst wohlklingenden, leichtfließenden Octaven wird die Wohlthat der Sprache, wie ihre Macht auf das menschliche Gemüth geschildert, das Unglück des Taubstummen dagegen gestellt, und zuletzt die fast magische Veränderung gezeichnet, die durch Aufschluß des Reiches der Sprache in seinem Gemüthe vorgeht. Sehr gelungen ist besonders die Durchführung der Macht der Sprache durch die verschiedenen Lebensalter, indem durch diese Verei-

zellung Gelegenheit zu schönen concreten, und deshalb wahrhaft poetischen Zügen gewonnen wird. Eine bedeutende Schwierigkeit war dabey an dem Begriff der Sprache selbst zu überwinden, die einmahl als die Summe des Gesprochenen dem Reich der Töne angehört, dann aber mehr abstract nur als wahrnehmbare Vermittelung des Gedankens aufgefaßt werden kann. Auf erstere Bedeutung konnte sich der Verf. schon deshalb nicht einlassen, weil der Ton ja doch für den Taubstummen keine Bedeutung hat; zu vernein vermag er ihn nie, und Töne die er herzustellen lernt (die Behandlung der Taubstummen feyert bekanntlich darin ihren höchsten Triumph, daß sie denselben wirklich zum Gebrauch der Sprachorgane verhilft), sind für den Hörenden so dissonierend, daß sie am wenigsten dichterisch behandelt werden dürfen. Der Verf. war also gezwungen, auch in seiner anfänglichen Schilderung die Sprache nur als Vermittelung des Gedankens aufzufassen, um nachher bey Darstellung des in das Reich der Sprache eingeführten Taubstummen Alles conform dem Frühern behandeln zu können. Der Verf. bezeugt dadurch einen sehr richtigen dichterischen Tact, daß er (vielleicht mit Ausnahme von Str. 2) überall das bloß Tönende an der Sprache, als nicht zu seinem Stoffe gehörig, zurückläßt, und sich mehr an die Wirkung derselben, Vermittelung der Gedanken, hält. Nicht allein des wohlthätigen Zweckes, sondern auch der wahrhaft poetischen Behandlung des Stoffes wegen ist dieser so gelungenen Darstellung eine recht ausgedehnte Verbreitung zu wünschen.

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

38. Stück.

Den 10. März 1836.

---

B e r l i n

Von dem *Corpus Inscriptionum Graecarum*, auctoritate et impensis Academiae litterariae Regiae Borussiae, edidit Augustus Boeckh, Academiae Socius 35. Fol. verdankt die Königl. Societät die Herausgabe dieses Voluminis Secundi fasciculus Secundus, der Güte des Herausgebers, ihres Mitgliedes. Dieser Fasciculus enthält: Partis XII. Inscriptionum Insularum Aegei maris, cum Rhodo, Creta, Cypro Sectio VI—X. Pars Tertia. Inscriptiones Cariae. Partis XIV. Inscriptionum Lydiae Sectio I—III. — Die Nummern gehen von 2379 bis 3126. Die Wichtigkeit und der Reichthum dieses Theils wird schon aus dieser Angabe erhellen. Die Inseln des Aegeischen Meeres sind darin beendigt. Carien — mit reicher Ausbeute — ganz enthalten; und Lydien angefangen. Wir



sehen nichts hinzu als den Wunsch, daß der Verf. auf seiner ruhmvollen Laufbahn nicht ermüden, sondern das vorgesteckte Ziel mit ungeschwächter Kraft erreichen möge.

Hn.

### L e i p z i g.

Bey Leopold Voß: Handbuch der metallurgisch-analytischen Chemie. Oder über die Eigenschaften, Zusammensetzung und Probirmethoden der metallischen Substanzen und Brennmaterialien; von P. Berthier. Uebersetzt, mit eignen Erfahrungen und Zusätzen vermehrt, von C. Kersten. In zwey Theilen. Erster Theil. Mit 5 Kupfertafeln. 1835. XV und 590 S. in 8.

Der kürzlich erschienene erste Theil dieser deutschen Uebersetzung und Bearbeitung des *Traité des essais par la voie sèche etc.* des Herrn Berthier enthält für den Metallurgen und praktischen Chemiker so viel Schätzenswerthes, eine noch vor Beendigung des Werkes gehende Anzeige desselben nicht unzeitig scheine mag, obgleich vorauszusehen ist, daß der zweyte Theil noch viel reichhaltiger an Erfahrungen im Gebiete der Doctmasse und Metallurgie seyn werde. — In dem Vorworte spricht Herr Oberhütten-Amtsassessor Kersten zu Freyberg die Gründe aus, die ihn bewogen, das Original nicht bloß zu übersetzen, sondern vielmehr durch geeignete Abkürzungen und Zusätze zu bearbeiten, und dem gemäß auch den Titel des Buches zu verändern. — Nachdem in einer kurzen Einleitung die Vortheile der chemischen Analyse auf trockenem Wege auseinander gesetzt und

die Grenzen des Werkes genauet bezeichnet worden sind, wird zuerst von S. 9 bis 97 von den mechanischen Arbeiten und den allgemeynen chemischen Operationen gehandelt, welche bey analytischen Untersuchungen, insbesondere bey denen auf trockenem Wege vorkommen. Am ausführlichsten ist, wie auch zu erwarten war, die Rede vom Schmelzen und den Schmelztiegeln, und obgleich dem Originale Vieles hinzugefügt worden, so ist doch die bey solchen Gegenständen leicht mögliche ermüdende Weitschweifigkeit vermieden worden. Wer die hier einschlagenden, meistens in Journalen zerstreuten Erfahrungen vereinigt vor sich zu haben wünscht, wird in dieser Zusammenstellung viel Belehrendes und auch häufige literarische Nachweisungen finden. Von S. 98 bis 153 ist in ähnlicher Weise von den verschiedenen Arten der chemischen Defen und deren eigenthümlicher Wirkungsweise gehandelt worden. Sehr gute Abbildungen, die zum A. auch die vom Herrn K. in seinem Labo- 18 so benutzten Defen darstellen, erläutern For. Besagte. Hierauf folgt das Nothwendig- und Wichtigste, was auf die Anwendung des Edthrohrs Bezug hat, indem zugleich auf das classische Buch von Berzelius über das Edthrohr (2te Aufl. 1828) verwiesen wird. Herr K. konnte hierbey noch nicht Rücksicht nehmen auf das gleichzeitig herausgekommene gehaltvolle Werk von Plattner »die Probirkunst mit dem Edthrohre u. s. w. Leipz. 1835« über welches Ref. nächstens zu berichten sich erlauben wird. Dann wird in einem besonderen Abschnitte von den in Glasröhren anzustellenden Operationen gehandelt. Die beygefügtten Abbildungen sind entlehnt aus Faraday's chemical Manipula-

tion, einem Werke von so großem Reichthum an Erfahrungen und Handgriffen, daß es ungeachtet seiner Weitſchweifigkeit, welche auch in die deutſche Ueberſetzung deſſelben (Weimar, 1828) übergegangen iſt, nicht genug dem practiſchen Chemiker empfohlen werden kann. Den Brennmaterialien wird ein langer Abſchnitt von S. 196 bis 292 gewidmet, um Alles, was dem Metallurgen und Hüttenmanne über dieſelben zu wiſſen von Werth iſt, zuſammenfaſſen zu können. Wenn hierbey vorzüglich die practiſche Bedeutung der Brennmaterialie in's Auge gefaßt, die phyſicaliſche und chemiſche Seite derſelben aber noch mehr andern Betrachtungen überlaſſen worden wäre: ſo würde, wie es ſcheinen will, durch ſolche Abkürzungen beſſer dem Zwecke des Buches entſprochen worden ſeyn. Wären z. B. die Darſtellung und Reinigung der Holzſäure und des Holzſpiritus hier nicht angegeben, ſo würde man ſie auch vermiſſen. Indessen muß man andererseits zugeben, daß es bey der Ausarbeitung dieſes Buches von practiſcher Tendenz vornehmlich erfolgreicher Verfaſſer anheim geſtellt bleiben muß, wenn ſubjective Vorſtellung er von der Benutzung dieſes Buches habe. S. 233 wird Chlorkwaſſerſtoffſäure als ein Beſtandtheil der alkaliſchen Salze der Aſche ausgeführt, was ohne Zweifel Chloralkalimetalle heißen ſoll. Die Angabe, daß die Aſche des Torfes (— Torf iſt wohl nur ein Provincialiſmus) dieſelben Salze wie die Holzäſche enthalte, bedurfte gewiß eine nähere Beſtimmung und Berichtigung, ſo wie es überhaupt für den deutſchen Leſer wohl von Intereſſe würde geweſen ſeyn, hier eine größere Ausführlichkeit und Belehrung über die verſchieden-

denen Arten des Torfes und den verschiedenen Werth derselben als Brennmaterial zu finden. Der fossilen Kohle ist dagegen die nothwendige Aufmerksamkeit gewidmet, und nichts, was dem Metallurgen über diesen Brennstoff zu wissen wichtig ist, dürfte hier vermißt werden, selbst wenn auch die Producte der trockenen Destillation der Steinkohle nur ganz kurz erwähnt worden wären. Der auf S. 267 vorkommende Ausdruck »Schwefeleisen im Minimo« ist nicht mehr zulässig. Da Herr K. die Nomenclatur von Berzelius recipierte, so hätte consequent Eisensulfuret geschrieben werden müssen. Bezeichnender wäre freylich »Einfach-Schwefeleisen« gewesen, was aber die Annahme der eben so genauen, als dem Genius der deutschen Sprache folglichen Nomenclatur vorausgesetzt hätte, welche, so viel Ref. weiß, zuerst von L. Smelin durchgeföhrt worden ist, und in welcher zwar zuweilen um ein Paar Sylben längere Namen, aber keine solchen, wie Eisensessquisulfuret für Underthalf-Schwefeleisen, Dryseleniurete für Sauerstoff-Selenmetalle vorkommen können, Namen, mit denen man das deutsche Idiom nicht allzu freygebig belasten sollte, weil außerdem immer noch ein guter Zufluß von fremden Wörtern bleiben wird. — Die Reagentien bey docimastischen Arbeiten werden sehr zweckmäßig in Reductionsmittel, Drydationsmittel, Entschwefelungsmittel, Schwefelungsmittel und Flußmittel eingetheilt, welche Eintheilung Ref. um so mehr billigen muß, als er selbst in seiner nächstens vollständig erscheinenden »Anleitung zur chemischen Analyse« in ähnlicher Weise die Reagentien für die Ana-

lyse auf nassem Wege nach ihrer Hauptwirkungsweise zu classificieren versucht hat. So wohl Herr Berthier, als auch Herr Kersten haben diese Partie des vorliegenden Buches mit großer Vollständigkeit und Gründlichkeit von S. 292 bis 462 bearbeitet. Der Metallurg und Hüttenmann werden hier viele Belehrung finden, und der Anfänger in der Kunst einen nützlichen und sicheren Führer. Um so mehr wäre aber zu wünschen gewesen, daß einige in die chemischen Formeln eingeschlichenen Unrichtigkeiten unter den Berichtigungen mit aufgenommen worden wären. Mehrere Male kehrt N anstatt

Na wieder. Der S. 461 gebrauchte alte Name »salzsaures Natron« wäre zur Vermeidung unrichtiger Vorstellungen besser mit Chlornatrium oder Kochsalz vertauscht worden. Die auf S. 488 ausgesprochene Ansicht über die chemische Constitution der in Wasser aufgelösten Haloidsalze, welche die des Herrn Berthier ist, steht im Widerspruch mit der S. 521 angenommenen Vorstellung, welche letztere ohne Zweifel einfacher und folgerichtiger, und in einigen Fällen, z. B. beim Chlor- und Cyan-Quecksilber die einzig zulässige ist. Sollte der Ausdruck »Schwefelkali« (S. 349) auch öfters gebraucht werden, so wird derselbe doch nicht gegen den besseren Sprachgebrauch zu rechtfertigen seyn. Die in den chemischen Formeln nach Art der Exponenten geschriebenen Zahlen sollte man billig niemals geradezu Exponenten nennen (S. 359), da dieselben nichts mit diesen gemein haben, sondern vielmehr eigenthümliche, in der Zeichensprache der Chemiker übliche Zahlen sind,

die am besten Verbindungszahlen genannt werden, und die, wenn man einmal einen in der Mathematik mit solchen Zahlen verknüpften Begriff auf dieselben übertragen wollte, Coefficienten genannt werden müßten, mit denen sie, wenn gleich nicht die Stelle in der Formel, doch die Bedeutung gemein haben. Nur der Umstand, daß man fremdartige mathematische Begriffe auf die chemischen Formeln übertrug, konnte den Mathematikern Veranlassung zu gerechten Rügen geben. Wenn man nun glaubte diesen dadurch zu entgehen, daß man die Verbindungszahl an den Fuß des Buchstehens setzte, also anstatt  $KS^{12}$  (S. 359) nun  $KS_{12}$  schrieb, so ist mit dieser ziemlich unbequemen Bezeichnung auch gar nichts gewonnen, da sie dem mathematischen Accent in der Combinationslehre aufs Haar so ähnlich sieht, wie jene dem Exponenten. Da es nun der Philologie bis jetzt noch nicht beygekomen ist, nach der grammatischen Bedeutung der algebraischen Buchstaben zu fragen, wozu die chemischen Formeln noch mehr Gelegenheit geben würden, so scheint die einzige Richtschnur für die Construction der chemischen Formeln in dem anfangs von Berzelius eingeführten bequemen Gebrauche der Buchstaben und Zahlen zu liegen. — Von Seite 463 bis zu Ende werden die Metalle für sich und in ihren Verbindungen mit nicht metallischen Elementen, so wie auch unter sich so weit abgehandelt, als es der Zweck des Buches zu erfordern schien. S. 477 werden die Zeichen und Atomgewichte der schweren oder eigentlichen oder Erzmehalle angeführt, aber nur die eine Reihe der Atomgewichte, in welcher  $O =$

100 gesetzt wird. Zur Erreichung der Vollständigkeit wäre es gut gewesen, auch die Reihe derselben, in welcher  $H = 1$  gilt, beizufügen. Dieses letztere Zahlensystem, welches nunmehr auch Berzelius in dem jüngst erschienenen ersten und zweyten Hefte des fünften Bandes seines Lehrbuches neben dem ersten recipiert hat, schließt sich beynabe ganz dem Zahlensysteme an, in welchem das Mischungs-Gewicht des  $H = 1$  angenommen wird, und dessen Vorzüge man nur dann nicht anerkennen kann, wenn man aus Ueberzeugung oder Gewohnheit die statistische Theorie der dynamischen vorzieht. — Bey den Verbindungen der Metalle wird auch auf das Verhalten derselben, so wie auch auf das Verhalten der nicht metallischen Säuren gegen Reagentien auf nassem Wege Rücksicht genommen, zwar nicht mit größter Ausführlichkeit, aber doch so weit, als es zur Unterstützung der Untersuchungen auf trockenem Wege erforderlich scheint. Und diese sind ja der eigentliche Gegenstand des vorliegenden Werkes, dessen sorgfältige und genaue Durchsicht Ref. viel Vergnügen und manche Belehrung gewährt hat, und ihn wünschen läßt, daß auch der zweyte Theil des Werkes durch die verdienstlichen Bemühungen des Herrn Kersten bald zur Vollendung gedeihen möge.

H. Wackenroder.

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e   A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

39. S t ü c k .

Den 12. Merz 1836.

---

M a r b u r g .

Bey Garthe: Elisabeth die Heilige, Landgräfin von Thüringen und Hessen, nach ihren Schicksalen und ihrem Character dargestellt von Dr. K. W. Justi, mit vier lithographirten Bildern. Neue sehr vermehrte und verbesserte Auflage. 1835. LXXXIV u. 274 S. in 8.

Vorliegende Biographie der heiligen Elisabeth zeichnete sich schon bey ihrem ersten Erscheinen (Zürich 1797) so wohl durch die Treue der historischen Forschung, wie durch die Eleganz der Darstellung aus, und ist die nöthig gewordene neue Auflage ein rühmlicher Beweis für die Theilnahme des Publicums an solchen classischen Monographien. Freylich hat diese Darstellung vor manchen ihres Gleichen auch den Vorzug voraus, daß ihr Gegenstand nicht bloß dem Historiker vom Fach nahe liegt, sondern daß die seltsame Eigenthümlichkeit jener Heiligen auch



die Aufmerksamkeit in größerm Kreise auf sich zieht: selbst der Roman und die möglichst leichte Unterhaltungsliteratur hat an der heil. Elisabeth einen ergiebigen Stoff gefunden, und aus vorliegendem Buche ist bald mit, bald ohne Nennung der Quelle, mehr als eine romantische Darstellung erwachsen. Wirklich läßt sich aber auch das so anziehende Leben des Mittelalters wohl kaum in einem gedrängtern Gemälde vorfinden, als hier in dem Leben der Heiligen, wo alle bedeutsamen Potenzen damaliger Stadt sehr scharf repräsentiert werden: ein prächtiger glänzender Hof auf der Wartburg, städtisches Leben in Eisenach, die Hierarchie auf ihrem Culminationspunkte in dem fanatischen Reichsvater und Peiniger der Heiligen, Conrad von Marburg, ferner Kreuzzug, Fehden, Stiftungen von Klöstern, Spitalern, und durch dieß Alles ziehet sich nun jene seltsame Frauengestalt hindurch, die Fürstin und Bettlerin zugleich wohl nur unter den damaligen mittelalterlichen Bedingungen zu dieser Originalität ausgeprägt werden konnte. Daß ihr ganzes Auftreten etwas Krankhaftes, seltsam Ueberspanntes verräth, gesteht hier selbst ihr Biograph bey aller Hochachtung vor ihr, ein: nur lag der Grund zu jenem Seltsamen so sehr in der Zeit und ihren Eigenheiten, daß man in dem Leben jener Heiligen nicht sowohl eine Abnormität, als vielmehr die vollste und consequenteste Entwicklung der Zeitrichtung erblicken muß. Nicht daß Elisabeth so war, darf auffallen, sondern daß nicht Viele ihr ähnlich gefunden wurden. Unsere Zeit wird kaum einen Begriff von ascetischen Uebungen haben, wie sie sich denselben unterzog, das gänzliche Weggeben ihrer Habe durch Almosen, die

Geißelungen und Schläge, die sie freywillig von der Hand ihres Beichtigers erduldet, das Zurückziehen nicht allein vom Hofe nach dem Tode ihres Gemahls auf ihren Witwensitz Marburg — sondern auch die gänzliche Entfernung aller Dienerschaft und Freundinnen, um nicht weiter an den früheren höfischen Glanz erinnert zu werden; mit eigener Hand spann sie zum Besten der Armen, pflegte Sieche und Kranke, behandelte Wunden der niedrigsten Art, und dieß schon Fürstin mitten unter ihrem Hofstaate. Als

man bedenke, ihr Zeitalter ist das dreyzehnte Jahrhundert, wo Staat und weltliche Regierung veynabe gänzlich von der Kirche absorbiert war, wo das Papstthum unter Innocenz III. seinen Culminationspunct erreicht hatte, wo die Kreuzzüge die religiöse Begeisterung auf ihre Art fortwährend schürten, wo das einzig damals mögliche Verdienst, das ritterliche und mönchische in den geistlichen Ritterorden zusammenfloßen; wo in den so eben entstandenen Betorden Mönche in höchster Potenz der Welt geführt waren, man beachte diese Grundzüge Zeit, und wird die ascetische Ueberspannung bey einem so erregbaren Character, wie Elisabeth, und unter so fanatisch gewaltsamer Anleitung, wie Conrad von Marburg sie darbot, gewiß erklärlich finden. Der Heiligenschein, womit Gregor IX. auf Conrads Antrieb sofort nach ihrem Tode sie schmückte, ist schwer verdient von einer Fürstin, die im 24sten Lebensjahre unter übertriebener Casteyung ins Grab sank.

Der Herr Verf. hat zu den früheren schon so ausgezeichneten Forschungen seitdem sich ganz neue Quellen eröffnet, und die früheren immer

vollständiger ausgeschöpft, so daß die gegenwärtige Darstellung in der That nichts weiter zu wünschen übrig läßt. Von selbst ließ sich erwarten, daß bey der Biographie auch das hochberühmte Denkmahl mittelalterlicher Baukunst, die Elisabethkirche zu Marburg, und das dort der Heiligen errichtete Grabmonument eine immer sorgfältigere Behandlung finden würde. Sehr erfreut mußte der hochverdiente Herr Verfasser darüber seyn, daß es ihm, der so sorgfältige Studien den Alterthümern seiner Vaterland gewidmet hat, beschieden war, selbst am 1. August v. J. das Fest der Grundsteinlegung jenes fast unübertroffenen gothischen Doms, durch eine Festpredigt (Marburg, 1835. bey Elwert) begehen zu können. Auch die äußere Ausstattung, so wie die beygegebenen Abbildungen, das Brustbild der Heiligen nach einem alten Delgemählde auf der Wartburg, die Abschiedscene der heil. Elisabeth von ihrem zum Kreuzzuge aufbrechenden Gemahle Landgraf Ludwig IV., nach einer Zeichnung des Herrn Prof. Grimm in Kassel, die Abbildung der St. Elisabethkirche nach Möllers bekanntem Meisterwerke, und endlich die Abbildung des Denkmahls der Heiligen in ihrer Kirche, machen der Verlagshandlung alle Ehre.

R—g.

Leipzig und Darmstadt.

Bey Leske: Zur Gemmenkunde; antike geschnittene Steine vom Grabmahl der heiligen Elisabeth in der nach ihr genannten Kirche zu Marburg in Kur-Hessen, ar-

archaeologische Abhandlung von Fr. Kreuzer, Doctor der Theol. u. Philos., Grossherz. Badischem Geheimerath u. Commthur des Grossh. Badischen Ordens vom Zaehringener Löwen u. s. w. 1834. 213 Seiten in 8. und fünf Kupfertafeln.

Herr G. R. Kreuzer erwirbt sich ein dankbar anzuerkennendes Verdienst um die Archäologie, indem er noch nicht bekannt gemachte Kunstgegenstände, die in Originalen oder einzigen Abdrucken sich in seinen Händen befinden, nicht bloss bekannt macht, sondern auch gleich mit allen den Schätzen mythologisch-antiquarischer Gelehrsamkeit ausrüstet, die ihm zu Gebote stehen. So empfangen wir vor einigen Jahren (1832), 'ein alt-Athenisches Gefäß mit Malerey und Inschrift bekannt gemacht und erklärt, mit Anmerkungen über diese Vasengattung' (78 Seiten, mit einer colorierten Kupfertafel), unter welchem Titel ein wirklich aus Attica stammendes und zugleich vielen Volcentischen nahe verwandtes Gefäßchen, von der Gattung balsamario oder Prochus, ein Werk des Töpfers Heros und Topfmahlers Psiar, — auf dessen einer Seite ein Jüngling, nach Ablegung der Gewänder, sich aus einem eben solchen Prochus salbt, auf der andern eine Mänade sich durch das Seklapper der Krotalen zum bacchischen Tanze antreibt — mit einem großen Aufwande von Gelehrsamkeit und Combinationsgabe erläutert wurde. Dießmal sind es die antiken Gemmen und Cameen an dem Reliquien-Kasten oder Sarkophage der heiligen Elisabeth, die den Stoff der vorliegenden Abhandlung abgeben. Leider sind diese Gemmen selbst nicht mehr

in Deutschland vorhanden, sondern während des Westphälischen Königreiches, als das Denkmahl nach Cassel gebracht worden, durch jenes von oben her begünstigte Raubsystem, dem kein Schatz heilig genug war, entwendet worden; und dem Herausgeber sind nur Siegelabdrücke zugekommen, die der verstorbene Oberberggrath Ullmann davon genommen, mit der Aufforderung ihre Bekanntmachung zu veranstalten. Diese Steine haben nun freylich, außer der Empfehlung, welche der Herausgeber hervorhebt, daß sie gewiß keine modernen Fäbör 12 gen enthalten, wenig andere Vorzüge für sich anzuführen; sie sind, wie die am Reliquienkasten der H. Drey Könige in Köln, größtentheils von ziemlich herkömmlichen Arten; und man möchte fast beklagen, daß Herr Seheimerath Kreuzer nicht bey diesen 35 Stücken sich mit einer kurzen Angabe der Gegenstände begnügt, und dagegen die vortrefflichen, durch Fundort, Kunstwerth und Gegenstände meistens gleich ausgezeichneten Imprime gemmarie dell' Instituto, von denen der Unterz. vor kurzem die dritte und vierte Centurie erhalten, zu einem viel lohnendern Texte für einen so gelehrten Commentar erlesen hat. Indessen sind doch auch unter diesen Steinen einige werthvollere; andere erhalten ihr Interesse durch die Behandlung des Herausgebers; wir wollen hier nur einige wenige auszeichnen. N. 9. Ein Vogel, Falke oder Habicht nach dem Herausgeber, und darüber ein großes E, der heilige Buchstab des Delphischen Apollon, über welchen sich der Verfasser ausführlich verbreitet, und die bekannte Abhandlung von Uhden bedeutend vervollständigt.

dig. N. 10 a. Ein Stern, darunter das Wort ΕΤΗΛΟΙΑ, welches Herr Geleimerath Kreuzer herausgelesen, denn im Kupfersich würde man es nicht erkennen, darunter Theile eines Schiffes. Also ein Talisman für einen Schiffer, dem ein günstiger Stern für seine Fahrt leuchten soll.

N. 21. Eine orientalische Vorstellung im Styl der Persischen Skulptur, aber eher dem Parthischen oder noch lieber Sassaniden-Zeitalter als einem ältern zuzuschreiben. Der Herausg. gibt erst eine sehr kühne Erklärung, worin der Hesiodische A Asträos die Hauptrolle spielt, aber entschließt sich dann die Darstellung für gnostisch zu halten, ohne daß auch dafür recht bestimmte Gründe vorzuliegen scheinen. Ist es nicht am natürlichsten, die einfache Composition — ein thronender Gott, der einem Manne eine Himmelskugel überreicht, während eine Art Victoria einen Kranz darreicht — historisch und zwar im Sinne jener officiellen Großsprecheren zu nehmen, die an den Höfen des Orients ihren uralten Ursprung haben? Der höchste Gott übergibt irgend einem Pater oder Sapor die Herrschaft der Welt, während der Sieg ihn krönt. Die Reliefs von Nakschi-Rustan und Schapur enthalten ähnliche Vorstellungen, und der Globus bildet gerade in derselben Gestalt den hauptsächlichsten Kopfschmuck Sassanidischer Regenten.

N. 31. Wohl das wichtigste Stück der Sammlung. Ein zarter, anmuthiger Apollokopf mit dem Lorbeerkranz, einem Lorbeerzweige vor dem Gesicht, einem kleinen Schwan hinter dem Nacken und darüber dem Worte ΠΑΙΑΝ. Also ein Apollon-Päan, als ein beruhigter, versöhnter, freundlicher Gott gefaßt, und der Schwan sein Sym-

bol. Der Herausg. benutzte und ergänzt diese Züge zu einem Bilde des Apollon-Páan, welches in den verschiedensten mythologischen Systemen seine Stelle finden muß. N. 34. Ein jugendlicher Satyr von gefälliger Bildung, welcher aus einem Gefäße, das er auf der Schulter trägt, Wein in ein anderes am Boden befindliches gießt, mit einer Umschrift (MVNFILO nach dem Kupferstich), in der der Herausg. den Namen Ampelos zu erkennen glaubt, und diese Benennung eines Lieblings und Mundschnecken des Bacchus manchen jungen Satyristen bildenden Kunst zu vindicieren sucht, im Gegensatz und Streit mit andern Ansichten über die Namen Bacchischer Nebenpersonen, in dem wir im Ganzen auf Seiten des Herausgebers stehen möchten.

Von den fünf Kupfertafeln stellt die erste die westliche Fassade der herrlichen Elisabeth-Kir. zu Marburg, die zweite den geretteten Sargphag mit seinen Figuren und Reliefs, die übrigen die geschnittenen Steine dar, deren Abbildungen, auch mit den S. 211 212 gegebenen Berichtigungen zusammen, nicht auf die Fragen antworten, die man über die dargestellten Gegenstände an sie richten möchte.

K. D. M.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

40. Stück.

Den 12. März 1836.

Göttingen.

Verzeichniß der Vorlesungen, die von den hiesigen öffentlichen und Privat-Lehrern auf das künftige halbe Jahr angekündigt sind, nebst vorausgeschickter Anzeige öffentlicher gelehrter Anstalten zu Göttingen. — Die Vorlesungen werden insgesammt in der mit dem 18. April beginnenden Woche ihren Anfang nehmen, und in der mit dem 12. September beginnenden Woche geschlossen werden.

## Öffentliche gelehrte Anstalten.

Die Versammlungen der Königl. Societät der Wissenschaften werden, in dem öffentlichen Winter- Auditorio, Sonnabends um 3 Uhr gehalten.

Die Universitäts-Bibliothek wird alle Tage geöffnet; Montags, Dinstags, Donnerst. und Freyt. von 1 bis 2 Uhr; Mittwochs und Sonnabends von 2 bis 4 Uhr. Zur Ansicht auf der Bibliothek selbst erhält man jedes Werk, das man nach den Gesetzen verlangt; über Bücher, die man aus derselben geliehen zu bekommen wünscht, gibt man einen Schein, der von einem hiesigen Professor unterzeichnet ist.

Die Sternwarte, der botanische und der öconomische Garten, das Museum, die Gemäldesammlung, die Sammlung von Maschinen und Modellen, der physicalische Apparat, und das chemische Laboratorium, können gleichfalls von Liebhabern, welche sich gehörigen Ortes melden, besucht werden.



## Vorlesungen.

## Theologische Wissenschaften.

Encyclopädie und Methodologie der theologischen Wissenschaften trägt Hr Prof. Lieber Dinst. und Freyt. um 3 Uhr vor; theologische Methodologie, mit Rücksicht auf theolog. Literär-Geschichte, Hr Licent. Piper Mittw. u. Sonnab. um 1 Uhr.

Eine critische und exegetische Einleitung in die canonischen und apocryphischen Schriften des Alten Testaments gibt Hr Prof. Ewald um 2 U

Exegetische Vorlesungen über das Alte Testament. Den Pentateuch erklärt Hr Prof. Ewald um 10 Uhr; den Hiob, Hr Dr Wüstenfeld um 3 Uhr; die Messianischen Weissagungen, derselbe Mont. u. Donnerst. um 1 Uhr, unentgeltlich.

Eine historisch-critische Einleitung in die canonischen Schriften des Neuen Testaments gibt Hr Prof. Reiche um 11 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Neue Testament. Hr Consist. R. Lücke erklärt, nach einer hermeneutischen Einleitung in die gesammten Paulinischen Briefe, den Brief an die Galater, Römer, Epheser, Colosser 6 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Prof. Reiche, die drey ersten Evangelien 6 St. wöchentlich um 9 Uhr; die Briefe des Ap. Petrus Mont. und Donnerst. öffentlich; Hr Prof. Köllner, die drey ersten Evangelien, nach Heint. Planck's synopt. Zusammenstellung (Göttingen. 1809), 6 St. wöch. um 9 Uhr; die catholischen Briefe Mont., Mittw., Freyt. um 5 Uhr öffentlich; Hr Licent. Matthäi, den Brief an die Römer, den Brief an die Galater, und die kleineren Briefe des Ap. Paulus 6 St. wöch. um 9 Uhr; das Evang. des Ap. Johannes, und aus diesem und den drey ersten Evangelien die Lehre Jesu Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 3 Uhr und in zwey andern demnächst zu bestimmenden Stunden; Hr Licent. Holzhausen, den Brief des Ap. Paulus an die Epheser, unentgeltlich.

Zu exegetischen Repetitorien ist Hr Rep. Klesner erbötig.

Die christliche dogmatische Theologie trägt Hr Prof. Gieseler 5 St. wöch. um 7 Uhr vor; Hr Prof. Reiterberg um 3 Uhr.

Zu Repetitorien über die Dogmatik ist Hr Rep. Klener erbötig.

Die christliche Moral trägt Hr Consist. R. Lücke 6 St wöch. um 11 Uhr vor;

Zu einem Repetitorium über dieselbe ist Hr Licent. Piper erbötig.

Ueber allgemeine christliche Polemik hält Hr Consist R. Lücke 2 St. wöch. um 4 Uhr eine öffentliche Vorlesung.

zweiten Theil der Kirchengeschichte trägt Gieseler 6 St. wöch. um 8 Uhr vor; die Kirchengeschichte der elf ersten Jahrhunderte, Hr Prof. Reiterberg, 6 St. wöch. um 8 Uhr; die Geschichte der Kirchenverbesserung in dem Königr. Hannover und dem Herzogth. Braunschweig, Hr Prof. Reiterberg, öffentlich, Sonnab. um 11 Uhr; die allgemeine Kirchengeschichte, verbunden mit Examinatorien und Repetitorien, Hr Licent. Holzhausen, um 8 Uhr.

Die Homiletik wird Hr Consist. R. Pott um 2 Uhr tragen, und Sonnab. um 11 Uhr die Aufsicht über verschiedenen Uebungen der Mitglieder des homiletischen Seminars fortsetzen.

Die Uebungen der homiletischen und liturgischen Gesellschaft unter der Aufsicht des Hn Prof. Lieber werden Mittw. um 3 Uhr fortgesetzt werden.

Die Theorie der religiösen Catechetik trägt Hr Prof. Honor. Gen. Superint. Dr Tresurt, nach seinem 'Leitfaden zu Vorles. über die Pastorallehre' in Verbindung mit den ersten practischen Uebungen, um 1 Uhr vor. — Die Uebungen in dem catechetischen Seminar werden Mittw. u. Sonnab. um 1 Uhr öffentlich fortgesetzt werden.

Zu Examinatorien und Repetitorien über einzelne Theile der theologischen Wissensch. erbietet sich Hr Pastor Fraak.

Die exegetischen und dogmatischen Uebungen der theologischen Gesellschaft unter der Aufsicht des Hn Cons. R. Lücke werden auf die bisherige Weise fortgesetzt werden.

Hr Prof. Gieseler bestimmt für die von ihm errichtete theologische Gesellschaft die Stunde Sonnab. um 6 Uhr.

Die exegetische Gesellschaft unter der Aufsicht des Hn Prof. Ewald versammelt sich Freyt. Ab. um 6 Uhr;

Die theologische Gesellschaft des Hn Prof. Retberg, in den Abendst. von 8 bis 10 Uhr Dinstags;

Die theologische Gesellschaft des Hn Prof. Köllner, nach bisher gewöhnlicher Weise.

Auch werden die Uebungen der theologischen Privat-Societät des Hn Pastor Fraas Dinst von 8 bis 10 Uhr Ab. und der Lateinischen theologischen Gesellschaft des Hn Rep. Klener Mitt von 7 bis 9 Uhr ihren Fortgang haben.

In dem Repetenten-Collegium wird Hr. Rep. Klener Mont. u. Donnerst. um 6 Uhr Ab. den Brief des Ap. Jacobus und den ersten Brief des Ap. Petrus in lateinischer Sprache erklären; Hr Licent. Piper, 2 St. wöch. die vorzüglichsten messianischen Weissagungen des A. T.

## R e c h t s w i s s e n s c h a f t.

Die Literär-Geschichte des Civil-Rechtes trägt Hr Geh. Just. R. Hugo, nach der 3. Ausg. seines Lehrbuches, um 7 Uhr vor;

Die Encyclopädie des gesammten heutigen Rechtes, Hr Geh. Just. R. Hugo, nach der 8. Ausg. seines Lehrbuches, um 9 Uhr; Encyclopädie und Methodologie des Rechtes, Hr Dr Möbius 6 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Dr Schumacher um 8 Uhr;

Naturrecht, oder Philosophie des Rechtes, Hr Dr Schumacher 4 St. wöch. um 7 Uhr (vergl. Philos. Wissensch.);

Die Geschichte des deutschen Staatsrechtes (und Privatrechtes), Hr Prof. Kraut um 7 Uhr;

Das Staatsrecht des deutschen Bundes und der Bundesstaaten, Hr Prof. Kraut um 11 Uhr;

Das Hannoverische Staatsrecht (nebst dem Privatr.), Hr Dr Quentin um 7 Uhr.

Eine historisch-philosophische Darstellung des Criminal-Rechtes gibt Hr Dr Böhmer, nach Dictaten, mit

Berücksichtigung des Meisterschen Lehrbuches (Ausg. 7),  
5 St. wöch. um 5 Uhr.

Die Strafrechts-Wissenschaft trägt Hr Hofr.  
Bauer, nach der zweyten Ausgabe seines Lehrbuches, um  
10 Uhr vor; Hr Prof. Zachariä, nach Feuerbach, 6 St.  
um 10 Uhr;

Die Geschichte und die Alterthümer des Röm.  
Rechtes, Hr Prof. Ribbentrop um 10 Uhr;

Die Institutionen des Römischen Rechtes,  
Hr Geh. Just. R. Mühlenbruch, mit kurzer Erläuterung  
der Alterthümer 6 St. wöch. um 10 Uhr; in Verbin-  
dung mit der Geschichte des Röm. Rechtes, Hr Assess. Dr  
Lott um 7 Uhr; Hr Dr Möbius um 10 Uhr;

Pandecten, Hr Hofr. Goeschen, nach f. Grund-  
12 St. wöch. um 9 und 11 Uhr; Hr Prof. Rib-

rop um 8 und 11 Uhr; Hr Dr Rothamel, privatist-  
ische; Hr Assessor Dr Balett, nach seinem 'Lehrbuch',  
mit Einschluß des Erbrechtes um 8 und 11 Uhr; Hr Dr  
Wunderlich, der auch zu Privatissimis erbötig ist, nach  
Thibaut, um 3 Uhr;

Das Erbrecht, Hr Hofr. Goeschen 5 St. wöch. um  
Uhr; Hr Dr Benseny, nach Mühlenbruch, um 7 Uhr;

Die Lehre von Servituten und das Pfandrecht,  
Hr Prof. Ribbentrop, Mont. und Donnerst. um 5 Uhr,  
wöchentlich;

Das Nothverwehrecht, desgleichen die Lehre von der  
lucapion, und den Präscriptionen, und die  
Lehre von der Ordnung der Gläubiger im Con-  
curs, Hr Dr Grefe Mittw. u. Sonnab. um 11 Uhr.

Ein Civil-Practicum, als pract. Pandecten-Repe-  
terium, hält Hr Dr Thöl 3 St. wöch. um 4 Uhr.

Eine historisch-philosophische Darstellung des Kirchen-  
rechtes gibt Hr Dr Böhmer, nach Planck's Grundriß der  
kirchlichen Verfassung und des canonischen Rechtes, 5 St.  
wöch. um 8 Uhr.

Das Kirchenrecht trägt Hr Prof. Kraut um 9 Uhr  
vor; Hr Prof. Zachariä, 5 St. wöch. um 9 Uhr; Hr  
Dr Rothamel um 10 Uhr; Hr Dr Möbius, nach einer  
kurzen kirchenhistorischen Einleitung, 6 St. wöch. um 11 Uhr;

Die Geschichte des deutschen Rechtes, Hr Prof.  
Kraut um 10 Uhr;

Das deutsche Privat-Recht, Hr Hofr. Albrecht  
12 St. wöch. um 8 und 11 Uhr; Hr Dr Thöl, nach Eich-  
horn, mit Ausschluß des Lehen- und des Handelsrechtes,  
6 St. wöch. um 11 Uhr;

Das Handelsrecht, Hr Dr Thöl 3 St. wöch. um 2 Uhr;

Das Hannoversche Privatrecht, Hr Dr Quentin um 7 Uhr; Hr Dr Grefe, nach seinem 'Leitfaden zum Studium des Hannoverschen Privat-R.' 4 St. wöch. um 5 Uhr;

Das Braunschweigische Privat-Recht, Hr Prof. Zachariä um 2 Uhr.

Ueber die Verfassung und Verwaltung des Herzogthums Nassau hält Hr Hofr. Bauer für die hier studierenden Nassauer eine Vorlesung um 3 Uhr.

Das Preussische Landrecht trägt Hr Dr Quentin um 9 Uhr vor;

Den Criminal-Proceß, nebst einer Anleitung Criminal-Praxis, Hr Hofr. Bauer, nach 'Lehrb. des Strafprocesses. Göttingen 1835', um 9 Hr Dr Wunderlich, nach Martin, Mont., Dinst., Mittw. um 2 Uhr;

Die Theorie des heutigen bürgerlichen Processes, Hr Geh. Just. R. Mühlenbruch, um 9 Uhr; Hr Assessor Dr Balett, verbunden mit pract. Arbeit um 2 Uhr; Hr Dr Bensfey, privatissime.

Die Theorie der summarischen Prozesse, nach Martin, mit Ausschluß des Concurß-Processes, Hr Dr Wunderlich, Donnerst. und Freyt. um 2 Uhr unentgeltlich;

Den Hannoverschen Proceß lehrt Hr Dr Quentin um 1 Uhr.

Ein practisches Collegium über den Proceß hält Hr Hofr. Bergmann 5 St. wöch. um 9 Uhr; Relatorium, 3 St. wöch. um 10 Uhr, mit Besprechung auf seine 'Beyträge zur Einleit. in die Praxis', t. 1. seine 'Anleit. zum Referieren'.

Zu General- so wohl als Special-Examinatorien über die verschiedenen Rechtstheile, in deutscher oder lateinischer Sprache, so wie auch zu Repetitorien erbiethet sich Hr Dr Rothamel, Hr Dr Bensfey, Hr Dr Zimmermann.

## H e i l k u n d e.

Die Vorlesungen über Botanik und Chemie s. bey der Naturlehre.

Eine Einleitung in das Studium der Medicin gibt Hr Hofr. Conrabi, nach der 3. Ausg. seines

‘Grundrisses der medic. Encyclopädie und Methodologie,’  
Sonnab. um 7 Uhr M. öffentlich.

Die generelle Anatomie trägt Hr Prof. Berthold  
Dinst. um 1 Uhr öffentlich vor;

Die Osteologie und Syndesmologie, Hr Hofr.  
Langenbeck Mont., Dinst., Mittw. um 11 Uhr;

Die Neurologie, Hr Hofr. Langenbeck, nach sei-  
ner ‘Nervenlehre’, Donnerst. und Freyt. um 6 Uhr Ab.  
und Sonnab. um 6 Uhr Morgens;

Die vergleichende Anatomie, Hr Prof. Berthold,  
5 St. wöch. um 11 Uhr;

Die pathologische Anatomie, Hr Dr Herbst  
wöch. um 4 Uhr;

Physiologie, Hr Ober-Medicinal-R. Blumen-  
5 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Prof. Berthold, nach  
seinem Lehrbuche, 6 St. wöch. um 10 Uhr; Hr Dr Herbst,  
8 St. wöch. um 8 Uhr.

Allgemeine Pathologie, nach der fünften Ausg. sei-  
nes Handbuchs, und allgemeine Therapie, nach  
seinem Lehrbuche, trägt Hr Hofr. Conradi 4 St. wöch.  
um 3 Uhr vor;

Allgemeine Pathologie, nach seiner ‘allgem.  
Krankheitslehre’, Symptomatology, und allgemeine  
Therapie, Hr Prof. Marx 5 St. wöch. um 3 Uhr;

Allgemeine Nosologie und Therapie, Hr Dr  
Kraus, nach einem bey Dieterich erscheinenden Handbuche,  
1. wöch.; Hr Dr Herbst 4 St. wöch. um 5 Uhr;

Allgemeine Heilmittel-Lehre, Hr Dr Kraus,  
s. ‘Wissenschaftl. Uebersicht’ 2 St. wöch. unentgeltlich;

Practische medicin. und chirurg. Arzneymit-  
tel-Lehre, Hr Dr Kraus 6 St. wöch. um 4 Uhr oder  
bequemeres St. — Arzneyproben und Abbildungen wird

ußerdem in besondern Wiederholungsstunden vorlegen —  
Hr Dr Conradi, nach seiner ‘Uebersicht der pract. Arz-  
neymittel-Lehre. Gött. 1834.’, 5 St. wöch. um 4 Uhr, so  
wie auch privatissime, nebst besondern den Zuhörern beque-  
men, zum Vorzeigen der Mittel bestimmten Stunden.

Zu Repetitorien und Examinatorien in der Pharma-  
cologie und Pharmacie erbiethet sich Hr Dr Stromeyer.

Receptierkunde lehrt Hr Dr Kraus, nach s. Hand-  
buche, 2 St. wöch.; Hr Dr Conradi, Mittw. und Don-  
nerst. um 7 Uhr, so wie auch privatissime.

Den ersten Theil der speciellen Nosologie und  
Therapie, welcher die Krankheiten der größern Systeme  
des menschlichen Körpers begreift, handelt Hr Hofr.  
Himly 6 St. wöch. um 10 Uhr ab;

Den ersten Theil der speciellen Pathologie und Therapie, die Fieber, Entzündungen, und Hautaus schläge enthaltend, Hr Hofr. Conradi, nach der vierten Ausgabe seines Lehrbuches, um 5 Uhr;

Den zweyten Theil der speciellen Pathologie und Therapie, der die Hautaus schläge, Gacherien, krankhaften Ausleerungen und Verhaltungen umfaßt, Hr Prof. Marx 5 St. wöch. um 5 Uhr.

Privatissima über Pathologie und Therapie ist Hr Dr Conradi zu geben bereit.

Die Krankheiten der Augen und der Ohren handelt Hr Hofr. Himly, um 3 Uhr ab;

Die erste Hälfte der Chirurgie, Hr Hofr. Esbeck von 1 bis 3 Uhr;

Die Manual = Chirurgie, Hr. Hofr. Langenbe privatissime;

Den chirurgischen Verband, Hr Dr Pauli um 7 Uhr Morgens.

Uebungen in Operationen bey Augenkrankheiten stellt Hr Hofr. Langenbeck privatissime an.

Eine Anleitung zu der Behandlung der Zahnkrankheiten und den dabey erforderlichen Operatione so wie auch zu der Verfertigung und Einsetzung künstlicher Zähne und Gebisse, vorzüglich mit Anwendung Email = Zähne, gibt Hr Dr Pauli privatissime.

Die Lehre der Geburtshülfe trägt Hr Prof. Siebold 5 St. wöch. um 9 Uhr vor; zu den geburtshülflichen Operationen am Fantome gibt derselb 4 St. wöch. um 7 Uhr M. Anleitung; die practischen Uebungen im Entbindungshause setzt er wie 1 her fort; auch ist er bereit privatissime Anleitung zu der practischen Geburtshülfe zu geben. — Hr Prof. Osiander trägt die Entbindungskunst 4 St. wöch. um 9 Uhr vor, und gibt um 3 Uhr privatissime Anleitung zu den geburtshülflichen Operationen. — Hr Dr Tresfurt trägt die Theorie der Entbindungskunst 5 St. wöch. um 9 Uhr vor, und gibt 6 St. wöch. um 3 Uhr Anleitung zu den geburtshülflichen Operationen.

Die gerichtliche Medicin trägt Hr Prof. von Siebold 4 Stunden wöchentlich um 4 Uhr vor.

Die medicinischen und chirurgischen klinischen Uebungen in dem academischen Hospitale und in den Privat-Bohnungen der Kranken wird Hr Hofr. Himly, nach der bisherigen Einrichtung, die er in einer kleinen Schrift 'Verfassung der medicinisch-chirurgischen Klinik zu Göttingen' entwickelt hat, fortsetzen, und bestimmt dazu die Stunde von 11 bis 12 täglich.

Für die klinischen Uebungen im chirurgischen Krankenhaus bestimmt Hr Hofrath Langenbeck die Stunde von 8 bis 9 Uhr.

Eine theoretische Anleitung zur Klinik und ein Casuisticum gibt Hr Hofr. Conradi Mittw. und nab. in noch zu bestimmenden Stunden; für die klinischen Uebungen in dem unter seiner Direction stehenden Institute ist die Stunde von 10 bis 11 Uhr angelegt.

Die Krankheiten der landwirthschaftlichen Hausthiere handelt Hr Director Dr Lappe 6 St. wöch. um 11 Uhr ab; die Arzneymittel-Lehre 4 St. wöch. um 3 Uhr. Die practischen Uebungen im Thier-Hospitale werden 6 St. wöch. um 10 Uhr gehalten.

Ueber das Aeußere des Pferdes hält der Universitäts-Stallmeister Hr Rittmeister Kuwers 2 St. wöch. eine Vorlesung; Hr Director Dr Lappe 4 St. wöch. um 2 Uhr.

## Philosophische Wissenschaften.

Die Geschichte der Philosophie im Mittelalter und der neuern Zeit handelt Hr Hofr. Wendt, nach seiner dritten Bearbeitung des Tennemannischen Grundrisses. (Leipz. 1829), 5 St. wöch. um 11 Uhr ab.

Die Geschichte der alten Philosophie trägt Hr Dr Krüger 6 St. wöch. um 3 Uhr vor, und erläutert unentgeltlich Mont. u. Donnerst. um 4 Uhr das zwölfte Buch der Aristotelischen Metaphysik.

Logik und Metaphysik, nebst einer allgemeinen Einleitung in die Philosophie, trägt Hr Hofr. Wendt 6 St. wöch. um 8 Uhr vor;

Metaphysik, und Natur-Philosophie, Hr Hofr. Herbart, nach seinem Lehrbuche, 5 St. wöch. um 7 Uhr;

Psychologie, Hr Dr Bohß Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 5 Uhr;



Religions-Philosophie, und Philosophie des Christenthums insbesondere, Hr Hofr. Wendt 4 St. um 3 Uhr;

Practische Philosophie, oder Naturrecht und Ethik, Hr. Hofr. Herbart, nach seinem Lehrbuche, 5 St. wöch. um 4 Uhr;

Die Staatswirthschaft und Finanzwissenschaft, Hr Hofr. Dahlmann, 5 St. wöch. um 3 Uhr;

Die land- und forstwissenschaftliche Bodenkunde, Hr Hofr. Hausmann Mont. und Dinst. um 11 Uhr.

Die Technologie handelt Hr. Hofr. Hausman wöch. um 10 Uhr ab, und besucht mit seinen Zuhörern, nahe gelegenen Fabriken u. Werkstätten.

### Mathematische Wissenschaften.

Die reine Mathematik trägt Hr Prof. Ulrich, nach seinem Lehrbuche, um 3 Uhr vor; Hr Dr Köhler, nach Lorenz, um 2 Uhr;

Die Analysis des Endlichen nebst der Theorie der Gleichungen, Hr Prof. Ulrich um 2 Uhr;

Differential- und Integral-Rechnung, Hr Dr Goldschmidt um 8 Uhr;

Die angewandte Mathematik, d. h. Statik, Hydrostatik, Aero- und Pneumatik, und Anwendung derselben auf Maschinen, Hr Dr Stern 4 St. wöch. um 3 Uhr;

Die Mathesis forensis, Hr. Dr Köhler Mittw. und Sonnab. um 10 Uhr.

Die practische Geometrie lehrt Hr. Prof. Ulrich, nach s. Handbuche, Mont., Mittw. und Freyt. von 5 bis 7 Uhr; Hr. Dr Schrader, mit besonderer Hinsicht auf Cameralisten, Forstmänner und Deconomen, Abends von 5 bis 7 Uhr; Hr Dr Focke 4 St. wöchentlich;

Die mathematische Geographie, Hr Dr Goldschmidt um 2 Uhr.

Die Grundlehren der Astronomie trägt Hr Dr Goldschmidt um 11 Uhr vor;

Populäre Astronomie, Hr Dr Stern, nach seiner 'Darstellung der popul. Astronomie', Mont. und Dinst. um 5 Uhr.

Die practische Astronomie lehrt Hr. Hofr. Gauß privatissime;

Die höhere Mechanik, Hr Prof. Ulrich, um 11 Uhr, privatissime;

Die Theorie der bürgerlichen Baukunst, Hr Dr Schrader um 11 Uhr; Hr Dr Köhler, mit Uebungen im Zeichnen, 4 St. wöch. um 11 Uhr.

Zum Privat-Unterricht in einzelnen Theilen der mathematischen Wissenschaften ist Hr Dr Schrader, so wie auch Hr Dr Köhler erbötig.

## N a t u r l e h r e.

Die Naturgeschichte trägt Hr Ober-Medicinal-R. Blumenbach, nach seinem Handbuche, 5 Stunden wöchentlich um 5 Uhr vor;

Die Zoologie, Hr Prof. Berthold 5 Stunden wöch. um 2 Uhr;

Die allgemeine Botanik, Hr Hofr. Schrader 5 Stunden wöchentlich um 7 Uhr; die öconomische u. Forstbotanik um 8 Uhr; die medicinische Botanik Mont., Dinst. u. Mittw. um 6 Uhr Ab. privatiss.; Sonnab. um 3 Uhr stellt er botanische Excursionen an, und gibt in den gewöhnlichen Stunden im botanischen Garten Demonstrationen. — Hr Prof. Bartling lehrt specielle Botanik nach den natürlichen Familien, 5 St. wöch. um 7 Uhr; öconomische und Forst-Botanik 4 St. wöch. um 8 Uhr; medicinische Botanik um 10 Uhr; Botanische Excursionen werden zur gewöhnlichen Zeit statt haben, Demonstrationen, Sonnab. um 8 Uhr.

Practisch-mineralogische Uebungen, verbunden mit Demonstrationen in dem academischen Museum, stellt Hr Hofr. Hausmann Donnerst. und Freyt. um 11 Uhr an.

Die Geognosie lehrt Hr Hofr. Hausmann um 7 Uhr, und stellt zu diesem Zwecke Excursionen an.

Die Experimental-Physik trägt Hr Prof. Weber 5 St. wöch. um 4 Uhr vor.)

Ueber die Theorie der die Phänomene des Erdmagnetismus betreffenden Beobachtungen,

so wie über das Verfahren bey der Anstellung dieser Beobachtungen hält Hr Hofr. Gauß eine Vorlesung um 10 Uhr;

Ueber physische Geographie, Hr Prof. Bunsen um 8 Uhr;

Die theoretische Chemie, verbunden mit den erläuternden Experimenten, trägt Hr Dr Bunsen 6 St. wöch. um 9 Uhr vor;

Die technische Chemie, derselbe, 4 St. wöch. um 1 Uhr;

Die Stöchiometrie und Electrochemie, derselbe privatissime;

Die Zoöchemie, Hr Dr Stromeyer, 4 St. wöch. um 8 Uhr.

### Historische Wissenschaften.

Ueber historische Kunst, und über Methode des historischen Studiums hält Hr Prof. Servinus eine öffentliche Vorlesung Mont. um 4 Uhr.

Zu einem Vortrage über Paläographie, in welchem, nach voraus geschickter Untersuchung über den Ursprung der Schrift, die Kunst so wohl alte Handschriften überhaupt als auch Diplome zu lesen, und deren Echtheit zu prüfen gelehrt werden soll, bestimmt Hr Hofr. Grimm die Stunde von 1 bis 2 Mont., Dinst., Freytags.

Allgemeine Länder- und Völkerkunde trägt Hr Hofr. Heeren um 11 Uhr vor, mit Hinweisung auf die den Zuhörern vorzulegenden Karten;

Die Geschichte der alten Welt, Hr Hofr. Heeren, nach der fünften Ausg. seines Handbuchs um 4 Uhr; Hr Hofr. Dahlmann 6 St. wöch. um 8 Uhr;

Die Geschichte des Mittelalters, Hr Prof. Servinus 5 St. wöch. um 2 Uhr;

Die Statistik des Königr. Hannover und des Herzogth. Braunschweig, Hr Dr Thospann Mont., Dinst., Donnerst. u. Freyt. um 2 Uhr.

Die Vorlesung des Hn Hofr. Bauer über die Verfassung und Verwaltung der Nassauischen Lande ist bereits oben erwähnt worden.

Die Kirchengeschichte s. bey den Theologischen Wissenschaften.

### Literär = Geschichte.

Die allgemeine Literär-Geschichte trägt Hr. Ober-Bibliothecar Reuß vor; so wie auch Hr Prof. Hoed;

Literär-Geschichte der neuern Zeit, Hr Prof. Gervinus Dinst., Mittw., Donnerst. und Freyt. um 4 Uhr;

Die Geschichte der Griechischen Literatur, Hr Assess. Dr von Leutsch 5 St. wöch. um 2 Uhr;

Die Geschichte der gesammten deutschen Literatur von der ältesten bis zur neuesten Zeit, Hr Hofr. Grimm Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 4 Uhr.

Die Vorlesungen über die Geschichte einzelner Wissenschaften und Künste sind bey jedem einzelnem Fache erwähnt.

### Schöne Künste.

Aesthetik, oder Philosophie der Kunst, trägt Hr Dr Bohs Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 3 Uhr vor.

Eine Anleitung zum deutschen Stil gibt Hr Prof. Bunsen 4 St. wöch. um 5 Uhr;

Einen historischen und critischen Abriss der Geschichte der Französischen Literatur, Hr Prof. Artaud 4 Stunden wöchentlich, in Französischer Sprache.

Die Vorlesungen über die Baukunst s. bey den Mathematischen Wissenschaften.

Die Geschichte der Mahlerkunst, Bildhauerkunst, Baukunst u. s. w. von der Wiederherstellung der Kunst bis auf unsere Zeit trägt Hr Prof. Desterley, mit Benutzung der Gemälde- und Kupferstichsammlung 5 St. wöch. um 1 Uhr vor; auch ist er zum Unterricht

im Zeichnen und Mahlen, so wie auch zur Leitung academischer Uebungen erbötig; für die letztern ist die Morgenstunde von 7 bis 8 Uhr des Mont. und Donnerst. bestimmt.

Unterricht im Landschafts-Zeichnen gibt Hr Zeichenmeister Eberlein.

Für die Sing-Academie bestimmt Hr Musik-Director Dr Heinroth den Abend jedes Montags von 8 Uhr an; so wie er auch zum Privat-Unterricht im Gesange, Clavierspiele, und Generalbasse erbötig ist.

### Alterthumskunde.

Die Archäologie, und die Geschichte der Kunst bey den Alten handelt Hr Hofr. Müller 5 Stunden wöchentlich um 9 Uhr ab. Auch ist er erbötig, solchen, welche bereits die nöthigen Vorkenntnisse besitzen, zur Erklärung der alten Kunstwerke weitere Anleitung privatissime zu geben.

### Orientalische und alte Sprachen.

Einige Schwierigkeiten der hebräischen Grammatik, besonders in der Syntax, wird Hr Consist. R. Pott in einer öffentlichen Vorlesung erläutern.

Die Hebräische Grammatik lehrt Hr Dr Wüstenfeld 5 St. wöch. um 10 Uhr; Hr Rep. Kleiner, nach der zweyten Ausg. von Ewald's Kleinerer Grammatik, 4 St. wöch. um 3 Uhr;

Die Aramäische Sprache, Hr Prof. Ewald Donnerst. und Freyt. um 1 Uhr öffentlich;

Die Anfangsgründe des Arabischen, Hr Dr Wüstenfeld Dinst. und Freyt. um 1 Uhr unentgeltlich;

Die Anfangsgründe des Sanscrit, Hr Prof. Ewald Mont. und Dinst. um 1 Uhr öffentlich; Hr Dr Benfey Mittw. und Sonnab. um 2 Uhr;

Exegetische Vorlesungen über das Alte und Neue Testament s. bey den Theologischen Wissenschaften.

Philologische Encyclopädie trägt Hr. Hofr. Dissen 5 St. wöch. um 3 Uhr vor; Hr. Assessor Dr. Bode 5 St. wöch. um 5 Uhr;

Anweisung zur gründlichen Kenntniß der Griechischen und Lateinischen Sprache, Hälfte I. Hr. Hofr. Müller 5 St. wöch. um 10 Uhr.

Vorlesungen über die Griechische Sprache und über Griechische Schriftsteller. Für das philologische Seminar bestimmt Hr. Hofr. Dissen Sophocles Ajax, Mont. und Dinst. um 11 Uhr. Hr. Assessor Dr. Bode erklärt den Agamemnon von Aeschylus Dinst., Mittw., Freyt. um 4 Uhr; Hr. Assessor Dr. von Leutsch, die Iphigenia von Euripides und die Electra von Sophocles wöch. um 3 Uhr; mit den Mitgliedern der Griechischen Gesellschaft liest er Theophrasts Charaktere. Hr. Dr. Lion erläutert die Sieben vor Theben und die Perser von Aeschylus um 11 Uhr; Hr. Dr. Benssen, Homers Odyssee, Buch 9—12. 5 St. wöch. um 4 Uhr; Hr. Dr. Schneidewin, nach einer Einleitung in die Geschichte der römischen Poesie der Griechen, Homers Iliade vom 11. Buche an 5 St. wöch. um 2 Uhr. — Zum Privat-Unterricht im Griechischen ist erbötig Hr. Assessor Dr. Bode, Hr. Dr. Lion, Hr. Dr. Schneidewin.

Vorlesungen über die Lateinische Sprache und Lateinische Schriftsteller: Hr. Hofr. Mitscherlich leitet die Disputations-Übungen im philologischen Seminar Sonnab. um 11 Uhr, und erklärt die Satiren und Briefe von Horaz um 2 Uhr. Hr. Hofr. Müller bestimmt für die Übungen der Mitglieder des Seminars Festus de verborum signif. Donnerst. u. Freyt. um 11 Uhr. Hr. Assessor Dr. Bode erläutert unentgeltlich ausgewählte Gedichte von Horaz Mittw. und Sonnab. um 1 Uhr; Hr. Assessor Dr. Beutler, die Oden des Horaz 4 St. wöchentlich; Hr. Dr. Lion, Virgils Eclogen und die Epoden von Horaz um 1 Uhr. Hr. Dr. Benssen gibt Anleitung zum Lateinischen Stil 4 St. wöch. um 3 Uhr. Hr. Dr. Schneidewin erklärt die Gedichte des Horaz 5 St. wöch. um 9 Uhr. — Zum Privat-Unterricht im Lateinischen erbietet sich Hr. Assessor Dr. Bode, Hr. Dr. Lion, Hr. Dr. Schneidewin.

Ueber Hartmannes Iwein wird Hr. Hofr. Benecke für Zuhörer, welche mit den grammatischen Anfangsgründen bekannt sind, Mittw. und Sonnab. um

1 Uhr eine öffentliche Vorlesung halten. Die Herren, welche diese zu besuchen wünschen, werden gebeten zeitig sich dazu zu melden.

Wolframs Willehalm erklärt Hr Prof. Grimm, nach Lachmann's Ausgabe, Dinst., Donnerst., Freyt. um 5 Uhr; für eine öffentliche Vorlesung Mont. und Mittw. um 5 Uhr bestimmt er die Gudrun.

### Neuere Sprachen und Literatur.

Die Französische Sprache lehrt Hr. Prof. Artaud.

Die Anfangsgründe der Englischen Sprache trägt Hr Hofr. Benecke in Verbindung mit practischen Uebungen 4 St. wöch. um 6 Uhr Ab. vor; Hr Lector Melford um 7 Uhr M. Die Sinnverwandtschafts-Lehre erläutert Hr L. Melford 4 St. wöch. um 6 Uhr Morgens.

Zum Privat-Unterricht im Französischen erbiethet sich Hr Dr Thospann; für das Französische, Englische, Italiänische, Hr Dr Lion; für das Französische, Englische, Italiänische, Spanisch Hr Lector Melford.

Die Reitbahn ist dem Univ. Stallmeister, Hn Rittm. Kuwers untergeben; der Fechtboden, dem Univ. Fechtmeister, Hn Castropp; der Tanzboden, dem Univ. Tanzmeister, Hn Hölzke.

Bey dem Logis-Commissär, Pedell Dierking, können diejenigen, welche Wohnungen suchen, sowohl über die Preise, als andere Umstände, Nachricht erhalten, und durch ihn im voraus Bestellungen machen.

# St t t i n g s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

41. Stück.

Den 14. März 1836.

---

P a r i s.

F. le Normant, Rue de Seine, 1835:  
ne générale de la constitution de l'Angle-  
rre, depuis son origine, jusqu'à nos jours,  
ec quelques remarques sur l'ancienne et  
la nouvelle constitution de la France. Par  
un Anglais. Troisième édition augmentée,  
avec des observations sur le Bill de réforme  
en Angleterre, et la révolution de Juillet  
en France. 200 S. in 8.

Kein Gegenstand der Staatswissenschaft hat in  
neuern Zeiten wohl mehr die Federn der Schrift-  
steller beschäftigt, als die Englische Constitution.  
Seitdem der Genfer Delolme als Lobredner der  
Verfassung Englands auftrat, haben Tausende  
seiner Nachfolger seine theoretischen Sätze als  
unumstößlich annehmend, Entwürfe von Staats-  
verfassungen darauf gegründet und sich politi-  
schen Träumereien überlassen. Dabey ist man  
aber nicht stehen geblieben: bekannt ist wie viel  
von dem großen historischen Ereigniß, der Franz-



zöfischen Revolution, auf Rechnung dieser Anglo- manie der Schriftsteller gesetzt werden muß; nicht minder daß Ludwig XVIII. bey dem Entwurfe zu der Charte, die er Frankreich gab, die Eng- lische Constitution zum Grunde legte. Vor sechs- zehn Jahren unternahm es ein ungenannter Schriftsteller, zwar von Geburt ein Engländer, aber in Frankreich erzogen, durch seinen langen Aufenthalt in diesem Lande mit dessen innern Verhältnissen genau bekannt, durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die Englische Verfassung in Frankreich keine Wurzel schlagen könne, rere Behauptungen Delolme's und seiner 3- beten zu widerlegen. Es waren gerade die Lieb- lingsätze dieses Theoristen, gegen die er seine An- griffe richtete: die (wie Delolme sie nennt) m- steriöse Harmonie der angeblich vorhanden seyen- den drey Gewalten in der Englischen Verfassung die besondere Stabilität der Königlichen Gewa- als Folge der sich entgegenstehenden Interessen so wie die der beiden andern Gewalten, der a- stocratischen und der demokratischen; von der Wirksamkeit des Königlichen Veto's, um die Mo- narchie gegen einen vereinten Angriff der Aristoc- raten und Demokraten sicher zu stellen und von der Sicherheit welche die öffentliche Freyheit durch die negative Qualität der königlichen Gewalt bey der Gesetzgebung, wo diese nur abschlagen kann, erhält. Diese Schrift machte bey ihrer Erschei- nung in Frankreich großes Aufsehen, und erlebte in kurzer Zeit zwey Auflagen; Ludwig XVIII. bezeugte dem Verf. sein besonderes Wohlgefal- len. Die Julius-Revolution und noch mehr die Parlaments-Reform in England legen die Be- weise vor Augen, daß der Verf. richtig gesehen habe; als Commentar zu seinen früheren Be- hauptungen entschloß er sich, bald nach der er-

folgten Parlaments-Reform in England, im Jahre 1835 eine dritte Ausgabe seiner Schrift, begleitet mit Anmerkungen, in welchen er sich über die bemerkten großen Ereignisse der neuesten Zeit verbreitet ans Licht treten zu lassen.

Der Verf. behauptet von Delolme: er habe sich bloß an die Außenseite der Englischen Verfassung gehalten, den sie belebenden Geist habe er nicht gekannt. Es sey ein großer Irrthum von den Vorzügen der Englischen Constitution eine größere Weisheit der Engländer, im Vergleich mit andern Völkern schließen zu wollen; zu keiner Zeit hätten die Engländer die Folgen der Veränderungen ihrer Institutionen — den mehrsten Fällen durch zufällige Ereignisse veranlaßt — vorausgesehen; das ganze Verdienst ihrer Gesetzgeber — wobey ihnen die insuläre Lage ihres Landes sehr zu Statten gekommen sey — habe darin bestanden, daß sie sich möglichst an die alten Gewohnheiten hielten und zu jeder Zeit einen entschiedenen Widerwillen gegen Neuerungen, die nicht unvermeidlich eintreten mußten, bewiesen hätten. Auf diese Art hätten die primitiven Institutionen, dem natürlichen Laufe der Dinge gemäß, ohne durch gewaltsame Maßregeln der Menschen in ihrem Gange aufgehalten zu werden, von selbst ihre Entwicklung erhalten, während in den übrigen europäischen Monarchien — deren Verfassungen ursprünglich der Englischen gleich, oder doch ähnlich gewesen — willkürliche Abänderungen und sogar gänzliche Aufhebungen Statt gefunden hätten. Indem wir hierin die Vorzüge der Englischen Constitution anerkennen müssen, ergibt sich aber auch die Schwierigkeit, wenn nicht Unmöglichkeit, dasjenige was bey den Engländern auf Gewohnheit beruht, bey andern Völkern dem

Geiste nach, durch den todtten Buchstaben (Staatsgrundgesetze) ins Leben rufen zu wollen. Dieß sein Thema zu begründen, und auseinander zu setzen, geht der Verf. zu einer kurzen, aber sehr klaren Uebersicht der Geschichte der Englischen Verfassung über, von welcher wir hier einige Züge mittheilen.

Die Könige Frankreichs wurden seit Hugo Capet unumschränkt, weil sie sich zu Meister der großen Lehne machten; während die Monarchen Englands durch die mächtigen Lehnssträger an der Ausübung einer arbiträren Gewalt verhindert wurden. Unter den ersten Königen der Nachkommenschaft Wilhelms des Eroberers bestand das Parlament aus den Prälaten, den großen Barons und den Rittern. Wenn die Könige ein Parlament halten wollten, forderten sie aus dieser Zahl diejenigen, welche sie in selbigem zu haben wünschten, auf. Nach und nach entstand der Gebrauch, daß diejenigen, die eine oftmalige Aufforderung im Parlamente zu erscheinen erhalten hatten, sich von selbst einstellten und die Recht auch auf ihre Nachkommen vererbten. Wir sehen nur zwey Arten von Mitgliedern des Parlaments: Edelleute, die vermöge ihrer Geburt das Recht hatten im Parlamente zu erscheinen, welche grands Barons, oder Barons parlementaires par tenure, und die vom König aufgeforderten, die petits Barons, oder Barons parlementaires par summons ou mandat genannt wurden. Im 14ten Jahrhunderte maßen sich die Könige zuerst das Recht an, Adels-Patente zu verleihen, die zugleich einen erblichen Sitz im Parlamente enthielten. Die Geistlichkeit, die anfangs gleich wie der Adel zum Erscheinen im Parlamente eine Aufforderung erwarten mußte, nahm solches als ein mit ihren Stellen verbun-

denes Vorrecht in Anspruch. Die erblichen Parlamentsglieder fingen an sich vornehmer, als die vom Könige aufgeforderten, zu halten; es bildete sich ein hoher Adel (Pairie), der nur mit der hohen Geistlichkeit zusammen deliberieren wollte, und aus den aufgeforderten Rittersn ein niedriger Adel. Die petits Barons, die ursprünglich gleiche Rechte und gleichen Rang mit den grands Barons gehabt hatten, vermehrten sich durch häufige Erbtheilungen ihrer Güter so sehr, daß den Königen die Wahl, welche von diesen sie zum Parlamente berufen wollten, schwer fiel; um keinen zu beleidigen verfügten sie, daß die Civil-Gouverneurs in jeder Grafschaft zwey Deputierte aus derselben zu jedem neuen Parlamente für die Dauer desselben wählen lassen sollten. Alle Grundeigenthümer von franche tenure (freeholders) wurden in der Folge der Zeit wahlfähig. Diese Zusammensetzung der Mitglieder des Parlaments dauerte zwey Jahrhunderte nach Wilhelms des Eroberers Regierung; die Deliberationen desselben erstreckten sich vorzüglich auf Geldbewilligungen, die gegenseitigen Rechte des Königs und des Parlaments ruheten im Dunkeln; das letztere behauptete jedoch das Recht der Steuerbewilligungen mit großer Hartnäckigkeit. Die Könige hatten das Recht ihr Veto zu ertheilen oder zu verweigern, machten aber davon keinen Gebrauch. Wenn die Barons Concessionen von der Krone, die diese nicht zugestehen wollte, verlangten, so griff man, wenn man sich stark genug dazu hielt, zu den Waffen. Geldbedürfnisse, veranlaßt durch die unaufhörlichen Kriege, brachten die Könige in eine immer größere und drückendere Abhängigkeit vom Parlamente, die zu der Bildung des Unterhauses führte. Die Könige verlangten von den Städten, so wie diese an Umfang und

Wohlhabenheit zunahmen, außer dem Beitrag den sie zu den allgemeinen Steuern zahlen mußten, von Zeit zu Zeit besondere Geldsubsidien. Müde sich darüber mit jeder einzelnen Stadt in besondere Unterhandlungen einzulassen, forderte König Eduard I. im Jahre 1295 die Städte auf, zur nämlichen Zeit, da das Parlament sich versammelte, von jeder Stadt zwey von derselben zu erwählende Deputierte nach dem Orte, wo das Parlament gehalten werden sollte, zu senden. Diese städtischen Deputierten bestimmten nicht allein unter sich den Betrag der Subsidien, den die Städte gemeinschaftlich bezahlen wollten; sie waren zu gleicher Zeit beauftragt dem Könige die etwaigen Beschwerden oder Petitionen der Stadt, von der sie abgeschickt waren, vorzulegen. Nach und nach fand eine Vereinigung der von den Graffschaften gewählten mit den städtischen Deputierten Statt; beide versammelten sich in dem nämlichen Zimmer, deliberirten gemeinschaftlich über die Steuer-Angelegenheiten, und schickten ihre gemeinschaftlich gefaßten Beschlüsse an das Oberhaus. Anfangs beschränkte sich die Theilnahme der städtischen Deputierten nur auf die Finanzen, später gestand man ihnen auch eine berathende Stimme bey den Gesetzen zu. Von dem einer Corporation zugestandenen Rechte der Berathung, bis zur Deliberation, und dann zur Bewilligung ist nur ein Schritt; gegen Ende des 14ten Jahrhunderts hatte das Haus der Gemeinen die nämlichen Rechte als das Oberhaus; es erlangte sogar aus dem subordinirten Verhältniß, in welchem es früher gegen das Oberhaus stand, ein wichtiges Vorrecht, das es noch ausübt: durch den zufälligen Umstand, daß die städtischen Deputierten früher ihre Finanzbeschlüsse den Pairs zur Be-

nachrichtigung mitgetheilt hatten, behauptete und erhielt das Unterhaus das Recht, seine Zustimmung zu den Finanzgesetzen zu ertheilen, noch ehe sie dem Oberhause vorgelegt wurden, und das letztere mußte sich damit begnügen, diese entweder anzunehmen, oder zu verwerfen. So wie sich aber der Wirkungskreis des Hauses der Gemeinen durch die Theilnahme an den Gesetzen erweiterte, so fühlten die Städte, daß ihr Interesse nicht zweckmäßig befördert werde, wenn sie, wie sie bis dahin gethan hatten, ihre Deputierten ausschließlich aus ihrer Mitte erwählten. Die Städte der damaligen Zeit waren bey nahe gänzlich durch Krämer und Handwerker bewohnt, die sich vermöge ihrer Kenntnisse und Allgemeiner Bildung schlecht zu Volks- Repräsentanten eigneten; dazu kam noch, daß diese für ihren Aufenthalt bey den Parlaments- Sitzungen bedeutende Geldentschädigungen verlangten; die Städte wählten daher ihre Deputierten aus der Klasse der Grundbesitzer auf dem Lande, der nämlichen aus welcher die Deputierten der Grafschaften gewählt wurden, denen sie keine Diäten zu zahlen brauchten.

Wir kommen nun zu einer der bedeutendsten Veränderungen, welche die Englische Verfassung erfahren hat, und die bis auf die neueste Zeit von den wichtigsten Folgen begleitet gewesen ist. Das Unterhaus bestand zum größten Theile aus Land- Edelleuten, aus den jüngern Söhnen der Pairs und aus einer geringen Anzahl von Städtern, die sich vermöge ihrer Bildung und Glücksgüter diesen völlig gleich stellen konnten. Der Unterschied zwischen dem Ober- und Unterhause in Betreff des in beiden herrschenden Geistes verschwand immer mehr. Die Benennung Nobility verblieb den Pairs, die Mitglieder des Un-

terhauses wurden Gentry genannt. Der Name Gentleman, ohne immer eine adelige Abstammung zu bezeichnen, ging von den Mitgliedern des Unterhauses auf den gebildeten Theil der Nation, der keine erbliche Titel besaß, über; aus diesem recrutierte sich das Unterhaus, das eben so aristocratisch gesinnt war als die Pairie. Der Begriff, den der Verf. mit dem Worte Aristocratie verbindet, ist sehr verschieden von demjenigen, den die Schriftsteller gemeiniglich damit verbinden. Er gibt nachstehende Erklärung: die Aristocratie nationale, die statt der Aristocratie féodale in England herrscht; *est un esprit conservateur de tous les usages et institutions, dont l'expérience a démontré l'utilité, une aversion pour toutes les théories politiques fondées sur des principes abstraits, et hais tout changement, qui n'est pas d'une nécessité absolue.* Diese aristocratische Denkungsart, die der Majorität in beiden Häusern gemein ist, erzeugt jene mysteriöse Harmonie unter ihnen, von welcher Delolme, ohne sich solche erklären zu können, redet; sie ist die Basis der Englischen Constitution, durch welche sie im Gange erhalten wird. Diese Englische Aristocratie selbst gründet sich auf das Recht der Primogenitur. Dieß Recht ist es, welches allein den Grundbesitz, nicht nur in seinem Umfange, sondern auch in der nämlichen Familie erhält; ohne den Besitz dieser zwey Erfordernisse verleihen die höchsten Titel und Würden, dem der sie führt, weder Ansehen noch Gewicht. Dieser Grundbesitz ist es, der die wahre Noblesse nationale, die Stütze der Constitution bildet. Die Pairie macht nur einen kleinen Theil der alten Noblesse aus.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

42. 43. Stück.

Den 17. März 1836.

---

P a r i s.

Beschluß der Anzeige: Vue générale de la constitution de l'Angleterre, depuis son origine, jusqu'à nos jours, avec quelques remarques sur l'ancienne et la nouvelle constitution de la France. etc.

Die Gentry zählt mehrere alte Familien von einem adeligen Ursprunge als die Pairie, sie hat mehrere Reste der Unabhängigkeit der alten Chevalerie aufbewahrt, als diese. 'C'est cette aristocratie qui empêche les Anglais d'avoir cet esprit sordide et intéressé, qui caractérise les peuples commercans de tous les temps, chez lesquels le mot honneur est souvent synonyme de celui de richesse, et chez lesquels l'esprit public n'est que l'amour commun du gain.' Diese Harmonie der beiden Häuser in Befolgung des Grundsatzes: das Bestehende möglichst aufrecht zu erhalten, die eine Folge der Blutsverwandtschaft und der



Gleichheit des Ursprunges der Vermögensumstände und Bildung des größten Theils der Mitglieder ist, hat nur im Laufe von Jahrhunderten sich ausbilden können. Der große Einfluß, den die Pairie auf die Wahl der Mitglieder des Unterhauses ausübt, hat an dieser Harmonie nicht nur einen wesentlichen Antheil gehabt: er ist vielmehr unerläßliche Bedingung. — Seit der Revolution von 1688 haben die Könige die Nothwendigkeit eingesehen, sich mit beiden Häusern in möglichst gutes Einverständnis zu setzen, und darin zu erhalten. Das Parlament selbst ist immer in zwey Theile getheilt, den des Ministerii und den der Opposition. Der Zweck der Minister ist, sich in ihren Stellen zu erhalten, der der Opposition ins Ministerium zu kommen. Wenn das Ministerium die Majorität im Parlamente verliert, so kann der König entweder das Parlament auflösen, oder aus der Opposition, oder aus Mitgliedern von beiden Parteyen ein neues Ministerium bilden. Das Urprincip, die Constitution aufrecht zu erhalten, bleibt unverlezt. Lad die Englische Aristocratie die Democratie verhindert, sich der Wahlen der Deputierten zum Unterhause ausschließlich zu bemächtigen, und die Constitution über den Haufen zu werfen, ist sie auch der Königlichen Macht im Wege, wenn diese ein Parlament bilden wollte, daß ihr unbedingt ergeben ist, und dadurch der Freyheit des Volks Gefahr bringen würde. Nach den gelehrten Theorien wird der König als derjenige, der das Gleichgewicht zwischen der Democratie des Hauses der Gemeinen und der Aristocratie der Pairs hält, bezeichnet; der That nach aber ist es die in beiden Häusern vorherrschende Aristocratie, die die Freyheit gegen die

Angriffe der Königl. Gewalt und der Volks-Souveränität aufrecht erhält. Wenn das Haus der Gemeinen seiner Mehrzahl nach eine wahre Demokratie bildete, so könnte das Schwert nur das Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Gewalten erhalten, und jeder honeste Mann würde dann genöthigt seyn in der absoluten Macht eine Hilfe gegen eine Volks-Revolution zu suchen. Das Schöne in der Englischen Verfassung besteht darin, daß die ihr zur Grundlage dienende Aristocratie nie der National-Freyheit gefährlich werden kann; der Zutritt zu sie steht jedem offenen, der würdig ist in ihr aufgenommen zu werden; sie ist zu gleicher Zeit dem Einflusse der Krone und des Volks zugänglich, daher kann sie nicht von dem Interesse der monarchischen und demokratischen Gewalt absondern, und für sich allein auftreten. Nach der Theorie sollen die beiden Kammern die Gesetze vorschlagen, und der König hat das Recht des Veto; in der Wirklichkeit gehen die für die Existenz des Souveränitäts wichtigen Gesetze von dem Könige aus, und das Veto ist bey den Kammern; aber diese Königl. Botschaften werden von den Ministern in ihrer Eigenschaft als Mitglieder der Kammern vorgebracht, wenn gleich mit Einverständnis des Königs. Es liegt demnach ein Widerspruch darin, im Ernst behaupten zu wollen, der König ertheile noch immer sein Veto zu Maßregeln, die er schon vorher bewilligt hat. Wenn daher das Recht des Vetos noch vorhanden ist, so muß es als schlafend, und nur noch der Form nach sein Daseyn habend, angesehen werden.

Die Idee eines Hobbes, oder Locke, oder J. J. Rousseau von einem zwischen Regenten und

Regierten: abgeschlossenen Urvertrage zur Bestimmung ihrer gegenseitigen Rechte und Pflichten, vortrefflich geeignet dem Staatsrechte zur Grundlage zu dienen, ist nicht geschichtlich; das Gesetz der Nothwendigkeit und der Zufall — vergebens strebt der menschliche Verstand, wie einst Leibniz sich ausdrückte, das Warum von dem Warum zu erklären — sind vielmehr die Gesetzgeber aus denen die Staatsverfassungen hervor gegangen sind. Bey einer Collision der Interessen gewinnt der Stärkere immer die Oberhand. Allein das durchschlagende Princip der Stärke entsteht mehr aus dem Besitze moralischer als physischer Kräfte: die Klugheit des Einzelnen vermag immer die Länge der Zeit den Sturm des St. dem sich der große Haufe blindlings über zu ihrem Vortheil zu benutzen: daher kann Volk die Souveränität, wenn es sich derselben auch bemächtigt hat, nicht auf lange Zeit b. wahren. Im Innern der Staaten herrscht sich immer wieder erneuernde Kampf der Einzelnen, oder der Parteyen, um Vermögen. u. Macht; eine Wahrheit leuchtet aber wie ein glänzendes Gestirn durch die Dunkelheit der Geschichte hervor: der Vortheil der Regierer und der Regierten wird um so mehr befördert und gesch. je nachdem diejenigen, die vermöge ihres Eigenthums das mehrste Interesse an der Aufrechthaltung der Verfassung des Staats haben, durch ihren Rath und Beystand der Regierung zur Seite stehen. Die Völker der neuern Zeit haben theoretisch und practisch das Problem, welche Klassen des Volks sich am besten zur Repräsentation eignen, aufzulösen gesucht, ohne das Ziel zu erreichen; unser Autor spricht sich unummunden darüber aus: Er erklärt sich gegen

diejenigen Klassen von Reichen, die ihr Vermögen in ihrem Portefeuille mit sich führen; diese sind nicht an dem vaterländischen Boden geheftet; auch die Banquiers, und insbesondere die Isracliten setzt er in diese Rubrik; nicht günstiger spricht er von der Intelligenz, die er als die aristocratie des talens bezeichnet. Jedermann schmichelt sich selbst daß er im Besitz von Talenten sey; nicht leicht gibt es einen Advocaten der nicht glaubt die Talente eines d'Aguesseau zu besitzen; oder einen noch so unbedeutenden Schriftsteller, der sich nicht für einen zweyten Montesquieu hält. Aber wo ist der Richter, der darüber entscheiden kann? Der Advocatstand in England steht höher als in irgend sich in Staate auf dem Festlande. Im Englischen Parlamente fungieren immer vermöge der Fronjuristen einige der ausgezeichnetsten Advocaten; bemerkenswerth ist es aber, daß man sie demals sich außerhalb ihrer Sphäre als Rechtsgelehrte erheben sieht. Der berühmteste unter ihnen als Advocat, Erskine, spielte im Parlamente eine traurige Rolle, und der einzige, der Administrations-Talente zeigte, Lord Melville, war vorher nur als ein schlechter Advocat bekannt. In der Französischen Revolution haben die Advocaten, vorzüglich die von der Garonne, sich als gute Redner, keiner unter ihnen aber als Staatsmann bewiesen. Aber der Handelsstand? Auffallend muß es erscheinen, daß in einem Kaufmannsstaate per excellence, wie England ist, der sonst in der Achtung so hoch stehende Kaufmann, so wenig zur Rolle eines Gesetzgebers fähig gehalten wird, daß die größten Handelsstädte ihre Mitglieder nicht aus diesem Stande wählen. Die großen Handelsleute und Ban-

quiers in London repräsentierten zu keiner Zeit die City, und Liverpool ward lange Zeit durch Canning und einen General vertreten. Daß der Handelsstand den Ehrgeiz hat, der Volksrepräsentation anzugehören, beweisen die großen Summen, welche Banquiers, Kaufleute und Fabrikhaber oftmals angewandt haben, um für sich die Stimmen der kleinen Flecken zu erkau-  
fen. (Der Verf. citirt Adam Smith über den interessirten Geist der Negocianten und Manufacturisten, und die nachtheiligen Folgen für die Englische Nation, welche entstanden sind, wenn es dem Handel- und Gewerbetreibenden gelang, von ihnen vorgeschlagene Gesetze des Handels im Englischen Parlamente durchzubringen.) Den *petits bourgeois* von Paris, die nach der Julius-Revolution eine Zeitlang wähten, die Zügel der Regierung von Frankreich in den Händen zu haben, gibt er nur einen verächtlichen Seitenhieb. — Man sieht daß die Lieblings-Ideen der neuern Zeit vom Bürgerthum bey unserm Verfasser wenig Gnade finden; aber auch das aristocratische Princip, nach den Begriffen vieler Continental-Staaten, wird von ihm keinesweges unbedingt vertheidigt. Zuvörderst erklärt er sich gegen die *noblesse municipale*, die in vielen Italiänischen Staaten herrscht; gegen den Adel, der, wie in Spanien und Portugal, immer in den Residenzen lebt, und seine Landgüter nie, oder höchstens auf einige Wochen im Jahre besucht; gegen hohe Adels-Titel, ohne einen angemessenen Grundbesitz; gegen eine Aristocratie *généalogique*, die, wie ehemals in Frankreich, nur bey der Besetzung der ersten Hof- und Militär-Stellen Vorzüge hatte, und in den übrigen Verhältnissen nur als dem Wil-

len des Königs unbedingt unterworfenen Privatpersonen angesehen werden konnte; gegen Majorate, die nur auf Pensionen vom Staate gegründet sind; gegen eine erste Kammer, die auf einer so schwachen Basis ruht, daß sie sich nach der Julius-Revolution das Ausstreichen von 100 Mitgliedern gefallen lassen mußte, die eben so gegründete Rechte zur Pairie hatten, als die bleibenden Pairs. — Doch wir kehren zu der in England herrschenden National-Aristocratie zurück, und fügen demjenigen, was wir bereits darüber angeführt haben, noch folgende Bemerkungen hinzu. Der Einfluß der großen Grundbesitzer in England auf die Parliamentswahlen ist doppelter Art: einmal durch die Stellen im Unterhause, zu denen sie ernennen können, zweitens durch die Wirksamkeit, welche sie vermöge ihres Ansehens und ihres Vermögens auf die Wahlen in den Districten und vorzüglich in den kleinen Flecken und Städten ausüben. Die Lords, Eigenthümer der großen Grundbesitzungen, haben vermöge dieser Parliamentswahlen das größte Interesse, mit ihren Vasallen, Pächtern und Nachbarn in gutem Vernehmen zu leben. Im Gefolge der großen Abgaben sind viele Besitzer der kleinen Landgüter genöthigt worden, solche zu verkaufen. Die neuen Eigenthümer, aus dem Handels- und Gewerbe-Stande herausgegangen, genießen nicht die nämliche Achtung und das Vertrauen, dessen sich die ursprünglichen Besitzer erfreueten, weil sie zwar Leute 'of fortune' aber nicht zugleich auch 'of family' sind; allein es ist ein sehr bemerkenswerther Umstand, daß, so bald ein Banquier, Negociant oder Fabricant Eigenthümer eines bedeutenden Grundbesitzes geworden ist, er mit Aufgebung seiner früheren

interessirten Ansichten sich den aristocratischen Grundsätzen anschließt; er fühlt die Nothwendigkeit sein Eigenthum zu bewahren und daher die bestehende Verfassung aufrecht zu erhalten. Diese von dem Verf. gemachte Bemerkung führt uns zu einer zweyten, die von ihm nicht beachtet ist; während sie uns der Hebel in der Englischen Verfassung zu seyn scheint, nämlich: die, in dem Englischen Nationalcharacter tief gegründete Vaterlandsliebe; sie ist es, die den mühevollen und oft höchst undankbaren Stellen der Mitglieder des Parlaments einen so großen Werth beylegt, zu deren Erlangung Individuen und oftmals ganze Familien die größten Aufopferungen machen. So wie einst die berühmte Churfürstin von Hannover, Sophie, sich kein größeres Stück dachte, als wenn einst auf ihrem Sarge die Buchstaben S. Q. E. eingegraben würden, so haben die Buchstaben M. P. einen magischen Zauber auf die Gemüther. Vertritt Jemand eine County, oder wohl gar Middlesex oder Westminster, so ist sein und seiner Familie Triumph ohne Gränzen. — Wir haben bis hier dem Verf. in seiner Darstellung der Englischen Verfassung bis zu der Reform-Bill gefolgt, und werden nun noch einen kurzen Auszug dessen, was er über den Geist und die muthmaßlichen Folgen derselben sagt, unsern Lesern vorlegen. In dieser Bill herrscht die größte Willkühr; das Ministerium des Lords Grey kann aber weder der Unmoralität noch der Unfähigkeit beschuldigt werden; dasjenige was im höchsten Grade tadelnswerth erscheint, muß man auf Rechnung seiner Unentschlossenheit und der Schwierigkeit seiner Stellung setzen; es war nichts weniger als demokratisch, aber hingerissen durch die Volks-

bewegung, die es selbst, um die Tories vom Ruder zu entfernen, aufgeregt hatte, ging es in seiner Reform viel weiter als es anfangs wollte. Nachdem dieß Ministerium so viel von allgemeinen Theorien geredet hatte, zerstörte es mit einem Federstriche die Wahlrechte so vieler Ortschaften, deren Beybehaltung zum Theil für die Aufrechthaltung der Englischen Constitution von höchster Wichtigkeit war; und achtete für Nichts ihre Charters, die sich gleich den beygehaltenen auf die von den Königen ertheilten Rechte gründeten, ohne daß die Nothwendigkeit und selbst der Nutzen eines solchen Eingriffs in das Eigenthumstecht erwiesen werden kann. Eine wahre revolutionäre Maßregel, ein würdiges Seitenstück zu dem Französischen Jacobiner-Regiment ist: daß für alle Städte ein und der nämliche Maßstab, nach welchem das Wahlrecht bestimmt wird, angenommen ist. Ein Mann der z. B.

Wallis 10 Pf. St. für seine Wohnung bezahlt, hört wahrscheinlich zu den wohlhabenden Klassen; wer in London nachweisen kann, daß er, sey es auch nur auf acht Tage im Jahre, eine Wohnung gehabt hat, die jährlich 10 Pf. St. Miete kostet, hat das nämliche Wahlrecht als der Millionär; bey der großen Zahl der Wähler, die die großen Städte, als London (man zählt dort 200,000 Wähler), Liverpool u. a. m. erhalten haben, kann man mit Gewißheit annehmen, daß das Wahlrecht der untersten Volksklasse übergeben ist. Die Reform-Bill hat in Irland das Wahlrecht weit mehr als zuvor in die Hände der Catholiken gelegt. In der jetzigen Lage der Dinge muß man Catholik und Democrat seyn, als synonym betrachten. Ohne die Analyse der Reform-Bill des Verfassers



weiter zu verfolgen, gehen wir zu den wahrscheinlichen Folgen über. Sechs und fünfzig der kleinen Flecken in England haben das Wahlrecht verloren; als die Aufhebung desselben geschah, befanden sich unter den von ihnen gewählten Parlaments-Mitgliedern 14 große Negocianten und Fabricanten, 17 Rechtsgelehrte, unter welchen die Juristen der Krone, 27 große Grundeigenthümer, 20 ausgezeichnete Officiere der Landmacht und 7 des Seewesens, und acht Personen, die in Ostindien großes Vermögen besaßen; man kann daher mit Recht behaupten, daß diese so übel berücktigten Bourrough's nicht nur den Reichthum und die Talente in Eng'land sondern auch indirecter Weise die Armee, d. Flotte und die Colonien repräsentierten. — Seit der Reform-Bill kann man nicht mehr sagen daß es nur zwey Parteyen im Unterhause gebe, und daß das Ministerium, wenn es die Majorität verliert, abtreten, oder der König das Parlament auflösen muß; von nun an wird ein Ministerium große Schwierigkeiten finden eine fixirte Majorität zu behaupten. Seitdem der Einfluß der großen Grundbesitzer durch Aufhebung so vieler Wahlflecken, und der Ausdehnung des Wahlrechts, die man den Städten und Graffschaften gegeben hat, so sehr vermindert ist, ist in eben dem Verhältniß die Harmonie zwischen den beiden Häusern geschwächt worden. Das Ministerium kann jetzt nicht mehr wie vorher darauf rechnen, daß, wenn fünfzig der Pairs im Oberhause sich für selbiges erklärten, es die Stimmen von 200 Mitgliedern des Unterhauses, die von dem Oberhause abhängig waren, für sich hatte. Außerdem ist der große Einfluß, den das zeitige Ministerium bey der

Wahl eines neuen Parlaments ausüben konnte, nicht weniger vermindert worden. Wenn auf der einen Seite die Minister gegenwärtig nicht mehr auf eine compacte Majorität rechnen können, so haben sie auf der andern Seite auch den Vortheil nicht mehr eine compacte Opposition bekämpfen zu müssen. Statt zwey Parteien werden wir in der Folge immer wenigstens deren vier und noch mehrere finden. Sogenannte Cabinets-Fragen, die sonst entscheidend für die Existenz des Ministerii waren, werden viel seltener vorkommen. Während die Mitglieder des Unterhauses, im Gefolge der Reform-Bill, weit unabhängiger als ehemals sind, sind sie in eine weit drückendere Abhängigkeit von der öffentlichen Meinung, folglich von den Journal- und Zeitungsschreibern gerathen, die unglücklicherweise sowohl in England als in Frankreich die Tendenz haben, das Volk über in wahres Interesse irre zu leiten, und ihm mit der Souveränität, die unausbleiblich zu Revolutionen führt, zu schmeicheln, weil dieser Gesefährspunct ihnen die meisten Leser verschafft. — Aus der Darstellung des Verfassers ergibt sich, daß, nach seiner Ansicht, die Reform-Bill auf das aristocratische Princip, die möglichste Erhaltung des Bestehenden, auf eine höchst nachtheilige Art einwirkt. Die Englische Constitution hat, was das Unterhaus anbetrifft, nach Einführung der Reform-Bill viele Aehnlichkeit mit der gegenwärtigen Französischen. Das Französische Gouvernement kann, wenn gleich auf verschiedenen Wegen, vielleicht eben so großen Einfluß auf die Wahlen ausüben als das Englische, aber die Territorial-Aristocratie in Frankreich ist nicht mehr vorhanden; die Englische be-

sicht dagegen noch viele Kraft. Ein Englisches Ministerium kann sich daher leichter als ein Französisches erhalten. Das Englische Unterhaus zählt noch jetzt, ungeachtet die Reform-Bill mehrere zu ihrem Sitze unqualifizierte Personen in dasselbe gebracht hat, bey weitem mehr Intelligenz und Vermögen unter seinen Mitgliedern als das Französische. — Ein Hauptschlag (vor welchem der Verf. bereits in der ersten Ausgabe seines Werks große Besorgnisse äußerte), die Parlaments-Reform, die das Verhältniß Wählenden zu den Erwählten gänzlich verändert hat, ist geschehen; noch lassen sich die Folgen nicht mit Bestimmtheit berechnen. Wenn dahin führen sollten, das Recht der Primogenitur aufzuheben, oder wenn das Oberhaus an Ansehen, veranlaßt entweder durch die Armuth seiner Mitglieder, oder durch die willkürliche Ernennung einer großen Anzahl von Pairs, die sich nicht zur Pairie qualificieren, verlieren sollte; oder wenn durch eine Veränderung der Kriegsverfassung das Officier-Corps, das jetzt zum größten Theile allen Classen der Aristocratie angehört, aus Parvenus, oder Personen, die keine Civil-Existenz haben, gebildet wird; oder wenn die öffentliche Moralität, durch den Mißbrauch der Presse, oder den Einfluß übermäßiger Handels-Reichthümer verderbt werden sollte: diese und viele andere Ursachen können veranlassen, daß die Englische Constitution der äußern Form nach, noch lange bestehen kann, während ihr Geist, die wahre Freyheit, längst zu Grabe getragen ist. 'Aber ich höre' sagt der Verf. als letztes Wort, 'Stimmen rings herum sich erheben, ich rede Institutionen das Wort die zu ihrer Zeit gut gewesen seyn mögen, aber

nicht mehr mit dem neuen Zustande der Gesellschaft im Einklange stehen, und einer Reform bedürfen; z. B. der Adel und die Pairie sind Einrichtungen der Gothen; das Recht der Primogenitur ist eine Absurdität, das Zweykammersystem ist unnütz; das Königthum, vorzüglich das erbliche, schmeckt nach dem Zeitalter der Barbaren; auf alle Fälle wird der Staat durch Abschaffung der königlichen Würde viel ersparen.' Ich weiß daß es Staaten gibt, in welchen diese Institutionen nicht vorhanden sind, und die Regierung dessen ungeachtet ihren Gang geht. Ohne mich in lange Discussionen über die Verschiedenheit der Staaten, die ohne Erinnerung der Vergangenheit gleichsam neu entsprossen aus der Erde hervorgehen, und den lang bestandenen einzulassen, so, dünkte ich, hätte eine lange blutige Erfahrung die Franzosen hinreichend gelehrt, daß die Einführung einer solchen Regierungsart in Frankreich durchaus unausführbar sey. Verwandelt die Franzosen zuerst in Nord-Americaner, und stempelt alle europäischen Nationen zu Nord-Americanern um, wartet aber erst noch einige Jahre geduldig ab, was aus den letztern und ihrer Verfassung wird: dann mag es euch verstattet seyn, jene gothischen Institutionen, denen England seine Freyheit und seinen Wohlstand verdankt, zu vertilgen. Ich gehe noch weiter; schafft die Franzosen zu Philosophen um, die den Leidenschaften niemals Gehör geben, immer den Gesetzen, die die Weisheit dictiert hat, gehorchen: alsdann schlage ich selbst vor, alle politische Institutionen, sogar die Gerichtshöfe abzuschaffen. Eine allgemeine Philanthropie wird dann an die Stelle der Regierung treten, und Könige, Präsiden-

ten, Pairs und Deputierte entbehrlich machen. — Die menschliche Weisheit kann nur von den Materialien, die ihr zu Gebote stehen, Gebrauch machen; leicht ist es zu vernichten, aber die Klugheit gebietet, alles was gut und nützlich ist, so wie es ihr die Zeit überliefert, zu bewahren; aus dem einfachen Grunde, weil es mit den Gewohnheiten und Sitten der Zeitgenossen in Uebereinstimmung steht und die Feuerprobe langer Erfahrungen bestanden hat.

### D a r m s t a d t.

J. W. Heyer's Hofbuchhandlung, G. Tonhaus. Versuch über die Begründung des Strafrechts. Von Friedrich Freiherrn v. Preuschen. 1835. 104 S. in Octav.

Seit der Zeit, wo sich die Philosophie der wichtigsten Fragen über das Verhältniß und die Rechte des Staats bemächtigte, und namentlich die Begründung des Strafrechts übernahm, ist wenigstens in diesem Jahrhundert wohl kaum ein Jahr vergangen, in welchem nicht die Zahl der Streiter um ein oder mehrere Kämpfer gewachsen und die philosophisch-criminalistische Literatur mit einigen neuen Producten vermehrt worden wäre. Könnte man doch auch sagen bereichert! — Das Schlimmste aber ist, daß fast Jeder, der nur einen Blick in den Streit der Strafrechtstheorien gethan hat, sich berufen fühlt, als Vermittler oder Begründer einer neuen Theorie aufzutreten, und dieselbe mit der bescheidenen Hoffnung in die Welt zu schicken, daß nun die Sache abgethan und alles fernere Streiten über

das Princip des Nutzens oder der Gerechtigkeit überflüssig sey. Möchten doch Diejenigen, welche sich ein Verdienst um das Strafrecht erwerben wollen, statt daß sie Wasser in das Faß der Danaiden tragen, ein kleines Stück von dem weiten Gebiete des hier und da noch sehr uncultivierten positiven Strafrechts bebauen! Daß wir dabey diejenigen Versuche nicht im Sinne haben, worin, wie z. B. in der neuen Uebeggschen Schrift, der Gegenstand von einer Seite gar nicht oder wenig erörterten Seite auftritt, oder wie z. B. in der Arbeit von Hepp die Darstellung der Ansichten geistreicher Männer des Auslandes gegeben wird, versteht sich wohl von selbst.

Der Verfasser der kleinen Schrift, deren Anzeige Ref. übernommen hat, kann sich keines der eben angedeuteten Verdienste zueignen. Er beginnt §. 1. (S. 1 — 8) mit einer Betrachtung über den Begriff und das Wesen einer Strafrechtstheorie im Allgemeinen, worauf er in §. 2. zum Zweck und Rechtsgrund der Strafen wendet. Nach einer kurzen und sehr dürftigen Darstellung und Kritik der wichtigsten in Deutschland aufgestellten Strafrechtstheorien, wobei lediglich die bis zum Ueberdruß wiederholten Gründe und abgenutzten Waffen gegen die einzelnen Theorien geltend gemacht werden (S. 9 — 28), glaubt der Verfasser das wichtige und schwierige Problem durch eine Vereinigung der Vergeltungs- und Androhungstheorie lösen zu können, so daß nach ihm die Strafe nur in sofern gerechtfertigt werden kann, als sie 1) durch ein in der Vergangenheit liegendes Verschulden nach dem Maßstabe einer

gerechten Vergeltung verdient ist und als sie 2) nothwendig erscheint, um die Rechtsordnung aufrecht zu erhalten (S. 28 — 44). Hierauf ist im §. 3. vom Strafgesetze die Rede, welches zur Begründung der bürgerlichen Strafbarkeit durchaus nothwendig ist, dabey auch etwas von der rückwirkenden Kraft und Anwendung der Strafgesetze auf ähnliche Fälle und die im Auslande vorgenommenen Handlungen (S. 44 — 66). Der §. 4 handelt vom Verbrechen (S. 67 — 76), §. 5. von der Strafe (S. 76 — 91), wobey denn natürlich a über die Abschaffung der Todesstrafe entschieden wird; §. 6. vom Maßstabe der Strafbarkeit (S. 92 — 101), und endlich §. 7. a vier Seiten noch von der oberherrlichen Begnadigung (S. 101 — 104). Von einem einigermaßen tieferen Studium oder einer neuen Auffassung der behandelten Gegenstände findet sich keine Spur. Besonders viel beschäftigt sich der Verfasser mit der Warnungstheorie von Bauer, aus dessen Schrift er seine Weisheit hauptsächlich geschöpft zu haben scheint. Natürlichen Verstand scheint allerdings der Verfasser zu haben; auch kann man die Einfachheit und Deutlichkeit der Darstellung loben. Das ist aber auch Alles! Das drey Seitenfüllende Verzeichniß von 92 der sinnentstellendsten Druckfehler (auf 104 Seiten) kann kaum mit der Entfernung des Verfassers vom Druckorte entschuldigt werden.

Zachariaä.

---

S. 394 Z. 9 v. o. statt forstwissenschaftliche Bodenkunde. I. forstwirthschaftliche Bodenkunde.

# G ö t t i n g e g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

44. Stück.

Den 19. März 1836.

---

B e r l i n

Bei Dimmler, 1834: Physikalische Abhandlungen der Königl. Academie der Wissenschaften zu Berlin. Aus dem Jahre 1832. 438 S. in 4.

Die Zahl der einzelnen Abhandlungen dieses Jahrganges beläuft sich auf 9, deren Inhalt wir kurz angeben wollen.

S. 1. Ueber optische Figuren des Aragonits ohne vorläufige Polarisation. Von Erman. Man nehme einen Aragonit-Krystall, der nur einen einzigen, oder mindestens nur einen ausgezeichnet vorwaltenden, mit der Axe der Säule parallel laufenden Streifen hat. Diesem Krystall schleife man zwey parallele Endflächen senkrecht auf die Axe der Säule, so daß man längs derselben vollkommen durchsehen kann. Hält man alsdann den Krystall so, daß die ganze Ebene des Streifens in der Verlängerung des Lichtstrahls liegt, und der Streifen selbst sich nur als eine feine Linie kaum



mehr wahrnehmen läßt, so erscheint jeder hier durch gesehene Gegenstand einfach und ohne zufällige Farbe. Wendet man nun aber den Krystall im Azimuth so, daß die Ebene des Streifens schräg zu stehen kommt gegen das unverrückt gehaltene Auge, so erscheinen drey Bilder des Gegenstandes. Das früher geradeaus gesehene bleibt nämlich unverrückt, und zu jeder Seite desselben entsteht ein neues. Diese zwey secundären Nebenbilder sind entgegengesetzt polarisirt: denn sieht man gerade aus durch die geneigte Ebene eines Streifens im Arragonit nach einem Gegenstande, so verschwindet stets eins der zwey Nebenbilder, je nachdem man eine analysierende Platte von Turmalin oder Kalkspath wendet, mittelst welcher man die Bilder beobachtet. Sieht man gerade aus und ohne vorläufige Lichtpolarisation, nach irgend einem Gegenstande längst der Hauptaxe des Krystalls, so daß der Lichtstrahl die Ebene einer Streifenfläche schräg durchwandert, und daß man jenes dreyfache Bild erblickt, so wird man bey einer anderweitigen kleinen Wendung des Krystalls lebhaft überrascht durch Erscheinung einer prachtvollen epoptischen Figur, die an Lebhaftigkeit der Farbenringe und Bestimmtheit der Zeichnung diejenigen, die man an andern Krystallen durch vorhergegangene Polarisation des Lichtes erhält, weit hinter sich läßt. Da diese Figur nicht durch eine polarisierende Fläche bedingt ist, so projiziert sie das Auge in unbedingte Ferne und entsprechende Größe bis etwa zu der colossalen, wo sie ein oder mehrere Stockwerke eines gegenüberstehenden Gebäudes bedeckt, jedoch mit entsprechender Vermischung der Farben. In Betreff der genaueren Darstellung und versuchten Erklärung dieser vom Verf. zuerst wahrgenommenen Er-

scheinung des Arragonits, dürfen wir auf das  
 Werk selbst verweisen. — S. 13. Ueber Erzeu-  
 gung von Electromagnetismus durch  
 bloße Modification der Vertheilung  
 der Polarität in einem unbewegten  
 Magnet. Von Demselben. Der Verf. be-  
 richtet hier von Erscheinungen, wo ohne loco-  
 motive Bewegung die fixe Polarität eines Indivi-  
 duums eine transitorisch-electrische erregt, durch  
 bloße Störung des frühern Gleichgewichts seiner  
 Kräfte. — S. 33. Ueber die Blüthen- und  
 Fruchtbildung der Cruciferen. Von  
 Kunth. Die Blüthen- und Fruchtbildung der  
 Cruciferen zeigt bekanntlich eine von der Blü-  
 then- und Fruchtbildung anderer Pflanzen ab-  
 weichende Beschaffenheit. Nach vorhergehender  
 Erörterung des Baues dieser Gewächse, nament-  
 lich der Winterleboje (*Cheiranthus incanus* L.),  
 sucht der Verf. die Fragen zu lösen: 1. Wie  
 lassen sich sechs Staubfäden mit einer vierblät-  
 tigen Blumentrone vereinigen? Wegen der Stel-  
 lung der Staubgefäße nimmt der Verf. zwei  
 Kreise derselben an, wovon der innere oder hö-  
 here aus vieren besteht, der äußere oder untere  
 dagegen durch eine Verkümmernng zweyer, den  
 schmälern Kelchblättern entsprechenden, Staubge-  
 fäße, auf die Hälfte reduciert worden ist. 2.  
 Welche Bewandniß hat es mit der vorhandenen  
 Scheidewand, deren Richtung hier, gegen die  
 allgemein anerkannten Gesetze der Fruchtbildung,  
 den Lappen der Narbe entspricht? 3. Warum  
 zeigen sich die Samen an den Rändern der Schei-  
 dewand befestigt, während sie bey allen andern  
 Gewächsen in einem ähnlichen Falle die Mitte  
 derselben einnehmen würden? Hierüber hat die  
 Frucht von *Iberis* in einem sehr jungen Zustan-  
 de merkwürdige Aufschlüsse geliefert, welche wir

jedoch hier nicht mit der gehörigen Ausführlichkeit mittheilen können. S. 43. Ueber einige Aublet'sche Pflanzengattungen, nebst 3 Tafeln. Von Demselben. Das im Jahre 1775 erschienene Aublet'sche Werk 'Histoire des plantes de la Guiane françoise' fand im Allgemeinen bey den Botanikern jener Zeit wenig Beyfall; vielleicht, sagt der Hr Verf., gerade weil sich dieses Werk durch eine große Genauigkeit, und einen daraus nothwendig folgenden Reichthum von Beobachtungen auszeichnete. Erst in neuerer Zeit, als es sich fand, daß Bernhard von Jussieu der eigentliche Verfasser des Aublet'schen Werkes war, ließ man dieser vortrefflichen Arbeit volle Gerechtigkeit widerfahren. In der gegenwärtigen Abhandlung beschränkt sich der Verf. auf die Gattungen *Outea*, *Vouapa*, *Parivoa*, *Arouna*, *Banara* und *Vantanea*. — S. 57. Vorbegriffe zu einer Cohäsionslehre. Von Weiß. Außer einer allgemeinen Einleitung finden wir in dieser ersten Abtheilung noch die Unterschiede zwischen Adhäsion und Cohäsion, und die verschiedenen Cohäsionszustände. S. 85. De structura caulis plantarum Monocotylearum. Auct. H. F. Link. Mit 4 Tafeln. Die Structur der Stengel von *Triticum sativum*, *Saccharum officinarum*, *Cyperus pungens*, *Scirpus atrovirens*, *Juncus tenuis*, *Triglochia palustre*, *Typha latifolia*, *Ixia crocata*, *Hyacinthus orientalis*, *Calanthe vera trifolia*, *Convallaria majalis*, *Tradescantia albiflora*, *Smilax aspera*, *Ruscus aculeatus*, *Bactris spinosa* und *Paris quadrifolia* ist nicht allein beschrieben, sondern auch durch Abbildungen erläutert. S. 91. Bericht über eine auf Madagascar veranstaltete Sammlung von In-

secten aus der Ordnung Coleoptera. Von Klug. Mit 5 Tafeln. Diese, 136 Seiten haltende, Abhandlung ist als eine Fauna coleopterorum von Madagascar anzusehen. Die erwähnte Sammlung ist im Jahre 1830 von einem jungen Französischen Reisenden, In Goudot, während seines Aufenthalts auf der Ostküste von Madagascar zusammengebracht und dem Berliner Königlichen Museum der Universität überlassen worden. Diese Arbeit ist um so wichtiger, als bis jetzt Insecten von dorthier nur im Pariser Museum zu finden waren, von denen nur Olivier Nachricht gegeben hat; auch sind es nur Oliviersche Arten, welche Fabricius in seinen verschiedenen systematischen Schriften aufführt. Aber auch unter den bis jetzt für Madagascarische Insecten gehaltenen Thieren sind viele, welche daselbst gar nicht vorkommen, wogegen umgekehrt manche nur Madagascar angehörige Arten als Ostindier betrachtet sind. Solcher verwechselter Arten macht der Verf. viele namhaft, worauf er die Verbreitung der einzelnen Gattungen daselbst einer Betrachtung unterwirft und dann die Beschreibung der sämtlichen (315) Arten, unter denen es viele neue gibt, folgen läßt. — S. 225. Beiträge zur physiologischen Kenntniß der Korallenthier im Allgemeinen, und besonders des rothen Meeres, nebst einem Versuche zur physiologischen Systematik derselben. Von Ehrenberg. Diese wichtigen Beiträge des berühmten Reisenden handeln über die Schwierigkeiten bey Untersuchung der Korallenthier und ihre Lösung, über die bisherigen Bestrebungen zur Kenntniß der Korallenthier, über die Begriffsbestimmung derselben; sie liefern ferner eine Uebersicht der Organisa-

tionsverhältnisse der Polypenclasse im Allgemeinen, worauf dann die physiologische Uebersicht der Classe folgt. Da das Verhältniß der Korallenthiere zu den übrigen Thierclassen, so wie das Verhältniß ihrer weichen Körpermasse zu den harten Stammtheilen noch immer Gegenstand des Streites ist, so theilen wir die Endresultate der Beobachtungen des Verfassers hierüber kurz mit. 1. Der Korallenbau ist weder ein bloßer Bau vieler willkürlich vereinter Thiere (gleich Bienenzellen oder Termitenhöhlen), wie es Ellis sich dachte, noch eines einzigen vielköpfigen oder einfach gespaltenen Thiers, wie Cavolini meinte, noch ein Pflanzenstamm mit Thierblüthen, wie Linné aussprach, sondern er ist ein Familienkörper, ein lebender Stammbaum, dessen einzelne auf den Urahnen fort und fort entwickelte Thiere in sich abgeschlossen und der vollen Selbständigkeit fähig sind, ohne diese selbst herbeiführen zu können. 2. Der Korallenbau ist genetisch deutlich nur ein Product der Selbsttheilung, oder Knospen- und Stolonenbildung der einzelnen Korallenthiere. 3. Anatomisch ist der Korallenbau deutlich eine thierische, keine pflanzliche Bildung, obwohl er concentrische, den Jahreshringen der dicotyledonischen Pflanzen ähnliche Laagen zeigt. Die Structur der Pflanzenblüthen geht parallel mit der Aze; die Structur der Korallenthiere bezieht sich, wo es eine Aze gibt, schief oder senkrecht auf dieselbe. 4. Die Aze der Korallen ist der todte Fuß der Thiere, nicht ihr Mark. 5. Die concentrischen Ringe im trocken Korallenstamme beziehen sich auf zwey Systeme des Organismus und einen Ablagerungsproceß, der Byßusbildung am Fuße der Mollusken analog: a) Verdauungshöhle mit ihrer weicheren Umgebung. b) Geschlechtshöhle mit ihrer

festern Umgebung. c) Kernabsonderung als Anheftungsmittel. 6. Der feste Kern der Koralle ist kein nothwendiger Theil. Alle weichen und die meisten Steincorallen sogar haben keinen Kern, sondern, obschon sie Kalk reichlich absondern und ein festes Steingerüst innen führen; so entsprechen doch ihre Substanzen nur den beiden äußern Ringen der Gorgonienrinde. Die Stüben haben einen Steinkern, die Gorgoninen einen concentrisch abgelagerten Hornkern ohne weitere Structur; jener ist dem concentrisch oder spiralschönig abgelagerten Horndeckel der einschaligen Mollusken, dieser dem concentrisch abgelagerten Horndeckel der einschaligen und dem anheftenden Byssus der zweischaligen vergleichbar. Daher kann er auch wie bey den Pennatulinen, in besonderer Höhle einseitig frey seyn. 7. Mit den Schneeschalen dürfen die Kalkabsonderungen der eigentlichen Corallen im Allgemeinen nicht verglichen werden. Solche Mantelabsonderungen (Steinepidermis) gibt es nur bey Tubipora und als Horn bey den Sertularinen, Tubularinen und Bryozoen, sonst nirgends. 8. Das Zahlenverhältniß in den Strahlungen der Corallenthier ist, obwohl zuweilen zwischen gewissen Extremen weit schwankend, ein festes und zur Systematik sehr brauchbares. 9. Die Form der Corallenbaue wird immer durch eine der Fortpflanzungsweise der einzelnen Corallenthier bestimmt, und läßt sich jetzt nach Vorlegung der Beobachtungen, wie alle richtig erkannten Realitäten a priori construieren. 10. Die Structur der Corallenpolypen ist keinesweges einfach schleimig, sondern man findet als Organismus dieser kleinen Thiere ein Bewegungssystem, ein Ernährungssystem, ein Gefäßsystem, sogar mit Spuren eines Respirationssystems, und ein Ge-

schlechtssystem. Ein besonderes Nervensystem aufzufinden, hat, ungeachtet der deutlichen lebhaftesten Empfindlichkeit der Thiere, bisher noch nicht bis zur Ueberzeugung gelingen wollen, indem auch das von Spix bey Actinien angegebene sehr zweifelhaft ist und nicht bestätigt werden konnte. Eine dicht um den Mund an der innern und untern Mündung der Tentakla liegende, sehr verbreitete markige Masse würde der Hr Verf. eher für Nervensystem ansprechen, als jene strahlige am Fuße, die er für Sehnen hält. Nun folgt die ausführliche systematische Beschreibung der Corallenthierc des rothen Meeres, deren Arten sich auf 120 belaufen S. 380. Ueber die Natur und Bildung der Corallenbänke des rothen Meeres und über einen neuen Fortschritt in der Kenntniß der Organisation im kleinsten Raume durch Verbesserung des Microskops von Pistor und Schick. Von Demselben. Der Hr Verf. hat während seiner Reise auch die Bildung der Corallenbänke einer besondern Beachtung unterzogen, und sich davon überzeugt, daß im rothen-Meere überhaupt keine Insel im Wachsen, sondern, daß alle im Abnehmen sind, und daß mithin auch die Corallen das Wachsthum der Inseln nicht befördern, sondern nur als Einfassung und Ueberkleidung des unterseeischen Gesteines dienen. So schienen denn die Corallen das Zerstoren der Inseln durch die Brandung nur zu hindern oder zu schwächen, aber keine neuen zu bedingen. So erklärt sich auch das vermeinte Bauen der Corallenthierc bis an die Oberfläche des Wassers, indem die Erscheinung wohl nur ein Verhindern durch Corallen ist, daß die bereits bis unter das Niveau des Meeres vermit-

arten und vom Meere abgetragenen Inseln sich noch tiefer senken. Was die Bildung der zuweilen starken fossilen Corallenlager anlangt, so sind sie, wie der Herr Verf. beweiset, wohl schwerlich die Baue der Thiere, sondern Anhäufung von zerstörten Massen nach dem Tode der Thiere; denn nirgends scheint ein solches Lager das Ansehen eines einfach überschütteten wohl erhaltenen Corallenriffes zu haben. So können die Wellen Corallenfragmente, die sie von den Riffen abreißen, wohl in vertieften Bassins bis zu hohen Fagern zusammenführen, und vulcanische Thätigkeiten mögen hier und da solche Lager gehoben haben, wie die der Conchylienfragmente, und wie sie die von Forster und Vancouver beschriebenen ganzen, deutlich einfach gelagerten Corallenbänke wohl erhalten hoch über das Meer gehoben haben. — Den genauern Ergebnissen, welche der Herr Verfasser mittelst des Microscops von Pistor und Schick, hinsichtlich der Organisation der niedersten Infusorien erhalten, und welche er im nächsten Bande der Schriften der Academie zu liefern versprochen hat, sehen wir mit großer Spannung entgegen.

Berthold.

## K o s t o c k und S c h w e r i n.

In der Stiller'schen Hofbuchhandlung, 1832: Historisch-dogmatische Vorlesungen über das deutsche Privatrecht von Karl Türk, außerord. Prof. d. R. zu Klostok. Verzweigung, Quellen, Systeme des deutschen Privatrechts. VI u. 460 Seiten in Octav.

Das vorliegende Werk des durch seine 'Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte' dem gelehrten Publicum schon rühmlich bekannten.



Verfassers enthält drey Abschnitte, welche schon auf dem Titel desselben angedeutet sind. In dem ersten gibt er eine kurze Geschichte der allmählichen Entwicklung des deutschen Privatrechts und zeigt dann dessen Verwandtschaft mit andern Rechten, in dem zweyten beschreibt er die Quellen desselben von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten ohne Eintheilung in Perioden, und in der dritten endlich spricht er von der Behandlung desselben als Wissenschaft. Wie sich hieraus ergibt, führt dieses Werk den Titel: historisch-dogmatische Vorlesungen über das deutsche Privatrecht, eigentlich mit Unrecht, da es nur die Vorkenntnisse enthält, welche gewöhnlich als Einleitung jenen Vorlesungen vorausgeschickt zu werden pflegen. Das Lehnrecht handelt der Verf. nicht mit ab, weil sich das Ausschließen desselben durch mehr, als den relativen Umstand des Mangels an Zeit rechtfertigen lasse, indem jener Rechtstheil neben seinen eigenen Quellen auf eigenthümlichen Verhältnissen beruhe, deren Anführung im Privatrechte nur zerstreut geschehen könne, und für die zusammenhängende Darstellung des letzteren störend seyn würde. Der Unterz., welcher früher längere Zeit das Lehnrecht und das deutsche Privatrecht abge sondert, und seitdem stets beides in Verbindung mit einander vorgetragen hat, kann diese letztere Bemerkung aus eigener Erfahrung nicht bestätigen; vielmehr hat er im Gegentheil gefunden, daß die Trennung nicht nur viele Wiederholungen und Verweisungen nöthig macht, welche bey einer Verbindung des Lehnrechts mit dem übrigen Privatrechte völlig vermieden werden können, sondern daß auch bey dem inneren wissenschaftlichen Zusammenhange zwischen beiden die systematische Darstellung dadurch nicht

selten unangenehm unterbrochen wird. Am ausführlichsten hat der Verf. die Quellen abgehandelt, und dann und wann auch den Inhalt derselben kurz angegeben, wobey es oft schwer ist, die Gründe einzusehen, nach welchen er die Auswahl getroffen hat. So liefert er z. B. eine ziemlich ausführliche Inhaltsangabe der meisten Artikel der Jugemens d'Oléron, während er von dem weit wichtigeren Consolato del mare nur in neunzehn Zeilen spricht. Unter den Rechtsquellen finden wir mit Unrecht nicht mit angeführt das sogenannte Görlicher Lehnrecht, da doch der zwente Theil desselben ein nicht unwichtiges Landrecht enthält, das freylich nur fragmentarische Rechtsbuch in Spangenberg's Beiträgen und die Sächsischen Distinctionen bey Pölsman. Auch hätten wohl die Werke, worin die wichtigsten Schöffenrechte abgedruckt sind, angegeben werden können. Was der Verf. von den einzelnen Quellen sagt, zeugt meistens von einer gründlichen selbständigen Prüfung derselben und einer gehörigen Benützung der darüber erschienenen Literatur. Wenn er aber S. 164 Brand von Tzerstede (nicht Tverstede, wie hier und S. 153 steht) unter den Verfassern von Kemifforien oder Stöteln anführt, so ist er dabey wohl einer unrichtigen Angabe Senckenberg's gefolgt, welche schon Gruppen Observ. p. 494 seq. widerlegt hat. Dagegen stimmt der Unterz. dem Verf. vollkommen bey, wenn er die Richtigkeit der Ansicht bezweifelt, daß das kleine Kaiserrecht nur eine kürzere und freyere Bearbeitung des Schwabenspiegels sey. Allerdings geben wir zu, daß der Verfasser desselben aus einer anderen Rechtsquelle geschöpft hat, da wir die fast in jedem Artikel mehrmals vorkommenden mit den Worten: 'Sint geschrebin stet

in dez riches rechte', oder auch schlechthin: 'Sint geschrebin stet' eingeleiteten Anführungen für keine leere Ostentation halten, sondern der Meinung sind, daß damit wirklich auf eine andere geschriebene Quelle verwiesen werde. Daß diese nun aber nicht der Schwabenspiegel seyn könne, scheint uns daraus unwiderleglich hervorzugehen, daß die Sätze, welche aus derselben angeführt werden, nicht nur unseres Wissens niemals mit denen des Schwabenspiegels wörtlich übereinstimmen, sondern daß auch das darin ausgesprochene Rechtsprincip oft gar nicht einmal in dem letzteren vorkommt. Auch stellen wir nicht in Abrede, daß der Inhalt des kleinen Kaiserrechts hier und da Ähnlichkeit mit dem jenes Rechtsbuches hat, allein diese scheint uns nicht größer zu seyn, als die, welche unter allen älteren deutschen Rechtsquellen überhaupt herrscht, und welche ihren Grund nur in der damaligen großen Uebereinstimmung des Rechts in den verschiedensten Theilen Deutschlands hat. Ohnehin kann von einer solchen Ähnlichkeit aber auch nur bey einzelnen Stellen des zweyten Buchs die Rede seyn; indem, wie in der vorliegenden Schrift ganz richtig bemerkt ist, das erste Buch vom gerichtlichen Verfahren, und das vierte vom Stadt- und Bürgerrechte handelt, und von beiden Gegenständen im Schwabenspiegel nichts vorkommt, in dem dritten aber nicht, wie der Vf. sagt, von dem Lehnrechte, wenigstens nicht von dem Lehnrechte im eigentlichen Sinne, sondern, wie bereits Weiske in einem oft und auch hier mit Unrecht übersehenen Aufsatz in Elvers juristischer Zeitung Jahrg. 3. N<sup>o</sup>. 39 und 40 gezeigt hat, von dem Rechte der Reichsdienstmannen die Rede ist, und dabey also nicht etwa an eine Nachahmung des Schwäbischen Lehnrechts

gedacht werden kann. Wer annimmt, daß bey dem kleinen Kaiserrechte der Schwabenspiegel zum Grunde liege, vergleiche nur z. B. (um einen leicht übersehbaren Gegenstand auszumählen) B. 2. Kap. 27 in jenem, worin von: Ingesiegel u. alle hantfeste u. brieße die Rede ist, mit dem, was der letztere Kap. 388 u. 305, 6 — 10 der Senckenbergischen Ausgabe über denselben Gegenstand enthält, um sich vom Gegentheil zu überzeugen. Demnach kann die Benennung kleines oder lütteleß Kaiserrecht, welche das hier in Frage stehende Rechtsbuch in mehreren Handschriften führt, nicht so gedeutet werden, daß damit ein Auszug aus dem Schwabenspiegel, welcher bekanntlich im Mittelalter gewöhnlich Kaiserrecht schlechthin genannt wurde, bezeichnet werden soll, sondern sie kann nur so viel bedeuten wie: ein kürzeres Werk über denjenigen Rechtstheil, welcher damals diesen Namen führte.

Was die Darstellungsweise des Verf. betrifft, so vermissen wir darin nicht selten eine gehörige Schlüssigkeit und Bestimmtheit. Als Beyspiel möge dienen, was er gegen die Eintheilung der Quellengeschichte in Perioden einwendet. Es verdiene, sagt er, die entgegen gesetzte Weise den Vorzug, theils weil insbesondere die innere Geschichte ihrer Natur nach keine gewaltsame Sondernung des allmählich entstandenen, unter wechselseitigen Bedingungen umgeschaffenen Rechts zulasse, theils weil überhaupt kein Nutzen aus der entgegen gesetzten Behandlung hervorgehe. Dagegen erscheine diese, wo die Geschichte des Volks oder des öffentlichen Rechts damit verbunden werde, vollkommen gerechtfertigt. Wie sich der erste Grund zu dem, was der Verf. beweisen will, eigentlich verhält, ist uns nicht recht klar.

Nach dem bisher gewöhnlichen Sprachgebrauch versteht man bekanntlich unter innerer Rechtsgeschichte die Geschichte der einzelnen Rechtslehren und rechtlichen Institute, unter äußerer Rechtsgeschichte aber die der Quellen. Legt man diesen hier zum Grunde, so paßt jener Grund zu dem, was dadurch bewiesen werden soll, offenbar gar nicht. Wir würden daher, wenn wir hiermit den Gegensatz, welchen der Verf. macht, zusammenhalten, anzunehmen geneigt seyn, daß er unter äußerer Geschichte die des Volks und des öffentlichen Rechts, unter innerer aber die des Privatrechts und der Quellen desselben: stände, wenn nicht aus dem Zusatz: 'des allmählich entstandenen unter wechselseitigen Bedingungen umgeschaffenen Rechts' hervor ginge, daß er bey dem Ausdruck innere Geschichte doch nur an den Inhalt der Quellen und nicht an die Geschichte derselben gedacht hätte, und dieß noch dadurch bestätigt würde, daß er sich hierfür als Auctorität auf die in Jac. Grimm's Rechtsalterthümern, welche es bekanntlich nicht mit der Quellengeschichte zu thun haben, befolgte Methode beruft. Erkennt man daher auch die Bemerkung, welche er über die innere Geschichte macht, als ganz richtig an, so ist doch dadurch in Rücksicht des zu beweisenden Satzes nichts dargethan. Wir können uns demnach nur an seinen zweyten Grund halten, daß nämlich aus der Eintheilung der Quellengeschichte in Perioden kein Nutzen hervorgehe. Dieß müssen wir aber durchaus läugnen. Die Quellen der älteren Zeit unterscheiden sich in der Art ihrer Entstehung, ihrem Inhalt und ihrer Sprache so wesentlich von denen der mittlern Zeit, und diese wieder von den seit dem Eindringen des Römischen Rechts entstandenen, daß es unserer Mei-

nung nach zum Verständniß derselben nicht bloß nützlich, sondern selbst nothwendig ist, jeden dieser Zeiträume von dem andern zu sondern, um eine Uebersicht über die eigenthümliche Rechtsbildung in demselben zu geben. Auch ist zwischen den meisten Rechtsquellen jedes einzelnen dieser Zeiträume ein solcher innerer Zusammenhang, daß man in der That Zusammengehöriges gewaltsam auseinander reißt, wenn man sie in zusammenhängender Darstellung mit denen eines anderen Zeitraums verknüpft. Endlich können wir auch nicht verschweigen, daß nach unserer Ansicht das Werk sehr dadurch gewonnen haben würde, wenn der Vf. sich das Publicum, für welches er schrieb, etwas bestimmter gedacht hätte. Für einen Anfänger in der Wissenschaft muß es nämlich durch häufige Anspielungen auf nur dem Gelehrten bekannte historische Nachrichten und auf Meinungen Anderer, welche nicht weiter ausgeführt werden, so wie auch durch die ganze Darstellungsweise, der es sehr an Ruhepunkten fehlt, und welche überhaupt zu wenig im didactischen Tone gehalten ist, oft dunkel seyn; für bereits in der Wissenschaft erfahrene Leute enthält es aber in der That zu wenig Neues, um für sie besonders lehrreich zu seyn, und bey seiner Ausführlichkeit doch zu wenigen wissenschaftlichen Apparat, um ihnen als Handbuch zum Nachschlagen dienen zu können. Daß wir hiermit den übrigen wissenschaftlichen Verdiensten des von uns sehr geschätzten Verf. nicht zu nahe treten wollen, brauchen wir ihm, der auch hier mit einer großen Bescheidenheit auftritt, wohl nicht erst zu versichern.

Kraut.

### B r e m e n.

Die Bremischen Bürgermeister Daniel von Büren d. ältere, und Daniel von

Büren d. j. Eine geschichtliche Darstellung aus dem 15. u. 16. Jahrhundert von Dr. A. G. Deneken, Senator in Bremen. 1836. 103 S. 8.

Der Verf. dieser Schrift, der schon durch mehrere Monographien um die Geschichte seiner Vaterstadt sich verdient machte, benützt die Gelegenheit seines 50jährigen Amtsjubiläi als Senator, uns einen neuen schätzbaren Beytrag zu derselben zu geben. Der ältere v. Büren, der nach 52jähriger Amtsführung als Rathsherr und Bürgermeister 1538 resignierte und 1544 starb, machte sich besonders dadurch verdient, daß er das Grundgesetz der Bremischen Verfassung, die neue Eintracht zur Annahme brachte. Sein Sohn gleiches Namens, geb. 1512, ward 1538 Senator, bereits 1544 Bürgermeister, resignierte nach 54jähriger Amtsführung 1591, und starb 1593. Seine Verwaltung fällt in die Zeiten der kirchlichen Unruhen, die bey dem Abendmahlsstreit durch den Prediger Hardenberg veranlaßt wurden, und die Aufgabe des Vf. war daher, zu zeigen, welchen Antheil von Büren daran nahm. Büren war der Freund Hardenbergs; beide waren Schüler Melancthon's; er benahm sich mit großer Festigkeit; besonders im Januar 1562 als man ihm das ihm zukommende Präsidium nicht ohne Unterschrift eines Reverses, sich der Verwaltung der Kirchensachen zu enthalten, bewilligen wollte. Bekanntlich wurde durch diese Streitigkeiten die reformierte Lehre in Bremen die herrschende. Die Geschichte derselben ist aus den Werken über die Reformation hinreichend bekannt; das Verdienst des Verfassers ist es, sie zwar zu Gunsten von Bürens und Hardenbergs, aber mit Unparteylichkeit, behandelt zu haben.

Hn.

# G e t t i n g e n g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

45. Stück.

Den 21. März 1836.

---

G e t t i n g e n.

Am 23. Februar endete im 38sten Jahre plötzlich und unerwartet ein Nervenschlag das Leben des außerordentlichen Professors der Philosophie und Directors des hiesigen Stadtgymnasiums Herrn Aug. Grotefend, nachdem er der Universität erst acht Monate gedient hatte. Viele und schöne Hoffnungen sind mit ihm zu Grabe getragen.

H a m b u r g.

Geschichte der Europäischen Staaten herausgegeben von A. H. L. Heeren und F. A. Ukert. Geschichte von Portugal, von Dr. Heinrich Schäfer, ordentlichem Professor der Geschichte an der Universität zu Gießen. Erster Band. 1836. XXIV u. 487 S. in 8.

Als Ref. am Schlusse des vorigen Jahres die elfte Lieferung der Geschichte der Europäischen Staaten anzeigte, konnte er nur zwey dahin ge-



hörende Werke, den Schluß der Geschichte von Deutschland, von dem bereits verewigten Pfister, und den Anfang der von Frankreich von Herrn Dr Schmidt anführen. Die unermüdete Thätigkeit des Herausgebers setzt ihn jetzt in den Stand auch noch ein drittes, den Anfang der Geschichte von Portugal hinzuzufügen zu können. Der Verfasser desselben, erst seit kurzem in Gießen, lebte vorher in Darmstadt, an der Seite einer Bibliothek, die, überhaupt reich an historischen Werken, eine der vollständigsten Sammlungen für die Geschichte Staaten der Pyrenäischen Halbinsel, und Spanien, besitzt. Schon seit Jahren macht es sich der Verf. zur Aufgabe, — die jetzt, wie er schreibt, die Aufgabe für sein Leben geworden ist — die Geschichte jener Staaten in ihren einheimischen Quellen zu studieren. Die erste Frucht davon ist der Anfang der Geschichte von Portugal. Wir glaubten diese Notizen vorausschicken zu müssen, weil sie zu der Würdigung des Werkes nothwendig sind.

Der vorliegende erste Band umfaßt die früheste Periode von dem Ursprunge des Staats 1095 bis auf das Ende des echten Burgundischen Hauses 1383, also beynah einen Zeitraum von drey Jahrhunderten, und zerfällt nach einer kurzen Einleitung über die alten Grenzen des ursprünglichen Portugals und die Verwaltungsweise dieses Landbezirks kurz vor seiner Eroberung von Castilien, in zwey Bücher, wovon das erste in 9 Abschnitten von 1095 bis auf den Anfang der Regierung von König Diniz (Dionys) 1279 reicht. Der Verf. geht nach der Reihe der Könige; eine Gallerie ausgezeichnete Regenten, unter denen nach Heinrich von Burgund und seiner Witwe, der Regentin The-

refia, Affonso I., Henriquez, der eigentliche Gründer des Staats, dem der dritte Abschnitt gewidmet ist, den ersten Platz einnimmt. Der vierte Abschnitt umfaßt die Regierung von Sancho I.; der fünfte von Affonso II. Die bereits unter diesen Fürsten entstandenen Streitigkeiten mit der Geistlichkeit führten den sechsten Abschnitt herbey, überschrieben: wie die Portugiesische Kirche und Geistlichkeit reich und mächtig wurde. Der siebente Abschnitt die volle Regierung von Sancho II. von 1223 245. Seine Eroberungen; seine Streitigkeiten mit der Geistlichkeit, die seine Entthronung herbeyführten; worauf im achten Abschnitt die Regierung von Affonso III. bis ans Ende des Zeitraums fortgeführt wird. Seine Erwerbung Algarves; seine Staatsverwaltung; seine Streitigkeiten mit der höheren Geistlichkeit und den Päpsten. Ganz besonders aber müssen wir noch auf den neunten Abschnitt aufmerksam machen, überschrieben das Gemeindewesen in den ersten Jahrhunderten des Staats. Er enthält eine Reihe der tiefgehendsten Untersuchungen über den Ursprung der Gemeinen, ihre Rechte (Foraes), ihre Verfassungen, ihre Obliegenheiten, Abgaben und Rechtspflege. Man sieht hier recht eigentlich das Werden des Staats auf eine Weise dargelegt, wie es wohl nur bey einem Staat von so mäßigem Umfange möglich war. Nachdem man den Staat so in seinen Bestandtheilen hat kennen lernen, war dadurch sofort die Grundlage für die weitere Geschichte gegeben.

Das zweyte Buch behandelt nun in 4 Abschnitten diese weitere Geschichte, bis auf das Ende der ersten Hauptperiode im Jahre 1383. Es beginnt mit der Regierung des Königes Diniz

1279 — 1325. Die Regierungsgeschichte dieses großen Fürsten ist wie billig am ausführlichsten behandelt. Seine Regierung hatte eine gleiche Dauer mit der von Friedrich d. Gr. und ohne hier eine weitere Vergleichung anstellen zu wollen steht er als Fürst und als Mensch mit ihm auf gleicher, vielleicht selbst noch in einigen Rücksichten auf höherer Stufe, weil er zwar Selbstherrscher wie Friedrich, doch weniger Despot war. Es möchte schwer seyn in der Geschichte das Bild eines Königs wie er seyn soll aufzufinden, das ihm gliche. Unter fünf Rubriken wird seine Geschichte begriffen. Seine sturmvolle Jugend bis zu seiner Vermählung mit Isabella von Aragonien, der ihre Tugenden mit Recht den Namen der heiligen verschafft haben. Die inneren Verhältnisse, des Königs Staatsverwaltung, seine Reisen durch das Land, Ackerbau, Bergbau, Handel und Schiffahrt. Die Verhältnisse mit den höhern Ständen, der Geistlichkeit und dem Adel. Besonders die letztern in Beziehung auf den Landbesitz und die Formen desselben sind mit großer Sorgfalt auseinandergesetzt. Demnächst die Ritterorden; das eben so kluge als feste Benehmen von Diniz bey Aufhebung der Tempelherren, an deren Stelle aber der Christusorden trat. Hierauf die letzten Jahre des Königs, wo die Streitigkeiten mit seinen Söhnen unparteyisch beurtheilt werden. Zuletzt die Todesscenen des großen Fürsten. Der zweyte Abschnitt: die Regierung Alfonso IV. von 1325 bis 1357. Der große Krieg mit den Sarracenen, den Königen von Marocco und Granada bis auf den glänzenden Sieg der Christen, Castilianer und Portugiesen, am Salado, füllt die erste Hälfte dieser Regierung aus. Die zweyte, die Familienstreitigkeiten, die Geschichte

und die Ermordung der Ignez de Castro. Wir können nicht umhin auch hier auf die Beurtheilung des Königes am Ende des Abschnitts, als einen Beweis des Strebens des Verf. nach Unparteylichkeit, aufmerksam zu machen. Der dritte Abschnitt die Regierung seines Sohnes Pedro I. von 1357 — 1367. Weitere Folgen der Ermordung der Ignez; der König schwört daß er mit ihr kirchlich getraut gewesen sey. — Versammlung der Cortes im Jahre 1361. Einzelne Züge aus dem Leben des Königs zu seiner Würdigung. Endlich der vierte Abschnitt. Regierung des Königs Fernando 1367 bis 1383. Größtentheils durch die Streitigkeiten und Kriege mit Castilien, aber auch durch die unglücklichen Familienhändel, durch die unwürdige Gemahlin Königs Leonor Telles ausgefüllt.

Die literarische Literatur besaß bisher nur zwey Werke über die Geschichte Portugals; das eine bereits vor 122 Jahren geschrieben: Schmauß Staat von Portugal 1714, und Gebauer Geschichte von Portugal 1759. Das erste allerdings ein für seine Zeit ausgezeichnetes Werk, aber doch, wie es schon der Titel sagt, mehr Statistik als Geschichte. Das andere ein von dem Verfasser selber zum Druck befördertes Collegienheft. Daß diesem zufolge die Geschichte Portugals eine Lücke war, wird sich von selbst ergeben. In wie fern diese Lücke durch das neue Werk ausgefüllt ist, wird es selbst am besten lehren. Daß es ein rein aus den einheimischen Quellen gearbeitetes Werk ist, haben wir zu Anfange bemerkt. Der Verf. hat diese Quellen nicht bloß mit der größten Gewissenhaftigkeit citiert, sondern auch, wo es nöthig war, die Citate wörtlich ausgehoben. Denn, wie er mit Recht sagt, das bloße Citieren scheint nur ein Spott mit den Lesern, von de-

nen so wenige im Stande sind die Quellen nachsehen zu können. Zugleich aber gibt dieses Verfahren auch die beste Bürgschaft für die vertraute Bekanntschaft des Verf. mit der Portugiesischen Sprache. Die Behandlung ist, wie man sie in einem Werke erwarten kann, das sein Verfasser zu der Aufgabe seines Lebens gemacht hat. Mehr zu seiner Empfehlung zu sagen, steht uns nicht zu. Wir glaubten nur andeuten zu müssen was die Leser darin zu erwarten haben. Dieser erste Band enthält die dunkelste und schwierigste Periode; der folgende wird die glänzendste umfassen, in welcher die Portugiesische Herrschaft in drey Welttheilen gegründet wurde. Gewiß wird jeder, der diesen ersten Band gelesen hat, dem folgenden mit Begierde entgegen sehen. Wir hoffen ihn bald anzeigen zu können.

ndern.  
D

## B e r l i n.

In der Nicolaischen Buchhandlung: Archiv für Naturgeschichte. In Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von A. F. A. Wiegmann. Erster Jahrgang. 1835. Octav.

Deutschland hatte schon manche Zeitschrift für Naturgeschichte, aber ihre Dauer war gewöhnlich nicht lange; nur die die Naturwissenschaft so sehr gefördert habende und noch fördernde Isis hat mit Ende dieses Jahrs ihr zweytes Decennium zurückgelegt. Während aber die Isis die Naturgeschichte überhaupt umfaßt, und neben gediegenen Originalaufsätzen die schwer zugänglichen Leistungen des Auslandes und detailirte Auszüge und Beurtheilungen der im Felde der Naturwissenschaften erscheinenden Werke liefert, ist das vorliegende Archiv besonders der

Zoologie gewidmet, weshalb von der Botanik hauptsächlich nur die Phytophysiologie und Phytotomie, von dem unorganischen Reiche nur die Geognosie, sofern sie durch Reste vorweltlicher Organismen mit dem organischen Reiche in Verbindung steht, berücksichtigt werden soll. Diese Zeitschrift hat zunächst einen doppelten Zweck; sie soll dazu dienen Originalaufsätze aus dem Gesamtgebiete der Naturgeschichte (nach obiger Bestimmung) möglichst bald bekannt zu machen, und dann auch vorzüglich darauf hinarbeiten die Leser auf dem jedesmaligen Standpunkte der Wissenschaft zu erhalten. Behufs des letztern Zweckes werden nicht nur die wichtigsten Arbeiten des Auslandes (warum nicht auch die des Inlandes?) in kurzen aber möglichst erschöpfenden Auszügen zur Kenntniß der Leser gebracht, sondern es soll auch ein Jahresbericht über die Fortschritte, welche in den einzelnen Zweige der Naturgeschichte im Laufe des jedesmal verfloßenen Jahres gemacht haben, geliefert werden. Ausführliche Kritiken liegen außer dem Plane dieser Zeitschrift, doch behält sich die Redaction vor ihre Leser noch im Laufe des Jahres auf wichtige literarische Erscheinungen durch kurze Anzeigen aufmerksam zu machen. Ref. hätte sehr gewünscht, daß gerade diese Schrift sich mit sehr gründlichen und ausführlichen Kritiken neu erschienenener naturwissenschaftlicher Werke befaßt hätte, da man solche doch in den allgemeinen kritischen Zeitschriften Deutschlands nicht erwarten kann, und nur sehr selten findet. Es würde unserer Meinung nach die große Verwirrung in mehreren Theilen der Naturgeschichte nicht besser beseitigt werden können, als durch kritische Sonderungen. Der gegenwärtige Jahrgang zeichnet sich, so weit er bereits erschienen ist, durch größtentheils gediegene Arbeiten

aus, weshalb wir erwarten dürfen, daß dieses Archiv neben der Isis, der Zeitschrift für Zoologie von Gisl und der für Entomologie von Klug eine lange Reihe von Jahren hindurch die Naturgeschichte in Deutschland kräftig fördern werde.

Berthold.

### R e g e n s b u r g.

Der Bericht des Porphyrius über Origenes, von G. A. Heigl, Prof. d. Philos. 1835. 9 S. in 4. — Der Verf. schrieb diese Schrift als Programm bey Gelegenheit einer dortigen Schulfeyer. Es werden in derselben die Stellen des Porphyrius über Origenes zusammengestellt; aus denen, da sie nicht immer übereinstimmen, man seit Balesius hat schließen wollen, daß mehrere Origenes, nicht bloß zwey, sondern drey oder vier angenommen werden müssen. Der Verf. bemerkt dagegen aus Eusebius, daß man im Alterthum nur Einen Origenes gekannt habe. Die Frage konnte nur aus einem genauen Studium der Schriften des Porphyrius, Plotinus, des Nummenius, Ammonius Saccas, und anderer sogenannten Neuplatoniker und ihrer Philosophie beantwortet werden. Der Verf. zeigt eine große Bekanntschaft mit dieser, deren sich nur wenige rühmen können. 'Origenes, heißt es, läßt oft ganze Reihen früherer Vorstellungen wieder fallen, wenn er dieselbe Phantasie auf andere Weise deutlicher bezeichnen kann.' Daraus werden sich also auch scheinbare oder wirkliche Widersprüche wohl erklären lassen.

---

# G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

46. 47. Stück.

Den 24. März 1836.

---

G ö t t i n g e n.

Von der Königlichen Immatriculations-Commission der hiesigen Universität ist folgende Beskandmachung erschienen:

Es wird hierdurch bekannt gemacht, daß im bevorstehenden Sommersemester die Vorlesungen auf hiesiger Universität in der Woche vom 18ten bis 23ten April ihren Anfang nehmen, und daß die Immatriculation der etwa später ankommenden Studierenden durch eine allgemeine Bestimmung auf die nächsten acht Tage nach dem Anfange der Vorlesungen beschränkt ist, später also nicht mehr Statt findet.

Hinsichtlich der sofort bey der Meldung zur Immatriculation vorzulegenden Zeugnisse ist vorgeschrieben, daß:

1. Die, welche das academische Studium beginnen, ein in öffentlicher Form ausgestelltes Zeugniß ihrer wissenschaftlichen Vorbereitung zu demselben und ihres siltlichen Betragens,



2. Die, welche von einer andern Universität kommen, von jeder früher besuchten Universität ein öffentliches Zeugniß ihres dortigen sittlichen Betragens und Fleißes,

3. Die, welche zunächst vor ihrer Ankunft hieselbst eine Lehranstalt nicht besucht haben, ein von der Obrigkeit des Orts, wo sie sich im letzten Jahre längere Zeit aufgehalten, ausgestelltes Zeugniß über ihr sittliches Betragen beizubringen haben, worin zugleich bemerkt ist, daß von ihnen eine öffentliche Lehranstalt nicht besucht sey. Dasselbe gilt von denjenigen, welche nach einer Abwesenheit von einem halben Jahre oder darüber auf die hiesige Universität zurückkehren, ohne inzwischen eine andere Universität besucht zu haben.

Außerdem hat jeder, der sich zur Immatriculation meldet, eine obrigkeitlich beglaubigte Bescheinigung seiner Eltern oder Vormünder darüber beizubringen, daß er nach deren Willen die hiesige Universität besuche.

## H a n n o v e r.

Verlag der Hahnschen Hofbuchhandlung:  
 Ausführliche Grammatik der Griechischen Sprache wissenschaftlich und mit Rücksicht auf den Schulgebrauch ausgearbeitet von Raphael Kühner, Dr. der Phil. und Conrector an den Gymnasialklassen des Lyzeums zu Hannover. I. Th. XII u. 476 S. II. Th. 688 Seiten.

Auf die Bearbeitung einer Wissenschaft haben Verhältnisse des Lebens jederzeit einen der Aufmerksamkeit nicht unwerthen Einfluß. Die Sprachkunde geht ursprünglich von einem ganz practischen Zwecke aus, der Erlernung der Spra-

chen. Man bestritt früher der Grammatik geradezu den Namen der Wissenschaft; sie sey eine Kunst, die *ars pure loquendi*. Man ließ es sich noch nicht einfallen, daß man so Vieles in der Sprache mit der Nothwendigkeit theils physischer, theils logischer Gesetze entwickeln können würde. Man fragte nur nach dem Was, der Erscheinung, nicht dem Warum, den inneren Gründen; nicht nach den Gesetzen des wirklichen Lebens der Sprache, sondern nur nach Regeln des practischen Gebrauchs. Dieser rein practische Weg wird auch, sofern er seiner Bestimmung treu bleibt, immer in Ehren gehalten werden müssen, und niemals wird ein rein wissenschaftliches Analysiren der Sprache eine gründliche Anweisung zur Erlernung überflüssig machen können. Nicht bloß, daß in der Sprache vieles Material hingenommen und dem Gedächtniß eingeprägt werden muß, weil es so ist: auch der besondere Character und Genius einer Sprache ist, wie alles Individuelle, nicht durch Abstractionen, sondern nur durch allmähliche Aneignung und practische Uebung völlig zu ergreifen.

Zeit man indes den Sprachen, zuerst mehr durch Anwendung allgemeiner philosophischer Begriffe, dann auf dem fruchtbarern Wege historischer Beobachtung, den Puls zu fühlen und die Gesetze des Lebens zu studiren angefangen hat, seit man die Sprache, unabhängig von jeder Anwendung derselben, als ein Denkmal des Geistes, und zwar als das älteste und erste, betrachtet und ihre Geschichte an die Spitze einer innern Geschichte des Menschengeschlechts stellt: wird auch eine Trennung der Arbeiten und der Darlegung ihrer Ergebnisse immer nöthiger. Die historische Sprachkunde muß sich um erstaunend viel bekümmern, das keinen unmittelbaren prac-

tischen Nutzen für die Erlernung der Sprache hat, um Lautgesetze und Gestalt der Wurzeln und Principien der Wortbildung, die bey der practischen Erlernung in angewandter Form mit dem lexicalischen Material zugleich gewonnen werden, nur ohne Erkenntniß der Gesetze, welche diesem Material seine bestimmte Gestalt gegeben haben. Und umgekehrt muß die practische Grammatik ihren Zöglingen wieder sehr Vieles einüben, das keine Stelle in der wissenschaftlichen Sprachkunde haben kann, Regeln, d. h. Classificierungen der einzelnen Fälle zur Abkürzung der Masse der Einzelheiten für den Gebrauch, welche auf keinen Gesetzen, d. h. Principien, welche den Bau der Sprache selbst geleitet und bestimmt haben, beruhen, sondern von der zufälligen Majorität der Beyspiele abstrahiert sind, indem man die Minorität in die Rubrik der Ausnahmen wirft; wie z. B. die Regeln der lateinischen Sprache über das Genus der Substantiva der dritten Declination auf is (deren Geschlecht durch ganz andere Gründe als die Endung is bestimmt wird) nur auf einer solchen Summierung einer zufälligen Majorität beruhen. Kurz, es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die wissenschaftliche Sprachkunde einen viel höhern Flug nehmen könnte, wenn sie, ohne Rücksicht nehmen zu dürfen auf die mannigfaltigen an sich sehr schätzbaren, Vortheile des Erlernens, den Blick allein auf das Begreifen der innern Triebe und Gesetze der Sprache gerichtet, ihrem Ziele nachstreben dürfte. Auch die practischen Lehrbücher werden gerade dann, wenn die Bahn des wissenschaftlichen Erkennens für sich durchmessen ist, am ehesten wieder die einfache Tüchtigkeit gewinnen, der ältere Bücher der Art oft weit näher standen, indem jetzt nur zu oft

der Erlernende mit noch unreifen Begriffsentwickelungen geplagt wird, wo eine ganz äußerlich gefasste aber präcise Regel, unterstützt von einigen gut gewählten Beyspielen, ihm das Sprach-Factum, auf das es ankommt, viel besser einprägen würde, ja indem nicht selten der vornehm ausgesprochene Aufschluß im Texte des Buches in einer unerreichbaren Entfernung über den in der Anmerkung gegebenen Einzelheiten, durch keine anwendenden Reflexionen damit vermittelt, und wie in die Luft gebaut steht.

Indeß wird es noch eine Zeit dauern, ehe namentlich bey den classischen Sprachen die beiden Wege der Bearbeitung sich in größern Werken scheiden werden. Die Wissenschaft, wenn auch unabhängig in ihrem innern Leben, wird durch die Mittheilung Artikel des Marktes, und muß, um ihrer Verbreitung willen, Formen suchen, die dort gelten. Sprachen, welche man nicht lernt um sie zu schreiben und die überhaupt nicht im Schulunterrichte eine solche Stelle einnehmen, machen es in der That ihren Bearbeitern viel leichter, die Darstellung dem innern Leben der Sprache anzubequemen, als die classischen. Man könnte ohne Paradoxologie sagen, daß gerade der Umstand, daß diese Sprachen von so Vielen gelernt und gelehrt werden, die höhere Ausbildung ihrer Grammatik gehindert habe. Es darf also nicht befremden, wenn auch solche Bearbeiter der classischen Sprachen, deren Richtung besonders auf das innere Leben der Sprache geht, doch die Form einer Schulgrammatik wählen, um das, was über den practischen Gebrauch hinausgeht, weniger freylich den Lernenden, als den Mitforschenden, mitzutheilen. Dieß ist, vorläufig bemerkt, gerade der Fall des vorliegenden Werkes.

Der Vf. dieser Grammatik, selbst ein sehr verdienter Schulmann unsers Landes, hat es versucht, wie schon der Titel besagt, die wissenschaftliche Behandlung mit der Rücksicht auf den Schulgebrauch zu vereinigen, aber, wie die Vorrede nicht verhehlt, auch die vielen 'bisweilen unbefiegbaren' Schwierigkeiten wohl erkannt, welche die Vereinigung beider Zwecke mit sich führe. Er gesteht, daß er sich durch die practische Rücksicht oft gezwungen gesehen habe, den von der Wissenschaft ihm vorgezeichneten Weg zu verlassen, wie er z. B. in der Formenlehre nicht die Homerische, sondern die Attische und gemeine Sprache zum Grunde gelegt, nicht die Verben auf  $\mu$  als die älteren denen auf  $\omega$ , nicht die dritte Declination der ersten und zweiten vorausgeschickt habe. Wir werden daher auch diese Inconsequenzen dem sonst mit einer sehr achtungswerthen Vereinigung wissenschaftlichen Geistes und practischer Einsicht abgefaßten Werke nicht zum Vorwurf machen können: sondern, wenn wir im Verfolge hie und da eine andere Anordnung oder Vervollständigung empfehlen, so geschieht dieß mit Rücksicht auf den Plan des Verfassers, den er am Ende des Vorworts kund gibt, dieß größere Werk, das er bis jetzt nur als ein angefangenes und unvollendetes betrachten könne, durch fortgesetztes wissenschaftliches Studium immer mehr zu vervollkommen, und davon eine dem Schulgebrauch ausschließlich bestimmte Grammatik zu trennen, welche von den in der größeren Sprachlehre niedergelegten wissenschaftlichen Untersuchungen die Resultate zu geben (wir würden lieber sagen: die aus der Erkenntniß der Sprachgesetze zu gewinnenden practischen Regeln aufzustellen) bestimmt seyn wird.

Die Einleitung handelt hauptsächlich von den Dialecten und Kunstsprachen, d. h. den für besondere Gattungen der Poesie und Literatur ausgebildeten und modificierten Volksmundarten — und zwar, nach dem Urtheil des Rec., im Ganzen nach den Grundansichten, welche durch die Geschichte der Stämme und die Betrachtung der Sprachdenkmäler gleichmäßig bestätigt werden. Namentlich ist ein Hauptsatz des Verf., wie dem Rec., zur Ueberzeugung geworden, daß der Ionisch = Attische Dialect überall, wo er consequent von dem Aeolisch = Dorischen abweicht (wie durch sein Eta für A, sein Sigma und Zeta für Z und D), darin auch von der Ursprache abgeht, so weit sie durch die Sprachvergleichung gewonnen werden kann, woraus sich ergibt, daß der Gegensatz dieser beiden Mundarten der Griechischen Sprache kein ursprüngliches, in den Wurzeln der Sprache vorhandener, gewesen seyn kann, sondern die Trennung des Ionischen vom Aeolischen sich erst auf dem Boden Griechenlands, unter Einfluß besonderer Neigungen des Sprachgefühls und localer Bedingungen, gebildet haben muß. Für den Zusammenhang der wissenschaftlichen Sprachkunde wäre freylich an dieser Stelle eine bestimmtere Characterisierung der Griechischen Sprache im Verhältnis zu ihren Schwestersprachen und ein umfassenderer Umriß der Geschichte der Griechischen Sprache wünschenswerth: allein man darf nicht vergessen, daß ein solcher den Verfasser selbst nur dann befriedigen kann, wenn er Ergebnis der schon vollendeten wissenschaftlichen Durcharbeitung der Sprache ist.

Den ersten Theil, der den herkömmlichen Namen Etymologie führt, theilt der Verf. in drey Abschnitte, 1. Fundamentallehre

(b. h. Lehre von den Sprachlauten und Sylben), 2. Formenlehre, 3. Wortbildungslehre. Die erste nimmt 74, die zweyte 339, die dritte 23 Seiten ein, der übrige Theil des ersten Bandes ist Register. Dieß ist allerdings bis jetzt das gewöhnliche Verhältniß der Ausdehnung dieser Theile; wenn indeß erst die Sprachkunde ihre Beobachtungen nicht nach den Erscheinungen, sondern nach den Gründen derselben ordnet, und darnach einer jeden ihre Stelle anweist: so wird die Lautlehre und Wortbildungslehre sich vieles von dem Material aneignen, das jetzt in der Formenlehre besprochen wird; und die Formenlehre wird, gebaut auf die vorausgegangene Lautlehre und Wortbildungslehre, alsdann sehr viel von dem bunten und labyrinthischen Ansehen verlieren, das sie jetzt noch entstellt.

Die Fundamentallehre des Verf. geht von der geschriebenen Alphabet aus, und kommt zur Aussprache der Buchstaben zur Kenntniß der Laute. Allerdings ist dieß der Weg der Untersuchung: aber natürlich nicht der Weg der Sprache selbst, und wir würden für eine rein wissenschaftliche Behandlung der Sache vorschlagen, die nöthigen Angaben über das Alphabet als Lehnsätze aus der Schriftkunde vorauszuschicken, und dann die Lautlehre selbst mit einer Uebersicht des Griechischen Lautsystems anzufangen, das freylich keine scharfe und individualisierende Charakteristik erhalten kann, wenn nicht vorher die allgemeine Fähigkeit der menschlichen Organe zur Articulation, entweder in physiologischer oder historischer Weise, oder durch beide beleuchtet ist. Eine bestimmtere Unterscheidung der Laute und ihrer Schriftzeichen ist auch bey dem Verf., wie in vielen Grammatiken, zu wünschen, so daß z. B. der Satz: 'Die Vocale e und o

sind stätts kurz,  $\eta$  und  $\omega$  lang,  $\alpha$ ,  $\iota$ ,  $\upsilon$  entweder kurz oder lang', ausgedrückt werden müßte: Bey den Vocalen  $\epsilon$  und  $\delta$  unterscheidet die seit 400 v. Chr. gewöhnliche Griechische Schrift Länge und Kürze ( $\epsilon - \eta$ ,  $\delta - \omega$ ), nicht so bey den übrigen.

Die 'Kurze Geschichte des Griechischen Alphabets' läßt mehrere Berichtigungen zu, besonders weil der Verf. dabey mehr den unzuverlässigen Nachrichten der Griechischen Grammatiker gefolgt ist, als den Ergebnissen der neuern Forschungen in den Griechischen Inschriften und deren Vergleichung mit dem Phönischen Alphabet. In diesen wird man z. B. keine Bestätigung dafür finden, daß Z, H und  $\Theta$  erst später zu den sechzehn, angeblich Kadmeischen, Buchstaben hinzugekommen wären, und T als Vocal erst hinzugefügt worden sey, nachdem F aus dem Alphabet herausgeworfen worden war.

Bey den Vocalen finden wir auch von dem Verf. eine Classe von Diphthongen vergessen, welche den Namen der uneigentlichen wohl mehr verdienen als die Doppellaute  $\alpha$ ,  $\eta$ ,  $\omega$ ,  $\bar{\alpha}\upsilon$ ,  $\bar{\alpha}\iota$ ,  $\bar{\omega}\upsilon$ , welche man besser ungleiche, d. h. aus ungleich langen Theilen zusammengesetzte, nennen könnte. Freylich gedenken dieser Diphthongen weder die Griechischen Grammatiker, noch die neueren Lehrer dieser Sprache. Wenn man aber weiter vernimmt, daß jede Sylbe nur einen Vocal oder Diphthong enthalten könnte, und man alsdann im weitern Fortgange der Lehre von den Vocalen bey der Synizesis erfährt, daß durch diese zwey getrennt geschriebene Vocale in einen Laut vereinigt werden: so muß man nothwendig schließen, daß die Synizesis eine Art von Diphthongen hervorbrachte. Daß aber diese Diphthongen von den gewöhnlichen, den durch



Contraction hervorgehenden, wesentlich verschiedenen waren, ist nach der Ueberlieferung der Homerischen Gedichte nothwendig anzunehmen, da gewiß nicht Ὀδυσσεύς und Πηλεός, ἐλόεον und ἐφόρεον in derselben grammatischen Form und unter denselben Bedingungen des Verses im Homerischen Texte gefunden werden würden, wenn die Rhapsoden nicht die Contraction von εο in εν und die Synizeſe εο in der Aussprache unterschieden hätten. Es hat also hiernach auch Griechische Diphthongen gegeben, deren geschriebene Formen (nach Homerischen Beyspielen) εα, εαι, εα, εο, εω, εοι, εφ, ια, ιε, ιη, ιη, ιο, υω waren, ähnlich wie im Gothischen ein Diphthong iu, im Althochdeutschen eo, ia, iu, ua, uo, im Angelsächsischen ea, eo, im Italiänischen uo, io, im Französischen ie, oi. (d. h. oa) u. dgl. m. gefunden werden. Allerdings entsprechen diese Lautverbindungen nicht dem Begriff des eigentlichen Diphthongen, da nur der Uebergang der Articulation von einem breiteren Vocal zu einem dünnern dem Laute die zusammenhängende Form gibt, welche sich als ein vollkommenes Ganzes dem Ohre darstellt, von welcher Art alle gewöhnlichen Diphthongen der Griechischen Sprache sind, die bekanntlich nur mit i oder v schließen. Aber danebei muß den menschlichen Articulations-Organen nach eben jenen Beyspielen auch das Vermögen zugeschrieben werden, einen und denselben Hauch (denn auf der Einheit des Hauchs beruht die Einheit der Sylbe) zuerst zu einem dünnern, dann zu einem volleren Vocal zu articulieren, ohne daß doch der erste eine consonantische Gestalt annimmt. Denn daß etwa, wie Manche gemeint haben, die Griechen in der Synizeſis Histjaja und genvon auß-

gesprochen hätten, ist außer andern Gründen schon deswegen unglaublich, weil diese Laute j und v überhaupt dem Griechischen Munde völlig fremd geworden waren \*). Immer aber erscheinen diese uneigentlichen Diphthongen als eine spätere Austerbildung, die nicht so in die Wurzel der Sprache verwachsen ist, wie die eigentlichen, sondern auf den Neigungen einzelner Volksstämme beruht. Diese spätere Bildung liegt in den Romanischen Sprachen am Tage, und wenn in den deutschen Mundarten diese Art von Diphthongen viel älter erscheint, so wird doch wohl eine noch ältere Gestalt anzunehmen seyn, wo sie nicht in der Form vorhanden waren. Im Griechischen aber findet das merkwürdige Verhältniß Statt, daß diese Diphthongen, die man, mit Rücksicht auf die natürliche Scala der Vocale, absteigende nennen kann, allein dem Jonischen Dialect (den Homerischen und Attischen eingeschlossen) angehören. Und zwar gehörten sie eines Theils bloß der Poesie an, insofern sie auf einer Verschmelzung ursprünglich ganz getrennter Sylben beruhen, wie sie in Πηλεος, εφορεον Statt findet: insofern sie aber auf einer Umhandlung von Vocalen und Verschiebung der Länge beruhen, wie in Πηληιάδεω, Θεσέως (aus Θεσῆος), πόλεως, muß die Synizesis oder der uneigentliche Diphthong auch im gewöhnlichen Leben gesprochen worden seyn, wie in mehreren

\*) Vielleicht ist die Aussprache der Synizesis am besten von den Neugriechen zu lernen, deren wahre Volkslieder, die man genau von den Erzeugnissen einer nachahmenden Kunstpoesie scheiden muß, indem sie den Hiatus eben so innerhalb der Worte, wie an den Wortgränzen scheuen, voll der auffallendsten Synizesen, z. B. ποιὸ einsylbig, γιγατάνια dreysylbig, ὠραιας zweysylbig u. dgl.

Fällen auch der Accent anzeigt, und macht um desto mehr Anspruch darauf schon hier erwähnt zu werden, wenn den Dichtern dabey auch immer die Freyheit blieb, die Synizesis des gemeinen Lebens wieder durch eine Art von Diäresis aufzuheben.

Hierauf folgt die Eintheilung der Consonanten in ihre Classen, wobey die etwas schielenden Ausdrücke Kehllaute und Zungenlaute wohl einer nähern Erklärung bedurft hätten, und dann eine ausführlichere Erörterung über die Spiranten, nämlich den Spiritus asper und lenis, dann  $\chi$ ,  $\sigma$  und F. Wenn bey  $\chi$  behauptet wird, daß der starre Consonant  $\chi$  ursprünglich ein bloßer Spirant gewesen sey, weil im Latein und im Sanskrit ihm h entspreche ( $\chi$ δὲς, heri, hyas; χειμών, hiems, hima; ὀχέω, eho, vah; χῆν, hansa): so ist doch die Frage, ob das Griechische nicht hier gegen die beiden Schwestern, denen man jetzt so gern eine größere Alterthümlichkeit zuschreibt, Recht behalten werde, da nach den Regeln der Lautverschiebung (Grimm, Grammatik I. S. 584 ff.) dem Griechischen  $\chi$  das Gothische g und Althochdeutsche f entspricht und also kein bloßes h, sondern eine Aspirata von den K-Lauten an dieser Stelle gestanden haben muß, als die Germanischen Sprachen sich von der gemeinsamen Mutter trennten. Die Verwandlung des  $\chi$  in h im Latein kann erst später, als die Aspiraten größtentheils aus dieser Sprache verschwanden, eingetreten seyn, und ist nicht als ein Ueberrest der Sanscritischen Grundform anzusehen.

Mit Recht sind die großen Veränderungen, die mit dem  $\sigma$  in der Griechischen Sprache Statt gefunden haben, die häufige Verwandlung in den Spiritus asper am Wortanfange, und die

noch häufigere Auswerfung zwischen Vocalen, schon hier angeführt, da sie zu den folgenreichsten Ereignissen für die ganze Gestalt der Sprache gehören. Aber eben deswegen wünscht man schon an dieser Stelle eine nähere Bestimmung der Sache, die auf eine vorläufige Summierung der Fälle gegründet werden müßte. Man kann die Fälle der Ausstoßung des  $\sigma$ , wenigstens denen verständlich, die damit schon bekannt sind, etwa so in einen Ueberblick bringen:  $\tauύπτεσαι$ ,  $ἐτύπτεσο$ ,  $\tauύπτησαι$ ,  $\tauύπτοισο$ .  $\muενέσω$ ,  $κομίσω$ ,  $ἐλάσειν$  ( $\acute{\epsilon}\lambda\alpha\nu$ ),  $\acute{\epsilon}\rhoύσουσιν$ ,  $\sigmaώσω$  ( $\Sigma\Omega\Omega$  futur. ex. inscr. Attica);  $\tauιδέσαντι$ , daraus  $\tauιδέσασιν$ .  $\kappaαλοῖσο$ .  $Μουσαίων$ .  $γένεσος$ ,  $\acute{\alpha}\lambdaηδέσος$ ,  $\acute{\alpha}\iota\deltaόσος$ ,  $\muνσός$ ,  $\kappaνέφασος$ .  $\acute{\epsilon}\Sigmaα$  (eram).  $\acute{\alpha}\Psiως$  (aurora).  $\omicron\acute{\upsilon}\Sigmaας$  (auris).  $\nuνσός$  (nusus). um von dem Ausfall eines radicalen  $\sigma$  nur einige Beispiele zu nennen. Aber ungeachtet der vielen hier angedeuteten Fälle, sagt der Lex. doch zu viel, daß  $\sigma$  in der Regel ausgefallen sey, wenn es in der Mitte des Wortes zwischen zwey Vocalen stehen sollte, namentlich in der Flexion, wogegen schon die Futura und Aoristen auf  $\sigma\omega$  und  $\sigma\alpha$  Einspruch thun; eben so wie es zu viel gesagt ist, daß  $\sigma$  vor einem Vocal am Anfang eines Wortes in der Regel in den Spiritus asper übergegangen sey. Im Latein ist allerdings  $s$  zwischen Vocalen bis auf wenige Beispiele, für die meist eine besondere Erklärung gegeben werden kann, in  $r$  übergegangen; aber im Griechischen scheint die Ausstoßung des  $\sigma$  an derselben Stelle minder consequent durchgeführt worden zu seyn, am consequentesten indeß nach dem  $s$ . Daß ein aus  $\tau$  hervorgegangenes  $\sigma$  (wie in  $\gammaένεσις$ ,  $\gammaενέσιος$ ) diese Ausstoßung nicht duldet, und eine durchgängige Ausnahme macht, versteht sich von selbst.

Auch konnte hier, da an keiner andern Stelle davon weiter im Zusammenhange die Rede ist, der Auswerfung des  $\sigma$  vor den liquidis gedacht werden, von denen  $\rho$ ,  $\lambda$ ,  $\nu$ , gar kein  $\sigma$  vor sich dulden,  $\mu$  aber, welches unter den liquidis am nächsten an die mutas gränzt, sich zwar mit  $\sigma$  verbindet, aber doch so, daß  $\sigma\mu$  in vielen bekannten Beispielen zu  $\mu$  abgeschliffen wird. Die Ursprache hat dagegen, nach dem Zeugnisse anderer ihrer Töchter, alle diese Lautverbindungen  $sr$ ,  $sl$ ,  $sn$  und  $sm$  auch am Anfange von Worten angewandt.

Das Digamma ist in mehreren Griechischen Grammatiken ein Proteus, der in den verschiedensten Gestalten erscheint und überall herbeygerufen wird, wo ein Hiatus an den Wortgränzen oder innerhalb der Worte zu verhindern ist, ein wunderbares Wesen, das bald Hauch, bald Buchstabe, und nach Belieben wieder keins von beiden, alle Rollen übernehmen muß, die das System des Grammatikers ihm aufnöthigt. Und doch ist dieß Digamma, wie schon sein ursprünglicher Name bezeugt, gar nichts als ein Vau, das in der Griechischen Sprache und zwar zuerst in der Ionischen Mundart sich verflüchtigte; gerade wie die Griechische Sprache auch den entsprechenden Halbvocal der Ursprache, das  $j$ , verloren hat. Daß dieß Vau auch  $\gamma$  bedeutet und z. B.  $\text{Foivos}$ , vinum,  $\gamma\text{oivos}$  gelautet habe, beruht einzig und allein darauf, daß Hesychios — wie Bentley schon gesehen hat — viele Wörter, die er mit dem Digamma bezeichnet fand, aus Mangel eines andern Places, beym  $\text{Samma}$  unterbringen zu können geglaubt hat. Wie leicht dieß Vau in die zunächst stehende  $\text{media}$  übergehen konnte, ist von selbst klar; doch darf dieser Uebergang nicht so promiscue den Do-

riern und Aeolern zugeschrieben werden, sondern die Sache verhält sich so, daß die Aeoler von Lesbos in der Zeit ihrer Lyriker das F vor einem Vocal festhielten, vor ρ aber in β wandelten, die Dorier des Peloponnes aber — etwa seit der Zeit der Perserkriege — das F vor Vocalen am Wortanfange in β umbildeten. Was aber andererseits die Verwandlung des F in einen vocalischen Laut betrifft, so gibt der Verf. eine Bemerkung von Herrn Fr. W. Reimnitz, wieder, dessen inhaltreiches Büchlein 'System der griechischen Declination' er mit Recht viel zu Rathe gezogen hat, daß nämlich das Digamma nach einem Vocal sich sowohl am Wortende, als in der Mitte des Wortes vor einem Consonanten, in der Form v jederzeit erhalten hat: eine Bemerkung, mit deren Hülfe die ganze Theorie des Digamma sich sehr befriedigend ergänzen und abrunden läßt. Eine Verwirrung in den Bey-  
 z. 9. 10 und den Druckfehler z. 19 ἐλαύ-  
 σ' für ἐλαύνω wünschten wir am Ende des Bandes angezeigt.

Das zweyte Kapitel 'Wandel der Sprachlaute' faßt nach der Ansicht des Rec. zu heterogene Dinge zusammen, indem erstens von einem Wandel der Vocale in den verschiedenen Mundarten, dann von der Veränderung derselben durch Contraction, Elision u. dgl. gesprochen wird. Nun ist aber der Wandel der Vocale in den Mundarten, zumal wenn man dabey vom Attischen oder gewöhnlichen Dialect ausgeht, gar nicht als eine Verwandlung, sondern nur als ein Verhältniß zu fassen, und hat nichts gemein mit Veränderungen, die sich in dem historischen Gange der Sprache ereignet hatten, und bey den Griechen fortwährend ereigneten. Auch wird der Vf. sein wissenschaftliches Bewußtseyn schwerlich

durch die Art ganz befriedigt fühlen, wie er, nach Anderer Vorgange, die dialectischen Verhältnisse angegeben hat: 'α geht in ε über, ε in ο, ο in ε, α in ο, dorisch, äolisch, ionisch', und dann einzelne Beispiele, meist ohne Hinweisung auf die einzelnen Schriftsteller, wo sich die Erscheinung findet; ob z. B. ein Dorismus aus Epicharm, oder Pindar, oder der Lakonischen Mundart, ein Aeolismus aus den Lesbischen Lyrikern oder Böotien stammt, und auch ohne hinlängliche Erwägung der euphonischen Einwirkungen, unter denen der Vocal seine Gestalt veränderte. Ref. würde zuerst, was er bey dem Verf. vermist, die allgemeinen Richtungen der Dialecte angegeben haben; z. B. daß der Ionisch=Attische in der Behandlung der Vocale immer aufwärts, von dem Grundlaute ε nach dem E und I und von O nach T hinstrebt, also aus ᾶ oft ε, aus ᾷ meist η macht, die Dehnung von ε in ει, ebenso die von ο in ο gleichartigen in η und ω vorzieht, daß ursprüngliche u meist in v (ü) verwandelt wird; dagegen der Dorische Dialect die Vocale entweder auf ihrer ursprünglichen Höhe festhält, oder noch gegen das α herabsteigt. Die Erscheinungen, die bey diesen Dialecten nicht in den angegebenen Richtungen liegen, sind so vereinzelt, daß von ihnen besser bey den euphonischen Verhältnissen, unter denen sie sich gebildet haben, die Rede seyn kann, z. B. wie neben dem gewöhnlichen ἐβδομήκοντα im (Italotischen) Dorismus ἐβδεμήκοντα, und ebenda neben οὔτες — εὔτες vorkommen konnte.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

G ö t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

48. Stück.

Den 26. März 1836.

---

H a n n o v e r.

Beschluß der Anzeige: Ausführliche Grammatik der Griechischen Sprache wissenschaftlich und mit Rücksicht auf den Schulgebrauch ausgearbeitet von Raphael Kühnert, etc.

Dann würde vor allem nöthig seyn, die Ausdehnung und Allgemeinheit einer solchen dialectischen Besonderheit zu bestimmen, oder mit andern Worten die Kraft zu messen, mit der die Neigung eines Volkstammes zu gewissen Lauten sich unter verschiedenen euphonischen Verhältnissen äußert, worin bis jetzt noch wenig geleistet ist. So vermessen wir in der bisherigen Grammatik ganz eine allgemeine Auskunft darüber, wie weit bey den Ionern und hernach im ausgebildeten Attischen Dialect die Verwandlung des langen  $\alpha$  in  $\eta$  geht, worüber auch in diesem Werke S. 19 und 257 zu wenig gesagt wird. Die andern Grammatiker suchen davon gewöhnlich bey der ersten Declination Rechenschaft zu geben, ob



hier die Endung  $\bar{\alpha}$  oder  $\eta$  zu wählen sey, aber dieß ist nur ein einzelner Fall einer Erscheinung, die durch die ganze Sprache geht. Eine umfassende Untersuchung über den Gegenstand würde wohl darauf hinausführen, daß in den Fällen, in denen der Ionische und der Attische Dialect  $\alpha$  festhält, theils Contractionen des  $\alpha$  aus  $\alpha\alpha$  und  $\alpha\epsilon$  (bey den Attikern auch aus  $\alpha\omega$  und  $\omega\alpha$ ) Statt finden, theils Verlängerungen des  $\alpha$  durch Ausfall eines  $\nu$  vor  $\sigma$ , theils Dehnungen des  $\alpha$  vor einer liquida, theils ein Einfluß angränzender Vocale und liquidarum, welcher freylich im Attischen Dialect viel ausgedehnter ist als im epischen und Ionischen, aber in diesen doch auch so weit sich findet, daß man die gemeinsame Grundlage eines euphonischen Bedürfnisses nicht verkennen kann. Und zwar ist es nicht bloß das Vorausgehen eines Vocals, eines  $\rho$  und in nicht wenigen Fällen auch eines  $\lambda$ , sondern auch das unmittelbare Nachfolgen eines Vocals, beson- ders eines D-Lautes, so wie des  $\rho$  und  $\lambda$ , ja mitunter auch der andern liquidarum, welches ein ursprüngliches langes  $\alpha$  verhindert hat zum  $\eta$  zu werden. Unter den Fällen, die dann noch übrig bleiben, ist besonders die bey den Athenern in volksthümlichem Gebrauch sehr beliebte Endung  $\bar{\alpha}\xi$ , gen.  $\bar{\alpha}\kappa\omicron\varsigma$  ( $\phi\acute{\epsilon}\nu\bar{\alpha}\kappa\epsilon\varsigma$ ,  $\delta\alpha\lambda\acute{\alpha}\mu\bar{\alpha}\kappa\epsilon\varsigma$ ,  $\lambda\acute{\alpha}\beta\rho\bar{\alpha}\kappa\epsilon\varsigma$  u. dgl.) und einiges Verwandte nachzuholen.

Die Contraction theilt der Verf. in die eigentliche und uneigentliche; zu jener rechnet er Fälle wie  $\tau\acute{\epsilon}\lambda\chi\epsilon\iota$ , zu dieser  $\tau\iota\mu\omega\mu\epsilon\nu$ ,  $\tau\iota\mu\omega$ ,  $\tau\iota\mu\alpha$ ,  $\tau\iota\mu\bar{\alpha}$ , weil in diesen Fällen die beiden contrahierten Laute nicht als Theile des Diphthongs kenntlich bleiben. Indesß bezieht sich dieser Unterschied eigentlich mehr auf die Schrift als die Sprache selbst, da z. B. das  $\omega$  schwerlich denselben Klang hatte, wenn es aus  $\alpha\omega$  und wenn

es aus *oo* contrahiert war, sondern im ersten Fall gewiß etwas von dem *U*-Laut hören ließ. Die Contractionen der verschiedenen Dialecte werden etwas in Bausch und Bogen abgehandelt, und in der That kann auch Viel davon bey den contrahierten Formen der Conjugation und Declination genauer bestimmt werden, wenn nur überhaupt erst an dieser Stelle das System der Contraction mit Rücksicht auf die Neigungen der verschiedenen Mundarten nachgewiesen ist. Man wird indeß unmöglich dahin gelangen, den contrahierten Laut als ein nothwendiges Ergebnis des Zusammentreffens zweyer bestimmten Vocale zu fassen, wenn man nicht die Einwirkung von zwey verschiedenen Principen von einander trennt. Denn neben dem phonetischen Principe, wonach die Laute als organische Functionen mit einer physischer Nothwendigkeit zusammenwachsen, auf die Contraction sehr mannigfach das grammatische System der Sprache ein: bald durch höhern grammatischen Werth, der einem Laute vor dem andern gegeben wird, wie die Contractionen *ἀπλᾶ*, *λεονταῖ*, *χρυσᾶ* nur durch das Prävalieren der Casusendungen erklärt werden können, da sie nach rein phonetischem Princip *ἀπλω*, *λεοντη*, *χρυσῆ* lauten müßten; bald durch eine Art Anziehung, die eine entsprechende grammatische Form auf die zu contrahierende ausübt, wie z. B. aus *ἰππότεω* das Attische *ἰππότου* nur durch den Einfluß der zweyten Declination, und aus *ἀληθέας*, *μειζονας*, *πόλεας*, *ἀληθεῖς*, *μειζους*, *πόλεις* nur durch die Analogie des Nominativs und Accusativs geworden ist. Eben so wichtig ist dieß bey der Krasis, deren Form im Attischen Dialect häufig durch das Prävalieren des Hauptworts vor dem Artikel oder der copulativen Partikel bestimmt wird,

wo die andern Dialecte sie ganz nach den phonetischen Bedingungen gestalten. So verhält sich das Attische  $\acute{\alpha}\nu\eta\rho$  zu  $\acute{\omega}\nu\eta\rho$ , welches Ionisch und Dorisch ist; und dasselbe Verfahren zeigt sich sehr auffallend in den Attischen Krassen  $\kappa\epsilon\iota\varsigma$ ,  $\kappa\acute{\iota}\sigma\omicron\varsigma$ ,  $\chi\upsilon\pi\eta\rho\epsilon\sigma\acute{\iota}\alpha$  u. dgl.

Wir übergehen den übrigen Inhalt des Kapitels, welches auch von der Synizese und Elision und der Zulassung des Hiatus, so wie von den Mitteln ihn zu vermeiden handelt, um dafür noch einige Lücken anzudeuten, welche die Lehre von den Vocalen in dieser wie in andern Griechischen Grammatiken auszufüllen läßt, wenn sie einer wissenschaftlichen Sprachkunde als Grundlage dienen soll.

Erstens ist zur Lehre von der Dehnung oder Verstärkung der Vocale zwar Einiges von der Verf. bey dem Wandel der Vocale in den verschiedenen Mundarten, so wie später bey Formenlehre, bemerkt worden: aber es ist doch aus nöthig an dieser Stelle die verschiedenen Arten der Dehnung vollständig zu zergliedern, hernach das Gesetzmäßige in der Anwendung derselben auf eine consequente Art nachweisen zu können. Wenn wir dabey besonders den Standpunkt des Ionisch-Attischen Dialects festhalten: so müssen wir vier verschiedene Arten von Dehnung unterscheiden, die Ref. hier angeben will ohne jedoch auf alle Fragen, die die Classification der einzelnen Fälle betreffen, dabey eingehen zu können. Die erste, wobey alle Vocale aus kurzen lange werden, ohne ihre Qualität zu verändern, nur daß für  $\alpha$  das Ionische  $\eta$  gesetzt wird. Diese hat für den innern Zusammenhang der Sprache am wenigsten zu bedeuten, sie tritt meistentheils um der Euphonie willen ein, oder um das Gleichgewicht der Sylben her-

zu stellen, da wo der Sprachgeist aus gewissen architectonischen Principen eine Verstärkung einer Sylbe verlangt. Die zweyte ist diejenige, wo die andern Vocale ebenso bleiben, nur daß *e* und *o* eine Stufe hinansteigen und zu *ei* und *ov* werden. Hierbey ist meist eine liquida im Spiele; es gehören dahin theils die Fälle, wo ein ausgefallenes *v* vor *σ* oder ein *σ* nach einer liquida (wie in den Aoristen der *verba liquida*) durch Dehnung ersetzt wird, theils die Dehnung des *e* und *o* vor liquidis, dem *σ* und Vocalen, die man meist der epischen Poesie zuschreibt, wie wohl sie nichts weniger als eine Licenz der Dichtersprache, sondern in der Volkssprache begründet (daher oft auch so fest geworden, daß die andere Form darüber sich verloren hat), und durch bestimmte Gesetze beschränkt war. Der Verf. Art. 1, 18. U. 2.), daß nämlich das aus *e* abgegr. *ete* *o* diese Dehnung nicht zuläßt, also aus den *ος, πόνος, στόλος* nicht *δοῦμος, πούνος, εῖλος* werden kann. Die dritte Dehnung C. nicht eigentlich in einer Vorschiebung des *e = da. utes*, wodurch aus *α — η* (Dorisch *ᾶ*), aus *η — ει*, aus *υ — ευ* wird, dagegen *e* und *o* sie ge. nicht zulassen; diese ist ein wichtiges Princip der Tempus- und damit zusammenhängenden Nominalbildung, welches mit dem Ablaute des Vocal an in *o* auf gleicher Linie steht und dieselbe Function verrichtet. Während diese dritte Art der Dehnung in dem ursprünglichen Perfect (dem sogenannten *perfectum secundum*) allein zur Anwendung kommt, alterniert sie in der Verstärkung der Präsens mit einer vierten Art der Dehnung, welche durch ein nachtretendes *i* geschieht und aus *α, ε, ι, υ — αι, ει, ι* und *υ* (für *υι*) macht, und zwar nach dem Gesetze,

daß jene dritte vor jeder muta, die vierte vor den liquidis und Vocalen eintritt. Von diesen Dehnungen ist wenigstens die dritte als ein uraltes Princip der Formenbildung in den indogermanischen Sprachen nachzuweisen; sie entspricht der Vorschöbung eines *ā* im Indischen, welche unter dem Namen Guna bekannt ist, und ist mit großem Rechte, wie dem Unterz. dünkt, in der Gothischen Präsensverstärkung von *i* in *ei* (d. h. der Aussprache nach *î*) und *u* in *iu* wieder erkannt worden — da ja dem Griechischen *ε* auch sonst in der Regel im Sanscrit *a*, im Gothischen *i* entspricht (vgl. Bopp Vergleichende Grammatik S. 27). Der Verf. gedenkt natürlich dieser Dehnungen bey der Conjugation, aber würde seiner Darstellung derselben viel mehr Klarheit haben geben können, wenn er sich auf diese verschiedene Arten von Dehnung als auf bestimmte und bekannte Operationen der Griechischen Sprache hätte zurück beziehen können. Rec. unterscheidet übrigens noch eine fünfte Art von Dehnung, die den Vocalen *α* und *ο* ein *ε* hinzufügt, und die in der Reduplication der Intensiva *μαμάσσω*, *ποιφύσσω* (eigentlich für *πιφύσσω* nach einem Gesetz der Euphonie vor Muta so wie vor Liquida, als eine epische Dehnung aber nur vor Vocalen und am Schlusse einiger Partikeln gefunden wird.

Nicht minder wichtig ist es für den ganzen Zusammenhang der Griechischen Grammatik, die qualitativen Veränderungen, welche die Vocale erleiden, genau zu bestimmen und nach ihren Gründen zu scheiden. Theils ist dieser Grund ein euphonischer, und liegt also in der Einwirkung anderer Laute; theils haben sie eine grammatische Bedeutung, und gehen von dem Bestreben aus, die Fassung des Begriffs zu än-

bern. Die Veränderungen der ersten Art sind meist Wirkungen der liquidae. Man kann durch sehr viele Beispiele darthun, daß die beiden liquidae  $\rho$  und  $\lambda$  (in gewissen Fällen wohl auch  $\mu$  und  $\nu$ ) eine Kraft haben, sowohl ein folgendes als ein vorhergehendes  $\epsilon$  in  $\alpha$  zu verwandeln. Dahin gehören z. B. die Aoriste  $\acute{\epsilon}\tau\rho\alpha\pi\omicron\nu$ ,  $\acute{\epsilon}\delta\alpha\rho\eta\nu$ ,  $\acute{\epsilon}\kappa\lambda\acute{\alpha}\pi\eta\nu$ ,  $\acute{\epsilon}\sigma\tau\acute{\alpha}\lambda\eta\nu$  (deren Regel der Rec. durch die Wahl der Beispiele anzudeuten sucht), wo der Verf. S. 157, 1. das  $\alpha$  als einen grammatischen Umlaut ansieht, in Uebereinstimmung mit andern neuen Sprachforschern, die zum Theil auch dieß  $\alpha$  des Aorists als das ursprüngliche Sanscritische  $\check{a}$ , und das  $\epsilon$  des Präsens als eine spätere Veränderung fassen wollen. Wären diese Ansichten richtig, so müßte das  $\alpha$  auch zwischen mutis finden, und z. B. ein  $\acute{\epsilon}\tau\alpha\kappa\omicron\nu$  und  $\acute{\epsilon}\psi\acute{\alpha}\gamma\eta\nu$  nachzuweisen seyn, deren Bildung von den Wurzeln TEK und ΨEI ganz jene Analogie folgen würde. Da dieß nicht der Fall ist, so ist gewiß der eigentliche Grund der Veränderung nur in euphonischen Verhältnissen zu suchen, wenn auch der Geist der Sprache, welcher einen kleinen Unterschied für Imperfect und Aorist suchte, dieser euphonischen Nebenform erst dann eine grammatische Bedeutung beygelegt hat. Noch augenscheinlicher ist der Einfluß, den die andern beiden liquidae  $\mu$  und  $\nu$ , die letztere besonders mit folgendem T-Laut, auf ein vorhergehendes  $\epsilon$  ausüben, um es in den dunklern Laut  $o$  zu verwandeln. Dieser Einfluß, der sich auch in der Lateinischen und den Germanischen Sprachen nachweisen läßt, betrifft indeß in der Regel nur die schwächste Art des  $\epsilon$ , den Bindelaut einer Wurzel oder eines Stammes mit der Flexion. Ein solcher Bindelaut ist namentlich das  $\epsilon$  zwischen dem Verbalstamme und den Ver-

sonalendungen, die ursprünglich  $\mu$ ,  $\sigma$ ,  $\tau$  u. s. w. lauteten, welches  $\varepsilon$  daher vor jedem  $\mu$  und  $\nu$  zum  $o$  geworden ist ( $\sigma\mu\alpha$ ,  $\varepsilon\sigma\alpha$ ,  $\varepsilon\tau\alpha$ ,  $\acute{o}\mu\epsilon\delta\omicron\nu$ ,  $\varepsilon\sigma\delta\omicron\nu$ ,  $\varepsilon\sigma\delta\omicron\nu$ ,  $\acute{o}\mu\epsilon\delta\alpha$ ,  $\varepsilon\sigma\delta\epsilon$ ,  $\omicron\nu\tau\alpha$ , um statt der abgestumpften Endungen des Activs die vollständig erhaltenen des Passivs zu setzen); während das radicale  $\varepsilon$  in der Conjugation auf  $\mu$  diesem euphonischen Einfluß widersteht, und sich wie das  $\alpha$ ,  $o$ ,  $\iota$ , und  $\upsilon$  immer in seiner Reinheit, zum Theil mit der Dehnung der ersten Classe, behauptet ( $\varepsilon\mu\alpha$ ,  $\varepsilon\sigma\alpha$ ,  $\varepsilon\tau\alpha$  u. s. w.). Von dieser Widerstandsfähigkeit der radicalen Vocale und von der Wandelbarkeit des Bindelauts  $\varepsilon$ , die alsdann auch zur Abstumpfung der Endungen die Veranlassung gab, geht der ganze Unterschied der Conjugationen auf  $\mu$  und  $\omega$  Griechischen aus; und wir glauben, daß Verf., der sich §. 117 mit der Wirkung des  $\mu$  und  $\nu$  auf das  $\varepsilon$  bekannt zeigt, seiner Darstellung der Conjugation einen noch höhern Grad von Klarheit verliehen haben würde, wenn er schon in der Lautlehre den Grund dazu gelegt hätte. Wir wollen nur noch hinzufügen, daß die oben erwähnten Beispiele eines  $\varepsilon$  für  $o$  dem Dorischen Dialect Unteritaliens,  $\acute{\epsilon}\nu\tau\alpha\varsigma$   $\acute{\epsilon}\beta\delta\epsilon\mu\acute{\eta}\kappa\omicron\nu\tau\alpha$ , hier ebenfalls ihre Stelle finden; das  $\varepsilon$  ist auch hier das ursprüngliche, und das  $o$  die euphonische Veränderung des Bindelauts unter dem Einfluß von  $\mu$  und  $\nu\tau$ . 1

Von allen diesen euphonischen Einwirkungen ist der grammatische, für sich sinn- und bedeutungsvolle Ablaut genau zu unterscheiden. Wir wünschten, daß der Verf., wo er diese Erscheinung erwähnt (§. 156), den Terminus der Grimmschen Grammatik (die darin wohl als Gesetzgeberin geachtet zu werden verdient) fest gehalten, und nicht unter dem Ausdrucke 'Umlaut

tung' gar sehr verschiedene Erscheinungen befaßt hätte, wie die Dehnung in λήθω, die euphonische Veränderung in ἔτραπον und Anderes. Der Ablaut der Griechischen Sprache ist im Ganzen beschränkt auf die Verwandlung des ε in ο, und streift nur bisweilen in das α hinüber, so daß auch dieß zum ο wird. Er durchdringt aber auch so die ursprüngliche (starke) Conjugation der Griechischen Sprache und eine bedeutende Masse von Nominalbildungen, die es der Mühe versohate zusammen zu stellen und genau von den Wortbildungen zu trennen, die den Ablaut nicht zulassen. Daß dieß Lautverhältniß ε zu ο dem Gotischen i zu a entspreche, auf welchem der Ablaut der deutschen Conjugation beruht, kann wohl keinem Zweifel unterliegen; und ganz consequent steht der Präsensverstärkung ei (welches für ii steht) der Ablaut ai gegenüber, wie im Griechischen dem ει das οι, z. B. in leiba, láif, welches völlig dem λείπω, λέλοιπα entspricht. Die Präsensverstärkung iu aber, mit dem Ablaut au (in der IX. Conjug. bey Grimm), mußte im Griechischen ev mit dem Ablaute ov lauten, indeß hat sich dieß in der Conjugation nur in epischen ειλῆλουσα erhalten, und φεύγω, πέφυγα gibt nur unvollkommen das Gotische thiuha, thlahh, wieder, dagegen hat die Nominalbildung den ursprünglichen Ablaut noch ganz richtig in σπείδω, σπουδή, in κεύσω ἀκόλουδος bewahrt. Es ist merkwürdig, wie dieses kräftige Princip der Flexion und Derivation sich nur in occidentalischen Zweigen der Indo-Germanischen Sprachen erhalten hat, im Orient aber, so viel bis jetzt bemerkt worden, sich nirgends findet. Denn wenn ein vortrefflicher Sprachforscher (Bopp Vergleich. Gramm. S. 26 ff.) versucht, den Ablaut jener Sprachen



aus dem Sanscritischen *Guna* abzuleiten, so zeigen sich dagegen auf dem Boden der Griechischen Sprache *Guna* und Ablaut als ganz verschiedene Dinge, wie schon aus diesen und den obigen Andeutungen über das eine und das andere zu entnehmen ist. So vollkommen auch das Sanscritische *vēda* (aus *vaīda* entstanden) von der Wurzel *vid*, und das Gothische *vait* (ich weiß) von *vit* übereinzustimmen scheinen: so ist doch dieß genaue Entsprechen der Vocale nur scheinbar, denn *vait* vereinigt wirklich, wie das Griechische *φοῖδα* Dehnung und Ablaut, während in *vēda* (*vaīda*) der Ablaut völlig verloren und nur die Dehnung übrig geblieben ist, gerade als wenn man im Griechischen von der Wurzel *Ἔιδ* das Perfect nicht *φοῖδα* sondern *φεῖδα* gebildet hätte, wie es sich ja auch, dem ablautenden Indicativ, in den übrigen *Μοδῖς* unabgelauteet vorfindet.

Noch eine dritte Lehre, die in diesem Fundamentalthelle eine Stelle verlangt, ist die der Schwächung der Vocale, welche freylich zu ihrer Begründung erst eine Untersuchung über die relative Stärke der einzelnen Vocale voraussetzt. Im Griechischen würde diese gewiß ergeben (wie schon alte Grammatiker gesehen haben), daß das *ε* von allen Vocalen der schwächste war, und daher alle andern Vocale, durch eilige Aussprache, besonders vor Vocalen, zu einem *ε* werden können, wodurch namentlich die Substantiva der dritten Declination auf *ος* purum im Genitiv im Ionischen und Attischen, zum Theil auch in den andern Dialecten, ihre Form erhalten haben. Man vergleiche, um den Uebergang der sämtlichen Vocale *α*, *ι*, *ο* und *υ* in *ε* zu überschauen, *κτέρεα*, *πόλει*, *γένεος*, *ἠδέων*. Der Verf. berührt diese Erscheinung §. 286 ff.

fter, jedoch ohne sie im Allgemeinen zu characterisiren; auch nimmt er in  $\gammaένος$ ,  $\gammaένεος$  einen Uebergang von  $\epsilon$  in  $ο$ , statt des umgekehrten, an, wogegen deutliche Analogien der Lateinischen Sprache zeugen, die nach sichern Zeugnissen aus  $genusis$  erst  $genoris$  und daraus alsdann  $generis$  gemacht hat. Im Ganzen genommen hat indeß diese Schwächung auf die Form der Lateinischen Sprache, in der das  $a$  durch  $e$  in  $i$  übergeht, einen viel tiefer greifenden Einfluß ausgeübt als in der Griechischen, die sich gerade durch große Treue und Feinheit in der Bewahrung der mannigfachsten vocalischen Laute, wir wagen zu sagen, vor allen ihren Schwester Sprachen auszeichnet.

Der Wandel der Consonanten ist auf die Weise, wie der der Vocale, in zwey Abschnitten, erst in Beziehung auf die Mund-  
 , dann auf Flexion und Ableitung, behan-

In Beziehung auf den ersten wiederholen die bey den Vocalen ausgesprochenen Wund-  
 ; der zweyte zeichnet sich durch Klarheit und Anmuth vor den meisten andern Behandlungen desselben Gegenstandes aus. Wir fügen nur wenige einzelne Bemerkungen bey. Bey dem Uebergange eines ursprünglichen  $\tau$  in  $\sigma$ , welcher dem Jonischen und Attischen Dialect angehört, bemerkt man den Einfluß eines darauf folgenden  $\iota$  oder bemerkt werden, der in fast allen Fällen ( $δίδοσι$ ,  $τέπτονσι$ ,  $είκοσι$ ,  $φύσις$ ,  $πλούσιος$ ,  $δαρύσιμος$ ,  $Ποσιδήϊον$ ) Statt findet, und von dessen entscheidender Wirkung man sich besonders überzeugt; wenn man verwandte Formen, in denen die Vertauschung des  $\tau$  mit  $\sigma$  nicht Statt gefunden hat, wie  $δίδοται$ ,  $φύτωρ$ ,  $πλούτος$  damit zusammenhält. Der Mund der Jonier ist hierbey offenbar von derselben natürlichen Nei-

gung der Articulations- Organe geleitet worden, die in der Römischen und den Romanischen Sprachen aus *ti zi* und später *si* gemacht hat. Hiernach kann auch kein Zweifel seyn, daß aus dem ursprünglichen und Dorischen *τύπτοντι* das Ionische *τύπτονσι* bloß durch Verwandlung des *τ* in *σ* und die dadurch nothwendig gewordene Ausstoßung des *ν*, an dessen Stelle die Dehnung der zweyten Art eintrat, geworden ist, nicht aber durch Einschiegung eines *σ* vermittelt einer Form *τύπτοντσι*, aus welcher der Vf. S. 54, 6 *τύπτονσι* ableiten will. Jedoch erkennt der Vf. selbst S. 101 dieß *τύπτοντσι* nach Bop 's Anleitung als eine 'wahrhaft monströse Form' und wird daher gern zugeben, daß die Regel nicht auf das Zusammentreffen von *νσ* sondern nur von *νσ* zu stellen war. Freylich bedarf sie dann einer näher begränzenden Bestimmung, da die Verbindung *νσ* zwar im Ionischen und Attischen Dialect, mit Ausnahm der Composita mit Präpositionen, sehr selten gelassen wird, aber die Sprache ihr auf verschiedene Weise, mit Berücksichtigung der damaligen Umstände, auszuweichen weiß. Man kann in der That nachweisen, daß *ενς* im Griechischen auf sieben verschiedene Weisen abgeleitet worden ist, in *εις*, *εσσ*, *εσ*, *ειν*, *ην* *ενς* *ενεσ*.

Das dritte Kapitel der Fundamental-Lehre dieser Grammatik handelt von den Sylben, und zwar hauptsächlich von der Quantität und den Accenten. Von beiden Lehren scheint uns nur so viel in diesen Abschnitt zu gehören, als sich aus phonetischen Principen ableiten läßt; die speciellen Regeln, wann *α*, *ι*, *υ* in den vorletzten Sylben lang oder kurz sind, können viel besser mit der Flexions- und Wortbildungslehre

verbunden werden, so daß bey der Entwicklung jeder Form auch gleich ihre Quantität angegeben wird. Wenigstens läßt sich die Quantität nicht wissenschaftlich begründen, wenn nicht die Natur der Sylbe im Zusammenhange der grammatischen Entwicklung möglichst aufgeklärt ist. Auch hat der Verf. bey der Accentuation alle Regeln, die mit der Wortbildung und Flexion zusammenhängen, dem zweyten Theile aufgehoben; und es ist gewiß das zweckmäßigste, die Rücksicht auf Accente immer gleichmäßig neben der auf die Formenlehre fortzuführen. So durfte wohl ein tief begründetes Gesetz der Griechischen Sprache gleich bey den allgemeinsten Besprechungen über Verbum und Nomen erwähnt werden, daß nämlich das Verbum auch im Attischen Dialect sich die ursprüngliche (Aeolische) Accentuation bewahrt hat, wonach der Accent so weit zurückgeht als es die allgemeinen formalen Gesetze gestatten, ohne an eine bestimmte Sylbe gebunden zu seyn: das Nomen aber (wie unter Particip und Infinitiv mit gerechnet werden) allein einen an eine bestimmte Sylbe gesetzten; fixen Accent hat, der seinem ihm durch die Wortbildung angewiesenen Orte so verbleiben sucht, als es eben wieder jene allgemeinen Gesetze gestatten. Wie sehr diese Strenge und jene freye Beweglichkeit des Accents mit der Natur des Verbum und Nomen zusammenhängen, ließe sich leicht darthun. Einzelne Abweichungen zu erklären kann natürlich hier unser Geschäft nicht seyn; zur Begründung im Allgemeinen brauchen wir nur auf Göttlings kunsvolles Werk, die Allgemeine Lehre vom Accent der griechischen Sprache (1835) zu verweisen, wo S. 43. 109. im Wesen dasselbe, wenn auch in anderer Form, vorgetragen wird.

Nachdem wir den Raum, den diese Recension in Anspruch nehmen darf, ganz auf die Fundamental-Lehre verwandt haben, können wir über die andern Haupttheile nur so viel hinzufügen, daß diese mit bey weitem größerer Vollständigkeit und wissenschaftlicher Ergründung bearbeitet sind. Insbesondere ist die Syntax, auf die der Vf. offenbar am frühesten ein genaueres Studium gerichtet hat, größtentheils aus den Ergebnissen eigener Lectüre und Forschung, mit Benutzung der speciellen Arbeiten der Neuern, theils über einzelne Partien der Griechischen Syntax, theils zur philosophischen Begründung der Satzlehre überhaupt, ausgearbeitet, und stellt sich neben die Werke von Matthiä und Bernhardt als ein selbständiges und manchen eithümlichen Vorzug entwickelndes Werk. Die Begünstigung der Syntax kann nicht anders als für die weitere Ausbildung des ganzen Werks zu einer wissenschaftlichen Sprachkunde die besten Hoffnungen erwecken; denn so natürlich für den Unterricht der Weg von der Lautlehre zur Formenlehre und von dieser zur Syntax ist, so findet doch für die zergliedernde Forschung eben so wohl der umgekehrte Weg Statt; und eine befriedigende Formenlehre, die die Formen nach ihrer ursprünglichen Bedeutung ordnet und historisch entwickelt, kann nicht ohne Kenntniß der Entwicklung des Satzes, aus welchem dem Ersten, dem ursprünglichen geistigen Einem und Ganzen der Sprache, alle grammatischen Formen sich wie Stamm und Blätter aus dem Keim entfaltet haben, und wiederum die Lautverhältnisse in ihrem geschichtlichen Leben nicht ohne eindringende Erforschung der Flexionslehre und Wortbildung, mit Inbegriff des ganzen lexicalischen Materials der Sprache, erfaßt werden.

Wir dürfen daher erwarten, daß bey erneuerter Bearbeitung dieses Werks, nach einem durchaus wissenschaftlichen und von aller Rücksicht auf das practische Erlernen frey gemachten Plane, auch die Fundamental-Lehre in der Vollständigkeit und dem innern Zusammenhange sich darstellen werde, die das Ziel und Streben des ganzen Werkes ist.

R. D. M.

### Stuttgart und Tübingen.

Bei Gotta: Hymenopterorum ichneumonibus affinium, monographiae, genera europaea species illustrantes. Scripsit Ch. G. Nees Esenbeck. 1834. Vol. I., ichneumonum et braconoideorum et alyseoideorum, tum <sup>et</sup> <sup>alio</sup> <sup>rum</sup> <sup>monographias</sup> complectens. XII 320 S. Vol. II., pteromalinarum, codricet dryineorum monographias complectens 448 S. in 8.

Im J. 1829 gab Gravenhorst seine Ichneologia Europaea (s. unsere Anz. 1830. 156) in 3 Bänden heraus; ungeachtet des elen was derselbe geleistet hatte, blieb aber doch in dieser Insectenfamilie noch manches zu erörtern übrig. Das vorliegende Buch ist gewissermaßen als Supplement jenes Werkes zu betrachten, steht aber doch, als besondere Monographien enthaltend, auch als ganz selbständig da. Vor etwa 20 Jahren beschäftigte sich der Vf. besonders mit denjenigen Familien der Insecten, welche noch am wenigsten gekannt waren; er sah bald ein, daß die Naturgeschichte und Beschreibung der Ichneumoniden, auch sogar nur einer beschränkten Gegend, durch die Thätigkeit eines Menschenlebens nicht erschöpft werden könne, weshalb er nur einen Theil derselben zu seiner genauern Er-

forschung auswählte. Nicht allein was der Vf. selbst sammelte hat er hier mitgetheilt, sondern vieles ist ihm auch von andern Entomologen, besonders von Gravenhorst geliefert worden; der Character ist hauptsächlich, sogar auch bey den kleinsten Arten, nach den Fresswerkzeugen genommen. Indem der Vf. hinsichtlich einer allgemeinen Einleitung über Lebensart u. dergl. dieser Thiere auf Gravenhorsts Arbeit verweist, beginnt sein Werk sogleich mit der speciellen Darstellung der auf dem Titel genannten Insectenabtheilungen mit ihren Gattungen, Arten und Varietäten. Dabey haben wir denn die Gründlichkeit der Untersuchung und Darstellung des Vfs. zu bewundern Gelegenheit gehabt, und zwar was die Diagnose sowohl, als die Synonymie, wie auch die Schilderung nach Verschiedenheit des Geschlechts, nach Aufenthalt, specieller Lebensweise u. s. w. betrifft. So viel nun auch der Vf. selbst meldet und beobachtet hat (denn mehr als die deutsche Arten sind neu, und vom Vf. entdeckt und zuerst beschrieben), so müssen doch auch hier wieder erkennen, daß sich die Natur so leicht nicht erforschen läßt. Wir haben es für eine wesentlich die Wissenschaft fördernde Seite des Buches, wenn wir gleich angeben müssen von welchen Arten man noch die Männchen, und von welchen die Weibchen auffinden muß. Diese wenigen Andeutungen mögen genügen, theils um unsern Lesern von dem genannten Buche Kunde zu geben, theils aber auch um zu zeigen, welche Verdienste der berühmte Verf. durch diese neue Arbeit im Felde der Entomologie, auch um diesen Zweig der Naturgeschichte sich erworben hat.

Berthold.

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

49. Stück.

Den 28. März 1836.

---

D a r m s t a d t.

v. J. W. Meyer, 1835: De l'influence  
normande sur le langage. Mé-  
moire qui, en 1828, a partagé le prix fondé  
par M. le comte de Volney; suivi de gram-  
maires Barmane et Malaie, et d'un  
Essai sur l'Alphabet harmonique pour les  
Langues asiatiques, que l'Institut royal de  
France a couronné en 1827. Par A. A. E.  
Schleiermacher, conseiller intime de  
S. A. le grand-duc de Hesse. — XXXII  
und 712 Seiten in 8.

Die Preissteller, deren Aufgabe dieß Buch  
in jetziger Form ins Leben gerufen hat, mögen  
sich die hervorzuhebende Beantwortung der Fra-  
ge ursprünglich wohl ganz anders gedacht ha-  
ben als sie der Wahrheit der Sache nach wer-  
den konnte: denn sichtbar sind sie von der frü-  
her ziemlich verbreiteten Ansicht ausgegangen,  
die sinesische und jede andere ähnliche Sprache



sey deswegen so formenleer geblieben, weil die Bilderschrift, wesentlich auf Einsylbigkeit der Sprache gebaut, einen großen Einfluß auf die mit ihr geschriebene Sprache habe. Wer aber menschliche Sprache genauer kennt, wird einsehen, daß Schrift und Sprache zwey völlig ungleiche Mächte sind, die nicht sich gegenseitig bedingen und bilden oder erhalten, sondern wo auf der einen Seite allein ursprüngliches und nie völlig oder auf lange Zeit still stehendes, auf der andern abgeleitetes, oft spät nachkommendes und träge sich veränderndes Leben steht, so daß sich ein allgemeiner, stetiger und nothwendiger, überhaupt ein sehr bedeutsamer Einfluß der Schrift auf die Sprache gar nicht denken läßt; weder im Sinesischen noch sonst wo. Nun läßt sich zwar dennoch in gewissen Fällen und aus besondern Ursachen ein Einfluß der Schrift auf die Sprache denken, wie beym ersten Anfange der alphabetischen Schrift einer Sprache, indem das äußerst Flüssige und Schwankende einer Sprache in der Schrift mehr oder weniger begrenzter und fester wird, oder durch die Macht einer alten, volksthümlichen Literatur: aber durch alle dergleichen Einflüsse kann die Sprache im Großen und in ihrem ewigen Fortgange nicht gehemmt oder geändert werden; auch gestalten sich dieselben bey jeder einzelnen Sprache nach ihrer besondern Geschichte so verschieden, daß man wenige allgemeine Gesetze darüber aufstellen kann. Man muß es daher gern sehen, daß dem Verfasser obiger Schrift jene Preisaufgabe mehr die Veranlassung wurde, eine Menge Bemerkungen über wenig bekannte und zugängliche, besonders orientalische, Sprachen und Schriften und über deren Geschichte bekannt zu ma-

chen; denn in eine glückliche Mitte sich stellend, von wo aus er, so weit dieß gegenwärtig einem einzelnen Gelehrten leicht möglich ist, alle Sprachen und Schriften der Erde nach dem jetzigen Stande der Philologie übersieht, wählt er doch, zu nicht geringem Nutzen, vorzugsweise nur aus den noch weniger bekannten Gebieten Beispiele und Beweise, und gibt so einer Schrift, welche außerdem wohl sehr mager und leer hätte werden müssen, gewichtigen, seltenen Inhalt und selbständige Bedeutung. Schon in der eigentlichen Abhandlung über die Preisfrage, welche bloß bis S. 104 reicht, finden sich viele solcher Ausführungen, wie über die mit dem Sinesischen verwandten Sprachen, über das Bengalische, das Slavische. Aber noch viel wichtiger sind die beiden großen Anhänge, der erste eine birmanische S. 105 — 408, der zweyte eine malaiische Grammatik enthaltend S. 409 — 710. Das Malaiische, ein aller Einsylbigkeit noch mehr als die indo-germanischen Sprachen entgegengesetzter, und dennoch ohne jede eigentliche Declination und Conjugation gebliebener Sprachzweig, war zwar schon früher in einigen außer-europäischen Werken beschrieben: doch hat der Vf. das Verdienst genauer Vergleichung der sehr abweichenden Meinungen der Vorgänger und der Aufstellung des Richtigen in vielen Dingen. Dagegen waren vom Birmanischen, einer dem Sinesischen verwandten, aber in ihrer alten Getrenntheit sehr davon verschieden gewordenen Sprache, so wenig Hülfsmittel bis jetzt vorhanden, und diese, meist Englische Werke in Indien gedruckt, sind so unzugänglich und selten, daß man die hier gegebene birmanische Grammatik, welche allen bekannten Stoff ge-

nau untersucht und wohl gesichtet vollständig enthält, als die erste und zugleich sehr nützliche und zureichende europäische begrüßen kann, wenn auch in Zukunft bey weiterm Forschen so wohl in einzelnen Regeln als in der Anordnung des Ganzen manches einer Veränderung unterliegen sollte, wie sich voraussehen läßt: denn die Sanskrit-Gestalt, welche die Buddhisten als die ersten Lehrer und Grammatiker Hinterindiens dem Birmanischen gegeben haben, muß doch immer mehr der wahren Auffassung und an sich passenden Beschreibung einer vom Sanskrit so durchaus verschiedenen Sprache weichen. — Als besondere Vorzüge dieses Werks und als Zeichen der ungewöhnlichen Sorgfalt und Gunst, welche bey seiner Abfassung und Ausstattung wirkten verdient noch bemerkt zu werden einmal die Bereicherung jeder der beiden Grammatiken mit einer möglichst großen Menge von Beyspizun und Befestücken, deren Nutzen um so größer ist je weniger sonstige Hülfsmittel sich finden zur Erlernung einer selten gekannten Sprache; und dann der nirgends, wo die Sache es forderte, gesparte Gebrauch der eigenthümlichen Schriftarten fremder Sprachen, der Malaiischen Schrift mit ihrem ziemlich bedeutend veränderten Arabischen Alphabete, und der hier gewiß zum erstenmale in Deutschland gebrauchten, überhaupt in Europa sehr seltenen Birmanischen Characteren.

Angehängt ist auf 32 Seiten der Abriß einer auf Unterschreibung zu druckenden Schrift über die richtige Schreibung asiatischer Sprachen mit europäischer Schrift, welche der Verf., die Uebereilungen Volney's vermeidend, mit Glück versucht hat. Die Sache ist wirklich aus vielen Rücksichten sehr wichtig, ihre völlig glück-

liche Ausführung wünschenswerth, diese selbst nur durch ein tieferes Eingehen in das Wesen der verschiedenen asiatischen Sprachen und ihrer Laute, welches wir auch in der angekündigten Schrift zu erwarten haben, möglich. Einen großen Nutzen, welchen die verständige Schreibung asiatischer und anderer fremden Sprachen mit europäischen bekannten Schriften gewähren kann, zeigt vorläufig schon das ganze große Buch, dem diese Ankündigung angehängt ist. Denn indem das Bengalische, Birmanische, Malaische, da wo nicht von der fremden Schrift selbst gehandelt wird, nach bestimmter, deutlicher Uebereinkunft mit römischen Buchstaben gedruckt ist, sieht man dadurch die Möglichkeit, eine verhältnißmäßig große Masse von Bemerkungen über diese Sprachen, ohne ihre sehr großen und zugleich im Druck sehr theuern Schriften zu gebrauchen, im kürzesten Raume zusammenzubringen. Uebrigens versteht es sich, daß bey solchen Neuerungen größte Vorsicht die erste Pflicht ist. Es war längst zu wünschen, daß unter den Orientalisten und ihren Lesern über diese Schreibung eine Uebereinkunft gestiftet würde: vielleicht wird der Zweck durch das hier angekündigte Werk erreicht, oder wenigstens damit ein fester Anfang zur Uebereinkunft gegründet. Wir schließen wohl passend hieran die Anzeige des zu

L o n d o n

bey Parbury, Allen und Co. 1834 herausgegebenen Buchs: Miscellaneous Works of William Marsden, F. R. S. etc. etc.

denn es enthält außer 'Gedanken über Abfas-

sung eines englischen Wörterbuchs' (auf 12 S.) zwey Abhandlungen, welche ganz in das Gebiet des vorigen Werks gehören. Die eine zwar, 'über Bestimmung eines auf orientalische Sprachen anwendbaren römischen Alphabets' (auf 27 S.), ist sehr unbedeutend, weil der Verf. die Sache zu leicht nimmt; desto wichtiger ist aber die andere 'über die polynesischen Sprachen' (auf 116 S.), welche auch im vorigen Werke noch nicht benutzt zu seyn scheint. Marsden, der alte, längst rühmlichst bekannte Kenner des Malaiischen, der einst selber lange Zeit an Ort und Stelle die Sprachen und Sitten der östlichsten Inselbewohner erforschte und seit einem halben Jahrhundert auf diese Gegenstände unermüdlich seine Aufmerksamkeit gewandt hat, dieser Malaiische Veteran stellt hier die letzten Ergebnisse seiner Untersuchungen über Sprachen und Literaturen jener entfernten Inselländer sammen und hinterläßt der Nachwelt ein Werk, welches für Geschichte und Sprachenkunde noch lange hohen Werth haben wird: obwohl vieles darin wiederholt ist was der Verf. früher schon in derselben Art geäußert hatte. Die wichtigste Wahrheit, welche das Buch lehren will, ist die, daß ein ursprünglich gleicher Sprachstamm, von welchem das Malaiische nur der bekannteste Zweig sey, sich von den Sandwichs-Inseln und Formosa im Norden über Malakka, die indischen Inseln (außer Ceylon), die Freundschafts- und Gesellschafts-Inseln, bis zur Oster-Insel südlich von Mexico, bis Neu-Seeland und sogar bis Madagaskar verbreite, an vielen Orten unterbrochen von bedeutend abweichenden Sprachen der Papua's oder kraushaarigen Negritos, mit welchem Sprachunterschiede auch der Wech-

sel physischer Gestalt ziemlich übereinstimme. Dieser Satz wird auch wohl wahr bleiben, obgleich im Einzelnen der Untersuchung noch ein weites Feld geöffnet ist. Für den Geschichtsforscher ist so ein eignes Räthsel zur Lösung aufgestellt, wie sich nämlich eine Sprache über so weit von einander abliegende große und kleine Inselländer habe verbreiten können, da man bis jetzt noch gar keine in geschichtlicher Zeit vorliegende Gründe sieht, welche diese Erscheinung erklären. Der Sprachforscher findet einen in der zahllosen Inselthaar unendlich verschieden gewordenen, doch überall noch deutlich die Grundfesten ursprünglicher Verwandtschaft aufweisenden Sprachstamm, welcher den Wandel und den Bestand sprachlicher Laute und Bildungen im Großen anschaulich macht; wie hier der sonst so selten scheinende Wechsel von *t* und *k* ganz deutlich hervortritt S. 58, und der von *r* und *n* vermittelt durch *l*. Auch ist es eigen, daß eine Sprache, die der Einsylbigkeit des Sinesischen am geradesten entgegensteht, die in vielen Inseln eine wenigstens mehrere Jahrhunderte alte Literatur hat, doch noch eine so durchsichtige und ursprüngliche Einfachheit besitzt, daß sie unsern indo-germanischen und ähnlichen viele Stufen von Bildung durchlaufenen Sprachen oft zur besten Erleuchtung dienen kann, z. B. für die Wahrheit, daß ein Nomen an sich weder den Plural noch den Singular, sondern eine unbestimmte Masse bezeichne, so daß Sprachen welche das Nomen schon nur entweder im Plural oder Singular fassen können, sich selbst dadurch in größere Enge und Noth begeben haben, als die, welche noch freyer und beweglicher das Nomen an sich, folglich als eine unbestimmte Masse bezeichnend, setzen kön-

nen (wohin auch das Arabische noch gehört, vgl. hier S. 41), während das Polynesische so wenig überhaupt im Numerus der leichten Genauigkeit ermangelt, daß es den Dual selbst viel mannigfacher und bestimmter gebraucht als das Sanskrit und Griechische. Und da lima oder rima als Zahl 5, außerdem aber noch sehr beständig 'Hand' bedeutet, so wird man nicht irren, wenn man auch die indogermanische Zahl pank'a mit pâni (Sanskrit.), lat. manus, und die semitische khamsch mit 𐤀𐤍 und 𐤌𐤓 zusammenbringt. Der Paläograph endlich findet hier Bemerkungen über die eigenthümlichen Schriftzeichen und Literaturen der indischen Inseln, wovon einige durch zwey Schrifttafeln verdeutlicht sind; Schriftzeichen, welche zum Theil aufs deutlichste auf Indien als ihre Quelle zurückzuweisen scheinen, während andere Spuren (wie die Bezeichnung der nachlautenden Vocale durch bloße Punen einen obern für a, mittlern für i, u, ern für u; im Anfang des Wortes der Buchstab, welcher allein gestellt a bezeichnet, auch als Spiritus lenis für jeden andern Vocal geschrieben, vergl. die birmanische Schrift Schleierm. p. die semitische) sie so weit von der alten Deva-Nagari abführen, daß man, ohne Ableitung aus Indien nicht ganz aufgegeben werden, dadurch auf uralte, bis jetzt noch nicht weiter geschichtlich zu verfolgende, Gestalten des indischen Alphabets geführt wird.

H. C.

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

50. 51. Stück.

Den 31. März 1836.

---

N o s t o n .

A history of the united states, from the discovery of the American continent to the present time, by George Bancroft. Vol. I. XII pp. 508 S. in 8. 1834.

Der Titel dieses Werks wird schon die Wichtigkeit desselben bezeichnen. Wenn gleich einzelne Theile der Geschichte des vereinten Ameri-  
che besonders die Periode des Unabhängig-  
keitskriegs, recht gut behandelt sind, so fehlt doch an einer das Ganze umfassenden Geschichte, die bis auf die jetzigen Zeiten fortgesetzt wäre. Die Ausführung eines solchen Werks ist aber auch wohl nie zeitgemäßer als gegenwärtig, wo dieser Staat vorzugsweise die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht, und auch nie verdienstlicher, um die vielen falschen Vorstellungen zu berichtigen, welche in der alten Welt im Umlaufe sind. Sie setzt aber auch einen Schriftsteller voraus, der zwar America aus eigener Anschauung kennt, aber auch genug mit



Europa bekannt ist, um sich dadurch vor der Einseitigkeit zu bewahren, in welche man ohne dieses so leicht verfällt. Wir glauben daher, ehe wir von dem Werke sprechen, von dem Verf. selber einige Nachricht geben zu müssen. Gebürtig aus Boston kam er vor etwa 15 Jahren als Jüngling nach Europa, um hier den Grund zu seiner wissenschaftlichen, besonders der historischen, Ausbildung zu legen. Dieß geschah mit eben so großem Fleiße als Erfolge auf der hiesigen Academie. Zugleich setzte seine, bald erworbene, Bekanntschaft mit unserer Sprache ihn in den Stand mit deutscher Literatur sich vertraut zu machen. So vorbereitet ging er in sein Vaterland zurück, und ward hier der Stif- und Mitvorsteher einer blühend gewordenen Lehranstalt in Massachuset, bey der auch deutsch Lehrer, namentlich unser Herr Assessor Dr. Bode, mehrere Jahre angestellt waren. Seine fortwauernde Beschäftigung mit deutscher Literatur bezeugen seine gelungenen Uebersetzungen mehrerer deutscher Werke. Von der Theilnahme an jener Lehranstalt zog er sich zurück, und lebt jetzt in glücklicher Unabhängigkeit zu Springfield unweit Boston, wo fast jeder Fleck historische Erinnerungen, von der Gründung der Colnien zu ihrer Freywerdung, weckt. Hier hat er die Geschichte seines Vaterlandes zu einer Hauptaufgabe seines Lebens gemacht, wozu die Bibliothek der benachbarten Universität von New-Cambridge, unter allen bestehenden die reichste für die Geschichte Nordamericas, die er seiner Versicherung nach wie seine eigene gebrauchen kann, alle nöthigen Hülfsmittel darbietet. Setzen wir hinzu, daß er, in der Blüthe des männlichen Alters und glücklichen äußern Verhältnissen, noch eine lange Laufbahn vor sich sieht, so wird man

es nicht in Abrede stellen, daß wohl selten so viele günstige Umstände zusammen treffen einen Historiker zu seinem Unternehmen geschickt zu machen.

Das Werk wird, dem Titel zufolge, die Geschichte der vereinten Staaten Nordamerica's von ihrem Anfange bis auf die neuesten Zeiten enthalten; also die Geschichte der Entdeckungen und Niederlassungen der Europäer, aus denen sie hervorgingen, und ihre weiteren Schicksale, nicht aber ältere Geschichte, denn von den einheimischen Völkern ist nur in so fern die Rede als sie mit den Europäischen Colonisten in Berührung kamen. Der vorliegende erste Theil reicht von der Entdeckung bis 1660, dem Jahre der Restauration in England, durch welche Carl II. hier zum Thron, und also auch zu der Herrschaft über die Colonien gelangte.

Das vereinte Nordamerica ist noch ein junger Staat, und unterscheidet sich dadurch von den Staaten unsers Welttheils, deren Geschichte mehr oder weniger bis in die mythischen Zeiten zurückgeht. Eine solche mythische Periode hat dieser Staat nicht; vielmehr treten hier gleich im Anfang die Forderungen ein, welche die Historik an die Behandlung der historischen Zeit zu machen berechtigt ist. Mit welcher Sorgfalt der Verf. diesen Genüge zu leisten gesucht hat, wird die weitere Anzeige darthun.

Dieser erste Theil zerfällt nach einer kurzen Einleitung, welche die Vorzüge dieses Staats in einem Umriss angibt, in zehn Kapitel, deren Inhalt wir kurz anzugeben uns verpflichtet halten. Kap. I. Early voyages, French settlements. Die Niederlassungen welche von Island aus gemacht seyn sollen, werden mit Recht als bloße Sagen betrachtet, und mit Columbus

beginnt die Reihe der Entdecker. Einer genauen critischen Untersuchung werden alsdann die Reisen von Johann und Sebastian Cabot unterworfen. Der erste, zwar gebürtig aus Venedig, aber ansässig in Bristol, erhielt für sich und seine drey Söhne ein Patent von König Heinrich VII. 1496 eine Entdeckungsbreise in dem nördlichen Meere zu machen, und die entdeckten Länder als Vasallen der Englischen Krone in Besitz zu nehmen. Sie waren die ersten welche die Küste von Nordamerica entdeckten. Auf einer spätern Reise drang Sebastian schon, in der Hoffnung eine Nordwest-Durchfahrt zu finden, bis in die Hudsonsbay. Er entwarf eine Carte, und erreichte die Breite von  $67\frac{1}{2}^{\circ}$ ; wo eine Meuterey des Schiffsvolks ihn umzukehren nöthigte. 'Er gab England einen Continent, aber Niemand weiß wo sein Grab ist.' Cortereal, in Portugiesischem Dienst, erreichte die Küste, aber wahrscheinlich nicht über  $50^{\circ}$ . Der N von Labrador ist das einzige Denkmal seinernehmung. Die Reisen der Franzosen bereits unter Franz 1. an; ein Italiäner Verazzi entdeckte 1524 die Küste von Nord-Carolina Sein eigener Bericht ist die älteste, noch Original vorhandene, Nachricht von der Küste N. Staaten. Von einer zweyten Schiffahrt kam er nicht zurück. Berühmter als er ward Cartier, der 1534 Canada entdeckte, und den Lawrence-Strom hinauf fuhr, bis er die Ufer zu beiden Seiten sehen konnte. Das Land ward Neu-Frankreich genannt. Die Fischereyen bey Neu-Foundland und der Pelzhandel veranlaßten neue Versuche unter Heinrich IV., die meist mißglückten, doch that sich 1603 eine Gesellschaft Kaufleute zusammen, und rüsteten unter Samuel Champlain eine Expedition aus; er ward 1608

der Gründer von Quebec und der Herrschaft der Franzosen in Neu-Frankreich. Kap. II. Spaniards in the united States. Die gelungenen Unternehmungen, und die Hoffnung große Schätze zu finden hatten den Enthusiasmus der Spanier entzündet. Ponce de Leon, schon der Gefährte von Columbus auf dessen zweyter Reise, entdeckte 1512 Florida, und nahm es für Spanien in Besitz. Er ward zum Statthalter ernannt, kam aber mit seinen Leuten in einem Gefechte mit den Indianern um. Die folgenden Reisen von Gomez, der in die Bay von Neu-York kam, und Narvaez blieben ohne Folgen. Wichtigster war die Unternehmung des Soto, zunächst zu der Unterwerfung von Florida 1534—1541, in dessen Inneres er eindrang, in der vergeblichen Hoffnung Gold zu finden, was ihn aber zu dem Mississippi führte. Er war der Entdecker und der erste Europäische Beschiffer des gewaltigen Stroms. Er kam bis zu der Mündung des mittlern Stromes, starb aber im May 1542. Nur Schichtingers Theil seiner Begleiter erreichte den Golf von Mexico. Florida ward verlassen.

Die Hugonotten-Unruhen in Frankreich erregten hier das Project, das besonders Coligny betrieb, durch Anlage einer Colonie ihnen eine Freystätte zu eröffnen. In den Jahren 1562 bis 1565 wurden wiederholte Unternehmungen ausgerüstet nach den Küsten von Florida und Carolina, aber mit schlechtem Erfolge. Die Spanier wollten ihre Ansprüche nicht aufgeben, die sie auf ganz America machten; sie überfielen die von Ribault, einem tapfern Seemann aus Dieppe, gegründete Niederlassung, und ermordeten auf eine grausame Weise die Franzosen. Kap. III. England takes possession of the united states. Das Kapitel umfaßt die Unternehmungen

der Engländer unter Heinrich VIII., und besonders der Elisabeth. Zwey Ursachen waren es die unter diesen Regierungen die Entdeckungen der Engländer beförderten; die eine die Hoffnung eine nordwestliche Durchfahrt nach Indien oder Cathai zu finden, wodurch die Reisen von Forbisher, Hudson u. a., wovon Nachricht gegeben wird, veranlaßt wurden; die andere, in Nord-America eben so reiche Gold- und Silberländer zu entdecken, welches die Unternehmungen von Raleigh erzeugte, als die Spanier in Südamerica gefunden hatten. Elisabeth war freygebig mit Patenten zu Gesellschaften die sich darum bewarben, nahm auch wohl selbst an den Kosten der Ausrüstung Theil, die besonders nach den Küsten der nachmals sogenannten Carolinas gerichtet waren, jedoch ohne bleibenden Erfolg, wovon man das Genauere in dem Werke selber nachlesen muß. Kap. IV. Colonisation of Virginia. Hier fangen die bleibenden Niederlassungen der Briten in Nordamerica mit dem Jahre 1606 unter Jacob I. an, welcher zweyen Gesellschaften die Charters zu Niederlassungen gab, die unter dem Namen der London-Compagnie in der Plymouth-Compagnie bekannt sind. 19

Küstenstrich von 12 Breitengraden, von Fear bis Halifax vom 34° bis 45° N. B. ward; so unter beide vertheilt, daß der London-Compagnie das Land vom 34 bis 38°, der Plymouth-Compagnie das vom 42 bis 45° zugetheilt wurde, der Zwischenraum vom 38 bis 42° sollte für beide gemein bleiben, jedoch so daß keine Collisionen entstehen konnten. Die Bedingungen der Landverleihung von Seiten der Krone waren Huldigung und Rente; nämlich  $\frac{1}{5}$  von dem reinen Gewinn an Gold und Silber und  $\frac{1}{5}$  von Kupfer. Die Oberaufsicht ward einem Council

in England, die Local-Verwaltung einem Council in America übertragen. Die Mitglieder des ersten wurden unmittelbar von dem König ernannt; die der andern standen unter seiner Controle. So blieben den Colonisten gar keine politischen Rechte. Daß ein solches Verhältniß nicht bestehen konnte ist in die Augen fallend. Auch erhielten sie nach längerem Streit bereits 1621 eine geschriebene Constitution, der Britischen ähnlich, nachdem schon 1619 die erste Colonial-Assembly in der zuerst angelegten Stadt James-town war gehalten worden. Die ersten Ansiedler, nur 105 an der Zahl, hatten mit allen den Härten zu kämpfen gehabt, die man sich wird vorstellen können. Aber es waren Männer von festem Muth; unter ihnen muß vor andern J. Smith genannt werden. Zufolge der Constitution ward der Gouverneur und ein dauerndes Council von der Compagnie ernannt. Eine jährlich zusammentretende Assesembly bestehend aus dem Council und zwey Bürgern jedes Pflanzortes mit voller gesetzgebender Macht, jedoch so daß dem Gouverneur die Rechte blieb. Doch sollte jedes Gesetz nicht eher in Kraft seyn, als es die Bestätigung der Compagnie in England erhielt. Kap. V. Slavery. Dissolution of the London Company. Die Einführung von Negerclaven geschah zuerst 1616 von Holländern; nicht ohne Widerspruch. Die Colonie litt durch die Ueberfälle der Indianer, besonders 1622; es entstanden Streitigkeiten in der Compagnie selber, und dann zwischen dieser und dem König, der sich Eingriffe in ihre Privilegien erlauben wollte, und dieß hatte die Auflösung der Compagnie zur Folge. Kap. VI. Restrictions on Colonial Commerce. Nach Auflösung der Compagnie stand die Colonie di-

rect unter dem König, und ward als eine königliche Provinz betrachtet. Indes behielt sie ihre innere Verfassung und Freyheiten unter Carl I. Allein der König wollte Gewinn für die Finanzen aus derselben ziehen, und dieß führte zu den Handelsbeschränkungen. Unter den Producten war für den Handel der Tabak der wichtigste; den der König zum Gegenstande des Monopols zu machen strebte, so daß aller producierte Tabak gegen bestimmte Preise an die Magazine der Krone geliefert werden sollte, den die Krone dann verkaufte. Die Colonisten wollten aber dieß sich nicht gefallen lassen; und die Streitigkeiten des Königs mit dem Parlamente, und die daraus entstandenen Unruhen und Bürgerkriege gestatteten es dem Könige nicht seine Entwürfe auszuführen.

Die Geschichte wird dann durch den Zeitraum der Republik unter Cromwell durchgeführt, auf die Entstehung der Schiffahrts-Acte welche bekanntlich das Mutterland den au-  
 lichen Handel mit seinen Colonien sich zuer-  
 Kap. VII. Colonization of Maryland.  
 Gebiet von Maryland machte ursprünglich  
 Theil von Virginien nach seinem frühern  
 fange aus. Aber da das Land nördlich vom Po-  
 tomak-Fluß unangebaut war, konnte sich hier  
 ein neuer Staat, nicht ohne Widerspruch Virginiens, bilden. Sir George Calvert, zum Lord  
 Baltimore erhoben, war der Gründer desselben.  
 Er war zum Catholicismus übergegangen, und  
 hatte in Verbindung mit seinen ausgezeichneten  
 Eigenschaften sich die Gunst von König Jacob I.  
 erworben, und erhielt von dessen Sohn und Nach-  
 folger Carl I. im Junius 1632 für sich und sei-  
 ne Erben das Land in dem nachmaligen Um-  
 fange als Eigenthum; er nannte es der Königin

Henriette Marie zu Ehren Maryland. Wenn gleich Catholik gründete er doch für alle christlichen Secten Religionsfreyheit. Er starb jedoch noch ehe er die erhaltene Charter in Wirklichkeit setzen konnte, in demselben Jahre. Sein ältester Sohn, Erbê seines Titels und seiner Güter, sandte seinen Bruder Leonard Calvert in in dem Herbst des Jahrs mit 200 Colonisten, meist Catholiken, hinüber. Durch diese ward die neue Colonie gegründet und machte schnelle Fortschritte. Es bildete sich hier binnen kurzem, ohne den Rechten von Lord Baltimore zu nahe zu treten, ein repräsentatives System; und am Ende des Zeitraums, zur Zeit der Restauration dem Mutterlande, hatte sich die auf Freyheit gegründete Verfassung bereits so ausgebildet, daß bis zur Losreißung von dem Mutterlande fast gar keine weitere Veränderungen nöthig waren. Die Bevölkerung wird 1660 zwischen 10000 und 12000 angegeben. Kap. VIII. The 2. Mit diesem Kapitel beginnt die Geschichte der Anpflanzungen in Neu-England, nördlichen Theil der Küste von der Chesapeake Bay an gerechnet. In demselben Jahre 1607 wo die London-Compagnie ihre Charter für die südlichen Provinzen erhielt, wurde auch für die West- oder Plymouth-Compagnie von Jacob I. eine Charter für diese nördlichen Gegenden ertheilt, deren erste Versuche zu einer Colonisation hier ausführlich erzählt werden. Sie waren anfangs nicht glücklich, und nur die Beharrlichkeit der Unternehmer konnte erst später zu einem erwünschten Ziele führen. Die Auswanderer durch die Religionsunruhen aus England vertrieben — sie nannten sich Pilger — gingen erst nach Holland und erst 1620 von da nach America, wo sie die Stadt Neu-Plymouth



bey Boston in Massachuset gründeten. Kap. IX. Extended colonisation of N. England ist eine Fortsetzung des vorigen Abschnitts, und enthält zugleich die Geschichte der Gründung von New-Hampshire, Main, Rhode-Island und Connecticut; worauf demnächst in Kap. X. The united colonies of New-England die Geschichte bis zu ihrer genauen Verbindung 1637, und bis ans Ende des ersten Zeitraums im Jahre 1660 fortgeführt wird.

Es ist ein großer Gewinn für ein Volk seinen classischen Geschichtschreiber erhalten zu haben. Es lernt dadurch eigentlich sich selbst erst kennen. Wir müssen es America selber überlassen, ob es den Verfasser des vorliegenden Werks dafür erkennen will. Uns mag es erlaubt seyn nur so viel zu sagen, daß wir wenig neuere Geschichtswerke kennen, wo der Verfasser zugleich als Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber auf gleich hohen Stufe stände. Die große Thätigkeit mit welcher er seine Quellen und die sorgfältige Critik gibt die sprechende Beweise der umfassenden Studien, mit er sie benutzt hat. Er hat besonders gleiches Schriften, nicht bloß größere, sondern auch kleine, die großentheils in Europa unbekannt sind, und welche die benachbarte Bibliothek ihm fast bis zur Vollständigkeit dargeboten zu haben scheint. zur Grundlage seiner Erzählung gemacht, ohn doch spätere oder auswärtige zu übersehen oder zu vernachlässigen. Seine Erzählung ist durchweg des Gegenstandes würdig. Sie ist nichts weniger als trocken; sie zieht den Leser mit sich fort; er findet sich immer belehrt, oft bewegt, mehr als durch Novellen oder Halbromane; die Liebe des Vaterlandes ist sichtbar die Muse welche den Verf. begeistert; aber diese Begeisterung

ist die des ernstern Historikers, die aus dem Innern des Gemüths, nicht die des Dichters, die aus der Phantasie hervorgeht. Wenn, was wohl nicht zu verkennen ist, seine deutschen Studien den Grund zu seiner Bildung gelegt haben, so ist es auch für Deutschland ehrenvoll dazu beigetragen zu haben, America seinen ersten großen Geschichtschreiber vorzubereiten. Dem Plan des Verf. zufolge soll das ganze Werk vier bis fünf Bände umfassen. Wir wünschen ihm einen fähigen Uebersetzer.

Hn.

### W i e n.

Bei Fr. Beck, 1834: Darstellung der Fabrication des Zuckers aus Runkelrüben, in ihrem gesammten Umfange. Aus Veranlassung der k. k. wirthschafts-Gesellschaft in Wien ver-

Dr. Ludwig August Krause. Mit 4 Kupfertafeln. XIV u. 284 Seiten in Octav.

Der Verfasser dieser sehr zeitgemäßen Schrift wurde durch die Landwirthschaftsgesellschaft in Wien aufgefordert, mit der Fabrication des Rübenzuckers sich zu beschäftigen und eine Untersuchung darüber anzustellen, ob die Einführung dieses Gewerbes für die Oesterreichische Landwirthschaft Vortheile gewähren könne. Auf Veranlassung von dem Grafen Ferdinand Colloredo Mannsfeld auf seiner Herrschaft Staaz in Unterösterreich angelegten, kleinen Fabrik, hatte Herr Doctor Krause Gelegenheit, sich practische Kenntnisse von jener Fabrication zu verschaffen. Er unternahm darauf eine Reise, um sich mit den in Mähren und in Würtemberg bestehenden Anstalten, und besonders mit den Französischen Runkelrübenzucker-Fabriken be-

kannt: zu machen. Vorzüglich genau lernte er die Fabrik des Herrn Crespel Delisse zu Arras kennen, dem er viele Erläuterungen verdankte. In Paris richtete er seine Aufmerksamkeit auf die Construction der für jene Fabrication erforderlichen, zum Theil neu erfundenen oder verbesserten Maschinen und Geräthe. Nach der Rückkehr von seiner Reise brachte er die gesammelten Erfahrungen in der erweiterten Fabrik des Grafen Colloredo, die Jedem zum Unterrichte eröffnet wurde, in Anwendung, und verfaßte zugleich vorliegende Schrift, welche über Alles was den Bau der Runkelrüben und die Fabrication des Zuckers aus denselben betrifft namentlich auch über die Fortschritte, we man in Frankreich darin gemacht hat, die genaueste Auskunft ertheilt, und daher Allen empfohlen werden darf, welche sich mit diesen Gegenständen bekannt zu machen wünschen.

Der Verf. bemerkt, daß der Betrieb am vortheilhaftesten sey, wenn die Bewohner der Umgegend die Rüben bauen und an die Fabrik liefern, diese aber den Rohzucker an den Raffineur abgibt. Es ist indessen nicht zu kennen, daß anfangs ein solches Verhältniß nicht wohl bestehen kann; denn die Errichtung einer solchen Fabrik wird nur dann möglich, wenn der Unternehmer sicher ist, alle Jahre die nöthige Rübenmenge erhalten zu können. Daher ist dieser Industriezweig gewöhnlich nur durch größere Deconomieen in Gang zu bringen, auf welchen große Ackerflächen zum Baue von Rüben bestimmt werden können; wo mancherley Mittel zu Gebote stehen, welche den Fabrikbetrieb begünstigen, und wo aus den Abfällen für die Viehzucht ein bedeutender Vortheil zu ziehen ist. Was das Raffinieren betrifft, so kann die-

ses Geschäft leichter getrennt werden, wodurch die Fabrication sehr vereinfacht wird, und wobey der Fabricant den Vortheil hat, gleich nach Darstellung des Rohzuckers den Erlös für seine Waare zu erhalten. Indessen können auch, wo es keine Raffinerien gibt, oder wo die Raffineure mit der Behandlungsart des Rübenzuckers noch zu wenig bekannt sind, Verhältnisse vorkommen, unter denen ein vollständiger Betrieb der Fabrication größere Vortheile gewährt. Diese Unternehmung gehört zu den Gewerben, welche, wie die Brantweinbrennerey, sowohl in Verbindung mit der Landwirthschaft, als auch davon getrennt, vortheilhaft betrieben werden können.

Die erste Abtheilung dieser Schrift handelt von dem Baue der Runkelrüben. Obgleich darüber nicht viel Neues gesagt werden konnte, so sind man doch das Bekannte sehr vollständig und gut zusammengestellt. Mit Recht empfiehlt der Verf. den Gebrauch von Säemaschinen und Exstirpatoren, von denen er auch Abbildungen beygefügt hat. Besonders beachtungswerth sind die Bemerkungen über die Düngung. Des Verf. Erfahrungen stimmen mit dem überein, was auch von Delouze, Blanquet u. A. beobachtet worden, daß es für den Zuckergehalt der Rüben gleichgültig ist, ob sie auf mageren oder stark gedüngten Aeckern erzogen werden; daß es aber vortheilhaft ist, die Rüben nicht auf frisch gedüngtem Boden zu bauen, weil sie alsdann weniger leicht in Gährung übergehen. Es kommt nach dem Verf. besonders darauf an, die Bildung salpetersaurer Salze zu verhüten. Da für die Zuckercabrication die Erhaltung der Rüben im guten Zustande höchst wichtig ist, welche von der Art sie einzuernten und aufzubewahren

abhängt, so wurden diese Gegenstände besonders ausführlich abgehandelt.

Die zweyte Abtheilung enthält die Darstellung der eigentlichen Fabrication. Die Operationen sind nebst den erforderlichen Geräthschaften genau beschrieben, und wo es nöthig schien, durch Abbildungen erläutert. Um das ganze Verfahren auch in öconomischer Hinsicht darzulegen, mußte eine gewisse, in einer bestimmten Zeit aufzuarbeitende Rübenmenge angenommen werden, und diese wurde auf 200 Centner täglich festgesetzt, wobey die Unkosten nicht viel bedeutender sind, als bey einer kleineren Menge. Bekanntlich haben viele Französische Fabrica die A'char'd'sche Methode verlassen; Andere, deren Spitze Crespel steht, sind ihr dagegen treu geblieben. Der Verfasser hegt zwar die Ueberzeugung, daß die Läuterung ohne Schwefelsäure die vortheilhaftere ist; hat doch aber beide Methoden angegeben; so wie auch von ihm manche, für einzelne Theile des Geschäftes in Vorschlag gebrachte Verfahrungsarten beschrieben worden, wenn er sie gleich nicht ausführbar hielt. Ueberaus zweckmäßig von dem Verf. gegebene Erläuterung der Sätze, welche bey der Abdampfung befolgt werden müssen, über welchen Gegenstand man oft sehr irrige Vorstellungen verbreitet findet. Besonders nützlich ist auch die aufgestellte Berechnung des Werthes der Producte jeder einzelnen Operation, wodurch der Unternehmer eine klare Uebersicht der öconomischen Verhältnisse jedes einzelnen Theils des Geschäftes, und ein Anhalten für die Beurtheilung der Größe des Verlustes bey Unfällen erhält.

Die dritte Abtheilung liefert die Beschreibung der Raffination, und berührt außerdem ver-

schiedene Gegenstände, die zwar der eigentlichen Zuckerrfabrication nicht ausschließlich angehören, aber doch auf ihren vortheilhaften Betrieb einwirken. Die Berechnung der Unkosten und des Ertrages läßt sich erst nach der Werthbestimmung der Abfälle, die der Fabrication zu Gute kommen, vornehmen, daher diese jener vorangeht. Da das Beinschwarz ein so kräftiges Beförderungsmittel der Fabrication ist, so hat der Verf. auch über die Darstellung desselben, und die Wiederbelebung des durch den Gebrauch erschöpften, das Nöthige mitgetheilt.

### B r e s l a u.

Bei Schulz u. Comp.: Vollständiges Handbuch  
Naturgeschichte der Vögel Europas, mit  
Rücksicht auf Deutschland. Von C. L.

Erster Theil, die deutschen Land-  
l enthaltend. 1834. LVI u. 600 S. in 4.

Des Vf. Absicht ist in diesem Werke eine Aufzählung sämtlicher Erscheinungen aus dem Leben der Vögel, also nicht bloß eine Anleitung zum Kennen der letztern nach Gestalt und Farben, sondern. Auf Deutschland soll in diesem Buche besonders Rücksicht genommen werden, weshalb auch die deutschen Vögel zuerst in 2 Bänden in ununterbrochener Reihe abgehandelt werden, worauf dann die übrigen europäischen folgen. In der Einleitung spricht der Verf. umständlich von der Verbreitung der Arten und Gattungen, wobei besonders diejenigen Beobachter und Reisenden namhaft gemacht werden, welche über die Vögel verschiedener europäischer und außereuropäischer Gegenden geschrieben haben; ferner von der Abänderung durch das Klima, worüber er schon früher eine besondere Schrift heraus gegeben hat

(s. unsere Anz. 1834. St. 169); über die Verwandtschaft, die Synonymik; auch liefert er ein systematisches Verzeichniß der deutschen Landvögel, welche hier in die vier Ordnungen Raub-, Sperlings-, taubenartige und hühnerartige Vögel zerfallen. Das Werk selbst handelt in dieser Reihenfolge die Vögel ab und beginnt zunächst mit dem Character der Landvögel überhaupt, nebst einer gedrängten Schilderung ihrer Lebensart. Die Ordnungen werden characterisirt nach Schnabel, Füßen, Schwanz, Augen, Kopf, Hals, Größe, Lebensart, Flugwerkzeugen und Bewegung, Stimme, Nahrung, Ausbrüten und Ernähren der Jungen, Nestern, Eiern und Nuzen. Uehnlich werden die Unterabtheilungen als Unterordnungen, Stungen u. s. w. behandelt und zuletzt die Arten genau beschrieben. Bey den Arten finden zunächst den deutschen, dann den lateinischen, und hierauf die deutschen und lateinische, ferner eine kurze Characteristik nach und Geschlecht, so wie specielle Angaben über die Verbreitung, Lebensart, Stimme, Nahrung, Fortpflanzung, und den Nestbau. Wir finden die Arbeit des Vf. sehr gelungen, man sieht wie er, verwandten Vögel genau verglichen und für Recht die Arten hin und wieder beschränkt hat; auch ist nicht zu verkennen, daß er selbst die Vögel vielseitig so wohl in der freyen Natur, als auch in der Gefangenschaft beobachtete, weshalb wir diesem Buche zu einem gründlichen Studium der Ornithologie eine sehr allgemeine Verbreitung wünschen möchten.

Berthold.

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

52. Stück.

Den 2. April 1836.

---

L o n d o n.

2 vols (Paris 1834. Baudry, 1 vol.  
r. und 326 S., Appendix 31 S. gr. 8.)  
social, literary, political, by Henry  
Bulwer, Esq., M. P.

Als Edward Bulwer sein schriftstellerisches Leben begann und sein erstes bedeutendes Werk, *Edgar* herausgab, da verkündete man mit Recht die größte Bedeutsamkeit, und sah schon in dieser Dichtung eine Bürgschaft, daß er neue Entdeckungen in dem Reiche der Phantasie machen werde, wie weit auch Walter Scott vorgebrungen war; seine folgenden Dichtungen übertrafen jede Erwartung, während sie zugleich jede Erwartung auf den höchsten Grad steigern mußten: denn immer neue Zauberschöpfungen ruft sein Geist hervor, sey es daß er die Gegenwart tief durchforschend beschaut, wie in seinem Gemälde von England und seinen Bewohnern, oder daß er in die Vergangenheit taucht, wie jetzt in



den im September des vorigen Jahres erschienenen *Last days of Pompeii*. In dieser kunstvollen Dichtung gibt seine glühende, fruchtbare Phantasie die einst verschüttete Stadt dem Sonnenlichte wieder, mit all dem Losen des öffentlichen und der Pracht und Eigenthümlichkeit des häuslichen Lebens; mannigfache Gruppen und Charactere treten so natürlich als reizvoll aus dem Ganzen der sonnigen Stadt hervor, und oft dünkt es uns sogar, der Dichter habe der nicht wohlthnenden britischen Sprache italische Weichheit und Feinheit eingehaucht.

Herr Henry Bulwer, sein Bruder, eröffnet seine literarische Laufbahn mit einem Gem von Frankreich, das keinesweges einen Neuling in der Kunst verräth, und er berechtigt falls zu den schönsten Hoffnungen in der Gattung die er gewählt. Wir könnten schöne Werk ein Seitenstück zu seines Bruder *England and the English* nennen, dürften die größere Schwierigkeit unbeachtet lassen, fremdes Volk treu und unbefangen zu schildern eine Eigenschaft die bey einem Briten nem andern Maßstabe gewürdigt zu werden dient; dürften wir die größern vorbereitenden Studien übersehen die dieses Werk erforderte. Dann haben auch die heterogenen Massen mit ihren schillernden Farben, welche jetzt die Französische Nation bilden, noch nicht ihre Reise erlangt, das alte Frankreich ist fast verschwunden, und schwer ist es, aus den Trümmern das einst Ganze zu erkennen, unsicher, schon jetzt eine endliche Umgestaltung annehmen zu wollen, und hierin finden wir eine neue Klippe für einen Staatsmann der nur der Wahrheit huldi-

gen, und nicht manchen Reise- und Volksbeschreibern nachahmen will, welche ihren Arbeiten kaum die Zeit gönnen die ihre Flugreise und ihr Flugaufenthalt in Anspruch nahmen.

Der Verf. hat, wie es uns scheint — denn die größere Hälfte seines Werkes ist noch nicht erschienen — alle diese Schwierigkeiten glücklich besiegt; gleich seinem Bruder, den Menschen nie aus dem Auge gelassen, und das Außerheimathliche mit klarem Sinn und den nöthigen Kenntnissen ausgerüstet, in der Absicht vielleicht allen Völkern zu nützen, seiner ruhigen Prüfung unterworfen; gleich ihm zeigt er eine große Reife im richtigen Denken, und in der Aeußerung seiner Ansichten jene Nichts beeinträchtigung

Kürze, welche besonders unter den Engländersparlamentsrednern, so oft Wahrheitsliebe vorherrscht, zu finden; gleich ihm weiß Geistige des Moments und das Allgeistige aufzufassen und zu drapieren; gleich ihm er seine Beobachtungen in einem edlen, lebenden Style vor, und versteht es besonders dem Ganzen die zweckmäßigste Ordnung zu geben.

Das Werk besteht aus drey Büchern, denen eine kurze statistische Uebersicht, *Analysis of France*, vorangeht.

Das erste Buch handelt in seinen verschiedenen Abtheilungen von der Hauptstadt. Wir treten zuerst in die *Champs Elysées*, folgen dem elegant beredten Verf. nach den *Boulevards*, und sagen mit ihm: *there is certainly nothing that we know of like the Boulevards in any other city of the world.* Da gibt er uns im Fluge einige Bilder, so treffend, daß

wir fast einen Nebenbuhler des bewunderten Edward Bulwer zu hören glauben, und nicht allein die gegenwärtige Generation zeigt sich uns auf dieser Wanderung, sondern auch die vergangene, denn richtig bemerkt der Verf.: what has not even our own generation looked on from yonder windows? Robespierre, Barras, Bonaparte, the Republic, the Directory, the Empire — have all passed in triumph and defeat before them. Das merkwürdige Palais Royal, wie es im August 1830 aussah, umschließt und fesselt uns jetzt; manche historische Rückblicke verbinden uns mit der Vergangenheit. Wir begeben uns dann nach dem Quais und Tuileries, dem Schauplatz denkwürdiger Auftritte in allen Zeiten, und bewundern des Verfassers Schickung. Gewiß wird auch die prachtvolle Themse gesehen, und man wird ausrufen: One finds a happiness to glow about the squalid river of the which all our wealth and grandeur is not bestowed upon the magnificent Thames.

Hiermit haben wir die vier Hauptzüge der Physiognomie von Paris, und nachdem wir einen Ueberblick von der frühern Eintheilung der Stadt im Jahre 1702, 1789, und von ihrer jetzigen erhalten, die uns zugleich eine Ansicht des verschiedenen Lebens in den verschiedenen Stadtvierteln gibt; nachdem wir ein bedeutsames E. Caetera von 14 Seiten mit vielem Interesse durchgelesen, fühlen wir uns zunächst zu den Characteristics hingezogen: denn schon haben wir kein gewöhnliches Talent in den einzelnen Schilderungen gesehen.

Politeness, in den jetzigen verschiedenen Beziehungen, verglichen mit England, beleuchtet.

der Verf. auf eine treffliche Weise. Das Resultat wird Manchem der Frankreich nie, oder nicht in neuerer Zeit besucht hat, vielleicht nicht richtig scheinen; aber wer es gekannt und in seiner vorläufigen Gestalt kennt, wird mit dem Vf. sagen: *the French are no longer a polite people*, und Ségur's Klage theilen: 'daß guter Geschmack, Anmuth, blühende Munterkeit und Urbanität verschwunden'. Dagegen lebt Galanterie fast noch in allen ihren Abstufungen, und die Sevigné und die Ninon könnten noch heute unendlichen Stoff finden zahlreiche Briefe voll ähnlichen Geschwäzes zu schreiben. Wir zweifeln nicht daß jeder Leser dieses seltsam bunten Geschehes in unsern Ausruf einstimme: Heil dir edelstes Deutschland!

Jegender Abschnitt unterhält uns auf eitelbeherrschende Weise mit der Französischen Vanity, der Schmarogerpflanze die unheimlich so unzertrennlich anhängt. 'Die Engländer sind das eitelste Volk der Erde, doch Eitelkeit ist nicht bloß lächerlich, sie gibt auch zugleich eine Kraft welche erhabenerer Eigenschaften nicht verleihen können. Mit ihr ist eng verbunden eine Empfänglichkeit für große Dinge, eine Pracht und Kühnheit in ihrer Ausführung, die wir selten bey den alten nordischen Völkern finden.'

Nicht minder tiefblickend ist das Kapitel über Pitt; Talleyrand, at the present time the greatest monopolist of good sayings, fehlt natürlich nicht. Gaiety and Frivolity sind jetzt minder hervorstechende Züge; der Vf. schreibt es der repräsentativen Verfassung zu, daß wir jetzt einen ernstern und männlichern Character

verbreitet sehen, der wohl noch empfänglich für Lustbarkeit, aber weniger fähig ist sie mit Politik und Ehrgeiz zu vermengen. Dieser Einfluß ist auch in der Literatur bemerkbar, und die Aeußerung des Herrn Dupin ist größtentheils richtig wenn er sagt: *par l'heureux effet de nos institutions, les goûts de la France ont perdu de la frivolité. Les études graves ont gagné.* — Den Schluß des 1. Buchs macht eine 26 S. lange Abhandlung über Verbrechen, in welcher, mit Auszügen aus dem schätzbaren Werke Guerry's: *Statistique morale de la France* und dasselbe beleuchtend, die unwürdigste Seite des menschlichen Lebens mit vielem Scharfsinn dargestellt wird.

Im II. Buche finden wir die Veränderungen von Ludwig XIV. bis Julius-Revolution, würdig, kräftig, gewöhnlichem Scharfblick, mit ruhigem Geist, und besonders mit parlamentarische behandelt. Wir erhalten die Lichtpunkte dergebenheiten welche Frankreich wie Europa erterten, und deren Einfluß, als Nachhall ein gewöhnlichen, furchtbaren Sturmes, noch spüren. Wir gestehen daß uns noch kein W über diese für das ganze europäische Leben höchwichtigen Ereignisse, so richtig durchdachte, so befangene und so befriedigende Ansichten gegeben

Das III. Buch, betitelt *Predominant Influences*, verbreitet sich zuerst über den Einfluß der Frauen, stärker in diesem Lande und durch unendliche verzährrte Verzweigungen mächtiger einwirkend auf alle Lebens- und Staatsverhältnisse als irgendwo. Talleyrand kommt aus America und wünscht ein Amt, er findet es

im Salon der Frau v. Staël; Bonaparte, zum Kriegsleben geboren, begann es unter dem freundlichen Schutze der Frau v. Beauharnais; sogar Ludwig XVIII., der wohlbeleibte, betagte und geschickte Monarch, verwendete mehr Mühe auf seine niedlichen kleinen Billet-doux als auf die Abfassung der Charte.' — Den Schluß dieses Abschnitts macht ein Vorschlag, diesem Einfluß eine Richtung zu geben die zum Nutzen des Staates befrage.

**Military Influence.** Ein militärischer Geist durchdringt jetzt alle Klassen der Französischen Gesellschaft, und es ist vielleicht eben dieser Geist welcher in der Bewegung der bürgerlichen Maschine Ordnung erhält. Wir wollen aus diesem wichtigen Kapitel Folgendes mittheilen: 'Die welche Franz I. nach Pavia brachten, die Bonaparten bewogen den Frieden zu Chaumont sich zu weisen, den grand Seigneur Fontenoy und den republicanischen Krieger Narengo begleiteten — diese Gefühle, verzaubern wir uns darauf, finden wir in dem Cabinet des Dichters, des Deputierten und des Journalisten der jetzigen Zeit wieder.' — Einige vorläufig skizzierte Portraits begleiten diesen Vortrag.

**Literary Influence.** 'Es gibt Länder deren Herrscher einen erleuchteten Sinn für die Würde zeigen, womit Männer von Gelehrsamkeit und Wissenschaft ihre Gebiete zieren, — es gibt Andere in welchen Gesandte und Minister ebenso ausgezeichnet sind durch ihre literarischen Gaben, als durch ihren hohen politischen Stand; aber in keinem Lande eröffnet Literatur und Wissenschaft eine so freye, ehrenvolle und unabhängige Laufbahn als in Frankreich.' Erläuterungen dieses

Ausspruch mit steter Berücksichtigung der nicht ähnlichen Verhältnisse der Gelehrten in England, Verhältnisse die diesem Reiche so nachtheilig sind, Wünsche und Andeutungen Frankreich nachzuahmen, geben dieser Abtheilung ein bedeutendes Interesse, und somit haben wir die drei Hauptfedern gesehen welche das heutige Französische Leben in steter Bewegung erhalten, und die ihm oft einen bunten Anstrich geben.

Der Verf. fährt jetzt fort in zwey Schlusskapiteln, History und Drama, die zwey wichtigsten Abtheilungen des jetzigen Französischen Schriftenthums zu beschauen. 'Die alten Chroniken die frühern Geschichtswerke und die zahlreiche Memoiren verfehlten den Zweck der Geschichte denn der Mensch, das Volk, war in diesen Betrachtungen ausgeschlossen; Voltaire gab die Geschichte eine würdigere, aber immer noch eine falsche Richtung. Die neuere Schule näherte sich mehr dem wahren Geist der Geschichte, sie gleich Lessage und Moliere mehr machte sie erklären. Der jetzige Geschichtsschreiber, zu zahlreichern, leidenschaftlichern, weniger rührenden Klasse von Lesern redend als sein Vorgänger, mußte ein populärer Redner werden, einen leidenschaftlichern und kräftigern Styl nehmen.' Die theilweise vortrefflichen Werke Barante, Hist. des Ducs de Bourgogne, Mémoires de Chaud, Croisades, Thiers und Mignet, Révolution française, werden kritisch beleuchtet, und besonders die beiden letztern, verdienterweise, größtentheils gelobt.

Das Drama wird in Hinsicht der Leistungen der Herren B. Hugo und A. Dumas beurtheilt. Unter den Schauspielen des Erstern wird Hera

nani als das beste betrachtet. Als Hugo dieses schrieb hatte er sich noch nicht das seltsame, spätere Ziel, welches Herr Bulwer mit Recht a kind of unphilosophic madness nennt, vorgezückt, daher in keiner seiner folgenden Dichtungen die Zartheit, Anmuth, Natürlichkeit und treue Schilderung welche Hernani auszeichnet, zu finden ist. Von Lucrezia Borgia theilt uns der Vf. mehrere gut übersehte Scenen mit, denen die Theorie Hugo's folgt. Ein Vergleich zwischen Dumas und Hugo ergibt, daß Ersterer, den man übrigens auch nicht von einem wild and whining vice freysprechen kann, nach dem Erreichbaren, der letztere nach dem Unerreichbaren

Der Eine hat den Erfolg vor Augen den er will, der Andere die Theorie durch den Erfolg zu erlangen entschlossen ist. Hugo hat mehrere und erhabnere Elemente, Dumas (nur) weniger werthvolle eine vollkommene Hervor. Sein Drama Heinrich III. ist mehr als Lucrezia Borgia, weil es das eines natürlichen Talents ist, und seinen größern Eindruck zurück. Doch auch in spätern, obgleich mit gleichem Beyfall genanten Arbeiten des Herrn Dumas [Antony, Agèle, Darlington, Therèse, Tour de Nesle von ihm und Gaillardet)] suchen wir vergebens die Würde, Wahrheit und Anmuth, welche dem genannten Stücke so vielen Werth geben. 'Warum Herr Dumas' ruft der Verf. aus, 'haben Sie nicht wahrere, bessere und glänzendere Vorbilder, der feurigen Jugend die Ihr Talent bewundert und Ihre Laufbahn verehrt zur Nachahmung dargereicht; kann sich Frankreich keiner wackern und eigennutzlosen Männer, keiner edlen und tugendhaften Frauen rühmen; Warum sind Ihre Hel-



den und Heldinnen Geschöpfe die Sie im Um-  
 gange des täglichen Lebens anerkeln würden? Und  
 Sie, Herr Hugo, dessen Jugend so Edles ver-  
 sprach, dessen Oden ein durch Reinheit und Poes-  
 sie erhabener Geist durchhaucht, der Sie gleichsam  
 instinctmäßig das Ritterthum und die Anmuth  
 der alten Ritterzeit aufgefaßt zu haben scheinen;  
 haben Sie keine bessere Weise Ihre Landsmän-  
 ninnen zu erheben als sie zu lehren, gute Mütter  
 nach dem Beyspiel der Borgia zu seyn, oder  
 treue Geliebten gleich der Marion Delorme; Kön-  
 nen Sie das kriechende Wesen eines Höflings  
 rügen, wenn Sie sich so slavisch vor dem Ge-  
 meinsten Ihres großen Haufens beugen? —  
 Wir dürfen nicht hinzufügen daß dieser  
 höchst richtig ist, und höchst verdient die  
 in so vielen Beziehungen, talentvollen  
 Männer trifft; möchten sie die Wahrheit  
 urtheilung des Herrn Bulwer, der übrige  
 bessern Seiten mit Wärme gewürdigt, beherzi-

Der Anhang des Werkes enthält manche  
 tige statistische und andere Notizen, so wie  
 Uebersetzung der Charte in ihrer ursprüngli-  
 und neuern Gestalt.

Mifro

L e i p z i g.

Weidmannsche Buchhandlung: Abhandlun-  
 gen aus dem Strafrechte von Dr. Karl  
 Georg v. Wächter. I. B. Die Verbrechen  
 der Entführung und der Nothzucht nebst  
 einer Erörterung der sogenannten Fleischess-  
 brechen im engern Sinn. Nach dem (Römi-  
 schen) gemeinen Deutschen und Sächsischen Rechte

und mit Rücksicht auf die neuern deutschen legislativen Arbeiten. 1835. VI und 385 Seiten in Octav.

Schon der Titel des vorliegenden Bandes bezeichnet ein abgeschlossenes Ganzes, dessen Inhalt jedem Kenner und Studierenden des Römisch-deutschen Criminalrechts in einem hohen Grade willkommen seyn wird. Nächste Veranlassung dazu war das nicht bloß für die Rechtswissenschaft, sondern auch für die Bildungsgeschichte der Menschheit höchst merkwürdige, unter Zustimmung der Landstände erlassene königl. Sächsische Gesetz vom 8. Februar 1834 über die Bestrafung der fleischlichen Unthaten und einiger, hiermit in Verbindung stehender Verbrechen. Ein vorliegendes Werk war bereits auf dem in den ersten Monaten des laufenden Jahres unter dem Titel: *De lege Saxonica III M. Februarii a. 1832 lata commentari P. I.* erschienen. Auf den Wunsch der Verlags-handlung übernahm der Verf. eine Bearbeitung des Ganzen in vaterländischer Sprache, und so erhielt dieser Theil nicht nur eine sehr veränderte Gestalt, sondern er wurde auch mit einem zweyten vermehrt, dessen zweckmäßig mit dem erstern verbundener Inhalt einen Commentar liefert, wie er allen Specialgesetzen zu wünschen wäre. Voraus geht nach der neuen Bearbeitung eine historisch-dogmatische Erörterung der genannten Verbrechen nach Römischem, gemeinem deutschen, und nach dem frühern Sächsischen Rechte; dann folgt der eigentliche Commentar über die einzelnen Bestimmungen des neuen Sächsischen Gesetzes und mit demselben

eine genaue Vergleichung anderer deutscher Gesetze und Gesetzesentwürfe der neuern Zeit.

Nach dieser Bearbeitung zerfällt das Ganze, außer einer Einleitung, welche die Quellen des Sächsischen Strafrechts, das von den bisherigen Gesetzen und von den Gerichten angewohmene Strassystem nebst der Gerichtsverfassung beschreibt und zugleich Andeutungen über die neue Organisation der Gerichte enthält (S. 1 — 19) in folgende zwey Abschnitte, deren Inhalt in mehrere Kapitel vertheilt ist.

I. Römisches, gemeines deutsches und älteres Sächsisches Recht über Entführung, Nothzucht und die Unzuchtsverbrechen i. Sinn (S. 20 — 213) in 4 Kapiteln.

II. Neuestes Sächsisches Recht in sich auf das Preussische Landrecht, auf österreichische und Bayerische Str. G. B. u. Bayerischen, Hannöverschen und Württembergischen Str. G. Buchentwürfe S. 214 — Dieser Abschnitt umfaßt, außer einigen Vorerinnerungen folgende 10 Kapitel: 1. Geschick und Abdruck des Gesetzes vom 8. Februar 1834. 2. Ueber die Auslegung der in den constitutionellen Staaten mit Zustimmung der Stände gegebenen Gesetze überhaupt und des Sächsischen Gesetzes vom 8. Februar 1834 insbesondere. 3. Allgemeine Grundsätze über die Anwendung des Gesetzes und über die Verbrechen von denen es handelt. 4. Nothzucht. 5. Unfreywillige Schwächung im engern Sinne. 6. Entführung. 7. Ehebruch. 8. Bigamie. 9. Unzuchtsverbrechen im engsten Sinn, (widernatürliche Unzucht, Incest etc.). 10. Theilnahme an der Unzucht Anderer, Kuppelery.

In den Motiven zu den hierher gehörigen Bestimmungen sagt die Staatsregierung, es sey das Absehen vorzüglich dahin gerichtet worden, die Sächsische Gesetzgebung mit der Legislation der meisten neuern, vorzüglich benachbarten Staaten in möglichste Uebereinstimmung zu bringen, und zugleich eine angemessene Gradation der Strafen in den einzelnen Untersuchungsfällen eintreten zu lassen (S. 216). Mit Uebergehung der Frage: ob das neue Gesetz nicht zu gleicher Zeit von einem höhern Standpuncte hätte ausgehen müssen, bemerken wir nur im Allgemeinen, daß diese Zwecke in dem vorliegenden Gesetze, im Ganzen genommen, auf eine ausgezeichnete Weise erreicht sind. Jene Strenge alter Gesetze, die bey mehreren Unzuchtstücken mit Feuer und Schwert um sich durch einen Geist der Milde ersetzt, durch Verbindung mit gerechten Strafbestimmungen den Gesetzgeber ehrt. Gleich im Einde des neuen, 35 § enthaltenden, Gesetzes alle in Bezug auf die darin verpönten Sünden und Verbrechen durch Gesetz oder Gewohnheit im Königreiche Sachsen üblich gewesene Strafen — aufgehoben. Die, bey manchen andern Verbrechen unentbehrliche, Todesstrafe ist bey den Fleischesverbrechen ganz abgeschafft; Gefängniß und Zuchthausstrafe, nach Beschaffenheit des Verbrechens abgemessen, sind an ihre Stelle gesetzt. Die erstere wird, wenn sie 3 Monate nicht übersteigt, in den Gerichtsgefängnissen verbüßt, die andere vorläufig zwar ebendasselbst, aber, nach einer ausdrücklichen Bestimmung von §. 30 'nur so lange, bis Landesgefängnisse eingerichtet sind.' Geldstrafen, welche bisher nur in der Oberlau-

sich bey Ehebruch und ähnlichen Unzuchtsverbrechen noch üblich waren, und über deren Zulässigkeit bey Verbrechen dieser Art eine große Meinungsverschiedenheit herrscht, finden sich in dem neuen Gesetze ganz ausgeschlossen. Das in der bisherigen Sächsischen Gesetzgebung und Praxis beynah ganz unbekanntes System eines maximum und minimum der Freyheitsstrafen bestimmt in dem neuen Gesetze fast durchweg die Grenze, innerhalb deren sich das richterliche Ermessen, nach Beschaffenheit des jedesmaligen Falles zu bewegen hat und die es auf keinen Fall überschreiten darf. Auch die Grenze zwischen Recht und Moral, zwischen Sünde und Verbrechen oder Vergehen ist nicht unbeachtet geblieben. Einfache Unzuchtsünden ben dem Gewissen jedes Einzelnen überl nur wenn sie mit arglistiger Verführung Verletzung besonderer vom Staate zur der Personen verbunden sind, werden bürgerlicher Strafe bedroht. Weibspewelche die Unzucht als Gewerbe betreiben mit drey- bis sechswochentlicher Gefstrafe belegt; wer solche Personen andführt oder ihnen das unzüchtige Geweroseiner Wohnung verstattet, unterliegt der nämlichen Strafe. Ehebruch wird mit Gefängniß von 1 — 2 Monaten, und wenn beide Personen verehlicht sind, bey jeder mit 2 — 3 mon. licher Gefängnißstrafe belegt; ist die mitschuldige Person unverehlicht, mit zwey bis vierwochentlichem Gefängniß. Der strafbare Incest wird sehr beschränkt; der Concubinatus wird zwar für unerlaubt, jedoch nicht für strafbar erklärt. Dagegen werden Bigamie, Nothzucht und Entführung in ihren verschiedenen Abstufungen mit

ernsten Strafen belegt. In Ansehung des letztern Verbrechens, welches nach Verschiedenheit der Fälle mit ein- bis vierjähriger Zuchthausstrafe und bey mildernden Umständen mit Gefängniß bedroht ist, bemerkt der Verfasser gelegentlich (S. 42), es spiele zwar in den Romanen und Comödien eine große Rolle, komme aber in unsern Zeiten im Leben höchst selten vor, so daß es manche Appellationsgerichte in Deutschland gebe, in deren nicht unbedeutendem Sprengel in unserm Jahrhundert kaum ein Entführungsfall sich ereignete. Das Verfahren von Amtswegen, welches schon von dem gemeinen Rechte viele Beschränkungen erhalten hatte, deren gewichtige, zum Theil mit der Ehre und Wohlstande der verletzten Personen und ihrer Familien zusammenhängende Gründe die Aufmerksamkeit in Sachsen, so ganz verlor, daß sie den Grundsatz aufstellte, alle Eheverbrechen seyen amtlich zu bestrafen, mehrere, zum Theil die ältern Gesetze noch bestehende Einschränkungen erhalten. Ein großer Theil dieser Vergehungen soll künftig nur auf den Antrag einer durch ein solches Vergehen in ihren Rechten verletzten Person, oder deren Eltern, Pflegeltern und Vormünder in gerichtliche Untersuchung gezogen werden. Fogar bey dem einfachen und doppelten Ehebruche soll, selbst auf Anzeige des unschuldigen Theils, keine solche Untersuchung verhängt, auch eine bereits begonnene nicht fortgesetzt werden, wenn nachgewiesen wird, daß der unschuldige Ehegatte dem schuldigen ausdrücklich oder stillschweigend verziehen hat. Auch die Verjährungszeit der in diesem Gesetze erwähnten Vergehungen erhielt eine größere Ausdehnung, nach

welcher sie, mit Ausnahme der Nothzucht und gewaltsamen Entführung, auf einen Zeitraum von fünf Jahren festgesetzt wird. Ueberall zeigt sich das Bestreben die Härten der bisherigen Gesetzgebung zu mildern und die übertriebene Gelindigkeit der Praxis zu schärfen, und eben dadurch auch von criminalistischer Seite die großen Bewegungsgründe der häuslichen Zucht und der öffentlichen Sittlichkeit zu verstärken. Wer die Schwierigkeiten einer vollendeten Gesetzgebung über den fraglichen Gegenstand kennt, wird gewiß die Ueberzeugung mit uns theilen, daß das neue Sächsische Gesetz einen sichtbaren Fortschritt zum Bessern enthalte, und daß jeder deshalb noch übrig bleibende Wunsch bey der Revision die es ohne Zweifel bey der nächsten Discussion über das, mit der achtungsvollen und Sorgfalt vorbereitete, Ganze des neuerhanden nal-Gesetzbuchs seine angemessene Befriedigung finden wird. Der vorliegende Commentar hält, außer seiner nächsten Bestimmung für Zuhörer des Verfassers, auch in dieser Hinsicht manche Bemerkungen und Winke, die der Aufmerksamkeit der verdienstvollen Gesetzgebung nicht entgehen werden. Gründliche Gelehrsamkeit, lichtvolle Deutlichkeit und bescheidene Freymüthigkeit eignen dieses Werk zu einem Handbuche für jeden, der über diesen hochwichtigen Inhalt an der Hand der Geschichte und Erfahrung weiter forschen und nachdenken will. Ein alphabetisches Register würde diese Brauchbarkeit noch vermehrt haben.

Böhmer.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

53. Stück.

Den 4. April 1836.

---

G ö t t i n g e n.

Die Sitzung der Königl. Societät der Wissenschaften am 13. Februar hielt der Hofrath Müller eine Vorlesung unter dem Titel: *Titulus de instauratione murorum Athenarum perscripti explicatio*, zu welcher die am 25. Julius des vorigen Jahres gehaltene und in Nr. 281 dieses Jahrganges unserer Anzeigen im Auszug mitgetheilte Vorlesung die Vorbereitung bildete. Der Verf. der Abhandlung ist seit der Zeit, daß er sich mit diesem eben so schwierigen wie lehrreichen Denkmal zu beschäftigen angefangen, sehr gefördert worden durch eine andere Abschrift, welche der Entdecker der Marmortafel selbst, Herr Pittakis in Athen, davon gemacht, und Herr Dr. Franz in dem *Bulletino dell' Instituto di corrisp. archeol.* N. III. c. di Marzo 1835 mit einem vorläufigen Versuch der Erklärung herausgegeben hat. Wiewohl nun diese Abschrift lange nicht mit der Genauigkeit der Roffischen gemacht ist, die uns



allein in den Stand setzt, die Buchstaben jeder Zeile abzuzählen und durch die Rücksicht auf die Zahl der fehlenden den Ergänzungen einen höhern Grad von Evidenz zu geben: so enthält sie doch einige Worte mehr, die Herr Pittakis offenbar wirklich auf dem Stein gelesen, es ist daß er den Stein früher in einem noch bess. Zustande, oder unter einer günstigen Beleuchtung, die gerade diese Stellen deutlicher erkennen ließ, zu copieren unternommen hat.

Namentlich ist unter diesen hinzukommenden Stellen eine, die uns allein gestattet, die Zeit der Inschrift mit einiger Genauigkeit zu bestimmen. Die bisher bekannte Geschichte der Mauern Athens liefert eine solche Zeitangabe nicht. Unsere Inschrift kann sich weder auf die Erneuerung der Befestigungen des Peiräe, der langen Mauern beziehen, denn sie ist durchaus nur von Reparaturen, noch auf die Ausbesserung in der Zeit der Schlacht Chäronea, an der Demosthenes so patriotisch Antheil nahm, denn diese besorgten Beamte, *τειχοποιοι*, welche von den zehn Stämmen gewählt wurden, und die nöthigen Geldsummen aus der Staats-Casse empfangen; in dieser Inschrift aber wird die Reparatur dieser Befestigungen vom Staate an Unternehmer verdinget, die von jenen Beamten gänzlich verschieden sind. Und doch kann die Inschrift aus paläographischen Gründen kaum über Alexanders Zeit hinaufgerückt werden. Hier kommt uns nun die besagte Abschrift von Pittakis sehr zu Hülfe, die in der 37. Z. wo die Behörden angegeben werden, welche den Bau verdingen, die Worte hat *ΚΑΙ ΟΕΠΗΤΕΙ ΔΙΟΙΚΗΣΕΙ ΑΒΡΟ... ΟΤΡΙΟΥ ΟΥΤΕΛΗΣ*, deren Herstellung *ΚΑΙ ΟΕΠΗΤΗ ΔΙΟΙΚΗΣΕΙ ΑΒΡΟΝ ΑΤΚΟΤΗΤΟΥ ΒΟΤΤΑ-*

ΔΗΣ, wohl Jedem sicher erscheinen wird, der mit Athenischen Namen, namentlich auch der Demen, bekannt genug ist. Dieser Habron, Eukurgos Sohn, aus dem Demos der Butaden, den wir hierdurch als Chef der athenischen Finanzverwaltung (ὁ ἐπὶ τῇ διοικήσει, auch ταμίας τῆς διοικήσεως und mit andern Namen genannt) kennen lernen, war auch sonst schon als der älteste Sohn des berühmten Redners und Staatsmanns Eukurg, und durch ein Wort der Lebensbeschreibungen der zehn Redner bey Plutarch selbst als ein ausgezeichneteter Staatsmann bekannt (πολιτευσάμενος ἐπιφανῶς). Von der Zeit seiner Verwaltung ist uns nun zwar keine Nachricht zugekommen, indeß ergibt sich aus der Lebenszeit des Vaters um Olymp. 95 geboren war, daß dieser Sohn um Olymp. 110 in Staatsaffären thätig seyn konnte, und eine nähere Erwägung der Geschichte des Eukurg führt mit großer Wahrscheinlichkeit dahin, daß Habron das Amt eines ταμίας τῆς διοικήσεως in der 111ten oder 112ten Olympiade bekleidet habe. Man ist nämlich, daß Eukurg drey Pentaeteriden, d. h. vierjährige Zeiträume, hindurch, von Olymp. 110, 3 bis 113, 3, der Finanzverwaltung Athens mit großem Ruhm und eben so großem Vortheil des Athenischen Staats vorstand, aber nur in der ersten Pentaeteride unter eigenem Namen, in den beiden folgenden wegen eines Gesetzes, das er selbst früher gegeben hatte, in der Art, daß er zwar selbst das ganze Rechnungswesen leitete, aber immer einen seiner Getreuen den Namen dazu hergeben ließ (τῶν φίλων ἐπιγραψάμενός τινα), den vorher das Volk auf seine Veranlassung zum Schatzmeister der Verwaltung erwählt hatte, eben in der Absicht, daß Eukurg

seine wohlermogenen Pläne für die Herstellung der Finanzen Athens ungestört ausführen könnte. Nun liegt in der That nichts näher als die Annahme, daß unter diesen Treuen der älteste Sohn des Lykurgos selbst gewesen sey. Auch wissen wir, daß als nach Lykurgos Tode, Olymp. 114, eine feindliche Partey, an deren Spitze der Nachfolger Lykurgs, Menesachmos, selbst stand, dem Volke die Verwaltung des rechtlichen und edlen Mannes zu verdächtigen mußte, das in Liebe und Haß so wenig zuverlässige Volk von Athen die Söhne des Lykurgos ins Gefängniß werfen ließ, was doch gewiß nicht geschehen wäre, wenn sie nicht durch den Vater in die Geschäfte hineingezogen worden wären.

Der Verf. hat hiebey, auf Böckh's troffene Untersuchungen über den Attischen Haushalt gestützt, die Zeit der Lykurgischen Verwaltung von Olymp. 110, 3 bis 113, 3 gesetzt, und begründet in der Abhandlung diese Data durch die damit zusammenhängende Geschichte des Baus der Dock's und des See-Arsenals im Peiræus; indessen können wir hier den Auszug aus diesem Theile der Abhandlung ersparen, da der Verf. bey Gelegenheit der Nissen'schen und Kießling'schen Schriften über Lykurgos in diesen Anzeigen ungefähr dieselben Bemerkungen auszuführen vor hat. Danach trifft der bessere Zustand der Finanzen, welchen Athen dem Lykurg verdankte, erst nach der Schlacht von Charonea; in Zeiten, wo Athen, wenige schnell vorübergehende Aufregungen ausgenommen, der Ruhe pflegte. Wäre es anders gewesen, lägen die zwölf Jahre dieser Verwaltung nicht nach, sondern vor jener Schlacht: so würde wohl schwerlich Philippos seinen Zweck

erreicht haben, und Alexanders weltumschaffende Unternehmungen wären unmöglich gewesen.

Man könnte nun vielleicht die Herstellung der Befestigungen Athens, von der die Inschrift handelt, an den besondern Auftrag anknüpfen, welchen Lykurg vom Staate erhalten hatte, die Rüstungen Athens für einen Krieg zu betreiben, welcher aller Wahrscheinlichkeit nach kein anderer war, als die von Lykurg und Demosthenes besonders beförderte Bewegung Athens gegen den jungen Alexander, die durch die Zerstörung Thebens so schnell und schrecklich erstickt wurde. Wie es indeß damit auch stehe, so kann doch die in der Inschrift bezeichnete Herstellung überhaupt nicht durch solche momentane Verhältnisse veranlaßt, gedacht werden, sondern muß Zeiten einer Vatersorge für die Zukunft zugeschrieben werden, da am Ende der Inschrift bestimmt ist, was von den auszuführenden Reparaturen im ersten, zweyten und so weiter bis zum fünften Jahre fertig seyn soll.

Hierauf wendet sich die Abhandlung — nach einigen kurzen Bemerkungen zur spätern Geschichte der Befestigungen Athens — zu der Inschrift selbst. Die Schrift derselben ist die nach Euklides (Bl. 94, 2) gebräuchliche; jedoch sind die Buchstaben Z Θ Ξ Σ durchaus so gestellt, wie in den besten Zeiten Athens. Die viermal vorkommende Setzung von EI für HI ist auch ein Ueberrest aus älterer Schriftweise, der sich indeß hie und da auch später findet. Die Buchstaben sind στοιχῆδον gestellt, jede Zeile zu 71 Buchstaben, nur daß die Uberschriften in größerer Schrift, und der letzte Abschnitt, die Eintheilung des ganzen Baues in Parzellen, die abge sondert verdungen wurden, mit kleineren Buchstaben geschrieben ist. Auch hat der Steinhauer

einige Versehen hinterher zu berichtigen gesucht. Zeilen sind 125, von denen aber nur die von Z. 53 bis 72 vollständig über die beiden Bruchstücke weglaufen, in welche die Tafel der Länge nach zerbrochen gefunden wurde. Das Bruchstück zur Linken ist über Z. 53 so abgerieben, daß nur wenige Buchstaben zu erkennen sind; das zur Rechten aber bricht mit Zeile 80 völlig ab. Das Nähere zeigt die genaue Copie der Inschrift, welche der Abhandlung, ganz so wie sie Herr Dr K o ß dem Verf. mitgetheilt hat, beygegeben wird. In grammatischer Beziehung ist der dreyimal vorkommende Diphthong in *δεινται*, *προσδεινται*; *δειομένη* zu bemerken und mit *κελωνται*, Corp. Inscr. Graec. 102 zu vergleichen. Schlechte, unattische Formen, aus denen man ein späteres Alter des Denkmals hat schließen wollen, finden sich durch die neuere Copie desselben nicht bestätigt.

Hierauf folgt nun in der Abhandlung eine Darstellung der Inschrift in gewöhnlicher Schrift mit den Ergänzungen des Verf. und einer lateinischen Uebersetzung des Theiles der Inschrift in dem ein zusammenhängender Sinn sich verfolgen läßt. Die Rechtfertigung der Ergänzungen und die Erläuterung des Ganzen ist alsdann in der Form von Anmerkungen zu den einzelnen Zeilen gegeben. In diesem Auszuge wird es zweckmäßiger seyn, den durch diese Untersuchungen gewonnenen Inhalt der Inschrift nach den einzelnen Abtheilungen derselben zu zergliedern und dabey die besser erhaltenen und verständlichern Theile des Textes einzufügen.

Der erste Theil kündigt sich durch die ziemlich erhaltenen Worte: *ἔδοξεν τῷ δήμῳ* als Volksbeschluss an. War diese Zeile wirklich die erste, wie uns angegeben wird, so kann vor

den angeführten Worten nur der Archon und die Prytanie, in der die Volksversammlung gehalten wurde, dahinter nur der Bürger, der den Beschluß dem Volke vorgeschlagen, bezeichnet gewesen seyn, wiewohl die Volksbeschlüsse der Zeit sonst in der Regel ausführlichere Angaben des Datums enthalten. Der Beschluß der Wiederherstellung bezog sich nach §. 2 auf die Mauern der Stadt, des Peiräeus und die langen Mauern, τὰ τεῖχην τοῦ ἀσ[τε]ως καὶ τοῦ Πειραιῶς καὶ τὰ μακρὰ τεῖχην, wozu nach einer folgenden Stelle, §. 37 noch eine vierte Befestigung τὰ τεῖχην τὰ π[ερὶ τ]ὸν Τ... kommt, über die sich wohl eine Vermuthung aufstellen, aber schwer begründen läßt. Zur Leitung des neuen Reparaturbaues wird ein Architect vom Volke gewählt, ὁ ἀρχιτέκτων ὁ χειροτονηθεὶς τοῦ δήμου, §. 6, welchen man von der Arbeit der Architecten unterscheiden muß, die §. 32 und 117 vorkommt. Diese sind deutlich die Bauunternehmer, an die die Reparaturverordnungen wird, und die deswegen auch μισθωμένοι (§. 18. 22) und μεμισθωμένοι (§. 26) heißen. Eben so hieß in Athen der Theaterpächter, der die Verpflichtung übernahm, das Gebäude in baulichem Zustande zu erhalten, nicht ἰσθμωτὴς und ἐργολάβος, sondern auch ἀρχιτέκτων. Ueber diese Unternehmer setzt nun aber der Staat einen durch Wahl ernannten Architecten, der eine ähnliche Stellung hat, wie sonst die ἐπιστάται oder Vorsteher der öffentlichen Bauten. Der Architect, welcher in der berühmten Inschrift vom Bau des Poliastempels neben den Epistaten genannt wird, ist gewiß auch ein solcher vom Staate Beauftragter, und eben solche Beamten lassen sich auch sonst nachweisen. Diesem Architecten wird nun auf-

getragen, den ganzen Bau in zehn Theile (δεκαμέρη 3. 7) zu zerlegen, die alsdann einzeln verdingungen wurden, worüber wir durch den letzten Theil der Inschrift noch etwas Näheres erfahren. Hernach erräth man aus dem Worte παρέχειν 3. 8, daß bestimmt war, welche Baumaterialien der Staat liefern sollte, wofür παρέχειν und von Seiten der empfangenden Unternehmer παραλαβεῖν (3. 26. 95. 99) der eigentliche Ausdruck ist. So war in der in manchem Betracht ähnlichen Urkunde in Delos über die Reparatur des Apollotempels, im Corp. Inscr. 2266. 3. 23, bestimmt, daß der Staat dem Unternehmer das verarbeitete Erz liefern sollte, wofür es in Delos ausgezeichnete Werkstätten, gab. In Athen gab der Staat, wie man aus 3. 83 u 99 abnimmt, besonders die Dachziegel und sonst aus gebrannten Erdenarten verfertigt her. Hierauf folgte eine allgemeine Ang auszuführenden Arbeiten und der dazu bestimmten Zeit, alles dieß kürzer als in dem zweyten Haupttheile. Weiterhin wird bestimmt, daß man sich der Unternehmer durch einen Eidswur im Rathe der Fünfhundert, welcher die obere Aufsicht über alle Verwaltungsangelegenheit hatte, versichern sollte, ὄρκω πιστώσαι ἐν τῇ βουλῇ κατὰ τὸν νόμον 3. 23, daß sie Alles auf die Art und in der Zeit vollenden würden unter dem Volksbeschlusse angegeben seyn, τῷ ὑπὸ τῷδε τῷ ψηφίσματι γεγραμμένῳ 3. 24. Auch mußten sie Bürgen stellen, wie man weiterhin aus 3. 112 sieht, worüber indeß im Volksbeschlusse sich Nichts erhalten hat.

(Der Beschluß im nächsten Stück)

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

54. 55. Stück.

Den 7. April 1836.

G ö t t i n g e n.

Veröffentlichung der Anzeige der Vorlesung des Hofr.

Met.: Tituli de instauratione murorum Athenarum perscripti explicatio.

Nach einigen Zeilen, deren Zusammenhang sich weniger entdecken läßt, erräth man die Bestimmung, daß die Unternehmer nach Vollendung des Werks die Berechnung der geleisteten Arbeiten auf den Mauern selbst und im Metroon, wo das Staatsarchiv war, aufstellen sollen, ἐπὶ τοῦ τείχους καὶ εἰς τὸ Μέτροον πρὸς τὸν δῆμον, welcher Umstand daran erinnert, daß auch Lykurg am Ende seines Lebens im Metroon eine Uebersicht seiner ganzen Verwaltung gab. Die Absicht ist, daß außer den Behörden auch die Bürger die Verwendung der bedungenen Gelder und was etwa die Unternehmer aus eigenem Vermögen zugelegt haben, übersehen können, und diese dadurch einer allgemeinen Musterung unterworfen werden. Die erhaltenen Worte lauten, nach Er-



gänzung des mittlern Stückes, . . . . τοῦ μισθωμένου, καὶ τὸ ἀργύριον ὅσον ἂν αὐτοὶ εἰσενέγκωσιν τῇ οἰκοδομῇ [ἢσει τ]ῶν [ἔργ]ων, εἰδ[έ]ναι, καὶ ἐξ[ε]τ[ά]ξ[οι]ντ[ο] περὶ τὰ τ., bey welcher Ergänzung die in §. 32 wiederkehrende Formel ὅσ' ἂν [εἰς]ενέγκωσιν οἱ ἀρχιτέκτονες geleitet hat, was schwerlich anders erklärt werden kann, als was die Unternehmer dabey aus eigenem Vermögen dazugethan haben. Es sollte diesen also nicht benommen seyn, wenn sie etwa einen Theil des Baues aus eigenem Vermögen vorzüglicher, als bedungen worden, ausführen wollten, wofür sie alsdann auch eine öffentliche Anerkennung belohnte. Die Schlussstelle ist am besten erhalten, und nach Analogie anderer Psephismen, in der Lebensbeschreibung der Redner bey Plutarch und Corp. Inscr. 108, außs genaueste zu restituieren: ἀναγράφει δὲ τὸδε τὸ ψήφισμα τὸν κατὰ πρυταν[ι]α γραμματέα καὶ τὰ μισθώσιμα ἔργα καὶ ὅσ' ἂν [εἰς]ενέγκωσιν οἱ ἀρχιτέκτονες, [εἰς] στ[ῆ]λην λιθίνην, καὶ τὸ ἀνάλωμα τῆς ἀναγραφῆς τῆς στήλης δοῦναι τὸν ταμίαν τοῦ δήμου πεντήκοντα δραχμῶν ἐκ τῶν εἰς τὰ κοινὰ ψηφίσματα ἀναλισκόμενων τῷ δήμῳ. D. heißt: diesen Volksbeschluß solle der Schreiber der Prytanie auf einen Marmorsteiler eingraaben lassen, und dazu die verdungenen Arbeiten und was die Unternehmer aus eigenem Vermögen aufgewendet. Als Kosten dieser Eingrabung soll der Schatzmeister des Volks 50 Drachmen aus den Geldern zahlen, welche für außerordentliche Ausgaben nach Volksbeschlüssen angewiesen waren. Von den 50 Drachmen sind freylich nur die Buchstaben PA enthalten, doch läßt sich keine andere passendere Zahl als 50, d. h. Π mit

einem hineingeschriebenen  $\Delta$ , in die Lücke einfügen. Die gewöhnlichen Kosten eines Volksbeschlusses waren in Athen 30 Drachmen; diese große Urkunde kostete 50, nach unserm Gelde 1 Ablr. 11 Sgr. Conv., eben so viel wie die Grabung sämmtlicher Psephismen des Eufurgoß gekostet hat.

Hierauf folgen im zweyten Haupttheil die Bedingungen der Verdingung, die *leges locationis*, denen die Namen der Magistrate vorgesetzt sind, die dabey thätig waren. Dieß sind die *Politen*, welche in Athen alle Staatsgüter, Einnahmen und Unternehmungen zu verpachten oder zu verdingen hatten, und der eben schon angezeigte Schatzmeister der Verwaltung, Habron, Eufurgoß, Sohn. Die *Politen*, deren zehn waren, wurden nicht alle genannt, sondern durch vorausgeschickte Namen bezeichnet (*Ἐπι*.... *ος ἐν Κηδῶν καὶ Ἀντολίκου*....), wovon wohl der Eine der *Prytane* oder Vorsteher ihres Collegiums, der Andere vielleicht der Schreiber ist, nach welchem eine ähnliche Behörde, die der Schatzmeister der Götter, bezeichnet zu werden pflegt.

Die Ordnung der nun folgenden Bestimmungen ist im Allgemeinen deutlich. Die Mauern werden nicht etwa sogleich in bestimmte Theile getheilt und die auszubessernden Stellen angegeben, sondern es wird in diesem Abschnitt auf eine für alle Theile gültige Weise bestimmt, in welchem Zustand die Mauern gesetzt werden sollten. Danach konnten diejenigen, welche den Bau zu unternehmen Lust hatten, die Kosten der Reparatur der einzelnen Abtheilungen für sich selbst schätzen, und ihre Forderungen einrichten. Die Beschreibung des Zustandes aber, in wel-

chen die Mauern zu sehen seyen, beginnt mit den untern Theilen, und schließt mit den obersten. Nach der Nennung der herzustellenden Befestigungen im Allgemeinen §. 37 liest man §. 39 mit muthmaßlicher Ergänzung der ersten τὰς κρηπίδας λιθολογήσει ὕψος ποιῶν γῆς μὴ ἔλαττον ἢ διπο [διαίτας], der Unternehmer wird die Sockelmauern aus Bruchsteinen aufführen, bis zu einer Höhe von nicht weniger als zwey Fuß über der Erde. Λιθολόγημα, ein Ausdruck, der §. 45 und 47 wieder vorkommt, bezeichnet, wie die Abhandlung ausführlich darthut, einen Bau aus Bruchsteinen, λίθοι λογάδες, wie er besonders in Privatgebäuden zu Sockelmauern gebraucht wurde, auch bey Stadtmauern aus Backsteinen öfter Unterbau vorkommt. Merkwürdig ist indeß, die Athener dafür eine Höhe von zwey Fuß genügend hielten, wiewohl allerdings die Römer in Varros Zeit paululum modo lapidibus suffundata, ut humorem ecfugerent, waren. Auf diese Steine des Grundbaus muß sich beziehen, was man eine Zeile weiter liest: τὸν ἀρμόν ἐπὶ ζοῖδος τιθεῖς πρὸς μετώπῳ worunter zu verstehen ist, daß die Fugen der Bruchsteine nach der Fronte zu regelmäßig bearbeitet und geglättet werden sollen. Der Ausdruck ἀρμοί, der auch in der großen Inschrift vom Tempel der Polias vorkommt, ist dort theils als eine Fuge, theils als ein Klammerloch zur Verbindung von Quadersteinen erklärt worden; unsere Stelle spricht indeß mehr dafür, daß darunter die Fugen, namentlich die glatt bearbeiteten Ränder derselben verstanden seyen (vgl. diese Anz. 1832. S. 855). Ζοῖς ist das Instrument des ξείν, welches Verbum nicht bloß ein Schnitzen

des Holzes, sondern auch die feinere Bearbeitung der Steine bezeichnet, wie die eben erwähnte Inschrift besonders darthut; der Ausdruck ἐπὶ ζοίδος läßt sich mit dem viel besprochenen sub ascia "I. R. consummavit an Römischen Altären verbinden. Ob die folgenden Bestimmungen (3. 41 πρῶτον λίθοις χρώμενος μὴ ἐλάττωσιν ἢ τριημίποδι[αίοις und 42 παρὰ πλευρὰν ὀρθὰ καὶ κατὰ κεφαλὴν, ἐξυπάγων πηλῷ ἢ χυρωμένῳ) sich noch auf die Sockelmauer beziehen, ist zweifelhaft; wir machen dabey nur auf den πηλὸς ἢ χυρωμένος aufmerksam, der in der Inschrift sehr viel, zum Mauern, zum Ausstaken der Decken-Fächer, zum Estrich vorkommt, dabey nie von Kalkmörtel die Rede ist. Die Verse selbst lehren, daß darunter Lehm zu verstehen ist, der mit Spreu vermengt ist, um seine bindende Kraft zu mehren, also ungefähr das, was jetzt Schebe- und Kabe-Lehm heißt, was von den Alten sonst πηλὸς δι' ἀχέρων, lutum acerosum, aceratum oder paleatum genannt, und besonders bey den Wänden ländlicher Gebäude viel erwähnt wird. Die folgenden Stellen, in denen von ganzen und anderthalben Backsteinen und von Döbeln aus Olivenholz zur Verbindung von Bausteinen die Rede ist (3. 43 μὴ ἐλάττω πλίνθου, εἰάν δέ που δείηται τριημιπλινθίου und 44 παρὰ πλευρὰν καὶ κατὰ κεφαλὴν, καὶ σφηνώσει σφήσιν ἐλαϊνοῖς) können nicht mehr auf die Sockelmauer gehen, aber ob auf Strebepfeiler oder die Thürme der Mauer oder worauf sonst, läßt sich bey dem Mangel der vordern Stücke jeder Zeile nicht errathen. Wir bemerken nur, daß wenn wir hier den Ausdruck πλίνθος für Backstein nehmen, wir doch keineswegs sicher sind, daß es nicht bloß lufttrockene

Lehmsteine (*ἑμαὶ πλίνθοι*), nicht gebrannte (*ὄπται* oder *κεραμέαι πλίνθοι*), waren, da man gerade zu Städtemauern solche Lehmsteine sehr viel gebrauchte, auch wegen des Widerstandes, den sie den Stoßmaschinen der alten Poliorcetik entgegensetzten. Dagegen wird gleich darauf, 45 (*καὶ τὸν στοῖχον ἐπάνω? τῶν λιθολομάτων ἀμαξιαίοις οἰκοδομήσει καὶ*), auch wenn man die Ergänzung als ganz zweifelhaft beseitigt, doch offenbar von einer Lage sehr großer Quadern gesprochen, die wahrscheinlich eine Art Sims oder Gurt über der Sockelmauer bildeten. Die Erwähnung von Treppen (3. 46 *ἐπισκευάσει δὲ καὶ τῶν κλιμάκων τὰ δέο[μενα — πε]ριόντων*) scheint sich wieder auf die Thürme zu beziehen. Hierauf kommt mit den Worten Wenn aber etwas bis zum Sockel herab einstürzt ist (*Ἐὰν δὲ τι πτωματίσῃ μέχρι τῆς λιθολογήματος* (3. 47), die Urkunde zu den obern Theilen der Mauer, jedoch ohne daß die Beschaffenheit des Textes mehr abzunehmen gestattet, als daß zum Behufe der Ausbesserung an gewissen Stellen der Umgang auf den Mauern zwischen den Thürmen niedergedrungen werden soll; auch ist von Strebepfeilern und einem wahrscheinlich aus hölzernen Balken bestehenden Verbände der Mauern im Innern die Rede, dessen auch Vitruvius gedenkt (*παρέξει καὶ ἐξοικοδομήσει, ἐὰν δὲ πλεόνων προσδείηται — τῶν μεταπυργίων καθελῶν τὴν πάροδον ἢ αἱ ἀντηρίδες — ἐνδέσμους ἐνβαλόν.* 3. 48 — 50). Dann wird die Bedachung der Thürme abgehandelt, woraus man sieht, daß von den untern Theilen derselben früher schon die Rede gewesen seyn muß; es werden dabey *δράνοι*, vermuthlich horizontale Nieselbalken, *γεισῆποδες*, Balken

köpfe, die ein Gesims tragen, und *γεῖσα λίθινα ἢ κεράμεια*, Gesimse von Stein oder gebranntem Thon, erwähnt, Ausdrücke die die Abhandlung sonst nachweist und erläutert. (Ἐὰν δέ τινος κερροῦ ἢ ὄροφῆ δειο[μένη] ἢ — θράνος ἢ γεροπυλῶν ἢ γεῖσον λίθινον ἢ κεράμειον — εἴπερ ἐπισκευάσαι. 3. 50 — 52).

Hierauf beginnt der Abschnitt der Inschrift, der nur allein in der ganzen Breite des Steins erhalten ist, und von 3. 50 bis 73 reicht. Er betrifft einen besonders ausführlich abgehandelten Gegenstand, die Bedachung der *πάροδος*. *Πάροδος* ist der Umgang auf der Mauer hinter den Zinnen zwischen den Thürmen, in denen ein Durchgang, *διόδος* genannt, die Fortsetzung und Verbindung der *πάροδος* bildet, wie man aus *Lydiæ* und *Philon's* poliorcetischem Werke schon wußte. Die nähere Einrichtung einer *Parodos* lernt man indeß erst durch diese Inschrift kennen. Zuerst wird im Allgemeinen bestimmt, daß der Unternehmer, dem es zufällt, den Umgang zu bedachen habe, jedoch nicht für die gesammten Befestigungen, sondern nur für die Ringmauer der Stadt, wobey noch ausdrücklich die Zwischenmauer ausgenommen wird, welche die Stadt von dem Raum innerhalb der langen Mauern trennt, nebst einer Doppelpforte über dem Thor, welches in diese letztere Befestigung führte. (Καταστεγάσει δὲ καὶ τὴν πάροδον [τοῦ κέκλι]ου τοῦ περὶ τὸ ἄστυ ἀνευ τοῦ διατειχίσματος καὶ τοῦ διπύλου τοῦ ὑπὲρ τῶν πυλῶν [ἐπὶ τὰ μα]κρὰ τεῖχη. 3. 52 — 54. vgl. 70). Vorher sollen aber, wird so gleich hinzugefügt, die Gesimse des *Peridromos*, d. h. des äußern Umgangs vor den Zinnen, gesetzt seyn, wahrscheinlich erstreckten sich diese Ge-

simse, die nicht anders als aus großen Quadrern bestanden haben können, bis unter die Zinnen-Mauer der Parodos (ἐπιβαλὼν τοῦ περιδρόμου τὰ γείσα 3. 54). Zunächst wird aber auch noch nicht die Bedachung selbst, sondern die-Aufführung der Mauern und Pfeiler beschrieben, auf denen diese ruhen soll, und zwar zuerst der Zinnen-Mauer. Von den Zinnen, heißt es, soll Alles, wo mehr als sechs Finger, d. h.  $\frac{1}{2}$  eines Fußes, fehlen, neu von Backsteinen aufgeführt werden, und dabey Fenster von zwey Backsteinen Breite ausgespart werden, so daß die Zinnenmauern 3 Fuß, die Fenster 10 Lagen hoch werden. (Καὶ τῶν ἐπαλξίων πάντα ὅσα ἂν ἦ [ἀφεστη]κότα πλέον ἔξ δακτύλων πλινθοβολήσει διαλείπων θυρίδας διπλίνδους, ὕψο ποιῶ[ν τοῦ μ]ὲν ἐπαλξίου τρεῖς πόδας, δὲ θυρίδος δέκα στοίχους. 3. 54 — 56).

ist offenbar so zu verstehen, daß über einer mauer von 3 Fuß Höhe sich Pfeiler, welche gewöhnlichen Zinnen entsprechen, und dazwischen Fensteröffnungen erheben sollten, welche weit genug seyn mußten, um die Feinde von da mit Wurfgeschossen abwehren zu können. Die nähere Bestimmung der Breite und Höhe hängt von der Größe der Backsteine ab. Die gewöhnlichen Backsteine der Griechen hatten einen Fuß in der Länge und Breite, und wiewohl Vitruv angibt, daß für öffentliche Gebäude um ein Viertel größere genommen wurden, so muß doch hier nur die gewöhnliche Art, welche eine Breite von 2 Fuß für die Fenster ergibt, angenommen werden, wie ein bald zu berührender Umstand zeigt. Die übliche Dicke der antiken Backsteine ist etwa nur 2 Zoll, doch wurden lufttrockene Steine nach Palladius doppelt so stark gemacht; nehmen wir hier das

Mittel, so wird das Fenster  $2\frac{1}{2}$  F. hoch, und dieß ist die geringste Annahme, da nach den weitern Angaben die Decke dann nur  $7\frac{1}{2}$  F. über den Boden zu liegen kommt. Zunächst ist natürlich von der Ueberdeckung dieser Fenster die Rede, wovon die Inschrift Folgendes meldet: Dann wird er übergespannte Holzbohlen von der Dicke einer Backsteinlage und der Länge von 8 F. so legen, daß sie durch die Mauer durchreichen und mit einander verschränkt werden, und unter diese Bohlen auch Würfel legen, und darüber sechs Lagen Backsteine aufführen. (Καὶ ἐπιθήσει ὑπερτόλαια ξύλ[ινα, γο]μφώσας διάτοιχα, πάχος τοίχιαῖα μῆκος ὀκτώποδα· ὑποθήσει δὲ καὶ ὕβους τοῖς ἐπ[ερτο]λαιοῖς· καὶ ἐπιπλινθοθετεῖ ὕψος ἕξ στοίχους. 3. 56 — 58). Wie diese Erklärung im Allgemeinen sicher steht, ist doch manche schwer zu beantwortende Fragen, namentlich wie eine horizontale Bohle zwischen die Backsteine gelegt werden könne, ohne der näzern Verbindung nachtheilig zu seyn. Die un-  
 gelegten Würfel sind wahrscheinlich Holzstücke, welche zwischen die Backsteine eingefügt und mit Bohle verzapft sind; indeß ist nichts von einer ähnlichen Vorrichtung über den Bohlen gesagt. Die Länge von 8 F. muß von dem Mittel eines Wandpfeilers bis zum andern gereicht haben, da niemals ein Bohlen-Ende auf ein Fenster treffen konnte; wonach man Fenster von 2 F. und Pfeiler von 6 F. annehmen könnte; da dieß aber kein übliches und zweckmäßiges Verhältniß bey den Mauerzinnen ist, so ist anzunehmen, daß die achtfüßigen Bohlen immer über zwey Fenster reichten, und dann kommt auf die Zinnen ganz dieselbe Breite wie auf die Fenster, von 2 F. Zunächst bedarf es nun gewisser Stützpunkte für die



Decke nach der andern, innern Seite des Umgangs. Daher die Urkunde so fortfährt: Auch wird der Unternehmer nach der innern Seite schmale Pfeiler bauen, wo solche noch nicht stehen, von der Stärke von zwey Backsteinen und in der Entfernung von 7 F. (*Οικοδομήσει δὲ καὶ ἐνδοθεν στόχους, οὗ μὴ εἰσιν οἰκοδομημένους διπλίνδρους, διαλείποντας ἑκτὰ πόδας*. S. 58. 59). Der Ausdruck *στόχος*, der in dieser Inschrift genau von *στοῖχος* unterschieden wird, bedeutet offenbar einen schmalen Pfeiler, wie er zu Zielsäulen dienen konnte. Die angegebene Stärke ist nach der Tiefe zu nehmen, denn die Breite kann nur einen Stein, zu 1 F., betragen haben, da die Intervalle 7 F. waren, und doch eine symmetrische Stellung dieser Pfeiler zu der Zimmertür nöthig ist. Hieraus sieht man ugleich, daß die Breite der Plinthen zu 1 F. angebracht werden muß. Ehe noch die Höhe dieser Pfeiler angegeben wird, wird bemerkt, daß *στρωτῆρες* in der Entfernung von  $1\frac{1}{2}$  F. hineingebaut werden sollen (*καὶ ἑκατοικοδομήσει στρωτῆρας δύο διαλείποντας τριήμιπόδι*. S. 59. 60). *Στρωτῆρες* heißen im Allgemeinen, bereits von Böckh in den Berlin. Jahrb. 1 Oct. N. 77 mit Beziehung auf diese Inschrift gezeigt worden ist, dünne Hölzer, welche bey der Deckung über die größern Balken gelegt werden; hier aber, wo noch von keiner Decke die Rede seyn kann, werden sie offenbar zu einem Geländer zwischen den einzeln stehenden Pfeilern über der innern Seite der Mauer verwandt, wozu die angegebenen Entfernungen vortrefflich passen. Ueber die Höhe der Pfeiler aber gibt die Inschrift eine Bestimmung (*ἕψος ποιῶν τοῦ στόχου ὥστε ἀνὸρ[σ]ο[υς] εἶναι εἰς τὸ εἶσω* S. 60. 61), aus

der sich nur dann ein Sinn gewinnen läßt, wenn man dem unbekanntem Ausdruck *ἀνορθος εἰς τι* den Sinn beylegt: aufgeführt bis zur Höhe eines andern Puncts. Dann sind diese Pfeiler eben so hoch, wie die Binnenmauer, und da noch ein Balken über sie gelegt wird (*καὶ ἐπιθήσει δοκῶν εἰς τοὺς στόχους* 2. 61), gewinnt man auf dieser Seite so viel Höhe, um die nöthige Schräge des Daches herauszubringen. Jetzt erst kommt die Inschrift zu den früher angekündigten Bestimmungen über das Deckengebälk zurück, mit den Worten: *Ὅ μὴ καταστέγασται, στεγάσει δοκίσι καὶ ἐπιβλήσι τιθεὶς ἐναλλάξ, ἢ στρωτῆρσιν περιεγκεντρίσει διαλείπων τρεῖς παλατὰ ἐκ τοῦ ἐπάνωθεν.* Es ist deutlich, daß hier zwey verschiedene Arten von Decken unterschieden werden, di. eine bestehend aus abwechselnden *δοκίσι*, Deckenbalken von geringerm Umfang als Hauptbalken, und *ἐπιβλήτες*, d. h. dem Worte Riegel, also Querbalken, die mit jenen aufst waren, und eine Art von Klostgebälk bilden. Die andere Art, welche durch *στρωτῆρσιν περιεγκεντρίσει*, wobey wahrscheinlich *δοκίδα* Object zu supplieren ist, bezeichnet wird, ist dem Mangel an genauer Kenntniß der technischen Ausdrücke schwer zu erklären, doch lehrt die Analogie des Sprachgebrauchs so viel, daß *περιεγκεντρίσει* ein Einfügen der dünnern Hölzer, welche man *στρωτῆρες* nannte, in eingeschnittene Vertiefungen beider Seitenflächen der Deckenbalken bedeutet. Man könnte daraus eine ähnliche Einrichtung abnehmen, wie unsere Wellerhölzer, womit die Zwischenräume der Balken ausgefüllt werden; allein erstens ragen die *στρωτῆρες* über die Deckenbalken noch hervor, wie außer Stellen der Grammatiker auch der weitere Ver-

folg dieser Inschrift lehrt, und dann wird ein nicht unbedeutender Zwischenraum zwischen den einzelnen  $\sigma\tau\omega\tau\eta\rho\epsilon\varsigma$  gelassen, den die Inschrift auf  $\frac{1}{2}$  Fuß von oben angibt, woraus wohl geschlossen werden muß, daß die  $\sigma\tau\omega\tau\eta\rho\epsilon\varsigma$  selbst oben schmaler waren als in der Mitte. Die Einteilung des ganzen Gebälkes ließ sich übrigens in den beigegebenen Zeichnungen nur nach willkürlichen Voraussetzungen angeben, da uns ein Hauptpunct, die Breite der Parodos, nirgends gegeben ist. Hieran werden unmittelbar die wesentlichsten Theile des Gesimses angefügt, indem es weiter heißt, daß das Gebälk über die Innenmauer hinübergeführt, und die Balkenköpfe  $\beta$  Trägern des Gesimses, die man  $\gamma\epsilon\iota\sigma\eta\pi\acute{o}\delta$  nannte, zugeschnitten werden sollen mit senkrechte Vorderfläche und einem Vorsprunge von  $1\frac{1}{2}$  ( $\kappa\alpha\iota$  διοικοδομήσας ἐπὶ τοῦ τοίχου ἀνατ τὸ γεισηπόδιμα ὀρθὸν παρὰ πλευρὰν ὑπ μὴ ἔλαττον τριημιπόδια 3. 63. 64). Auf soll sogleich das ἀκρογείσιον genagelt werden ἐπικρούσει ἀκρογείσιον), ein Ausdruck, der sonst noch nicht bekannt aber an sich klar ist: er den obersten Theil des Gesimses bedeutet, an den Karies oder Kinnleisten, der bey den Griechen, wo er angebracht wurde, in der Regel die wirkliche Bedeutung einer Rinne hatte und no keine leere Zierrath war. Dieses Stück soll, ohne Zweifel aus Holz, in der Breite mit der es den Balkenköpfen aufliegt von 7 Fingern und der Dicke von vier geschnitten werden, eine horizontale obere Kante und eine vorgeneigte Vorderfläche zur Ableitung des Regens haben: Bestimmungen, die keine Schwierigkeit machen, wenn man die an den Tempeln erhaltenen Bruchstücke marmorner Kinnleisten daneben hält ( $\pi\omicron\iota\omega\upsilon\upsilon$  ὀρθὸν κατὰ κεφαλὴν

πλάτες ἐπὶ δακτύλων πάχος παλαστῆς παρατειῶν ἐκ τοῦ ἐνδοθεν πάχος ἱμάντος καὶ τὸ μέτωπον ποιήσας πρὸς τὴν καταφορὰν. 3. 64 — 66). Dabey haben wir aber noch die wichtige Angabe zu erläutern, daß aus der Stärke dieses Bruststücks nach innen die Stärke eines ἱμάς d. h. einer Latte, ausgeschnitten werden soll, offenbar damit diese Latten in diesem Falze festliegen und sich nicht darüber hinwegschieben können. Denn wenn es nun weiter heißt: Ἐπικρούσει δὲ καὶ εἰς τὸ ἐντὸς ἱμάντας διαλείποντας τρεῖς παλαστῆς πάχος δακτύλου πλάτος πέντε δακτύλων ἢ λοις σιδηροῖς (3. 66. 67), so ist es klar, daß diese 4 Finger starken, 5 Finger breiten,  $\frac{2}{3}$  F. inander entfernten ἱμάντες, d. h. dem Worte Riemen, welche an dem Kinnleisten eingefügt sollen, ein dünnes Lattenwerk bilden, welches die στρωτῆρες queer übergelegt — denn diese Unterlage könnte es nicht die Last tragen die darauf gelegt wird — und durch Nägel besetzt von den Pfeilern der einen Seite bis zur andern auf der andern reicht. Dieß Lattenwerk ist nun eine durch die στρωτῆρες in längliche über getheilte Decke, indem, wie es gleich weiter heißt, Rohr darüber und Spreu von Hülsenfrüchten oder auch Rohr unter gelegt und das Ganze mit 4 Finger dickem Spreu-Lehm überzogen wird καὶ ἐπιβαλὼν κάλαμον λελαμμένον, ὑποβαλὼν λοβὸν ἢ κάλαμον λο[β]ώσει πηλῷ ἢ χυρωμένῳ πάχος τριδακτύλῳ. 3. 68. 69). Das Rohr wird dabey nicht in frischem Zustande, sondern in Wasser erweicht, λελαμμένος, genommen. Die Römer erwähnen bey ganz entsprechenden Gelegenheiten arundines tunsas. Die Spreu von Hülsenfrüchten, die auch sonst als ἀχυρα κνάμινα, acus fabaginum vorkommt, ist dabey so wichtig,

daß dieß Ausstaken der Fächer mit dem Verbum  $\lambdaοβοῦν$  bezeichnet wird. Dasselbe Lattenwerk bildet aber zugleich auch die unmittelbare Unterlage der Dachziegel, indem gleich darauf ohne Erwähnung irgend eines andern Holzwerkes gesagt wird, daß die *Parodos* mit lakonischen Ziegeln gedeckt werden soll ( $\kappaαι κεραμῶσει Λακωνικῶ κεραμῶ$ ). Ohne Zweifel lagen die Ziegel immer von einer Latte zur andern, da die Breite von 1 F. für Dachziegel im Alterthum gar nicht zu groß ist, es kommen, abgesehen von den marmornen, irdene Ziegel von 1 F.  $7\frac{1}{2}$  B. in der Breite vor. Querslatten aber zum Anhängen der Ziegel, wie es jetzt geschieht, bedurfte es nicht, da die Ziegel un-  
einander durch Vorsprünge und Falze zusammenhängen, und wo sie über die Kinnleiste hineinreichten, leicht befestigt werden konnten kommt aber noch eine schwierige Nebenbei hinzu, indem gesagt wird, daß von der Ring zwar die ganze *Parodos* gedeckt werden soll den langen Mauern aber nur die *ἠγεμόνες*, noch nicht liegen, gelegt werden sollen, und z wie jene in Pehm, und in gerader Linie. (Die W sind:  $\tauοῦ μὲν κύκλου πᾶσαν τὴν πάροδο τῶν δὲ μακρῶν τειχῶν τὰς ἠγεμόνας, οὗ εἰσιν κείμεναι, τιθεῖς ὅλας ἐν πηλῶ, ὁρδὰ πα πλευράν. 3. 69—71). Da nun bey den lang Mauern keine *πάροδος* zu bedecken war, sonder nur die Zinnen eine Dachziegelbedeckung erhalten konnten, wovon sich auch sonst eine Erwähnung nachweisen läßt: so ist wohl nicht zu zweifeln, daß die *ἠγεμόνες* eben auf diesen Zinnen lagen, wozu auch der Name sehr gut paßt, welcher die obersten, also die Forst-Ziegel, vortrefflich bezeichnet, die als Deckung oder Mauerkappe dieser dünnen Pfeiler sehr zweckmäßig angewandt wurden.$

Die Forstziegel des Alterthums waren nämlich nicht, wie gegenwärtig, gewöhnliche Hohlziegel, sondern bestanden aus zwey in einem stumpfen Winkel zusammenstoßenden Flachziegeln. Die zur Abhandlung gehörende Tafel gibt von einem Attischen Tempel ein Beyspiel solcher *κέραμοι ἠγεμόνες*. Nun waren aber die Ziegel der Alten weder nach Art unserer Biberschwänze, noch auch der hier so beliebten Pfannenziegel geformt, sondern Platten mit aufwärts gerichteten Rändern an den Seiten, welche Ränder nothwendig eine Bedeckung verlangten, die auch vollkommen durch die darüber gelegten Hohlziegel, *καλυπτῆρες* genannt, bewerkstelligt wurde (*καὶ καλυπτῆριεὶ τιθεῖς τοὺς κέρας ὅλους ἐμ πηλῶ*). Auch diese werden oben unterstrichen, wie man auch jetzt in den Gegenden die Fugen der Ziegel, statt mit Schebe-Lehm verstreicht. Jetzt ist zur Vollendung der Parodos — abgesehen von dem äußern Gesims — nur noch das Gesims zurück, von dem bis jetzt die Balkenköpfe, die es zu tragen bestimmt sind der Minnleisten erwähnt wurden. Hierüber ist die Inschrift folgende, für die Kunstgeschichte wichtige Vorschrift: Auch wird der Unternehmende nach außen das Gesims in Korinthischer Ordnung vollenden, indem er die Voluten in geeigneter Weise ausschneidet, und das Ganze horizontal und vertical richtet (*καὶ ἀπογειώσει ἐκ τοῦ ἔξωθεν γείσοις Κορινθίοις, ἀναξῶν τοὺς κριοὺς ἀρμόττοντας, καὶ τιθεῖς ὀρθὰ παρὰ πλευρὰν καὶ κατὰ κεφαλὴν*. S. 71—73). Dieß geschieht nun ohne Zweifel so, daß die vorspringenden Balkenköpfe, ganz wie bey uns, mit Bretern verschlagen werden, um einen Kranzleisten darzustellen. Auch in einer Inschrift von Puteoli, vom J. d. St. 649, mit deren Erklärung sich die Abhandlung gelegentlich be-

schäftigt, werden die Hölzer der Decke (asseres) durch vorgeschlagene Breter (antepagmata) zu einem Kranzleisten verbunden, und der Rinneleisten (cumatium) daran befestigt. Korinthisch heißen aber diese Gesimse hauptsächlich wegen den darunter angebrachten und wahrscheinlich aus der Balkenköpfen geschnittenen  $\kappa\rho\iota\iota$ , unter denen, nach einer ausführlichen Erörterung in der Abhandlung, Kragsteine oder Modillons zu verstehen sind, welche mit Voluten verziert wurden, wie man sie an den erhaltenen Denkmälern der Korinthischen Ordnung, freylich erst in bedeutend späterer Zeit, findet. Es ist interessant wahrzunehmen, wie hiernach auch die Zierrathen der Korinthischen, nicht bloß der Dorischen Gattung, aus der Holzconstructuren Ursprung herleiten.

Hiermit ist die Beschreibung der Bedachung d Parodos geschlossen, aus der im Ganzen hervorgeht, daß dieser Umgang durch ein Pultdach bedeckt wird, welches seinen Abfall nach der Zinnen-Mauer in Außenseite hat. Da aber dieser Abfall nur an den Hauptbalken über den Pfeilern der andern bewirkt wird, und das Dach daher nicht einmal steil war als wir es an den Tempeln von Athen finden, etwa so daß auf eine Breite von 7 F. die Höhe von 1 F. kam: so bedurfte es auch keiner großen Vorkehrungen, um dem schiebenden Druck des schrägliegenden Gebälkes zu widerstehen. Es scheint, daß die Deckenbalken,  $\delta\omicron\chi\iota\delta\epsilon\varsigma$ , an dem oberen und gegen das untere Ende so eingeschnitten wurden, daß sie auf dem Hauptbalken und der Zinnen-Mauer mit horizontalen Flächen auffaßen, und an dem obern Hauptbalken auf irgend eine nicht näher nachzuweisende Art befestigt waren.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

# G e t t i n g e n g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

56. Stück.

Den 9. April 1836.

---

G e t t i n g e n.

Beschluß der Anzeige der Vorlesung des Hofr.  
Müller: Tituli de instauratione murorum  
Athenarum perscripti explicatio.

Da von hier an der Text der Inschrift wie-  
der abgebrochen wird, und die Geduld der Les-  
er durch so viele Details eines nichts weniger  
großartigen Baues schon zu sehr auf die  
Probe gestellt ist: so soll in diesem Auszuge nur  
noch kurz bemerkt werden, daß die Stellen, aus  
denen man im Verfolg noch am meisten Bes-  
chreibung entnehmen kann, von Fallthüren  
(ὄβραις κατὰ πόδας), die in den Fenstern der  
Innenmauer anzulegen sind, und von dem  
Estrich der Thürme und der Parodos handeln;  
der auf eine sonst nicht gewöhnliche Weise aus  
Spreu-Lehm und gebrannter Erde bereitet wer-  
den soll. Alsdann ist von dem Anpuß, und  
dann von Gräben, Pallisaden u. dergl. die Re-



de. Am Ende haben sich Fragmente allgemeiner Bedingungen über die Zeit des Baues und die zu leistende Bürgschaft erhalten. Wenn aber nach diesen wieder von einzelnen Arbeiten, namentlich einem steinernen *γεισηπόδιον* Rede ist, so kann dieß wohl nur auf die willigen Mehrleistungen der Unternehmer, von denen oben schon die Rede war.

Einen dritten Abschnitt bildete die Eintheilung des ganzen Reparaturbaues in zehn Abtheilungen und die Verbindung derselben an einzelne Personen. Von diesem Abschnitt der die Ueberschrift führt: *κατὰ τὰδε μεμύθηται τὰ ἔργα*, und aus mehreren Columnen bestand, hat sich leider nur der Anfang der ersten und zweiten erhalten; die Fortsetzung muß einer andern darunter angebrachten Steinplatte gestanden haben. Man kann indeß daraus noch so viel entziffern, daß die Abtheilungen der Linie der Befestigungen von N. nach W. S. und D. folgten, und die erste Abtheilung das Stück der nördlichen langen Mauer von der oben erwähnten Zwischenmauer der Stadt (*διατείχιον*) bis zu einem Thor in dieser langen Mauer faßte; dann folgte zweitens die andere Hälfte der langen Mauer, und als dritter und vierter Theil der Peiræus; der fünfte, wieder erhalten, enthielt die südliche lange Mauer von der Zwischenmauer des Peiræus bis zum *Κεραφισσός*; auf den sechsten fiel die andere Hälfte dieser Süd-Mauer; und für die übrigen vier Theile blieb die eigentliche Stadtmauer, an der am wenigsten zu thun war. Von den Namen der Unternehmer und den bedungenen Geldsummen hat sich Nichts vollständig erhalten.

## G r e i f s w a l d.

Herrn C. A. Koch: Erklärung des Briefes Pauli an die Galater von Conr. Stephan Matzias, außerordentlichem Professor der Theologie an der Königl. Universität zu Greifswald. Mit besonderer Berücksichtigung des Commentars von Herrn Matzias. 1833. VI. und 138 S. 8.

Der Verf. hat sich im Vorwort selbst über den Standpunkt, von welchem aus er wahrscheinlich seine Leistung beurtheilt sehen will, ausgesprochen. Die Erklärung sey ein Theil einer Vorlesung, bey welcher man von mancher Forderung, die sich sonst wohl an einen ausführlichen Commentar machen lasse, absehen müsse; es habe ihm in dieser Erklärung zuvörderst nur darum zu thun seyn können, unabhängig von fremden Meinungen den Sinn der Paulinischen Worte darzulegen, und ihn auf grammatischem, historischem und dogmatischen Wege zu begründen. Die älteren Erklärungen habe er ganz unberücksichtigt gelassen, ohne befürchten zu dürfen, daß man es fallend vermessen werde. — Wir glauben nicht, daß durch die genannten Rücksichten itgend ein Moment für die Beurtheilung gegeben sey. Sieht man davon ab, daß sich durch Anführungen gewissermaßen eine historische Anschauung des Dinges der Exegese gewinnen läßt, oder auch durch treffende concise Erklärungen zugleich mit einer Einsicht in den Geist des einen und des andern berühmten Exegeten, so ist der Zweck aller Anführungen, wie aller Exegese, derselbe, den auch der Verf. als den seinigen bezeichnet hat, und finden alle Anführungen und alle Rücksicht auf alte, wie neue Exegeten in der Angemessenheit zu jenem Zweck ihren Maaßstab und

ihre Beschränkung. Der Verf. braucht darum, wenn er anders dem von ihm selbst bezeichneten Ziele in der Anstrebung genügt, so wenig einen gerechten Vorwurf zu fürchten, als wir ihm gedererseits deshalb, weil es nur eine Vorlesung sey, irgend eine Entschuldigung zugestehen können. Etwas anders ist es freylich, dem Zweck einer Vorlesung genügen, und eine wissenschaftliche Erklärung der Öffentlichkeit übergeben. Indem dieß mit der Vorlesung geschieht, tritt sie aus ihrem beschränkten Kreise heraus, und muß nun entweder allen wissenschaftlichen Forderungen behufs ihres Zweckes genügen, oder sie wäre besser ganz unveröffentlicht geblieben. Doch werden wir uns zur Beurtheilung selbst.

Es ist aus früheren Studien des Verf. (baptismatis expositio biblica) bekannt, daß auch er dogmatisch das Christenthum vom Standpuncte des Identitätssystems ansieht und behandelt. Es ließ sich daher wohl erwarten, daß auch in vorliegender Erklärung sich die Einwirkung jener Philosophie in der Art offenbaren werde, daß die christlichen Ideen nach ihren Sätzen gedeutet werden, und diese Erwartung wird nur in Fern getäuscht, als sich, wie es freylich bey den Anhängern jener Schule immer der Fall ist, sehr schwer entscheiden läßt, ob die Rücksicht auf den Symbolglauben, oder der Einfluß jener Philosophie den Verf. mehr geleitet habe, so gewiß von jener philosophisch-dogmatischen Seite abgesehen, viel Schätzenswerthes geliefert hat. Der Verf., ausgerüstet mit großem Scharffinn und tüchtiger Sprachkenntniß, hat in der eigentlich philosophischen Seite des Commentars gewiß das richtige Verständniß des Briefes gefördert, und zwar sowohl in Erklärung und Bestimmung ein-

zelner Worte, als der Fassung ganzer Gedanken. Es ist dieß um so leichter zu erkennen, als er meist gerade die Erklärung des mit Recht so gepriesenen Winer mit klar und bestimmt ausgesprochenen Gründen gewürdigt, und wie wir nicht erst urtheilen können, gewiß oft verbessert hat.

Es dürfte es dagegen mit der philosophisch-dogmatischen Seite des Commentars und hier das Resultat seiner Forschung leicht das Umgekehrte seyn. Sey es durch Einfluß der dialectischen Philosophie, die ja bekanntlich ihre Dogmen so gut mit einem kirchlichen Gewande zu umkleiden versteht, oder auch aus wirklicher symbolischer Befangenheit, der Verf. trägt einerseits seinen Heft bey, wiederum Meinungen und Sätze als biblisch hinzustellen, die es nicht sind; und dürfte andererseits von dem gewöhnlichen Fehler seiner Schule nicht frey seyn, die Rechtfertigung gewisse Lieblingsdogmen so zu führen, daß er ihnen einen im Grunde doch nur willkürlichen Sinn unterlegt.

Den gesunden und richtigen Blick des Verfs. an der philologischen Seite des Commentars charakterisieren insbesondere folgende Stellen, in denen wohl der achtungswerthe Begründer der neuteamentlichen Grammatik selbst den Fortschritt gern anerkennen wird. S. 13 zu I., 7. 'Aufsonderbare Weise erklärt Winer diesen Satz; die Worte: *οὐκ ἔστιν ἄλλο* bezieht er mit mehreren älteren Auslegern auf *μεταπίθεοδε* zurück, indem er übersetzt: quod quidem (sc. vos deficere a Christo) non est aliud, nisi etc. und mit diesem Abfalle hat es keine andere Bewandniß, als daß u. s. w. Allein sieht man auch von der gewaltsamen Beziehung des *ο* ab, so hätte es doch hiernach wenig-

stens ἄλλως oder ἄλλῃ τινι τρόπῳ heißen, und statt ἐστὶ auch wohl ἔχει oder ἐγένετο stehen müssen. Winer will seine Erklärung durch die Behauptung begründen, daß *εἰ μὴ* nie. daß (he sey), als *sed* (welcher Behauptung er jedoch nicht treu bleibt, s. Kap. II., 16. & wird), wie es einige Ausleger nehmen; in auch bey der natürlichen Beziehung des *οὐ* auf das unmittelbar vorangehende *εὐαγγέλιον* braucht man *εἰ μὴ* nicht grade für *sed* zu nehmen, sondern kann, ja muß vielmehr von der gewöhnlichen Bedeutung ausgehen, und diese, wie vorher geschah, nur etwas modificieren. Außerdem wird auch aus dem folgenden Verse handgreiflich, daß der Apostel durchaus kein anderes Evangelium anerkennen will. Noch auffallender erklärt Winer den Artikel vor *ταράσσοντες*, indem er die Worte: *τινὲς εἰσὶν οἱ ταράσσοντες ὑμᾶς* aus diesen beiden Sätzen bestehend läßt: *εἰσὶν ταράσσοντες ὑμᾶς, καὶ οὗτοι εἰσὶ τινες*, sunt qui vos perturbent, ii vero aliquot, pauci quantaxat sunt. Hätte der Apostel den Artikel weggelassen, so würde der Sinn seyn, wen nicht, oder nur daß Euch einige verwirren, in die Worte: *εἰ μὴ τινὲς εἰσὶν ταράσσοντες ὑμᾶς* hießen also ganz so viel, als: *εἰ μὴ τινες ταράσσουσιν ὑμᾶς*. Durch den Artikel entsteht dagegen der Sinn: nur daß es einige giebt, die von der Art, von der Beschaffenheit sind, daß sie Euch verwirren; in dem ersteren Satze ist eigentlich nur die zufällige äußere Thätigkeit der *τινὲς* angegeben, in dem zweyten aber das ganze Bestreben oder Wesen derselben, welches auf Verwirrung, oder Irreleitung gerichtet ist. Was nun die Hypothese Winers betrifft, so kann ja *τινὲς* nicht, als ob es dem *ὀλίγοι* gleich stände,

durch pauci übersetzt werden, da es im Gegentheil das lateinische quidam ist; als solches ist aber *τις* nicht quantitativ, sondern qualitativ zu verstehen, welches sich noch am deutlichsten zeigt, wenn man es als Fragwort betrachtet. Die Willkür wird aber außerdem dem Apóstolo untergeschoben, durch die Behauptung, daß er eigentlich in dem einen Satze habe zwey Sätze zusammenfassen wollen? Was ging es denn den Paulus an; ob ein Paar mehr oder weniger die Gemeinde verwirrten? Musste es ihm nicht vielmehr um die Sache, d. h. um die daseyende Verwirrung oder wirklich vorhandene Abirrung zu thun seyn? Wir haben die Worte des Verf. selbst angeführt, allerdings um die Gründlichkeit und den Scharfsinn desselben, so wie die ganze Interpretationsweise nach der philologischen Seite gleichsam und obtutu zu zeigen. Es erhellt aber zugleich aus diesem Beispiele, daß die ganze Erklärung ein mehr oder weniger temporäres Interesse hat. So bedeutend auch der Commentar von Winer ist, und an sich gewiß alle Berücksichtigung verdient, für die Wissenschaft werden immer die Werke einen bleibenderen Werth haben, die nicht gleichsam eine fortlaufende Critik eines einzelnen Commentars, sondern eine nur die Sache selbst ins Auge fassende, wenn auch mit historischer Rücksichtnahme auf andere Auslegungen, rein objective Erörterung geben, wie sie ja seitdem über den vom Verf. behandelten Brief erschienen sind. Aehnliche gründliche Widerlegung Winers, wie gründliche Exegese überhaupt findet sich noch S. 68 zu III, 15 über *ὁμοως*; S. 69, über *ἐκιδιὰ τὰ σέβεται*, III, 15; S. 99, zu V, 19. S. 7. I. 2. *οἱ οὖν ἐμοὶ πάντες ἀδελφοί*, I, 2. *ταῖς ἐκκλησίαις* etc. — Gleichwohl ist

der Verf. in seiner Polemik gegen Winer weder immer gerecht noch glücklich, und sind es oft auch nur dialectische Spitzfindigkeiten, mit denen er die Erklärung jenes trefflichen Gelehrten befreitet. So ist *παρεισάρτοι* II, 4. weit b von Winer erklärt, der den wahren Gehalt; *inclam, per frandem ac dolum* (h. e. *per tatis simulationem*) ingrediuntur erschöpft, während der Vf. nichts als das Lexicalische gibt; und wenn der Vf. zu *ἐλευθερία* II, 4. bemerkt, »begreift in negativer Hinsicht das Freyseyn von den Fesseln des mosaischen Gesetzes, in positiver Hinsicht aber das Leben in Christo, das Wandeln im Geiste und der Wahrheit in sich. Winer faßt sie nur von der einen Seite, indem er nur das Freyseyn ab *observanda lege judaica* fe hält; wäre sie weiter nichts, so hätte sie keinen eigenen festen Inhalt, und wäre also in positiver Hinsicht = nichts« — so erkennen wir darin nur eine mißlungene spitzfindige Dialectik. Es ist wahr, daß das Freyseyn einen positiven Inhalt haben kann, aber eben so gewiß, daß die negative Seite gleichwichtig ist, und fragt sich doch er welche Seite der Apostel eigentlich gemeint, ist nach dem Zusammenhange nur wahrscheinlich, daß er den Sinn Winers im Auge hatte. Doch es dürften auch der Stellen gar viele seyn wo die Erklärung des Verfs. auch ohne alle andere Rücksicht nicht genügen möchte. Z. B. gleich I, 1. wo *ἀπόστολος* wenigstens ungenau als 'ein von Christo Erwählter' erklärt wird, während es vielmehr ein von ihm Ausgesandter ist, so daß die Wahl zwar vorausgesetzt, aber nicht weiter ausgesprochen wird; die Erklärung von *διὰ* I, 1; I, 5. wo das gottgeweihte Gemüth sich in der Doxologie in seinen frommsten Wüns-

sehen eröffnen soll; I, 13.; f. II, 5., τῆ ὑποτα-  
γῆ, von Winer für gleich mit εἰς τὴν ὑποταγὴν  
erklärt, was nun freylich nicht richtig scheint,  
aber eben so wenig von dem Verf. richtig als eine  
Einstimmung von οἷς genommen wird, da es sich  
selbst als eine nähere Bestimmung des εἰσα-  
hinstellt u. s. w.

Daß aber die dogmatisch-philosophierende Sei-  
te des Commentars eine solche sey, und zu sol-  
chen Resultaten führe, wie wir oben angedeutet,  
zeigen wohl Stellen der Art zur Genüge; S.  
86: 'Wie nämlich der Sohn Gottes Mensch seyn  
musste, um die Menschheit zu erlösen und mit  
Gott zu versöhnen, da das Göttliche abgesondert  
für sich, dem Menschlichen fern bleibt und es  
nicht mit sich zu versöhnen vermag \*), so konnte  
er auch das Gesetz nur aufheben, so fern es in  
Ihm selber zur Erfüllung kam und in dem Evan-  
gelio zu seiner Erfüllung gelangte.' S. 58  
'Alein der Geist darf nicht etwa nur wie eine  
einzelne Kraft oder Eigenschaft Gottes, sey es

Dies muß, da in der Bibel nichts davon steht,  
wohl die tiefere Fassung und Begründung des  
Verf. seyn. Wir fragen aber: 1. woher weiß er  
denn als Ausleger das Alles? 2. bemerkt er, da  
er doch sonst so dialectisch auftritt, den Widerspruch  
nicht, der in seinen eigenen Worten liegt? Das  
Göttliche soll dem Menschlichen für sich fern bleiben.  
War nun das Menschliche in Jesu nicht rein mensch-  
lich? Wie konnte sich nun das Göttliche, das dem  
Menschlichen ja fern bleiben soll, zuerst mit ihm  
vereinigen? Und dann, wie konnte das Göttliche,  
da es in sich doch immer gleich unveränderlich ist,  
nachdem es sich mit dem Menschen Jesu verbunden,  
dadurch fähiger werden zur Versöhnung, als vor-  
her? Entweder man gebe Besseres, oder man lasse  
doch solche sogenannte tiefere Begründung, deren die  
einfache, freylich ganz anders zu fassende Bibellehre  
gar nicht bedarf!



des Vaters oder des Sohnes, betrachtet werden, sondern er hat, obwohl in dem Vater begründet, und durch den Sohn vermittelt, dennoch eine absolut vollkommene Persönlichkeit in sich selbst und in ihm als solchem ist das Wesen und ewige Thätigkeit Gottes, des Vaters, wie Sohnes, wahrhaft aufgehoben und aufbewahrt.

Was aber nun den dogmatischen Standpunkt des Verfs. in seiner Anwendung auf die Exegese, und somit für das richtige Verständnis der Bibel noch bedenklicher macht, ist, daß die Offenbarung zu den Auslegern gehört, die sich nicht begnügen, den Sinn der Paulinischen Worte einfach auszulegen, sondern gleich in der Auslegung selbst ihr subjectives Urtheil, wie sie meinen, eine tiefere philosophische Begründung und Auffassung, mit einweben, wobei natürlich vorausgesetzt wird, daß Alles ewige Wahrheit enthalte. Wir wollen hier nicht weiter urgieren, daß man eine offenbare petitio principii begeht, da ja Gott auch zulassen könnte, daß die ewige Wahrheit zugleich mit Vorstellungen der Nachwelt übergeben würde, die einer bestimmten Zeit entsprungen auch in ihr ihre Begrenzung und Bestimmung finden, — was sich mit der Annahme einer wirklichen Offenbarung recht gut verträgt, wie an einem anderen Orte von, und gezeigt ist —, oder daß man von dem zweifellosen richtigen Verständnisse dessen, was die neutestamentlichen Schriftsteller wirklich gemeint haben, noch weit genug entfernt ist, oder daß zweifellos die eigentliche Aufgabe des Exegeten die ist, nur auszulegen, daß die Beurtheilung der Dogmatik angehört, daß man mehr oder weniger die Aufgabe der einzelnen Disciplinen verwirrt, — wir wollen zugeben, daß, wie die Sachen einmal ste-

hen, auch eine Beurtheilung in controversen Lehren gar wohl bey der Auslegung selbst an ihrer Stelle sey; wie Ref. dieß selbst gethan. Aber u Wahrheit und Klarheit in der Bibelforschung zu behaupten, darf einerseits die Bibel selbst so g. allein der Maasstab und Grund und Quelle der Beurtheilung seyn, als andererseits streng geschrieben werden muß, was der Sinn jeder einzelnen Stelle für sich sey, und was dann der Ausleger nach der analogia fidei darüber hinzusetzt. Der Verf. macht es anders, er hält seine Erklärungen so, daß man nicht mehr weiß, was nun eigentlich die Meinung des neutestamentlichen Schriftstellers, und was seine Meinung ist. Wir verweisen auf III, 13. S. 65, 'Der Apostel hat Christum' u. s. w., und S. 30, zu I, 16, 'εὐδὸς θεοῦ', sofern zugleich seine Natur rein göttlich ist und sich in ihm das Wesen und der Wille Gottes lauter und vollkommen ausdrückt, so daß er als solcher an Macht, Größe und Herrlichkeit Alles überträgt' u. s. w. Der Verf. unterscheidet gar nicht zwischen der Verschiedenheit der Bedeutungen, nicht zwischen Paulus und den andern Aposteln, geschweige daß er sich bemüht hätte, seine nicht ergetisch zu begründen — er spricht nur dogmatisch. Erkante doch auch Dr. Tholme, im. zu d. Br. a. d. Röm. Aufl. 3. S. 30. it, daß der Name εὐδὸς θεοῦ von Christo, wie von den Aposteln in sehr verschiedener Beziehung gebraucht sey. — Nur mit Unwillen aber werden billig denkende Theologen die Art aufnehmen, wie der Verf. sich über die Leistungen würdiger Gottesgelehrten, die ihm vorangegangen sind, äußert. Nicht zu gedenken, wie der treffliche Wiener, über dessen Commentar sich nach dem Vorwort S. VI, das Urtheil in der Erklärung selbst

ergeben soll, behandelt wird, S. 99. 'Winer fährt dann in abstracter und materieller Weise so fort S. 108. — 'verdrehet den Begriff dieser Wörter'; oder was der Verf. im Vorwort über Dr. Paulus sagt. — Wie vermügte der Verf. wohl über den trefflichen Koppe so zu schreiben: 'Koppe — gibt auf dem Grunde, er ganz tüchtigen mit verständigem Scharfsinn verbundenen Gelehrsamkeit, das beste Zeugniß, wie man durch gewisse willführliche Quid pro quo's die neutestamentliche Sprache verdrehen, durch herbegeholtte jüdische Vorstellungen und rationalistische Einfälle den Sinn entstellen, kurz wie man die Schwierigkeiten verwischen, und das Ganze, seiner Form und seinem Inhalte nach, so recht gründlich verfluchen kann' —? Wir wollen zugeben, daß in mancher Weise, besonders in philologischer Hinsicht, von den Vorgängern des Verf. gefehlt sey, welches großes Verdienst bleibt ihnen immer! Und auch in der Erklärung dieses Briefes dürften sie den Verf. in gar manchem hinter sich lassen. Denn jedenfalls haben sie ihre eigentliche Aufgabe nicht erkannt, und mit treuem Fleiße für den Zusammenhang in größern Massen, wie den einzelnen Versen, wie auch in der Kritik (auf Lachmann nimm der Verf. gar keine Rücksicht) weit mehr geleistet als der Verf., der doch auf ihren Schultern stehen konnte.

Köllner.

### B e r l i n .

Bey G. Finke, 1836: Alberti Hoefers Pomerani de Prakrita dialecto libri duo. XII u. 212 S. in 8.

Nachdem das Sanskrit unter uns heimisch geworden ist, kommt die Reihe der Untersuchung auch an die Sprachart, welche das Sanskrit wie sein Schatten durch das alte Indien begleitet, das Prakrit. Wie das Sanskrit in Indien herrschend geworden ist, muß auch alsbald in den näheren und entferntern Kreisen neben ihm sein schwächeres Abbild im Prakrit entstanden seyn, welches ursprünglich alles aus dem Sanskrit hat, aber zum Theil noch an das älteste Sanskrit, die Vedasprache, erinnert; lange scheint es dann in den weiten Gebieten Indiens unbeachtet sich fortgebildet und mannigfach gestaltet zu haben, bis es immer selbständiger und kräftiger geworden allmählich an die Stelle des alternden Sanskrits tritt und in die herrschenden Dialecte des neuern Indien übergeht. In den Dramen erscheint es schon wetteifernd mit dem Sanskrit, und die Dichter hätten es nicht gewagt die verschiedenen Volksdialecte nicht bloß von Leuten andern Standes und Characters, sondern auch von Königinnen und Göttinnen reden zu lassen, wenn nicht das Sanskrit damals im wirklichen Leben seine Herrschaft zu verlieren angefangen hätte; Literaturen, die sich weniger an das brahmanische Wesen angeschlossen, werden bald rein prakritisch, ja in das Sanskrit selbst bringen zuletzt einige prakritische Bestandtheile. So mehrfach wichtig, muß das Prakrit eben so gut wie das Sanskrit in den Kreis unserer Studien gezogen werden: während aber sonst nur Zerstreutes bis jetzt über das Prakrit gesagt ist, zieht es der Verf. obigen Werkes, welcher vor einiger Zeit noch die hiesige Universität besuchte, zum erstenmale vollständig zur Untersuchung. Die Wahl dieses Gegenstandes ist zu loben, nicht

minder die Ausführung. Zwar besaß der Verf. nicht die reichern Hülfsmittel von einheimischen Prakrit-Grammatikern, mit welchen man unstreitig ein noch viel vollständigeres Werk über Prakrit schreiben könnte; er konnte bloß die in Europa und zu Calcutta gedruckten Dramen nutzen, welche, da ihr Text oft unsicher ist, erst eines vorsichtigen Lesers bedürfen: aber in diesen Grenzen hat der Verf. seinen Gegenstand mit rühmlichster Gelehrsamkeit sowohl als Geschicklichkeit behandelt. Eine reiche, gedrängte Sammlung von Beobachtungen ist gut geordnet und richtig beschrieben; die Erklärung der Erscheinungen überall selbständig, bündig, vom besten Eifer und von eigener näherer Einsicht befeelt; und da das kleine Buch schon eine so große, doch klar gehaltene Fülle von Bemerkungen über Prakrit und Verwandtes enthält, ist noch eine Auswahl von ganzen Prakrit-Stellen aus dem Drama *Mritschhakati* zur zusammenhängenden Unterweisung für die hinzugefügt, welche die seltenen Calcuttaer Drucke nicht selbst besitzen. Dieses Lob wird der Erstlingschrift des Verf. ungeschmälert bleiben, obwohl künftige Untersuchungen in diesem noch sehr wenig durchwanderten Felde die jetzigen Annahmen und Muthmaßungen vielfach verändern werden. Um hier nur wenig der Art zu berühren: da in dem von H. Brockhaus herausgegebenen *Prabodha-Tschandra* S. 9, 5. 15 nicht, wie der Verfasser S. 169 angibt, der Genitiv Pl. des Pronomen der zweiten Person *tumhānam* (S. 56, 1), sondern *tuhmānam* lautet, so wird man es vom sanskr. *tuschmānam* ableiten müssen, vgl. sanskr. *juschmākam*; wenigstens hätte auf die abweichende Schreibart Rücksicht genommen werden

müssen. Die sinnlose, auch falsche Regel: der lateinischen Grammatiker, daß j Position mache, hätte den Verf. nicht S. 20 veranlassen sollen, sie im Sanskrit oder Prakrit vorauszusetzen, wo sie eben so unrichtig wäre; das a im lat. mā-j ist eben so wenig wegen j lang wie wegen j malis, mälit, da es vielmehr nur als aus m-gi zusammengezogen verlängert worden ist. Die Erklärung des Namens Prakrit S. 1. 2. 8. ist schwerlich gelungen, weil der Verf. den Namen Sanskrit herbeizuziehen unterlassen hat: beide Namen sind nur durch ihre Wechselbedeutung verständlich, Prakrit kann nicht die 'abgeleitete' Sprache bezeichnen, als bedeutete Sanskrit die 'ursprüngliche'; sondern Sanskrit heißt nur die 'feine, künstliche' in Bezug auf Prakrit als die 'natürliche d. h. kunstlose, schlechtere'. Das gegen ist ein durchgängiger Vorzug dieser überhaupt schätzerwerthen Schrift der, daß darin über der Sylbenton berücksichtigt ist, eine Rücksicht, deren Nothwendigkeit im Umfange der Sanskrit-Sprachen zuerst in diesen Gel. Anz. vorgehoben ist, S. 1056 vom Jahrgange 1835.  
H. C.

### U t r e c h t.

Commentatio de militum praetorianorum  
pud Romanos historia, auctore S. J. A.  
Gronemann, praemio ornata. 1832. 97  
Seiten in 8.

Die vorliegende Schrift ist eine academische  
Preisschrift, welche 1831 von der Utrechter Uni-  
versität gekrönt wurde. Der Gegenstand war  
der Aufgabe würdig; mehr als ein Staat könnte  
auch jetzt aus der Geschichte der Römischen Prä-

torianer Lehren ziehen; wenn solche Beispiele benutzt würden. Der Verf. hat die Aufgabe historisch behandelt, indem er zuerst von dem Ursprunge der Pratorianer vor Augustus ausgeht; woben das veränderte persönliche Verhältniß der Heerführer seit Sulla, wo die Armeen nicht mehr Armeen des Staats sondern der Feldherren waren, mehr hätte hervorgehoben werden können. Das zweyte Kapitel gibt dann der Aufgabe gemäß die Geschichte der Pratorianer seit Augustus bis Septimius Severus. Die darüber vorhandenen Nachrichten sind mit Fleiß gesammelt und verarbeitet. Der Umstand, daß der Imperator von jetzt an als solcher sein Pratorium in Rom hatte; und also die jetzigen Pratorianer von selbst aus den früher Hervorgehenden, hätte nicht unbemerkt bleiben sollen. Die historische Uebersicht ist nach der Reihe der Kaiser geordnet, und greift dadurch tiefer in die Römische Geschichte ein. Der folgende schnitt erörtert den Einfluß, den die Pratorianer auf den Römischen Staat gehabt haben, w derselbe in den Einrichtungen des Augustus sich entwickelte; über die Zahl der Pratorianer, Bügellofigkeit, über die Praefecti praetorio, die mit ihnen vorgegangenen Veränderungen, und wie aus dem alten imperium militarium ein militares imperium geworden sey. Die Unterschiede von beiden werden auseinander gesetzt und zuletzt gezeigt, wie das ganze Institut dazu beigetragen habe den Untergang des Römischen Reichs herbeizuführen.

Hn.

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e   A n z e i g e n

unter der Aufsicht

Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

57. Stück.

Den 11. April 1836.

---

L e i p z i g,

Angabe eines Verlegers, so daß man fürchten möchte, es werde nicht in den eigentlichen Handel kommen, 1834. gr. 8.: *Antiqua summaria codicis Theodosiani ex codice Vaticano nunc primum edita. Praemissa est codicis et summariorum descriptio. XIV* 62 Seiten nebst einer theils rothen theils schwarzen Schriftprobe. Dieß ist was wir auf unseren Universitäten, der Unterz. weiß auch nicht seit wie lange, ein Programm nennen, da die eigentliche Ankündigung Dessen, was vorgehen soll, meist nur einige Zeilen ausmacht, und Das, was bey einem wahren Programme wesentlich ist, die Angabe der Stunde etwa nur auf dem Titel steht, so daß alles Uebrige bey jeder anderen Gelegenheit völlig ebenso gut hätte gedruckt werden können. Das gegenwärtige Programm ist die Ankündigung der Antrittsrede einer außerordentlichen Professur,



welche der Verf. der Einleitung und Herausgeber der Summarien selbst, Herr Prof. Hanel, schon vor seinen für unser Fach so wichtig gewordenen und noch so viel versprechenden erhalten hat, und in sofern bezieht sich Büchlein auf die Antrittsrede, als, wenn Reisen nicht gemacht hätte, die ihn abhielt Antrittsrede früher zu halten, er durch im Stande gewesen wäre, die Summar auszugeben und die Handschrift zu be-  
 Diese Letztere ist nämlich die, aus welcher erste Ausgabe der acht letzten Bücher des dosischen Codex von Tilius mit Hülfe Ranconnet besorgt worden ist, wobey er denn bekanntlich die acht ersten Bücher aus der Westgothischen Compilation vorausschickte. Nach ersten Anmerkung könnte man den Verf. leicht mißverstehen, es seyen zwey verschiedene Arbeiten, da er von der editio octo posteriorum librorum und dann wieder von der totius codicis editio spricht. Die Ausgabe ist aber eine und dieselbe, und es ist nicht einmal irgend Jemand bisher eingefallen, bey dieser Ausgabe von zwey Bänden zu sprechen, ungeachtet allerdings sagen könnte, es seyen zwey Editionen, das zweyte freylich merklich kürzer, doch auch mit Angabe des Druckorts oder mehr Verlagorts und der Jahrzahl, was dem zweyten Titel desselben Bandes nicht leicht vorkommt, und dann zweymal eine neue Seitenzahl und ein neues Alphabet, so daß sich auch durch dieses Beyspiel bestätigt, was neuerlich bey Gelegenheit der amtlichen Ausgabe des Corp. juris can. von der Zahl der Bände eines Werks gesagt worden ist.

Die Summarien sind in der Handschrift der

acht vollständigen Bücher enthalten, sie gehen also nicht, wie man aus dem zu allgemeinen Titel glauben könnte, auf den ganzen Theodos Codex, sondern nur auf diese acht letzten. Die Meinung die der Vf. sonst hatte, zte Buch sey von Cujacius bey seiner Ausgabe, der von 1566, aus der Parisschrift 4406 genommen, findet der Verf. neuerer Vergleichung unrichtig. Die Summt er, wie Niebuhr, der vor zwanz Jahren in der Zeitschrift III. (demselben, der von dem palimpsesten Gajus sei- erste Nachricht enthielt) S. 409..412 auch der Erste war, der diese Inhalts-Angabe er- nte, als zu derselben Zeit wie die Constituz- en selbst geschrieben, an, also nicht nach dem zehnten Jahrhundert. Von wem und wo sie st worden seyen, läßt sich nicht angeben, hey ihnen derselbe Fall ist wie bey so vie- eren Büchern, von denen nichts Zeugniß bt, als sie selbst. Einen sehr großen Werth ihnen der Verf. selbst nicht bey, sie beweisen nur, daß selbst die acht letzten Bücher wohl ganz vollständig auf uns gekommen sind, dann lassen sich einige Stellen daraus be- zeln.

Hugo.

L e y d e n.

Zu seiner großen, aber angenehmen, Ueber- raschung hat der Unterz. die zweynte Hälfte des siebenten, also, da das Werk bekanntlich nach den auch dadurch wichtigen partes der Dige- sten geht, letzten Bandes von Schulting's

notae ad Digesta, heraus gegeben und mit Zusätzen vermehrt von Herrn Prof. Smalenburg, erhalten, welche 1835 bey Luchtmanns an S. 649 bis 1456 erschienen ist. Man könnte darüber wundern, wie diese zweyte Hälfte in jemand unerwartet komme, da die erste sich erste angekündigt hatte, allein die Anzeigen zu den zwey letzten Titeln, welche abech. noch übrig waren, hatte der Herausg. schon früher, als alles Andere, 1799 zur Probe reden lassen, und da hätte man glauben können, diese Probe werde nun auch das Werk vollenden. Davon ist aber in der Vorrede gar Nichts gesagt, und es ist recht gut, daß man das Ganze vollendet hat ohne sich durch diese Probe machen zu lassen, da sie wenigstens in Deutschland nicht sehr bekannt geworden seyn muß. Die zwey Titel, so ausgezeichnet wichtig sie sind, hätten freylich nur einen viel kleineren Band gegeben, als irgend einer der vorhergehenden, hier nur bis S. 902, also etwa 270 S.; daß dieser hier nun doch der größte ist, kommt hauptsächlich von supplementa bis S. 136 her, worin auch die erst im sechsten Bande nutzten Bemerkungen von Rucker, Voßbl und Van de Water für die früheren Bücher eingetragen sind. Darauf folgen zwey Register, das eine für Sachen und Wörter bis S. 1406, und das zweyte bis zu Ende, von Schriftstellern, einige Mal auch z. B. jurisprudentia antejustiniana und jurisprudentia restituta nach dem Titel des Buchs, wenn gleich, wie namentlich bey diesen der Fall ist, die Bücher auch unter dem Namen des Verfassers oder Herausgebers stehen. Begreiflich sind bey diesem zweyten Register keine Seitenzahlen ange-

geben, und da könnte man denn freylich zweifeln, wozu diese drey Bogen nutzen sollen, wenn nicht etwa die Belesenheit der Verfasser der Lungen zu beweisen dienen, oder einem lebenden Schriftsteller die Freude zu machen, daß er sich doch auch, wenigstens einmal in einem oder einigen seiner Werke, ansetzt. Noch eine Zugabe, die mehrere Freude machen wird, sind zwey Kupfer, das Bild von Schulting und von Herrn Prof. Smalenburg, nicht so von Briffonius von Heineccius, wo über der beiden Verfasser den obersten Theil des Titellupfers einnehmen, während man deutschen im Schlafrocke an seinem Arbeitstische steht, wo ihm zwey Gehülfen Bügel tragen. Hier soll Schulting vor dem Anfang des sechzehnten Titels, Herr Prof. Sm. vor dem Anfang der Supplemente stehen. dem ersten ist die Zahl des Tages und Monats (wie es die Alten gewiß nie gehabt und wie es eine Zeitlang bey dem alten und neuen Kalender üblich war und noch eine über der andern, daß man es auch einen Bruch nehmen könnte) und des Jahrs einer Professur in Leyden, seiner Geburt und des Todes angegeben. Letzteres Jahr hat dem Unterz. Noth gemacht, da es MDCCXXXIII ist und er 1734 hat drucken lassen. So sehr aber auch ein solches an Ort und Stelle gefertigtes Bild die Vermuthung für sich hat, so hat es doch die Angabe der Handbücher, die gerade nachgeschlagen worden sind und die hinter Schulting's von Uhle gesammelten Dissertationen (nachher dem ersten Bande seiner

Commentationes Acad.) abgedruckte Gedächtnisrede, die 1734 einen Monat nach Schelling's Tode J. J. Bitriarius hielt sich.

Hug

L e i p z i g.

Johann Friedrich Hartknoch: Die Patrimonial-Gerichtsbarkeit im Lichte unserer Zeit. J. Wilh. Neumann, Königl. Preuß. Commiffarius. 1836. 56 S. in 8.

Die Tendenz dieser kleinen Schrift ist keinesweges den zeitherigen Besitz der Patrimonial-Gerichtsbarkeit als unrechtmäßig darzustellen, oder die Mängel derselben im Vergleich der vom Staate selbst ausgeübten anzuziehen, sondern sie soll nur die Frage beantworten, ob und in wie weit die Patrimonial-Gerichtsbarkeit der nothwendigen Vervollkommnung der Rechtspflege hindernd im Wege stehe, ob, wenn letzteres der Fall seyn sollte, Aufhebung von Seiten des Staats als gelfertigt erscheine?

Der Verfasser, dem das Lob einer lichtvollen und fließenden Darstellung gebührt, und der die aufgeworfene Frage auch nicht ohne Geist behandelt hat, sucht nun zu zeigen, daß das Fortbestehen dieser Gerichtsbarkeit in unserer Zeit, welche die größtmögliche Vervollkommnung der Rechtsgesetzgebung und des ganzen Staatsorganismus zu erreichen sucht, nicht bloß in Criminal- sondern auch in Civilsachen, in

keinem Staate, ohne alle Rücksicht auf die darin bestehende Regierungsform, länger als zulässig bestehen werden könne. Denn gebe man auf die Grundsätze des allgemeinen Staatsrechts zurück, so sey es ein einleuchtender Witz, daß Jemand als Unterthan des Königs auf den Grund eines Privatrechts Begehren in Anspruch nehme, die nur aus der Gewalt abgeleitet werden können und zu den natürlichen Hoheitsrechten des Regenten gehören (§. 9). Richterqualität und Gerichtsbarkeit sey ihrer Natur nach unzertrennlich verbunden (§. 15), eine erbliche Gerichtsbarkeit sey ein Unding; nur der Staat könne Gesetze haben, weil sie Staatsbehörden sind und ertheilen müssen. Niemand könne die Gerichtsbarkeit eigenthümlich erwerben, auch nicht durch Vererbung nach, weil diese von dem Rechte unzertrennlich sey; dieselbe könne stets nur von einem von dem Staatsoberhaupte ertheilten Auftrage beruhen (§. 16—22).

Man betrachte man die Sache historisch, so haben in früheren Zeiten die Ansichten auch in Deutschland gegolten, daß der König die Quelle aller Gerichtsbarkeit sey, wie noch der Sachsenspiegel sage, und die Patrimonial-Gerichtsbarkeit beruhe nur auf einer allmählichen Erweiterung der Rechte der Grundherren. Die Benennung sey daher nicht so zu erklären, als ob sie sich in patrimonio befinde, sondern müsse objectiv als auf das Patrimonium des Grundherrn, worin die Unfreyen mit begriffen waren, ihrer Wirksamkeit nach sich beziehend verstanden werden. Es sey eine falsche

Ansicht der neueren Zeit, diese Gerichtsbarkeit als ein Realrecht der Güter, als ein dingliches Privilegium zu betrachten; sie könne daher auch dadurch nicht erhalten werden, da man ihre Aufhebung als einen Eingriff Eigenthumsrechte oder als Entziehung dinglichen oder gemischten Privilegiums da (S. 23 — 40).

Der Verfasser sucht endlich zu zeigen die Unterwerfung eines Theiles der Staatsbürger unter die Gerichtsbarkeit eines Privatus das Princip der rechtlichen Gleichheit verlege daß die Patrimonial-Gerichtsbarkeit einer zweckmäßigeren und vollkommnern Gerichtsorganisation, namentlich der Einrichtung collegialischer Verhandlung und Entscheidung wichtiger Rechtsachen hindernd in den Weg trete, daß sie wegen der unvermeidlichen Abhängigkeit des Justitiars vom Gerichtsherrn das nothwendige Vertrauen der Unterthanen zum Richter störe, daß sie die Beaufsichtigung des Staats in hohem Grade erschwere und daß jedenfalls die Rückbe der Patrimonial-Gerichtsbarkeit auf diese Weise als ein Opfer betrachtet werden k. (S. 41 — 56).

Zacharia.

---

G ö t t i n g e r

## g . b r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

58. 59. Stück.

Dem 14. April 1836.

S u l z b a c h.

In der vj Seibelschen Buchhandlung: Lehr-  
 buch der Religionswissenschaft, ein Abdruck der  
 Vortragshefte eines ehemaligen Religionsleh-  
 rers an einer katholischen Universität, von eini-  
 gen seiner Schüler gesammelt und herausgege-  
 ben 1834. Erster Theil XX und 444 S. Zwey-  
 ter Theil VIII u. 272 S. Dritten Theiles er-  
 ster Band VI u. 314 S. Dritten Theiles zwey-  
 ter Band X u. 406 S. in 8.

Es hat den Herausgebern nicht nöthig geschie-  
 det, entweder den Lehrer, zu dessen Rechtsfertis-  
 gung sie die mündlichen Vorträge hier gedruckt  
 weihen lassen, oder auch nur sich selbst als  
 deren Vertreter vor dem literarischen Publicum,  
 nennen. Sicher bedurfte es in dem Birkel,  
 wo zunächst das Geschick des ehemaligen Lehrers  
 Interesse erregte, und seine Entscheidung erhielt,  
 solcher Nennung nicht, und so würden auch hier  
 weitere Vermuthungen über die Person des Ver-  
 fassers, auch wenn sie zu einiger Evidenz erho-



ben werden könnten, durchaus unnütz erscheinend. Die Herausgeber theilen uns nur mit, daß er vor etwa 15 Jahren Theologie an der catholischen Universität vor, ist dann Anregung Uebelwollender höhern Orts vertrieben, und endlich seines Amtes auf eine Weise gesetzt, daß ihm selbst die Herausgabe seiner Werke nicht frey steht, und er sich mit andern Wissenschaften anderer Art, Logik, Mathematik beschäftigt hat. Seine frühern Schüler hoffen, ihn dadurch vor jedem Verdachte der Heterodoxie zu rechtfertigen.

Zunächst läßt sich bezweifeln, ob das erwähnte Mittel, die Veröffentlichung der nachgeschriebenen Collegienhefte, wirklich geeignet sey, die öffentliche Meinung für den Lehrer zu gewinnen. Man braucht dabey nicht im geringsten die Treue der Nachschreibenden in Zweifel zu ziehen, daß wirklich jedes Wort des Vortrags durch die Feder den Weg bis zur Feder gefunden habe, allein theils ist doch der engere Kreis akademischer Zuhörer ein ganz anderer, als der des sammtpublicums, und der Vortrag, nur für diesen berechnet, nicht sofort auch für dieses recht: theils dürfte gerade bey vorliegenden Druckschriften nicht sehr auf rege Theilnahme des Lesers zu rechnen seyn. Sie sind zu ausführlich, wortreich, weitschweifig, der Kern ist zu sehr mit Ballast umgeben, um zu durchgängige Lesens zu reizen. Die Methode des Verfassers (wir wissen nicht, ob auf catholischen Universitäten das Herkommen dazu den Grund hergibt), leidet an der scholastischen Form, die ihre Sätze mit Für- und Gegengründen abhandelt: da folgen auf jeden durchgeführten Satz die Einwürfe, und dann deren Widerlegung, Alles schön nur

meriert, und am Ende jedesmal der Triumph, es werde jetzt hoffentlich Alles klar, und der du führte Punct unumstößlich seyn. Wer einem Recensenten hat jetzt noch wohl Zeit Lust, dem Hin- und Herreden über Fragen die nicht allein viel scharfsinniger und wissenschaftlicher, sondern auch viel anziehender und gedrängter schon anderswo behandelt sind, hier sich noch hinzugeben? Wenn nur nicht immer die Ueberschrift schon anzeigte, hier folgen so und so viele Zweifel, die aber alle gelöst werden sollen, oder so und so viele Einwürfe, gegen die sich aber wieder dieß oder das sagen läßt! Das ist keine Form, wie sie die Gegenseit bey wissenschaftlichen Dingen fordert. Bey wenigstens bringt eine solche Anordnung öftersmahl die Besorgniß hervor, ob der Verfasser bey den sechs aufgezählten Zweifeln, nicht vielleicht gerade den wichtigsten siebenten verschwiegen habe; oder ob bey den glücklich genug aufgefundenen Erwidern und Antworten sich nicht aufs neue die Dubia erheben möchten, wie Köpfe der Hydra. Jenes Hin- und Herreden, jenes videtur quod sic, und videtur non der Scholastiker ist an und für sich richtig, und besonders dem dogmatischen Forscher deshalb so gefährlich, weil der Faden der Wahrheit, der doch immer ein höchst einfacher und ungezwungen fortlaufender ist, in diesem Handel von Distinctionen und Divisionen so leicht absichtlich versteckt werden kann und sich unabsichtlich versteckt. Weit zuträglicher für den Ruhm ihres Lehrers würden die Herausgeber durch eine genießbare Umformung des Stoffes gesorgt haben, und wäre es auch nur durch Aphorismen, durch Mittheilung des wirklich Neuen und Originellen aus seinen Vorträgen: dafür

würden sich Leser gefunden haben, für diese vier Bände wagen wir nicht eine große Theilnahme zu verbürgen. Ihre nächste Absicht, die Vertheidigung des Lehrers aus seinen eigenen Tragen, würde darunter nicht gelitten, und das Publicum hätte dann sich auf die Redlichkeit der Mittheilenden verlassen müssen, wie es auch jetzt gleichfalls nur an diese gewiesen ist.

Wenn nun nach den vorliegenden Mittheilungen aus den Vorträgen des Lehrers beantwortet werden soll, wie weit er sich etwa der Heterodoxie schuldig gemacht, und dadurch das Absetzungsurtheil verwirkt habe, so drängt sich sofort als Antwort auf, allerdings geht der Verf. in der Gestalt mancher Dogmen seinen eigenen Weg: allein nie weicht er dabey von dem kirchlich-catholischen Lehrbegriff so weit ab, daß etwas wirklich Heterodoxes oder Häretisches auskäme. So viel er auch auf Vernunftmäßigkeit der Sätze dringt, und sie in ein gefällige Licht zu setzen weiß: nie weicht er von der vorgeschriebenen Linie weiter ab, als dieß sonst bey catholischen Dogmatikern vorkommt, und namentlich bey den Operationen der Scholastik vielfachen Beispielen beobachtet werden. So bringt er z. B. bey dem Trinitätsbegriff Resultat eine Fassung des Dogmas heraus (I. 2. S. 226), die allerdings der altkirchlich Athanasianischen Orthodorie nicht durchaus entspricht: dem Vater in Gott soll Alles das zuzuschreiben seyn, was in Beziehung auf das Wohl aller geschaffenen Wesen, dem Sohne alles dasjenige, was in Beziehung auf das Wohl einer ganzen Wesenart, namentlich des ganzen menschlichen Geschlechts nothwendig ist, dem heiligen Geiste endlich alles dasjenige, was nur zur Beförderung des Wohls eines einzelnen (!) Geschöpfes, nament-

sich z. B. eines einzelnen (!) Menschen dienet'; das heißt doch in der That nicht, wie das alte Symbolum verlangt, die Personen auseinander halten, da jede folgende schon in der nächst vorgänglich enthalten, der Begriff der Hypostasen bewahrt, Alles vielmehr ziemlich sabellianisch geformt ist. Allein ist denn wohl die in der ganzen Scholastik übliche, durch Augustins Neuplatonische Principien eingeführte und besonders durch Richard von St. Victor ausgebildete Trinitätslehre, wonach die Personen mit drey göttlichen Eigenschaften, Macht, Weisheit, Güte zusammenfallen, ist sie denn wohl der alten Orthodoxie näher, oder enthält sie den Begriff der Hypostasen wohl schärfer, als jene Deutung unsers Verfassers? Wird für ihn hieher Grund zur Verdammung entlehnt, so trifft gleichem Rechte dasselbe jeden Dogmatiker der catholischen Kirche, der eine speculative Behandlung der Athanasianischen Formeln versuchte, wie Ananias Thomas und Scotus, den Lombarden, ja Augustin selbst. Wirklich sollte man den catholischen Oberbehörden hierbey mehr Umsicht zusetzen haben, da ja bekanntlich für Ausdeutung der Dogmen ein sehr weites Feld durch die allerrechtgläubigsten Lehrer eröffnet ist, und der Verf. sich bestimmt genug zu dem Principe verhalten hat, um das es allein den kirchlichen Behörden zu thun seyn kann, nämlich Aufrechterhaltung der Autorität der Kirche. Ueberall, wo er sich einer Ausdeutung bewußt ist, versäumt er nicht, die Ansicht als seine Privatmeinung auszugeben; und nun pflegt doch sonst jedesmahl die bekannte Formel *salvo meliori iudicio sanctae matris eccles.* oder *si non aliter iudicatus. m. eccl.* eine Regide zu seyn, unter der sich selbst schon ziemlich arge Heterodoxie verbergen

Kann. Die catholische Kirche pflegt dabey, und sonst jene practische Umsicht zu üben, wegen welcher ihr Verfahren so gerühmt, und als ob es einer lang erprobten Verwaltung anerkannt steht nur das Princip fest, so ist von den rationen des einzelnen Dogmatikers nicht fürchten. Wir müssen deshalb das inquisitorisch Eingreifen gegen den vorliegenden Lehrer nicht durch seine Sätze motiviert, und als nicht mit dem sonst üblichen Verfahren vereinbar klären. Indes wer kann denn nach Roms ster Verdammungsbulle über einen Lehrer der Rheinischen Universität, der kein Anathema, sondern den innigsten Dank des Stuhles für speculative Begründung der catholischen Sätze verdient hatte, wer kann denn nach solchem durchaus unbegreiflichen Fehlgriff wissen, auf welchem Wege Absetzungen über tholische Religionslehrer dort erwirkt werden mögen!

Es würde bey einem Vergleiche dieser Theorien mit der so viel besprochenen Möhlerschen Symbolik gar nicht schwer werden, zu beweisen, daß unser Verf. in vielen Stücken noch beytem rechtgläubiger, nicht allein mit dem Tritinum conformer, sondern auch für Erhaltung der kirchlichen Autoritäten viel zuträglicher denkt, als jener Symboliker. In dem wichtigsten Dogma, dem rein constitutiven Satze von der Tradition, mit dem bekanntlich das ganze catholische System steht und fällt, haben beide Männer zwar nicht die alte Strenge beybehalten: sie erblicken darin weder das objective Factum einer bestimmten Summe von Wahrheiten und Lehren, die von Mund zu Mund überliefert sind, noch die mehr subjective Eigenschaft, daß die Kirche sich der fortwährenden Inspiration erfreue, wor-

auf eigentlich das Tridentinum hinaus will. Weit Männer wagen es nicht, hierfür die wissenschaftliche Verantwortung zu übernehmen; aber es ist Möhlers Heterodoxie viel weiter und radikaler geworden, als die unsers Anonymus.

Symboliker bekanntlich macht aus der Tradition nichts weiter, als den eigenthümlichen in der Kirche vorhandenen und durch die kirchliche Erziehung sich fortpflanzenden Sinn, der jedoch nicht ohne seinen Inhalt zu denken sey. Hier ist die objective Seite der Tradition ganz aufgegeben, da doch das Dringen auf den Inhalt jenes Sinnes bey weitem noch nicht die Doctrina *apostolica* ersetzt, die nach altcatholischer Orthodoxie als Quelle des Glaubens der Schrift an die Seite gesetzt wird. Eben so bestimmt ist auch an der subjectiven Seite der Tradition gerade das aufgegeben, woran der catholicen Kirche gelegen ist, das Inspirationsmäßige in dem eigenthümlichen Sinne, wie das Tridentinum so bestimmt erklärt, Spiritu S. dilata. Nicht einen Augenblick läßt es sich vernennen, daß der Möhlersche eigenthümliche Sinn, als Quelle des Glaubens gar keine besondere Garantie darbietet, nichts anders ist, als die Neigung des Schleiermacherschen Sages von dem christlichen Glaubensbewußtseyn, wie es in der kirchlichen Gemeinschaft sich ausbildet, und dabey ist nur der bekannte Möhlersche Kunstgriff zu beachten, wie er Sätzen, die in ihrer altcatholischen Gestalt unhaltbar erscheinen, irgendwie eine oft durchaus protestantische Fassung gibt, um sie hindendrein gerade so als catholisch auszubieten. Unser Anonymus dagegen führt die Tradition auf den Satz zurück, die catholische Kirche habe zu allen Zeiten die Meinung gehabt, daß der Gesamtglaube ihrer Mitglieder eine

wahre göttliche Offenbarung sey. Es kommt hier nicht darauf an, auszuführen wie weit er seinen Satz zu beweisen verstehe, sondern nur, daß diese Ansicht von der Tradition gewiß in catholisch orthodoxer sey, als die Mößt. Der Anonymus sieht doch auf das Princip Inspiration bey dem Gesamtglauben, hält damit gerade das fest, um das es den kirchlichen Autoritäten zu thun ist, dringt bey der Tradition auf das Supranaturelle, wodurch sie sich als Quelle des Glaubens für den Einzelnen rechtfertigen kann. Welche Fassung dieses Dogmas also dem Tridentinum näher stehe, bedarf wohl weiter keiner Frage.

Etwas ungünstiger für unsern Anonymus möchte wohl ein Vergleich in der Lehre der Messen ausfallen. Denn wenn auch dem Symboliker längst nachgewiesen ist, wie er an diesem Dogma die Bedeutung des Opfers ziemlich zurücksetzt und fast nur die Bedeutung des Sacraments behandelt, so hat er dabey doch mehr Geschicklichkeit bewiesen, um wenigstens anscheinend vom Opfer zu reden, wenn auch im Grunde Anders als das Sacrament herauskommt. Anonymus ist dabey sorgloser gewesen, so die Opferidee mit ihren Consequenzen durch nur beyläufig erscheint, und er sich vergeblich bemühet, die altorthodoxe Terminologie der Transsubstantiation anzuwenden. Gerade hier dürften überhaupt catholische Dogmatiker wohl am leichtesten mit dem Tridentinum in Zwiespalt gerathen. Man hat dort bekanntlich die Opferidee und die Sacramentsbedeutung so weit auseinander gehalten, daß beide Seiten des Abendmahls sogar in ganz verschiedenen Sitzungen (sess. 13 de sacrificio missae, sess. 22 de sacramento altaris) behandelt wurden; offenbar war erstere

durchaus für die Synode die Hauptsache, und war auch nur um den Clerus in seiner vollen Bürde, als opfernden Priester zu bestätigen. Ganz entgegen pflegen die Dogmatiker von Sacramentsbedeutung auszugehen, und darso gut es gehen will, die hergebrachten Bestimmungen, die eigentlich nur für die Opferidee passen, zu rechtfertigen. So sieht man bey unserm Dogmatiker die Bedeutung der wirklichen Brotverwandlung, die er orthodox genug festhält, gar nicht ein, während sie bey der strengen Opferidee unerlässlich ist, um den darzubringenden Leib wirklich herbey zu schaffen: beynah calvinisch soll sich Jesus Christus mit unserer Seele vereinen, wie Brot und Wein, die stärkenden Nahrungsmittel, sich mit dem Leibe vereinigen: Das mag sacramentalisch verstanden erträglich seyn, aber das Messopfer ist es nicht. Eben so die Fezt unter einer Gestalt, die volle Concoctanz wird streng orthodox aufgestellt; aber der Zusammenhang daran im System bleibt bedeutungslos, weil der Verf. gar nicht das Interesse hatte das orthodoxe System, die Opferbezeugung dadurch in ein volles Licht zu stellen, daß sacramentalische Genuß verstimmt, und nur das offerre hervorgehoben wird. Auch hier indes, so klar die Abweichung vom kirchlichen Systeme ist, darf sie nicht für größer, sondern nur für minder gut versteckt gelten, als bey Möhler, und keinesweges für so beträchtlich, um jenseits jener Linien zu stehen, zwischen denen der wissenschaftlichen Behandlung ein freyes Feld eröffnet ist. Wir wiederholen es, des Verf. Achtung vor der constitutiven Autorität der Kirche ist so groß, daß die kirchlichen Oberbehörden durchaus durch Tolerierung einzelner Abnormitäten keine Gefahr liefen: von protestantischen Grundsätzen



ist er so fern, daß er es z. B. für ein durchaus gleichgültiges Ding erklärt, ob Paulus im Briefe an die Römer Erbsünde habe lehren wollen, oder nicht (III. 2. S. 49); daß er behauptet, die Gata gebe bey ihrer Abweichung vom Grund in der Regel einen noch bessern und erbauenden Sinn: da verschwindet gewiß jede Gefahr, daß ein solcher Dogmatiker den catholischen Glauben verrathe.

Die ganze Stellung des Verfassers läßt sich am einfachsten unter uns mit dem ältern rationalen Supernaturalismus vergleichen; in sofern unter dem Einflusse des Kantischen Criticismus ein logisch folgerechtes System mit entschieden moralischer Tendenz herausgebracht werden soll. Er ist zufrieden, wenn seine Dogmen nur inwendig als nicht irrational, und für practische Zwecke brauchbar erscheinen: jedem Satze wird deshalb die Vernunftmäßigkeit, der sittliche und wirkliche Nutzen nachgewiesen, wobey Mancher an die ältere Tübinger Schule erinnert. Jede gemüthliche Auffassung der Religion, und jede speculative Behandlung derselben, die über das hinausgeht, wird hier vergebens gesucht.

Daraus endlich dürfte dem Verf. doch gleichfalls kein Vorwurf in deutschen Landen gemacht werden, daß er von Roms Principat wenig weiß; ein Primas der Kirche soll seyn: daß gerade Roms Bischof dazu gekommen, und es bis jetzt geblieben ist, geht ihm mehr aus Zufälligkeiten hervor. Allerdings nicht im Sinne der Curie gedacht! Indes Herr Möhler hat eben so wenig vom Papste, und in den Systemen der orthodoxesten Scholastiker findet man auch nicht mehr von solchen Sätzen, so daß der einzige Vorwurf, der ihn hier treffen könnte, größere Aufrichtigkeit im Reden seyn wird, wäh-

rend sich jener Symboliker besser auf das Re-  
 tice und die künstliche Zweydeutigkeit ver-  
 n hat. Offenbar ist das Verfahren der  
 erbehörden, die hier Absetzung decretiert ha-  
 weder mit der gewöhnlichen kirchlichen Pra-  
 us, in Einklang, noch der sonst so gerühmten  
 administrativen Umsicht angemessen, noch bleibt  
 endlich, wenn die catholische Kirche sich mit  
 Princip ihrer constitutiven Autorität nicht  
 begnügen, und übrigens dem Dogmatiker für  
 seine Unterwerfung unter ihr Urtheil nicht eine  
 gewisse Freyheit der Bewegung gestatten will,  
 überhaupt nur noch wissenschaftliche Behandlung  
 in der dortigen Theologie erreichbar. Man sollte  
 doch dort aus den Erfahrungen der Dogma-  
 rit in der evangelischen Kirche sich wenigstens  
 die Lehre ziehen, daß das kirchliche System auf  
 die Dauer den Einwirkungen der Zeitphiloso-  
 phie nicht entgehen kann: unser Anonymus steht  
 bey Kant; allein schon hat man ja die ca-  
 tholische Dogmatik auch Hegelisch reden gelehrt:  
 U dann jedesmahl Absetzung erfolgen, auch  
 die Grundprincipien so gut respectiert blei-  
 als es hier geschehen ist? Wohl möchten  
 ir deshalb den Andeutungen der Herausgeber  
 Glauben schenken, daß außer der Heterodoxie  
 auch andere Insinuationen dem Verfasser geschas-  
 t haben mögen.

Rettberg.

L o n d o n

For Parbury, Allen and Co., 1833: The  
 political, commercial and financial condi-  
 tion of the Anglo-Eastern Empire in 1832;  
 an analysis of the home and foreign go-  
 vernments, and a practical examination of

the doctrines of free trade and colonization; with an examination of the charter proposed by His Majesty's ministers, and suggestions for the amendment. Second Edition. By R. Montgomery Martin, author of 'the past and present state of the tea trade of England and of the continents of Europe and America' — 'British relations with the Chinese Empire in 1832' — 'Ireland as it was — is — and ought to be' — 'Poor laws for Ireland, a measure of justice to England' etc. 403 S. gr. 8.

Mr Montgomery Martin, von Geburt ein Irländer, brachte drey Viertel seiner Lebenszeit in Ostindien, theils als Arzt in der Englischen Marine, theils in Handelsgeschäften zu. In den letztern, dem Anscheine nach, nicht sonderlich vom Glücke begünstigt, beschloß er als politischer Schriftsteller sich eine andere Existenz zu bereiten. Die Angelegenheiten Irlands und der Ostindischen Compagnie boten ihm ein weites Feld dar. — Der ausführliche Titel des angezeigten Werks enthält die Schriften, die in einigen Jahren aus seiner Feder hervorgehen sind. Als Irländer hat er sich ganz auf der liberalen Seite angeschlossen. Er gab in ihrem Sinn vom Anfange der Verhandlungen über die Reform-bill im Parliamente an, in London Journal, betitelt: 'the united Kingdom' heraus. In Betreff der Ostindischen Compagnie gehört er den Conservativen an; er tritt in dem angezeigten Werke als eifriger Vertheidiger der Privilegien derselben auf; seine politische Schriftstellerey scheint aber seine öconomische Lage nicht nach Wunsch verbessert zu haben, denn er erwähnt in jener Schrift, daß er genöthigt sey, sein Glück auf dem Europäischen Continente zu

auch — Die Local-Kenntniß des Verfassers  
 im Englischen Ostindien und dessen Han-  
 dverhältnissen hat ihn in den Besitz von man-  
 Daten gesetzt, die bey der Frage über die  
 Auer der Privilegien der Ostindischen Com-  
 die allerdings berücksichtigt zu werden ver-  
 enen; allein weit entfernt ein Ganzes zu lie-  
 fern, wie der Titel seines Werks verspricht, er-  
 halten wir nur Bruchstücke, die der Verfasser  
 in ein System zu bringen versucht. Der Gang  
 seiner Darstellung ist kürzlich dieser: die Errich-  
 tung der Ostindischen Compagnie bezeichnet die  
 Periode der Größe des Britischen Reichs zur  
 See; in der Mitte von inneren Unruhen und  
 auswärtigen Kriegen erwarb diese Compagnie  
 it einem großen Aufwande von Blut und  
 schätzen in der östlichen Hemisphäre für Eng-  
 ein unermessliches Reich, sie richtete ihre  
 Waffnen immer gegen den Despotismus der Ost-  
 indischen Fürsten, und beschützte die unterdrück-  
 a Völker; durch ihr Capital-Vermögen, Er-  
 fahrung und Patriotismus erwarb sie für Eng-  
 den ausgedehnten Chinesischen Handel;  
 als die gesetzgebende Gewalt in England  
 Wandel nach China frey gab, bot die Com-  
 agnie alles zur Beförderung desselben auf. Der  
 Verfall der Ausfuhr von Indien nach England  
 r eine Folge des Gesetzes des Parlaments,  
 ch welchem alle rohe und fabricierte Producte  
 Indiens, mit Ausnahme von Indigo, verzollt  
 werden mußten; der große Absatz von baum-  
 wollenen Waaren in Indien geschieht auf Ko-  
 sten vieler Tausende von Hindus, denen durch  
 gesetzliche Verfügungen ihre Erwerbsquelle ent-  
 zogen ist; diese Hindus beschwerten sich mit vol-  
 lem Rechte, daß während die Häfen ihres Lan-

des den Englischen Producten offen stehen, die Englischen Häfen den andern verschlossen. Die Forderung Englands, Ostindien mit von Liverpool versehen zu wollen, setzt Million Hindus außer Brot, und entzieht Gouvernements von Bengalen und Madras bedeutende Einnahme. Der Verfasser behauptet ferner, daß die Land-Revenüen in Hindostan weder so drückend, noch von einem so großen Betrage sind, als in England behauptet wird, daß sie nicht vermindert werden können, und daß die Einnahme und die Schuldenlast viel geringer sind, als solche im Verhältniß der Bevölkerung Ostindiens in irgend einem Staate in Europa sind. Das Gouvernement der Compagnie habe alles was in ihrem Vermögen stände aufgeboten, das Volk zu unterrichten und unmenschliche Gebräuche abzustellen. Den geborenen bedeutende Dienststellen anzuvertrauen könne nur mit großer Vorsicht geschehen; die Anwendung der bürgerlichen Gesetze müßten die religiösen Meinungen und Gebräuche, Sitten und Vorurtheile berücksichtigt werden; die minimal-Gesetzgebung verfare nach milden Gesetzen; die Ausführung der Straf-Erkenntniß geschehe aber unausbleiblich und mit Schnelligkeit; die Erfahrung habe gelehrt, daß nur durch die Wiederholung der Verbrechen vorgebeugt werden könne. Die Eingeborenen wider gegen Colonisation eingenommen; wenn die Compagnie sich der Ankäufe von Grund und Boden durch Europäer widersetzt habe, so sey es aus dem Gefühle der Gerechtigkeit geschehen, die Eingeborenen nicht aus ihrem Eigenthume zu verdrängen. Officielle und authentische Documente lieferten Beweise, daß der Zustand der

us sich im Vergleiche mit der Vorzeit merk-  
 lich verbessert habe. Das 'home government'  
 in Indien (die in England etablierte Ober-  
 richtung) sey eine Vereinigung von drey Ge-  
 stalten, die gegen einander in einem richtigen  
 Gleichgewichte ständen; die Autorität, welche  
 die Armee zustände, bringe nicht nur keine Ge-  
 fährde; im Gegentheile sey die Patronage, die  
 sie ausübe, vortheilhaft für den Staat. Das  
 auswärtige Gouvernement (die Regierung in  
 Ostindien) genieße eine große Ausdehnung der  
 Macht, siehe aber unter der Controlle des home  
 Government, die keinesweges dem Namen  
 nach, sondern in der Wirklichkeit Statt fände. —  
 Die Indische Armee sey viel zu zahlreich, um  
 mit den königlichen Truppen zusammenschmol-  
 zen zu werden; einer solchen Vermischung stän-  
 de sich ohnehin, in der Natur der Sache liegende,  
 überwindliche Hindernisse entgegen. — Wollte  
 man der Analogie und der Geschichte Gehör ge-  
 ben, so würde man bald zu der Ueberzeugung  
 gelangen, daß eine Umwerfung der Grund-  
 richtung nach welchen das Englische östliche Reich  
 regiert worden sey, die Zerstörung des  
 Gleichgewichts zwischen der Britischen Krone  
 und ihren Unterthanen zur unausbleiblichen Fol-  
 ge haben werde.

Wir müssen es unsern Lesern überlassen, die  
 Entwicklung und Beweisführung dieser Sätze,  
 wie aus den Parlaments-Verhandlungen  
 hinlänglich bekannt ist, vielen Widerspruch er-  
 fahren, in dem Werke selbst zu lesen. In der  
 Vorrede zu der zweyten Auflage wünscht der  
 Verfasser sich selbst Glück, durch seine Schrift  
 dazu beygetragen zu haben, das Ministerium

zu bewegen, die Verwaltung der Regie des Englischen östlichen Reiches ferner in Händen der Compagnie zu lassen. Er bezieht sich auf die officielle Correspondenz, die zwischen dem Herrn Charles Grant und den Directoren der Compagnie Statt gefunden hat und verbreitet sich ausführlich über den Handel mit China, der nach Herrn Grants Ansicht aufhören müsse. Der Verfasser sucht zu beweisen, daß die Zeit, da es angemessen scheinen möchte einen freyen Handel nach China zu verstatten, noch nicht eingetreten sey; er kann nicht einräumen, daß der Handel von China und England, bey der großen Verschiedenheit der Verhältnisse beider Länder, auf gleichen Fuß gesetzt werden könnte. Soll der Handel mit China frey gegeben werden, so wünscht er, wenigstens für einen noch näher zu bestimmenden Zeitraum, eine Ausnahme für den Theilhandel gemacht zu sehen, der der Compagnie bis dahin verbleiben müsse. Der Englische Kaufmann würde während dieser Periode Zeit haben, mit dem besondern Character der Chinesischen Kaufleute bekannt zu werden, und letztern würden sich an die uneingeschränkten Handelsoperationen im Verfolge der Zeit gewöhnen. Das Ministerium hat sich bekanntlich für den freyen Handel mit China ausgesprochen und es steht nun zu erwarten, ob die nachthiligen Folgen, die der Verf. von dieser Maßregel vorher sagt, in Erfüllung gehen werden.

---

# Stättische Lehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

60. Stück.

Den 16. April 1836.

Paris.

Bei F. G. Levrault, in der Königlichen Buch-  
handlung: *Aréxdoxa. Anecdota Graeca e co-*  
*ibus regis descripsit, annotatione illustra-*  
*J. Fr. Boissonade. Vol. IV. 1832. X*  
*490. Vol. V. 1833. VIII und 504 Seiten*  
*Octav.*

Die Fortsetzung dieser neuen Sammlung un-  
achtziger Schriften der spätern Gracität (deren  
erste eine andere Hand begonnen hatte, G.  
A. 1832. S. 1865) zeichnet sich besonders durch  
die Biographie Barlaam's und Joasaph's  
aus, deren Verfasser ein Mönch Johannes  
ist, und von der wir bereits Lateinische,  
Französische und andere Uebersetzungen gedruckt  
haben. Dieses kirchenhistorische Werk, welches  
wahrscheinlich aus der Mitte des achten Jahr-  
hunderts stammt, hat zu seiner Zeit viele Leser  
gehabt, und ist jetzt noch in vielen Abschriften  
vorhanden, indem die Königl. Bibliothek zu



Paris allein deren wenigstens 17 aufweisen. Schon seit längerer Zeit hatte Hr. Bois de aus diesen Quellen den Griechischen Text zustellen gesucht, und beabsichtigte den gemelten critischen Apparat in einer größern gabe, welche auch die verbesserte Lateinisch-Üebersetzung Jac. Billy's liefern sollte, zu machen. Da jedoch im jezigen Zeitalter wenig Sinn für die äußere Förderung solcher Arbeiten, die wohl zwey Folianten in Anspruch nehmen könnten, jenseit des Rheines zu herrschen schien, so entschloß sich der würdige Gelehrte, vorläufig nur den Text nach den beiden besten Handschriften berichtigt und mit den wichtigsten biblischen Nachweisungen versehen, drucken lassen. Die Veranstaltung einer größern gabe überläßt er dem Kaiserl. Bibliothekar Kapitar zu Wien, welcher sich früher mit seinen Freunde Schmidt, dem trefflichen Bearbeiter der *disciplina clericalis* von Pedro Alph so, zu diesem Zwecke vereinigt hatte, und dem Tode desselben die Arbeit allein zu gen verspricht. Erst nach Erfüllung dieser sprechens wird das gelehrte Publicum auch genauere Erörterung der wichtigen Streitfrage über den eigentlichen Verfasser des Werks erwarten haben. Seit Allatus' Forschungen hat man Johannes von Damaskus dafür gehalten. Ref. glaubt aber nicht, daß die Quelle ein positives Zeugniß für diese Annahme liefert. Viel beruht hier auf der festen Bestimmung des Zeitalters der einzelnen Handschriften, doch das größte Gewicht muß man auf den innern Beweis legen, welcher sich auf eine gründliche Vergleichung dieses Werks mit den echten Schriften des Johannes von Damaskus stützt. Das au-

Zeugniß der Pariser Quellen nennt das  
 eine Erbauungsgeschichte aus dem Innern  
 Aethiopiens, welches Indien heißt, durch den  
 nach Johannes von Saba nach der heiligen  
 gebracht.' Die geographische Unkunde,  
 die Indien in Aethiopien sucht, und Sa-  
 berne Indische Stadt nennt, die mythische  
 dung des Apostels Thomas nach diesem  
 Indien, die unüberwindliche Zuversicht und Aus-  
 dauer, und Selbstverläugnung der ersten Christen  
 unter der heidnischen Grausamkeit des Indischen  
 Königs Abenner, das wunderthätige Leben  
 des heiligen Barlaam und Joasaph, und endlich  
 das legendenhafte Hinscheiden dieser Männer un-  
 dem Könige Barachias, welche das Werk  
 die Beförderung mit unglaublicher Schnelligkeit  
 gefördert haben soll, alles dieses deutet auf ein  
 italier hin, in welchem der Glaube an das  
 Verderbare, und Unendliche zu tief in dem Men-  
 schen gewurzelt war, als daß er die geringsten  
 Zweifel an der Wahrheit solcher wohlgemeinter  
 Aussagen hätte hegen sollen. Der vorgebliche  
 Ausgang des Werks im mythischen Indien und  
 die Einführung desselben in Jerusalem durch  
 Johannes, der ein ehrwürdiger und tugendhafter  
 Patriarch der Bohnung des heiligen Saba gewesen  
 seyn soll (den wir aber aus keiner andern Quel-  
 len kennen), erinnert an Johannes von Jerusa-  
 lem, nicht jenen ältern, welcher im Jahre 386  
 Nachfolger des Cyrillus ward, sondern an den  
 Geographen des Johannes von Damaskus, dem  
 man auch eine Geschichte der Bilderstürme-  
 rey (die einen so verderblichen Einfluß auf die  
 politischen Verhältnisse des Griechischen Reiches  
 ausübte, und die auch in vorliegender Schrift  
 erwähnt wird) beylegt und der im Jahre 705

wahrscheinlich zum Patriarchen von Jerusalem ernannt wurde. Er war ein jüngerer Zeitgenosse des Johannes von Damaskus, dessen Leben in die Form einer Legende von ihm eingekleidet mit der vorliegenden Biographie sehr viel Ähnlichkeit hat. Er erzählt von jenem unter andern daß er gegen das Verbot des Bilderdienstes geschrieben habe; welches Leo III. der Isaurier, im Jahre 726 ergehen ließ. Diese Nachricht hat keinen geringen Einfluß auf die Annahme gehabt, nach welcher man die oben genannte Geschichte der Bilderstürmery auch dem Johannes von Damaskus beylegte, der als einflußreicher Staatsmann unter dem Chalifate Abd'ul Melik's I., und als nachheriger Begründer der Glaubenslehre der orientalischen Kirche wohl am besten in diesem langen und heftigen Streite bekannt seyn konnte. Von Damaskus wanderte Johannes nachdem er sich durch jene polemische Schrift Ungnade seines Chalifen zugezogen hatte, in Kloster Saba bey Jerusalem; und hier war wo er ganz der Theologie und Philosophie in Johannes von Damaskus und Johannes von Saba ist hiernach also wohl eine und die selbe Person, und das Herüberbringen der obigen Biographie aus Indien, dem mythischen Schauplatz der beiden Heiligen, ist wohl nur auf den Verfassers eigene Flucht aus dem Chalifenreich (welches er als gottlos und verrückt schildert) in Jerusalem zu beziehen. Das erdichtete Indien wo die grausamen Könige, die Unterdrücker des Christenthums hausen, wäre also wohl nichts anders, als das Chalifenreich, das der Verfasser absichtlich nicht genannt zu haben scheint, wenn es uns anders erlaubt ist, die sonst im Mittelalt.

herrschende Unwissenheit in geographischen  
gen auf diese Art zu entschuldigen.

Ferner enthält der vierte Band ein alphabe-  
s Wörterverzeichnis in 907 politischen Ver-  
worin die Bedeutung ausgewählter Griechi-  
Wörter durch Synonyma bezeichnet wird.

ge hat dieses lexicon schedographi-  
seinem Glossar bereits fleißig benutzt.

ist Moschopoulos' Werk *περὶ σχεδῶν*,  
und ein anonymes Schriftsteller in B.

30 der Boissonadischen Anecdota verfaßt

Der ebenfalls anonyme Verfasser des vor-  
zenden Lexicons bedient sich oft einer barbari-  
schen Gracität, scheint aber noch in die Zeiten  
Anna Komnena zu gehören. Denn B. 65.

bet er die Kaiserin mit den Worten: *ἄνασσα*  
*Αἰνα*, *σκόπει* an; und B. 185 scheint er sich

seinen Schüler Angelos Komnenos zu  
ben, den er bald darauf den göttlichen  
den theuren nennt.

Hierauf folgt zunächst ein *ἐγχειρίδιον ἀριθ-  
μικῆς εἰσαγωγῆς*, von dem Philosophen Do-  
minos aus Larissa, nach zwey Handschriften.

Das Werk selbst ist nach Euklidischen Principien  
antworten. Eine andere ungedruckte mathemati-

he Schrift desselben Verfassers *πὼς ἐστὶ λόγον*  
*λόγον ἀφελεῖν* (de deductione in propor-

ibus facienda) verspricht der Herausg. in ei-  
späteren Bande dieser Sammlung bekannt zu

achen. Man hält Dominos für denselben  
Schriftsteller, welcher sonst wohl Damianos oder

Heliodoros von Larissa heißt, und von dem wir  
noch eine Optik (welche ebenfalls an den mei-

sten Stellen nur ein Auszug aus der Optik des

Euklides ist) und ein Fragment von der Wäschraube besitzen.

Dann erhalten wir auch noch ein neues Gedicht in 102 jambischen Trimetern von Iodorus Prodrumos: *κατὰ μακρογυγελου γελία δοκούντος εἶναι διὰ τοῦτο σόφου*. Eine liche Satire auf eine alte Frau von dem Verfasser machte Thorlacius früher unter Philes Namen bekannt; aber die Pariser Schrift legt beide Gedichte dem Theodoros, welcher gegen die Mitte des XII. Jahrhunderts lebte, und bey seinem Eintritt in das Kloster Namen Hilarion annahm, und sich da auch den Ehrentitel *Κυρός* erwarb. Es liegen noch von seiner Gedichte handschriftlich in den Bibliotheken verborgen. Einige davon sind auch schon neu gedruckt, z. B. das Klagedicht über die Schreiergereyen der Mönche an den Kaiser Manuel Komnenos in Korae's *Ἀταξια*. Die *σχέδον μὲν*, eine kleine Declamation, steht im ersten Bande der vorliegenden Anecdota. Andere pädagogische und metrische Schriften wurden bereits durch Raporte du Teil in B. 6. 8. u. 9. und von Boissonade in B. 11. der Pariser *Notices et extraits* bekannt gemacht. Ungedruckt aber sind noch seine Satiren auf den Unwissenden, die sich ein Gelehrter dünkt, in ähnlichem Geiste geschrieben wie das vorliegende Gedicht; ferner auf Philoplaton oder Ledergerber und sein Scharfster oder Arzt. Unter der Regierung der Komnenen lebend, fand er häufig Gelegenheit zu panegyrischen Schriften, theils in Versen; theils in Prosa, z. B. 128 Hexameter an den Kaiser Johannes Komnenos über die Eroberung von Kastamon; 296 Hexameter auf die Wiedereroberung

Kastamon und Besitznahme von Gangra; Hexameter auf Joh. Komnenos' Einzug in Konstantinopel nach der Eroberung von Kastamon; 118 Hexameter an Anna Komnena. Über diese Gedichte noch seine Leichenreden auf Kononikos Komnenos und andere Große des östlichen Reichs, noch seine Hochzeitsrede über die beiden Söhne der Anna Komnena scheint des Verfassers Glück gemacht zu haben; denn ein hexametrischer Abschied von der Hauptstadt des Reichs ist voll Klagen über unverdiente Vernachlässigung. Alles dieses so wohl als auch seine Grammatik und seine philosophischen gegen Porphyrios und Aristoteles gerichteten Schriften sind noch ungedruckt; und eine Wiener Handschrift besitzt außerdem noch ein astronomisches Gedicht über die Sebastokratorissa Irene. Jetzt liefert Monade unter den dreym poetischen Alphabeten Fortsetzung zu B. 1. S. 161 dieser Sammlung auch eins von Ptochoprodromos, d. h. Prodromos. Die beiden andern sind Nazios (wahrscheinlich dem Patriarchen Nazios, welcher im IX. Jahrhunderte die Fabel des Babrias in rein jambische Tetrasitichen setzte), und von Neilos, wohl demselben, welcher unter Theodosios dem Jüngern Epigramme schrieb, und Scholasticus heißt. Von ihm sind in der Florentiner Bibliothek noch andere Gedichte vorhanden. Ein ähnliches poetisches Alphabet steht nach Gaisford in einem Bodlejaniensian Codex zu Oxford.

Die übrigen kleinen Schriften, welche der 4te Band noch liefert, sind folgende: 1. *στίχοι κατ' ἀλφάβητον πολιτικοὶ κατανύκτιοι ἀπ' ἑμπαδοῦς ψυχῆς εἰς τὸν σωτῆρα*. Dieses in

politischen Distichen geschriebene Gedicht gehö den bessern der Gattung, und ist in dieser Sicht den von Allatius heraus gegebenen B des Metaphrasten Symeon nicht unähnlich. Verfasser kennen wir nicht. — 2. *στίχο ἐπὶ τῶν δεήσεων εἰς τὸν κραταῖον καὶ ἡμῶν ἀνδέντην καὶ βασιλέα* in drey Abt gen, von denen die erste wahrscheinlich Kaiser Andronikos und dessen Mitregenten Anikos den Jüngern gerichtet ist, die zweite an den Herrscher und die Herrscherinn, und die dritte ebenfalls an den Herrscher. Es sind poetische Bittschriften in politischen Versen von einem Hölbling, der sich nicht genannt hat. — 3. Eine Bereicherung der Reden des Libanios durch die schöne Erzählung, wie Aphrodite im Stre mit Here und Athene nur durch den Schm der Rose gesiegt habe. Diese mythische D tung fand der Graf Leopardi unter den Sch der Barberinischen Bibliothek. Sinner schaffte sich eine Abschrift davon, und diese es, welche hier zuerst durch Boisson: Druck erscheint. — 4. Ein Brief des Hamartolos an den Patriarchen von D Der Verfasser ist sonst nicht bekannt. — 5. Kleiner Aufsatz über die Hellenischen Lyriker, wah scheinlich ein Fragment des größeren Werkes vo Didymos. Es wird darin Ptolemäos *περὶ στυ τικῆς ποιήσεως* citiert. Die Pariser Biblioth besitzt auch noch, einer Privat-Nachricht zufolge ein unediertes Werk des Izezes *περὶ τραγῳ δίας καὶ κωμῳδίας*. — 6. Eine lange Reihe Hebräischer und Griechischer Namen, die man Christus beygelegt hat. Viele davon sind schwer zu erklären. Der Sammler derselben ist anon ym. — 7. *εἰς πόρνας*, ebenfalls von einem

- nannten Verfasser. Die Mönche des Mittelalters gefielen sich in hyperbolischen Declamationen dieser Art, von denen schon Manches durch den Namen bekannt geworden ist. — 8. ein vorgegebener Brief des Kaisers M. Antoninus an Euzebius Panphilo, den schon Fabricius aus der Bibliothek des heil. Abericius kannte, woselbst ihn die Inschrift wieder gefunden hat. — 9. eine Erklärung des Amianus über den Schwur der Götter bey dem Styr. Auf ähnliche Weise sucht diesen Mythos der zweyte neulich entdeckte Vaticanische Mythograph (cap. 178) zu erklären.
10. Ἀνδρόλου Κορυθῆς περὶ τῆς τῶν ἁγίων εἰκόνων ἀποσκευῆς; eine geschichtliche Uebersicht der berühmtesten Christus- und Marienbilder, welche die Kirchenschriftsteller öfters erwähnen.

Der fünfte Band, mit dem die lange Reihe vorliegender Anecdota wahrscheinlich geschlossen ist (denn zu einem sechsten Bande wird keine Öffnung gemacht, wiewohl der thätige Herausgeber viele ungedruckte Sachen zu besitzen scheint), beginnt mit dem μαρτύριον τοῦ ἁγίου Ἀπέδρα καὶ τῆς συνουσίας αὐτοῦ ἐν Νέκασσι πόλει. Dieses historische Document klärt den Zeitpunkt auf, über den die Nachrichten über sehr sparsam vorhanden waren, nämlich Angelegenheiten der Aethiopier und Homerischen glücklichen Arabien unter den Königen Sabas und Dunaan (Dhou-Nowas) zur Zeit des Kaisers Justin in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts. Der Regierungssitz der Aethiopischen Könige war damals Axume (Axum); und im Lande Saba, d. h. im glücklichen Arabien, war Regran, d. h. Hadiran oder Nagran,



die Hauptstadt. Hier ist der Schauplatz der schichte, welche vom heil. Arthas erzählt w Viele Handschriften haben dieselbe aufbeweg Lambecius machte bereits darauf aufmer hielt sie aber für einen Auszug aus Nonn von dem Bruchstücke in Photios' Myriobibli zu lesen sind. Dieser Nonnosos lebte an nians Hofe, und schrieb die Geschichte seiner sandtschaften zu den Aethiopiern, Homeriten, razenen und andern Arabischen Stämmen. Auch gibt es noch eine andere ungedruckte Schrift über dieselbe Periode von Symeon Metaphrasta, wie es scheint.

Wichtig für diese Epoche ist auch die folgende Schrift über die Gesetze der Homeriten da dessen verstümmelter Anfang auf ein große Werk hindeutet, worin ebenfalls der Religion. krieg zwischen Glasbaas und Dunaan und Befehrung der Homeriten zur christlichen gion ausführlich beschrieben war. Das Ende ses größeren Werkes ist bereits nach einem ner Coder von Gulonius unter dem Titel gentii cum Herbario Judaeo disputatio Drucke übergeben worden. Die Pariser Ha schrift enthält beides als ein zusammenhängend Ganze.

Zunächst folgt eine Reihe Briefe von Eu Notaras und Gennadios. Jener war un den Kaisern Johannes und Constantin, den M läologen, *μεσάζων*, d. h. erster Vorsteher de öffentlichen Angelegenheiten, und hieß als solcher auch des Kaisers *γαμβρός*, wie alle Magnaten des damaligen Reichs. An Verwandtschaft mit Johannes und Constantinus ist wenigstens nicht

Lenken; denn keiner von beiden Kaisern hatte er.

ner erhalten wir noch einige poetische Verse von dem unglücklichen Rhetor Manuel Ibbolos, der schon B. 1. S. 120 vorkam, sind zum Theil an den Kaiser Michael Pallogos gerichtet, welcher dem Verfasser in seiner Jugend Nase und Lippen hatte abschneiden lassen, ihn hernach aber zum Vorsteher der Rhetorikschule in Konstantinopel erhob, wo er abermals gemißhandelt wurde. Seine politischen Verse, welche sich durch Wohlklang auszeichnen, sind ziemlich zahlreich, und meistens noch ungedruckt. Denn auch die Bibliothek des Escurials die Bodlejanische Manuscripten-Sammlung Oxford besitzt noch manches Gedicht dieses Rhetors, welcher dem Ende des XIII. Jahrhunderts angehört.

von Nikephoros Chumnos, dessen von der Seele durch Creuzers scharfsinnige Behandlung zuerst lesbar geworden ist, und ein Boissonade schon in den frühern Bänden der Anecdota zwey Trostreden beym Tode Johannes Paläologos, dem er 1304 seine Tochter Irene vermählt hatte, u. s. w. hat drucken lassen, erscheinen jetzt noch acht rhetorische und poetische Schriften. 1. Eine Leichenrede auf Isidoros, Bischof von Philadelphia, welcher er dem ältern Andronikos lebte. Nikephoros selbst war unter Andronikos II. ὁ ἐπὶ τοῦ κανικλείου, d. h. derjenige kaiserliche Beamte, in dessen Händen sich das Gefäß κανικλείος mit der rothen Tinte befand, womit der Kaiser unterschrieb. Ihm hielt wiederum Theodoros Hyr-

talentos eine Grabrede, deren historischer Werth durch die rhetorische Einkleidung sehr geschmückt wird (s. Anecdota Vol. I.). — 2. eine doctische Abhandlung über die Verwandlung Wassers in Wein zu Kana, an denselben Ort von Philadelphia gerichtet. Schon Nisephus Basilakes, welcher in der letzten Hälfte des Jahrhunderts in Constantinopel die Rhetorik lehrte, behandelte in seinen sophistischen Ethopoiien sehr vielbesprochene Dogma, Rhetor. Gr. ed. Valz. Vol. I. p. 499. — 3. eine ähnliche Untersuchung über Elias und Elissaios an Theoleptus. — 4. ἔλεγχος κατὰ τοῦ κακῶς τὰ πάντα πατριαρχεύσαντος Νιφῶνος, ἀνενεχθεὶς παρὰ τοῦ Νικομηδείας καὶ τοῦ Μιτυλήνης πρὸς τὴν ἑσπραν σύνοδον. Diese Rede fällt in Jahr 1315. Der darin angeklagte Niphon, Patriarch von Constantinopel, lebte unter dem Namen Andronikos, und wird auch sonst von Byzantinischen Schriftstellern als ein Mensch geschildert. Die Namen der von Nikomedien und Mitylene, von denen die Rede ist, finden sich nirgends angegeben. 5. ein Brief, und zwar der 63ste der Sammlung, welche 172 enthält. Der Verfasser ermahnt darin seine Freunde, sich durch unwissenden Sophisten in der Redekunst nicht überwältigen zu lassen. — 6. παραμυθητικὴ ἐπὶ συμφορᾷ φίλου τῶν γνησίων τινός, falls einer der zahlreichen Briefe, wie es scheint. 7. eine titellose Schrift, deren Veranlassung nicht leicht zu ersehen ist. Sie enthält viel dunkle Anspielungen, deren Erklärung um so schwerer fällt, da der Verfasser sie aus Rücksichten, die wir nicht kennen, recht absichtlich ins Dunkel gestellt hat. Möglich ist es, daß Nisephus

zu Paus seinen eigenen Sohn, den er in seinem  
 Elemente als einen gottlosen Mönch be-  
 zeichnet, hier hat andeuten wollen. — 8. Das  
 genannte Testament: διαθήκη καὶ πρὸ τῆς  
 αὐτῆς ὡς ἐπ' αὐτῇ τῇ τελευτῇ τῇ διαθη-  
 μικτὸς συντακτῆριος.

Die  
 Pausanias erhält die Literatur des Georg Pa-  
 usanias einen neuen Zuwachs durch die Be-  
 kanntmachung einer seiner Reden oder μελετῆ,  
 deren Gegenstand erdichtet und in die Zeit des  
 Perikles verlegt ist. Aber hier erscheint das  
 rhetorische Talent des Pachymeres eben so mit-  
 telmäßig als seine in der Byzantinischen Ge-  
 schichte bewiesene historische Kunst. Seine  
 Lebenszeit fällt in den Ausgang des XIII. Jahr-  
 hunderts, wo er am Hofe der Paläologen hohe  
 Staats- und Kirchenwürden bekleidete. Am  
 vornehmsten ist er durch seine sehr ausführliche  
 Commentare über die Aristotelischen Philosophie gewor-  
 den. Auch sind seine Progymnasmata durch  
 Beza neuerlich in die Sammlung der rhetorischen  
 Meisterwerke aufgenommen worden.

von d.  
 h. Von Michael Komminatus aus Choná oder  
 Choná in Phrygien, dem Metropolit von  
 Choná, dessen Biographie seines Bruders, des  
 Byzantinischen Historikers Niketas, schon, wenn  
 nur Lateinisch, gedruckt worden ist, lie-  
 fert Boissonade jetzt noch ein jambisches Gedicht  
 über die Stadt Athen. Mit innigster Wehmuth  
 kehrt sich der Verfasser nach den vielen und gro-  
 ßen Herrlichkeiten, die Athen einst füllten, ver-  
 gebens um, und gelangt endlich zu dem schmerz-  
 lichen Ausruf: ὄλωλε σύμπαν τῶν Ἀθηνῶν  
 τὸ κλέος! Wahrscheinlich ist dieß Gedicht nach

der Monodie oder Todtenklage um seinen Bruder geschrieben, welcher 1216 in Nikäa starb, hin er nach der Einnahme Constantinopels zu die Franken geflüchtet war.

Außerdem wird hier ein Brief des Nicolaus Secundinus (auch Saguntinus XI. Euboicus genannt) an Andronikos, den Sohn des Kallistos mitgetheilt, welcher schon durch Boivin theilweise in einer Französischen Uebersetzung bekannt war, und den Priarte dem Bessario einst beylegte. Er liefert einen Beleg zur Geschichte der heftigen Streitigkeiten, welche sich gegen die Mitte des XV. Jahrhunderts unter den Gelehrten Italiens über Plato und Aristoteles erhoben. Andronikos hatte nämlich den Michael Apostolios in einem besondern Buche trefflich widerlegt, und bey dieser Gelegenheit schrieb Nikolaos diesen Brief an seinen Freund, den gewandten Aristoteliker und Verfasser der Schrift *περὶ τῶν τῆς ψυχῆς παρὰ τὸν Ἰνδὸν* Sein gedrucktes Werk *de origine et rebus gestis Turcarum* ist bekannt. Andere Werke von ihm liegen noch handschriftlich in Italiens Bibliotheken verborgen. Andronikos hatte den Cardinal Bessario zum Freunde, von dem Boissnade auch einen kurzen Brief mitgetheilt hat worin der Streit der Platoniker und Aristoteliker berührt wird. Ein anderer hier zuerst druckter Brief von Georg Amiruzes Bessario gibt einige historische Ausbeute: er ist 1461 geschrieben; denn er nennt die eben geschehene Einnahme von Trapezunt durch die Türken. Amiruzes begleitete mit Bessario den Kaiser Johannes Paläologos nach Italien, und soll nach der Eroberung Constantinopels ein Mu-

feinann geworden seyn. An Amiruges' Brief  
 eßt sich der Reihe nach noch ein anderer  
 dem berühmten Theodoros Gaza an Des-  
 os Chalkondyles. Dieser bezieht sich auf  
 sich Privat-Verhältnisse beider Gelehrten zu Rom  
 Florenz. Er muß zwischen 1473—1478  
 brieften seyn, da in jenem Jahre Bessario,  
 und in diesem der Verfasser selbst gestorben ist.  
 Zunächst folgt noch ein Brief des Theodoros  
 Gaza, aber ohne Adresse. Man hat nicht mit  
 Unrecht auf denselben Demetrius Chalkondyles  
 geschlossen. In dem Briefe selbst ist indeß keine  
 bestimmte Andeutung vorhanden; es finden sich  
 aber einige nicht undeutliche Beziehungen auf  
 den vorhergehenden Brief darin; und es kom-  
 men darin die Namen Bessario, Aurispa, Guar-  
 mus und Athanasios als Zeitgenossen vor.

Den Beschluß der vorliegenden Anecdota  
 chen noch mehrere kleinere Schriften des XV.  
 Jahrhunderts; 1. ein Brief des Andronikos  
 Illyst an Georg Paläologos Dishypa-  
 os, datirt vom dritten Merz 1476, aus Lu-  
 und, d. h. wohl nichts anders als London;  
 un wir wissen, daß der Verfasser in Eng-  
 and war. Als ein in Thessalonich geborener  
 riede ging er nach Italien, und lehrte 1464  
 Bologna; und 1469 schloß er sich Bessa-  
 s Gefolge zu Rom an. Der Brief berich-  
 aber weiter, daß Georg Hermonymos, der  
 artaner, vom Papsst Sixtus IV. von Rom  
 nach England geschickt worden sey, um den  
 Erzbischof von York, den Eduard IV. hatte ins  
 Gefängniß werfen lassen, zu befreyen. Der  
 Gesandte sey aber dort gemißhandelt worden,  
 habe alles verloren, und sey nur auf des Briesstelz-

1. sein persönliche Bürgschaft wieder aus dem  
 fängniß befreit worden, und wende sich  
 an Georg Paläologos und durch ihn an  
 König von Frankreich Ludwig XI. Der  
 scheint also in England geschrieben zu seyn.  
 2. ein Brief Gregors an den Kardinal sei-  
 sario. Wahrscheinlich ist dieß Gregorio  
 Ziferna (von Citta di Castello), welche  
 1450 zu Neapel lehrte, dann unter Nicolaus V.,  
 dem großmüthigen Beförderer der Griechischen  
 Literatur, zu Rom lebte, und nach dem Tode  
 dieses Papstes nach Paris ging. Der Brief ist  
 in tiefster Demuth geschrieben, und spielt be-  
 sonders auf eine Schmähschrift an, welche Gre-  
 gor im Eifer der kirchlichen oder philosophi-  
 schen Streitigkeiten einst gegen Bessario ver-  
 faßt haben mochte, wovon er jetzt aber eine  
 rührende Palinodie singt. Ja er verspricht  
 gar noch eine panegyrische Rede auf Bessa-  
 rio dem damaligen Patriarchen von Constantino-  
 ple. Glücklicherweise hat auch diese sich erhalten,  
 erscheint jetzt zuerst im Drucke. — 3. eine  
 anonyme Schrift über das wunderthätige Leben  
 des heiligen Aberkios, das schon aus einer La-  
 tinischen Uebersetzung bey Lippomann und  
 Ruffinus bekannt war. Die Geschichte des heiligen  
 Aberkios hat sonst viel Aufsehen unter den  
 Schenschriftstellern gemacht, und ist bis jetzt  
 keineswegs aufgeklärt.

G. H. B.

1791

G ö t t i n g e r  
**Lehrte Anzeigen**

unter der Aufsicht  
 der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

61. Stück.

Den 18. April 1836.

---

G ö t t i n g e n.

S. M. der König haben gnädigst geruht den  
 Herrn Dr. Friedrich Wöhler, bisherigen Lehrer  
 Chemie an der höhern Gewerbschule in Cas-  
 serndorfen, ordentlichen Professor in der medicini-  
 schen Facultät allhier zu ernennen. Derselbe  
 wird sofort seine Lehrstelle antreten.

L o n d o n.

Observations on the structure and diseases  
 of the testis by Sir Astley Cooper. Ueber  
 die Anatomie und Krankheiten des Testikels von Sir  
 Astley Cooper. 1830. 240 S. in Fol.

Das Leben und Wirken des großen Englischen  
 Chirurgen ist ohne Zweifel das schönste Bey-  
 spiel zur Macheiferung für den ganzen Stand  
 der Chirurgie. Nach einem Leben voll glänzen-  
 der Thätigkeit weicht er den Abend desselben der  
 Herausgabe von Werken, die seinen Namen der  
 spätesten Nachwelt noch theuer machen werden.



Astley Cooper's Werke sind der treue Spiegel seines an Erfahrungen reichen Lebens und in der Einfachheit mit welcher er, unverblümt von vorgefaßten Meinungen und Theorien Franke Natur schildert und den Erfolg seiner Heilmethoden beschreibt, liegt das Anziehende seiner Schriften und ihr Anspruch auf Classici. Der erste Theil des Werkes enthält in 55 Seiten die anatomische Beschreibung des Testikels und der ihn umgebenden Theile, begleitet von 10 lithographierten colorierten Tafeln von großer Deutlichkeit. Besonders schön und eigenthümlich sind die Beschreibungen und Abbildungen der albuginea, des inneren Baues des Testikels und der epididymis, so wie des canalis inguinalis in Hinsicht auf die denselben bildenden Muskelfasern und den Ursprung und Verlauf des cremaster.

Der zweyte Theil enthält die Lehre von den Krankheiten des Testikels. Es werden dieselben wie die der Brustdrüse eingetheilt: 1. welche die Folge von acuter oder chronischer Zündung sind; 2. welche specifischer Natur aber nicht bössartig; 3. bössartige Zustände.

1. Acute Entzündung des Testikels, her humoralis (von Cooper Testitis genannt) Die Humoralpathologie ist zu Grabe getragen in manchen Stücken vielleicht mit Unrecht. Wenn man das Blut eines an Rogg leidenden Pferdes in die Venen spritzt, so bringt bey diesem dieselbe Krankheit hervor. Das Symptom der Hodenentzündung ist, wenn dieselbe von Leiden der Harnröhre entsteht, eine Irritation der pars membranacea oder prostatica mit dem Gefühl als wären dort einige Tropfen Urin stecken, Empfindlichkeit des Samenstranges im Leistenringe, dann Geschwulst

e Epibidymis, welche auch später verhältniß-  
 lich stärker schwillt als der Hoden. Der Cre-  
 ster ist zuweilen krampfhaft angespannt. Ei-  
 ng entsteht im Testikel selbst dann selten  
 we a die Entzündung traumatischer Natur ist.  
 Di häufigste Ursache ist Tripper, dessen Entzün-  
 dung sich bis zur pars prostatica fortsetzt, wie  
 sich dieß bey einem Gehangenen, der am Trip-  
 per gelitten hatte, ergab. Es ist jedoch schwer  
 zu erklären: warum fast immer nur ein Testikel  
 leidet. Anwendung des Catheters oder der Neg-  
 mittel für die Harnröhre bringt nicht selten Ho-  
 denentzündung hervor. Ebenso Leiden der pro-  
 stata, wie nach dem Steinschnitte oder bey al-  
 ten Beuten; Blasensteine, oder Nierensteine im  
 Urther. Unvollkommen herabgestiegene Testikel  
 künden sich leicht; Erkältung bringt oft Ho-  
 denentzündung hervor, zuweilen unbefriedigter  
 bey ger Geschlechtstrieb. Hestige Hodenentzün-  
 dung im jugendlichen Alter hat nicht selten Atro-  
 phie um Folge und gänzlichess Schwinden. —  
 Die Behandlung ist der unsrigen sehr ähnlich.  
 sehr wichtig ist die Unterstützung der Hoden.  
 dem Suspensorium müssen 4 Bänder vorn  
 an das Leibstück zulaufen, 2 vor dem Testi-  
 kel 2 dahinter. Die gewöhnlichen Suspenso-  
 rien zerren den Testikel nach unten, ohne ihn  
 unterstützen. Um örtliche Blutentziehung an-  
 wenden rath C. einige Venen des Hodensacks  
 einer Lanzette anzustechen. So lange der  
 Patient steht, bluten sie reichlich und hören auf  
 wenn er sich legt. In den ersten Tagen werden  
 erkältende Umschläge gemacht, nach Abnahme der  
 Turgescenz warme Breiumschläge. Bey emp-  
 findlichen Personen ist der innerliche Gebrauch  
 des Opiums oft von großem Nutzen, nach An-  
 wendung antiphlogistischer Mittel. Zur Berthei-

lung der nachbleibenden Härte ist Wachstaffe sehr zu empfehlen. Man läßt damit das Sponsorium belegen. Das wirksamste Mittel eine Ekellur.

2. Einfache chronische Geschwulst des Testikels. Die Geschwulst entsteht langsam ohne Schmerzen, geht von der Epididymis aus und ist nicht mit constitutionellen Fehlern verbunden. Doch ist nicht selten eine oder die andere Secretion in Stocken gerathen. Zufällige Verletzungen des geschwollenen Hoden bringen intercurrente acute Entzündung hervor, wodurch die Geschwulst allmählich so zunimmt, daß der Patient deren Entfernung durch das Messer wünscht. Es tritt Suppuration und Fistelbildung ein, oder es wächst aus dem Abscesse eine granulierende Geschwulst hervor, die keinen böartigen Character trägt, früher aber oft für böartig gehalten wurde und deshalb die Castration veranlaßte.

Die Verhärtung bey dieser chronischen Geschwulst des Testikels scheint in dem Längewebe ihren Sitz zu haben, welches die Samen Gefäße verbindet, denn nach der Heilung kehrt der Hoden zu seinen Functionen zurück. Die granulierende Geschwulst entspringt aus der pulpa testis und hat sich aus der exulcerierten albuginea hervorgeedrängt. Diese Krankheit kommt nicht selten bey Leuten vor, die in ihrer Jugend scrophulig gewesen sind, nach langen Mercurial-Curen nach häufigen Erkältungen. Tripper ist die häufigste Gelegenheits-Ursache. In der Regel ist die Geschwulst zertheilbar und erfordert um so weniger Castration da sie nicht böartig ist, weder Samenstrang noch Leistendrüsen ergreift. Horizontale Rückenlage ist während der Cur durchaus erforderlich. Bloßes Sitzen im Bette ist eben so nachtheilig wie Stehen. Mercur, Ab-

rungen, und wiederholtes Ansehen von Blutz  
n. Dabey Umschläge von liq. ammon.

℥v spir. vin. ℥j. Diese Behandlungs-  
e, 4 bis 6 Wochen fortgesetzt, ist in der Re-  
erfolgreich ehe sich Eiterung eingestellt hat.  
die Krankheit durch Sympathie mit der Ure-  
ara entstanden und Stricture vorhanden, so  
kann man während dieser Bougies anwenden.  
Doch nicht wenn große Reizbarkeit vorhanden  
ist, oder wenn die Stricture nur unbedeutend ist.  
Man verlasse sich dann auf die allgemeine Be-  
handlung, da diese oft zugleich die Urethra bes-  
sert indem sie den Testikel herstellt, ohne Gefahr  
größere örtliche Desorganisation zu erzeugen, was  
Bougies sehr oft thun. (Was soll man von  
den Aekmitteln erwarten, wenn Cooper sich ge-  
euthigt sieht von den Bougies dieß Geständniß  
zu machen. Rec.).

Die granulierende Geschwulst des eiternden  
Hoden kann mit Aekmitteln oder zusammenzieh-  
henden Mitteln behandelt werden, oder man  
schneidet sie dicht über der Albuginea weg, macht  
die Hautränder durch zwey elliptische Schnitte  
und und zieht sie zusammen, mit oder ohne  
st.

Fisteln der Hoden sind oft sehr schwer zu heil-  
en, indem sie durch den abgesonderten Samen  
unterhalten werden. Man kann sie schließen durch  
Seton oder vermittelst Durchschneidung des  
desferens, wodurch natürlich die Secretion  
des Samens unterbrochen wird.

3. Neuralgie des Testikels (Irritable testis).  
Eine schmerzhaft und schwer zu heilende Krank-  
heit. Der Hode ist dabey nur wenig geschwol-  
len, aber so empfindlich, daß die leiseste Be-  
rührung unerträgliche Schmerzen erregt, und daß  
die Kranken gezwungen sind beständig auf der

gesunden Seite zu liegen. Der Schmerz stiert nicht bloß im Testikel, sondern auch in Leistengegend und dem Oberschenkel der le-  
 den Seite. Bewegung bringt nicht bloß den Augenblick heftige Schmerzen hervor, dern hinterläßt sie auch für längere Zeit. Magen ist dabey sehr reizbar und es entsteht häufig Erbrechen. Die Krankheit dauert manchmal einige Wochen, manchmal Jahre lang, widersteht allen Mitteln, so daß die Patienten dringend die Castration verlangen, die Cooper drey-  
 mal in solchen Fällen mit Erfolg verrichtet hat. Diese Krankheit ist nicht inflammatorischer Natur, sondern dem Tic douloureux zu vergleichen. Ueber die Veränderung im Nerven hat die anatomische Untersuchung nichts ergeben; in den Testikeln welche Cooper entfernte war keine Abweichung zu entdecken. Bey der Behandlung dieses Uebels suche man den Tonus des Nervensystems zu erhöhen, die Empfindlichkeit der ganzen Constitution und des leidenden Theils an-  
 stumpfen. Chinin, China, Eisen, Arsenik, Ammonium, Spirituosa, Narcotica, Calomel, Opium und Antimon in Verbindung, der örtliche Gebrauch der Belladonna, Opium und Caphur, Blasenpflaster in der Leistengegend, Umschläge, Seereisen. Cooper fängt in der Regel mit Calomel und Opium an, bis das Zahnfleisch anschwillt. Dabey Sarsaparille = Dec ein Vesicator in die Leistengegend, welches ugt. sabin. und mercur. aa offen erhält wird. Auf dem Testikel erkältende Umschläge. Zuweilen hilft ein aus der Urethra erregter Ausfluß durch Einbringen von ugt. cantharid. (Rec-  
 hat in seinem Buche 'Ueber Paralysen der Inspirationsmuskeln' zu beweisen gesucht, daß der Knieschmerz in der Coxalgie von Contractur des

und iliacus herrührt, und darauf hingezogen, daß die Erklärung dieser Neuralgie zur Erläuterung anderer dienen könne. Der Leistenkanal ist ein muskulöser Canal (wie Cooper selbst schon gezeigt und durch seine Abbildungen schon an gegenwärtigen Werke dargethan hat) und in solcher ist er den Krankheiten solcher Canäle anverworfen, Lähmung und Krampf. Nimmt man habituellen Krampf des Leistencanals als die Ursache dieser Neuralgie an, so ist ihre Natur leicht verständlich und es würden sich daraus wichtige practische Fingerzeige ergeben. Auch wird es erklärlich wie die Castration diese Neuralgie heilen konnte, während die Durchschneidung neuralgischer Nerven nur selten hilft. Der Samenstrang schrumpft nach dieser Operation wohl zusammen, theils zieht er sich zurück, und theils zieht sich so dem Drucke des krampfhaft verengten Leistencanals. Daß man in Fällen, wo die bisherige Behandlungsweise und vielleicht das Haarseil in der Leistengegend und calische Urtheile nicht helfen, die Einschneidung des Leistencanales wagen dürfe, wird wohl niemand zweifeln, der den dauernden Nutzen der Incisionen bey Stricturen der Harnröhre und des Mastdarms kennt).

4. Entzündung des Testikels in Folge von Parotiditis. Das Bekannte.

Hydatiden-Geschwulst des Testikels. Siemsen'sche Geschwulst. Selten und schwer zu erkennen. Die Gesundheit leidet dabey im Allgemeinen nicht, der Hoden ist nicht schmerzhaft, Fluctuationsgefühl ist da, aber nicht sehr deutlich. Bey der anatomischen Untersuchung findet man die tunica vaginalis verdickt und adhärierend, die albuginea

ebenfalls verdickt, der Testikel besteht zum Theil aus einer festen Masse, zum Theil aus Cysten von verschiedenem Umfange, nur die kleinsten enthalten eine seröse Flüssigkeit, in den größten ist ein Entzündungsproceß vorgegangen, die Häute sind verdickt und ihr Contentum ist schwammiger Natur. Wie diese Cysten entstehen ist zweifelhaft, ob durch Erguß in das Zellgewebe oder in die Samen Gefäße. Cooper neigt zu der Meinung, daß sie verstopfte und erweiterte Samen Gefäße sind; die Cysten sind nämlich nicht isoliert, sondern sie senden feste Stränge aus, durch welche sie mit andern Cysten zusammenhängen. Man sollte diesen Zustand daher Tubular-Krankheit nennen. Jedenfalls sind diese Cysten keine animalische Hydatiden.

Die Diagnose dieses Zustandes ist so schwierig, daß Irrthum kaum zu vermeiden ist; um dieselbe fester zu stellen ist es daher rathsam die Geschwulst mit der Lanzette anzustechen.

Die Ursache dieses Zustandes ist völlig unbekannt. Eine allgemeine Behandlung hat da auf nicht den mindesten Einfluß, es muß die Castration vorgenommen werden, die mit voller Zuversicht dauernden Erfolg verrichten werden kann.

6. Animalische Hydatiden im Testikel. In dem etwas vergrößerten Testikel eines Leinamens fand Cooper in der Epididymis eine Cystis, welche eine ganz isolierte Hydatide enthielt.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

G e t t i n g e n  
 . L e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
 der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

62. 63. Stück.

Den 21. April 1836.

---

L o u d o n .

Beschluß der Anzeige: Observations on the  
 structure and diseases of the testis by Sir  
 J. E. Cooper. etc.

Scrophulöse Entzündung des Testikels.  
 Chronische Krankheiten gründen sich auf zwey  
 constitutionelle Zustände, sie entstehen entweder  
 von angeborener zarter, schwacher Bildung, oder  
 durch Umänderung einer ursprünglich gesunden  
 constitution durch geistige und körperliche An-  
 strengungen, Unmäßigkeit u. s. w. Den ersten  
 stand nennt man scrophulös, den letzten ent-  
 weder bloß chronisch oder bössartig. Das außer-  
 charakteristische der scrophulösen Constitution  
 die besondere Zartheit des Hautorgans. Da-  
 her scheinen die Venen durch, deshalb sind die  
 Backen so floride und die Haut wird so leicht  
 wund, besonders im Gesicht und an den Ohren,  
 daher denn die Halsdrüsen so oft schwellen.  
 Dieselbe Düntheit zeigt sich in inneren Orga-  
 nen, Magen, Därmen, und den Herzwänden.



Deshalb zeigt die Verdauung und die Circulation so wenig Energie. Aus demselben Grunde warum die unter der Haut gelegenen Mesenterialdrüsen in Folge von Irritation so häufig schwellen, zeigt sich dieß auch in Mesenterialdrüsen in Folge von Irritation der Schleimhaut des Darmcanals. (Von der so tigen Deposition scrophulöser Tuberkelmaterie das Parenchym der Organe erwähnt Cooper gar nichts, und doch gibt gerade diese den scrophulösen Geschwülsten einen so eigenthümlichen Character. Rec.). Im allgemeinen werden die secretierenden Drüsen selten von den Scropheln ergriffen, doch macht der Testikel hierin eine Ausnahme. Er wird selbst bey sehr jungen Kindern vergrößert und hart ohne schmerzhaft zu seyn, und kann Jahre lang in diesem Zustande bleiben, bis die Geschwulst sich unter Besserung der Constitution verliert. Häufig geschieht zur Zeit der Pubertät und bis zum 20sten Jahre nicht selten sind beide Testikel ergriffen, geschwollen, hart, aber nicht schmerzhaft. Das Serum ist unverändert und die Venen nicht geschwollen. In diesem Alter geht die Geschwulst häufiger als bey Kindern in Eiterung über, gewöhnlich von der Epididymis her. Der Eiter ist schlecht und mit Samen vermischt. Der Absceß kann Jahre lang offen bleiben. Zuweilen bilden sich mehrere Abscesse und an beiden Hoden. Ein Schwinden der Hoden ist meist die Folge davon.

Bey der Section findet man im Hoden der Epididymis gelbe Flecke, die mit einem Entzündungsheerde umgeben sind. Die Materie welche sich bey dem Uebergange in Absceßbildung in den gelben Flecken erzeugt, ist kein wahrer Eiter sondern eine Mischung von Fibrine und Serum. Auch aus den scrophulösen Abscessen

wickelt sich zuweilen eine granulierende Geschwulst.

Die Behandlung besteht vorzüglich in der allmählichen Verbesserung der Constitution; reine Körper-Übung, gute Nahrung, warme Bäder, Calomel mit rheum, oder soda mit rheum, liquor potassae; Jodine fürchtet Cooper; tonica, Wiederherstellung der gestörten Secretionen muß die Absicht seyn die uns in der Wahl der Mittel leitet. Dertlich Mercur- und Jodine-Frictionen im Stadium der Exsudation, doch mit geringem Erfolge; Umschläge von liq. ammon. acet. und spir. vini. Ist Eiterung eingetreten, adstringierende Injectionen, Portwein, Sublimat oder Höllenstein-Solution.

8. Syphilitische Hodengeschwulst. Die Hodengeschwulst beym Tripper hat nichts syphilitische und erfordert keinen Mercur. Das syphilitische Gift ergreift wegen seiner Neigung für diese Organe vermuthlich zuerst die Albuginea, doch ist diese Meinung nur hypothetisch, da Cooper keine syphilitische Hodengeschwulst seciert hat. Der Testikel erreicht unter dem Einflusse der venerischen Entzündung das vier- oder fünffache seines natürlichen Umfanges. In der Mehrzahl der Fälle sind beide Testikel ergriffen. Die Geschwulst geht sehr selten in Eiterung über. Venerische Hodengeschwülste sind gemeiniglich mit Wassersüchten und Periostitis verbunden. Dieß legitimirt die Diagnose, so wie auch die allen syphilitischen Uebeln eigenen nächtlichen Exacerbationen. Die Heilung erfolgt unter der kräftigen Anwendung des Mercuris und der Sarsaparille.

9. Ossification des Testikels. Es verknochert zuweilen die tunica vaginalis, häufiger jedoch die albuginea in Folge chronischer Entzündung.

Für sich allein erfordern diese Oeffnungen  
ne operative Eingriffe.

10. Markschwamm des Hoden. Im An-  
fang ist die Geschwulst des Testikels völlig hart  
rundlich, später wird die Epididymis ergriffen,  
dann wird sie birnförmig und der Hydrocele äh-  
nlich. In der Regel enthält die Scheidenhaut et-  
was Wasser, doch fühlt man bey genauer Unter-  
suchung die festere Masse hindurch. Die Ober-  
fläche des Hoden ist oft uneben. Er ist anfangs  
nicht schmerzhaft, später zeigen sich schießende  
Schmerzen im Hoden und Samenstrang. Die  
Zunahme geschieht mit sehr verschiedener Schnel-  
ligkeit und ist nicht gleichförmig. Die Constitu-  
tion scheint nicht zu leiden, doch bey genauer  
Nachfrage ergibt sich daß der Appetit gering, der  
Leib verstopft und die Gallensecretion vermindert  
ist. Im zweyten Stadium bedeckt sich das Scro-  
tum mit varicösen Venen und der Testikel fühlt  
sich weich an, so daß das Gefühl der Fluctua-  
tion sehr täuschend wird. Der Samenstrang ein-  
schrumpft sich. Der Patient sieht cachectisch aus,  
ist Diarrhöe oder Verstopfung zugegen. Im  
dritten Stadium adhärirt der Hode mit dem  
Scrotum, die Leistendrüsen schwellen an. Die  
Venen schwellen noch stärker und das Scrotum  
wird an einer Stelle purpurroth und fluctuierend  
so daß der Wundarzt sich häufig verleiten läßt  
eine Lanzette hineinzustoßen. Es kommt nun  
Blut zum Vorschein. Eine solche Wunde heilt  
zuweilen wieder zu, bricht aber bald nachher  
wieder auf; ein fungus bricht daraus hervor,  
der in wenigen Wochen die Größe der Hand-  
fläche erreicht und häufig abstirbt und sich wieder  
erzeugt. Drückt man den Testikel, so kommt  
eine hirnartige Masse zum Vorschein. Ulcera-  
tion entsteht jedoch nicht immer. Geschwulst

Testikels und des Samenstrangs nehmen zu, Markschwammbildung schreitet im Unterleibe die Schmerzen sind anhaltend und bedeutend Patient erliegt der Irritation und dem Verluste. Ist die Krankheit von Anfang Markschwamm, so stirbt der Kranke innerhalb eines Jahres vom Anfange der Geschwulst, doch gesellt sich der Markschwamm auch zu einfachen Verhärtungen des Testikels und dann können Jahre darüber hinweggehen ehe der Patient erliegt.

Bei der anatomischen Untersuchung zeigt es sich, daß in dem ersten Stadium die Härte nur von der starken Anspannung der Albuginea abhängig sey, nicht von der Festigkeit der ergossenen Masse, welche von fibröser Beschaffenheit, gelblich weißer Farbe mit Blut gefleckt, und stellenweise gefäßreich ist. An den ergriffenen Stellen sind die Samengefäße verschwunden, an übrigen noch sichtbar. Im zweyten Stadium findet man Testikel und Epididymis mit weichen weißen fibrösen Masse angefüllt, zwischen welcher als das Product gewöhnlicher Entzündung, die mit der specifischen zugleich verläuft, coagulirte Lymphe abge sondert ist. Im dritten Stadium enthält die Scheidenhaut eine Menge Wasser, die Albuginea ist geplatzt, ein Theil hat sich hindurch gedrängt, daher der Testikel eine so unregelmäßige Gestalt bekommt und die Leisten drüsen schwellen. Das Innere des Testikels enthält seröse Cysten, coagulirtes Blut, eine weiße, weiche, fibröse Masse, die beim Drucke eine rahmartige, etwas blutig gefärbte Masse entleert. Der Samenstrang ist sehr vergrößert, verhärtet und knotig. Die Bauchhöhle enthält Serum, hinter dem Duodenum liegt eine dicke Geschwulst über der Aorta und vena

cava. Ihr Umfang ist von der Größe ei-  
 Faust bis zu der eines Kinderkopfes. Auch  
 andern Theilen der Unterleibshöhle und in  
 Regel in der Leber kommen Geschwülste vor

Markschwamm des Hoden kommt häufig  
 scrophulösen Constitutionen vor, doch auch  
 solchen, deren Constitution ursprünglich gesund  
 war und durch äußere Umstände herunter gekom-  
 men ist. Die örtliche Veranlassung ist gewöhn-  
 lich eine leichte Quetschung. Das Blut welches  
 man in einigen Fällen den Patienten entzog  
 coagulirte sehr schwach, weil es wenig Faserstoff  
 enthielt; das Serum war übermäßig und von  
 dunkelgelber Farbe.

Bey Ungewißheit in der Diagnose rath Coo-  
 per zu einem exploratorischen Einstiche mit ohne  
 Lanzette, der jedenfalls vor der Castration ges-  
 chehen sollte. Nicht bloß Pott, Hunter und  
 Cline haben sich in Bezug auf die Diagnose des  
 Markschwammes des Hoden getäuscht, son-  
 auch Cooper gesteht, daß ihm dieß mehr al-  
 mal begegnet sey.

Die bisherige Behandlung ist erso-  
 fen. Verbesserung der Constitution kann das  
 Uebel aufhalten, aber nicht mehr! Cooper rath  
 nach neuen Mitteln unter den zahlreichen neuen  
 Körpern zu suchen, welche Chemie und Botanik  
 in den letzten Jahren dargeboten haben. W.  
 bedürfen eines Specificums. Vorläufig suche man  
 die Constitution zu verbessern, wende örtl.  
 Blutegel an und erkältende Umschläge, und ver-  
 richte die Castration so bald die Diagnose ganz  
 fest steht. Indes ist wohl keine chirurgische Ope-  
 ration so durchgängig erfolglos als die Wegnah-  
 me des von Markschwamm ergriffenen Hoden.  
 Nur eine sehr frühzeitige Berrichtung gibt einige  
 Hoffnung. Man wende daher die gegen einfache

rhärtung des Testikels empfohlene Behand-  
 gsweise 6 Wochen lang an und schreite gleich  
 Operation wenn dieselbe nichts hilft. Auch  
 der Operation suche man die Constitution  
 zu verbessern. Die erwähnten Fälle, in  
 denen die Castration wegen Markschwamm un-  
 genommen wurde, endigten alle nach Verlauf ei-  
 niger Monate tödtlich. Nur ein Kranker über-  
 lebte dieselbe 1 Jahr und 8 Monate. (Es ist be-  
 kannt daß der Ausgang nicht immer so traurig  
 ist; Herr Dr Baring hat in seiner schönen  
 Monographie über den Markschwamm des Ho-  
 den mehrere glückliche Fälle mitgetheilt. Jeden-  
 falls aber übt die Castration keinen entschei-  
 denden Einfluß auf den Gang der Krankheit  
 wie sie große Zahl unglücklicher Fälle be-  
 st. Wegen Unsicherheit der Diagnose in dem  
 besten Stadio ist der Markschwamm des Ho-  
 den nicht geeignet zu allgemeinen Resultaten über  
 Verlauf des Markschwamms zu führen. Da-  
 zu ist nur das Auge geeignet, weil hier die Dia-  
 gnose frühzeitig feststeht. Hier lehrt die Erfah-  
 rung daß die Natur des Aterproducts Meister  
 werden kann, indem Atrophie des Auges ent-  
 steht. Ich habe selbst zwey Fälle der Art in  
 England gesehen, wo beym Gebrauche einiger  
 Alterantien und wiederholtem Ansehen von Blut-  
 egeln, beym Aufenthalte auf dem Lande, die  
 Fortschritte des Markschwamms aufhörten ehe  
 die Cornea durchbrochen wurde. Dergleichen  
 Beispiele würden wir sicher auch vom Hoden  
 aufzuweisen haben, wenn die Verwechslung mit  
 der scrophulösen Hodenentzündung nicht so leicht  
 wäre. Die Sterblichkeits-Verhältnisse beym  
 Markschwamm des Hoden sind daher fast nur von  
 den schon entwickelten Fällen genommen und  
 deshalb zu ungünstig. Von Seiten der Augen-

ärzte glaube ich wird man mit der Zeit die zweckmäßigste Behandlung, durch statist Nachrichten, Auskunft erhalten. Vorläufig man freylich noch immer die Castration vomen müssen, so wenig auch darauf zu ist. Rec.).

11. Scirrhus des Hoden. Cooper zwey daran daß der Scirrhus in derselben Form wie in den Brüsten existiert, nämlich als ein nehrförmig hartes Gewebe, doch hat er einige Fälle sehr harter Geschwulst des Hoden gesehen, die mitunter sehr schmerzte, nicht weich wurde, den Samenstrang ergriff, Geschwülste im Unterleibe und Wassersucht erzeugte. Einmal sah Cooper Ulceration entstehen, unter welcher der Testis allmählich verzehrte und der Patient ( Bey der Section findet man Wasser in der Scrotalhaut, die Albuginea adhärent, der Testis ist in eine harte, weiße, knotige Masse verwandelt und enthält wenig Gefäße. Von dieser Beschaffenheit sind die Geschwülste im Unterleibe.

12. Castration. Vor ihrer Verrichtung räth Cooper die Scheidenhaut zu öffnen, um sich zu überzeugen, daß man es nicht mit Hydrocele oder Blutbruch zu thun habe. Nach dem Hautschnitt, der vom Leistenringe bis in den Grund des Hodensackes dringen muß, wird der Samenstrang frey gelegt, mit einem Häkchen fixiert und abgeschnitten. Die Arteria spermatica und die Arterie des vas deferens werden unterbunden ehe man den Testikel ausschält. Cooper eifer sehr gegen die totale Unterbindung des Samenstranges, worauf er Tetanus erfolgen sah. (Es ist eine Schande für Deutschland, daß dieses rohe Verfahren noch in clinischen Anstalten gelehrt wird, obgleich es auch bey uns nicht an tödtlichen Ausgängen durch Tetanus gefehlt hat, wie

während meiner Studienjahre gesehen habe. Mein seliger Vater, der seinen Unwillen über totale Unterbindung des Samenstranges nicht genug ausdrücken zu können glaubte, hatte falls einmal Tetanus darauf erfolgen sehen.

1. Einen Verband soll man erst anlegen die Gefahr der Blutung vorüber ist, dann lege man Suturen an.

13. Hydrocele. Die Operation der Hydrocele durch den Schnitt, wie Hunter sie empfahl, ist in England durch die Injection verdrängt und nur die Fälle beschränkt worden, wo die Diagnose unsicher ist. Die Injection der Hydrocele ist, wie Cooper sagt, eine der nützlichsten Verbesserungen der neuern Chirurgie. Diese Erfindung von Sir James Earle kann sich freylich mit Hunter's Operation des Aneurisma oder Civiale's Steinermalmung, doch macht sie ihren Erfinder zu einem Wohlthäter des Menschengeschlechts. Zur Injection bedient sich Cooper einer Mischung von gleichen Theilen Portwein und Wasser, oder  $\frac{2}{3}$  Wein und  $\frac{1}{3}$  Wasser, oder  $\text{Zinc. sulph. } \text{ʒj}$  mit Wasser  $\text{ʒxij}$ . Man spritze nie so viel ein als man heraus gelassen hat und lasse die Masse bey jungen Personen drey, bey älteren fünf Minuten in der Scheidenhaut, wenn die Schmerzen nicht gar zu unerträglich sind. (Mein seliger Vater, welcher die Injections-Methode während seiner Studien in England schätzen gelernt hatte, und sie in seiner großen Praxis stets mit Erfolg anwandte, gab die Vorschrift, die Flüssigkeit stets so lange darin zu lassen, bis heftige ziehende Schmerzen sich vom Testikel bis nach der Lendengegend erstreckten. Sein Beyspiel hat hier in Hannover diese Methode aufrecht erhalten, die sonst in Deutschland mit Ausnahme von Walthers wenig An-



hänger gefunden hat, offenbar zum Schaden Patienten. Dieß kann man mit einiger Sicherheit aus Ruß's Aeußerung über die Hydr in seinen Aufsätzen und Abhandlungen u. 1834. schließen, wenn er sagt die Hydr sey häufig ein Uebel das man nicht Schaden für das Allgemeinbefinden in Fällen operiere, wegen seines Zusammenhanges mit allgemeinen Zuständen. Hier werden alljährlich alte und fränkliche Leute radical geheilt, ohne spätere schlimme Folgen. Indes ist es begreiflich daß dergleichen Individuen die Methode des Schnitts sehr schlecht bekommt, da bey fränklichen Leuten jede größere eiternde Wunde schlimme Folgen haben kann. Der wesentliche Unterschied des Schnitts und der Injection liegt Zweifel vorzüglich in der gänzlichen Abhaltung der atmosphärischen Luft von der gereizten Scheidenhaut bey letzterer Methode. (Rec.). Schlimme Zufälle entstehen nach der Injection vorzüglich nur dann, wenn man die Flüssigkeit zwischen die Scheidenhaut und den Hodensack ins Zellgewebe getrieben hat. Indes bemerkt Cooper, die Wundärzte hätten wohl Recht zu sagen, daß es Constitutionen gebe die man nicht umbringen könne, und andere die man nicht berühren dürfe. So sah er die bloße Punction der Hydrocele tödtlich enden. Der Erfolg der Injection hängt sehr von der Nachbehandlung ab, wobey man durch Diät und Verhalten des Patienten den gehörigen Grad von Entzündung herbeyzuführen sucht, oder dieselbe mäßigt wenn sie zu lebhaft ist. Das Scrotum muß sich röthen und die Geschwulst beynahе wieder so dick werden wie zuvor. Hat sich gar zu viel Wasser wieder angesammelt so zapft man es noch einmal ab. Im Allgemeinen können die Patienten nach 4 Tagen wieder

in Geschäften nachgehen. (In unsern deut-  
 lichen Kliniken kann man die Patienten 2 bis 3  
 Male liegen sehen. Rec.). Nach der Opera-  
 tion des Schnittes empfiehlt Cooper das Ein-  
 streuen von Leinsamen-Mehl in die Scheiden-  
 höhle.

Für die Heilung der Hydrocele ist gänz-  
 liche Obliteration der Scheidenhöhle nicht erfor-  
 derlich, die Adhäsionen sind gewöhnlich nur par-  
 tiell. Für die Hydrocele cystica des Samen-  
 stranges eignet sich der Schnitt.

14. Entzündung der Scheidenhaut begleitet  
 häufig die Entzündung des Testikels und ist die  
 Ursache der theilweisen Indurationen, welche an  
 verschiedenen Stellen Scheidenhaut und Hoden  
 adhärent machen. Entwickelt sich unter diesen  
 Umständen Hydrocele, so befindet sich das Was-  
 ser nicht an der gewöhnlichen Stelle und ist oft  
 in mehreren Abtheilungen enthalten.

Knorpelbildung in der Scheidenhaut. Ihre  
 Größe ist Knorpel, der Kern Knochen. Ihre  
 Bildung ist den Ossificationen der serösen Häute  
 analog; sie scheinen anfangs zu adhäririeren und  
 erst später flottierend zu werden.

16. Markschwamm der Scheidenhaut. Ein in-  
 teressanter Fall von Markschwamm bey völliger  
 Erhaltung des Testikels.

17. Hämatocele. Blutbruch ist durch sein plötz-  
 liches Entstehen nach einer mechanischen Verletzung  
 meistens leicht zu erkennen. Cooper heilte einen  
 Fall nach 17jähriger Dauer durch den Schnitt.  
 Blutbruch entsteht leicht bey schon vorhandener  
 Hydrocele, durch mechanische Verletzung. Er ent-  
 steht zuweilen durch übermäßige Anstrengungen  
 ohne örtliche Verletzung, man muß alsdann con-  
 stitutionelle Fehler erwarten.

18. Varicocele, ist kaum eine Krankheit zu  
 nennen, meistens nur eine geringe Unbequem-

lichkeit. Unterbindung der Venen hält Er für sehr gefährlich. Key castrirte wegen sehr schmerzhaften Varicocele.

19. Schornsteinfegerkrebs, scheint anfangs local zu seyn, später erst constitutionell zu den. Allgemeine Mittel helfen nichts, nur Emission oder Aetzmittel, doch nicht immer da Die Krankheit ist nicht häufig

Der Appendix enthält zwei Fälle von Markschwamm des Hoden und einen Brief von P. Caddell über die Hydrocele der Bewohner von Barbadoes. Das Scrotum ist dabei gewöhnlich verdickt. Injunctio ist dort eben so erfolgreich wie in England.

Analyse einer Verknochung der Scheidenhaut. Sie bestand aus phosphorsaurem Kalk 45, kohlensaurem Kalk 17, animalischen Stoffen 38

Die 14 pathologischen, gezeichneten Tafeln sind deutlich und lehrreich, und betreffen zugleich den Markschwamm des Hoden. Besonders schön, neu und lehrreich ist die dritte Tafel, welche die Hydatiden-Geschwulst des Hodens darstellt.

Dies schöne Werk, welches kein Chirurg ohne Dank gegen den trefflichen Verfasser aus der Hand legen wird, verdient es in hohem Grade von einem Sachkundigen mit Auswahl ins Deutsche übertragen zu werden. In einer passenden Bearbeitung würde es eine der populärsten chirurgischen Monographien werden. Es ist zu bedauern daß die Uebersetzungsfabriken kenntnißreiche Gelehrte ganz von solchen Unternehmungen zurückgescheucht haben.

L. Stromeyer.

## B o s t o n .

Commentaries on the constitution of the united states, with a preliminary review of the constitutional history of the colonies and states, before the adoption of the constitution, by Joseph Story, Esq., Lane professor of law in Harvard university. Abridged by the author for the use of colleges and high schools. 1833. XLIV und 736 S. in Octav.

Wir zeigten neulich ein Hauptwerk über die Geschichte der vereinigten Staaten von Nordamerika an, und knüpfen daran gern ein Seitenstück, über ihre Verfassung. Der Verfasser, Joseph Story, einer der berühmtesten Rechtsgelehrten der vereinigten Staaten, gibt das vorliegende Werk zwar nur als Abkürzung eines Uebersatz zum Gebrauch der studierenden Jugend, welches uns nicht zugekommen ist. Allein auch das vorliegende — weit mehr als ein trockener Auszug — reicht hin für den Gebrauch in unserm Welttheil; und deshalb versäumen wir nicht auf dasselbe aufmerksam zu machen. Die Einleitung gibt außer der Inhaltsanzeige einen Abdruck der Constitutionsurkunde der vereinigten Staaten, und eine Rückweisung nach den Seitenzahlen auf das größere Werk. Hierauf folgt in dem ersten Buch in den nächsten XVII Kapiteln eine historische Uebersicht der Geschichte der V. St. bis zu der Einführung der jetzigen Constitution der Union 1789; weshalb sie auch nur die damaligen 13 Staaten in dem alten Gebiet diesseits der Alleghany-Gebirge umfaßt. Von jedem dieser Staaten wird eine

kurze Geschichte bis auf den erwähnten Zeitpunkt gegeben, und mit einer allgemeinen Uebersicht der Colonien geschlossen. Das zweyte Buch enthält in drey Kapiteln eine kurze Geschichte der Revolution, und Ursprung und Analyse der früheren Conföderation. Erst in dem dritten Buch kommt der Verf. auf seinen Hauptgegenstand, die Auseinandersetzung der jetzigen Verfassung in XLV Kapiteln. Sie beginnt mit dem Ursprung und der Annahme derselben, ihren Gegenständen, ihrer Beschaffenheit, ihrer Erklärung in den fünf ersten Kapiteln. Wir machen hier besonders auf Kap. VI aufmerksam, welches den Commentar zu der Einleitung (Preamble) der Constitutionsurkunde enthält, worin die Zwecke der Union angegeben werden. Sie sey bestimmt 'to form a more perfect union, establish justice, insure domestic tranquillity, provide for the common defence, promote the general Welfare, and secure the blessings of liberty to ourselves and our posterity.' Diese Zwecke geht der Verfasser dann einzeln durch, und zeigt wie sie nur durch die Fortdauer der Union erreicht werden können; welche Uebel dagegen daraus hervorgehen würden, wenn sich die Republik in mehrere Staaten auflösen sollte. Es sind dies, um es kurz zu fassen, alle die Folgen welche von einem Staatensystem, in das sie sich alsdann verwandeln würde, unzertrennlich sind. Sie werden in allen den eben angeführten Rücksichten mit großer Einsicht und Klarheit auseinandergesetzt, und der Wunsch daß die Union dauernd seyn möge, dadurch gerechtfertigt. Uebrigens ist der Verfasser nicht blind für solche Gefahren; 'seitdem besonders die Erwerbung von

issiana und Florida zu sehr ernstlichen Be-  
 stungen über diese Frage führen.' Daß diese  
 ernisse nicht grundlos sind, haben schon ein-  
 Vorfälle gezeigt. Wir unserer Seite glau-  
 trenlich daß Nord-America auch bey der  
 Dauer der Union jenen Uebeln mit der Zeit  
 werde ausweichen können, wenn erst die  
 ausständenen Spanischen Staaten sich mehr  
 zu einem Staatensystem werden ausgebildet ha-  
 ben. Die jetzt entstehenden Streitigkeiten über  
 Texas sind schon das Vorspiel davon. — Nach  
 der Erörterung der Vertheilung der Gewalten,  
 Kap. VII, wird dann zuerst von der Legisla-  
 tur gehandelt; von dem Senat und der Kam-  
 mer der Repräsentanten; der Wahl und den  
 Sitzungen des Congresses, seinen Rechten und  
 bittig und dem Geschäftsgange, Kap. VIII

Die Erörterung der einzelnen Rechte  
 des Congresses, wie sie in der Constitutionsur-  
 kund bestimmt sind, von Kap. XIV bis XXXII  
 nehmet dann mit den vorigen die größere Hälfte  
 des Werkes ein, auf welche dann die Beschrän-  
 kung denen die einzelnen Staaten sich im  
 Verhältnisse gegen die Union unterworfen ha-  
 ben, ohne welche diese nicht würde bestehen  
 können, folgen. Hierauf folgen dann Kap.  
 XXXVI und XXXVII die Bestimmungen über  
 die ausübende Macht; also vor allen die  
 Rechte und Stellung des Präsidenten zum Con-  
 gress und besonders zum Senat; seine Macht  
 b seine Pflichten. Der Verfasser ist der Ver-  
 theidiger der bestehenden Einrichtungen, nicht  
 nur in Beziehung auf die Macht, sondern auch  
 die Wiederwählbarkeit des Präsidenten. Ausführ-  
 lich wird über die Formen der Wahl desselben  
 und des Vicepräsidenten gehandelt. Den drit-

ten Platz nimmt alsdann die richterliche walt ein, und die auf ihre Ausübung sich ziehenden Einrichtungen, Kap. XXXVIII. XLI; worauf in den letzten Kapiteln noch die Ratification der Verfassung, und die und Weise wie Verbesserungen (amendments) in derselben gemacht werden, gehandelt, mit einigen allgemeinen Bemerkungen geschlossen wird.

Unsere Absicht bey der Anzeige dieses Werkes kann nur die seyn, die Leser mit einem Buche bekannt zu machen, in welchem sie die Formen der Verfassung der Union, mit einer verständigen Würdigung derselben, auseinandergesetzt finden; denn nur von der Union, nicht von der Verfassung der einzelnen Staaten darin die Rede. Dieser Zweck aber denn auch in dieser Abkürzung (nach der vorgesezten Rückweisung auf die Seitenzahl des größern Werkes beträgt diese noch nicht völlig das doppelte), in der, der Vorrede zufolge, nichts wesentliches weggelassen ist, ist Behandlung so ausführlich, daß die Deutlichkeit keinesweges darunter leidet. Daß weder ein Auszug daraus zu geben, noch eine Beurtheilung des Einzelnen möglich ist, wenn man sich nicht in eine Critik der Americanischen Verfassung einlassen will, die man hier nicht erwarten wird, fällt von selbst in die Augen.

Hn.

# G ö t t i n g e r L e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

64. Stück.

Den 23. April 1836.

---

L e i p z i g.

Samml. C. Focke: Plutarchi Pericles.  
 Recensurus et commentariis suis illustravit  
 Carolus Sintenis. Accedunt Excursus.  
 1835. VI und 330 S. in 8.

Wollte Plutarch bey Abfassung der biographischen Lagen, isten den durch seine philosophische Denkweise bestimmten Hauptzweck verfolgen, das Große und Edle so zu feyern, daß der Geist es nicht nur schaue, sondern auch am Schauen sich nähre und zur Bewunderung und Nachahmung tugendhafter Thaten kräftig aufgeweckt werde, so gelang ihm dieses in dem zehnten Buche seines Werkes bey Zusammenstellung des Perikles und des Fabius Maximus um so mehr, als er in diesem in vieler Hinsicht sehr ähnlichen Paare das wahre Musterbild der Tugend ausgeprägt fand. Wir müssen es freylich der Milde seiner Lehre zu Gute halten, wenn er dem Eckerhaften selbst im Widerspruch mit der historischen Wahrheit immer eine günstige Seite abzugewinnen



weiß; doch beym Perikles dürfte eine solche sinnung fast Billigung fordern, da der Leb- beschreiber hier gegen den mächtigen Parte- und die lästernde Zunge der Bühne anzuk- hatte. Vorstehende Bearbeitung der einen H- des zehnten Buches, womit Herr S. zum- ten Male die Literatur des Plutarch vere- schließt sich auf eine lobenswerthe Weise den- strebungen der neuesten Zeit in diesem Gebiete an, und ist auch dadurch die Anforderung noch nicht erfüllt, den Text der Biographie auf sichere Grundlagen zurückzuführen, so ist doch das Werk mit Ernst begonnen, dem leichtfertigen Verfahren der älteren Kritiker ein Ende zu machen.

Der Herausgeber benutzte bey Feststellung des Textes außer den ältesten Ausgaben, den freylich unsichern Lesarten des Sac. Vulcobius und dem von Bryanus verglichenen dritten cod. Bodleja- nus, die beiden bis jetzt als die besten bekannten Pariser Handschriften aus dem 13. Jahrhundert, Nro. 1671 (cod. A) und 1673 (cod. C). Die erste war für die moralischen Schriften schon frü- her von Wytttenbach gebraucht; ihren Werth so wie den der zweyten für die biographischen hat neulich Hr Prof. Bähr anerkannt, der auch hier durch die Mittheilung der Collation des A den Herausg. unterstützte, während Hr Prof. Held ihm die Lesarten des zweyten Pariser überließ. Recht verdienstlich ist es aber, daß Hr S. end- lich den von ihm früher mehr beyläufig bestim- men und unsicher beurtheilten Werth der lectio- nes des sogenannten Anonymus in einem beson- deren nur zu breit geschriebenen Excurs gründ- lich gewürdigt, und dadurch das unglaublich leicht- fertige Verfahren der früheren Bearbeiter der Biographien aufgedeckt hat. Wenn ein Amnot und Kylander die dargelegten Irrthümer nicht be-

neu haben würden, so thut es uns leid, daß gerade an Schäfer gerügt ist, worin doch so gut Hutten und die übrigen fehlten. Es sich nämlich um den diplomatischen Werth arten, welche die beiden Herausgeber der künftigen Ausgabe von einem nicht namhaft machten Gelehrten erhielten, von denen es allem angenommen wurde, daß sie, wo sie nicht ausdrücklich als Conjecturen früherer Kritiker bezeichnet waren, aus Handschriften entnommen seyen: wiewohl sie an keiner Stelle durch die jetzt bekanntesten bestätigt werden und vermöge ihrer besondern Güte bey den starken Corruptelen der Plutarchischen codices den begründetsten Verdacht erregen konnten. Schon Reiske erhob einigen Zweifel, ohne aber, was wirklich bey nur geringe Aufmerksamkeit nicht schwer gewesen wäre, Sache auf die Spur zu kommen. Herr S. führt das Verdienst, durch Vergleichung daran zu haben, daß die Varianten des Anonymus theils aus der Lateinischen Uebersetzung des Xylander zusammengesetzt, theils und hauptsächlich bloß die von diesem tüchtigen Kenner des Plutarch aufgestellten Vermuthungen sind, wozu sich hin- und wieder die Verbesserungen von dem charffinnigen Abt Amnot gesellen. Andr. Dacier ist natürlich jene Varianten gleichfalls aus Handschriften ausgezogen seyn; die folgenden Herausgeber — man sollte es kaum glauben — haben den von Dacier angemerkten aber bloß dem Anonymus entnommenen Lesarten einen cod. Dacerii aufgefunden und so zwiefach durch Handschriften zu schützen gewußt, was gewöhnlich dem Xylander angehört. Nur dieses geben wir hier zu bedenken, daß die aus Xylanders Version gefolgerten Lesarten des Anonymus mit den von jenem Uebersetzer aufgeführten Vermuthungen

nicht, wie es geschieht, von gleichem Gesichtspuncte aus betrachtet werden, sondern daß Eylander einen cod. graecus zum Grunde legte, meistens handschriftlichen Werth müssen.

Wie wohl wir es schon um der Wichtigkeit der Sache willen gebilligt haben würden, wenn in der bearbeiteten Biographie die Lesarten des Anonymus nach dem gewonnenen Standpuncte durchgängig geprüft wären, so sind sie doch noch als eine alte Auctorität stehen geblieben, während mit Recht die Pariser Handschriften in den Vordergrund treten. Es nahm uns Wunder, als wir von der geänderten Ansicht des Herausg. über den bedeutenden Werth des cod. C lasen; weit entfernt, ihm ein ausschließliches Ansehen zuzusprechen, da unsere Kenntniß der diplomatischen Kritik des Plutarch noch zu mangelhaft so müssen wir uns ihm doch vor allen andern anvertrauen. Dabey ist aber die Benützung Thukydides, als der Hauptquelle, woraus die Thatsachen mitgetheilt werden, und des Platon, aus dem sein Verehrer auch in sprachlicher Rücksicht vieles entlehnt, hinsichtlich der Kritik unerläßlich. So liefert der cod. C in der Stelle c. 25: *Οἱ δ' εὐδὺς ἀπέστησαν, ἐκλήψαντο αὐτοῖς τοὺς ὀμήρουσ Πισσοῦδρου, καὶ τὰ ἄλλα παρασκευάσαντο πρὸς τὸν πόλεμον*: die Variante *παρασκευάσαντος*, welcher Corai, Schaefer und Sintenis vermöge des sich passend schließenden *τὰ ἄλλα* ihren Beyfall gaben. Allein, wiewohl der Sardische Statthalter gegen die Athener mehr leistete, als daß er die Samischen Geißeln aus Lemnos entführte, zumal ihm die Athenische Besatzung von Samos und die vom Perikles eingesetzten Beamten überliefert wurden, so kürzt Plutarch bloß ab, was Thuky-

des I, 115 berichtet: 'ἔπειτα τοὺς ὁμήρου  
 εἴσαντες ἐκ Λήμνου τοὺς αὐτῶν, ἀπέστη-  
 — ἐπὶ τε Μίλητον εὐδὺς παρεσκευάζον-  
 " ῥατεύειν', so daß das τὰλλα παρεσκευ-  
 bey Plutarch mit Rücksicht auf die Rüz-  
 der Samier gegen Milet, welches wegen  
 ene die Expedition des Perikles veranlaßt  
 te, entschieden gesichert ist. Was die Nachah-  
 mung des Platonischen Sprachgebrauchs betrifft,  
 so findet sie sich in den biographischen Schriften  
 am gewöhnlichsten in den überfüllt angebrachten  
 Vergleichen, wodurch meistens ein rhetorisch  
 gefuchter und schwülstiger Gedanke hervorgeht.  
 Die διπλόη σιδήρου (c. 11), eine schöne Con-  
 jectur Ruhnken's, muß ohne Widerrede auf den  
 Soph. p. 267 E. zurückgeführt werden, wo sie  
 get σαδρὸν im Theaet. p. 179 D. vergleichbar  
 der nicht minder ist das seit Reiske für wahr-  
 gemeinlich erachtete, aber durch den Gegensatz noth-  
 gewendig geforderte ἡδονὰς ἀβλαβεῖς (c. 15) aus  
 Platon nachzuweisen, s. Polit. II. p. 357 B. de  
 Legb. II. p. 667 E. Kurz darauf denkt Plu-  
 tarch bey der Erklärung der Rhetorik als einer  
 ψιχαγωγία an den Phaedr. p. 271 C., was  
 Herr S. nachzutragen vergaß. Wir können hier  
 nur andeuten, worauf der Herausgeber ferner-  
 eine besondere Aufmerksamkeit zu richten hat;  
 er bey seiner Verbesserung ἀπ' ἐλπίδος  
 (c. 20) die auch dem Platon recht geläufige Ver-  
 pfung mit ἀπὸ in ἀπὸ σκοποῦ, ἀπὸ τρό-  
 οῦ, ἀπὸ καιροῦ untersucht, so würde er das  
 Gesetz einiger alter Grammatiker von der Zu-  
 rückziehung des Accentus, welches Schäfer wie-  
 der aufnahm und Heindorf und Bekker in-  
 consequent durchführten, ganz grundlos und als  
 eine seltsame Beeinträchtigung der der Präposition  
 zukommenden Bedeutung befunden haben.

Sehen wir auf den exegetischen Theil der Ausgabe ein, so wäre es unsererseits eine g. Ungerechtigkeit, wenn wir nicht mit Berücksichtigung der ungenügenden Vorarbeiten, die den besonderen Fleiß anerkennen wollten, der Begründung des Plutarchischen Sprachgebrauch und Nachweisung der Geschichtserzählungen c. Thukydides und Diodor verwandt worden. Allein je reichlicher hier gegeben wird, im so fühlbarer ist der Mangel gründlicher chronologischer Bestimmungen, die Schwäche der archäologischen Bemerkungen über die Werke der Periklesischen Zeit (c. 13) und die Unbestimmtheit der Erörterungen über den höchst einflussreichen Verkehr des Perikles mit der Philosophie! Plutarchs Schriften fordern dadurch, daß sie Gelehrsamkeit aufzubieten suchen, einen Erklärer, der mit in gesammten Theilen der antiken Wissenschaft vertraut weder den einen noch den andern einseitig bevorzugen darf. Herr S. würde sich in Manchem gut vorgearbeitet haben, wenn er, mit Weglassung des Weitſchichtigen in seinen Erklärungen, zu Anfang die schon vorliegenden schätzbaren Untersuchungen über die Quellen der Biographie fortgesetzt und nachher im Einzelnen die Art, wie der Biograph die Thatsachen verschieden von seinen Vormännern auffassen und zum Ganzen verknüpfen mußte, so weit es Commentar zuließ, entwickelt hätte. Höchst interessant ist die Weise, wie Plutarch in der Ausgabe der Motive des Thatsächlichen seinen Grundsätzen gemäß dem Thukydides sich bald annähert, bald aber auch von ihm sich wieder zu entfernen weiß, wenn er über den natürlichen Entwicklungsgang die besondere Kraft eines *δαμόνιον* zu setzen sich genöthigt sieht. Fehlt ihm freylich der politische Scharfblick dieses Geschichtschrei-

wie wir es namentlich bey der dem Peri-  
 aufgebürdeten Schuld, Ursache des Pelo-  
 nesischen Krieges gewesen zu seyn, ersehen  
 so zeigt es sich doch offenbar, daß er  
 die Anaxagorisch gebildete Weltansicht  
 des Thukydides gestempelten Typus der Geschichte  
 nem gewissen Grade zuzulassen gesonnen ist.  
 Wie nämlich weiß Plutarch zwey Grundsätze  
 Lehre in Perikles Leben durchzuführen, die  
 die Aufhebung der Daisidaimonie und die Verför-  
 derung des Volksglaubens, sofern er eben nicht  
 glauben ist, mit der Philosophie. Dem Pe-  
 rikles selbst borgt er in erster Beziehung den be-  
 zogensten Ausdruck ab: 'δεῖ μὲν γὰρ ἀμέλει τῆς  
 οὐρανίας δόξης ὡς περ ὄψεως λήμην' (f. Pe-  
 l. c. 8) ἀφαιρεῖν τὴν δαισιδαίμονίαν' (Non  
 s. v. sec. Ep. c. 21), und schildert dar-  
 in c. 6 mit besonders lebhaften Farben, was  
 jener Staatsmann dem Umgange mit Anaxago-  
 ras von Seiten einer gesunden Naturwissenschaft  
 verdankte. Und nicht etwa in einer unmittelbaren  
 Beherrschung der Perikleischen Politik, son-  
 dern nur in dem lebendigen Austausch der für  
 die damalige Entwicklungsstufe des philosophie-  
 reudenden Geistes großen Idee von der Naturord-  
 nung und den natürlichen Gründen der Erschei-  
 nungen dürfen wir Anaxagoras Einfluß suchen,  
 wie freylich dadurch, daß die Staatsreligion von  
 dieser Seite stark gefährdet wurde, wie schon die  
 einzelnen Psephismen zeigen, nach der Perikleis-  
 chen Politik beurtheilt werden und somit dem  
 Lehrer, der für seinen νοῦς keine Tempel ge-  
 baut haben wollte, den durch die Aristokratie  
 herbeygeführten Untergang bereiten mußte. Im  
 Interesse des zweyten Grundsatzes kann nun  
 Plutarch (c. 6) Lampon's politische Auslegung  
 des monströsen Widerkopfs der physiologischen

des Anaxagoras nicht aufopfern, sondern <sup>er</sup> jeden ihr Recht gebend nöthigte ihn der wir erfolgte Sturz des Aristocraten Thukydides i ner Erscheinung die vorausgesagte Zweckb mung mit der Erklärung der natürlich sache zu verknüpfen. Achten wir auf den nen Schluß des Ganzen, so sucht Plutarch lich wie Xenophanes in dem letzten Kam gen den Aberglauben den durch die Dichte sonders den Homer verbreiteten verwerflichen stellungen von den Göttern das Wort zu r um dadurch Perikles Leben nach dem st Beynamen als ein wirklich Olympisches zu ten. Man betrachte dieses nicht als eine N ahmung des Isokrates, sondern Plutarch zunächst als Platoniker die *παλαιὰ διαφ* der Philosophie und Poesie (Plat. Polit. an 607 B) fort, und beabsichtigt, wie es urn be dünden möchte, einen nach Platons Politik ab gemessenen Ausgang, jedoch um die Betrachtung selbst den moralischen Schriften zu überlassen, in denen von den drey Führern hinsichtlich des Götterglaubens die Dichter als die schlechtesten geschildert werden, s. Amator. c. 18. vergl. de Stoic. Repug. c. 38.

Aus diesen Grundzügen wird der Herausgeber entnehmen, daß uns seine Methode, den Plu tarch Wort für Wort zu erklären, ohne auf die Art der Auffassung und Verknüpfung des Ein zelnem wie des Ganzen einzugehen, wenig <sup>er</sup> frieden gestellt hat. Die Fortsetzung seiner <sup>er</sup> arbeitungen der Biographien wird sicher die an geedeuteten Mängel um so eher beseitigen, als schon diese Schrift die beiden früheren durch ein sichtbares Streben nach Hervollkommnung zu überbieten sucht. Die angehängten fünf Excurse haben einen critischen, grammatischen und liter

sehen Werth. Den ersten bedeutendern über Lesarten des Anonymus haben wir bereits urthelt; der zweyte versucht die c. 3 u. 24 theillich aus einem und demselben Chorge des jüngern Kratinus entnommenen Verse und metrisch festzustellen und zu erläutern, so wie die absichtlich der theogonischen comisch nachgebildeten Worte vorliegen, comisch Constitution am meisten für sich hat.

Die dritte zeigt durch Zusammenstellung einzelner Sätze, daß der Rhetor Aelius Aristides Einiges, die rhetorische Erweiterung bey Seite gesetzt, aus Plutarch entlehnt. Die Bemerkung ist für das Quellenstudium der Griechischen Geschichte und für die Kritik der Plutarchischen Biographien beachtenswerth. In dem vierten Theile Herr S. zur Begründung der Lesart c. 24  $\eta\lambda\varsigma$   $\alpha\omega\tau\eta\nu$  dasjenige durch Beispiele zu vervollständigen, was besonders Bergler zu Arist. Plut. v. 237 und Koen zum Greg. Cor. p. 46 seq. über den eigenthümlichen Gebrauch der Präposition  $\eta\lambda\varsigma$  in Verbindung mit den Verbis der Bewegung zur Bezeichnung der Bewegung zu Personen beygebracht haben. Sintonis geht in allgemeinen Umrissen die vorzüglichsten Schriftsteller durch, nöthigt uns aber gerade dadurch, daß er nur zusammenstellt und nichts begründet, der Aufforderung, daß man doch endlich daran denken möge, nicht bloß jenen schon von den Alten verkannten Gebrauch der Präposition, an deren Stelle man immer das Attische  $\omega\varsigma$  oder  $\pi\acute{\rho}\delta\varsigma$  zu setzen verlangte, sondern auch in Verbindung damit die feinen Verknüpfungen mit dem Accusativ der Bewegung, welche man nach einem veralteten Kanon durch  $\alpha\omega\tau\eta\nu$  fälschlich zu erklären mußte, vollständig zu behandeln, wodurch besonders die Kritik des Herodot den größ-



ten Gewinn ziehen würde. Die Eigenthümlichkeit des obigen von der epischen Poesie gehenden Gebrauches besteht darin, daß bestimmte persönliche und örtliche Beziehung zusammenfällt, und wenn der schärfer son- und bezeichnende Atticismus gewöhnlich einen besondern Ausdruck lieb, so behielt bisweilen eben als Ueberbleibsel altepischer Weise jene ungeschiedene Beziehung bey, wofür sich den Vorwurf von Flüchtigkeit oder Inrectheit aufzubürden. Platon freylich bequeme sich nicht dazu; denn das rhetorisch gewählte *εἰς ἑμᾶς εἰσιέναι* und *εἰς τὸ πλῆθος ἀναβαίνειν* (Apol. S. p. 17 C. 31 C) kommt hier nicht in Betracht; vielmehr setzt er nur die elliptische Formel mit dem Genitiv, hat aber dennoch in andern Wendungen bemerkenswerthe Reste dieser Anschauungsweisen. In dem letzte Excurs werden die wenigen Nachrichten über Leben und Schriften des Lampfacener Idomeneus gesammelt. Wie die Alten sagten, so haben ihn mehr die von seinem Lehrer Epikur an ihn gerichteten Briefe berühmt gemacht. Wir halten uns überzeugt, daß der von Suidas aufgeführte Geschichtschreiber Samothrales von dem Epikureer verschieden ist, und so wie wir erstern sprechen, was der Scholiast zum Apolloni nach der uns wahrscheinlichen Vermuthung der Mythengeschichte von Samothrake mittheilen so können wir nur dem Epikureer die von Demetrius benutzte Geschichte der Socratiker zuzurechnen; meinen aber, daß der bekannte Titel *περὶ Σωκρατικῶν* nur einem Theile des Werkes rechtmäßig zukommen kann, während das Ganze überhaupt Biographien berühmter Männer enthielt. Nur auf diesem Wege lassen sich ihm die vom Ptolemaeus und Athenäus erzählten Geschichten

lich schreiben. Daß Idomeneus der Epischen Schule angehörte, beweist schon, daß er mit der historischen Kritik wenig Ernst als Epikureer tritt er gegen Platons Kritias (Diog. II, 60. vergl. III, 36; letzteres nicht vergaß Sintenis), um so, wie es scheint, den Aeschines für den wenn auch nicht Episch genießenden Aristippus Partey zu nehmen. Niebuhr's Urtheil über den unschätzbaren Werth des Idomeneus für die Geschichte der ältern Zeit dürfte viel zu günstig gesprochen seyn.

Dr Kr.

## B e r l i n .

E. S. Mittler: Beyträge zur geognostischen Kenntniß einiger Theile Sachsens und Böhmens von J. E. Gumprecht. 1835. 238 Seiten in Octav. Mit 9 Kupfertafeln.

Die Gegenden in welchen der Verfasser seine in dieser Schrift niedergelegten Wahrnehmungen gemacht hat, sind die beiden Ufer der Elbe zwischen Meissen und der Gränze von Böhmen, und der Strich von dieser an bis gegen Tepliz. Vornehmlich beschäftigen ihn die Verhältnisse Granites, Syenites und Porphyrs zu dem Gneise und dem sogenannten Plänerkalk. In der Gegend von Meissen, bey Escheila u. s. w. zeigen sich ihm die in dem unter dem Plänerkalk liegenden Granit eingeschlossen befindlichen Massen und Stücke der erstgenannten Felsart in solchen Verhältnissen, daß der Verf. annehmen zu müssen glaubt: sie seyen von dem jüngern, auf den schon vorhandenen Granit abgesetzten Pläner durch Spalten und Aushöhlungen in jenem, von oben niederwärts eingedrungen.

gen. An einigen Stellen sah er die Verdungs-Canäle noch bestehend und gleichfalls Pläner ausgefüllt; an anderen Punkten zeigten sich ihm wenigstens schmale Risse im G durch welche die Verbindung der Einschlüsse der obenauf gelagerten Masse bestehen kon an noch anderen Punkten, wo man solche schlüsse gefunden hat ohne sichtbare Verbindung Canäle, können die letzteren durch das Wegbrechen des Gesteins weggenommen worden seyn. Der Plänerkalk, sagt der Verf., liegt sichtlich und anscheinend ungestört auf der Oberfläche des Granites. Adern und eingeschlossene Stücke von Granit fand er nicht in der Masse des Pläners. Die dem letztern eigenthümlichen Versteinerungen fand der Verf. in den im Granite eingeschlossenen Stücken desselben eben so deutlich und wohl erhalten als in dem obern Flöz des Pläners. Diese Verhältnisse geben dem Verf. die Ansicht: daß der Pläner ein dem Granite aufgelagertes Flöz ist, und nöthigen ihn, die Meinung, daß der Granit nach Bildung des Pläners aus dem Innern emporgestiegen sey, und denselben gehoben, auch zum Theil zerrissen habe, zu bezweifeln.

Ferner erklärt der Verf. sich gegen die Vorstellung von einer in Zeit und Art zugleich verschiedenen Bildung des Granites, Porphyrs, Syenites. Seine Beobachtungen führen ihn dagegen zu der Meinung, daß diese drey Felarten nur verschiedenartige Ausscheidungen od Modificationen einer und derselben gleichzeitig gebildeten, großen Masse seyen, in welcher, nach Verschiedenheit der Localität und der eben vorliegenden Stoffe, diese verschiedenen Felarten neben einander, und häufig in einander übergehend entstanden seyen.

**B** Beobachtungen um Töltzchen im menschlichen Grunde ist der Vf. auf einige Punkte oben, an denen sich ein Emporrichten der horizontalen Schichten des Grünsandes oder an den Seiten hervorragender Syeniten zeigt. Diese der Hypothese des Verf. günstige Erscheinung sucht er dadurch zu erklären, daß er annimmt, feste von einer Flüssigkeit umgebene Massen könnten auf die Flüssigkeit und auf die aus derselben erfolgenden Niederschläge und Bodensätze eine Anziehung ausüben, durch welche geneigte Schichten der niedergeschlagenen Masse an den Seitenflächen der präexistierenden festen hervorgebracht würden.

Den Umstand: daß der Plänerkalk, der, nach dem Verf., immer den Grünsand bedeckt, doch fast immer nur an tiefer liegenden Punkten auf dem letztern angetroffen wird, und dagegen auf den hohen fast stets mangelt, wie er denn auf dem ganzen hohen Sandstein-Plateau der sogenannten Sächsischen Schweiz fehlt, sucht der Vf. dadurch zu erklären, daß er annimmt, die ganze vormalig auch dort vorhanden gewesene Bedeckung von Pläner sey durch irgend ein geologisches Ereigniß bis auf die letzte Spur vertilgt worden. Was die Wahrnehmung, daß der Pläner den Grünsand immer bedecke, anlangt, so müssen wir erwähnen, daß S. 102 eine durch Bohren in der Gegend von Jung Bunzlau gefundene Schichtreihe angeführt wird, in welcher der Quaderstein 130 Fuß mächtig den Pläner bedeckt.

Die bis hieher erwähnten Wahrnehmungen hat der Verf. auf dem linken Ufer der Elbe zu machen Gelegenheit gehabt. Auf dem rechten findet er andere Verhältnisse. Hier sieht er den Plänerkalk und Grünsand von einem wahren Granite auf solche Weise überlagert, und doch dadurch in seiner eigenen Lagerung so gar nicht

gestört, daß ihm nur ein ruhiges Ausbreiten einer ganz flüssigen Granitmasse auf der Fläche jener Felsarten diese Erscheinung hergebracht zu haben scheint. Da nun auf Erstreckung der Granit ganz den Foroberen Fläche des Grünsandes u. s. w. folgt, sich seinen Unebenheiten anschmiegt, ein Beben oder Zerreißen der Sandsteinlager aber in den beobachteten Strichen dieser Ueberlagerung durchaus nicht wahrzunehmen ist; so hält der Verf. dafür, daß, wenn dort ein Emporsteigen des Granites aus dem Innern Statt gefunden habe, dieses an einem von den beobachteten Gegenden entfernten Punkte geschehen seyn müsse, von welchem aus der flüssige Granit sich weit umher, aber ruhig verbreitet habe, ohne zerstörende Wirkungen auszuüben.

In der zweyten kleineren Abhandlung über die Gegend von Nebilau in Böhmen führt der Verf. eine große Anzahl von Punkten auf, in welchen der Thonschiefer vom Granit gangartig durchsetzt wird, ohne daß sich an und neben den Berührungsflächen Veränderung der aneinander stoßenden Felsarten zeigt. Diese Vorkommnisse, so wie die in der ersten Abhandlung aufgeführten, werden durch die beygegebenen Profilzeichnungen erläutert.

Wir haben die Wahrnehmungen des Verf. <sup>nem</sup> und nur aufgeführt, und enthalten uns alles Urtheils über dieselben und über die darauf gegründeten Folgerungen um so mehr, als ein solches sich allein auf die Bestätigung oder Widerlegung des Factischen in diesen Wahrnehmungen gründen kann. Die Beurtheilung dieses Factischen aber ist um deswillen eine sehr schwierige Sache, die sich nur durch eine Localbesichtigung der von dem Verf. beschriebenen Punkte erörtern läßt, weil er fast Alles anders gesehen hat, als einige ihm in der

dieser Punkte voraus gegangene  
 Der Verf. erklärt nämlich sehr viele  
 Herren von Humboldt, Freies  
 Buch, von Leonhard, Maus  
 and. theils für irrig und  
 theils ist ihm nicht gelungen  
 Stellen zu finden, welche von seinen  
 Gegnern beobachtet worden waren.

Noch können wir auch bey diesem Werke, den  
 uns schon oft unangenehm aufgefallenen Um-  
 stand nicht unbemerkt lassen, daß deutsche Schrift-  
 steller der naturhistorischen Fächer sich oft gar zu  
 wenig einer correcten, ja nur einer grammat-  
 tisch richtigen Schreibart, und einer geschickten  
 Wahl der Ausdrücke befleißigen. Wir können  
 Sorgfalt im Style durchaus nicht für Neben-  
 sache halten, auch nicht bey Bearbeitung des  
 trockensten wissenschaftlichen Stoffes. So ist in  
 diesem Buche sehr auffallend und störend, daß  
 der Verf. durchweg die Partikel wie gebraucht,  
 wo durchaus nur als statthaft ist. Was ein  
 indifferentes Granit seyn soll ist ganz un-  
 verständlich. S. 61 findet man folgenden Satz:  
 'viele wein und wachsgelbe Schwerspathdrusen  
 umboldt und Freiesleben nennen den  
 verpath irrthümlich Kalkspath, obgleich sie  
 is vollkommen richtig die Krystallisation, die  
 die des letzteren ist, bestimmen).' Was

heißt das?

teil  
 sah

## H e i d e l b e r g.

De litterarum universitate Constantinopoli  
 quinto post Christum n. Saeculo condita, dis-  
 seruit J. C. F. Baehr. 1835. 15 S. in 4.

Dieses Programm des Hn Prof. Bähr erschien  
 zur Ankündigung der Geburtstags-Feyer S. K. H.  
 des Großherzogs von Baden. — Der Gegenstand  
 war unstreitig für eine solche Gelegenheit sehr pas-

send gewählt. Es ist darin von der Lehranstalt Rede, welche von Kaiser Theodosius II. im J. in Constantinopel errichtet wurde. Sie war durch veranlaßt, daß den Privatlehrern, die öffentlich Unterricht ertheilten, dieß Recht genommen, und nur den Professoren dieser öffentliche Unterricht bengelegt wurde. Der Vf. handelt daher zuerst von den Lehrern. Dieser waren nach der Conf. Edi von Theodosius, die überhaupt bey dieser Untersuchung zum Grunde gelegt ist, 31 an der Zahl; nämlich 3 Oratores, 10 Lehrer der Römischen, und eben so viele der Griechischen Grammatik (Literatur), 5 Sophisten, 1 Lehrer der Philosophie, und 2 der Jurisprudenz. Aus der Schule der Grammatiker treten die Studirenden in die der Rhetoren, um sich hier für ihre künftige Anstellung im Staatsdienste vorzubereiten. Lehrer der Medicin werden in dieser Lehranstalt nicht erwähnt, scheinen eine bloß practische Bildung erhalten zu haben; und wenn für die Jurisprudenz nur zwey angestellt wurden, so lag die Ursache wohl darin, daß für diese die große Schule sich in Berytus fand. Wie hoch die Besoldungen der öffentlich angestellten Lehrer waren, wird nicht angegeben, nach mehreren Spuren scheinen sie bedeutend gewesen seyn. Das Local der Lehranstalt war das, dem Römischen genannte Capitol, in dem die Säle in hinreichender Anzahl sich fanden; wie überhaupt die öffentlichen Anstalten, und also auch die Lehranstalten in Constantinopel nach denen in Rom geformt waren. Auf die Untersuchung über die Lehrer folgt alsdann die über die Studirenden, ihre Aufnahme, Disciplin &c. Ref. findet es nicht nöthig hier mehr darüber zu sagen, da er sich auf seine eigenen Untersuchungen in der Geschichte der classischen Literatur im Mittelalter beziehen kann.

Sn.

G ö t t i n g e r  
Lehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

65. Stück.

Den 25. April 1836.

---

H a n n o v e r.

H. Hahn: Hannoversche Kunstblätter.  
Jahrg. 1836. №. 1—12. in Quart.

Es war eine unerwartet erfreuliche Erscheinung den Kunstbaum, von welchem das poetische Vor- und Fühwort dieser Blätter redet, in dem Thale der Seine so schnell aufschließen zu sehen. Daß demselben aber auch die sorgfältige Pflege nicht fehle, sieht man mit Vergnügen aus diesen Blät-

Ihr Hauptzweck war, alles Wissenswerthe die Kunstausstellung zu Hannover zur Kennt- zu bringen, und namentlich eine über das unmitteldbare Anschauen hinausgehende Vermittlung der dieselbe umfassenden Kunsterscheinungen mit dem Publicum einzuleiten. Dieser Zweck ist mit so unverkennbarer Einsicht und in einem der Sache so angemessenen Tone von der Redaction bestrebt worden, daß die wünschenswerthe Unterstützung derselben von Seiten des Publicums auch für die folgenden Jahre sich hoffen läßt. Zunächst wenden sich diese Blätter zwar



an dasjenige Publicum, welches jene Ausstellung selbst in Augenschein zu nehmen Gelegenheit te; sie geben außer den beyläufigen Notizen eine allgemeine Uebersicht über die ausgeführten Werke, theils gehen sie in eine specielle Kritik ein und sprechen unter den Rubriken Gebilde, Landschaften, Thierstücke, Porträts die besondern Gattungen und die Künstler sich durch dahin gehörige Werke hervor zu stellen allein auch Theilnehmer des Vereins, welche diese Ausstellung nicht besuchten und auswärtige Freunde, werden an diesen Blättern Interesse finden, da die meisten Künstler, welche mit dem Verein in Verbindung traten, durch ihre Werke auch anderwärts bekannt sind, und allgemeinere Mittheilungen wie die 'über die Bestrebungen und Tendenzen neuerer Kunst' einen belehrenden Theil dieser Blätter bilden, endlich auch wohlgegelungene lithographische Abbildungen (von dem geschickten Osterwald) der beurtheilenden Schilderung zu Hülfe kommen. Darf Ref. aus reinem Interesse für das Fortbestehen, oder vielmehr Wiedererscheinen dieser Blätter in folgenden Jahren einige Wünsche aussprechen, ohne befürchten zu dürfen, daß der schalkhafte Zeichner des Umschlages die dort sinnreich dargestellte Fabel von dem Manne, der mit sei-  
nem Sohne und seinem Esel zur Stadt zog und Niemanden recht machen konnte, auch auf seine Vorschläge beziehen werde, so sind es folgende. Erstens, daß die Ausführlichkeit der Kritiken mehr auf die Bedeutung der Gattungen Rücksicht nehmen möchte, in welcher verdiente Künstler gearbeitet haben. So ist man für dieses Mal besonders ausführlich über einige Genrebilder gewesen, außerordentlich wortkarg über die historischen Bilder. Hat man sich hierbey viel-

ht nach dem Geschmack des Publicums gericht.  
 Gesezt die Leistungen in dem Genre wä-  
 um so vieles vortrefflicher gewesen, als die  
 Historienmalerey, wie sie unstreitig zahl-  
 gewesen sind, so wäre doch zu bedenken,  
 der letztern Gattung, eben weil sie am  
 begünstigt ist, schon schätzbare Versuche  
 munterung verdienen und daß Künstler,  
 e solche Versuche einsenden, ohne diese Auf-  
 munterung leicht unmuthig werden und hierbey  
 llichkeit der Beurtheiler erblicken könnten.

Ein sehr gelungenes Bild dieser Gattung aber  
 war Lesterley's Tochter Sephtas, von welcher  
 daher auch Ref. an einem andern Orte ausführ-  
 licher gesprochen hat. Die Redaction hat den  
 Werth dieses Bildes auch gewissermaßen aner-  
 kannt; denn sie hat S. 94 davon eine Abbildung  
 gegeben, obgleich dasselbe S. 96 in einigen Wor-  
 ten abgefertigt ist, in denen nur der Ansicht ge-  
 dacht wird, welche der Berichterstatter von  
 dem Sujet des Bildes hatte. Zweytens wäre  
 zu wünschen, daß man sich in diesen Blättern  
 über die Gegenstände der Concurrnz genauer  
 ausspräche. Es wäre hierdurch auch zuweilen  
 möglich — was besonders Beurtheilung einge-  
 liefener Skizzen betrifft — die Künstler von  
 Mißgriffen im Einzelnen zu rechter Zeit abzuhal-

Dagegen ist auch die hier gegebene Beur-  
 theilung der Skizzen (S. 95) durchaus ungenü-  
 gend. — Wollte man für solche Zwecke diese  
 Blätter nicht benutzen, so würde man vielmehr  
 die oberflächlichen Urtheile der Menge befördern,  
 als das Urtheil des Publicums leiten, wozu die  
 Herausgeber nach dem hier zum Theil Geleisteten  
 allerdings die Mittel zu besitzen scheinen. — End-  
 lich wäre es vielleicht für viele Besitzer dieser  
 Kunstblätter wünschenswerth die Abbildungen vom

**Texte zu trennen.** Zu Abbildungen von **S** tuen mit Schatten (wie in Nro. 9) würde ab für die Folge auf keine Weise zu rathen seyn

Wende

at

**E d i n b u r g.**

**Transactions of the royal society burgh. Vol. XII. part. I. 1832.**

Die durch Zufall verspätete Anzeige dieses Bandes erlaubt es uns einerseits und macht es andererseits zur Pflicht, die meisten Aufsätze nur kurz zu berühren, da Vieles seit dieser Zeit viel tiefer ergründet worden ist, während Anderes beachtigt oder als unstatthast abgewiesen worden ist. Die Abhandlungen sind folgende:

An account of observations made in Scotland on the distribution of the magnetic intensity, by James Dunlop. Die Versuche sind nach der älteren bekannten Methode ausgeführt, die auch Hansteen immer angewandt hat. — Notice concerning an autograph manuscript by Sir Isaac Newton, containing some notes upon the third book of the principia etc. by James Craufurd Gregory. Local Bemerkungen beziehen sich auf den bekannten Streit über die temporäre Geisteszerrüttung Newton's. Die Angriffe auf Biot hat dieser schon genügt in der Recension über Brewster's Life of Newton (Journ. des savans 1832) erläutert. Auch Gautier hat der Behauptung, als sey er von Laplace beauftragt gewesen, über die Zeit, in welcher Newton seine theologischen Studien begann, in England Nachforschungen anzustellen, öffentlich widersprochen. — An inquiry into the geometrical character of the hour-lines upon the antique sun-dials, by T. S. Davies. — On

analysis of solar light, indicating  
 many colours, forming coincident  
 equal length, by D. Brewster.  
 nach besprochene und bestrittene Analyse  
 , welche der Newton'schen Theorie feind-  
 entritt, läßt sich auf vier Fälle zurück-  
 führen. 1) Weißes Licht besteht aus der Zusam-  
 mensetzung dreier einfachen Farben, roth, gelb  
 blau, durch deren Mischung alle übrigen  
 hervorgebracht werden. Dieß haben be-  
 reits auch schon Boyle und Maier angenom-  
 men. 2) Das prismatische Farbenbild besteht aus  
 drei Farbenbildern von gleicher Länge, einem ro-  
 then, gelben und blauen, die an denselben Punc-  
 ten anfangen und aufhören. 3) Alle Farben in  
 dem prismatischen Bilde sind zusammengesetzte  
 Farben, indem jede eine Mischung aus rothem,  
 gelbem und blauen Lichte, in verschiedenen Ver-  
 hältnissen, ist. 4) Eine gewisse Quantität weißen  
 Lichtes, die nicht durch das Prisma zerlegt wird,  
 weil alle Strahlen, aus welchen es besteht, gleiche  
 Brechbarkeit haben, ist in jedem Punkte des Far-  
 benbildes vorhanden und kann, an manchen Punc-  
 ten, von dem übrigen Lichte isoliert werden. —  
 No. 2. regarding new experiments on the  
 vibrations of heated metals, by Arthur Tre-  
 lyan. — A description of a fossil tree  
 discovered in the quarry of Craighleith near  
 Edinburgh, in the month of November 1830  
 etc. by Witham. — On the horary oscil-  
 lations of the barometer near Edinburgh,  
 deduced from 4410 observations, with an  
 inquiry into the law of geographical distri-  
 bution of the phenomenon, by J. D. Forbes.  
 Was der Vf. über seine Instrumente und Beob-  
 achtungsmethode sagt, so wie die Tafeln selbst,  
 müssen wir füglich übergehen. Gegen die Formel,

welche Bouvard gegeben hat (Bibl. univ. 18<sup>o</sup>) und vermöge deren er die Barometerschwankung in jeder Breite, in jeder Höhe und für jede Tag oder Jahreszeit finden will, macht Forb' gegründete Einwendungen und gibt alsd' andere Formel, welche jedoch nur das Geset' Abnahme der Schwankungen, die von der  $\lambda$  herrührt, darstellt. — On a new species of coloured fringes, produced by reflexion betw. the lenses of achromatic or compound object glasses, by D. Brewster. — Account of some experiments in which an electric spark was elicited from a natural magnet, by J. D. Forbes. — On a new electrometer and the heat excited in metallic bodies by voltaic electricity, by W. S. Harris. — On the law of the diffusion of gases, by Th. Graham. Das Gesetz, welches der  $\lambda$  durch Versuche erweisen will, ist folgendes. Wenn zwey Gasarten sich vermischen, so wechseln sehr kleine Volumina beider Gasarten ihre Plätze, welche Volumina, für jede Gasart, der Quadratwurzel der Dichtigkeit dieses Gases umgekehrt proportional sind. — On the equation of loci traced upon the surface of the sphere, as expressed by spherical coordinates, by Th. St. Davies. Seit Clairaut gezeigt hat, wie man jede krumme Oberfläche durch eine Gleichung zwischen drey rechtwinkligen Coordinaten ausdrücken kann, hat man immer mehr die besonderen Methoden, durch welche man früher die Natur einzelner krummen Flächen und Linien doppelter Krümmung zu bestimmen suchte, vernachlässigt und zuletzt die rechtwinkligen Coordinaten fast ausschließlich angewandt. Indessen läßt es sich nicht läugnen daß häufig auch andere Coordinatensysteme sehr leicht zu Resultaten führen, die auf dem gewöhnlichen Wege nur schwer zu er-

alten seyn würden. Namentlich gilt dieß von kugelförmigen spherischen Coordinaten, wenn man Linien zieht, die auf einer Kugelfläche gezogen werden. Davies entwickelt nun hier die Gesetze dieses Systems; ähnliche Versuche, die man neuer Zeit auch in Deutschland gemacht hat, sind nicht. Die Abhandlung ist reich an interessanten Anwendungen. Zu diesen gehören besonders die Untersuchung über die Spirale des Papas über Viviani's bekanntes Problem, über die cycloide Epicycloide, über die Evoluten.

### M a g d e b u r g.

Verlag der Creuz'schen Buchhandlung, 1836:  
 Leben und Dichten Wolfram's von Eschenbach.  
 Herausgegeben von San-Marte. Erster Band.  
 Dar auf. Mit dem zweyten Titel: Parival, Ritter-  
 rath von Wolfram von Eschenbach. Aus  
 dem Mittelhochdeutschen zum ersten Male über-  
 setzt. LIX und 672 S. in 8.

Nachdem man das Nibelungelied von sehr ver-  
 schiedenen Gesichtspuncten aus übersetzt, und  
 Walther's Lieder in einer ansprechenden Bearbeitung  
 an ein großes Publicum vorgeführt hat, kommt nun  
 auch die Reihe an Wolfram von Eschenbach. Zach-  
 mann's treffliche Ausgabe hat freylich den Gedanken  
 möglich gemacht, allein die Aufgabe ist doch  
 viel schwieriger. Das Verständniß des Textes  
 ist nicht so leicht, und selbst wenn der  
 Uebersetzer glücklich dazu gelangt ist, hat er zu be-  
 fürchten daß der gewöhnliche, poetischen Genuß  
 ohne Mühe suchende Leser ihm nicht treu bleibt,  
 weil er sich schon etwas anstrengen muß wenn er  
 dem sinnreichen und tiefdenkenden Dichter folgen,  
 und das verschlungene Gewebe der Fabel gegen-  
 wärtig behalten will. Am dankbarsten werden die-  
 jenigen eine Uebersetzung aufnehmen, welche sich

mit der alten Sprache nicht gerne befassen wollen, aber Einsicht in den Inhalt und Geist von Wolframs Gedichten zu erlangen wünschen. Hier empfangen sie vorerst sein größtes, mit ein von poetischem Leben ausgestattetes Gedicht Parzival. Herr San-Marte (wie sich der Uebersetzer nennt) hat mit Tact und Geschick die Uebersetzung angegriffen: er hat sehr richtig eingesehen, daß eine wörtliche, dem Inhalte und Sinn streng folgende Uebersetzung gar nicht möglich sey, und sich daher mit vollem Rechte die Freyheit genommen, das alte Gedicht Form und Inhalt nach, darf er so sagen? mundrecht zu machen. Es kann jetzt mit viel größerer Bequemlichkeit genossen werden, Wolfram sucht einsame, von andern noch niemals betretene Pfade, hier ist der Weg gebahnt, auf welchem man ohne aufgehalten zu werden, fortzuschreiten kann. Ob im Einzelnen der Sinn jedesmal genau getroffen seyn würde eine überflüssige Untersuchung nöthig machen: wir vertrauen daß der Uebersetzer im Ganzen sein Original verstanden hat; und da er, wo er es angemessen findet, eine Reihe von Versen ausläßt, oder umstellt, um den Gang der Erzählung, den Wolfram so gern unterbricht, regelmäßiger zu machen, so kommt es auf den grammatischen Sinn von ein paar Zeilen oder eines Satzes gerade nicht an. Da eine Einsicht und sichtbarer Liebe zur Sache ausgeführt, die Einleitung den Geist jener Zeit in allgemein. Umrissen darstellt, für das Verständniß im Einzelnen außerdem Anmerkungen hinzugefügt sind, endlich durch Abtheilungen und kurze Angabe des Inhalts die Uebersicht des Ganzen erleichtert wird, so ist es kaum nöthig das Buch zu empfehlen: es wird sich denen, deren Bedürfniß es mit Sinn und Geschmack befriedigt, von selbst empfehlen.

W. Grimm.

S t t i n g i s c h e  
A c h t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

66. 67. Stück.

D e n 28. A p r i l 1836.

---

S t t i n g e n.

**S. M.** der König haben gnädigst geruht den bisherigen außerordentlichen Professor Herrn Dr. **U. U. Berthold** zum ordentlichen Professor in der medicinischen Facultät zu ernennen.

M ü n c h e n.

o Ueber die Stammtafel der Westsachsen von **John M. Kemble**. 1836.

Von den ältesten gothischen, langobardischen, angelsächsischen Königen sind uns Geschlechtsen überliefert worden, sämmtlich auf einer Verknüpfung der historischen Zeit an die mythische beruhend. Diese Namen und ihre Verhältnisse scheinen für die deutsche Mythologie und die ersten Anfänge unserer Geschichte wichtig; man weiß aus Tacitus und Plinius, daß Ureintheilungen der Germanen mit der Stammsage von Göttern und göttlichen Helden zusammenhängen. Wir haben aber nur Ueberreste einer



reichhaltigen Tradition, viele Fäden sind auch den geretteten Fragmenten ausgerissen, noch zu erklären scheint unmöglich; manche sich unerwartet nach und nach wiederfinden, so bald es der Forschung das Element zu erfassen und zu entwickeln Die Deutung ist also durch die Fortschritte, welche wir in Herstellung der Mythologie überhaupt machen werden.

Mit den lange vernachlässigten angelsächsischen Genealogien haben neuerdings gleichzeitig Lappenberg in seiner Englischen Geschichte S. 120 und der Unterz. in dem früher als das B selbst gedruckten Anhang der Mythologie sich beschäftigt. Jetzt läßt sich in Einzelnem schon weiter schreiten, und sehr erfreulich ist es, von einem für diese Untersuchungen vorzugsweise ausgeübten Engländer einen Theil derselben bereit aufgenommen zu sehen.

Die vollständigste und reichste aller angelsächsischen Genealogien, die westsächsische ist es, welche Herr Kemble seiner näheren Betrachtung zieht. Mit Recht gilt ihm Geardic, des Reiches Stifter, in dieser Reihe für den e historischen Namen. Von Elefa sodann ausgehend gewinnt er vier und zwanzig mythische Namen, und zerlegt sie scharfsinnig in drey Theile, nachdem Lappenberg die Wiederkehr der Zahl in der ältesten angelsächsischen Ueberlieferung hinreichend dargethan hat (Gesch. Engl. S. 111. 112). Hauptveränderung dabey ist, daß die Vöden zwischen Bældäg und Fridhoveald weggenommen und dafür ganz an des Stammes Spitze, vor Beadvig, gestellt wird; denn die übrige Anordnung der ersten Octas rechtfertigt sich von selbst (man vergleiche die eingeklammerten Namen S. XII meines Anhangs). Den Vö-

zwischen Bældäg und Fridhoveald wegzugehen gebietet die durch seine Einschaltung geschehene Alliteration. Wider die Alliterationen der Octas ist nichts einzuwenden, vorausgesetzt in Gevis die erste Sylbe aus der bloßen ersten besteht, woran nur das nord. Gave (meines Anhangs) zweifeln ließe. In der Octas versagt die Alliteration bey den Beav und Tætva; in der ersten aber nicht. Weder Itermon : Heremöd noch Vö-Beadvíg alliterieren, und unerlaubt bringt Verf. hier den zweyten Theil der Zusammungen in Anschlag. Man müßte etwa Itermon und Hermöd sich an den einfachen Namen Mon (Mannus) und Möd genügen lassen, und für Beadvíg an dem in der dritten Octas wiederkehrenden Víg. Sonst könnte Itermon aus Heremon hervorgegangen seyn, doch man Heremon : Heremöd erzeuget. Daß überhaupt hier Alliterationen walte, liegt am Tage und damit ist eine im Mittelalter poetische Auffassung verbürgt. Da nun aber Westsachsen sondern alle übrigen Stämme Vöden auf gleiche Weise herunterziehend zum unmittelbaren Vater Bældägs, gs, Seaxneáts u. s. w. machen (S. III meines Anhangs), so wird überall (ausgenommen Kentischen Genealogie) an derselben Stelle der Band der Alliteration unterbrochen. Bey Redaction der Stammtafeln muß also das Verhältniß den Hauptgott unmittelbar mit einem eberühmten Eponymus zu verbinden dagewesen seyn. Doch erscheint von jeher der nordische Baldr als Odins Sohn.

Alle Namen der drey Octaden sind unhistorische und zumal die der beiden ersten wird man durch Götter und Vergötterte auszulegen befugt

seyn; damit ist der mythischen Kritik ein weites Spielraum geöffnet. Hr Kemble erklärt Beowig oder Beadviga bellator, deus heronum, es bezeichnet folglich nichts als einen den Lenker der Schlachten. Schwert, die Hvala, welches hier sehr passend (balaena) geleitet und zu nicor, dem R geheuer gehalten wird: so gut Vöden als kar, Nicor (Mythol. 276) kann er auftreten als Hvala; wer den Gott nicht mag einen Helden, einen Seegeist, gleich Kητος der griechischen Fabel annehmen. mon und Heremod hatte ich in meinem ohne Rücksicht auf die gebrechende Alliteration bereits gesucht zu erklären; bey dem letzten Na scheint es mir richtiger, den nordischen Hermöddr ins Auge zu fassen, als einen bloßen Beynamen Vödens. Itr heißt nur prae excellens, nicht jucundus. In Hådra der Verf. hådor (ahd. heitar) serenus; nord. Fabel hat einen Riesen Heidhr, wo alles ist noch zu unbestimmt, und die Deutung des Athra durch Annarwi so falsch sie selbst seyn kann. Sceáf und Sc deuten sich unverkennbar aus den Trümmern verbliebenen Mythos, und kein Zweifel Sceldva, Scildva der altnordische held Skiöldr zu finden ist. Aus zwey Schriften wird uns hier S. 16 eine merkwürdige Stelle mitgetheilt: iste Sceldius primus bitator Germaniae fuit, quae Germania dicta erat, quia instar ramorum germinum ab arbore sic novem regna, quae Germania nuncupantur, in novem filiis divisa a radice Boerini germinaverunt. Statt Boerini hat man zu lesen Boevini, Beovini und seiner neun Söhne Namen werden S. 18. 31

gezogen. Augenscheinlich identificiert sich Beo-  
 nus einmal mit Beov, Beav, Beava,  
 es in den Genealogien lautet, dann aber mit  
 Hlf, der zu Eingang des berühmten an-  
 then Gedichts als Scilds Sohn auftritt.  
 gewünscht, daß gerade dem verdienten  
 isgeber des Beovulf diese volle Namensform  
 th gewesen wäre, um sie für die verkürzte  
 mzugeben und daraus erst zu erklären. Beava,  
 ay soll im altsächsischen beo, bewod (mes-  
 ie Deutung finden, das die ags. Mundart  
 einmal kennt, und so wird ein Gott der  
 Ernte, Fruchtbarkeit und Fülle herausgebracht.  
 Weit sicherer scheint es mir bey Beovulf stehen  
 zu bleiben; auch in ihm wird sich etwas Gött-  
 liches erkennen lassen. Schon vor dreizehn Jah-  
 (Jahrgang 1823 unserer Anzeigen S. 2) ha-  
 ich diesen Namen richtig übersetzt Bienenwolf.  
 nenwolf, Immenwolf ist nichts anders  
 der Specht, weil alle Spechte den Bienen  
 nachstellen und noch heute heißen so einzelne  
 arten. Die Römer nannten ihn außer pi-  
 s auch apiastra (fem.), die Griechen μέ-  
 ποψ oder αέροψ oder δρυοκολάπτης, es ist ein  
 muthiger Vogel, mit schönem buntem Gefieder.  
 Von dem Spechtcultus berühre ich einiges My-  
 S. 388. Es muß unter den alten Sach-  
 Sagen von der Heiligkeit dieses Vogels ge-  
 ben haben, die sich an einen Helden knüpften,  
 oder von dem Helden ausgingen, der seinen Na-  
 men führte. Wie der römische Picus ein Sohn  
 Saturns war, wie er Remus und Romulus, des  
 Mars Söhne, und zwar neben der Wölfin, im  
 Walde füttert (altböhmische Glosse bey Hanka  
 17a: z tra cec, d. i. stracec, Sitiaratow zin)  
 mochten längst verklungene sächsische Ueberliefe-  
 rungen einen Beovulf feyern und mit Vöden

in ein Geschlecht bringen. Beovine (Biene, freund) bezeichnet den Vogel, der gern Bienen isst, also das nämliche was Beovulf, mit andrer Wendung. Ja das unzusammengesetzte B scheint auszudrücken was das lat. apiastenspeiser, engl. bee-eater. So wären Namensformen Beova, Beovine, Be in Einklang gebracht und eine lebendigere Form gewonnen, die ich hernach noch durch e. Umstand bestätigen werde. Die willkommen. Bestätigung durch den Inhalt einer Sage wir kaum hoffen. Doch scheint die Kunde göttlichen Spechten tiefer in Europa zu haften, ich finde, daß die Litthauer den Specht melletis (fem.) nennen und eine Göttin Melletele verehrten.

Auf Beova folgt der Name Tætva; er kan wenn hier Alliteration gelten soll, nicht richtig seyn, und die Besserung liegt nahe. Ich schreibe vor zu lesen Bätva (ahd. Pazawo) und darnach könnte man den Eponymus der Bataver erblicken; die Ableitung dieser Volksbenennung Batau, Betuwe (dem Ort) taugt ohnehin nichts. Wer aber das TV nicht festhalten will dürfte lesen Beadva (ahd. Patawo) von beado (pugna), was in der Bedeutung auf eins hinaus liefe mit Beadvig.

Daß Geata, besser Geát, der nordliche Gau, bloßer Beyname des Odins ist verkennt niemand. Herr Kemble sucht aber in den Sinn des Namens zu dringen. Unbedenklich zum Grunde liegt die Wurzel giutan, fundere, und wie dieß lat. Wort zuweilen ausdrückt gignere, parere, könnte Geát, ahd. Koz den Allzeuger, Allerschaffer bezeichnen, vgl. Myth. S. 12. Der Vf. leitet den verwandten Begriff von Fülle und Fruchtbarkeit aus dem Namen. Vielleicht wären

andere Deutungen jener Wurzel gerecht, an einer jeden wird auch zugleich das Verstandes des Appellativs Gautar abhängen.

Wenigstens einleuchtend ist was zur Auslegung des Namens Fin, Gen. Finnes beygeht wird. Allerdings muß man absehen von altu. *Verbum finna*, ags. *findan*, und nach er ags. Wurzel *finnan* suchen. Ich weiß es Fin aus der Sprache nicht zu erläutern.

Die nordische Recension der Genealogie gibt den *Burri* an als gleichbedeutig; und auch das ist nicht aus dem Auge zu verlieren, daß *Winn* Vater *Godvulf* in einigen Aufzählungen *Folcvealda* genannt wird.

*Esla* (mit ags. *é*) entspricht einem gothischen *aila* (ein solcher erscheint in der goth. Stammstamme), *abd. Ensila* (Anhang S. XI), und trägt die göttliche Bedeutung in sich. Das folgende *Elesa* erinnert an den Mannsnamen *Elsa* *Mib.* 1485, 4 und an den Ortsnamen *Aliso* alten Germanien, deren beider Bedeutung nicht verborgen liegt; ich zweifle, daß es die von *peregrinus* sey.

Auf solche Weise wären nun auch mindestens acht ersten Namen der unmittelbar nach *Vöden* genannten Ahnen der übrigen Stämme zu thun. Herr *Kemble* bespricht bloß noch den *Vöden*, wo sich freylich die Alliteration am leichtesten macht, so jedoch daß *Vöden* nicht ausgeschieden werden darf und als Vater des *Vöcta* bleibt. *Hengist* und *Hors* erscheinen ganz in mythischem Licht, die Geschichte wird Mühe haben sie zu behaupten. Beide Namen enthalten den Begriff *Koß* oder *Pferd*. Selbst der auf *Hors* folgende *Eortc* ist wohl genauer

genommen Eohric, von eoh, altf. ehu, equus also equipotens oder *ἰππόδαμος*.

Doch hier muß ich auf etwas die Aufmerksamkeit lenken, das selbst Herr Kempte unberührt läßt. Wie im Kentischen Stamm *R* auftreten, so im westsächsischen *Wölfe* (Godv Fridhovulf) und ein *Specht* (Beovulf), im sächsischen ein *Rabe* (Sigefugel), in dem deutschen ein *Schwan* (Sæfugel) oder eine *Schw* und ein *Falke* (Vestorfalca): lauter mythische Thiere. Dazu nehme man nun die alten Wapen (auf Lappenberg's Karte findet man die Schilde abgebildet). Der Schild von Kent enthält ein Roß, der von Essex ein 'sahs', nach Seaxe-neat, dem ostsächsischen Eponymus; der Schild von Suffer (hier muß Zusammenhang obwalten mit Deira, vergl. Anhang S. IX Anmerkung) sechs Schwalben, endlich der von Wessex ein Kreuz mit vier Schwalben. Waren diese westsächsischen Schwalben eigentlich *Spechte*? der gewestfächfische Stammbaum gewährt außer *Beovulf* keinen nach einem Vogel genannten Helden; freylich steht er in der zweyten Octas und würde in sofern allen andern Stämmen gemein seyn, aber die vollständige Genealogie von Wessex hat ihn aufbehalten. Aus den Wapen, alt sie seyn mögen, sind die weit älteren Wapen der Stammtafeln nicht entsprungen, vielmehr Wapen entworfen nach den gefeyerten Stammhelden. Aber die merkwürdige Einstimmung beider scheint bisher völlig unbeachtet geblieben.

Der Kentische Eoric führt den Beynamen *Aesc*, und alle Stammgenossen heißen *Aescingas*. Stände er in der ersten Octas statt in

den dritten, und ließe der kurze Vocal sich gegen die Schreibung Oisc, die auf ein langes é führt, vertheidigen, so getraute man sich wohl an den rithen Ask der Edda, an den germanischen so zu erinnern. Denn Asc und Isc zu finden scheint immer zulässiger und selbst der germanische Askiburg kann sich mit dem Volksnamen Iscaevones messen. Man würde in Asciburgium einen bloßen Anbau neben Eschbäumen sehen, führte nicht Tacitus die Benennung ausdrücklich von einem Stammhelden her, bey dem ihm zunächst Ulixes einfällt; das kündigt germanische Ueberlieferung an von einem Ask oder Isk, der dem Volke für des Ortes Gründer galt. Doch ich lenke zu weit ab und begnüge mich mit der Bemerkung schließen, daß es sehr wohl nicht befremden kann zu sehen, wie die deutsche Mythologie zwar eine große Zahl von Gestalten mit der nordischen theile, allein auch viele eigenthümliche aufstelle, wogegen ihr manchen nordische ganz fehlen. So muß es sich verhalten: Seaxneát, Beovulf u. s. w. sind in Scandinavien unbekannt.

Jac. Grimm.

### P a r i s.

Chez J. Tastu: Voyage de découvertes de l'Astrolabe exécuté par ordre du Roi, pendant les années 1826, 27, 28 et 29, sous le commandement de M. J. Dumont d'Urville. — Zoologie par MM. Ouoy et Gaimard. Tome IV. 1833. 390 Seiten. Tome III. 1834. 366 S. in Octav. Mit dem Atlas in Fol.



Ueber den ersten Band der Zoologie, oder der dritten Abtheilung der Reise des Astrolabe haben wir im 6. Stück des J. 1833 unserer Anzeigen bereits referiert. Der zweyte Band fehlt und der dritte 1834 herausgekommene umfaßt die Mollusken, und zwar die Cephalen. Die Genera sind folgende: *Oliva*. Das Thier ähnet durchaus nicht dem der Kammkiemen-Schnecke; der Fuß ist eysförmig, sehr breit und krümmt sich beständig über die Schale her, so daß er die Stelle des Mantels vertritt; durch den Fuß tritt ein großer Wassercanal. Der Mantel ist sehr kurz und reicht nicht über die Schalenränder hervor; die Schleimbälge sind am rechten Rande des Mantels gelegen, aber sehr wenig entwickelt. Zwey Kiemen in der Athmungshöhle; der Purpurbeutel ist wenig entwickelt und sondert nur wenig Saft ab. Die Ruthe des Männchen wird vom Samencanal durchbohrt; die Thiere lieben Fleisch, aber sie sind nicht im Stande zu fressen, sondern sie nehmen nur dessen Saft in sich. Fast in allen Gegenden der heißen Länder findet man selbige. *Ancillaria*. Das Thier hat große Aehnlichkeit mit dem von *Oliva*; die Hn. Verf. fanden nur die Speicheldrüse der rechten Seite ausgebildet; Augen konnten sie nicht wahrnehmen; es sey dieses wohl dasjenige Mollusk, bey dem die Schleimabsonderung am stärksten ist. Nur auf Neu-Seeland wurden *Ancillarien* im lebenden Zustande angetroffen. *Cypraea*. Ihr Mantel umhüllt die ganze Schale; sie sind nur wenige Stunden des Tages munter. Die Abtheilung *Ovulae* will der Verf. nicht für eine von den *Cypraeen* verschiedene Gattung gelten lassen. *Strombus*, zu denen auch die *Pteroceren* gerechnet werden; Körper und Fuß sind

sehr zusammengedrückt, letzterer zerfällt in einen  
 vordern kürzern und in einen hintern längern  
 L. Es sind 2 neue Arten von Strombus,  
 St. vanikorensis (nahe verwandt mit  
 Canarium) und St. taeniatus (von den  
 Mollusken, das Thier aber noch unbekannt), mit-  
 acht. Conus. Das Thier dieser Muschel  
 äußerlich die größte Ähnlichkeit mit dem  
 von Strombus; es ist sogar schwer die Scha-  
 von Strombus und Conus im jüngern Zu-  
 stande von einander zu unterscheiden. Merkwür-  
 dig ist die hakenförmige an der rechten Seite  
 gelegene Zunge, welche ausgehöhlt ist und in  
 dieser Höhle angelförmige hornartige Haken ent-  
 hält, von denen einige nach vorn, andere nach  
 hinten gerichtet sind. Auch hier ist nur eine  
 unpaarige rechts gelegene inwendig hohle Spei-  
 cheldrüse vorhanden. Die Kegelschnecken sind ob-  
 Zweifel die scheuesten von allen Mollusken.  
 C. sanguinolentes aus Neu-Guinea, dem C.  
 aus sehr nahe stehend, und vielleicht auch  
 atens, aus Neu-Holland, sind neu. Ce-  
 rithium. Die Reisenden fanden immer nur  
 Individuen mit weiblichen Organen. C. leve,  
 C. marmoratum, C. taeniatum, C. breve,  
 C. lemniscatum, C. diemense, C. variega-  
 um, C. inflatum, C. australe, C. Turritella  
 C. violaceum. Turritella mit den  
 drei neuen Arten T. rosea, T. granosa und  
 Cerithium. Melania, den Turritellen  
 sehr verwandt, ist durch sieben neue Arten, M.  
 erythrostroma, M. moluccensis, M. celeben-  
 sis, M. uniformis, M. costata, M. papuen-  
 sis, M. Funiculus bereichert worden. Am-  
 pullaria; die hierzu gehörenden Thiere sind  
 getrennten Geschlechts; es mag wohl keine Mol-

lüsten geben, bey denen die Geschlechtsorgane  
 beider Geschlechter, mit Ausnahme der Ruth  
 eine größere Aehnlichkeit mit einander hätten  
 hier; *A. celebensis* ist neu. *Paludina*  
 scheinen lebendig gebärend zu seyn; *P. costa*  
*P. ventricosa*, *P. nigra*, *P. buccinoides*. *N*  
*rita*. So wohl die im Meere als die im sü  
 Wasser lebenden Arten dieser Gattung habe  
 eine gleiche Organisation, weshalb man sie  
 nicht mit Lamarck in zwey Gattungen, *Ner*  
*und Neritina* eintheilen dürfe; die Thiere h  
 gen eine Zeit ihres Lebens außerhalb des Wa  
 sers zu, ohne sich jedoch weit davon zu entfer  
 nen. Neue Arten sind *N. punctata*, *N. do*  
*reyana*, *N. guamensis*, *N. reticulata*, *N.*  
*communis*. *Navicella*. *Ancylus*; *A.*  
*striatus* von Teneriffa. Von *Turbo* ist *T.*  
*tuberculosus* neu. *Phasianella*; die Thie  
 re dieser Gattung sind ihrem Baue nach wa  
*Turbo*s und bilden eigentlich nur eine Unterab  
 theilung dieser letzteren Gattung; *Ph. ven*  
*cosa*. *Trochus* mit den neuen Arten *T. lim*  
*batus*, *T. irisodontes*, *T. australis*, *T. tae*  
*niatus*, *T. striolatus*, *T. tiaratus*, *T. ze*  
*landicus*, *T. luteus*, *T. planus*, *T. auratus*.  
*Rotella*, *R. guamensis* neu. *Delphin*  
*nula*. — Bey der Zergliederung von *Tro*  
*chus* und *Turbo* fanden die Verfasser den  
 nern Bau beider Gattungen ganz übereinstim  
 mend; nur äußere minder wichtige Anhängel  
 und der Deckel zeigte Verschiedenheit. Das  
 Herz hat zwey Ohren, und diese liegen auf  
 dem Mastdarm. *Turbo*, *Phasianella*, *Rotel*  
*la*, *Delphinula* und *Trochus* sind Zwitter, nur  
*Trochus Pagodus*, *T. luteus*, *T. nanus*, *T.*  
*planus*, und *T. auratus* sind getrennten Ge:

bleichts und characterisieren sich durch einen  
 butigen, wenig gewundenen Deckel, so wie  
 den Mangel von Fäden an den Seiten  
 aufes. Solarium. Vermetus. Die  
 erfasser waren die ersten, welche seit Adanson  
 ses Thier gesehen haben; sie entdeckten *V.*  
*tonganus*, *V. zelandicus*, *V. giganteus*, *V.*  
*tonganus*, *V. reticulatus*, *V. carinatus*, und  
*V. roseus*. Die Thiere sind Zwitter und sitzen  
 auf ihrer Geburtsstelle fest. Stomatella;  
*St. maculata*, *St. nigra*. Haliotis, mit  
 der neuen Art *H. albicante*. Parmopho-  
 rus; *P. convexus*. Emarginula; *E. par-*  
*mophoidea*, *E. Panhi*, *E. australis*, *E. la-*  
*ta*, *E. rugosa*, *E. striatula*, *E. vanikoren-*  
*sis*. Fissurella, mit den neuen Arten *F.*  
*tongana* und *F. afra*. Patella, *P. flexuo-*  
*sa*, *P. argentea*, *P. novemradiata*, *P. stel-*  
*leria* sind neu entdeckt. Den Schluß macht  
 die neue Gattung *Patelloidea*. Das Thier  
 em von *Patella* sehr ähnlich, aber die  
 Kiemen in eine einzige sehr kleine, an der  
 rechten Seite des Kopfes gelegene und äußer-  
 lich sichtbare Kieme vereinigt. Die Schale ist  
 am gewöhnlichsten dünn, mit sehr nach vorn  
 gerücktem Wirbel. Die zu dieser Gattung ge-  
 hörenden Arten (*P. fragilis*, *P. striata*, *P.*  
*laminea*, *P. conoidea*, *P. stellaris*, *P. elon-*  
*gata*, *P. pileopsis*, *P. squamosa*, *P. septi-*  
*formis*, *P. orbicularis*, *P. punctata* und *P.*  
*rugosa*) sind vielleicht mit Ausnahme der *P.*  
*fragilis*, welche wahrscheinlich das Thier bey  
 Chemnitz Tab. 197. fig. 1921 ist, neu.

Der vierte Band enthält die Zoophyten.  
 Als Einleitung werden allgemeine Betrachtun-

gen über die Verbreitung, Eintheilung, Schwierigkeit des gründlichen Studiums dieser Thier mitgetheilt, worauf dann die Betrachtung einzelnen Gattungen und Arten folgt.

Gattungen und neuen Arten theilen wir h mit. Beroë. Dieses Geschöpf dürfte wegen seiner höheren Organisation den Uebergang von den Mollusken zu den Zoophyten ausmachen. Kiemen und Circulationsorgane kommen vor, obwohl kein deutliches Herz wahrzunehmen ist. *B. elongatus* ist sehr gut anatomisch geschildert. *Galeolaria*, neue Gattung, mit den Arten *G. australis*, *G. quadridentata*. *Physophora*. Außerst leicht zerstörbare Thiere, welche man kaum anfassen kann ohne sie zu zerreißen, und wobey man sich hüten muß einzelne Fragmente für ganze Thiere zu halten, wie das oft schon geschehen ist. *Ph. alba*, *Ph. intermedia*, *Ph. australis*, *Ph. discoidea*. *Stephanomia*. *St. Helianthus*, *St. Melo*, *St. hippopoda*, *St. triangularis*, *St. imbricatus*, *St. heptacantha*, *St. foliacea*, *St. Tectaria*, *St. cirrosa*. *Diphyes*. Dieses sind Thiere, durchsichtig wie Krystall, so daß man ihre ganze innere Organisation wahrnehmen kann; sie bestehen aus zwey Theilen, welche sich unabhängig von einander bewegen, von denen aber der eine ohne den andern nicht lange bestehen kann. *D. Bory*, *D. Abyla*, *D. Calpe*, *D. bassensis*, *D. Cucullus*, *D. Cucubalus*, *D. Cymba*, *D. truncata*, *D. cuboidea*, *D. enneagona*, *D. tetragona*, *D. quinquedentata*, *D. hispida*, *D. dubia*, *D. prayensis*. *Holothuria*. Nach Nerven haben die Verfasser vergebens gesucht. *H. Ananas*, *H. flammea*, *H. spinosa*, *H. aurea*. *Fistularia* (eine

lange *Holothuria*). *F. doreyana*, *F. punctata*, *F. fusca*, *F. rubeola*, *F. tenuis*. Ganz charakterisirt sind noch 16 andere neue *Sororien*-Arten. *Actinia*. Auf die anatomische Untersuchung dieser Thiere haben die Verfasser nicht so viel Sorgfalt verwandt als es eigentlich erforderlich gewesen wäre; sie haschten zu sehr nach neuen Arten. *A. magnifica*, *A. aurora*, *A. amethystina*, *A. globulosa*, *A. fuscorubra*, *A. punctulata*, *A. pelagica*, *A. rubro-alba*, *A. doreensis*, *A. Clavus*, *A. gracilis*, *A. arborea*, mehr als Fuß hoch, mit sehr großen Fühläden, in Neu-Guinea; *A. alcyonoidea*, *A. villosa*, *A. coerulea*, *A. viridescens*, *A. tuberculosa*, *A. viridula*, *A. tongana*, *A. striata*, *A. mammillaris*, *A. parvitentaculata*, *A. papuana*, *A. strigata*. *Mamillifera*. Diese Thiere sind nämlich Actinien mit lederartiger warzenförmiger Umhüllung. *M. cingulata*, *M. viridis*, *M. viridis-fusca*, *M. lutea*, *M. fulva*, *M. korenensis*. *Fungia*. Eine wahre Actinie, auf von den Thieren selbst producierten Kalklamellen ausgebreitet. *F. actiniformis*, *F. crassitentaculata*. *Polyphyllia*. *P. pelvis*. *Turbinolia*. Diese machen den Uebergang von den Fungien zu den Coryphyllien. *T. rura*. *Caryophyllia*. *Lobophyllia*. *L. aurea*. *Dendrophyllia*. *D. rubeola*. *Astrea*. *A. viridis*, *A. amboinensis*, *A. fusco-viridis*. *Goniopora*. *G. pedunculata*. *Tridacophyllia*. *Meandrina*. *Madrepora*. *Alveopora*. *A. viridis*. *A. rubra*. *Pocillopora*. *Montipora*. *M. verrucosa*. *Porites*. *Heliopora*. *Tubipora*. *T. rubeola*. *Clavularia*. *C. vi-*

ridis, *C. violacea*. *Coronularia*. *C. m. l.*  
*tipinnata*, *C. subviridis*. *Alcyonium*.  
*glaucum*, *A. viride*, *A. Flabellum*, *A*  
*berculosum*, *A. ramosum*, *A. amicor*  
*A. aurantiacum*, *A. flexibile*, *A. fla*  
*A. imbricatum*, *A. terminale*. *Borlas*  
*B. quinquelineata*, *B. striata*, *B. vittata*  
*B. viridis*, *B. tricuspidata*, *B. Novae-Ze-*  
*landiae*, *B. quadripunctata*. *Carybdea*.  
*C. bicolor*, *C. bitentaculata*. *Orythia*. *O.*  
*incolor*. *Dedalea*. *D. mauritiana* *l-*  
*cyoncellum*. *A. speciosum*. *Oikopleu-*  
*ra*. *O. bifurcata*. — In diesem Bande sind  
 von S. 307 — 366 Bemerkungen über einige  
 die zoologischen Forschungen erleichternden Lo-  
 calitäten, und Winke wie man sich bey zoolo-  
 gischen Seereisen zu benehmen habe mitgetheilt.  
 Von S. 367 — 381 sind die Mittel angegeben,  
 zoologische Sammlungen an Bord eines S  
 fes anzulegen und selbige aufzubewahren.  
 wohl wissen möchte wie viel Instrumente, Gefä-  
 ße, Weingeist und andere Conservationsmit-  
 tel man mitzunehmen hat, wenn man eine sol-  
 che zoologische Reise unternimmt, wird am En-  
 de dieses Bandes die beste Auskunft finden;  
 ein flüchtiger Ueberblick wird sogleich die Taus-  
 sende von Franken angeben, welche behufs der  
 Herbeschaffung jener Mittel erforderlich  
 Das Lob, welches wir in der früheren Anzeige  
 den Abbildungen beygelegt haben, dürfen wir  
 auch gegenwärtig in vollem Maße wiederholen.

Berthold.

G ö t t i n g i s c h e  
**Lehrte Anzeigen**

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

68. Stück.

Den 30. April 1836.

---

H a n n o v e r.

Bei Hahn: Cicero in seinen Briefen.  
 Gelegentlich durch dieselben, mit Hinweisung  
 w. die Zeiten, in denen sie geschrieben wurden.

W. N. Abeken, Rector und Prof. am  
 Rathsgymnasium zu Osnabrück. 1835. X und  
 441 S. in 8.

Schon immer galten Cicero's Briefe, die ge-  
 wiß unter den Brieffsammlungen der alten, neue-  
 ren und neuesten Zeit eins der anziehendsten  
 Bücher bleiben, für das deutlichste Bild seines  
 Charakters und seiner äußern Verhältnisse; zu-  
 gleich aber auch für eine Schilderung Roms,  
 wie es zu jener Zeit war, in welcher Cicero  
 schrieb, und aus dem Gesichtspuncte aufgefaßt,  
 welchen er seiner Eigenthümlichkeit nach fest-  
 stellt. Freylich würden wir etwas Anderes be-  
 sitzen, wenn wir eine eben so starke Brieffamm-  
 lung von Lucull oder von Cäsar oder von dem  
 jüngern Cato hätten, aber im Ganzen möchte  
 doch, mit dem Unterschiede des individuellen Au-



ges und Urtheils, ungefähr derselbe Abdruck des politischen Lebens von jedem treuen Beobachter gegeben worden seyn, sofern er in Kenntniß der politischen Verhältnisse jener eingeweihet war. Cicero gibt uns — wenn (wie der Herr Verf. richtig bemerkt) eigentlich Herzensergießungen in den Briefen der Art, überhaupt selten sind — was er war, wollte und beobachtete. Zu dem Reize der Brieffammlung eines Mannes von seinen Verbindungen, Einsichten und Zwecken, kommt der seiner bewegten Zeit noch hinzu. Denn ein höchst beachtenswerther Mann war Cicero und bleibt er auch für den, welcher seine manche Blöße verrathenden Briefe gelesen hat; und seine Zeit ist unlängbar des sorgfältigsten Studiums werth.

Wir haben über Ciceros Briefe namhafte Arbeiten, unter denen hier nur des Manutius immer noch sehr schätzbarer Commentar für das sprachliche Verständniß und Wielands Uebersetzung mit den Anmerkungen für die Erläuterung persönlichen und sächlichen Verhältnisse genannt werden mögen. Der Herr Verf. ging von dem Gesichtspuncte aus, wie stellenweis unverständlich die Ciceronischen Briefe dem Schüler, wie schwierig deren Erläuterung und Auslegung oft selbst dem Lehrer auf den Gymnasien seyen, und wie äußerst nützlich, ja, zur Einweihung in den inneren Zusammenhang der politischen Zustände der wichtigen Zeiten von Sulla's Abtreten bis zu dem Herankommen Octavian's, sogar nothwendig das Studium dieser Briefe für den gereiften Jüngling gehalten werden müsse; und er unternahm die vorliegende Arbeit, um einen verdeutlichenden Hintergrund und eine Beleuchtung zu schaffen, auf und in welchen die einzelnen Sendschreiben Ciceros, gleichsam von selbst

ständig hervortreten. Er hat seinen Zweck nicht. Wenn ihm dabei zahlreiche Vorkarben zu Hilfe gekommen sind, die er redlich und bar benutzte und angeführt hat: so ist auch Arbeit des Verfassers sehr ausgezeichnet und vorgelagerten Absicht entsprechend zu nennen. Der Werk ist in Abschnitte getheilt, welchen eine Einleitung vorhergeht, 'das Leben Ciceros und die Ereignisse während desselben bis auf den Zeitpunkt, wo seine Briefe beginnen, in kurzer annalistischer Uebersicht', größtentheils nach Livius' *Annales veterum regnorum et populorum*. Vom Geburtsjahre Ciceros an (im Jahre Rom's 648, vor Christus 106) sind die, Cicero näher oder entfernter berührenden Ereignisse der 38 Jahre bis 69 vor Chr. nach der Chronologie kurz dargestellt, damit der Leser wisse, wie der Brieffschreiber der geworden, welcher er war und in welchen Verbindungen man ihn zu denken habe. Ihn bildete seine Zeit, seine Naturanlage, seine Erziehung, aber auch sein Fleiß. Dieß wird von unsern Stylisten zu oft vergessen. Kaum können sie die Feder einigermaßen gebrauchen, so wollen sie auch schon Schriftsteller und vielleicht gar Redner seyn, während die größten Stylisten von den verschiedensten Anlagen es zur Höhe ihrer Vortragskunst hauptsächlich auch durch ihren Fleiß gebracht haben. — Der erste Abschnitt ist betitelt: 'Briefe Ciceros vor dessen Consulat geschrieben (J. R. 686—689; v. Chr. 68. 65), Cicero strebend nach der höchsten Würde.' In diesem Abschnitte, wie in jedem der folgenden geht eine annalistisch angeordnete 'Uebersicht des Geschichtlichen' der genauern Auseinandersetzung der Umstände und Nebenumstände, unter denen die Briefe dieses Zeitraums geschrieben sind, unter steter Anfüh-

rung der Quellen, voran; wobey der Verf. Alles, was zum unmittelbaren Verständniß des Autors dient, sorgfältig beigebracht, voll vertheilt und dargestellt hat. Zweyter Abschnitt: 'Briefe Ciceros v. 692 — 694 (v. Chr. 62 — 60), Cic. einflußreicher Consular der dritte: 'Briefe Ciceros im Jahre 695 geschrieben (v. Chr. 59). Cäsars erstes Consulat So wichtig dieß Jahr auch ist, hätte es mit denen des zweyten Abschnittes doch süglich und selbst richtiger vereinigt werden können; in dessen streiten wir deshalb mit dem Vf. nicht. Vierter Abschnitt: Briefe C. in den Jahren 696 und 697 (v. Chr. 58 — 57), C. in der Verbannung'; ein zur Kenntniß des Characters des berühmten Staatsmannes sehr wichtiger Abschnitt voll der anziehendsten Auseinandersetzungen. Fünfter Abschnitt: Briefe Ciceros in den Jahren 697 — 702 (v. Chr. 57 — 52), Ciceros Herstellung.' Sechster Abschnitt: 'Br. Ciceros während seines Proconsulates in den Jahren 703 u. 704 (v. Chr. 51. 50), der Proconsul Cicero.' In diesen beiden und den folgenden beiden Zeiträumen ist Cicero's, des großen Lobredners und steten Verehrers seines Pompejus, Verhältniß zu Cäsar besonders ins Auge zu fassen, das vom Verf. mit Liebe im Einzelnen dargestellt zu seyn scheint, so schwer es auch ist, alles Räthselhafte darin zu erklären, und Cicero's Schwanken und Buhlen zu entschuldigen. Cäsar ist in dem ganzen Werke zwar nicht mit blinder Parteylichkeit und Vorliebe gepriesen; aber die unwiderstehliche Macht, welche dieser bezaubernde Held, Staatsmann und Schriftsteller auf sein Zeitalter ausgeübt und die sich auch noch in unsern Tagen auf Männer, wie Johannes Müller und Göthe erstreckt hat (denn er fiel und

erließ der Welt die Sehnsucht nach dem, er hätte noch thun können!), scheint auf den Verf. gewirkt zu haben, was feizigs getadelt werden soll, wenn es nicht zur Gerechtigkeit gegen andere Heroen der alten Geschichte führt. — Siebenter Abschnitt: 'Br. 4', geschrieben nachdem er seine Provinz verlassen bis auf die Schlacht von Pharsalus, in Jahren 704 — 706 (v. Chr. 50 — 48); Cäsar und Pompejus. 'Herr. R. Abeken zeigt die Wichtigkeit der Zeit des Kampfes zwischen Pompejus und Cäsar und sagt (S. 273) sehr richtig: 'in der That haben wir eine seltene Günst des Schicksals erfahren, indem uns Documente aus einer so unendlich wichtigen und großen Zeit aufbehalten sind.' Documente, in denen Character und Thun der Hauptpersonen dieses Dramas dem Verständigen klar vor Augen liegen. — Achter Abschnitt: 'Briefe Ciceros, von der Schlacht bey Pharsalus bis auf Cäsars Tod, in den Jahren 706 — 710 (v. Chr. 48 — 44); Cicero während Cäsars Herrschaft.' Dem Vergleiche, welchen sich (S. 282) der Herr Verf. zwischen dem trübsinnigen, selbstquälerischen Cicero und Shakspeare's Hamlet erlaubt, vermag Ref. nicht beizutreten. Cicero war bey aller seiner Bildung, Einsicht und theoretischer Moralität, im Grunde nicht bloß ein schwacher Mann, wie der Verf. auf allen Seiten seines trefflichen Werkes gleichsam wider Willen zeigen muß und zeigt, sondern auch ein edlerer, jedoch ehrgeiziger Emporkömmling, ein Mann dem noch Niemand Tiefe des Gefühls beygelegt hat, ein Mittel Ding zwischen Gelehrtem und Geschäftsmann, seine Zeit verkennend und sich selbst nicht tren. Eine gewisse Passivität hat er mit Hamlet gemein; aber Cicero hätte sie können mit

Ehren behalten, wenn er sich zeitig zu den s  
sen zurückziehen und nach ferneren Auszeich-  
gen und Einflüssen nicht hätte streben wo-  
die zu behaupten er der Stärke mangelte. <sup>P</sup>  
Welt war freylich auch damals aus den Fuc  
aber Cicero war nicht (wie Hamlet) durch sei-  
Stellung berufen, sie einzurichten! — Neu-  
ter Abschnitt: 'Briefe Ciceros in den letzte  
funfzehn Monaten seines Lebens (S. 170 —  
vor Chr. 44. 43).' Ciceros Verhältniß zu  
elenden Antonius nimmt hier die Leser beson-  
in Anspruch.

Den Schluß macht von S. 431 an eine Zu-  
gabe, Ciceros Geburtsstätte betreffend, von dem  
Preuß. Gesandtschafts-Prediger Hn Abeken in  
Rom. Auch ist ein sehr zweckmäßig angelegtes  
Verzeichniß der Briefe Ciceros und Anderer, die  
in diesem Werke besprochen und angeführt wer-  
den, angehängt, das 1. die Briefe in der ge-  
wöhnlichen Ordnung und 2. nach der Schütze-  
schen Ausgabe nachweist, 3. aber noch die Seite  
des vorliegenden Werkes zeigt, auf der von den  
einzelnen Briefen die Rede ist.

Wir müssen dieß fleißige und geistvolle Buch  
allen Schulmännern, welche Ciceros Briefe ih-  
ren Secundanern oder Primanern erklären wol-  
len, aber auch allen Freunden der Schriften des  
großen Römischen Redners, mit Ueberzeugung  
als ein vortreffliches Hülfsmittel empfehlen. Die  
Sprache des Verf. ist fast überall correct; nur  
einige Verstöße finden sich, z. B. 'größesten',  
'Cicero'n' im Accusativ, während doch 'Cäsar'  
im Acc. undeclinirt geblieben und nur im Da-  
tiv mit dem n versehen ist, u. dgl. Wegen 'ah-  
nen' (fehlerhaft statt ahnden, wie es in jeder  
Bedeutung geschrieben werden muß vor Aand)  
und des Apostrophs hinter Marius', Lucius' im

istb wollen wir nicht rechten. Unangenehm daß der Verf. den Mißbrauch des Wortes eutend' statt: wichtig, ansehnlich, beträchtlich, brachtenswerth, — theilt, da 'bedeutend' den Begriff bedeutungsvoll zurückgelegt bleiben sollte; die Mode macht das Wort schließlich so trivial, daß das Bedeutende nichts mehr bedeuten wird. Bemerklicher ist hin und wieder ein etwas nachlässiger, und daher schwerfälliger und schleppender Styl. 3. B. S. 21. 22. 'Auch mochte er (Cic.) schon ahnden, Pompejus werde nicht der Mann seyn, die Macht der Tribunen, wenn dieselbe sich einmal wider ihn erheben sollte, zu brechen; wie denn die Gründe, die er später in dem Buche über die Gesetze für den Hersteller der tribunicischen Gewalt gegen seinen Bruder Quintus anführt, bey'm Blicke betrachtet, eben dieses zu erkennen geben; wobey er indesß verschweigt, daß Pompejus um höher zu steigen, des Beystandes der Tribunen und des Volkes bedurfte', — eine Periode, gegen welche sich vielerley mit Recht erinnern läßt und die noch nicht die schwächste im Buche ist.

Sedoch sind diese Mängel bey einer zweyten Auflage, welche das Buch gewiß verdient und vermuthlich erleben wird, leicht zu tilgen. Etwas Anderes müssen wir aber, eben bey dieser trefflichen Arbeit, als unsern Wunsch vortragen: Erstens. Möchte es dem Herrn Verf. gefallen haben, den Gedanken klar auszusprechen und auch gehörig auszuführen, welcher sich in seinem Werke mittelbar so vielfach andeutet, — nämlich: daß die ungeheuere Entfittlichung der Römervelt seit dem Falle Karthagos der hodenlose Abgrund war, über welchem nur die Reste alter stammartiger Römertugend und

die immer unmächtiger werdenden Formen: Verfassung den Staat schwebend erhielten; der Sturz des Freystaats und seiner Haupt Institute, so wie nächter des Kaiserreichs, ser Entfittlichung wegen unvermeidlich w und daß die Staaten des neuern Europas, we che glücklicherweise auf wahre Religion und höhere Sittlichkeit sich stützen, nur durch Erhaltung der sittlichen Gesinnung und Handlungsweise im Volke, des Rechtes, der Mäßigung und Ordnung, gleiche Zerrüttung von sich abzuwenden vermögen. — Zweytens. Bekanntlich verstanden die Römer zu und auch noch nach Ciceros Zeiten nichts besser als Landbau, Kriegskunst und Rechtspflege; dieß sind die drey Lichtpunkte bey dem weltherrschenden Volke. Es darf daher, wenn man einen großen Römer darstellt, nie die Frage unbeantwortet bleiben; wie verhält er sich zu jenen drey Hauptfächern seiner vaterländischen Bildung? Ueber Ciceros geringe Kriegsdienste ist in dem vorliegenden Buche das Genügende gesagt; dagegen auf die andern beiden nicht hinreichende Rücksicht genommen, was bey der Rechtswissenschaft und ihrer Ausübung um so mehr zu verwundern ist, als Ciceros Beschäftigung mit theils privat- und criminal-rechtlichen, theils Staats-Reden daran hätte öfters erinnern sollen, man von ihm auch kein vollständiges Bild erhält, wenn man nicht weiß, wie er als Jurist zu beurtheilen ist. Bekanntlich tadelt und lobt Cicero Gesetze und Rechtswissenschaft hin und wieder, sich widersprechend, Parteyzwecken dienend oder den Philosophen spielend. Eine Untersuchung darüber, wie er sich zu dieser echt vaterländischen Wissenschaft verhalten, wäre sehr nützlich, und würde eben in dem vorliegenden Werke um so mehr

Platz seyn, als daran einige Züge zur Charakteristik der Römischen Bildung überhaupt hätte angeknüpft werden können. — Drittens. Eine kurze übersichtliche Beurtheilung der Lateinischen und der wissenschaftlichen Stufe Ciceros wird ebenfalls in dem Buche vermisst. Zwar ist davon Etwas an verschiedenen Stellen beyzuliegen, aber nicht erschöpfend eingeflochten. Hätte der Herr Verf. seinen Autor als Redner, Staatsmann, Gelehrten und Philosophen beurtheilt, so würde sich auch gleichsam von selbst ergeben haben, daß Cicero eines beständig von Außen zugeführten Materials zu seiner geistigen Thätigkeit bedurfte, da er so wenig Selbstdenker und geistiger Schöpfer (Genie) war, und Herr A. wurde nicht in Versuchung gekommen seyn, ihn mit Horaz (S. 27. 27) zu vergleichen, dessen schöpferischer Geist auch in sich selbst Nahrung fand und daher Freyheit von äußerer Störung und Anregung (schwerlich gerade das, was wir 'müßige Stunden' nennen) sich wünschen mußte. — Ref. erlaubt sich diese Bemerkungen bey dem Werke des Herrn Verf. zu äußern; erkennt aber im Uebrigen an, daß dasselbe dem Verständnisse eines unschätzbaren Ueberbleibfels aus dem Alterthume mit großer Umsicht und tiefgreifender Forschung entgegen kommt.

B. M.

B a m b e r g.

Gedruckt auf Kosten des historischen Vereins, und in Commission bey J. C. Dresch: DER RENNER. Ein Gedicht aus dem XIII. Jahrhunderte, verfasst durch Hugo von Trimberg, Magister und Rector der Schulen in der Theuerstat vor Bamberg, zum



ersten Mahle heraus gegeben, und mit läuterungen versehen vom historisch Vereine daselbst. Heft I. 1833. Heft 1834. Heft III. 1836. Zusammen 247 zwey tige Quart-Seiten, und zwey Bogen Vorr.

In diesen drey Heften ist der Abdruck der au der Bibliothek der Universität Erlangen befindlich en Handschrift des Kenners vollendet. Unsere Anzeigen haben das Verdienstliche des Unternehmens bereits im Jahre 1833 S. 878 anerkannt. Der Verein hat geleistet, was ihm in seiner Lage möglich war; er hat auf seine Kosten geleistet was ohne seine Unterstützung, d. h. ohne die Beyträge der Mitglieder, höchst wahrscheinlich noch lange unterblieben wäre. Dafür gebührt ihm Dank. Mögen andere ähnliche Vereine seinem Beyspiele folgen.

Der Kenner wird stäts für die Geschichte seiner Zeit, für die Geschichte der deutschen Dichtkunst, für die vollständigere Kenntniß unserer Sprache ein wichtiges Buch bleiben. Wer jetzt ihn lesen will, kann ohne Schwierigkeit sich einen hübschen Abdruck einer der bessern Handschriften verschaffen, und wer irgendwie Veranlassung hat sich auf ihn zu berufen kann die Stelle angeben, die jeder Leser ohne Mühe nachschlagen kann. Dieses war bis jetzt unmöglich; denn der 1549 zu Frankfurt gedruckte Kenner ist bekanntlich nicht mit voller Sicherheit zu gebrauchen, und überdieß noch, vielleicht eben so selten als eine Handschrift. Auch dem Sprachkenner, der sich berufen fühlt ein ehedem so viel gelesenes Gedicht seiner ursprünglichen Gestalt näher zu bringen, ist das Geschäft, dem er sich zu unterziehen hat, nicht wenig erleichtert. Hätten die Bamberger Herausgeber sich ein zu ho-

Ziel gesteckt, so würde ihr ganzes Unterneh-  
in nichts zerfallen seyn.

Selbst ist für den Kenner noch sehr viel  
hän, und weit mehr, als in einem vierten  
ste, welches der historische Verein noch nach-  
setzen gedenkt, Platz finden kann. Was vor  
allem noch thut ist, daß man die zahlreichen  
Handschriften untersuche, und die Verwandtschaft  
derselben ermittle. Von der Erlanger und ein-  
ner Wolfenbüttler Handschrift wird angegeben,  
daß sie von einem Michel aus Würzburg  
gebeßert und geordnet seyen. Was hat man  
unter diesem Bessern und Ordnen zu verstehen?  
Welche Handschriften gehören dieser Classe an?  
Läßt sich ausfindig machen, wie Hugo's Ge-  
dicht ausjah, ehe jener Michel seine Hand daran  
legte? Hugo sagt Vers 10452, daß er sieben  
und sieben und siebenzig Jahr alt sey; in den  
Schlußversen S. 269, die offenbar später und  
von anderer Hand hinzu gefügt, oder vielmehr  
ungeschickt eingeschaltet sind, heißt es, das Ge-  
dicht sey geendet worden dō tūsent und driu  
hundert jar von Cristes geburt vergangen  
wären. Herr Doctor Lappenberg hat bereits,  
wie in der Vorrede zum zweyten Hefte ange-  
führt wird, bemerkt, daß S. 255 der Uffenbach-  
schen, auf der Hamburger Stadtbibliothek be-  
findlichen Handschrift \*), die Vergiftung Kaiser  
Heinrich VII. durch den Dominicaner Bernhard  
erwähnt werde. Dieselben Zeilen stehen, wört-  
lich so wie in der Uffenbachischen, in der Erlan-  
ger und aus ihr Seite 194 des Bamberger  
Druckes. Daß Hugo nach dem Jahre 1313 noch  
gelebt hat, ist nicht wahrscheinlich; weit wahr-

\*) im niederdeutschen Dialecte gesez-  
, ist ein Irrthum.

scheinlicher aber, daß diese Zeilen von M von Würzburg eingerückt sind, und mithin Zeichen seiner Bearbeitung des Kenners anhen werden können. Läßt sich dieß zur Gheit erheben, so ist es wichtig für die Son rung der Handschriften; es mag daher beylä sig bemerkt werden, daß auch die Frankfur, so wie die niederdeutsche Helmstädter Handschrift diese Zeilen haben.

Erst wenn ausgemittelt ist, ob noch Handschriften eines rein Hugischen Kenners voranden sind, oder nicht, läßt sich entscheiden, welche Handschrift als Grundlage dienen kann, oder muß, und mit welcher alsdann die übrigen in Hinsicht auf einzelnes zu vergleichen sind. Wer indeß vorläufig die leichte Mühe übernehmen wollte, den neuen Druck mit der Erlanger Handschrift zu vergleichen, würde sicherlich nichts überflüssiges thun; denn wie es scheint, hat der neueste Abschreiber nicht allenthalben das richtige gelesen, und ein Verzeichniß solcher Schreib- oder Druck-Fehler würde eine dankenswerthe Zugabe zu dem Abdrucke seyn, der wohl auf geraume Zeit der einzige bleiben wird.

Man muß sehr bedauern, daß die Handschrift nicht mehr vorhanden ist, aus welcher Herr Regierungsrath Graff das einzige noch übrige Blatt in der Diutisca B. I. Seite 139 mitgetheilt hat. Auf alle Fälle aber kann dieses gerettete Blatt, mit welchem S. 135 des Bamberger Abdruckes zu vergleichen ist, uns lehren, daß für den Kenner die gewöhnliche mittelhochdeutsche Orthographie beyzubehalten ist. Die frühern Regeln für Verskunst so wie für manches Grammatische, lassen sich allerdings nicht unbedingt einführen, und die der spätern Zeit oder der Mundart des Dichters angehörigen Ausnahmen

müssen aus dem Gedichte selbst abgeleitet und gestellt werden. Ähnliches aber tritt, wenn in verminderten Verhältnissen, selbst bey den Werke des goldenen Zeitalters ein.

Am Schlusse fügen wir noch für Leser, außer dem Kreise der Kenner liegen möchte, die Aussey bey, daß der historische Verein gesonnen

das Statutar-Recht und die alte Gerichts-Ordnung der Stadt Bamberg, mit Erläuterungen von einem einheimischen höchst erfahrenen Rechtsgelehrten versehen,

dem Drucke zu übergeben, und daß Nachweisungen oder Beyträge, welche auswärtige Gelehrte geneigt seyn möchten zu diesem Zwecke mitzutheilen, dem Vereine höchst willkommen seyn werden.

---

Der Herr Rec. erlaubt dem Unterzeichneten hier noch folgendes bezubringen. Auf die Verfassung Heinrich VII., deren im Kenner 17155 erwähnt wird, bezieht sich auch wohl das Gedicht von dem Wolf und seinem Weib, welches ich im Reinhart Seite 333 eingeschaltet, Seite CLXXXII aber mit Friedrich II. in Verbindung gesetzt habe, weil mir der darin genannte Meister Ilas aus dem Helias Scotigena des XII Jahrhunderts eher noch um 1250 deutbar schien als nach 1313. Wirklich liest die Frankfurter Ausgabe des Kenners 87b Friderich statt Heinrich. Indessen gibt Flacius in seinen *varius doctorum picrumque virorum de corrupto eccl. statu poematibus*. Basil. 1557. p. 470 — 485 ein lateinisches, wahrscheinlich auch schon im Beginn des XIV. Jahrhunderts verfaßtes Lied 'de morte imperatoris Hen-

rici VII. quem frater Paulinus (den andern Bernhard nennen) ordinis praedicatorum toxicavit (quod tamen illius ordinis fratres constantissime negant), ex vetustissimo bro.' Den Geistlichen stellt der deutsche Dichter, nach damaliger Weise, als einen Wolf da und knüpft daran eine ältere Thiersfabel.

Sodann scheint mir weder bewiesen noch wahrscheinlich, daß Sebastian Brant Urheber der 1549 gedruckten Umarbeitung des Kenners ist. Sie hält sich viel zu nahe an den alten handschriftlichen Text, als daß sie von einem zu Einschaltungen geneigten Dichter herrühren sollte. Aus der in von der Hagens Grundriß S. 394 enthaltenen falschen Behauptung, daß die Umarbeitung das alte Gedicht weit über die Hälfte, bis auf 24000, vermehre, bildet Servinus (Gesch. der d. Nat. Lit. 2, 126) die noch verbreitene, 'daß in der Ausg. von 1549 etwa 24000 neue Verse hinzu gekommen seyen.' Die Wahrheit ist, daß der Frankfurter Druck 122 vier-spaltige Blätter und auf jeder Spalte 50 Verse zählt, also (von den Lücken der Absätze wegesehen) etwa 24400, der neue Bamberg'sche Druck aber (von einzelnen ausgelassenen Zeilen abgesehen) 24572.

Jac. Grimm.

## B e r l i n .

Verlag von E. H. Schröder, 1835: Die älteren Jüdischen Feste mit einer Kritik der Gesetzgebung des Pentateuch dargestellt von J. F. L. George. XX u. 308 S. in 8.

Dieses Buch kam dem Ref. erst zu als er die im vorigen Jahrgange St. 204 erwähnte Abhandlung über denselben Gegenstand beendigt

ha e. Die Ursachen, wodurch die Ergebnisse der  
 b ersehtigten Untersuchungen gänzlich verschied-  
 ausgefallen sind, können zwar hier nicht alle  
 hnt werden: die wichtigsten aber sind diese.  
 nal beschränkt der Verf. sich auf die hebräi-  
 jen Feste so sehr, daß er seinen Blick über des-  
 n enge Grenze nicht erhebend, auch ohne alles  
 se Urtheil über Mosaisches oder Nichtmosai-  
 es bleibt. Dadurch ist dieß Werk sogar hin-  
 dem viel gründlicheren Versuche zurückgeblie-  
 welchen der vortreffliche Tübingische Ge-  
 lehrte Dr Baur schon zur Lösung der Frage über  
 die Art der hebräischen Feste gemacht hatte. So-  
 dann ist die Weise der geschichtlichen Forschung,  
 welche dieß Buch zeigt, ziemlich unfruchtbar.  
 Sie besteht darin, die ersten besten Gründe der  
 weiff noch gar nicht recht erkannten Erscheinung  
 aufzusuchen und wie sie zufällig dem Suchenden  
 entgegenkommen, als unzweifelbar fest zu halten:  
 wobei denn die wahren Gründe und der echte  
 Zusammenhang beynah überall verkannt, ja durch  
 as Hervorheben von Zufälligkeiten und beliebigen  
 Einfällen oft zurückgedrängt werden. Wollte  
 der Verf. z. B. noch einmal erwägen, was er  
 über das Verhältniß des Deuteronomium zu den  
 übrigen Büchern des Pentateuchs, oder über die  
 Bedeutung des Pascha meint, wollte er erst ge-  
 nauer untersuchen, ob man nach de Wette's  
 Weise von Genesis, Exodus, Leviticus, Nu-  
 meri als eben so vielen einzelnen, nach einander  
 entstandenen Büchern reden könne — er würde  
 wahrscheinlich vieles ganz anders betrachten. Zwar  
 führt der Verf. gewisse philosophische Worte z.  
 B. vom Abstracten und Concreten stets im Mun-  
 de; er rühmt sich auch in der Vorrede nicht we-  
 nig, von Rationalismus sich frey zu wissen:  
 aber die gerade zu dieser Sache, die der Verf.

abhandeln will, gehörige Philosophie fehlt, und was das ängstliche Rufen gegen Rationalismus betrifft, so weiß Ref. nicht, was der Verf. sich dabey gedacht hat. Sofern nämlich Rationalismus etwas Schlimmes seyn soll (und läugnet diese Möglichkeit gar nicht), so ist doch nur im Sinne von leerem Râsonneme oder vom Geschwätz zu verstehen, welches mit dem ersten besten Grunde begnügt ohne d. wahren zu haben: dann aber sehe mancher, sich rühmt, zu, ob er nicht in das Uebel, er entronnen seyn will, unverhofft gefallen sey. Leider ist eine Verwirrung der dahin gehörigen Begriffe jetzt, besonders von gewissen Gegenden Deutschlands her, so allgemein, daß dieß Buch nur ein neues Beyspiel davon gibt. Wer sich nur rühmt, in Bezug auf das N. T. nicht rationalistisch zu denken, glaubt alles Uebrige leicht hin abmachen zu können, und treibt bey dem Wahne Rationalismus im schlimmsten Sinne. Manche gewissenlose Schriftsteller (n. unsern Verf. rechnet Ref. dahin) glauben etw. ihnen unangenehmés, wogegen sie selbst nichts Vernünftiges sagen können, genug widerlegt oder vielmehr schände verhöhnt zu haben, wenn sie es rationalistisch nennen: zur Strafe sollten sie verurtheilt werden ein paar Jahre lang das bequeme Schmähwort gar nicht gebrauchen zu dürfen! — Die Darstellung würde durch mehr Schärfe und Bündigkeit gewinnen.

H. C.

---

Unter der Recension von Gumprecht's Beyträge zc. S. 639 ist das Zeichen \*\* zu setzen.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der zweyte Band  
auf das Jahr 1836.



---

Göttingen,  
gedruckt bey Friedrich Ernst Suth.



# Göttingische Gelehrte Anzeigen

volume: 1836

by unknown author

Göttingen; 1836

---

## Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: [gdz@sub.uni-goettingen.de](mailto:gdz@sub.uni-goettingen.de)

G ö t t i n g e r

## Lehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

69. Stück.

Den 2. May 1836.

C a l c u t t a.

Von dem Journal of the Asiatic Society Bengal haben wir das März-Stück des verflienen Jahrs erhalten. Die drey ersten kürzern Aufsätze in demselben beschäftigen sich mit Nachrichten über die Ruinen vormaliger Städte, wie von Simrum, der Hauptstadt des alten Reichs von Mitila an der Grenze von Nepaul, von Sarmath bey Benares, von Bahru unweit Patna, und Inschriften an noch vorhandenen Pfeilern, die sich auf den Cultus des Buddha beziehen, aber von keinem historischen Interesse sind, zufolge der vom Herrn von Kossel gelieferten Uebersetzung. Desto wichtiger aber ist der vierte Aufsatz, eine Beschreibung der Insel Socotra oder Socotora, vor dem Eingange des Arabischen Meerbusens, nicht nur als Bereicherung der Geographie, sondern auch in politischer Rücksicht, da dieselbe mit den jetzt

herrschenden Projecten in Beziehung auf die leichtere und schnellere Communication mit dem Britischen Indien in Verbindung steht, weshalb wir etwas länger dabey verweilen müsse

Die Insel liegt dem Cap Gardafui gegen über auf dem geraden Wege der Schiffahrt, von Suez nach Bombay, und beherrscht durch ihre Lage den Arabischen Meerbusen und den Eingang desselben. Sie mußte daher bey Wiederherstellung dieser alten Straße durch die Dampfschiffahrt nothwendig die Aufmerksamkeit der Engländer auf sich ziehen. Sie war aber, seitdem die Portugiesen sie verlassen hatten, so in Vergessenheit gerathen, daß man nicht einmal wußte wem sie gehörte. Es wurden daher von der Ostindischen Compagnie zwey Officiere hinüber geschickt, Capitän S und Lieutenant Wellsted, von denen der eine die Küsten und Häfen, der andere, von dem Bericht herrührt, das Innere untersuchen sollte. Die Insel, aus Granit bestehend, bildet ein Dreieck; die Länge  $71\frac{1}{2}$  Engl. Meilen, größte Breite  $21\frac{1}{2}$ . Die Küsten sind zum Theil mit Sand bedeckt; das Innere ist hügelig und fruchtbar. Das Clima ist nicht so heiß wie man erwarten sollte, sondern sehr gemäßigt. Die wichtigsten Naturproducte sind aus dem Pflanzenreiche Aloe und besonders der Drachensblutbaum. Aus dem Thierreiche Camele, Rindvieh, Esel, Schafe und Ziegen; von wilden Thieren die Tibetkatze. Das Innere ist von Arabischen Beduinen bewohnt, die von ihren Heerden leben, welche in den gebirgigen Theilen reiche Nahrung finden; die Küsten von einem Gemisch von Abkömmlingen von Arabern,

Arabicern, Indern, Portugiesen und andern. Die einzige Stadt, wenn man sie so nennen will, ist Tamarida, die andern Orte sind nur Dörfer. Die Beduinen wohnen in der Regel im Freien, wo man nicht unter Gezelten auszuweichen kann, in den Höhlen, welche ihre Gehege ihnen darbieten. Sie bereiten viele Butter (Shee\*), die auch ein Handelsartikel in dem Verkehr mit Mascate und Zanzibar ist, und die Stelle des Geldes vertritt. Sie tauschen dagegen Sklaven und Getreide ein. Die Insel gehört, aber nicht viel mehr als dem Namen nach, dem Sultan von Kisbin in Arabien, der jährlich einen Bevollmächtigten hinschickt, den Tribut zu erheben, der meist in Butter entrichtet wird. Der alte Sultan war blind; ein Verwandter von ihm, Abu Bakr, ward den Engländern als derjenige bezeichnet, der den meisten Einfluß habe. Aber dieser bekümmerte sich wenig um die Empfehlungsbriefe, die sich die Engländer von ihm verhofft hatten.

Nach öffentlichen Berichten wollten die Engländer die Insel von dem alten Sultan käuflich erwerben, und man kann nicht zweifeln daß der Handel zu Stande gekommen, da der Sultan wohl die Englischen Guineen der Butter vorziehen wird. Socotora wird dann ein Glied in der Kette der Stationen, die von London über Gibraltar, Malta, Alexandrien und Suez nach Indien reicht, und wird wohl nicht bloß als Depot von Steinkohlen für die Dampfschiffe dienen. Daß Alexandrien und Suez

\*) Der Arabische Name für die gereinigte Butter, die bey den Opfern gebraucht wird.

unter fremder Herrschaft stehen, ist freylich  
bequem; aber — wer weiß? — mit der  
findet sich auch wohl dafür Rath.

Hn.

## L e i p z i g.

Bey d. Gebr. Reichenbach: K. E. v. Kne-  
bel's literarischer Nachlaß und Brief-  
wechsel. Herausgegeben von K. U. Barnhagen  
von Ense und Th. Mundt. Erster Band, mit  
Knebel's Bildniß. 1835. LXIII und 264 Sei-  
ten in Octav.

Mit theilnehmender Trauer haben wir vor ei-  
niger Zeit den letzten gemüthsvollen Schriftsteller  
aus jenem das kleine Weimar so verherrli-  
chte Kreiße schöpferischer und talentbegabter Geiße  
abtreten sehen. Der Freund Göthe's, der Her-  
zogin Amalie und des Großherzogs Karl August  
v. Knebel, ist auch geschieden. Hier geben  
schätzbare Männer im Auftrage des Hrn Geh.  
Staatsministers v. Altenstein, der aus Pietät für  
Knebel die Herausgabe angeregt, die literarische  
Hinterlassenschaft des Abgeschiedenen in einer ge-  
ordneten Gestalt. Vorangeschickt haben wir seine  
Lebensbeschreibung, welche, von geschickter Hand  
entworfen, vortrefflich geeignet ist, von Knebel  
ein anschauliches Bild zu geben. Erkennt man  
auch bald, daß Knebel neben Göthe, Schiller,  
Herder und Wieland sehr in den Hintergrund tritt:  
so war er doch durch sein Talent des Umgangs,  
eine liebenswürdige Persönlichkeit und seinen zu-  
verlässigen biedern Character in jenen geweihten  
Kreissen bey der unvergeßlichen Amalie und ih-  
rem würdigen Sohne eins der beliebtesten Glie-

aber als Uebersetzer des Properz und vor-  
 lich des Lucrez verdient er auch literarischen  
 hm. Die anziehende Skizze seines Lebens  
 ß man in dem Buche selbst nachlesen. Sie  
 ält viel Wichtiges über die erwähnten großen  
 Männer und ihre Lebensgenossen. Nebenher  
 wird auch anderer Personen gedacht. Bezeichnende  
 Anekdote von Klopstock (S. XXV.), der in einer  
 Krankheit auf die Knie fiel und betete: Gott,  
 erhalte mich für Deutschland! Von Herder  
 wird streng, jedoch mit Umsicht geurtheilt; gewiß  
 vollkommen wahr ist, was die Vf. sagen: »er  
 würde bei Weitem mehr gewirkt haben, wenn er  
 nicht in eine beständige Empfindsamkeit seiner  
 Subjectivität verloren gewesen wäre. — Des  
 strengen Knebel Streit mit Göthe über die an-  
 zehnte Unsittlichkeit der Wahlverwandtschaften  
 ist merkwürdig; wobey die Vf. von diesem Buche  
 sagen, es sey der sittlichste aller Romane. Bey  
 urtheilung der Vorliebe Knebel's zu Lucrez  
 Hrgedicht von der Natur lassen die Vf. dann  
 auch einmal (S. XLI.) einen aus hegelscher  
 Grotte schallenden Drakelspruch dumpf und durch  
 Nebel herantönen und sagen — etwas Altes un-  
 ve ständlicher. — Von Knebel's Gelegenheitsge-  
 dichten ist sehr wahr gesagt, daß er es sich darin  
 sehr bequem gemacht und wenig Anstand getra-  
 gen, meistentheils das Allergewöhnlichste in Ge-  
 danken und Ausdruck zu geben. Dieß beurfun-  
 den denn auch viele der in diesem Bande enthal-  
 tenen Gedichte. — — So sind die Hymnen  
 (S. 1—16.) und Elegien (S. 17—32.) noch  
 lesenswerth; dagegen die vermischten Gedichte  
 (S. 33—104.) fast unter der Kritik; denn es  
 fehlt darin erstens an Poesie und zweitens an  
 Individualisierung und drittens an Diction; we-

der Schöpfergeist, noch Einbildungskraft, tiefes Gefühl, noch Sprachkunst ist darin entdecken. Man höre z. B. diese Verse, die geschrieben »Seelenverein«: »das ist des Mensch daß Seelen | Gemeinschaft hegen mit Seelen so bildet sich ein Reich | sittlicher Vollkommenheit. | Höher ist dieß Reich, als wann Herrscher | sich verbinden, der Erde weite Flächen | zu besetzen; denn der Geist dringt | in die Tiefe und die Höhe | u. Erträglich sind einige epigrammatische Gedichtchen.

Das Wichtigste ist die Brieffsammlung (v. S. 105 an), irrig Briefwechsel genannt; denn von Knebel's Sendschreiben und Antworten an die Verfasser dieser Briefe ist nichts aufgenommen. In hohem Grade anziehend sind die 51 Briefe des Großherzogs Karl August von Sachsen-Weimar an Knebel S. 109—182. Niemand wird sie ohne die wärmste Anerkennung des gediegenen Characterwerthes und der hohen, freyen Geistesbildung dieses wahrhaft großen Fürsten lesen. Wir erlauben uns die Bemerkung: ihn hatte Wieland gebildet! Vorzüglich enthüllt sich die edle Seele des fürstlichen Freundes in dem Briefe Nr. 10. S. 126 ff. Auch übersehe man nicht Nr. 39. S. 168 f. — Dann folgen 30 Briefe der Herzogin Amalie (sie unterschreibt sich »Amelie«); — welche uns diese Fürstin wieder noch genauer kennen lehren. Viel sehr hübsches steht darin. Merkwürdig war uns das kleine Postscript zu dem Briefe v. 7. Jan. 1801, in welchem sie von dem Erscheinen der Staël in Weimar redet: »die Staël hat einen sehr klaren Begriff über Göthe.« Wir können diesem Urtheile nicht beystimmen, wenn der von der Staël

in dem Werke über Deutschland niedergeschrie-  
 ben derselbe Begriff ist, welchen sie der Herzo-  
 g. geäußert hat. — Die 13 kürzern Schrei-  
 ben der Großherzogin Louise stehen gegen den  
 ungeschäftlichen Ton, welchen die beiden erstge-  
 nannten höchsten Personen gegen Knebel verneh-  
 men lassen, beträchtlich ab. Es folgen noch 16  
 anziehende Briefe von F. H. v. Einsiedel und 7  
 dergleichen von (dem nachherigen Fürsten Primas)  
 Karl v. Dalberg an Knebel. — Das Werk soll  
 dre Rände stark werden. Wir sehen den folgen-  
 den beiden mit Vergnügen entgegen.

W. M.

### E b e n d a s e l b s t.

Taschenbuch für vaterländische Ge-  
 schichte, herausgegeben von Joseph Frey-  
 sen von Hormayr. Siebenter Jahrgang  
 neuen Folge 1836. VIII und 520 Seiten  
 Octav.

An die frühern Jahrgänge dieses Taschenbuchs,  
 welche in diesen Blättern angezeigt sind, reiht  
 ich auch der dießjährige auf eine würdige Weise

Die Leser wissen schon daß, wenn gleich in  
 demselben das historische Moment vorherrscht, dieß  
 doch mit einer gewissen Abwechslung des Inhalts  
 und der Formen verbunden ist. So auch in dem  
 vorliegenden Jahrgange, aus dem wir nur auf ein-  
 nige der wichtigen Stücke aufmerksam machen  
 können. In den ersten 9 Nummern der 21,  
 welche das Taschenbuch enthält, wechseln kleine  
 prosaische und poetische Stücke miteinander ab;  
 letztere aus dem 16. Jahrhundert, unter denen  
 die Schlachtlieder von der Soltauer Haide und



von Sievershausen, das erste in niederdeutscher Sprache. Die 10. Nummer: Sagen und Legenden gibt in 25 Artikeln eine reiche Aussteuer an kurzen Erzählungen aus dem Mittelalter.

11. Nummer enthält eine ausführliche Beschreibung aber auch eine Geschichte von Hohenschwangau, Besizthum Sr k. H. des Kronprinz von Bayern; gleich merkwürdig durch seine Lage und Umgebungen, jetzt zum Lieblingsiz Sr k. H. eingerichtet. Mit einem Romanzenkranz von Eduard Duller. — Der 16. Artikel: Sitten und Gebräuche der Vorzeit, gibt Proben davon in 22 Artikeln, die man nicht ohne Belehrung und Unterhaltung lesen wird. Vorgesetzt dem Taschenbuche ist das Bildniß des Herausgebers; und es schließt mit einer Uebersicht seiner jetzt 40 jährigen Laufbahn als Schriftsteller; worauf wir besonders aufmerksam machen müssen. Sie gibt nicht nur eine Ansicht seiner eignen großen literarischen Thätigkeit während eines zugleich bewegten Geschäftslebens; — wir wollen nur die 20 Bände des Oesterreichischen Plutar aufmerksam machen; — sondern ist auch ein wichtiger Beytrag zu der Geschichte der Oesterreichischen Literatur in diesem Zeitraum; wo man ihn von einem Schriftsteller erwarten der mit den meisten literarisch wichtig gewordenen Männern dieses Zeitraums nicht bloß in Bekanntschaft, sondern auch größtentheils in engerer Verbindung stand.

Hn.

---

# G ö t t i n g e r G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

70. 71. Stück.

Den 5. May 1836.

---

G ö t t i n g e n .

Der Herr Hofchirurgus Dr L. Stromeyer in Hannover hat der K. Societät allhier den folgenden Aufsatz vorgelegt:

Ueber Combination motorischer und sensoriellet Nerventhätigkeit, oder über die Erweckung von Empfindungen durch Bewegungen; als Ergänzung der Lehre Marshall Hall's, von der Reversion der Bewegungen nach Empfindungen.

Man. In den Lehrsätzen, welche wir den Entdeckungen der neueren Physiologen verdanken, sind nur wenige geeignet das allgemeine Interesse der Aerzte so in Anspruch zu nehmen wie das von Marshall Hall ausgesprochene Theorem, daß die durch Reizung der Gefühlsnerven entstehenden Bewegungen nicht durch directe Verbindungen von Gefühls- und Bewegungs-Nerven erfolgen, sondern durch Vermittelung der Central-Organe des Nervensystems. Abgesehen von der Beweis-kraft der von dem trefflichen Englischen Physiologen angestellten Experimente, hat man um so

weniger Anstand genommen, die Wahrheit seiner Lehre anzuerkennen, da man sich durch Befolgung der Primitivfasern der Nerven überzeugen hatte, daß die scheinbaren Verbindungen der Nerven nur in einer Turtapposition bestehe. Anatomie und experimentierende Physiologie reich die sich auf diese Weise die Hand um die alte Lehre von den Sympathien zu stürzen. Betrachtet man Gehirn und Rückenmark als Vermittler zwischen den Gefühlseindrücken und den darauf folgenden Bewegungen, so sollte man glauben die Lehre von der Reflexion sey für die Pathologie von geringem Nutzen, weil auf diese Art jeder Gefühlsnerv mit jedem Bewegungsnerven in Verbindung stehe. Die Erfahrung lehrt aber, daß nur bey sehr gesteigerter Empfindlichkeit des Nervensystems auf örtliche Reize allgemeine Reactionen erfolgen z. B. Tetanus nach geringer Verwundung, und daß bey dem gewöhnlichen Zustande der Sensibilität die Reaction sich auf die Bewegungsnerven beschränkt, welche dem Gefühlsnerven in Hinsicht auf den Ursprung von den Centralorganen sehr nahe liegen, z. B. wie bey dem Lichtreiz die Pupille sich zusammenzieht durch Reflexion vom nervus opticus auf den oculomotorius. Durch genaues Studium der Geseze, nach welchen im gesunden Zustande diese Reactionen erfolgen, werden sich deshalb gewiß wichtige Resultate für die Pathologie ergeben und jedenfalls die bisher durchaus vagen Begriffe von den Sympathien aufgehehlt werden.

Der Verfasser dieses Aufsazes ist so glücklich gewesen durch Zufall und Nachdenken ein anderes Gesez der Nerventhätigkeit aufzufinden; welches für Physiologie und Pathologie so reiche Aufschlüsse verspricht, daß er keinen Anstand nimmt, dasselbe schon in seiner gegenwärtigen Gestalt

b Öffentlichkeit zu übergeben. In meinem  
 n Werke 'Ueber Paralyse der Inspirations-  
 muskeln' habe ich bereits die Vermuthung aus-  
 gesprochen, der bey der Coxalgie vorkommende  
 Schmerz rühre von der Zusammenziehung der  
 psoae und des iliacus her, welche nach dem  
 ersten Stadium stets bey diesem Uebel angetrof-  
 fen wird. Ich kam auf diese Idee durch Nach-  
 denken über den muthmaßlichen Zusammenhang  
 des nervus saphenus superior, als deutlichen  
 Sitz des Knieschmerzes, mit den Symptomen  
 der Coxalgie. Da sich der Knieschmerz sowohl  
 im Stadium der Verlängerung als auch in dem  
 der Verkürzung findet, so mußte derselbe von ei-  
 nem Symptom abhängen, welches beiden Sta-  
 dien gemeinschaftlich ist. Dieß ist die Beugung  
 Oberschenkels im Hüftgelenke. Also die fort-  
 währende Action der psoae und des iliacus als  
 Beugemuskeln des Oberschenkels. Ist diese Vor-  
 aussetzung richtig, so muß Knieschmerz unter al-  
 len Umständen vorkommen, welche eine anhal-  
 tende Contraction der psoae und des iliacus  
 hervorbringen. Außer der durch den Reiz eines  
 Entzündungsheerdes, wie bey der Coxalgie, be-  
 wirkten Zusammenziehung dieser Muskeln, konnte  
 ihre dauernde Verkürzung noch durch Lähmung  
 ihrer Antagonisten erregt werden. In Hinsicht  
 auf die Bewegung der Wirbelsäule sind der lon-  
 gissimus dorsi und sacrolumbalis die Antago-  
 nisten der psoae. In dem oben citierten kleinen  
 Werke habe ich einen Fall ausführlich beschrie-  
 ben, in welchem durch Lähmung der longissimi  
 dorsi und sacrolumbales eine bedeutende Lor-  
 dosis der Lendenwirbel entstanden war, deren  
 Einbiegung nach vorn natürlich nur durch be-  
 ständige Contraction der psoae erhalten wurde.  
 Dabey fand ein heftiger Knieschmerz, ohne ört-

lich sichtbare Erscheinungen Statt, der sich jetzt noch nicht völlig verloren hat.

In Hinsicht auf die Bewegung des Oberschenkels sind die glutaei vorzüglich als die Antagonisten der psoae und des iliacus zu betrachten. Ich bin so glücklich gewesen kürzlich auch Lähmung der glutaei zu beobachten. Madam N., etwa 50 Jahr alt, von guter Constitution, fiel im November 1835, indem sie in einem geschauerten Zimmer auf ein Stück Seife trat, mit der rechten Hinterbacke auf den Fußboden. Sie war nicht im Stande wieder aufzustehen; das rechte Bein konnte sie gar nicht bewegen, das linke während der ersten Tage ebenfalls fast gar nicht. Gefühlslähmung war von Anfang an nicht vorhanden. Nach 4 Wochen konnte das rechte Bein im Hüftgelenke wieder etwas wegt werden. Von da an zog sich in jeder Nacht die rechte Hüfte etwas in die Höhe und der Oberschenkel bog sich im Hüftgelenke, so daß das Bein am Morgen um 4 Zoll kürzer war. Wenn die Patientin sich alsdann auf das gesunde Bein stellte, so hatte sie das Gefühl als ob sich im Becken etwas abwickle, und ganz langsam bekam während dieses Gefühls das Bein die Länge des gesunden. Stehen konnte sie aber auch dann nicht, besonders weil, wie sie sagte, die Ferse nicht das Gefühl des Bodens habe, sondern scheinbar auf eine Springfeder oder eine mit Wasser gefüllte Blase trete. Von der Zeit an daß die Beugung im Hüftgelenke wieder möglich war und daß sich Nachts das Bein verkürzte, hatte die Patientin den heftigsten Knie Schmerz, der sie ihren übrigen Zustand fast ganz vergessen machte. Dabey war dem Anscheine nach das Knie unverändert. Im Februar 1836 wurde ich zu Rathe gezogen.

Wenn die Frau auf den gesunden Fuß trat, ergab es sich, daß sie auch den Fuß des gelähmten Beines ansehen konnte, doch versicherte gar nicht das Gefühl zu haben, als berühre Ferse den Boden. Beide Beine sind gleich lang, die Hüften und Trochanteren stehen an den Seiten in gleicher Höhe, das Hüftgelenk ist bey dem festesten Drucke nicht schmerzhaft; die Hinterbacke der leidenden Seite ist ganz schlaff, ihre Falte steht tiefer als an der gesunden Seite und die Patientin kann die glutaei nicht durch den Einfluß des Willens in Spannung versetzen, wie dieß sonst auch ohne Ortsbewegung möglich ist. Ebenso sind die an der hinteren Seite des Oberschenkels liegenden Muskeln so wie die Wadenmuskeln auffallend schlaff. Die Patientin kann schwache Bewegungen mit dem Oberschenkel machen, das Kniegelenk etwas beugen und den Fuß bewegen. Beym Versuche zu gehen fehlt Alles Kraftgefühl im rechten Beine. — Die bisherige Behandlung bestand besonders in inneren Reizmitteln und Einreibungen. Die Beurtheilung dieses Falles war nicht schwer. Der gänzliche Verlust aller Bewegungskraft des rechten Beines, so wie des linken in den ersten Tagen, war die Wirkung einer Commotion des Rückenmarkes. Die Folgen derselben verloren sich in einigen Wochen, aber es blieb noch die Lähmung zurück, welche in den glutaei durch Contusion und Commotion erzeugt war, so wie die unvollkommne Lähmung der von dem gequetschten nervus ischiadicus versorgten Muskeln. Die psoae und der iliacus internus konnten begreiflicher Weise nur durch Commotion gelähmt seyn, sie erholten sich zuerst. Ihre Thätigkeit, durch die glutaei nicht beschränkt, zog die Hüfte in die Höhe, bog den Oberschenkel im Hüftge-

lenke und erzeugte so den heftigen Knieschmerz. Meine Behandlung bestand in der Applicat von Zugpflastern nach dem Verlaufe des nerv. ischiadicus. Nach drey Wochen hatte die Haterbacke der leidenden Seite ihren natürlich Turgor wieder erlangt, so wie die Fähigkeit sich willkürlich zu contrahieren und der Knieschmerz spurlos verschwunden. Die nächtliche Verkürzung des Beins tritt nicht mehr ein, und selbst wenn Morgens der Oberschenkel im Hüftgelenke gebogen ist, so extendiert sich derselbe ohne das Gefühl von Abwickeln im Becken, also nicht bloß durch sein Gewicht, sondern durch die Mitwirkung der glutaei. Die Muskeln des ganzen Beins haben an Turgor gewonnen, doch gehorchen sie dem Einflusse des Willens noch nicht vollständig, denn bey Versuchen auf den rechten Fuß zu treten hat die Fußsohle nicht das Gefühl des Bodens unter sich. Indes deuten stiges Ameisenkriechen und leichte Zuckungen ganzen Gliede auf den baldigen völligen Wiedereintritt der willkürlichen Bewegung. Uebrigens hat die Patientin an der Fußsohle, wie an der ganzen Extremität, bey Berührungen dieselben Empfindungen wie an der gesunden, wenn sie also bey dem Auftreten den Boden nicht fühlt, so fehlt der Fußsohle nur diejenige Innervation der Hautnerven, welche die Folge von willkürlichen Muskelanstrengungen ist.

Es wäre noch ein Fall denkbar, in welchem Contractur der psoae und des iliacus entstehen könnte, ihre Lähmung an einer Seite. Die Erfahrung wird es lehren ob auch dieser Zustand Knieschmerz erregt; mir ist es jedoch wahrscheinlicher, daß sich dabey eher Schmerzen an einer andern Stelle der afficierten Seite zeigen würden; denn die Innervation der Extremitäten ist

Allgemeinen so getrennt daß dieselbe sich, da die Nerventhätigkeit dieser Seite in völliger Gleichgewichte bleibt, in den psoae der gesunden Seite wohl nicht so wesentlich vermehren würde, wie dieß der Fall seyn muß wenn Ursache und Wirkung an derselben Körperhälfte liegen, wie bey dem eben erzählten Falle.

Wäre der Satz völlig erwiesen, daß übermäßige Zusammenziehungen der psoae und des iliacus internus oder der psoae allein Knieschmerz erzeugen, so würde sich daraus der interessante Schluß ergeben, daß die Erregungen motiver Nerven gleichzeitige Erregungen sensibler Nerven herbeiführen, oder beym Exceß willkürlicher oder unwillkürlicher Bewegungen, Schmerzen. — Auf den ersten Anblick möchte man wohl geneigt seyn, den Zusammenhang von Contractur der psoae und Knieschmerz von mechanischer Zerrung herzuleiten; aber abgesehen davon, daß ihr rein mechanischen Erklärungen pathologischer Erscheinungen selten großes Zutrauen verdienen, sprechen dagegen erhebliche Gründe. Eine Zerrung am nervus saphenus superior kann wohl bey Beugung des Oberschenkels im Hüftgelenke nicht angenommen werden, sie würde viel eher bey der Extension eintreten. Bekanntlich aber nehmen bey der Coxalgie Knieschmerz und Beugung im Hüftgelenke stets in gleichem Verhältnisse zu, während Beugung den Schmerz vermindern müßte, wenn derselbe von Zerrung des Nerven abhängig wäre. Auch an Entzündung des nervus saphenus superior ist wohl nicht zu denken, am wenigsten in den Fällen wo Contractur und Knieschmerz die Folgen von Lähmung der Antagonisten der psoae und des iliacus internus waren. Wir sehen uns daher genöthigt eine mehr dynamische Ursache des Knieschmerzes



anzunehmen. Diese Betrachtung führte auf eine sehr einfache Weise zu der Vermuthung, daß die vermehrte Innervation der zu fortwährende Zusammenziehung gezwungenen Muskeln eine vermehrte centripetale Strömung in den ihr Bewegungsnerven zunächst verbundenen Gefühlnerven hervorbringe.

Wenn also nach der Lehre von der Reflexion<sup>e</sup> der Bewegungen nach Empfindungen es sich ergibt, daß durch Vermittlung von Gehirn und Rückenmark auf gewisse Empfindungen gewisse Bewegungen erfolgen, so ist der Inbegriff meines neuen Lehrsatzes 'daß gewisse Bewegungen durch Vermittlung von Gehirn und Rückenmark gewisse Empfindungen zur Folge haben.' Die Physiologen, welche erst eben die Lehre von der Reflexion haben anerkennen müssen, werden sich auf den ersten Anblick sehr an dieser neuen Lehre stoßen, indem sie voraussetzen scheint, daß in den Bewegungsnerven centripetale und in den Gefühlnerven centrifugale Strömungen Statt finden könnten. Diese Annahme würde aller Erfahrung und unzähligen Experimenten widersprechen. Es kommt aber nur auf die Art an, wie man sich die Erregung der verschiedenen Wurzeln motiver und sensibler Nerven denkt. So wie bey Beschleunigung des arteriellen Blutstromes auch in den Venen die Strömung schneller werden muß, so auch bey den Nerven. So wie die Thätigkeit des Herzens auf das Arterienblut propulsiv, auf das Venenblut attrahierend wirkt, so mag auch bey den Strömungen des Nervengeistes ein ähnliches Princip wirksam seyn, dessen Thätigkeit nach einer Seite hin nie verstärkt werden kann, sondern in sensibeln sowohl als in motiven Nerven gleichzeitig vermehrte Bewegungen erregt.

Damit will ich jedoch nicht gesagt haben, daß ich die Bewegung in den Nerven für circulirend hielt; theils spricht die Anatomie bis jetzt nicht für directe Verbindung verschiedenartiger Nervenfasern an ihren peripherischen Enden, theils das Beispiel des Knieschmerzes bey Contractur der psoae sehr dagegen, da man sich nicht wohl eine Circulation zwischen motiven Fasern, welche sich in jenen Muskeln verbreiten und sensiblen Fäden die am Knie sich ausbreiten, denken kann. Man denke sich aber z. B. die verbundenen Bewegungs- und Gefühlsnerven wie eine Schnur, welche über eine Rolle läuft, und an ihren beiden Enden ein gleiches Gewicht trägt, und die Rolle als den Punct, wo im Gehirn oder Rückenmarke diese Nerven auf einander wirken, so kann man sich eine Vorstellung davon machen daß, so wie jede Zerrung an irgend einem Puncte der Schnur nach derselben Richtung hin, doch die ganze Schnur in Bewegung versetzt, die centrifugalen Strömungen der Bewegungsnerven centripetale der Gefühlsnerven und umgekehrt die centripetalen der Gefühlsnerven centrifugale der Bewegungsnerven erregen müssen. Wenn sich mein Lehrsatz als richtig erweist, so würde Marshall Hall's Ausdruck Reflexion für die Reaction motiver Nerven auf Reizung sensibler, so bezeichnend er auch auf den ersten Anblick zu seyn scheint, sich dennoch als unpassend zeigen, da er, nach den bekannten Gesetzen der Bewegung des Nervenleibes in Bewegungs- und Gefühlsnerven, die Rückwirkung von Bewegungsnerven auf Gefühlsnerven auszuschließen scheint. Man wird sich schwerlich bewegen finden, den vagen Ausdruck Sympathie für diese Reactionen wieder aufzunehmen, da er zu sehr an den nervus sympathicus erinnert, durch

welchen man früher diese Erscheinungen zu erklären suchte. Bis dahin, daß irgend jemand einen bezeichnenderen Ausdruck ersinnt, welche die gegenseitigen Einwirkungen von motiven u sensibeln Nerven durch Vermittlung der Centrorgane anzeigt, schlage ich den Namen *Comnation motorischer und sensorielder Nerventhätigkeit* dazu vor. Es läßt sich damit keine bestimmte Idee in Hinsicht auf die Nervenströmungen verbinden und eben dadurch wird dem forschenden Geiste kein falsches Bild vorgeführt. Daß dem Englischen Physiologen ein solches zu definiertes Bild bey dem Ausdruck *Reflex* vorgeschwebt habe, möchte ich beynah behaupten, weil er sonst wahrscheinlich selbst auf die Untersuchungen hingeführt seyn würde welche ich gegenwärtig dem Publicum vorlege. Findet meine Idee Anerkennung, so möchte darin auch wohl der Beweis liegen, daß es mit der Consequenz in der Bearbeitung der Nervenphysik so gar weit noch nicht gediehen ist, wie Joh Müller zu glauben scheint, und daß ganz unabhängig von den bekannten Gesetzen der Nerventhätigkeit dem Beobachtungsgeiste noch ein weites Feld geöffnet ist.

Es wird begreiflicher Weise schwer fallen, durch Versuche an Thieren die Richtigkeit der Behauptung zu beweisen, daß jede Bewegung gewisse Empfindungen zur Folge habe, da man Gefühle nicht sehen kann. Auch bin ich überzeugt, daß die menschliche Pathologie mit der Zeit die beste Bestätigung dieser Lehre liefern wird, weil Menschen allein im Stande sind über ihre Gefühle sich deutlich auszudrücken.

Da die Sinnesnerven einen ähnlichen Gegensatz zu den Bewegungsnerven bilden wie die Gefühlsnerven, und die Erhöhung ihrer Reizbar-

mit eigenthümliche Erscheinungen darbietet, so ist es natürlich, daß ich auf diese zunächst meine Aufmerksamkeit richtete, um Beweise für einen Behrfaß zu suchen.

**S e s i c h t.** Die neueren Physiologen waren darin so ziemlich überein gekommen, daß Bewegungen der Pupille von dem Erregungszustande der Netzhaut abhängig seyen und daß der Lichtreiz wenigstens keinen directen Einfluß auf dieselben habe. Wenn die Pupille sich bey Berührungen mit der Staarnadel zusammenzieht, selbst nach künstlicher Erweiterung durch Belladonna, so theilt sie diese Eigenschaft, von mechanischen Reizen zur Zusammenziehung ange- regt zu werden, mit allen beweglichen Organen. Man betrachtete also bis jetzt die Pupille als den Barometer für die Reizbarkeit der Netzhaut und ihrer Reaction gegen den Lichtreiz. Herr Prof. Joh. Müller (Handbuch der Physiologie S. 764) hat diese Ansicht kürzlich zu erschüttern gesucht, indem er durch Experimente zu beweisen sich bemüht, daß der Wille unabhängig von der Mitwirkung der Netzhaut auf die Pupille wirken könne. Indem man nämlich ein Auge verschließt und das andere ganz nach innen, nach der Nase zu, dreht, verengt sich die Pupille. Sie erweitert sich, wenn man das Auge nach der entgegengesetzten Seite, nach außen wendet. Die Verengerung der Pupille ist am stärksten wenn man die Axen beider Augen stark conver- giren läßt. Wird das eine Auge nach außen, das andere nach innen gestellt, so bemerkt man keine auffallende Veränderung der Pupille. Die Pupille wird eng, wenn man das Auge nach oben und einwärts stellt, also den musculus ob- liquus inferior wirken läßt. Je mehr die Au- gen parallel stehen, desto weiter wird die Pupille.

Herr Professor Müller erklärt die Verenge der Pupille bey Bewegungen, welche vom *musculus rectus internus* und *obliquus inferior* ausgeführt werden dadurch, daß dieselben vom *oculomotorius* versorgt werden und daß dieß Nerv auch die Bewegungen der Pupille reguliere, während der *musculus rectus externus*, das Auge nach außen stellt, vom *abducens* versehen wird. Indem der Wille nun auf den vom *oculomotorius* versorgten Muskeln wirke, strecke sich sein Einfluß gleichzeitig auf die Pupille, was bey Bewegungen des *rectus externus* wegfallt. Diese von Müller beobachteten Erscheinungen haben ihre volle Richtigkeit, die von ihm gegebene Erklärung derselben ist aber falsch; wie sich leicht beweisen läßt. Der *levator palpebrae superioris* wird nämlich ebenfalls vom *oculomotorius* versorgt und dessen ungeachtet wird die Pupille sehr weit, wenn man das Auge willkürlich recht weit öffnet. Das Engwerden der Pupille bey Anstrengungen des *rectus internus* und des *obliquus inferior* muß daher wohl einen andern Grund haben als den Einfluß des Willens auf den *oculomotorius*. Oder sollte für einen Zweig desselben ein Satz gelten der für den andern nicht gelten kann? Auch wird man bey Wiederholung der Müllerschen Experimente finden, daß auf die dabey eintretende Verengerung der Pupille das Licht einen so großen Einfluß hat, daß dieselbe in der Dämmerung fast gar nicht bemerkt werden kann, während die Erweiterung der Pupille bey der Abduction allerdings sehr beträchtlich wird. Auch macht es einen großen Unterschied ob man während des Experiments einen Gegenstand fixiert oder nicht. Im ersten Falle ist die Pupille stets enger. Dieß Alles müßte wegfallen, wenn die

Bewegung der Pupille gewissermaßen willkühr-  
 wäre. Die bisherige Lehre von der Abhän-  
 gigkeit der Bewegungen der Iris vom Lichtreiz  
 ist also noch nicht erschüttert worden, und man  
 wird wie bisher den Zustand der Pupille als  
 Maßstab der Erregung des Sehnerven betrachten  
 können, wenn man Müller's Experimenten nur  
 eine veränderte Deutung gibt. Es ist nun eine  
 bekannte Sache, daß man durch Reizung der  
 Augenlider das Auge lichtschou machen und die  
 Pupille verengern kann, weshalb jetzt z. B. kein  
 Augenarzt mehr den Pellier'schen Haken unter  
 das obere Augenlid bringt, sondern denselben  
 am Rande des Tarsus in eine Falte der Haut  
 des oberen Augenlides einsetzt. Manche halten  
 selbst dieß für nachtheilig und ziehen es vor, das  
 obere Augenlid von den Fingern eines geschick-  
 ten Assistenten halten zu lassen, indem derselbe  
 mit den Fingerspitzen die Wimpern gegen den  
 Orbitalbogen andrückt. Diese bekannte Thatsache  
 veranlaßte mich zu folgendem Experimente. Ich  
 ließ einer Taube mittelst zweyer Pincetten die  
 beiden Augenlider festhalten und gelinde knei-  
 pen. Das Thier zog dabey die Nickhaut über  
 das Auge, indem sich gleichzeitig die Pupille ein  
 wenig zusammenzog. Das Thier machte jedoch  
 gar keinen Versuch die Augenlider, welche fort-  
 während gehalten wurden, zu schließen, ver-  
 muthlich weil es sich bewußt war, daß dieselben  
 ganz in der Gewalt der Pincetten sich befanden,  
 und weil die Bewegung der Nickhaut ihm genügte.  
 Jetzt faßte ich mit einem Beer'schen Hälch-  
 chen die Nickhaut und zog dieselbe völlig zurück, so daß  
 das Thier dieselbe nicht bewegen konnte. Da-  
 bey veränderte sich die Pupille gar nicht. So  
 wie ich aber mit dem Anziehen des Hälchens et-  
 was nachließ, so daß das Thier merkte, daß es

sich der Nickhaut wieder etwas bedienen konnte, so zog es dieselbe mit großer Lebhaftigkeit und gleichzeitig verengerte sich die Pupille sehr bedeutend. Die Anstrengung des Thieres die Nickhaut zu bewegen coincidierte vollständig mit der Verengung der Pupille. So wie ich mich wie zuvor mittelst des Häkchens der Nickhaut bemächtigte, hörte die Zusammenziehung der Pupille sogleich auf. Bey Wiederholung des Experiments ergab sich immer das gleiche Resultat. Nun wird aber die Nickhaut vom nervus abducens versorgt, es kann also von einem directen Uebergange des Willenseinflusses auf die Iris gar nicht die Rede seyn. Die Reizung der Gefühlsnerven der Augenlider und der Nickhaut vom 5ten Paare kann auch nicht Ursache der Pupillenverengung seyn, sonst würde dieselbe sogleich eingetreten seyn und nicht erst bey willkürlichen Anstrengungen des Thieres. Auch ist es bekannt, daß Reizung des 5ten Paares die Pupille nicht verengt. Auch verengt sich bey Staaroperationen die Pupille erst dann, wenn der Operateur unvorsichtiger Weise die Iris berührt und selbst die unruhigsten lichtscheuesten Augen werden ganz ruhig, wenn der Einstich geschehen ist und der Patient sich bewußt ist, daß sein Auge in der Gewalt des Operateurs sey. Jeder Versuch der Bewegung fällt von dem Augenblicke an weg, das Auge folgt willenlos den Bewegungen der Nadel. So kann man, in der Absicht Splitter aus der Hornhaut zu ziehen, die Conjunctiva des Augapfels mit der Pincette fassen. Geschieht dieß mit Geschicklichkeit, so wird das Auge dadurch ganz ruhig, füllt sich nicht einmal mit Thränen, und die Pupille wird nicht enger. In der von Gräfe'schen Klinik in Berlin habe ich dieß häufig genug gesehen. Also nicht die Reiz-

zung der Gefühlsnerven des Auges macht das-  
 lich lichtschou, sondern die Anstrengungen es zu  
 bewegen erhöhen die Reizbarkeit der Netzhaut.  
 Müller's Erklärung seiner eigenen Experimente  
 weist sich demnach als unrichtig, da die An-  
 regung der Nickhaut, welche vom abducens  
 versorgt wird, die Pupille eben so wohl vereng-  
 tet, als die Bewegung der vom oculomotorius  
 versorgten Muskeln. Man könnte dagegen  
 vielleicht den Einwurf machen, die Taube drehe  
 bey Bewegungen der Nickhaut den Augapfel nach  
 innen und oben durch Wirkung der vom oculo-  
 motorius versehenen Muskelfasern, aber theils  
 hätte man diese Bewegung sehen müssen, theils  
 wäre das Thier daran nicht durch das Festhalten  
 der Nickhaut verhindert worden. Die Zusam-  
 menziehung der Pupille erfolgte aber nur wenn  
 das Thier die Nickhaut anstregte, nicht vorher  
 oder nachher.

Der Grund übrigens, warum bey Bewegun-  
 gen nach innen sich bey Menschen die Pupille  
 zusammenzieht, ist wohl nicht schwer zu finden.  
 Die Irritabilität der vom oculomotorius ver-  
 sehenen Muskeln ist offenbar größer, als die der  
 übrigen, welche vom trochlearis und abducens  
 versehen werden. So wie daher im Schlafe die  
 Glieder der Wirkung der stärkeren Beugemuskeln  
 folgen und halb gebogen sind, so wird durch die  
 vom oculomotorius versorgten Muskeln wäh-  
 rend des Schlags das Auge nach oben und in-  
 nen gewandt. Da zum deutlichen Sehen beide  
 Augen gebraucht werden sollen, die convergie-  
 renden Bewegungen derselben also die häufigsten  
 und fast fortwährenden sind, so ist diese Verstär-  
 kung der Muskeln, welche das Auge nach innen  
 richten, eben so nützlich als nothwendig. Die



Abduction des Auges dagegen ist selten erforderlich, da wir, um deutlich zu sehen, den Kopf nach dem Gegenstande hinwenden, wenn derselbe seitwärts liegt. Es tritt sodann gleich wieder ein beträchtliches Convergiereu beider Augen ein. Auch zweifle ich nicht daran, daß man, nach den täglichen Beschäftigungen eines Menschen, die Veränderungen der Pupille bey Bewegungen des Auges verschieden finden wird. So ist es z. B. nicht auffallend wenn ein Gelehrter, wie Herr Prof. Müller, der sich beständig mit den feinsten Untersuchungen beschäftigt, bey Abduction des Auges eine sehr enge Pupille zeigt. Seine täglichen Beschäftigungen veranlassen ein beständiges Convergiereu der Augen, wobey die Irritabilität des abducens sich sehr vermindern muß. Bey Landleuten ist dieß Verhältnisß gewiß ganz anders. Auch sollte man darüber bey Leuten Versuche anstellen, die in früher Jugend ein Auge verloren haben. Also nach meiner Ansicht erweitert sich die Pupille bey der Abduction wegen der geringeren Irritabilität des musculus abducens. Die geringere Muskel-Anstrengung hat eine geringere Erregung der Netzhaut durch Combination motorischer und sensorischer Nerventhätigkeit zur Folge. Der Lichteindruck wird also schwächer empfunden und die Pupille wird weiter. Die Erweiterung der Pupille bey dem weiten Deffnen der Augenlider ist ebenfalls nicht schwer zu erklären.

(Die Fortsetzung im folgenden Stück.)

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e   A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

72. Stück.

Den 7. May 1836.

---

G ö t t i n g e n.

Fortsetzung des von dem Herrn Hofchirurgus Dr. L. Stromeyer in Hannover der K. Societät allhier vorgelegten Aufsatzes.

Bekanntlich hat das untere Augenlid keinen herabziehenden Muskel, sondern beym Oeffnen des Lides drängt der levator palpebrae superioris den bulbus etwas aus der Orbita hervor, und so wird das untere Augenlid niedergedrückt. Strengt man nun den levator palpebrae superioris übermäßig an, so müssen sämtliche übrigen Augenmuskeln erschlafft werden, um das Auge aus der Orbita hervortreten zu lassen. Da auf diese Weise nur ein einziger Augenmuskel sich in Thätigkeit befindet, so muß begreiflicher Weise die Erregung der Netzhaut viel geringer seyn als wenn sämtliche Augenmuskeln sich in einem mittlern Grade von Spannung befinden. Auch ist bey gewaltsamem willkührlichen Aufreißen der Augenlider die Empfindlichkeit für Gesichtseindrücke, selbst bey gemäßigt

tem Lichte, viel schwächer, man sieht undeutlich, und manche Menschen können bekanntlich bey gewaltsamem Aufreißen der Augen in die Sonnenscheibe sehen, während dieß bey halb geöffneten Augen unmöglich ist. Ein fernerer Beweis von dem schwachen Einflusse des Willens auf den musculus abducens liegt auch darin, daß wenige Menschen im Stande sind beide Augen gleichzeitig zu abducieren, während convergirende Bewegungen jedem leicht werden. Da wir bey neugeborenen Kindern gewöhnlich ein dem Schielen ähnliches unregelmäßiges Bewegen der Augen antreffen, so ist es wahrscheinlich, daß erst die Gewohnheit Gegenstände zu fixieren ein gewisses Verhältniß in die Irritabilitäts-Außerungen der Augenmuskeln bringt, wodurch die Abductoren überwiegend werden. Das Schielen selbst liefert einen interessanten Beleg zu meiner Ansicht, daß die Sensibilität der Netzhaut mit der Thätigkeit der Augenmuskeln in Verbindung stehe. In den meisten Fällen ist das Schielen offenbar die Folge von Krampf einzelner Augenmuskeln und zwar am häufigsten in denjenigen, welche vom oculomotorius versorgt werden, in welchen auch im gesunden Zustande die Irritabilität größer ist, als in ihren Antagonisten. Aus demselben Grunde ist ja auch der Klumpfuß bey weitem häufiger als die ihm entgegengesetzte Deformität, weil die Wadenmuskeln und der musculus tibialis posticus auch im gesunden Zustande stärker sind als ihre Antagonisten. Solche schielende Augen sind nun immer in hohem Grade lichtscheu, wenn dieselben zum Sehen benutzt werden sollen und der Patient dieselben auf einen Gegenstand richtet; so daß, wenn man das gesunde Auge zubindet das franke sich mit Thränen füllt, in einem Meer von Licht zu schwim-

men scheint, während die Pupille sich verengert. Man anfangs das Zubinden des gesunden Auges zu lange fort, so bekommen die Leute Schwindel, Kopfschmerz, selbst Erbrechen. Man ist sich daher genöthigt das Zubinden des gesunden Auges allmählich immer etwas länger wehren zu lassen, um diesen Wirkungen einer zu hoch gesteigerten Sensibilität der Netzhaut zu entgehen. Es ist dieß ein schlagendes Beyspiel von der Combination motorischer und sensorischer Nerventhätigkeit in ihrem Exceß, als Krampf und Hyperästhesie, die man in einem Gefühlsnerven Neuralgie nennen würde. Ich glaube nicht daß die Ophthalmologen darüber in Ungewißheit seyn werden, von wo aus hier der erste Impuls erfolge, von dem motiven oder dem sensibeln Nerven. Man hat das Schielen stets als ein Muskelleiden betrachtet.

Ein ähnlicher Zusammenhang zwischen einem Muskelleiden und Hyperästhesie der Netzhaut findet sich bey der scrophulösen Augenentzündung. Es gibt wenige Augenkrankheiten, bey welchen die Lichtscheu größer wäre, als bey dieser, und dennoch liegen die organischen Veränderungen, welche die scrophulöse Entzündung herbeiführt, fast nur in den Augenlidern und die tieferen Theile des bulbus nehmen gar keinen Antheil daran. Nach Jahre langer Lichtscheu sehen wir daher nicht selten erst diese Augenentzündung weichen, ohne etwas anders zu hinterlassen als einige oberflächliche Verdunkelungen der Hornhaut, aber niemals Amaurose, wie man dieß erwarten müßte, wenn die Lichtscheu von etwas anderem als dynamischen Verhältnissen abhinge. Man hat diese sonderbare Lichtscheu bis jetzt nicht genügend zu erklären gewußt. Der oben angeführte Versuch an der Taube gibt den Schlüssel

dazu. Wenn Reizung der Augenlidmuskeln zu heftigen Zusammenziehungen, die Netzhaut barer und die Pupille enger macht, so muß dem Augenliderkrampfe, wie er bey der scroph lösen Augenentzündung vorkommt, die Reizbarkeit der Netzhaut auf das höchste gesteigert sey. Es ist eine Untersuchung, die nicht hierher hört, ob dieser Augenliderkrampf durch Deposition scrophulöser Tuberkelmassen in die Drüsen der Augenlider und die dadurch erfolgende Reizung des orbicularis entstehe; der Augenschein lehrt, daß Krampf und Lichtscheu dabey einander fortwährend ins Leben rufen, bis die materielle Ursache gehoben ist. Auch hier wird niemand darüber in Zweifel seyn, von woher der erste Anstoß erfolge, vom motiven oder vom sensibeln Nerven, alle Zufälle sprechen allzu deutlich dafür, daß die Reizung von den Augenlidern aus gehe. Wenn überall einmal der Grundsatz der Rückwirkung von Bewegungsnerven auf Gefühlsnerven anerkannt ist, so wird man denselben um so leichter für den facialis als Bewegungsnerven des orbicularis palpebrarum und den Sehnerven gelten lassen, da die Reaction der Augenlider bey Gesichtseindrücken, welche dem Auge Gefahr drohen, so leicht zu beobachten sind. Ist diese rasche Zusammenziehung der Augenlider bey solchen Gelegenheiten dem Auge zum Schutze gegeben, so ist auch die Reaction des facialis auf den Sehnerven gewiß nicht ohne physiologische Bedeutung, und es dient die nächtliche Action (denn als solche ist seine Zusammenziehung doch zu betrachten) des orbicularis vielleicht mit dazu, die durch die Anstrengungen während des Tages erschöpfte Reizbarkeit der Retina durch sanfte Strömungen des Nervengeistes wieder herzustellen. Denn nicht

te Ruhe, sondern die Fortdauer gelinder Reize stellt die gesunkene Sensibilität wieder her. So läßt man bey Blasenlähmung nicht während den Urin ablaufen, sondern nur von Zeit zu Zeit, damit derselbe, als fortwirkender die Reizbarkeit der Blase wieder herstelle. Es ist bekannt, daß bey manchen Menschen die nächtliche Zusammenziehung der Augenlider einen krampfhaften Character annimmt und daß sie des Morgens bey dem Erwachen fast eine Viertelstunde gebrauchen, ehe sie die Augen nach langem Reiben öffnen können. Es sind mir Personen mit etwas entzündeten Augenkrändern bekannt, welche, wenn sie mitten in der Nacht geweckt werden, vor Lichtscheu und Krampf der Augenlider eine halbe Stunde lang wenig oder gar nichts sehen können. Diese Excesse der nächtlichen Nerventhätigkeit müssen natürlich ihren Grund in den physiologischen Verhältnissen der Augen und ihrer Pulsorgane haben.

Aus diesen von der Physiologie und Pathologie gelieferten Daten ziehe ich nun folgende Schlüsse. Die Reizbarkeit der Netzhaut steht in genauer Verbindung mit der Irritabilität der Augenmuskeln. Je stärker sich die letztere äußert, desto reizbarer wird die Retina. Es ist daher höchst wahrscheinlich, daß die Augenmuskeln nicht bloß den mechanischen Zweck haben, dem Auge die in optischer Hinsicht vortheilhafteste Stellung zu geben, sondern auch durch den Grad ihrer Spannung diejenigen Abstufungen von Sensibilität der Retina hervorzubringen, welche die Entfernung des Objectes und dessen Beleuchtung gerade erfordern. Mit dieser Ansicht stimmt der Umstand völlig überein, daß sich bey jedem an-

gestrengten Sehen die Pupille verengert, man nun mit beiden oder mit einem Auge Gegenstand genau betrachten, mögen die... dabey convergieren oder das eine Auge versch... sen seyn und das sehende sich mehr in Abductio befinden. Wenn daher auch ein von allen Muskeln entblößter Augapfel noch für Gesichtsdruücke empfänglich seyn mag, so ist derselbe... denfalls des deutlichen Erkennens eines Gegenstandes nicht mehr fähig, weil dazu die Erhöhung der Sensibilität der Retina durch Muskelanstrengung gehört. Wenn wir daher den unbestimmten Eindruck, welchen ein in unserm Gesichtsfelde liegender Gegenstand macht, in einen deutlichen verwandeln wollen und unsere Aufmerksamkeit darauf richten, so heißt dieß nichts weiter als: unsere Willenskraft bringt diejenigen vermehrten Strömungen in den Bewegungsnerven der Augenmuskeln hervor, welche erforderlich sind um die damit combinirten centripetale Strömungen von der Netzhaut zum Gehirne veranlassen, welche zum klaren Erkennen des Gegenstandes erforderlich sind. Auf diese inneren Willkühr stehenden Abstufungen der Sensibilität der Retina beschränken sich bey dem Menschen wahrscheinlich die sogenannten motus oculi interni, von denen man schon so viel geschrieben hat, ohne eine klare Ansicht zu Tage zu fördern. Wenn diese inneren Bewegungen bey manchen Thieren, z. B. den Raubvögeln, wirklich Statt finden, so beschränkt sich bey den meisten Fischen doch vermuthlich der Muskel-Apparat ihrer unbeweglichen Augen auf den Einfluß, welchen derselbe auf die Reizbarkeit der Retina hat. Dieser Einfluß der Augenmuskeln ist den Fischen um so nothwendiger, da ihnen der nervus fa-

cialis fehlt. Kurzsichtige Menschen haben be-  
 sonders die Gewohnheit, wenn sie etwas genau  
 wollen, die Augenlider halb zuzukneifen.  
 Man hat diese Gewohnheit für etwas ganz un-  
 zurechnend gehalten, so wie die Physiologen über-  
 haupt geneigt sind, Erscheinungen, deren Grund  
 noch nicht am Tage liegt, für zufällig zu erklä-  
 ren; der Zusammenhang des facialis als Bewe-  
 gungsnerve des orbicularis palpebrarum mit der  
 Retina erklärt diese alltägliche Erscheinung voll-  
 ständig, das Contractionspiel des orbicularis  
 soll den übrigen Augenmuskeln zu Hülfe kommen,  
 um die Retina reizbarer zu machen.

Es ist ein sonderbarer Mangel an Harmonie  
 zwischen Physiologie und Pathologie, daß die  
 Aerzte aller Farben von Erhöhung der Sensibili-  
 tät reden und schreiben, und daß man sich bis  
 jetzt noch nicht einmal darüber verständigt hat,  
 ob diese Erhöhung der Sensibilität nur durch  
 Krankheitsreize erfolgen könne, oder auch durch  
 Prozesse des gesunden Lebens und vielleicht  
 natürlich geschehen könne. Hieran sind aber  
 die Physiologen mehr Schuld als die Aerzte, denn  
 sie sollten sich mit ihren Forschungen mehr an  
 die Pathologie anschließen, anstatt dieselbe zu  
 Gunsten der vergleichenden Anatomie und expe-  
 rimentierenden Physiologie zu vernachlässigen.  
 Die physiologischen Arbeiten würden dadurch an  
 allgemeinerem Interesse für das ärztliche Publi-  
 cum sehr gewinnen, während sie jetzt häufig eine  
 widerwärtige Lectüre gewähren durch die häufigen  
 Erzählungen qualvoller Vivisectionen. Die Eng-  
 lischen Physiologen haben in dieser Hinsicht einen  
 großen Vorzug vor den deutschen, vermuthlich  
 aus dem Grunde, weil sie sich nicht wie unsere  
 Landsleute der Praxis ganz entziehen um ihren



physiologischen Untersuchungen zu leben. Wenn diese Herren doch bedenken wollten, daß die wichtigsten physiologischen Entdeckungen von praktischen Aerzten und Wundärzten gemacht sind! — Wenn Joh. Müller, Handb. d. Ph. S. 671 sagt, nur die physiologischen Vorgänge der Entzündung knüpften die Chirurgen an die Physiologie, so hatte er vielleicht vergessen, daß Charles Bell ein Chirurg ist.

**G e h ö r.** Bey vielen Thieren ist das Gehörorgan mit einem bedeutenden Muskelapparate versehen, der nach den bisherigen Ansichten bloß den, freylich sehr begreiflichen Zweck hat, diejenigen mechanischen Veränderungen zu veranstalten, welche in acustischer Hinsicht angemessen sind, das Ohr nach der Gegend zu richten woher der Schall kommt u. Dieser Muskelapparat ist immer um so vollkommener, je weniger leicht der Kopf nach allen Seiten bewegt werden kann, und fehlt daher den meisten Vögeln, weil er bey ihnen durch die große Beweglichkeit des Kopfs ersetzt wird. Auch das menschliche Ohr ist einer beträchtlichen Anzahl von Muskeln versehen. Aber es ist eine große Ausnahme wenn dieselben für sich allein bewegt werden können. Selbst wenn sie es können, ist davon in mechanischer Hinsicht kein Vortheil zu erwerben, auch findet man nicht daß solche Leute die Ohren bewegen, wenn sie aufmerksam zuhören. Es wäre eine lächerliche Behauptung wenn man sagen wollte, die Natur habe diese Muskeln zum Späße erschaffen. Solche Späße sollte man nirgends bey dem Meisterstücke der Schöpfung, dem Menschen, voraussetzen. Nach meiner Ansicht hat die Natur dem menschlichen Ohre nur deshalb keine äußern Muskeln gegeben, um zu diesem Theile eis

ne größere Anzahl motiver Nervenfasern gelangen zu lassen, durch welche wir in den Stand gesetzt werden, willkürlich die centripetalen Strömungen des Gehörnerven zu vermehren, indem wir auf die Bewegungsnerve wirken. Ein Neben Zweck besteht unstreitig auch darin, daß diese Muskeln das Ohr in seiner Lage und Spannung erhalten, weshalb sie denn auch so angeordnet sind daß ihre Wirkungen sich neutralisieren, wenn sie gleichzeitig Statt finden. Mit der eben geäußerten Ansicht stimmt die Erfahrung überein, daß man Hunden die Ohren abschneiden kann, ohne merklich der Schärfe ihres Gehörs zu schaden. Wenn ihre Aufmerksamkeit rege gemacht wird, so bewegen sie die kleinen Stümpfe die man ihnen gelassen hat, und erreichen so einen Hauptzweck dieser Musculatur, Beschleunigung der Strömungen im nervus acusticus zum Gehirne.

Wenn man den beträchtlichen Muskelapparat

Auges mit dem des Ohres vergleicht, so wird

leicht zugeben daß die kleinen Muskeln für die Bewegung der Ohrknöchelchen und des Trommelfells zu dem Zwecke nicht wohl genügen können den Gehörnerven reizbar zu machen, daß man zu diesem Zwecke auch wohl die Muskeln des äußern Ohres in Anspruch nehmen muß. Auch lehrt ja die Erfahrung daß die Ohrknöchelchen und das Trommelfell verloren gehen können, ohne daß Taubheit entsteht.

Bekanntlich werden die äußern Ohrmuskeln ebenfalls zum Theil vom nervus facialis versorgt, und der Zusammenhang dieses Nerven mit dem Gehör ist überhaupt so genau, daß schon der Ausdruck des Gesichtes den Harthörigen verräth, durch die eigenthümliche Spannung der

**Gesichtsmuskeln.** Hestige Anstrengungen jeder Art drücken sich in den Gesichtszügen aus, und es ist sprichwörtlich bekannt, daß Gefahr die schärfste. Die scheinbar nutzlosen Mitbewegungen des Gesichtes bey Anstrengungen möchten deshalb auch wohl nicht ohne Nutzen seyn, wenn die Erregung des facialis im Stande ist, die Reizempfänglichkeit der Nethhaut und des Gehörnerven zu steigern.

Eine der häufigsten Taubheiten ist die rheumatische, die man bis jetzt nur durch die Entzündung und deren Folgen für das innere Ohr erklärt hat. Mir scheint der Rheumatismus des Ohrs, der doch vorzüglich wohl muskulöse und fehnige Theile befällt, in mancher Hinsicht der rheumatisch catarrhalischen Augenentzündung vergleichbar, die mit heftiger Lichtscheu verbunden ist, ungeachtet nur die äußeren Theile d. Auges leiden. Die rheumatische Reizung der Ohrmuskeln bringt anfangs Hyperästhesie des Gehörnerven hervor, Ohrenklingen und Sauf bey häufiger Wiederholung desselben Processes Erschöpfung, Torpor. Diese Idee kann nicht ohne Folgen für die Praxis bleiben, da sie lehrt daß man, um auf den nervus acusticus zu wirken, die Verbreitung des facialis und des auricularis magnus in Anspruch zu nehmen habe, und darauf beruht auch ohne Zweifel die Wirksamkeit mancher Heilmethoden, z. B. der Qualmbäder, Kräuterkissen zc., vielleicht auch der Nutzen des Galvanismus zc.

**G e s c h m a c k.** Zur deutlichen Perception feiner Ingredienzen sind Bewegungen der Zunge durchaus erforderlich, wenn dieselben flüssig sind. Für gewöhnlich hat man keine Empfänglichkeit für den Geschmack des Speichels, durch einige

Bewegungen mit der Zunge kann man stets den Geschmack desselben erhalten, selbst dann, wenn die Zunge dabey das Innere der Mundhöhle nicht berührt, also kein mechanisches Einreiben Statt findet, wodurch man die deutlichere Perception erklären könnte. Der Geschmack einer Flüssigkeit, wie Thee z. B., wird nicht wahrgenommen, so lange man dieselbe ruhig im Munde hält, selbst nicht bey der ersten Berührung der Zunge, wenn man sich zwingt dieselbe dabey ganz ruhig zu halten. Erst bey Bewegungen schmeckt man wirklich. Bey scharfen Ingredienzen ist dieß freylich anders, indef, wenn von dem Grade der Reizempfänglichkeit des Geschmacksnerven die Rede ist, darf man nicht mit Colozquinten Versuche anstellen. — Vielleicht ist hier auch des Eindruckes Erwähnung zu thun, welcher durch Galvanismus auf die Zunge machte, indem er einen sauern Geschmack erregt, was vielleicht davon herrührt, daß der Galvanismus durch Reizung der Bewegungsnerven der Zunge eine Hyperästhesie des Geschmacksnerven erregt, wodurch der Speichel sauer zu schmecken scheint. Um recht deutlich zu schmecken muß die Substanz nicht fortwährend mit der Zunge in Berührung bleiben, Flüssigkeiten werden deshalb meistens mit Luft vermischt, um sie deutlich zu schmecken. Höchst merkwürdig sind die abweichenden Ansichten der Physiologen über die Bestimmung der Zungennerven, und es scheint mir darin gerade der Beweis der bedeutenden Reaction zu liegen, welche sie auf einander haben. Die Untersuchungen des Professor Panizza aus Pavia (London medical Gazette September 1835. p. 848) sprechen entschieden dafür, daß der hypoglossus Bewegungsnerv, der lingualis Gefühlsnerv, und

der glossopharyngeus Geschmacksnerv sey. Nach meiner Ansicht ist die Reaction dieser drey Nerven auf einander folgende. Der linguafibrilals Gefühlsnerv macht die Gegenwart der zu schmeckenden Substanz bemerklich, dirigiert die Aufmerksamkeit nach dieser Stelle der Zunge, oder physiologisch zu reden, vermehrt durch Reflexion vom sensibeln Nerven die Thätigkeit des motiven, die Erregung der motiven Fibern vermehrt die centripetale Strömung des Geschmacksnerven und führt den empfangenen Eindruck zum Gebirne. Fehlt einer von diesen Factors, so muß der Geschmacksinn jedenfalls leiden.

Man hat die hier einschlagenden Versuche zu plump angestellt. Man war zufrieden wenn Salz oder Coloquinten erkannt wurden. So wie aber ein Unterschied ist zwischen Lichtempfindung und Sehen, so ist auch ein Unterschied zwischen Schmecken und Coloquinten-Schmecken.

**G e r u c h.** Die Empfänglichkeit des nervus olfactorius für Gerüche steht in so offenbarem Zusammenhange mit dem respiratorischen Nerven, daß es Verwunderung erregen muß, daß dieser Umstand die Aufmerksamkeit der Physiologen bis jetzt noch nicht auf sich gezogen hat. Nur bey der Inspiration findet allem Anscheine nach der feinere Geruch Statt, und ohne Inspiration werden viele starke und flüchtige Niesbstoffe gar nicht wahrgenommen. Man halte sich ein mit eau de Cologne befeuchtetes Taschentuch dicht unter die Nase, so wird man den Duft desselben nicht eher bemerken, bis man inspiriert, obgleich die flüchtigen Bestandtheile des Kölnischen Wassers sich natürlich längst in der Nasenhöhle verbreitet haben. So wie die Inspiration aufhört riecht man nichts mehr. Oder

man bringe eine Prise wohlriechenden Tabaks auf den Boden der Nasenhöhle mit einer Hohlsonne oder ähnlichem Werkzeuge, so wird man längere Zeit hindurch bey jeder Inspiration den Geruch desselben empfinden, aber nicht in der Zwischenzeit. Mit der Erklärung war man bisher leicht fertig, indem man sagte, nur bey der Inspiration nehme der Luftstrom die Richtung gegen den oberen Theil der Nasenhöhle; obgleich die anatomische Beschaffenheit der Nasenhöhle es nicht sehr wahrscheinlich macht, daß der Luftstrom bey der Expiration eine wesentlich verschiedene Richtung nehme wie bey der Inspiration, so möchte doch vielleicht etwas Wahres in dieser Annahme liegen, und wird dadurch keinesweges erklärt, warum bey der Expiration der Geruch ganz aufhöre, um so mehr da wir auch bey der Expiration im Stande sind, dem Luftströme mehr die Richtung nach oben zu geben, wie es z. B. bey dem Schnutzen geschieht, ohne dadurch den Geruchsnerven zu afficieren. Luftströmungen durch die Nasenhöhle sind allerdings nothwendig um Gerüche zu percipieren. Wenn man einen Niesstoff in die Nase bringt, und mit zugehaltenen Nasenlöchern durch den Mund inspiriert, so findet kein Geruch Statt. Doch sind die mechanischen Strömungen für sich allein auch nicht hinreichend den Geruchsnerven anzuregen. Wenn man in einen Blasebalg eau de Cologne oder selbst einen stärkeren Niesstoff gießt und sich damit Luft in die Nase bläst, so findet allerdings Perception des Niesstoffs Statt, die jedoch keinesweges so deutlich ist, um mit Bestimmtheit zu sagen was man eigentlich rieche, während die geringste Inspiration hinreicht um dessen bewusst zu werden.

Ueber diesen Gegenstand, den ich keineswegs für erledigt halte, sollte man bey Leuten Versuche anstellen die eine Wunde in der Lunge haben, durch welche sie Athem holen, um ich würde meine Behauptung, daß die respiratorischen Nerven durch ihre Thätigkeit den Geruchsnerven empfänglich für Riechstoffe machen, als erwiesen betrachten, wenn bey solchen Individuen während der Inspiration durch Einblasen von Riechstoffen feinere Perception derselben Statt fände als während der Expiration.

Mäucher wird meiner Idee vielleicht den Einwurf machen, die Riechstoffe welche wir einathmen würden wohl in den Lungen zersezt, dieß ist jedoch nicht der Fall. Die wohlriechende Luft, deren Duft wir so eben empfunden haben, kann, nachdem sie expiriert worden ist, denselben wenn auch etwas schwächeren Geruchseindruck wieder hervorbringen, wenn sie wieder eingeathmet wird. — Wenn man eine stark riechende Substanz, z. B. Terpenthinöl, verschluckt oder hinten auf die Zunge bringt, so glaubt man auch bey der Expiration zu riechen, doch sind in diesem Falle Geruch und Geschmack so schwer zu unterscheiden, daß man nicht genau weiß welcher Sinn den Eindruck empfunden hat. Die Nerven der Nasenhöhle vom fünften Paare spielen ohne Zweifel eine gewisse Rolle bey dem Riechen, sie sind es vermuthlich welche den mechanischen Eindruck der Luftströmungen empfinden, welcher gleichzeitig mit dem Riechstoffe wahrgenommen wird; ihre Empfindlichkeit wird aber durch die Inspiration nicht verändert, denn schmerzhaftes Gefühl in der Nasenhöhle werden durch dieselbe nicht vermehrt, so wie sie auch während der Expiration nicht abnehmen. Ma-

genbie's Versuche scheinen zu beweisen, daß der Zusammenhang der Nase mit den Respirationsorganen, wie er sich bey dem Niesen zu erkennen gibt, am fünften Paare abhängig sey, indem selbst nach Durchschneidung des olfactorius noch Niesen durch Reizung der Nasenhöhle erregt werden kann. Der olfactorius ist dagegen keines Gefühls-Eindrucks fähig, man kann denselben kneifen ohne Schmerzen zu erregen. Ohne Zweifel sind die meisten Eindrücke welche die Nase aufnimmt, gemischter Art, Gefühls- und Geruchs-Perceptionen. Es erquickt uns nicht bloß der liebliche Duft der Rose welchen wir durch den Geruchsnerven empfinden, sondern auch die frische kühle Luft welche die Verdunstung ihrer Feuchtigkeiten erzeugt, und die wir durch die Aeste des trigeminus wahrnehmen. Deshalb sind wohlriechende Essenzen so beliebt, weil die Verdunstung ihres Weingeistes Kühlung erzeugt, die wir zugleich mit den wohlriechenden Oelen wahrnehmen. Ein solcher gemischter Eindruck ist auch offenbar mit dem Tobacksschnupfen verbunden. Bey allen Schnupfern fällt dabey freylich wohl jeder Eindruck auf den Geruchsnerven weg, und nur das fünfte Paar empfindet den mechanischen und chemischen Reiz des Tobacks. Bey dem Niesen geht bekanntlich der dabey Statt findenden Expiration eine krampfhafte Verschließung der Luftwege vorher. Man hat daher wohl Ursache anzunehmen, daß die Expiration nicht direct durch Reizung der Nase erregt worden sey, sondern secundär oder als reflectierte Bewegung vom Kehlkopfe, so wie der Husten ebenfalls erst dadurch erzeugt wird, daß die Contraction der Bronchien um die Auswurfsmaterie durch Com-



bination eine kitzelnde Empfindung am Kehlkopfe erregt, welche nun die den Husten constituierende Expiration herbeiführt. Beym Niesen würde also zunächst die reflectierte Ärtigkeit des nervus vagus als Bewegungsnerve, auf Reizung des trigeminus als Gefühlsnerv, zu berücksichtigen seyn. Die Reactionen zwischen den Nerven der Nasenhöhle und dem vagus sind mannigfaltig. Manche Gerüche erregen bey empfindlichen Menschen Uebelkeit, z. B. rheum, andere vermögen schon vorhandene Uebelkeit zu vermindern, z. B. Essigäther oder Salmiakgeist. Krankhafte Abweichungen in der Perception von Riechstoffen werden am häufigsten durch Affectionen des Magens herbeigeführt. Wenn daher der Geruchssinn mit irgend einem der respiratorischen Nerven in besonderer Beziehung steht, so muß unsere Vermuthung zunächst auf den Vagus fallen, und zwar in seiner Qualität als Bewegungsnerve. Wie wichtig für den Act der Respiration diese Verbindung der Gefühlsnerven der Nasenhöhle mit dem motorischen Theile des Vagus sey, geht schon aus der Beschwierlichkeit des Athemholens bey Verschließung oder Verstopfung der Nasenlöcher hervor, da in mechanischer Hinsicht das Athmen durch den Mund eben so leicht seyn sollte. Kleine Kinder haben nicht selten bloß deswegen schlaflose Nächte, weil ihnen die Nase von verhärtetem Schleime verstopft ist.

(Der Beschluß in einem der nächsten Stücke.)

---

# G ö t t i n g e r g e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

73. Stück.

D e n 9. M a y 1 8 3 6.

B r e s l a u.

Im Verlage bey Josef Marx u. Comp.: Theologische Auslegung des paulinischen Sendschreibens an die Colosser. Herausgegeben von Wilhelm Böhmmer, Doct. der Theol., ordentl. Mitgliede der histor. theol. Gesellschaft zu Leipzig. 1835. XVI und 422 S. in 8.

Nachdem der Herr Verf. schon früher Proben gründlicher Studien für die Erklärung des Briefes an die Colosser in seiner isagoge in epist. ad Coloss., Berol. 1829, welcher eine Auslegung von Coloss. I, 1—17 beygefügt ist, und seinen symbol. biblic. ad dogmaticen Christ. sive observation. in I. Coloss. 18—23, Vra-tisl. 1833. mitgetheilt, liefert er jetzt einen ausführlichen Commentar zu demselben. Mit Recht sprechen wir zuerst von den exegetischen Principien des Verfassers. Er erklärt sich selbst darüber in der Vorrede S. IX so: 'Weil ich die historisch grammatische Interpretation für die Basis des richtigen äußerlichen Verständnisses der Pau-

linischen Aussprüche ansehe: so habe ich mich derselben zunächst befließigt. Da aber diese Auslegungswaise zum inneren Verständnisse, zu tieferen Erkenntniß der in diesen Aussprüche. enthaltenen göttlichen Glaubenswahrheiten nicht ausreicht, indem nur das Verwandte Verwandtes, also bloß das Göttliche in uns das Göttliche außer uns auffassen kann: so habe ich außer der grammatisch-historischen Interpretation der christlich-religiösen mich bedient, d. h. bey jener Exegese von dem Bewußtseyn des in Christo Jesu geoffenbarten Gottes mich leiten lassen. Daß dieses Bewußtseyn bey der grammatisch-historischen Auslegung eben so lebendig, als klar sey, erscheint mir um so nothwendiger, als nur derjenige Interpret, der von diesem Bewußtseyn sich leiten läßt, im Stande ist, in den bildlichen und zeitlichen Vorstellungen, welche Paulus hier und da ausspricht (s. z. B. II Col. 14. 15), die ideellen, ewigen Wahrheiten wahrzunehmen, und diese von jenen dermaßen zu sondern, daß kein Moment der göttlichen Wahrheiten verloren geht. Der Verf. sieht also die historisch-grammatische Interpretation für die Basis des richtigen Verständnisses an, und wir können ihm darin nur beypflichten, und auch nicht anders urtheilen, als daß der Verf. wirklich grammatisch-historisch erklärt hat. Aber er achtet nun die grammatisch-historische Interpretation nur für das äußerliche Verständniß zureichend, unterscheidet ausdrücklich noch ein inneres Verständniß, eine tiefere Erkenntniß von jenem, und will nun dafür die christlich-religiöse Interpretation geltend machen, als welche mit der grammatisch-historischen erst, in ihrer Einheit, die theologische bilde. Ref. gesteht gern, daß er lange mit sich uneins gewesen ist, was der Verf. mit

dem Allen eigentlich sagen wolle, auch noch nicht weiß, ob er den wahren Sinn desselben erfaßt hat, aber auch nur die Alternative für möglich daß der Verf. sich entweder selbst nicht recht klar gewesen ist, oder nur irrthümlicher Weise ein Moment der Auslegung mit einem neuen Namen ausgeschmückt hat und es zuerst geltend zu machen meint, was der Sache nach sich von jeder vernünftigen Auslegung der heiligen Schrift gar nicht trennen läßt und auch von jeder von jedem vernünftigen Ausleger angewandt worden ist. Was soll doch zuerst der Unterschied zwischen dem richtigen äußerlichen Verständnisse, und dem inneren, der tieferen Erkenntniß? Dies hat keinen klaren Gedanken gewinnen können, und weiß nicht, ob er dem Verf. Unrecht thut, wenn er vermuthet, daß derselbe sich nur durch die Modersprache, daß man die Schrift innerlich erfassen und tiefer erklären müsse, zu jenem ganzen Unterschiede habe verleiten lassen. Das natürlichste war freylich, nach dem Beyspiele der meisten Theologen, die eine ähnliche Sprache führen, an einen bestimmten philosophischen Standpunct, und zwar den tiefsten in unserer Zeit, den des Identitätssystems zu denken, aber der Verf. hat diesen wirklich nicht. Da nun sowohl äußerliches Verständniß, wie innere oder auch tiefere Erkenntniß immer auf ein subjectives Moment im Ausleger selbst deutet, die Schrift selbst auch ohnehin, als etwas Objectives, und zwar das Object des Verständnisses, in sich unverändert bleibt, man mag sie verstehen, wie man will, innerlich oder äußerlich, so kann die tiefere Erkenntniß nur eine Forderung an den Ausleger selbst im Sinne des Verf. bedingen. Er hat sich nicht weiter darüber erklärt, aber wir halten das eben auch nur für einen großen Man-

gel. Alle Auslegung kann, wenn sie anders richtig seyn soll, nur eine seyn, daß man den ganzen Sinn des Schriftstellers, wie er ihn gade, nach allen Beziehungen seines Geisteslebens, aussprechen wollte, zu erfassen sucht. So gewiß nun ein Schriftsteller, freylich je nach dem Gegenstande verschieden, nicht allein nach der intellectuellen Seite seines Geistes thätig ist, sondern auch nach der des Gefühls und des Sittlichen (des Willens), so gewiß muß auch die Auslegung den ganzen Geisteszustand des Schriftstellers nach allen jenen Beziehungen zu erfassen suchen, — oder sie bleibt freylich unvollkommen. Aber das alles leistet nun auch die grammatisch-historische Interpretation, wenn sie wirklich richtig gefaßt und geübt wird. Demnach müssen wir schon jenen ganzen Unterschied als in sich unklar und weder in den objectiven noch den subjectiven Momenten aller Auslegung satzsam begründet verneinen. Noch übler scheint es uns aber mit dem vom Verf. angeblich befolgte neuen Principe der Auslegung, dem christlich-religiösen, zu stehen, als wodurch allein jenes tiefere Verständniß vermittelt und erreicht werden soll. Der Verf. erklärt sein neues Princip dahin, man solle sich bey der Exegese von dem Bewußtseyn des in Christo Jesu geoffenbarten Gottes leiten lassen. Gefalle es nun dem Herrn Verf. genau mit uns zu Werke zu gehen. Seine wohl zu unbestimmt und unklar ausgesprochene Forderung kann, so viel wir einschen, nur einen dreyfachen Sinn haben (es ist freylich aber auch daran genug, und wie schlimm, daß man mit einem Erklärer wieder über den Sinn seiner eigenen Worte rechten muß!). Sie kann einmal bedeuten, man solle sich bey der Auslegung immer bewußt bleiben, daß sich Gott wirk-

lich in Christo geoffenbart habe. Aber haben denn diese Ueberzeugung nicht schon von jeher auch die grammatisch-historischen Ausleger ge-

Dann bedingt ja die Forderung nur den dogmatischen Standpunct. Oder sie soll zugleich auch einen eigenthümlichen, durch eine bestimmte Lehrmeinung begrenzten materiellen Inhalt im Ausleger voraussetzen. Dann aber ist sie wohl ganz unzulässig, da die Schriften des N. T., wie im Anfange, so auch jetzt noch von solchen verstanden werden sollten und sollen, die noch nicht einmal Christen sind, geschweige daß sie sich schon von jenem Bewußtseyn könnten leiten lassen. Oder die Forderung des Verf. will nur einen jener Ueberzeugung gemäßen Gemüthszustand im Ausleger bedingen. Wir halten das letztere für das Wahrscheinliche, weil der Verf. sich noch so erklärt, 'Wer bey der Bibelauslegung die christlich religiöse Interpretation nicht in Anwendung bringt, wird eo ipso zum bloßen Historiker und Philologen' — dann Rückert's Aeußerung bestreitet 'der Exeget des N. T. als solcher ist weder fromm, noch gottlos, weder sittlich, noch unsittlich zc.', und im Gegensatz dazu ausdrücklich fordert, daß der Exeget als solcher 'nicht mehr in dem leidigen Zustande der Indifferenz befangen, sondern fromm und sittlich sey, wie es die Individualität des Apostels ist.' — Hat aber nun der Verf. nur das letztere gemeint, so hat er allerdings ganz recht, — auch wir sehen in Rückert's Wort nur ein leidiges Paradoxon, worüber wir uns schon früher ausgesprochen, aber er hat nur etwas gesagt, was sich von selbst versteht, was von jeher von allen würdigen Auslegern so angesehen ist, und hat eben nur eine Unterscheidung mit einem neuen Namen gemacht, die der Sache nach gar nicht zu machen, und von dem

Verf. wohl noch dazu nur unrichtig bezeichnet ist. Es ist schon oben ausgesprochen, daß das sich Hineinversetzen in den ganzen Seelenzustand des Schreibenden durchaus mit zur richtigen grammatischen Interpretation gehöre, und in specie von allen denen, die nur historisch-grammatische Interpreten seyn wollten, anerkannt, daß ein wahrer frommer und christlicher Sinn erfordert werde, um die in solchem Geiste geschriebenen Schriften des N. T. zu verstehen. Ref. darf auf das verweisen, was er selbst gegen Rückert in diesen Blättern ausgesprochen, 'daß er gerade für die Erklärung der heiligen Urkunden noch ein eigenthümliches Element und Erforderniß der Auslegung annehmen möchte, nämlich einen wahrhaft frommen von ernster Sittlichkeit durchdrungenen Sinn, der nicht allein das wörtlich Gesagte wiedergeben, sondern auch den eigenthümlich religiös-sittlichen Geist, der durch die heiligen Urkunden weht, in seiner Reinheit auffassen, und hauptsächlich in Würdigung der Quellen und des religiös-sittlichen Gemüthszustandes der neuteamentlichen Schriftsteller auch das innere Leben der Schrift, was man wohl ihren Geist nennen möchte, der Beschauung vorführen könne.' Möchte der Verf. doch bedacht haben, was auf seinen Worten für alle seine Vorgänger und Mitarbeiter in der Auslegung folgt. Wenn er wirklich ein neues Element zur grammatisch-historischen Interpretation hinzuzuthun meint, eben das christlich-religiöse, und dieß, so viel wir selbst eingesehen und vielleicht gezeigt haben, nur darin bestehen soll, daß der Ausleger fromm und sittlich sey, was folgt daraus für die bisherigen grammatisch-historischen Ausleger! Jenes Elementes halben aber die ganze Interpretation nun mit dem Namen der 'christlich-religiösen' zu be-

zeichnen kann wohl darum nicht richtig seyn, weil die Schrift von allen, auch Nichtchristen, verstanden werden will und soll, so bald sie nur habt Bedingungen, allerdings auch jenes subjective der Gesinnung, erfüllen.

Der Erklärung selbst hat der Verf. keine Einleitung weiter voraus gesandt; es ist wahr, es sind alle dahin gehörenden Fragen schon früher von ihm in der oben bezeichneten Schrift recht gründlich behandelt, aber wird so die Vollständigkeit des Commentars nicht zugleich für den Gebrauch an den Besitz des früheren Werkes gebunden? — In der Auslegung selbst tritt uns zuerst das Streben nach Gründlichkeit entgegen, was gewiß alle Achtung verdient, so wie auch die Belesenheit und Gelehrsamkeit überhaupt, welche der Verf. überall beweist. Aber jenes Streben dürfte den Verf. doch auch zu manchem geführt haben, was besser ganz weggeblieben wäre, und die Beweise der Gelehrsamkeit scheinen uns so wenig immer an ihrer Stelle, als wir, auch im rein grammatisch-historischen Felde, die ganze Art der Auslegung billigen können, die der Verf. befolgt und die jene Entfaltung von Gelehrsamkeit eben so möglich, als gewissermaßen nöthig gemacht hat. Zu dem, was passender ganz weggeblieben wäre, rechnen wir vor allem die beynahe fortwährende Angabe der Etymologie und Construction auch bey den leichtesten Sachen. Es geht dieß durch den ganzen Commentar hindurch; wir geben nur einige Beispiele. S. 19 zu I, 3 *προσεύχεσθαι*, componiert aus *εὐχεσθαι* und *πρὸς κ.* S. 169, II, 8. 'Wie der Terminus *φιλοσοφία* auf *φίλος* und *σοφία* sich zurückweisen läßt: so bezeichnet er κ.' So 163, II, 7. über *ἐρριζωμέναι*, II, 8. über *συλαγωγῶν*, und unzählige Male.



Wer weiß solche Dinge nicht? und, wenn es der Mühe werth gewesen wäre, sie zu erklären, gehört das nicht in die Grammatik und ins Lexicon? — Man höre nur, wie viel der Verf. über ἀπὸ sagt: S. 13. 'ἀπὸ correspondiert unserm ab, dem gothischen abu, dem hebräischen 72, und betrifft die Genesis von irgend etwas, s. I Cor. I, 3; I Jac. 17; I Joh. Br. 2, 20; Matth. XVI, 21. — Wie gewöhnlich und unnöthig an sich, wie unpassend in einem Commentare, und wozu die Beweisstellen? — eben so S. 198 über Χαρισάμενος II, 13. — So dürften auch für den Sinn manche weitläufige Bemerkungen ganz überflüssig seyn, weil sich Alles von selbst versteht, so I, 8 über die (von Bähr) auffallend gefundene Wiederholung des Gedankens von B. 4, so zu I, 12 τῷ πατρὶ κ So macht der Verf. S. 3 zu der wenigstens sonderbar ausgedrückten Sentenz: 'Gott selbst ist das Urprincip des Apostolats und des δέλμα!' die Note: 'Joh. von Damaskus behauptet in dem 2ten Buche, dem 30. Cap. des Wortes de orthofoxa fide mit Grund: χρὴ γινώσκειν, ὅτι αὐτὸς (nämlich Gott) — ἐστὶ παντὸς ἀγαθοῦ ἀρχὴ καὶ αἰτία' — muß das überhaupt, und wenn vielleicht, — aber wozu eine solche sich von selbst verstehende Sache anführen? — muß es erst mit einem solchen Citate belegt werden? — Doch wir kommen gleich zur ganzen Art der Exegese, in so fern sie, wie wir schon angedeutet, uns nicht ganz beyfallswerth erschienen ist.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

74. 75. Stück.

Den 12. May 1836.

B r e s l a u.

Beschluß der Anzeige: Theologische Auslegung  
des paulinischen Sendschreibens an die Colosser.  
Von W. Böhmer, 2c. 2c.

Der Verf. befolgt die nach Tholuck von so  
vielen gebrauchte Art, nicht nur etwa auf an-  
dere Erklärungen Rücksicht zu nehmen, sondern  
meistens auch die Erklärungen selbst wörtlich an-  
zuführen. Sie hat das Gute, daß man gewis-  
sermaßen den historischen Gang der Auslegung  
vor Augen hat, und auch durch einzelne bedeut-  
same Erklärungen allerdings den Geist einzelner  
ausgezeichneter Ausleger zugleich mit darstellen  
kann. Aber sie hat auch ihre großen Nachtheile.  
Es leidet sehr leicht unter der Masse von Anfüh-  
rungen der eigentliche Gedanke, die Uebersicht der  
ganzen Stelle, von der gehandelt wird. Und  
dies müssen wir denn leider auch von der Aus-  
legungsart des Verf. urtheilen, alles vielleicht in  
so höherem Grade, wenn die jedesmal zur Be-  
trachtung ausgewählten Anführungen nicht ganz

passend, nach ihrem Kerne, nach der Wichtigkeit der in Frage stehenden Stelle, und nach der in der Wissenschaft den Auslegern einmal zugeschriebenen Auctorität ausgewählt seyn sollten. Der Verf. berücksichtigt vorzugsweise neuere Ausleger, und dürfte sich in seiner Polemik auf Vieles einlassen, was kaum Berücksichtigung verdient. Als ein Beispiel von alle dem, und wie der Verf. sich durch andere Erklärungen durcharbeitet, und sich und seinen Lesern unnöthige Mühe macht, und der Leichtigkeit des Verständnisses wohl keinen Eintrag thut, führen wir eine ganze Stelle aus seinem Commentare an: S. 136. II, 1. 'Der Nexus dieses B. mit demjenigen, was vorangeht, ist durch γὰρ bedingt. Das exegetische Handb. läßt dieß ungehörigerweise unübersetzt, indem es ein: Ich wünsche, ihr wüßtet es (δέλω — οὐαὶς εἰδέναι) liefert, und meint, daß γὰρ der Rede bloß einen gewissen Nachdruck gebe. Diese Meinung befriedigt nicht. Volten exponiert: 'Gewiß ich kann es Euch nicht verhehlen'; allein man vermißt den Beweis, daß γὰρ irgendwo bedeute: 'gewiß', oder wie Junker sagt: 'fürwahr'. Luther überträgt γὰρ mit 'aber' — Heumann constituirt den Zusammenhang danach so: 'Paulus habe Kap. I. erwähnt, wie fleißig er, wo er nur hingekommen, das Evangelium gepredigt habe. Da er nun nach Colossen und nach Laodicea nicht gekommen sey, auch jetzt wegen seiner Gefangenschaft dahin nicht habe kommen können, so bezeuge er, daß er nichts desto weniger an sie gedanke, und sich über ihren geistlichen Zustand herzlich freue, aber auch nicht wenig bestümmert sey wegen der falschen Lehrer, welche sie, wie er von Epaphras vernommen, um sich haben, und daher sie herzlich ermahne, sich von denselben nicht verführen zu lassen.' Ein sehr

gezwungener Ideenreus! Damit nur das δέ-  
 λω γὰρ einen Gegensatz erlange, anticipiert der  
 Göttinger Theolog Kühn den Paulinischen Gedan-  
 ken χαίρων καὶ βλέπων ὑμῶν τὴν τάξιν κ.τ.λ.  
 aus B. 5, und stellt ihn ohne weiteres zwischen  
 Kap. I. und Kap. II. Dieses unnatürliche Ver-  
 fahren bekräftigt gerade, daß γὰρ nicht mit  
 'ab.' übertragen werden dürfe. Das dem γὰρ  
 an sich inhärierende causative und confirmative  
 Moment läßt sich in B. 1 sehr gut festhalten,  
 wie B. 1 mit I Cap. 29 so, wie es sich  
 gebührt, vereinigen. Den in I, 29 ausgespro-  
 chenen Gedanken, daß er (Paulus) mit aller An-  
 strengung und Sorgfalt auf das Ziel, welches er  
 sich vorgesteckt habe, hinarbeitete (daß er also sei-  
 nem Apostelberufe vorstehe), begründet Pau-  
 lus durch die Aeußerung, daß er für das Beste  
 der Colossischen u. s. w. Christen ernstlich strebe.  
 Nach unserem Urtheile hätte der Herr Verf. eben-  
 so gut für die Sache selbst, d. h. für das wirk-  
 liche Verständniß, jedenfalls aber besser für seine  
 Leser gesorgt, wenn er alles Frühere weggelas-  
 sen hätte, bis auf den letzten Satz, der die an  
 sich so einfache Frage, in der wir weiter gar  
 keine Schwierigkeit anerkennen, vollkommen er-  
 schöpft. Gleiche Stellen sind S. 173. II, 8. über  
 ψυχικά, S. 177. II, 9. über σωματικῶς, u.  
 viele andere. Er hat jedenfalls seinen Commen-  
 tar zum Gebrauche höchst unbequem gemacht durch  
 die viele, wie wir nicht anders urtheilen können,  
 so unnöthige Polemik, während wir andere noth-  
 wendige Elemente vermissen. Wir rechnen dahin  
 eine strenge Gliederung der einzelnen Theile des  
 Briefes, überhaupt eine scharfe und klare Ent-  
 wicklung des Zusammenhangs. Statt dessen be-  
 ginnt der Verf. meist gleich mit Anführung frem-  
 der Erklärungen, so daß das Ganze den Cha-

racter eines Repertoriums von Erklärungen über den Brief, aber nicht einer selbständigen klaren, objectiv vollendeten Entwicklung trägt. Leider sind nun diese Nachtheile nicht durch einen leichten und fließenden Stil gut oder wenigstens erträglich gemacht, sondern, wie die Methode selbst, ist auch der Stil unendlich breit und weitläufig. Dazu kommt noch der sonderbare Gebrauch fremder Worte und Wendungen, so daß wir sehr zweifeln, es werde jemand sich durch die Darstellung angesprochen finden. So heißt es z. B. S. 48 'Excellenz des Sohnes Gottes — den auf Erden versirenden.' S. 58 'daß die Engel inferidrer seyen u.' S. 87 'neruelle Akrbie' u. s. w. Gern erkennen wir dagegen an, wie der Verf. nach seiner Genauigkeit in der Kritik gewiß viel Gutes gesagt hat. Er nimmt fast immer Rücksicht auf Lachmann, und wir glauben, daß er meistens richtig, auch gegen die Lesart Lachmann's, entscheidet. Die Gründe sind allemal genau und erschöpfend vom Verf. angegeben. Den dogmatischen Standpunct des Vf. charakterisieren wohl Stellen der Art deutlich: S. 3 zu I, 1. 'Der vorausgeschickte Terminus I. Xp. zeigt, es sey bey dem Θεοῦ an die väterliche Gottheit zu denken'. S. 50. I, 1 εἰκὼν τοῦ Θεοῦ. 'Daß sich das göttliche Urwesen durch ein aus ihm hervorgehendes Princip offenbare, ist eine altorientalischen Religionsystemen, z. B. dem persischen, inhärierende tiefe Idee, deren Erfindung über menschliches Vermögen hinausliegt, und welche zweifelsohne eine Spolie der Urrevelation der Gottheit an die Menschheit ist!' S. 56 'So ist denn der Sinn der bisher erläuterten Einzelworte im Zusammenhange: In ihm (d. h. in der Idee, in dem Urbilde des Weltalls, welches der Sohn Gottes, der

göttliche Logos, die absolute Gottes-Bernunft und Weisheit gebildet hat) ist das Weltall geschaffen worden.' 'Das Universum correspondiert (ist nun noch Erläuterung des Verf. zu jenem aufgefundenen Sinn der Stelle) dem von der göttlichen Bernunft entworfenen Musterbilde des Universums. — Das Weltall ist nicht ohne Beziehung zu dem Sohne Gottes aus dem Nichts ins Daseyn gerufen. Indem Paulus diesem tief-sinnigen Gedanken ein *ὄτι* (nam) voranstellt, so erweist er — der Sohn Gottes sey erzeugt vor jeglichem Geschöpf. Wie hätte der Sohn bey der Weltcreation wirksam seyn können, wenn er nicht vor derselben, d. h. von Ewigkeit, Existenz gehabt hätte?' u. s. w. — Daß nun übrigens bey dem Streben des Hn Verf. nach Gründlichkeit und Genauigkeit auch sehr gute Erörterungen gegeben sind, versteht sich von selbst, und verweisen wir in grammatischer Hinsicht z. B. auf S. 91 zu I, 22 *παραστῆσαι*, S. 96, I, 23 *ὃν ἠκούσατε*, und sonst überhaupt auf I, 26 zu *μυστήριον*; II, 14. II, 15. u. s. w.

Köllner.

### L e i p z i g.

Bev J. Fr. Hartknoch, 1832: Lehrbuch des gemeinen teutschen Privatrechts von Dr. Christian Ernst Weiße, Domherrn u. ord. Prof. d. R. zu Leipzig. — Auch unter dem Titel: Einleitung in das gemeine teutsche Privatrecht von Dr. Christian Ernst Weiße, Domherrn u. Prof. d. R. zu Leipzig, nebst einem tabellarischen Grundriß des teutschen Privatrechts. Zweyte vermehrte Auflage. VIII und 103 Seiten. Der Grundriß unter besonderm Titel 80 Seiten in Octav.

Die erste Auflage dieses Werks erschien im Jahre 1817 und führte bloß den zweyten Titel, welcher hier so viel bedeutet wie Vorerinnerungen zu Vorlesungen über das deutsche Privatrecht, indem nur die Grundbegriffe dieser Wissenschaft, die Quellen, die Fragen von der Existenz, dem Gebrauch und der Methode des gemeinen deutschen Privatrechts, und endlich die Hülfswissenschaften und die Literatur desselben darin abgehandelt waren, von dem System selbst aber bloß ein tabellarischer Grundriß ohne Quellen und Literatur gegeben war. Obgleich auch das jetzt anzugehende Werk nicht mehr enthält, so setzte ihm doch der nun leider verewigte Verf. den ersten Titel aus dem Grunde vor, weil es laut der Vorrede seine Absicht war, so bald wie möglich eine Darstellung der Grundsätze des deutschen Privatrechts selbst auf diese Einleitung folgen zu lassen. Jeder, welcher mit Weisse's Arbeiten bekannt ist, wird gewiß mit dem Unterzeichneten bedauern, daß sein für die Wissenschaften zu früher Tod ihn an der Ausführung dieses Plans verhindert hat. Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß die erste Auflage dieses Werks das Beste ist, was bis dahin über die darin abgehandelten Gegenstände in compendiarischer Form geschrieben war. Auch können wir dem Verf. bezeugen, daß die großen Fortschritte, welche die Wissenschaft des deutschen Privatrechts seitdem gemacht hat, von ihm in der vorliegenden zweyten Auflage nicht unbeachtet gelassen sind. Zwar sind nur zwey §§ (nämlich §. 14 b., welcher von dem Gebrauch der Weisthümer und §. 38 b., welcher vom Gerichtsgebrauch handelt) neu hinzu gekommen, aber fast jeder einzelne § enthält Zusätze und Verbesserungen.

Bey den Bemerkungen, welche wir zu den einzelnen §§ zu machen hätten, beschränken wir uns auf den §. 23, welcher überschrieben ist: 'Codex iuris feudalis Goerlicensis und andere den älteren nachgebildete Rechtsbücher des Mittelalters.' Welchem Rechtsbuche jener Codex eigentlich nachgebildet seyn soll, darüber erklärt sich der Verf. nicht näher; es läßt sich aber vermuthen, daß er hierin der jetzt gangbaren Meinung ist, daß dieß der Sachsenspiegel sey, wozu auch paßt, daß er die Entstehung des in dem Görlitzer Codex enthaltenen Rechtsbuchs in den Anfang des 14ten Jahrhunderts setzt. Wir müssen gestehen, daß wir dieser Meinung durchaus nicht beystimmen können. Zwar läßt sich nach dem, was Anton (Erweis, daß das Lehnrecht, welches Dr Zepernick aus einer Görlitzischen Handschrift herausgegeben, altes Sachsenrecht sey) S. 3 u. 5 darüber sagt, wohl nicht in Abrede stellen, daß jener Codex selbst erst gegen das Ende des 13ten oder zu Anfang des 14ten Jahrhunderts geschrieben sey; allein aus den vielen darin befindlichen Fehlern, Auslassungen und Verstärkungen, ganz abgesehen von denen, welche erst auf Rechnung des neueren Abschreibers kommen, ergibt sich, wie auch derselbe Schriftsteller S. 14 annimmt, ganz deutlich, daß er eine bloße Abschrift ist, und für das Alter des Rechtsbuchs, welches er enthält, kann daher daraus nichts abgenommen werden. Dagegen würde die Zeit der Abfassung desselben sich allerdings mit ziemlicher Annäherung bestimmen lassen, wenn die Behauptung, daß es eine Nachbildung des Sachsenspiegels sey, für richtig gehalten werden könnte; allein dieß müssen wir auf das Entschiedenste leugnen. Um zu einem genügenden Resultate zu gelangen, muß man zuvörderst die beiden Hauptbestandtheile je-



nes Codex von einander unterscheiden, indem er nämlich nur in den ersten dreyßig (nicht drey, wie hier und in der 4ten Ausgabe von Eichhorn's Rechtsgesch. Th. 2. S. 341. Note 5 verdruckt ist) Kapiteln Lehnrecht, in den darauf folgenden bis zu Ende aber Landrecht enthält. Daß nun diesem Landrechte nicht das Sächsische Landrecht als seine Quelle zum Grunde liegt, ergibt sich schon daraus, daß sich in demselben nicht nur Manches findet, was in dem letzteren nicht vorkömmt, so wie auch daraus, daß es mehrere Rechtsätze enthält, welche mit denen des Sächsischen Landrechts geradezu in Widerspruch stehen. Wenn man aber dieses auch nur als Zeichen einer selbständigen Bearbeitung des Sachsenspiegels ansehen wollte, so muß man doch diese Ansicht völlig aufgeben, wenn man bemerkt, daß sich fast nirgends eine wörtliche Uebereinstimmung zwischen beiden zeigt, und daß da, wo es der Fall zu seyn scheint, sich dieß sehr einfach aus einer beider gemeinschaftlichen, sey es geschriebenen oder ungeschriebenen, Quelle oder auch daraus erklärt, daß wenn mehrere über denselben Gegenstand zu reden haben, es kaum fehlen kann, daß sie auch dann und wann einmal in den Worten übereinstimmen, besonders aber auch aus dem Grunde, weil, während im Sachsenspiegel, wenn auch kein eigentliches System, doch meistens ein bestimmter Gedankengang erkennbar ist, in dem Görtlicher Codex die einzelnen Rechtsätze in einem so buntscheckigen Gemisch durch einander stehen, daß man behaupten muß, der Verf. könne bey seiner Arbeit das Sächsische Landrecht nicht nur nicht vor Augen gehabt, sondern auch nicht einmal es jemals gelesen haben. Da nun das in dem Görtlicher Codex enthaltene Rechtsbuch sich, wie der Sachsenspiegel, vorzugs-

weise auf Sachsen bezieht, und es kaum denkbar ist, daß, zu einer Zeit, wo jener schon bekannt war, es irgend einem hätte einfallen können, ein Rechtsbuch, wie das vorliegende zu schreiben, ohne denselben dabey zu benutzen, so muß man nothwendig annehmen, daß es vor jener Zeit abgefaßt sey. Auch deutet der Inhalt desselben auf einen so alterthümlichen Rechtszustand hin, daß man geneigt seyn könnte, ihm noch ein etwas höheres Alter, als dem Sächsischen Landrechte, beyzulegen, wenn nicht im R. 32 (S. 48 bey Zepernick) von den Zeiten Kaiser Friedrichs I. in einem solchen Tone gesprochen würde, daß man sieht, der Verf. sey kein Zeitgenosse desselben. Hiernach muß man also annehmen, daß das in dem Görlizer Codex befindliche Landrecht entweder dem Sächsischen Landrechte ziemlich gleichzeitig oder doch zu einer Zeit abgefaßt sey, wo das letztere noch nicht recht bekannt geworden war, wonach man dessen Entstehung spätestens in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts setzen müßte. Daß wir, wenn wir ihm ein höheres Alter beylegen, als jetzt gewöhnlich geschieht, es darum noch nicht als Quelle des Sächsischen Landrechts ansehen, geht hieraus von selbst hervor. — Was sodann die ersten 30 Kapitel des Görlizer Codex betrifft, so ist es längst bekannt, daß sie dergestalt mit dem sogenannten *Vetus Autor de beneficiis* übereinstimmen, daß eins dieser Werke nothwendig die Uebersetzung des andern seyn muß. Sey es nun das eine oder das andere, so ist die Uebersetzung jedenfalls so gut gerathen, daß es sehr schwer ist, darüber zu entscheiden, welches von beiden das Original und welches die Uebersetzung sey. — Lange Zeit hat der Unterz. selbst das Görlizer Lehnrecht für das Original gehalten; in-

dessen scheinen ihm doch jetzt die Gründe, welche für das Entgegengesetzte streiten, überwiegend zu seyn. Zuvörderst spricht nämlich hierfür, daß die Rechtsquellen der damaligen Zeit überhaupt noch meistens ursprünglich in der Lateinischen Sprache geschrieben und erst hinterher ins Deutsche übersetzt sind. Ferner ist zu bedenken, daß der *Vetus Autor* in Reimen geschrieben hat, und daß es offenbar weit leichter ist, Reime in ungebundene Rede gut zu übersetzen, als umgekehrt. Auch kömmt hierbey in Betracht, daß das Görtliger Lehnrecht mit Reimen anfängt, indem dieß fast so aussieht, als habe der Verfasser desselben anfangs die Absicht gehabt, auch hierin dem *Vetus Autor* nachzuahmen, aber bald, weil er es zu schwer gefunden, dieß aufgegeben. Nimmt man an, daß das im Görtliger Codex befindliche Landrecht von Anfang an mit dem Lehnrecht verbunden war, so würde ferner der *Vetus Autor*, wenn man sein Werk für eine Uebersetzung halten will, auch das Landrecht wahrscheinlich mit übersetzt haben. Dagegen ist weit leichter erklärlich, wie der Uebersetzer des *Vetus Autor* dazu kam hinter seiner Uebersetzung noch ein entweder von ihm selbst oder einem dritten verfaßtes Landrecht hinzu zu schreiben. Auch würde sich auf diese Weise sehr einfach erklären, warum der Görtliger Codex, ungeachtet das Landrecht bey nahe die Hälfte desselben ausmacht, doch zu Anfang und zu Ende sich selbst Buch von dem Lehnrechte oder des Lehnrechts nennt. Es würde dieß nämlich so zugegangen seyn, wie bey manchen Stadtrechten, z. B. dem Lüneburger bey Dreyer, das alte Stadtprivilegium, wenn man auch später noch so viel in die Mitte desselben einschob, doch zu Anfang und am Schluß unverändert beybehalten wurde. Sodann scheint uns

wenigstens in einigen Betracht zu kommen, daß dem Sächsischen Lehnrechte der *Vetus Autor* und nicht das Görlitzer Lehnrecht zum Grunde liegt, da, wenn das letztere das Original wäre, es gewiß auch dem Verf. von jenem bekannt geworden und ohne Zweifel von ihm benutzt seyn würde. Daß er dieß aber nicht gethan hat, kann keinem, welche alle drey Rechtsbücher, wie es der Unterz. mehrmals gethan hat, Wort für Wort mit einander vergleicht, entgehen. Im entgegen gesetzten Fall würde es sich gar nicht erklären lassen, warum er nicht in der Regel die Worte, die Wendungen und die Constructionswaise des Görlitzer Lehnrechts beybehalten hätte, während er sich in Allem enger an den *Vetus Autor* anschließt, als dieß ist. Dieselbe Vergleichung wird auch jeden überzeugen, daß das Sächsische Lehnrecht, unsere bisherigen Abdrücke desselben mögen so viele spätere Zusätze enthalten, wie sie wollen, unmöglich das Original des *Vetus Autor* seyn kann. Endlich spricht auch dafür, daß das Görlitzer Lehnrecht nur eine Uebersetzung des *Vetus Autor* ist, der Umstand, daß in dem letzteren Cap. I. §. 10 *Trans-Salani* steht, wo das erstere Cap. 3 *ostirhalvin* (nicht *offerhalvin*, wie im Abdruck bey *Bepernick* steht, s. *Anton a. a. D.* S. 19, womit auch die Lüneburger Handschrift und die Augsburger Ausgabe des Sächsischen Lehnrechts übereinstimmen) der *sale* hat, indem der Uebersetzer, wenn er am rechten Ufer der *Sale* wohnte, unmöglich den Ausdruck *Trans-Salani* wörtlich ins Deutsche übersetzen konnte, während sich nicht einsehen läßt, warum der *Vetus Autor*, wenn er der Uebersetzer gewesen wäre, er mochte nun links oder rechts von der *Sale* wohnen, nicht den Ausdruck *ostirhalvin* (ostwärts) von der *Sale* hätte wörtlich übertragen sollen. — Die Gründe,

welche sich dafür anführen lassen, daß der Vetus Autor das Original und das Göttinger Lehnrecht die Uebersetzung sey, sind vollständig bey Anton in der mehrmals erwähnten Schrift zu finden, weshalb wir sie hier mit Stillschweigen übergehen können. Mit größerer Bestimmtheit wird sich hierüber erst aburtheilen lassen, wenn wir bessere Ausgaben beider Rechtsbücher, als unsere bisherigen, haben werden, und solche hoffen wir durch Homeyer zu erhalten. Denn nach dem, was wir oben von dem Verhältniß des Sächsischen Lehnrechts zu denselben gesagt haben, halten wir es für unerläßlich, daß er in der von ihm beabsichtigten Ausgabe des letzteren auch jene beiden Werke mit abdrucken lasse. — Diese Abschweifung möge uns damit verziehen werden, daß nach unserer Ansicht der Göttinger Codex, weil man über dessen Entstehungsa zum Theil ganz unrichtige Ideen hat, über die Gebühr vernachlässigt ist. — Außer von diesem Codex handelt der Verf. in dem angeführten § auch noch von dem sogenannten vermehrten Sachsenspiegel. Bey dieser Gelegenheit können wir nicht unterlassen, hier mit ein Paar Worten auf eine Handschrift aufmerksam zu machen, welche sich auf der hiesigen Universitäts-Bibliothek befindet, und unseres Wissens dem größeren gelehrten Publicum bisher ganz unbekannt geblieben ist. Sie ist auf Papier geschrieben, im J. 1408 vollendet, und früher im Besiß Hommel's, und dann bis zum Jahre 1794, wo sie auf unsere Bibliothek kam, des Prof. Schott zu Leipzig gewesen, aber eine andere als die, welche dieser selbst in seinen Institutiones iuris Sax. §. 20 Note 5 beschrieben hat. Auf dem Rücken des sehr alten und wahrscheinlich ursprünglichen Einbandes steht der Titel: 'Der Stadt

Zeiz Weichbild und Richtsteig.' Es findet sich darin erstens eine Abschrift des vermehrten Sachsenspiegels in sieben Büchern, und dann, von derselben Hand geschrieben, der Richtsteig des Landrechts aber nur in 44 Kapiteln und auch mannigfaltig so wohl von der Senckenbergischen, als auch von der Ludovicischen Ausgabe abweichend. Nach dem Register des Richtsteigs folgt noch einmal die Ueberschrift: Der richtstyg, und unmittelbar unter derselben ohne weitere Ueberschrift die sogenannte Cautel. Diese hat mehrere durch rothe Anfangsbuchstaben bezeichnete Absätze, von welchen der eine beginnt mit den Worten: Brynis bin ich genant. Am Ende der Cautel steht mit rothen Buchstaben: Sequitur. Dis ist daz erst Cappitel von dem gerichte und hebit sich al hy an, und dann folgt das erste Kapitel des Richtsteigs nach unrer gewöhnlichen Ausgaben.

In dem tabellarischen Grundriß hat der Verf. im Wesentlichen den Plan der ersten Ausgabe, welcher hauptsächlich auf die Verschiedenheit der Stände gegründet ist, nicht nur aus eigener Ueberzeugung, sondern auch weil Haubold in seinem Lehrbuch des Sächsischen Privatrechts ihn mit wenigen Veränderungen befolgt hatte, beizubehalten, obgleich er selbst manche gegen denselben gemachte Ausstellungen als nicht unerheblich anerkennt. In der neuen Ausgabe desselben sind, was in der früheren nicht der Fall war, hier und da nicht selten sehr lehrreiche Bemerkungen eingeschaltet. Das Lehnrecht hat der Verf., obgleich er anerkennt, daß es einen Gegenstand der deutschen Privatrechtsgelehrsamkeit bildet, auch dieß Mal, so wohl in der Einleitung, als auch in dem Grundriß übergangen,

weil dessen Rechtsbestimmungen nicht bloß in einheimischen, sondern auch in fremden Quellen enthalten seyen, und besonders in dem Königreich Sachsen dieser Rechtstheil von zu großem Umfange sey, um in Verbindung mit dem übrigen deutschen Privatrechte abgehandelt zu werden.

Kraut.

### Columbia (S. Carolina).

An History and political Economy, as necessary branches of superior education, by Francis Lieber, LL. D. Professor of History and political Economy. 1836. 26 Seiten in Octav.

Die kleine Schrift enthält die Antrittsbrede des Verf., eines Deutschen, bey Eröffnung des College in Columbia, der Hauptstadt von S. Carolina, der sich auch schon durch andere Schriften bekannt gemacht hat. Die Frage, wie das historische Studium in dem Hauptstaat jenseits des Oceans betrieben werden soll, gehört gewiß zu den wichtigsten, da nicht Alles dort füglich in den Unterricht gezogen werden kann, was bey uns hinein gehört. Der Redner hat diese Frage so zu beantworten gesucht, daß er die allgemeinen Gründe anführt, weshalb in Staaten wie die der Union die Geschichte einen Theil der Jugendbildung ausmachen müsse. Dieß ist ihm vortrefflich gelungen, und wohl möchten wir manches aus seiner Rede wörtlich mittheilen, wenn der Raum es uns gestattete. Er geht aus von dem sittlichen Einfluß der Geschichte auf die Bildung, und zeigt zuerst wie deshalb der Unterricht in ihr in einem Freystaat, wie der von Nordamerika, so wichtig sey, wo nach der bestehenden

Verfassung die herangewachsenen Jünglinge nicht nur im Genuß der Freyheit unabhängig, und sich selbst überlassen, sondern auch Theilnehmer an der Verwaltung der Regierung sind. Ein zweyter Gewinn ist, daß die Geschichte, indem sie uns fremde Völker und Zeitalter mit freyem Blick beurtheilen lehrt, uns auch bescheiden und vorsichtig in der Beurtheilung unserer eigenen Zeit und der Erscheinungen macht, die diese in die Wirklichkeit hervorrufft. Dieß wird angewandt auf die politischen Parteyen, und die Mäßigung die sie sich schuldig sind. 'Der ist ein weiser Mann, heißt es, der unsere jetzige Lage und Verhältnisse so ruhig betrachten kann, als wären sie lange schon auf den Blättern der Geschichte verzeichnet.' Der Verf. kommt dann auf die Glaubwürdigkeit der Geschichte, und sucht die Grenzen der historischen Gewisheit zu bestimmen, um die Geschichte von dem Vorwurfe der Ungewisheit zu befreien. Nachdem der Verf. dieses mit einer Wärme, die aus dem Gefühl der Wichtigkeit des Lehramts der Geschichte floß, vorträt hat, spricht er, jedoch kürzer, über die Wichtigkeit der Staatswirthschaftslehre, mit einer Klarheit und Bestimmtheit, welche die Wahl rechtfertigt, die ihn zu der doppelten Lehrstelle berufen hat.

Dem Ref. rief diese Rede wiederum eine Idee ins Gedächtniß, welche er öfters in seinen Vorträgen über Statistik, die auch America umfassen, und in denen er häufig Zuhörer aus jenem Staat hatte, äußerte. Die einzelnen Staaten haben zwar wohl alle ihre Colleges, oder Universities, unter denen das Harvard-College in Massachusset das blühendste ist. Aber es gibt bisher keine Bundes-Universität. Für



die Militärwissenschaften und die Bildung von Officieren ist durch ein Institut das der Union gehört, und aus der öffentlichen Schatzkammer unterhalten wird, in Westpoint am Hudson in Neu-York gesorgt. Aber sollte für die Künste des Friedens, für die Bildung von Staatsmännern, die doch mannigfaltiger Kenntnisse bedürfen, nicht auch ein ähnliches Institut wünschenswerth seyn? Denn wenn wir von einer Bundes-Universität sprechen, so denken wir uns darunter weder eine Englische noch Deutsche Universität, sondern eine große Lehranstalt für politische Wissenschaften, diese in ihrem ganzen Umfange genommen, so daß außer der eigentlichen Politik und den zu ihr gehörenden Fächern der Staatswirthschaft auch Geschichte, Statistik, Völkerrecht, Moral u. s. w. gelehrt würden, und welche von jungen Leuten schon in einem reifern Alter, nach dem Austritt aus dem Colleges, jedoch ganz nach freyer Wahl — denn von Zwang dürfte dabey gar nicht die Rede seyn — besucht würden. Wenn wir uns ein solches Institut in der Hauptstadt Washingt denken, wenn hier schon die hervorragenden Jünglinge der verschiedenen Staaten sich kennen lernten, wenn es ihnen frey stände, wie einst den Söhnen der Senatoren in Rom, den Verhandlungen des Congresses beizuwohnen, und früh schon mit den Angelegenheiten des Staats und ihrer Behandlung sich bekannt zu machen, welcher vielfache Nutzen für das Ganze des Bundesstaats könnte daraus hervorgehen?

Sn.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

76. Stück.

Den 14. May 1836.

---

G ö t t i n g e n.

Beschluß des von dem Hn Hofchirurgus Dr  
Stromeyer in Hannover der K. Societät  
dahier vorgelegten Aufsatzes.

Gefühl. Um durch das Tastgefühl einen Ge-  
genstand zu erkennen machen wir in der Regel  
gewisse Bewegungen, die uns außer einer vielsei-  
tigen Untersuchung der Oberfläche auch durch den  
Grad von Widerstand, den unser Finger erfährt,  
über die Festigkeit des Körpers Aufschluß geben.  
Active Bewegungen im tastenden Gliede sind in-  
deß nicht durchaus erforderlich um über die Ober-  
fläche eines Körpers zu urtheilen, wir fühlen auch  
den Körper der uns berührt, aber dennoch deut-  
licher den, welchen wir selbst berühren. Unsere  
Aufmerksamkeit concentrirt sich mehr auf den be-  
rührenden Finger. Man nehme ein großes Geld-  
stück und reibe mit der Schrift oder dem Bilde  
desselben die Vorderfläche eines Fingers auf ähnl-  
liche Art, wie der tastende Finger darauf umher-  
gleiten würde. Die wenigsten Leute, bey welchen

ich dieß Experiment anstellte, konnten auf diese Weise Kopf und Schrift unterscheiden. Es ist mir, sagten einige, als wollte ich mit dem Finger nicht fühlen. Man kann allerdings diesen Umstand aus der ungewohnten Anwendungsart des Tactgefühles erklären. Vielleicht liegt der Grund aber tiefer und die Concentrierung der Aufmerksamkeit auf einen Finger liegt in einer Wirkung des Willens auf die Muskeln. Einige Menschen fand ich die auf obige Art auch sehr deutlich fühlten, das Experiment fällt also ungleich aus, dieß kann aber nicht befremden, denn niemand wird es leugnen, daß unser Wille auf die Muskeln wirken kann, ohne gerade sichtbare Bewegungen zu veranlassen, z. B. indem wir einen Theil in einer gewissen Stellung erhalten, wirken wir fortwährend auf gewisse Muskeln. Die anatomische Vertheilung der Hautnerven spricht auch für meine Ansicht, da die Beugeseite meistens ihre Hautnerven mit den Nerven der Flexoren erhält und umgekehrt. Auch hat die Natur an alle diejenigen Stellen einen reichlichen Muskelapparat und große Beweglichkeit vertheilt, denen sie ein feineres Gefühl gegeben hat, während meistens die weniger fein fühlenden Theile für sich nicht bewegt werden können. Man vergleiche hierüber E. H. Webers vortreffliche Untersuchungen. Wenn dieß bey der Schleimhaut des harten Gaumens nicht zuzutreffen scheint, so erklärt sich dieß vielleicht daraus, daß die vom hypoglossus geleiteten Bewegungen auf die Innervation dieser Stelle mitwirken. Die Lehre vom Knieschmerz bey der Coxalgie beweist wie fern die Theile liegen können, bey denen Bewegungen und Gefühle sich verbinden. Das Webersche Experiment über die Feinheit des Tactgefühls müßte auch einmal auf die Art angestellt werden, daß gewisse Bewe-

gungen dabey Statt fänden. Auch sollte man diese Experimente einmal bey wirklich Blinden anstellen, deren Tactgefühl so erhöht zu seyn pflegt.

Der oben erzählte Fall von Lähmung, zu welchem gewiß jeder beschäftigte Arzt Seitenstücke aufzuweisen hat, gibt einen merkwürdigen Beleg für die Ansicht, daß das Tactgefühl der Haut erst durch Muskelanstrengungen so erhöht wird, daß utliche Perception dadurch Statt findet. Obgleich die Frau durchaus keine Gefühlslähmung isten hat, und jeden äußern Reiz an der gesunden Extremität eben so empfindet, wie an der gesunden, so hat sie doch nicht das Gefühl des Bodens unter dem Fuße, wenn sie den Körper so auf dem gelähmten Beine ruhen läßt, daß derselbe gewissermaßen durch die Knochen unterstützt ist; sondern es ist ihr, als trete sie auf eine Springsfeder oder eine mit Wasser gefüllte Lase. Sie sagt dieß Gefühl allein hindere sie zu Auftreten. Man wird sagen, die Frau hat das Bewußtseyn der Kraftlosigkeit ihrer Muskeln, und dieses Gefühl spricht sich in der Fußhle aus. Ganz recht, eben so wie die Anstrengungen der psoae und des iliacus bey der Coxalgie sich als Knieschmerz aussprechen. Nur daß man hier eine leere Phrase an die Stelle einer physiologischen Erklärung gesetzt hat! — Es fehlt der Gelähmten diejenige Innervation der Hautnerven, welche Folge der Muskelanstrengungen ist. Heftige Anstrengungen, z. B. weite Märsche, bringen weniger Schmerzen in den Muskeln als in den Gelenken hervor, an denen sich vorzüglich die Hautnerven mit ihren peripherischen Enden vertheilen. Man läßt sich nach angestregten Märschen die Fuß- und Kniegelenke reiben, denn diese, nicht die Muskeln, scheinen steif und schmerzhaft, und fühlt sich neugestärkt, indem die bele-

bende Wirkung durch den Reflex sich den Muskeln mittheilt. — Die Anstrengung einer größeren Zahl von Muskeln erhöht aber offenbar die Sensibilität in weiteren Kreisen. Schon Stehen bringt schnelleren Herzschlag hervor, Gehen und alle stärkeren Anstrengungen noch mehr. Wenn bey epileptischen Krämpfen die Bewegungen des Herzens nicht beschleunigt werden, so liegt wohl gerade darin der sichere Beweis, daß Erhöhung der Sensibilität die Ursache der schnelleren Herzbewegung bey Anstrengungen ist, da bey Epileptischen bekanntlich die Perception von Empfindungs-Eindrücken ganz aufgehoben ist, und es wird dadurch zum großen Theile die Idee ausgeschlossen, als beschleunigten Anstrengungen oder Stehen nur mechanisch den Herzschlag.

Die Geschlechts-Theile besitzen eine vom Taftgefühl verschiedene Empfindlichkeit, die sich gereizten Zustande bey dem Manne in der glan penis, bey dem Weibe in der clitoris concentriert. Da bey dem Weibe die Muskelkraft der clitoris offenbar keinen wichtigen mechanischen Zweck haben kann, so liegt die Idee nahe, daß der musculus erector clitoridis diesem Organe gegeben sey, wie dem menschlichen Ohre die unbeweglichen Muskeln, um dadurch Willenskraft oder Phantasie auf diesen Theil wirken zu lassen. Ist die Reizung welche Erection veranlaßt mechanisch, so geht der erste Anstoß dazu natürlich von den Gefühlsnerven aus, soll aber die Phantasie die Geschlechtstheile reizen, so muß begreiflicher Weise die erste Anregung durch centrifugale Strömungen gegeben werden, und diese können nur in motorischen Nerven Statt finden. Dieß führt zu der Annahme, daß bey dem Manne, dem die Erection nicht bloß zur Erweckung der Wollust in dem Weibe gegeben wurde, der erste Impuls der Phantasie

die ischio- und bulbo-cavernosi betreffe, und daß durch ihre Zusammenziehung das Hinderniß für den Rückfluß des Blutes herbey geführt werde, ohne welches selbst nach J. Müllers Entdeckung der arteriae helicinae die Erection nicht gedacht werden kann. Die Thätigkeit dieser Muskeln erregt die Sensibilität der Geschlechtstheile, deren Reizung wieder auf die Muskeln berückwirkt, und so steigert und erhält sich die Erection, bis die auf den höchsten Grad gesteigerte Reizung eine neue reflectierte Bewegung durch die Ejaculation herbeyführt. — Priapismus ist der Exceß der Erection, tonischer Krampf und Neuralgie! In der Combination verstärkter Innervation der Gefühlsnerven der äußern Geschlechtstheile und der Bewegungsnerven des ischio- und bulbo-cavernosus liegt das Wesen der Erection. Zusammenziehungen dieser Muskeln durch andere Combinationen herbeygeführt, z. B. Reize an der Harnröhre oder Blase, bringen wohl Krampf, aber in der Regel keine Erection hervor. Beyn Blasensteine findet man sie freylich nicht selten, wenn auch unvollkommen. Der Einfluß des Willens auf die doch nicht willkürlich beweglichen Muskelfasern der Blase ist bekannt. Man kann das Bedürfniß zu urinieren Stunden lang aufhalten, selbst bis zu dem Grade daß Lähmung oder Entzündung erfolgen, und bey dem Willen zu urinieren tritt die Zusammenziehung des detrusor ein, den wir doch nicht willkürlich zusammenziehen können. Es ist mit der Blase vermuthlich wie mit dem Ohre; der Einfluß des Willens auf ihre Muskelfasern reicht nicht hin willkürliche Bewegungen hervorzurufen, wohl aber um die Empfindlichkeit ihrer Gefühlsnerven so zu steigern, daß der Reiz des vorhandenen Urins zum Bewußtseyn kömmt, und daß so eine reflex-

tierte Bewegung des detrusor vermittelt wird. Auf ähnliche Weise vermag vielleicht auch die Phantasie Stuhlausleerungen zu befördern, z. B. bey der Anwendung homöopathischer Arzneyen zu diesem Zwecke.

Die Combinationen von Bewegungs- und Gefühls-Äußerungen erstrecken sich ohne Zweifel auch auf die vom Gangliensysteme geleiteten Bewegungen, und es schreibt sich daher der scheinbare Consensus der Schleimhäute mit entfernten sensoriellen Nerven, wie er sich z. B. bey dem Wurmreiz durch Jucken in der Nase zu erkennen gibt. Bekanntlich stehen alle Sinnesnerven in inniger Verbindung mit den Organen des Unterleibes, und die Mehrzahl der Amaurosen entstehen ex abdomine. Die bewährtesten Mittel dagegen sind krampfstillender, auflösender Natur und haben den Zweck die, nicht durch Entzündung, sondern durch eine dem Krampfe sich nähernde perverse Thätigkeit gestörten Secretionen wieder herzustellen. Wem würde es wohl einfallen die gestörten Secretionen bloß dem sensibeln Theile der Gangliennerven zuzuschreiben, und nicht in ebendem Grade oder noch mehr dem motiven Theile. Die unregelmäßigen Bewegungen in den Organen der Bauchhöhle also bilden die Combinationen mit den Sinnesnerven, welche im Auge zur Amaurose, im Ohre zur Taubheit führt, wobey sehr häufig eine lange währende Hyperästhesie, Lichtscheu oder Ohrenklingen vorhergeht.

Die eigenthümlichen Kreuzschmerzen bey der Niederkunft, welche vorzüglich während der Wehen eintreten, oder sich doch während derselben bedeutend verstärken, geben einen schönen Beitrag zu meinen Ansichten. Ich rede hier nur von den Kreuzschmerzen und nicht von den Schmerzen in den Extremitäten, weil bey letzteren die

Vermuthung entstehen kann, als würden sie durch den Druck des Uterus auf die Nerven der unteren Extremitäten veranlaßt, während die Hautnerven der Kreuzgegend zu hoch entspringen, als daß ihre Stämme gedrückt werden könnten. Daß überhaupt ein Druck auf die Nerven nicht die Ursache davon ist, ergibt sich schon daraus, daß diese Schmerzen durch Druck auf das Kreuz, mit der Hand oder mit einem Polster, sehr vermindert werden. Würden dieselben durch Druck auf die Stämme hervorgebracht, so könnte dieß allerdings das Gefühl des Schmerzes in den peripherischen Enden erregen, aber die peripherischen Enden selbst müßten unempfindlich werden; Druck könnte also auch keinen Einfluß auf ihre centripetalen Strömungen haben. Auf ähnliche Art werden auch rein symptomatische Kopfschmerzen durch Druck für den Augenblick vermindert. Beim Gesichtschmerze ist dasselbe Bedürfniß vorhanden, doch nicht mit demselben Erfolge, weil sich die Localität nicht so dafür eignet, wie über der Hirnschale und dem Kreuze. Der Kreuzschmerz coincidiert nun jedesmal mit der Contraction des Uterus, also die Action der Bewegungsnerven dieses Organs combinirt sich mit erhöhter Sensibilität der Gefühlsnerven der Kreuzgegend. Nach dieser Ansicht müßten Einreibungen von liq. ammon. caust. und dergleichen in die Kreuzgegend die zögernden Wehen durch Reflex befördern. Man versuche sie! — Sind die Zusammenziehungen des Uterus die Ursache der Kreuzschmerzen durch Combination motorischer und sensorieller Nerventhätigkeit, so kann man darnach einen Schluß machen auf den Zustand des Uterus während der Convulsionen der Gebärenden. Anstatt daß die Thätigkeit der motiven Nerven des Uterus gesteigert seyn sollte, ist es die der sensibeln



und ihre Reizung hat einen Reflex im Muskel-systeme zur Folge.

Dem aufmerksamen Leser der bisherigen Erörterungen muß sich von selbst die Frage aufdringen: wie verhalten sich die Neuralgien zu meiner Lehre von den Combinationen der Nerventhätigkeit? Bey der Lehre von den Krämpfen hat man es längst angenommen, und auch Marshall Hall hat sich sehr deutlich darüber ausgesprochen, daß zu ihrer Erzeugung beide Factoren der Nerventhätigkeit mitwirken müssen, die sensibeln Nerven um den Reiz aufzunehmen, die motiven um denselben in den Theilen zu reflectieren, welche der Zusammenziehung fähig sind. Ich weiß nicht, ob man einen ähnlichen Grundsatz bereits für die Neuralgien geltend gemacht hat; jedenfalls ist er nicht durchgedrungen, denn dieser Gegenstand ist noch immer eins der mystischen Kapitel in welchem man mit volltönenden und nichtsföghenden Phrasen abgefertigt wird. Es hat sich in neueren Zeiten die Idee geltend gemacht, die Neuralgien seyen organische Localkrankheiten der Gefühlsnerven, oder ihrer unmittelbaren Nachbarschaft: eine Ansicht welche unterstützt wurde durch das Auffinden von Exostosen und andern Geschwülsten welche den Nerven drückten, oder Geschwülste des Nerven selbst, in einigen Fällen. Das Vorhandenseyn dieser Geschwülste erklärt aber eine wichtige Eigenthümlichkeit der Neuralgien gar nicht, das unerwartete, den electrischen Entladungen ähnliche Auftreten der Schmerzen und ihr Wiederverschwinden, meistens ohne in die Augen fallende Ursachen. Es ist wohl nicht denkbar daß ein so heftiger Localreiz ohne Reflex in den Bewegungsnerven bleibe, es ist auch gar nicht wahrscheinlich, daß die stoßweise Innervation der schmerzenden Nerven ohne Zusammen-

hang mit krampfhaften Bewegungen auftreten könne, eben so wenig ein Krampf entstehen kann ohne vorübergehende Einwirkung auf die Gefühlsnerven. Bey allen Amputirten verwandeln sich die durchschnittenen Nerven-Enden in solbige Geschwülste, aber nur in wenigen Fällen bringen dieselben jene schmerzhaften Stümpfe hervor, die man sich mitunter genöthigt sieht noch einmal zu amputieren. So bringt der Druck, den wir absichtlich auf den Ulnarnerven anbringen, einen fortwährenden Schmerz hervor, und keine stoßweisen Attaquen. Es muß also außer dem Localreize noch ein zweyter Factor vorhanden seyn. Es liegt nahe, diesen in einer Combination mit krampfhaften Bewegungen zu suchen. Wenn der Knieschmerz die Folge einer Contractur der psoae ist, von welcher Patient in diesen Muskeln nichts empfindet, eben so wenig wie eine Kreisende die Wehen im Uterus empfindet, so geht daraus hervor, daß dieser zweyte Factor der Neuralgien nicht zum Bewußtseyn zu gelangen braucht. Es leuchtet daraus aber auch die Hoffnung hervor, daß es uns durch treue Beobachtung mit Hülfe der Lehre von der Reflexion und Combination gelingen könne, den Sitz dieser krampfhaften Bewegungen aufzufinden, wie die Ursache des Knieschmerzes. — Der Zusammenhang der Neuralgien mit Abdominal-Leiden hat längst die Aufmerksamkeit der Aerzte erregt, sie gleichen darin den Hyperästhesien der Sinnesnerven, aber unterscheiden sich von denselben durch die grausame Eigenthümlichkeit, nicht so leicht wie diese in Torpor und Lähmungen überzugehen, wofür der Grund wohl nicht schwer zu finden seyn möchte. Die Heilmittel der Neuralgien scheinen auch darauf berechnet beide Factoren

der Nerventhätigkeit in Anspruch zu nehmen. Wir suchen nicht bloß durch narcotica die Reizbarkeit der sensibeln Nerven, sondern auch durch tonica die irritabeln Theile gegen das Entstehen krampfhafter Bewegungen abzustumpfen, und es zeigt sich nach meinen Erörterungen, daß diese beiden Classen von Heilmitteln am Ende denselben Zweck haben die Combination zu unterbrechen, welche sich zwischen motiven und sensibeln Nerven im Exceß entwickelt hat. Läge nicht in den excessiven Reactionen dieser Combination der vorzüglichste Grund der Neuralgien und viel weniger in dem Local-Uebel des Empfindungsnerven, so müßten Paralyseu viel eher die Folge der Neuralgien seyn. Es ist aber bekannt, daß dieselben ein ganzes Menschenleben elend machen können. Die häufigen Paralyseu des facialis in Folge leichter Entzündungsproceße in seine Nachbarschaft, beweisen, daß nicht so gar vie dazu gehört um durch organische Proceße einen Nerven zu paralyseu. Nun gibt es auch allerdings Neuralgien bey denen die peripherischen Enden, in welchen der Schmerz empfunden wird, gelähmt und bey Berührungen unempfindlich sind. In diesen Fällen kann man wohl mit einiger Sicherheit auf ein Local-Leiden des Stammes schließen, von dessen gereizter Stelle nun die centripetalen Strömungen ausgehen, wenn der Krampf des motorischen Factors eintritt. Es wird, wie ich glaube, durch die Lehre von den Combinationen begreiflich, warum die Durchschneidung neuralgischer Nerven so selten Erfolg hat, warum sich die Schmerzen nicht genau an einzelne Stämme binden und deren anatomische Richtung verfolgen, warum sich neue Nester afficirt zeigen, wenn die Reizbarkeit der zuerst ergriffenen erschöpft ist, oder wenn man sie durch

geschnitten hat. Denn die Combinationen motorischer und sensorischer Nervenfasern sind unendlich mannigfaltig, Nervenstämme sind aber nur juxtaponierte Nervenfasern, und der motorische Factor ist in der Regel dem chirurgischen Messer unerreikbaar.

Ich kann mir hier das Vergnügen nicht versagen, die Anwendung meiner Ideen auf eine Neuralgie zu machen, bey welcher es sich nachweisen läßt, daß der erste Anstoß der Schmerzen von dem motorischen Factor ausgeht. Ich meine die Neuralgie des Testikels, von A. Cooper irritable testis genannt. Diese Neuralgie unterscheidet sich von vielen andern darin, daß sie durch absolute Ruhe des Patienten auf der gesunden Seite verschwindet, daher auch die Kranken gewöhnlich gut schlafen und überhaupt, abgesehen von der Lust absoluten Ruhe, in welcher sie verharren, keine wesentliche Störungen ihrer Functionen erfahren. Der Testikel der leidenden Seite ist etwas geschwollen, hängt etwas tiefer herab, und es findet das dringende Bedürfniß Statt, denselben fortwährend zu unterstützen. Jede Bewegung, Stehen, Gehen bringt die lebhaftesten Schmerzen hervor, nicht bloß im Testikel, sondern auch in der dem Leistenringe benachbarten Haut. Die Krankheit wird entweder durch allgemeine Mittel gegen Neuralgien gehoben, so wie durch Ableitungen in der Leistengegend, oder sie erfordert die Castration und wird dadurch gründlich geheilt. Das Durchschneiden neuralgischer Nerven ist bekanntlich ein sehr zweydeutiges Mittel. Da nun bey der Neuralgie des Testikels die Castration hilft, so muß die Ursache derselben nicht fern liegen. Das Wiederentstehen der Schmerzen bey jeder Bewegung, besonders aber bey dem Aufstehen und Gehen, deutet darauf hin, daß

die dabey eintretende Thätigkeit und Spannung der Bauchmuskeln, indem sie dazu beytragen den Körper aufrecht zu erhalten, damit in Verbindung stehe. Indem die Bauchmuskeln sich zusammen ziehen verengt sich der Leisten canal. Ein anfangender Leistenbruch erscheint auch bey dem Stöhnen und wenn man den Patienten husten läßt, wodurch die Contractionskraft des Leisten canales eben so wohl vermindert wird als das Andrängen der Därme vermehrt. Durch bloße Berührung der Bauchhöhle mittelst Druck auf den Unterleib bringt man keinen Leistenbruch zum Verhalten. Die Zusammenziehungen des Leisten canales im gesunden Zustande werden vom Samenstrange nicht empfunden; kann man doch auch ein sehr festes Bruchband ohne Schmerzen im Samenstrange tragen lassen. Ist aber, wie es bey der muskulösen Beschaffenheit des Leisten canales gewiß leicht möglich ist, daß diese Zusammenziehungen krampfhaft geschehen, denn alle muskulösen Canäle sind dem Krampfe unterworfen, so wird theils der Samenstrang gedrückt, theils wird durch die vermehrten Strömungen der im Leisten canale verzweigten motiven Fäden des nervus spermaticus externus eine verstärkte centripetale Bewegung im sensibeln Theile des spermaticus internus erfolgen. So bilden denn erhöhte Reizbarkeit und Krampf den Kreis, welcher die Leiden des Patienten unterhält, denen er jedoch willkührlich entgehen kann, wenn er jeder Bewegung entsagt, welche den Leisten canal zur Contraction anregen kann. Die mäßige Anschwellung der Gefäße des Hodens und das Herabhängen desselben lassen sich mechanisch erklären, durch den Druck auf die Venen und die motorischen Nerven des Cremasters, die im Canale abgegeben werden. Die Castration heilt diesen Zu-

stand, weil darnach der Samenstrang sich in den Canal zurückzieht, weil er einschrumpft und seine Bewegungen im Canale wegfallen. Ich glaube daß man die Neuralgie des Testikels eben so gut durch Einschnneiden der äußern Wand des Leistencanals heilen könne, wie man den schmerzhaften Krampf des sphincter ani durch einen Einschnitt mildt. Auch besorge ich nicht, daß man dadurch zu einem Bruche Veranlassung geben wird, denn die Narben von Muskeln und Sehnen sind von großer Festigkeit, und es ist nicht meine Idee, daß durch den Einschnitt das lumen des Canales erweitert werden solle, sondern daß die krampfartige Disposition desselben gehoben werde. In wie fern sich nach diesen Ansichten auch die Entstehung der hernia humoralis zum Theil erklären lasse, brauche ich wohl nicht auszuführen.

Bei der Neuralgie des Testikels liegen die afficirten motiven und sensibeln Nerven in anatomischer und physiologischer Hinsicht einander sehr nahe, und der motive Factor ist dem chirurgischen Messer zugänglich, beym Gesichtschmerze ist die motorische Quelle allem Anscheine nach tiefer und liegt vermuthlich in den Unterleibsorganen, doch können die bey einem oberflächlich liegenden Processe gewonnenen Aufschlüsse zur Aufklärung der versteckteren benutzt werden, so wie man die Lehre von den äußern Entzündungen mit Glück auf die innern angewandt hat.

Indem ich mit dieser Anwendung auf einen bisher noch dunkeln practischen Gegenstand meine Erörterungen über das Gesetz der Combination beschliesse, bin ich weit entfernt zu glauben, daß ich für die Begründung desselben einen stringenten Beweis geführt habe. Ich zweifle nicht daran, daß dem Genius der neueren Physiologie erst eine Hecatombe geopfert werden müsse, ehe

mein Lehrsatz als bewiesen betrachtet werden kann. Auch fehlt es mir nicht an Erfindungsgeist für Experimente an lebenden Thieren, wohl aber an der Neigung dieselben auszuführen. Ich überlasse dieselben mit Vergnügen den Physiologen vom Fache; auch habe ich Joh. Müller nie u den glücklichen Gedanken, wie er ihn selbst nennt, beneidet, den Bell'schen Lehrsatz an Fröschen zu beweisen! Doch glaube ich den experimentierenden Physiologen noch folgendes in Erinnerung bringen zu müssen. 'Reizungen beweglicher Theile durch mechanische oder andere Mittel bringen keine vermehrte Strömungen vom Centro her bis zu der gereizten Stelle hervor', sondern nur von der gereizten Stelle des Nerven abwärts, dieß bleibt sich gleich, mag man nun die Muskelfasern selbst, oder die zu ihnen gehenden Nerven reizen. 'Um deshalb Strömungen zu erregen die vom Centro ausgehen muß man reflectierte Bewegungen veranlassen', denn nur diese können, wie die von dem Willen veranlaßten, sich mit centripetalen Strömungen in den Gefühlsnerven combinieren. Reizungen eines Bewegungsnerven werden niemals solche Combinationen veranlassen, weil die Strömungen in ihnen centrifugal sind.

Da ich obige kleine Abhandlung nur als ein etwas weitläufig ausgedrücktes Thema für physiologische Untersuchungen betrachte, so füge ich in demselben Sinne noch folgende Theses hinzu, die mit demselben in genauer Verbindung stehen.

1. Durch die Thätigkeit motiver Nerven werden nicht bloß Combinationen in Gefühlsnerven erzeugt, sondern die Innervation anderer motiven vermindert, z. B. während der Thätigkeit der Flexoren die der Extensoren, während der

Thätigkeit der Exspiratoren die der Inspiratoren, daher letztere durch heftigen und anhaltenden Husten gelähmt werden können.

2. Die Vegetation der Organe, zwischen welchen eine Combination motorischer und sensoriel-  
ler Nerventhätigkeit besteht, ist genau verbunden.

Man es daher besondere vegetative Nervenfasern  
t, so verlaufen dieselben vermuthlich mit den  
regelmäßigen Nerven. Vielleicht aber, und mir  
höchst wahrscheinlich, ist zwischen dem Einfluß  
d Nerven auf Bewegung und Gefühl von ei-  
ner Seite und auf Vegetation von der andern  
nur ein Unterschied in modo.

3. Der Einfluß des Gangliensystems auf die  
Vegetation der nicht mit Gangliennerven verse-  
henen Theile besteht in der Erzeugung combi-  
nirter und reflectirter Aeußerungen der regel-  
mäßigen Nerven. Die Ganglien sind dazu ge-  
bildet, um empfangene Eindrücke länger fortwir-  
ken zu lassen und die Combinationen der Ner-  
venthätigkeit im Umschwunge zu erhalten, bis  
neue Lebensreize einwirken.

4. Es gibt keine sogenannte Mitbewegungen  
ohne Dazwischenkunft sensoriieller Combination.

5. Es gibt keine sogenannte Mitempfindung  
ohne Dazwischenkunft reflectirter Bewegung.

### F r a n c e r.

J. A. C. Rovers oratio de philosophia  
Socratica, optima ad religionem christia-  
nam via ac praeparatione, dicta publice,  
die XXIII. Junii 1834. 36 S. in 8.

Die Frage: in wie fern die Socratische Phi-  
losophie als eine Vorläuferin des Christenthums



betrachtet werden kann, ist gewiß eine der interessantesten. Der Redner sucht diese Frage zu beantworten, indem er die Hauptmomente hervorhebt, wodurch dieses geschah. Es war das Verdienst des Socrates, indem er die Sophisten bekämpfte, die Aufmerksamkeit auf die moralische Seite der menschlichen Natur zu richten, die Selbstprüfung und Selbstkenntniß befördern, und zu zeigen daß das wahre Glück in der Tugend zu suchen sey. Zugleich verbreitete er würdigere Begriffe von der Gottheit, und stellte es als Aufgabe des Lebens auf, der Gottheit ähnlicher und dadurch ihr wohlgefälliger zu werden. Denn nicht wie die Menschen sind, sondern es zu wünschen steht daß sie seyn sollten, lehrte diese Philosophie. Daher suchte ihr Stifter seine Schüler von vorgefaßten Meinungen und Einbildungen zu befreien, indem er sie auf sich selbst aufmerksam machte. Dieß geschah durch die Methode seines Unterrichts, und ward nachmals durch die Männer, die sich in seiner Schule gebildet hatten, und später durch die Verpflanzung der Socraticischen Philosophie in die Römische Welt bewirkt.

Die Rede überhaupt ist eine Frucht der in Holland wieder erweckten Vorliebe für die Socraticische und Platonische Philosophie, wozu die dort so viel gelesenen Werke eines van Heusde, aus dessen Schule auch der Verfasser hervorging, so wesentlich beygetragen haben.

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e   A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

77. Stück.

Den 16. May 1836.

---

B e r l i n .

In der Nicolaischen Buchhandlung: Grundriss der Sanitäts-Policey mit besonderer Beziehung auf den Preussischen Staat. Von Dr. A. S. Nicolai, pract. Arzte in Berlin, Medicinalrath und Mitglied des Medicinal-Collegiums der Provinz Brandenburg u. s. w. 1835. X u. 604 Seiten in 8.

Zu einer Zeit, in welcher die Regierungen für das gemeinsame Wohl ihrer Unterthanen durch jede bestmögliche Einrichtung sorgen, um eben den Zweck des Staates, Freyheit jedes Einzelnen, Verhinderung der Beeinträchtigung des Rechts jedes Menschen sein eigenes Wohl sich selbst schaffen zu können, zu erreichen, ist es ein lobenswerthes Unternehmen des Verf., einen Theil der Staats-Arzneykunde ausführlich zu bearbeiten, nämlich denjenigen, welcher auf den Erfahrungssätzen der Natur- und Heilkunde beruht, und nach gewissen Grundsätzen die Erhaltung und

Beförderung eines möglich vollkommenen physischen und geistigen Zustandes der Mitglieder eines Staates durch Einführung von Vorschriften, welche die Kenntniß der Wirkungen der verschiedenen Lebens-Einflüsse ergeben hat, bezweckt. Denn nicht allein seinen Fachgenossen, namentlich den öffentlichen Aerzten, hat er durch seine Zusammenstellung der seinen Gegenstand betreffenden Grundsätze einen Dienst geleistet: sondern es muß sein Werk auch allen denjenigen willkommen seyn, welche, wenn auch nicht Aerzte, doch in ihren bürgerlichen Verhältnissen so gestellt sind, daß sie in die Berührung mit der Verwaltung des Staats von derjenigen Seite kommen, wodurch nach gewissen das allgemeine und so auch das Wohl des Einzelnen bezweckenden Grundsätzen die allseitige Entwicklung und richtige Verwendung der Menschenkräfte das Wohl und die möglichst menschlich-vernünftige Vollkommenheit befördert wird, eine Seite, die wir die polizeyliche überhaupt nennen. — Der Verf. trägt in seinem Werke die Wissenschaft vor, welche diejenigen Kenntnisse, Grundsätze und Regeln umfaßt, welche bey der Sorge für die Erhaltung und Beförderung des Gesundheits- und physisch-vollkommenen Zustandes der Einwohner eines Staates befolgt und ausgeführt werden müssen, genannt die Gesundheits-Polizey. Leider wird auf Universitäten dieser höchst wichtige Zweig stiefmütterlich behandelt: mancher Arzt tritt in die practische Laufbahn, ohne sich im geringsten um diese Doctrin bekümmert zu haben, theils hat es ihm an Gelegenheit dazu gefehlt, theils hat er die ihm dargebotenen Vorlesungen vernachlässigt, vermeinend, es bedürfe keines eigenen Studiums dieser Wissenschaft.

Wir sind auch gerne geneigt, die Entschuldigung eines solchen zu übernehmen, da bey dem großen Zuwachse der Wissenschaften, bey den vielen Anforderungen, die man heute an einen Candidaten der Medicin macht, ihm kaum viel übrig bleiben wird zu solchen Wissenschaften, die er gerade nicht als durchaus nothwendig zu seinem künftigen Fortkommen überhaupt acht; auch hat ein wohlgeordneter Staat ja überall die Einrichtung getroffen, Candidaten, welche das Amt eines öffentlichen Arztes, eines Physicus u. s. w. in Anspruch nehmen, einem neuen Examen zu unterwerfen, und dann gerade auf die Fächer, welche die sogenannte Staatsarzneykunde in sich schließt, specielle Rücksicht zu nehmen. Indessen sollte es sich jeder angehende Arzt angelegen seyn lassen, ganz abgesehen davon, ob er dereinst eine öffentliche Anstellung der genannten Art übernehmen will oder nicht, sich auch mit der medicinischen Polizey bekannt zu machen, er sollte in Ermangelung eines auf der Universität genossenen Unterrichts die besseren Werke darüber zur Hand nehmen, und einem solchen können wir neben anderen, z. B. dem noch nicht übertroffenen Werke des J. V. Frank, auch vorliegendes zum Selbststudium empfehlen. — Daß das vorliegende Buch mit besonderer Beziehung auf den Preussischen Staat geschrieben, erhöht noch das Interesse, indem eine Menge, von dem letztern erlassene Verfügungen zur allgemeinen Kenntniß kommen, mithin bey ähnlichen Fällen Behörden anderer Staaten erspriessliche Vergleichen anstellen können, ganz abgesehen von dem speciellen Interesse, welches dadurch das Werk für Aerzte und Polizey-Beamte der Preu-

fischen Monarchie erhält. — Die zu seiner Doctrin gehörigen Gegenstände behandelt der Verf. unter folgenden Abtheilungen: 1. Die Nahrungsmittellehre in sanitäts-polizeylicher Hinsicht. 2. Schädliche Gewächse. 3. Schädliche Thiere. (Hier ist unter andern das Wurstgemit abgehandelt). 4. Schädliche Koch- und Geschirre. 5. Schädliche Farbestoffe, Schmen und Pomaden. 6. Nachtheilige Einflüsse von Seiten der Luft. (Hier unter andern das Nöthige über Ansteckungstoffe, Miasmen und Contagien.) 7. Gesundheitsgemäße Einrichtung menschlicher Wohnungen. 8. Von der Sorge für die Erzielung und Erhaltung einer gesunden und zahlreichen Bevölkerung. (Das medicinisch-polizeyliche über die Ehe u. s. w. findet hier seine Stelle: eben so spricht der Verf. über die Waisen- und Findlingshäuser. Er erkennet die Nachtheile letzterer als um so größer, je größer die Anstalten selbst sind; die, welchen die Aufsicht obliegt, dienen für Geld! Anders aber verhält es sich da, wo barmherzige Schwestern und Menschen aus bloßer inniger Liebe zum Wohlthun sich diesem Geschäfte widmen, hier pflegt der Erfolg ein anderer zu seyn). 9. Vom Einflusse der Sittlichkeit und Unsittlichkeit, Unzucht u. auf die Bevölkerung. 10. Schädliche Kleidertracht, Moden. 11. Von der Verhütung zufälliger Gefahren für Gesundheit und Leben (z. B. durch Blitz, Feuer, Erdbeben, tolle Thiere u. s. w.). 12. Vom Aberglauben und den Vorurtheilen. (Hier spricht der Verf. von dem Einflusse medicinischer Systeme und Theorien; ferner vom Einflusse des Frömmelers- und Sectirers-Wesens, ein in jetziger Zeit besonders zu beherzigendes Kapitel! Auch den gemeinsa-

men Vätern der Israeliten widmet er hier seine Aufmerksamkeit). 13. Von der Sorge für Sterbende, Verhütung des Lebendig-Begrabens, Rettung der Früchte bey Schwangern. — Eine kurze Literatur hat der Verf. sowohl in der Einleitung vorausgeschickt, als er auch bey den einzelnen Gegenständen ausgesuchte Werke und Monographien angeführt hat.

S.

## S t e t t i n.

Baltische Studien, herausgegeben  
von der Gesellschaft für Pommersche  
Geschichte und Alterthumskunde. Er-  
stes Heft. 1832.

Die Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde entstand im Jahre 1824. Ihre Ausschüsse zu Stettin und Greifswald gründeten an beiden Orten Sammlungen vaterländischer Alterthümer. Die von ihr heftweise heraus gegebenen 'baltischen Studien' sollen enthalten: Auszüge aus ungedruckten Pommerschen Chroniken, Uebersetzungen altnordischer Sagen, Urkunden, Geschichten Pommerscher Städte, größerer Bezirke und einzelner Familien, so wie historisch-antiquarische Abhandlungen. Das vorliegende Heft ist das erste, welches von der Thätigkeit dieses Privatvereins, und wie weit der angeedeutete Zweck vorläufig erreicht worden, Rechenschaft ablegt. Den Anfang macht I. eine Abhandlung 'über die Geschichte Pommerns und ihr Verhältniß zur deut-

schen Geschichte, von dem Archivar B. von Medem.' Nach einer allgemeinen philosophischen Betrachtung über historische Monographien, Particular-Geschichte, und ihren Werth in Bezug auf allgemeine Geschichte, heißt es: Eine Geschichte Pommerns muß besonders die Slavischen Bestandtheile von den Germanischen sondern, den Kampf des Slavischen Elements mit dem Germanischen, als Quelle der späteren Geschichte, auffassen. Das erstere ist aus schriftlichen Denkmahlen, Bauten, Waffen — wozu Nachgrabungen Gelegenheit geben — das Germanische dagegen in seiner Reinheit nur gleichzeitig in Scandinavien zu suchen. Die Verschmelzung geht schon mit Einführung des Christenthums an, bis später der Einfluß und endlich die Reformation und der dreißigjährige Krieg allen äußern Unterschied verschwinden macht. II. Die Kriege Waldemar's und Knud's gegen Pommern, aus der Knytlinga-Saga übersetzt, von Kohnst. Einheimische Schriftsteller haben wir über diese fortwährenden Raubzüge der Dänen (von 1157 bis 1185) nicht; der einzige Ranzow, der mehrere Jahrhunderte später lebte, scheint dem Dänen Saxo fast wörtlich gefolgt zu sein. Ebenso Helmold und Kranz. Eine neue Quelle ist die 1829 zum erstenmal in Kopenhagen im Druck erschienene Knytlinga-Saga. Ob sie eine Bearbeitung Saxo's für das Volk sey, wird unentschieden gelassen; jedenfalls ist die Erzählung vollständiger. Die hier beygefügtten Noten enthalten manche wichtige Untersuchung über Vertlichkeiten der alten Geographie von Pommern und Rügen. III. Lebensumstände der Sophie von Schleswig-Hollstein, Wittwe

Herzogs Philipps II. zu Pommern. Das Band der Ehe ward bekanntlich früh wieder getrennt; der Herzog starb 1618 und man schrieb seinen Tod und die Unfruchtbarkeit der Ehe seiner Verbindung mit dem Stiftsfräulein in Mariensfließ, d. i. schönen Sidonie von Bork, zu, die nach langer Untersuchung durch richterlichen Spruch der Rauberey schuldig erkannt und zu Stettin verbrannt wurde. Die schöne Sidonie hatte schon in ihrer Jugend den Herzog Ernst Ludwig, Philipps's Oheim, angezogen und ihn bis zu einem Eheversprechen mit sich hingerissen. Allein die fürstliche Familie trat gegen dieses Mißbündniß auf, und daher soll die Erbitterte allen Ansehens des Hauses Haß bis zum Tode davon besaßen. IV. Nachricht von einer schon in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts gefundenen Graburne, die auf dem Boden ein Buchstaben ähnliches Zeichen, einem hebräischen Simel nicht unähnlich, hatte. Solche Bezeichnungen Germanischer oder Slavischer Urnen sind allerdings eine sehr seltene Erscheinung; doch kann Ref. nicht unbemerkt lassen, daß auch unser akademisches Museum eine bedeutend große Urne, die im Dsnabrückschcn ausgegraben wurde, besitzt, auf deren einer Seite gegen die Halsöffnung zu das eingedrückte Zeichen eines in der Mitte durchstrichenen Lateinischen L zu sehen ist. — Ferner Nachricht von zwei alten Gräbern im Dramburger Kreise, mit Menschenknochen, die in Mörtel, und einem messingenen Gefäße, das gleichfalls in Kalk und Steine eingefest war. In einem dritten ein Gerippe unter vielen Steinen; alle Gebeine zerschlagen, und das Ganze zeugte für den gewaltsamen Tod des Bestatteten,



als sey er durch die kopfgroßen Steine zu Tode gesteinigt. Indessen darf man hiebey nicht vergessen, daß unter den mannigfachen Structuren altgermanischer Grabhügel auch eine, sowohl im Norden, wie im Süden von Deutschland vorkommt, wo der Hügel über der Leiche auf kern Steinen aufgebaut ist, deren Druck der Zeit nothwendig die unterliegenden Knochen zertrümmern mußte. — Vermuthung, daß in Gräbern oft gefundenen Spiralgewinde weiblicher Kopfspuß gewesen. Ref. kann jedoch darin nichts weiter als jene Arm- und Beinzierden erkennen, die bei allen Völkern des Alterthums, selbst auf Statuen und hebräischen Gefäßen, vorkommen. — Ferner eine beachtenswerthe Nachweisung, daß oft der Umsturz ganzer Waldungen und ihr Versinken im Moore, bloß der unvorsichtigen Anlage von Stauwerken in Flüssen vor Alters zuzuschreiben. Hier bey dem Dorfe Seelow, wo anscheinend schon 1163 zwey Mühlen angelegt wurden. Endlich Mittheilung und Abbildung einer Schiefertafel mit einer noch nicht erklärten Eindschrift, die in einem Grabe bey Binz auf Rügen gefunden seyn soll. Sie gehört ohne Zweifel der christlichen Zeit an, wenigstens glaubt Ref. die Worte filius Ihsu Xti. nicht zu verkennen.

B.

# G e t t i n g e n s e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

78. 79. S t ü c k.  
e n 19. M a y 1836.

---

U t r e c h t.

Apud van der Post: Specimen historico-medicum, de Cholerae Asiaticae Itinere per Belgium septentrionale, A. 1832—34, tabulis statisticis et geographicis illustrato. Auctore A. C. G. Suerman. XXXII u. 289 Seiten. 1835. Octav.

B e r l i n.

Die Verbreitung der Cholera im Preussischen Staate. Nach amtlichen Quellen bearbeitet von W. Wagner, ord. Prof. an der Friedrich-Wilhelms-Universität etc. Mit einer Karte. 145 S. 1832. Octav.

Die Frage, zu deren Lösung die zwey vorliegenden Schriften einen wesentlichen Beytrag liefern, ist so wichtig für das Menschengeschlecht, daß sie nicht genug mit wissenschaftlicher Kritik erörtert werden kann. Sie zeigt das Eigenthümliche, daß sie fast allerwärts, wo ein dringendes

Bedürfniß sie zum Gegenstande des Tagesgesprächs oder der strengen Untersuchung macht, eine regelmäßige Folge von Stadien durchläuft. Ist die Krankheit noch fern, aber die Besorgniß ihrer Annäherung gegründet, so ist der Glaube an ihre Verbreitung durch persönliche Mittheil fast allgemein, und es werden dem gemäß kalten und Verwahrungen getroffen. Tritt aber mit dem Gefolge ihrer ersten Sympto in der Mitte einer Stadt auf, so hört man gar bald die Versicherung, sie sey nicht ansteckend. Das menschenfreundliche Gefühl, das Verlangen, sich gegenseitig Hülfe zu leisten, die Sorge vor den Ausbrüchen der Noth des großen Haufens, die Furcht, von Verwandten und Freunden abgesperrt zu werden, und die oft noch größere Besorgniß, daß Handel und Wandel nach Außen hin unterbrochen und gelähmt werden könnten verwischen mit Einem Male beynah jede Spur der früheren Ueberzeugung. Es finden sich Gründe genug dazu in den Erfahrungen, daß oftersperrung nichts genützt, daß sich Preisgeben der Gefahr nicht geschadet habe; man beruhigt sich mit der Macht unerklärbarer Worte, mit der Annahme tellurisch-kosmischer Einflüsse, deren eiserner Nothwendigkeit man sich ergeben müsse. So bald aber durch die Thätigkeit der Behörden, durch die Aufopferung der Aerzte, durch erlangte Erfahrung der Einzelnen und durch andere günstige Ursachen die Krankheit in ihrem Umsichgreifen und in ihrer Heftigkeit sich beschränkt und endlich so weit abnimmt, daß nur vereinzelte Fälle davon vorkommen, sie also in die Kategorie der andern einheimischen Krankheiten tritt, dann wird die große Menge gleichgültig gegen die theoretische Frage; sie hält sich für erlöst von der bedrohenden Calamität

und lebt wiederum Tag für Tag von der Gunst des Zufalls.

Für die Wissenschaft jedoch sind die erlangten Erfahrungen nicht verloren. Der Blick des Forschers, der vom Tumulte und der Gefahr des Augenblicks sich nicht umdüstern ließ, überschaut nun, nachdem die Krankheit vorübergezogen ist, in so sicherer die Bedingungen ihres Erscheinens, Verweilens und Verschwindens.

N. I. gibt ein vollständiges Bild von der Ankunft und der Verbreitung der Cholera in Holland in den Jahren 1832 und 1833. Die klare und übersichtliche Darstellung des Verfassers würde in jeder der neueren Sprachen nicht verfehlen die Aufmerksamkeit des Lesers festzuhalten; nun aber ist sie im römischen Gewande verfaßt, und wir müssen gestehen, nicht leicht in medicinisches Buch gelesen zu haben, das an einem classischen Ausdrucke so sehr den Stempel des Alterthums an sich trüge. Gehörte nicht der Gegenstand der jüngsten Zeit an, man würde versucht seyn zu glauben, hier ein Denkmal aus der alten Welt vor sich zu haben, das mit der bestimmten und körnigen Schreibart eines Celsus die Feinheit Ciceronischer Urbanität verbindet.

Nach der Widmung an seinen Vater liefert der Verf. in der Einleitung (XVII—XXVII) eine gedrängte Uebersicht der Geschichte und des allmählichen Vordringens der Krankheit. Für Holland fürchtete man von Süden her am meisten Gefahr (S. XVIII): *Oculis ita anxie versus Austrum conversis, en, subito fama ruit, sub Junii finem in ipsa Hollandia, prope sedem regiam, inter piscatores Sceveningenses morbum exortum esse.*

In das Pathologische und Therapeutische läßt er sich nicht ein; er verfolgt bloß den Gang des Uebels; über die Contagiositätsfrage äußert er sich so (S. XXI): Jam vero sic mecum cogitabam, odiosam illam de Cholerae contagio contentionem fere illud effecisse, ut facili quibusdam inhaereretur, integer epidemiae decursus minus attenderetur. Tant autem me litibus immiscere nec ausus, nec cupiens, aliam superesse viam existimabam, quae omni Physicae, ideoque et Medicinae communis, una vera habenda est, ut scilicet sedulo et accurate particularia quaecunque explorentur et colligantur, ut hinc generalia adscendantur, et sic ultimo loco in causas inquiratur phaenomenorum.

Dann folgt eine Aufzählung der Schriften, die bereits über die Holländische Epidemie erschienen sind und deren Zahl schon über 40 steigt. Die erste Abtheilung des Buchs (S. 1 — 196) enthält in geordneter Folge die Darlegung der Facta. Von dem Habitus des Jahrs 1832, von den Witterungsverhältnissen und der epidemischen Constitution. Auftauchen der Krankheit (S. 10): Quum jam in tota fere patria nostra civium sanitas optime sese haberet, subito in Hollandiae sabuletis, ad mare Germanicum, apparuit Cholera. Ein Fischer-Fahrzeug, das sich während stürmischer Witterung lange auf dem Meere herumgetrieben hatte, kam in der Nacht vom 24. Junius nach Scheveningen zurück mit an der Krankheit daniederliegenden Schiffern. Beide wurden späterhin hergestellt. Viele beschuldigten als Bedingungen des Uebels Wind und Wetter, verdorbene Nahrungsmittel, faule Fische; andere bewiesen mit Gründen (ebendaf.): ex contactu vetito, temeratis quadra-

genis, illos funestum attulisse donum. Die Badegäste flüchteten sich. Doch war Anfangs die Zahl der Kranken sehr gering, am 7. Julius nur sieben. Vanus ergo multis terror habebatur. At vero vanam opinionem mox deleuit, morbus (S. 11). Bis zum 26. August waren bey 4600 Einwohnern 617 Kranke und 177 Gestorbene. Bald, jedoch später als man fürchtete, kam die Krankheit nach dem Haag: Dum vero Sceveninga morbo laborabat, recepit eundem regia sedes, quae quidem incolarum moribus et indole a piscatorio pago toto caelo distat, eidem vero et vicinia, rupto hominum commercio arcte conjungitur, ita ut unam simul urbem constituere viderentur (S. 16). Ausbruch der Krankheit in Rotterdam; Delft; an der Mosel; an der Elbe und am Leck; am Rheine. Der erste Kranke in dieser Gegend war ein Fischer, qui Sceveningae interfuerat funeris exsequiis (S. 48); in Leyden war der erste bajulus, qui lanam transportarat, aliunde ad lavandum advectam (S. 49). In Amsterdam (von 1497 Kranken starben 793, S. 66); im nördlichen Holland; in der Provinz Utrecht (in der Stadt Utrecht fungierte der Verf. selbst als Cholera-Arzt, weshalb er hier besonders ausführlich ist; S. 86: custodum, qui ibidem degebant, nemo affectus, alia vero in urbe custodem morbo succumbentem vidi, postquam linteamina, ab aegrae vomitu humida, supra ignem exsiccarat); in Geldern; Oberissel; Drent; Friesland; Gröningen; Nordbrabant und Seeland. Nachdem die Epidemie viele Opfer, vorzüglich aus der unteren, bedürftigen Klasse, oder von den Unmäßigen gefordert hatte, schien sie zu erlöschen und das folgende Jahr unter

günstigeren Auspicien sich zu zeigen. Aber in der Mitte Junius 1833 fing die Krankheit in Rotterdam wieder heftig zu wüthen an, und verbreitete sich von hier aus wieder in verschiedene holländische Provinzen. Auch nachdem sie nach und nach wieder erloschen war, kam sie im Jahre 1834 wieder hie und da zum Vorschein, besonders bey Veranlassung, daß die freywilligen Bürgergarden von dem Heere nach Hause zurückkehrten (S. 193: *sagittarii per missionem domum revertebantur. Pompa triumphali-grata eos patria recipiebat. Lautae eos, quocunque ducebat iter, exspectabant epulae*). Zuletzt tauchte die Krankheit nochmals in Rotterdam auf (S. 196: *quod profecto tristes agit in Cholerae historia partes*), war aber nur auf wenige Fälle beschränkt, welche dann auch die letzten in Holland gewesen zu seyn scheinen.

In der zweyten Abtheilung (S. 197 — 279) werden nun die Resultate aus der vorhergehenden Darstellung abgeleitet und zusammengestellt. Von einer Bevölkerung von 2,427,206 erkrankten in den Jahren 1832 und 1833 10,559, in den Städten 8245, auf dem Lande 2314; es starben 5093, in den Städten 4011, auf dem Lande 1082. Der Verf. geht sehr ins Einzelne, wohin wir ihm hier nicht folgen können. Vorläufer der Epidemie zeigten sich gerade da, wo sie zuerst ausbrach, gar nicht (S. 203: *memorable autem est, in loco epidemiae initiali, Sceveninga, praecursores defuisse*), späterhin häufig. Die, welche zuerst ergriffen wurden, waren fast immer Schiffer oder Soldaten, namentlich von Außen kommende. Der Ausbruch geschah in der Regel im Hafen; Casernen, enge und ungesunde Straßen litten am meisten und längsten. Die Verbreitung vermochte man eben

so wohl schritt- als sprungweise zu verfolgen (S. 209): simulac urbem quandam majorem attingerat, hinc, veluti ex centro, pedetentim in ambientia rura sese dispergebat. Abschließung schützte nicht immer; die Gefängnisse wurden heimgesucht, kaum die Waisenhäuser (S. 214).

Ein periodischer Verlauf ließ sich nicht bestimmt wahrnehmen; meistens wird vom Verf. unterschieden (S. 220) praecursores, incrementum, culmen, decrementum, recrudescencia, finis. In Betreff der Heftigkeit nimmt er vier Klassen an, die er (je nachdem 20 und mehr, oder 10—20, oder 5—10, oder unter 5 vom 1000 starben) äußerst und sehr heftige, heftige oder wenig heftige Epidemien nennt. Dann handelt er von der Dauer, von dem Einflusse des Geschlechts, Lebensalters, der Lebensweise, und zuletzt von den Ursachen. Ausführlich untersucht er die Verhältnisse des Bodens, der Wasser und der Luft; aber er kann in ihnen keine ursächlichen Momente auffinden. Das Kapitel De vi commercii hominum ad Choleram propagandam (S. 264) beginnt der Vf. mit den Worten: Quandoquidem neque physica terrae, neque aquarum, nec aëris consideratio multum lucis attulerit ad interpretandum Cholerae iter, sed ad negativum potius earum effectum admittendum duxerit: exploremus, num in ipsa hominum societate probabiliorem illius nexus inveniamus rationem. Er findet als Resultat einer ruhigen, umsichtigen und parteylosen Prüfung: Cholerae humana societate propagari (S. 268). Die Mitwirkung und den Einfluß der individuellen Disposition und der immerhin räthselhaften epidemischen Constitution entwickelt er



gleichfalls mit Umsicht. Die zwey beygegebenen illuminirten geographischen Kärtchen verdeutlichen mit zweckmäßigen Zeichen die Ausbreitung, Dauer und Stärke der Epidemie in den einzelnen Gegenden Hollands während der beiden Jahre ihres Dortseyns.

erl  
 N<sup>o</sup>. II. Die Bemühungen, welche das Preussische Gouvernement anwandte, um die herannahende Cholera von seinem Gebiete abzuhalten, werden in der Geschichte ihrer europäischen Wanderung unvergänglich bleiben. Nachdem ein Zusammentreffen physischer und politischer Verhältnisse die an den östlichen Grenzen des Königreichs mit unerhörter Anstrengung gehandhabten Abwehrungs-Maßregeln in ihrer Hauptwirkung vereitelt hatte, hörte man dennoch nicht auf, das Vordringen der hereinbrechenden Krankheit Schritt für Schritt streitig zu machen, und man ging von den strengeren Verordnungen erst dann ab, als der allgemeine Nothruf der Handel- und Gewerbetreibenden kaum eine andere Wahl mehr übrig ließ. Auch später noch zeugten die für die noch nicht ergriffenen Gebietstheile der Monarchie erlassenen Gesundheitsbefehle von der festbegründeten Ansicht der Regierung, deren Modificationen nur von den besondern Umständen der im Innern des Landes schon verbreiteten Krankheit herrührten, und von der schwer zu ändernden Meinung der Mehrzahl der Bevölkerung, die nun einmal ein größeres fernes Uebel lieber erleiden will, als ein nahe gelegenes kleineres.

Wie aber die eben bezeichnete Ueberzeugung und Entschließung der Preussischen Behörden auf umfassenden und amtlich ermittelten Thatsachen beruhe, davon setzt uns diese Schrift in Kenntniß. Der Verf., der im Stande war genau

eigene Erkundigungen und officielle von andern einzuziehen (es werden Auszüge aus vielen Berichten der Oberpräsidien, der Landräthe und Sanitätsbeamten mitgetheilt), liefert ein detaillirtes Bild von der Annäherung, dem Uebertritt und der Verbreitung der Cholera in Preußen, und verfolgt ihre wüchernde Spur durch 15 Regierungsbezirke, beynah von Ort zu Ort, von Dorf zu Dorf. Die von Frankreich und Belgien her geschehene Einbringung derselben in Rheinpreußen konnte er noch nicht in seine Schilderung aufnehmen.

Statt in das Einzelne der so mannigfach belehrenden Schrift einzugehen, wollen wir bloß einige der Hauptresultate hier mittheilen: 1) Die Krankheit ist aus Rußland, Polen, und zum Theil auch aus Krakau, Gallizien und Oesterreichisch Schlesien in Preußen eingeschleppt worden. 2) Sie ist an zahlreichen Punkten über die Gränze (deshalb auch zunächst in der Regel in die Gränzkreise) gedrungen, hat sich jedoch im diesseitigen Gebiete so lange nur langsam verbreitet und weniger um sich gegriffen, als sie nur kleinere Ortschaften diesseits der Grenze erreicht hatte. 3) Dagegen hat sie bedeutend um sich gegriffen und sich schnell weiter ausgedehnt, so bald sie bis zu größeren Städten gelangt war. 4) Wenn sie in die Nähe von größeren Städten gekommen war, so erfolgte auch alsbald, und zwar sehr schnell, ihr Ausbruch in diesen selbst. Die Schnelligkeit ihres Vorwärtsbringens stand in der Regel in geradem Verhältnisse mit ihrer Annäherung an große Städte. 5) War sie einmal in einer großen Stadt ausgebrochen, so verbreitete sie sich von dort aus strahlenförmig in die umgebenden Ortschaften. 6) Ihre Verbreitung geschah nach allen Richtungen und Him-

melsgegenden; nach Osten, Norden und Süden eben so wohl als nach Westen. 7) In unzähligen Fällen ist ihre Uebertragung von Menschen auf Menschen, nicht nur in demselben Orte, sondern auch nach andern Orten hin auf das Bestimmteste nachgewiesen worden. Die Schwereigkeit, dieß zu ermitteln, war aber um so größer, je umfangreicher und bevölkerter der befallene Ort war. 8) Ihre Verschleppung, besonders in weitere Entfernungen, geschah vorzüglich durch die Schifffahrt, namentlich durch die Flußschifffahrt, und durch Truppenzüge. Durch den gewöhnlichen Verkehr einzelner Personen zu Lande geschah ihre Verbreitung in der Regel nur in der Nachbarschaft und näheren Umgebung des infectierten Ortes. 9) Die Uebertragung der Krankheit wurde nicht selten durch Personen bewirkt, welche selbst entweder ganz gesund waren und blieben, oder doch nur an leichteren Graden derselben litten. 10) Häufig wurde die Ansteckung durch Leichen bewirkt, und ebenso 11) durch die mit den Kranken in Berührung gewesenen Kleidungsstücke. 12) Die trockene oder feuchte, warme oder kalte Beschaffenheit der Atmosphäre wie der Witterung überhaupt äußerte keinen merklichen Einfluß auf die Verbreitung. 13) Sie herrschte nicht selten heftig in hoch, trocken, luftig und in jeder Hinsicht gesund gelegenen Ortschaften, während andere niedrig, feucht und sumpfig gelegene von ihr verschont blieben. 14) Obgleich der Ausbruch der Krankheit gewöhnlich sehr bald, oft schon an demselben Tage und in der Regel innerhalb der ersten drey Tage nach der Statt gefundenen Ansteckungsgelegenheit erfolgte, so kam sie doch auch in manchen Fällen erst weit später, und selbst nach länger als 14 Tagen, zum Ausbruch. 15) Durch die Sperr-

Gordons wurde die Seuche bey ihrem Vorwärtsdringen bedeutend aufgehalten. Besonders ist dieß geschehen durch den Gordon um Danzig und den rechten Flügel des Gränz-Gordons; und wenn sich in dieser Hinsicht der linke Flügel

Gränz-Gordons und die im Innern des Landes aufgestellten Sperrlinien weniger wirksam gezeigt haben, so lag dieß bey jenem an den größeren Hindernissen, welche dort zu überwinden waren, und bey diesem an der Unmöglichkeit sie schnell genug in vollständige Wirksamkeit zu setzen. (Man lese besonders S. 75. 111. 112. 131). 16) In zahlreichen Fällen ist es gelungen, durch eine strenge, vollständige und consequente Ausführung der angeordneten sanitäts-polizeylichen Maßregeln und hauptsächlich durch Isolirung der Kranken und sorgfältige Reinigung der Wohnungen das bereits ausgebrochene Uebel im Keime zu ersticken und seine weitere Verbreitung zu verhindern. 17) Wo die Krankheit am wenigsten für ansteckend gehalten, und die auf ihre Contagiosität sich gründenden Maßregeln am wenigsten mit Ernst und Consequenz durchgeführt wurden, herrschte sie am heftigsten, d. h. war die Zahl der Erkrankten am größten; am geringsten dagegen war diese Zahl dort, wo auf die Ausführung jener Maßregeln am strengsten gehalten wurde.

Eine äußerst dankenswerthe Zugabe ist die große (gegen  $1\frac{1}{2}$  Fuß hohe und breite), schön gestochene Karte. Mit verschiedenen Symbolen und Farben sind darauf bezeichnet: 1) die Marschroute der Cholera; 2) die sechs Gordons (an der östlichen Gränze, um Danzig, an der Nahe, Oder, Weisse, Elbe); 3) die Ortschaften, welche innerhalb des Danziger Gordons und wäh-

rend seines Bestehens außerhalb desselben, von Danzig aus, von der Cholera befallen worden sind; 4) die Ortschaften, welche jenseits des Gränz=Cordons, so wie des Cordons im Innern des Landes, und diesseits der letzteren bis zu deren Auflösung befallen worden sind; die Ortschaften, welche diesseits der Cordons im Innern des Landes nach deren Auflösung heimgesucht wurden.

Alle Folgerungen, welche bey dem Lesen der Berichte und Erörterungen successiv sich ergeben, treten dem Beschauer bey der Betrachtung dieser Karte mit einem Male entgegen und ein kurzer Blick auf sie möchte jeden, der die deutlichsten Fingerzeige der Beobachtung und Erfahrung nicht verkennen will, zu dem Ausspruche nöthigen: die Cholera ist aus Indien nur durch Eine Ursache in unser Vaterland gekommen und kann nur durch Eine in demselben verbreitet und erhalten werden.

M.

### L e i p z i g.

Bey J. A. Barth: Dr. Ludwig Wachler's biographische Aufsätze. 1835. VIII und 344 Seiten in 8. (Auch unter dem Titel: W. vermischte Schriften 1. Theil).

Dieses treffliche Buch enthält zehn biographische Aufsätze, nämlich über Joh. Balth. Schuppius, J. J. Rousseau, Bernardin de St. Pierre, M. C. Curtius, Johannes Müller, P. L. Courier, C. G. Fürstenau, Weis, W. Münscher und Fr. Passow, — von denen nur der über Bernardin de St. Pierre bisher ungedruckt, ei-

nige der andern aber nach dem ersten Abdruck überarbeitet und zum Zwecke der jetzigen Herausgabe nun nochmals durchgesehen sind. Ref. macht mit einem Gefühle des warmen Dankes für den Verf. die Leser auf diese Sammlung des Werks aufmerksam. Nicht allein daß jeder dieser Aufsätze von der ernstlichen Forschung, dem edeln Sinne und der ausgezeichneten Darstellungsgabe zeugt, die man längst an dem Verfasser kennt; es sind auch so viele unbekannte Züge und charakterisirende Bemerkungen eingewebt, daß selbst, wer mit dem Leben aller der Beschriebenen bekannt seyn sollte, gewiß manches Neue, wenigstens manche neue und beachtenswerthe Ansicht findet. Nicht jede der Biographien ist gleich ausführlich. Namentlich von Weis und Münchener hätte man gern etwas mehr ins Einzelne gehendes gelesen. Aber alles Gegebene ist vorzuziehen.

Hier nur wenig zur Bezeichnung dessen, was man in dem Buche zu suchen hat! Gleich die ersten drey Seiten, welche eine Einleitung in den Abriß von Schuppius Leben und Wirken machen, sind Beleg, mit welchem tief eindringenden Blicke der Verf. das sittliche Leben und seine wichtigsten Stützen betrachtet; überhaupt weht durch die Haupttheile des Werks eine rührende Trauer bey Darstellung des moralischen und religiösen Verfalles, aber zugleich ein Geist des tüchtigsten Muthes und begeisterten Vertrauens auf die dem Menschen inwohnende Kraft zum Bessern, so bald er sich dazu mit Ernst ermannen will. — J. J. Rousseau scheint dem Ref. doch mit zu vieler Milde vom Verf. beurtheilt zu seyn. Es ist hier offenbar auf eine 'Rettung Rousseau's' angesehen und

die Darstellung erhält dadurch noch etwas mehr als den Schein der Parteylichkeit. Daß der berühmte Genfer Bürger große Talente mit einem in manche gesellschaftliche Verhältnisse einbringenden genialen Blick besaß, ist nicht zu verkennen; daß er mit einem gewissen theoretischen Ernste in seiner Philosophie bis dahin vorzudringen strebte, wo die oberflächlichen Annahmen der gewöhnlichen Französischen Philosophen jener Zeit vor den im Innern des Bewußtseyn und in der äußern Welt erkannten Thatsachen verschwinden, kann ihm ebenfalls nicht abgestritten werden; daß aber der wahre Adel seines Gemüths nicht über Plane, Worte und kurze Entzückungen hinausreichte und in seiner eignen Schwäche so wie in dem Elemente der fast allgemeinen Sitten- und Gottlosigkeit seiner Zeitgenossen die That mit allem höhern Aufschwung welchen eben erst die That verleiht, wiederunterging, darf man doch auch nicht vergessen.

Höchst lesenswerth ist das Leben des J. J. Bernardin de St. Pierre (nach E. Aimé-Martin bearbeitet). Möchte es von vielen Lesern und auch von vielen Leserinnen genossen und erwogen werden! Es ist an der Zeit, die practische Ausübung der Moral und echter Religiosität in den Familienkreisen mit erneuerter Anstrengung zu dem sittlichen Grundbau des Wohles der Einzelnen und der Staaten zu machen. Ohne diese Reform der Sitten ist jede äußere Reform triegerisch und erfolglos. — Curtius (Hess. Geheim. Justizrath und Prof. zu Marburg) ist anziehend geschildert. Die Aeußerung über den großen G. A. v. Münchhausen (S. 174. 175) ist dem Ref. aufgefallen, und verdiente genauere Untersuchung. — Der fünfte

Vortrag 'Johannes v. Müllers Leben und Schriften' sey allen gerechten und ungerechten Beurtheilern dieses großen Mannes und antiken Geschichtschreibers empfohlen; jenen zu Trost und Freude, diesen zu nochmaliger Prüfung über den Character und Schriftsteller-Werth eines Mannes, den wir so gern den unsrigen nennen.

Interessante Bemerkung (S. 252) über irrigé Parallele zwischen Tacitus und Müller: 'der Römer, sagt der Verf., ist melancholisch, Müller heiter; Tacitus Schriften regiert der Geist der Wehmuth und bitteren Resignation, in des Schweizers Ansichten herrschen Zuversicht und freudiger Glaube an die Menschheit; beide blicken auf eine bessere Vergangenheit mit regem Interesse zurück, Tacitus um unwillig die Zeitgenossen zu strafen, und M., um sie zur Eintracht und zum Brudersinn liebevoll zu ermuntern; beide lassen in Winkeln und räthselhaften Andeutungen mehr ahnden, als ausgesprochen ist, aber des Römers Schweigen klagt mißtrauisch das Jahrhundert an, des Deutschen Abgebrochenheit fließt aus gutmüthigem Vertrauen auf Selbstdenken, Erfahrung und Kenntniß seines Publicums.

W. M.

### Weimar und Ilmenau.

Schul- und Einführungsreden gehalten von Fr. G. Ferd. Schläger, Sen. Ministr. und Past. Primarius zu Hameln. 1835. 158 Seiten in Octav.

Die Sammlung enthält 15 Reden, die bey der Einführung theils von Schullehrern in hö-



hern und niedern Lehrinstituten, zum Theil auch Töchterschulen, theils auch bey Kirchenbedienten gehalten wurden, und außerdem noch, von Nro. 16—23, sieben Aufsätze. Der Verfasser macht in der Vorrede auf die Schwierigkeiten aufmerksam, welche mit solchen Gelegenheitsreden immer mehr oder weniger verbunden zu seyn gen. 'Man hat hier vieles zu berücksichtigen, die Lehrer, welche mit einander arbeiten, Behörde, welcher die Ernennung des Einzuzuführenden zusteht; die Eltern und Kinder welche mit dem Lehrer in Verbindung kommen.' Der Verfasser mußte in seinen verschiedenen Aemtern oft solche Reden halten; es erforderte um desto mehr Fleiß, um das ganz gewöhnliche zu vermeiden. Das vorgelesene Inhaltsverzeichnis wird schon zeigen wie zweckmäßig der Verfasser in der Wahl der von ihm behandelten Gegenstände war. Da wir sie nicht alle hier anführen können, wollen wir nur auf einige aufmerksam machen; wie Nro. 4. Blicke auf den Gang welchen die öffentliche Erziehung nahm. 5. Ueber das Wesen einer guten Schuldisciplin. 6. Der Segen der weiblichen Bildung, zur Einweihung der höheren Töchterschule. 6. Wir sollen fortschreiten! zur Einweihung der Handwerkschule, u. a. Zu den Reden kommen Nro. 16—20 noch einige Aufsätze: die Naturgeschichte soll mit religiösem Geiste gelehrt werden. 17. Bemerkungen über fehlerhafte Erziehung, welche wir so wie 18. Worin fehlen Eltern gegen ihre die Schule besuchenden Kinder? besonders den Eltern zur Beherzigung empfehlen.

Sn.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

80. Stück.

Den 21. May 1836.

---

H e i d e l b e r g.

Herodot und Ctesias, die frühesten Geschichtsforscher des Orients, von Dr. G. L. Blum, Collegienrath und Professor an der Universität zu Dorpat. 1836. XXIII u. 320 Seiten in 8. (bey Winter).

Das kleine Buch enthält mehr als der Titel verspricht. Denn wenn gleich Herodot und Ctesias die Hauptgegenstände der Untersuchung sind, so beschränkt sie sich doch nicht bloß darauf. Sie verdient aber um desto mehr beachtet zu werden, da sie nicht bloß Bekanntes wiederholen will, sondern die Erweiterung des historischen Gebiets zum Zweck hat. Das Ganze zerfällt in zwey Bücher, und jedes derselben in fünf Abschnitte. Nach einer kurzen Einleitung gibt der Verfasser eine Uebersicht der frühesten Geschichtschreiber Griechenlands, die Herodot noch vorangingen, des Dionysius und Hecataeus von Milet, Charon von Lampacus, und Hellanicus. Der Verf. bemerkt selbst, daß es bey den wenig

gen Bruchstücken und Nachrichten die sich von ihnen erhalten haben, schwer sey ein bestimmtes Urtheil über sie zu fällen. Wenn man bedenkt daß alle diese Schriftsteller in Kleinasien zu Hause waren, dessen Städte eben damals durch ihren Handel und Schiffahrt blüheten, so kann wohl nicht zweifeln, daß eben dadurch diese schriftstellerische Thätigkeit geweckt wurde, das Reisen dadurch zur Mode ward. Die meisten derselben, wo nicht alle, hatten ihre Kenntnisse auf Reisen gesammelt, wie wir es ja von Hecataeus und Herodot bestimmt wissen, mochte dieß nun aus bloßer Wißbegierde, oder auch in Verbindung mit Handelsgeschäften geschehen seyn. Daraus erklärt sich der Character ihrer Werke, die weit mehr auf eigene Ansicht als auf Benutzung früherer Schriften gegründet waren. Die Einleitung schließt mit sehr feinen Bemerkungen über den Einfluß welchen die Socratische Philosophie auf die Behandlung der Geschichte hatte, und welcher zunächst bey Xenophon sichtbar wird. Daß die Cyropädie nicht als eigentliche Geschichtsquelle behandelt werden darf, darin stimmen wir gern dem Verfasser bey; wo aber Xenophon ausdrücklich sagt 'es sey noch zu seiner Zeit so bey den Persern' können wir ihm den Glauben nicht versagen, da er ja als Augenzeuge spricht.

Der nächste Abschnitt ist nun dem Herodot gewidmet. 'Wen reizte nicht, seinen Fußstapfen zu folgen, sagt der Verf.: der wunderbare Mann, der als am Morgen der Europäischen Geschichte die Völker an den Küsten des schwarzen Meers und der östlichen Hälfte des Mittelmeers im besten Gedeihen standen, durch diese Kreuz- und Querzüge unternahm, um ihre Wohnsitze, Gesetze und Sitten kennen zu lernen, und aus eigenen Forschungen sich ihre Vergangenheit zu

vergegenwärtigen? Bey einem solchen Manne fragt man gern nach der Jugend die er verlebte; nach dem Umgange, den er gepflegt, welche Männer und Staatsverhältnisse auf ihn gewirkt? Man beruhigt sich nicht dabey, sondern man be-  
 thetet mit derselben Theilnahme die mancherley Thätigkeit die ihn nach vollendeten Reisen bis zur Beendigung des unsterblichen Werks in An-  
 spruch nahm. — Aber die Geschichte bleibt auf jene Fragen die genügende Antwort schuldig. —  
 Leider ist dem so; auch versucht der Verf. nicht eine eigentliche Biographie Herodots zu geben, sondern nur einige Hauptfragen zu beantworten. Unter diesen ist die wichtigste die nach seinen Quel-  
 len, wonach sich seine Glaubwürdigkeit bestimmt. Er findet es wahrscheinlich daß die Dichtungen seines Oheims, des Epikers Panyassis, sehr ein-  
 gewirkt haben, und freylich konnten seine *Ἰωνικά*, die Gründung der Ionischen Colonien enthal-  
 tend, wohl den historischen Geist zuerst geweckt haben. Wie dem aber sey, so stimmen wir dem Verf. bey, daß die eigene Anschauung und die Erkundigung an Ort und Stelle die eigentlichen Quellen waren aus denen er schöpfte. Daran knüpft sich von selbst die Frage: wie weit seine Reisen sich erstreckt haben? Auch diese läßt nicht immer mit Gewißheit sich beantworten, da He-  
 rodot, auch wenn er etwas davon sagt, es nur gelegentlich thut. Wir stimmen in dem, was der Verf. darüber sagt, bis auf Einen Punct mit ihm überein, indem der Verf. es leugnet daß Herodot in Persien selber gewesen sey. Will man unter Persien die eigentliche Landschaft Per-  
 sis mit der Hauptstadt Persopolis verstehen, so müssen wir freylich dem Verf. Recht geben, da keine Spur davon da ist daß er diese Haupt-  
 stadt gesehen habe, deren bey ihm nirgends Er-

wählung geschieht. Wenn aber Herr Bl. es auch leugnet daß er in Susa und der darnach genannten Landschaft Susiane gewesen sey, so müssen wir dieses höchst unwahrscheinlich finden. Nach dem was er von Anderica in dem Lande der Cissier sagt, welches nach seiner eigenen bestimmten Angabe VI, 119 nur 210 Stadien ( $5\frac{1}{2}$  M.) von der Stadt Susa entfernt war, können wir nicht zweifeln daß er als Augenzeuge spricht. Und so nahe bey der Hauptstadt des Reichs, dessen Geschichte er schrieb, sollte er sie nicht besucht haben? Man wird wenigstens zugeben daß dieß ganz gegen seine Gewohnheit gewesen wäre. Hat er doch auch so manche andere Städte nicht beschrieben, die er doch gewiß aus eigener Ansicht kannte. Daß aber bey seinem Werke ein allgemeiner Plan zum Grunde lag, der schon von Gatterer ausführlich dargelegt ist, darin stimmen wir mit dem Verf. überein.

Auf die Untersuchung über Herodot folgt nun die über Ctesias, wo zuerst über seine persönliche Geschichte gehandelt wird. Allgemein bekannt ist, daß er als Arzt am Persischen Hofe lebte, wie denn es Sitte war, Griechischer Aerzte sich hier zu bedienen, die wegen ihrer Kenntnisse in Ruf standen; wovon der Verf. mehrere Beyspiele anführt. Er stammte aus Cnidus, wo eine berühmte Schule der Asclepiaden damals blühte. Auch das wissen wir, daß er als Kriegsgefangener nach Persien kam, aber über den Zeitpunkt sind verschiedene Meinungen. Man glaubte sonst, daß dieses bey der Expedition des jüngern Cyrus gegen seinen Bruder König Artaxerxes 400 v. Chr. geschehen sey. Der Verf. zeigt indeß daß es bedeutend früher, vermuthlich 413 bey den damaligen inneren Kriegen, geschehen seyn müsse, wodurch das Zeitalter des Ctes

faß ein gut Theil weiter hinauf gerückt wird; er wird dadurch ein vollständiger, wenn gleich jüngerer, Zeitgenosse von Herodot. Dasselbe hat schon Dr Kettig in seinem Programm *vita Ctosias* dargethan, daß dem Verf. unbekannt geblieben war (S. g. U. 1828. St. 32). Daß er 17 Jahre unter der Regierung von Darius II. und Artaxerxes II. in großem Ansehen am Persischen Hofe als Arzt des Königs und der Königin Mutter Parysatis lebte, ist aus Diodors Zeugnisse bekannt, so daß er also um 394 oder 395 nach Griechenland zurückging, wo er seinen Aufenthalt in Sparta nahm, und hier seine Schriften, wenigstens die *Persica*, fertigstellte; sein Todesjahr ist ungewiß. Nur aus zwey seiner Hauptschriften, *τα Περσικά* und *τα Ινδικά* überschrieben, sind Auszüge, aus der erstern besonders durch Photius in seiner Bibliothek erhalten. Ueber die andern die ihm beygelegt werden sind die Beweisstellen auch schon in der Abhandlung von Kettig gesammelt und gewürdigt. Nach jenen vorläufigen Erinnerungen kommt der Verf. nun auf die Hauptfrage: über die Quellen und die Glaubwürdigkeit des Ctosias. Es läßt sich eigentlich darüber nichts im Allgemeinen sagen, weil die Quellen bey den beiden Schriften, von denen sich die Auszüge erhalten haben, ganz verschiedener Art waren, andere nämlich in den *Persicis*, andere in den *Indicis*. In dem ersteren, seinem Hauptwerke, sind die Quellen theils Erkundigungen, die er am königlichen Hofe einzog, theils schriftliche Nachrichten. Sein vieljähriger Aufenthalt am Hofe und die Verbindungen in denen er hier stand — beruft er sich doch selbst auf Berichte, welche ihm die Königin Mutter mittheilte — setzte ihn leicht in den Stand Erkundigungen einzuziehen, um

so mehr da er auch der Landessprache kundig war. Außerdem aber berichtet er selber, daß er auch schriftliche Quellen, *διφθεραὶ βασιλικαὶ* benutzt habe. Man hat diese bisher allgemein als eigentliche Urkunden, welche in den Archiven niedergelegt waren, angesehen. Der Verf. stellt eine neue Meinung auf; es seyen unter den *βασιλικαῖς διφθεραῖς*, *ἐν αἷς οἱ Πέρσαι τὰς παλαιῶς πράξεις κατὰ τινα νόμον εἶχον συνταγμένας* keine Urkunden, sondern Heldenlieder zur Verherrlichung der Könige zu verstehen, und daß *κατὰ νόμον* nicht durch Gesetz, sondern durch Sangweise zu übersetzen. Wir zweifeln jedoch, daß diese Uebersetzung Beyfall finden wird. Denn wenn auch *νόμος* eine Sangweise heißen kann, so ist es doch gegen allen Sprachgebrauch daß *διφθεραὶ* durch Lieder oder Gesänge übersetzt werden kann. Und warum will man auch diese widernatürliche Uebersetzung, die noch keinem der bisherigen Erklärer eingefallen ist, annehmen, da es keinem Zweifel unterworfen ist, daß in den Persischen Archiven (wir wissen keinen andern passenden Namen) die Urkunden des Reichs in den verschiedenen Hauptstädten in Babylon und Medien niedergelegt wurden, die man in zweifelhaften Fällen nachsah, um die nöthigen Beweise zu finden. Die Chroniken, wie sie Esra 4, 15 und mehrmals im Buch Esäer angeführt werden, geben davon hinreichende Beweise, und daß einzelne solcher Urkunden von Herodot benutzt sind, wie die Verzeichnisse der Satrapien mit ihren Abgaben, und der Völker in der Armee des Xerxes, geht aus ihnen selber hervor. Wenn das Werk über die Steuern im Persischen Reich, das dem Stefias beygelegt wird (*περὶ φόρων*), von ihm war, konnte es wohl nicht ohne solche Hülfsmittel ge-

geschrieben seyn. — Ein anderer Gegenstand der Untersuchung ist die Sprache, welche am Persischen Hofe geredet sey. Der Verf. sucht es wahrscheinlich zu machen, daß dieß nicht sowohl die Persische, als die Assyrische oder Babylonische, also die Chaldäische gewesen sey. Nämlich im Sinn, daß es die Sprache der vornehmen Welt, etwa wie das Französische in Europa, gewesen sey, und auch die Befehle der Statthalter darin ausgefertigt seyen. Wenn man sich erinnert daß der Hof einen großen Theil des Jahrs in Babylon sich aufhielt, so mußte daraus wohl schon die Bekanntschaft mit der dortigen Sprache folgen. Auch mußte in den Ausschreiben der Statthalter wohl das Bedürfniß dahin führen, da das Babylonische zu den Semitischen Dialecten gehörte, welche in den westlichen Theilen des Reichs, bis zum Tigris die Landessprachen waren. In den östlichen Provinzen konnte dieß freylich nicht der Fall seyn; auch konnte es schwerlich die Sprache des Cultus seyn, da die heiligen Bücher nicht darin geschrieben waren. Wir können also die Meinung des Verf. nur mit Beschränkung annehmen, und kommen vielleicht zu größerer Gewißheit, wenn die auf den Babylonischen Backsteinen befindlichen Inschriften entziffert seyn werden.

Der folgende Aufsatz: *Mar-Ibas-Katina*, der das erste Buch beschließt, bezieht sich auf Moses von Chorene und dessen Critik. *Mar-Ibas*, ein Syrer aus der Mitte des zweyten Jahrhunderts vor Christo, verfaßte auf Verlangen des Königs von Armenien Balarschak, des Bruders von Arsaces II., der ihn auf den Armenischen Thron setzte, eine Geschichte dieses Landes, welche für die frühere Periode eine Hauptquelle für Moses von Chorene geworden ist.



Mar=Ibas hatte den Zutritt und freyen Gebrauch zu dem königlichen Bücherschatz in Ninive gehabt, und hier ein Buch in Griechischer Sprache gefunden, das Alexander aus dem Syrischen hatte übersetzen lassen, und aus welchem Mar=Ibas, und aus ihm wieder Moses schöpfte. Auffallend ist es nun, daß hier sich eine so g  
 Ähnlichkeit zwischen diesen und den Nachrichten des Ctesias findet, da es erwiesen ist, daß diese nicht etwa daher komme, daß Mar=Ibas sie aus Ctesias selbst geschöpft habe, noch auch aus Diodor, der den Ctesias in seiner Assyrischen Geschichte benutzte, woraus also zu schließen ist, daß der Assyrischen Geschichte des Ctesias Assyrische oder Chaldäische Schriften zum Grunde liegen mußten.

Die fünf Aufsätze des zweyten Buches führen größtentheils die angefangenen Untersuchungen weiter aus. Nachdem in dem ersten Bemerkungen über die alten Zeitrechnungen, und das Streben der Griechen eine feste Zeitrechnung sich zu bilden vorangeschickt sind, werden in dem zweyten die Sagen über Cyrus und Astyages, wie sie bey Herodot und Ctesias sich erhalten haben, mit einander verglichen, und die Vergleichung führt zu dem Resultat, daß Herodots Erzählung aus Medischer, die des Ctesias aus Persischer Quelle fließe, wie dieses auch überhaupt der Fall in den Erzählungen beider über die Persische Geschichte sey. Die Untersuchung ist mit großer Gewandtheit durchgeführt, und wir zweifeln nicht daß die Leser mit uns Hn Blum beystimmen werden. Der Verf. knüpft daran die Untersuchung über die Semiramis, wie uns die Sage von ihr aus Ctesias in Diodor aufbehalten ist. Wir halten diese für die schwerste und dunkelste. Nach dem Verf. ist Semiramis eine

bloß mythische Person, 'so gut wie Pallas und Aphrodite'. Wir werden gewiß nicht die Vertheidigung ihrer Geschichte übernehmen; aber daß sie in dem Sinne eine historische Person sey, wie wir auch Gustasp und Arthur dafür halten müssen, von diesem Glauben werden wir uns in d eher los machen können, bis die Entzifferung der Monumente, die ihr beygelegt werden, namentlich der Felseninschriften, uns das Gegentheil lehrt. Auffallend ist es, daß auch hier die Sagen bey Ctesias mit Moses von Chorene so übereinkommen, daß der Verf. daraus selber den Schluß zieht, daß sie von Ctesias keineswegs erdichtet seyn können, sondern eine historische Grundlage haben müssen, wie schwankend auch diese seyn mag, da Moses, der in ihr dem Bar-Ibas folgt, ausdrücklich bemerkt, daß sie aus Chaldäischen Büchern geschöpft seyn.

Der Verfasser schließt seine Schrift mit einigen allgemeinen Bemerkungen über die Geschichte des Orients überhaupt, die sich auf die Hauptvölker desselben außer Griechen und Persern, auf die Aegypter, Juden und Inder beziehen, wo auch die Frage in Anregung kommt, wesswegen die Geschichtschreiberey bey ihnen so weit zurück geblieben sey. Uns sey es erlaubt zum Schluß noch einige Worte über Ctesias in Beziehung auf seine eine Schrift, die Indica, hinzuzufügen, die wegen des Fabelhaften, das sie zum Theil enthält, am meisten dazu beygetragen hat seinen Credit im Alterthume zu schwächen. Der Verf. kommt mit dem Ref. darin überein, daß diese Schrift eine Sammlung mündlicher Nachrichten und Sagen sey, die Ctesias einzusammeln Gelegenheit hatte. Aber er geht noch einen Schritt weiter, und macht es höchst wahrscheinlich, daß dieses größtentheils zu Bactra,

also an den Grenzen Indiens geschehen sey, wohin er leicht kommen konnte, wenn er den Hof auf seinen Reisen als Arzt, oder auch bey einem Kriegezuge begleiten mußte. Indien selber hat er nicht besucht, selbst auch den Indus nicht gesehen; daß er aber von den Grenzländern Indiens, dem jetzigen Reiche von Cabul, dessen Provinzen ja auch den Persern unterworfen waren, als Augenzeuge sprach, machen mehrere seiner Aeußerungen sehr wahrscheinlich, wie die Erwähnung der Edelsteine die dem Bactrischen Kaufmanne gehörten, Kap. 2, und anderes. Ref. kann es nur bedauern, daß seine letzte, in der hiesigen Societät gehaltene Vorlesung, deren Auszug in diesen Blättern 1834. St. 206 — 208 enthalten ist, dem Verf. bey Abfassung seiner Schrift noch nicht zu Gesicht gekommen war. Er würde hier den Beweis gefunden haben, wosfern Bestimmung der Lage, der Beschaffenheit, des Namens, der Producte und der Bewohner eines Landes als hinreichende Beweise angesehen werden können, daß das Vaterland der Shawl-Volle in dem Innern des Himalaja, die hohen Bergebenen um die Quellen des Indus, das wir jetzt unter dem Namen von Klein-Tibet begreifen, im Persischen Zeitalter keinesweges unbekannt war, und die Nachrichten des Ctesias darüber, wenn sie auch zuweilen ins fabelhafte getrieben waren, wie es auch noch im Mittelalter bey Marco Polo und andern der Fall ist, darum nichts weniger als muthwillige Erdichtung waren.

Wir können diese Anzeige nicht schließen ohne dem Verfasser unsern Dank für die mannigfaltigen Belehrungen zu sagen, die wir ihm schuldig sind. Auch wo wir nicht seiner Meinung sind hat er uns Stoff zum Nachdenken und

weiterer Forschung gegeben. Wir hoffen und wünschen daß diese Untersuchungen nicht die letzten seyn mögen, die auf diesem Felde von ihm angestellt werden.

Hn.

## Frankfurt a. M.

Bey Sauerländer: Mauriti Heroldii  
 Disquisitiones de animalium vertebris ca-  
 re tum in ovo formatione. De genera-  
 tione insectorum in ovo. Primus fascicu-  
 lus qui I. II. III. IV. XII et XIII tabulas  
 continet coloribus eleganter ornatas totidem-  
 que adumbrates addita explicatione descrip-  
 tiva in lingua vernacula et latina. 1835. 30  
 Seiten und 12 Tafeln in Fol.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes war es, welcher durch seine früheren classischen Schrif-  
 ten über die Entwicklung der Spinnen und  
 des Kohlweißlings, das erste wirkliche Licht über  
 die Entwicklungsgeschichte der Insecten verbreitete.  
 In diesem Zweige der Naturwissenschaft hat er ununterbrochen die mühsamsten, zeitrau-  
 benden und kostspieligen Untersuchungen fortgesetzt,  
 und durch gegenwärtiges Heft das Publicum mit  
 den Ergebnissen derselben bekannt zu machen be-  
 gonnen. Das in vorliegendem Hefte Gegebene ist  
 aber nichts Ganzes, Abgeschlossenes, wie es  
 durch die angegebene Reihenfolge der Tafeln  
 schon angedeutet wird; so z. B. fehlt noch die  
 Geschichte der Keimhautbildung der Raupe von  
 Fig. 4. Tab. 3., dieses wichtigsten Moments  
 der Metamorphose im Ey, welche ohne Zweifel  
 im zweyten Hefte erscheinen wird.

In der Einleitung erklärt sich der Verf. kurz über die Anwendung des Microskops bey dergleichen Arbeiten und räumt der einfachen Linse den Vorzug ein; jedoch hat er sich, wo es nöthig war, auch des zusammengesetzten, aber nur bis zu einer 26fachen Vergrößerung bedient, — eine Vergrößerung welche zwar wohl in Bezug auf die fernere Entwicklungsgeschichte, nach Ref. Meinung aber nicht in Bezug auf die Beschaffenheit des Inhaltes des frisch abgelegten Eyes bis zur vollständigen Entwicklung der Röhnhaut, ausreichend seyn möchte. — Auf den ersten 8 Figuren der ersten Tafel wird der Inhalt der frisch gelegten Eyer aus allen Ordnungen der Insecten abgebildet und beschrieben; diese Eyer gehören dem Maykäfer, der *Locusta viridissima*, der *Formica rufa*, der *Sembris bicaudata* und dem *Papilio brassicae* an. Der Inhalt dieser Eyer besteht größtentheils aus Dottermasse, welche sich unter der Form größerer oder kleinerer Kugelchen characterisirt; eine körnerlose Flüssigkeit, welche theils schon im unverletzten Ey, theils erst nach Zerbrechung der Eyhülle sichtbar wird, hält der Verf. bald für Eyweiß, bald aber für eine aus den zerissenen Dotterkugelchen herausgeflossene Flüssigkeit. Die dritte Figur stellt den Urstoff der Eyer, nebst ihren ersten Anfängen in den Trompeten der Raupen dar; die 10. Fig. liefert eine Ansicht von den Dotterkugelchen aus den Ethern verschiedener Insecten, nebst einigen Theilen des in der Bildung begriffenen Fötus der Raupe von *Bombyx potatoria*. Fig. 11 — 18. Der Urstoff der Eyer nebst ihren Anfängen, wie dieselben während der Entwicklung in den Trompeten der Puppen sich allmählich der Reife nä-

hern. Die zweyte Tafel stellt den Inhalt der ganz frischen und 6 Stunden alten Eyer von *Bombyx quercus* vor; in den sechsstündigen Eiern bemerkt man einen weißen Strich, welcher zusammengehäuftes Eyweiß ist. Auf der dritten Tafel finden wir den Inhalt der Eyer von *Sphinx ocellata*, von der Zeit des Ablegens bis 36 Stunden nach demselben; in dieser Zeit sieht man den zarten Embryo mit den Umrissen fast aller äußern Theile des Körpers, mit Querschnitten, so wie mit den Rudimenten der Füße an den drey ersten Körperabschnitten. Die vierte Tafel liefert die weiter fortgeschrittene Entwicklung der *Sphinx ocellata* und des *Bombyx quercus* bis zum dritten und vierten Tage nach dem Ablegen des Eys. Die zwölfte Tafel stellt frisch aus dem Ey gekrochene Käupchen, theils in natürlicher Größe, theils sehr vergrößert dar; diese Käupchen sind theils im Auskriechen aus dem Ey begriffen, und nach dem Auskriechen entweder mit dem Benagen, oder mit dem Abfressen der Eyschale beschäftigt, theils sind sie dem Auskriechen ganz nahe, so wohl im Ey als in der inneren Eyhaut in ihrer natürlichen Lage sichtbar. Diese Käupchen sind von *Bombyx quercus*, *Sphinx ocellata*, und von *Papilio brassicae*. Tafel 13; sie stellt die Veränderungen vor, welche im Ey der Schmeißfliege sogleich nach dem Ablegen bis zur achten Stunde während der Bildung der Made von Stunde zu Stunde sich zutragen, nebst den Veränderungen, welche der gleichzeitig aus dem Ey genommene und auf einem Glasscheibchen ausgebreitete Inhalt wahrnehmen läßt. Diese Tafel enthält das Vollständigste was in diesem

Hefte geliefert ist; der Verfasser gibt sehr genau an, wie man sich die Eyer der Schweißfliegen dadurch, daß man sie mit faulem Fleisch in einem Glase zusammen sperrt, zu jeder Tageszeit verschaffen kann, und wie man bey der Beobachtung im Allgemeinen verfahren muß. Dann wird das Ey dem Außern nach genau beschrieben, und die Metamorphosen desselben stündlich angegeben. In der dritten Stunde nach dem Ablegen ist die erste Spur der Bildung der Made am spizen Ende des Eyes zu erkennen, und zwar ist es der Nahrungschlauch, welcher zuerst sich bildet; in der vierten Stunde zeigt sich ein deutlicher Dottersack, welcher die größte Quantität der Dottermasse in sich einschließt, und der zum wirklichen Nahrungschlauch umgewandelt wird. In der achten Stunde löset sich der Darmschlauch von beiden Seiten von der inneren Eyhaut ab, womit die erste Spur der allgemeinen Bedeckungen erscheint, auf der man die ersten Andeutungen von Querstreifen als erste Rudimente der Leibeshinge erkennt.

Jeder, welcher diese treffliche Arbeit gelesen, und die schönen vom Verfasser selbst gezeichneten Abbildungen genauer betrachtet hat, wird mit uns die Ueberzeugung hegen, daß dadurch die Entwicklungsgeschichte der Insecten mit der des Vogels im Ey auf gleiche Höhe gebracht werde, weshalb wir dem baldigen Erscheinen neuer Hefte entgegen sehen.

Berthold.

## L e i p z i g.

Beiträge zur ältern Literatur oder Merkwürdigkeiten der Herzogl. öffentlichen Bibliothek zu Gotha. Herausgegeben von Fr. Jacobs und F. A. Ukert. Ersten Bandes zweytes Heft. 1836. Octav. mit fortlaufender Seitenzahl von S. 200.—472. (Dytsche Buchhandlung).

Wir haben bey der Anzeige des ersten Heftes dieser Beiträge (Gött. gel. Anz. 1835. St. 434. 435) bereits den Plan desselben dargelegt, aus dem sich die Leser erinnern werden, daß es nicht die Absicht der Herausgeber ist vollständigen Catalogen weder der Handschriften noch der gedruckten Bücher der dortigen Bibliothek, sondern nur — wie es auch schon der Titel aussagt — die Merkwürdigkeiten derselben, woran sie so reich ist, mitzutheilen. Das vorliegende Heft zerfällt, so wie das vorige, in vier Abtheilungen mit fortlaufender Nummer, nämlich: V. *Scriptores graeci et latini manuscripti*. Diese werden in alphabetischer Ordnung aufgeführt in 156 Nummern. Einzelne mit einem *Apparatus criticus*, oder auch beygeschriebenen Anmerkungen am Rande. Wo es nöthig war sind noch besondere Notizen von den Herausgebern mitgetheilt. VI. *Veterum scriptorum graecorum et latinorum Editiones Saeculi XV. et XVI. ineuntis*. Das Verzeichniß, gleichfalls in alphabetischer Ordnung, aber ohne Nummern von S. 279 bis 324. Die Ausgaben sind bis 1526 aufgeführt, mit steter Rückweisung auf Panzer. VII. *Main-*



zer Drucke, von Erfindung der Buchdruckerkunst bis zum Erlöschen der Schöpferischen Officin; in zwey Abtheilungen, die erste bis 1493, die zweyte bis 1537 in 60 Nummern, in chronologischer Ordnung. Jedem ist nicht nur eine genaue Beschreibung, sondern auch eine oft reiche literarische Notiz in den Anmerkungen beygefügt. Es beginnt mit einem einzelnen Blatt aus dem Psalterium von 1457, und demnächst dem Psalterium von 1459 auf Pergament; aus zwey defecten Exemplaren zusammengesetzt. — Ciceronis Officia et Paradoxa von 1495 u. 1496. — Das letzte eine Untergerichts-Ordnung des Stiftes Trier von 1537. VIII. Auszüge aus Handschriften, in elf Nummern. Die drey ersten beziehen sich auf die Geschichte Alexander d. Gr. Die folgenden theil auf das gelobte Land (unter diesen ein lateinischer Auszug aus Mandevils Reisen), theil auf Troja. Beygefügt sind auf VI Tafeln Proben der Handschriften. — Welches neue Verdienst Herr Geh. R. Jacobs, von dem dieses Heft ausgearbeitet ist, sich um die Bibliothek, der er vorsteht, und um die Literatur erworben hat, brauchen wir nicht erst zu sagen. Ein genaues Register über beide Hefte erleichtert den Gebrauch.

Hn.

---

# G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

81. S t ü c k .

Den 23. May 1836.

---

B e r l i n .

Impensis Ferdinandi Duemleri: Bhartriharis sententiae et carmen quod Chauri nomine circumfertur eroticum. Ad codicum mss. fidem edidit latine vertit et commentariis instruxit Petrus a Bohlen. 1833. XXIX und 250 S. in 4.

Der Name Bhartriharis reiht sich an die Kalidasa's und der andern berühmten Dichter des zweyten Zeitalters indischer Poesie. Unser indisches Studium drängt sich schon mächtig zu den Gebilden des zweyten Alters indischer Literatur hin; und niemand kann hindern, daß die Früchte desselben vorläufig schon gekostet werden, da sie zumal sehr lockend und reizend scheinen. Freylich ist so wenig bis jetzt mit den Erzeugnissen des ersten Zeitalters Ernte gehalten, daß wir von Hauptfeldern desselben noch so gut als gar nichts wissen; obgleich doch nicht zu zweifeln ist, daß erst dann auf die spätern Bücher das volle Licht

fallen kann wenn die Vorgänger genug durchleuchtet sind. Die Untersuchung der Wedas würde Fleiß und Mühe am reichsten belohnen und eine Menge neuer Gewinne bringen. Und wenn das höhere indische Alterthum schwerer zu verstehen ist, so ist es doch auch viel erregender, belehrender und nützlicher; namentlich ist alles Dichterische (vom später entstandenen Dramatischen abgesehen) nur im indischen Alterthum frisch und lebendig, später mehr künstlich entartend und überladen als durch edle Einfachheit ansprechend. — Doch wenn einmal von spätern Dichtern schon jetzt unter uns die wichtigern Stücke gedruckt und bearbeitet werden sollen: so verdiente gewiß, nächst dem Hitopadesa und den Dramen, Bhartrihari's manches Goldkorn zerstreut enthaltende Spruchsammlung diese Ehre, und wir heißen sie gern in der angezeigten Ausgabe willkommen; denn es ist die erste europäische Ausgabe. Früher war das Buch verbunden mit dem Hitopadesa zu Serampore im J. 1804 gedruckt. Mit diesem Druck hat der Herausgeber zu London einige Handschriften verglichen und so den jetzt gedruckten Text, die besser scheinenden Lesarten auswählend, bestimmt.

Ueber den Dichter Bhartrihari's hat der europäische Gelehrte in der Vorrede nur die wenigen Sagen späterer Zeiten, die sich auffinden ließen, zusammengestellt. Aber es ist in jeder alten Literatur so, daß wo uns die nähere Kenntniß des Dichters abgeht, da das Gedicht wenigstens als Grundlage der genauesten Untersuchung bleibt und sich uns nicht entziehen kann. Was hier auszubeuten gewesen wäre, hat Ref. in der Vorrede vergeblich gesucht, die richtige Bemerkung ausgenommen, daß dieß Buch verhältnißmäßig

alt seyn müsse, weil sich der Dichter noch nicht so sehr den spätern Künsteleyen hingibt. Aber über Entstehung der Sprüche Bhartriharis, den Umfang und die Anlage des Buchs herrscht darin eine Unklarheit, welche das Buch nicht verschuldet hat, und welche zu heben hier wenigstens in Kürze versucht werden mag. Schon der erste Grundsatz, von dem S. VIII ausgegangen wird, daß Bhartriharis die Sprüche mehr gesammelt als selbst gefertigt habe, enthält viel Unklares und muß der weitem Kritik den Weg verschließen. Der Verf. beruft sich zwar auf die Sprüche Salomo's, Ali's; aber um von diesen richtig zu urtheilen müßte man erst die besondere Geschichte jeder fremden Spruchsammlung verstehen; und von den Salomonischen Sprüchen kann Ref. au' eigener Untersuchung versichern, daß sie keineswegs aus bloßem Sammeln hervorgegangen sind. Man täuscht sich hier leicht durch Verwechslung der spätern Geschichte solcher Spruchbücher und ihrer Entstehung. Kein Buch kann, nachdem es einmal entstanden und verbreitet ist, leichter auseinander genommen, zertheilt und neu geordnet, verkürzt und vermehrt werden, als ein Spruchbuch: dieß bringt sein Wesen mit sich. Aber daraus zu folgern, daß ein später sehr bunt und zerrissen aussehendes Spruchbuch in solcher Ungehalt aus den Händen eines bloß sammelnden Dichters ausgegangen sey, ist ein schlimmer Schluß, der in jedem einzelnen Falle erst streng bewiesen werden muß. Was Bhartriharis Buch betrifft, glaubt Ref. sicher, daß es sich damit anders verhalte. Denn es enthält keine Sprüche, die im gewöhnlichen Leben entstanden, dann einmal von einem Grammatiker gesammelt werden, wie die Spruchsammlung des Meidani, Abu-

Obeida und anderer Araber: Volkswisheit und Natur in diesem Sinne ist am wenigsten in Bhartriharis zu suchen, wo alles als Kunst, manches auch schon als Verbildung erscheint. Eben so wenig enthält es eine Blumenlese aus frühern Dichtern: denn der Herausg. hat keinen einzigen Vers nachgewiesen, der aus den epischen Gedichten oder den Vedas genommen wäre, obgleich doch darin viele schöne Sprüche sind: den spätern Dichtern aus Kalidasa's Zeit steht aber unser Bhartriharis so vollkommen gleich, daß man ihn weder zum Sammler noch zum Nachahmer derselben machen kann. Sind einige wenige Sprüche bey mehreren spätern Dichtern dieselben, so entsteht im Einzelnen die Frage, wer der erste Dichter sey; wie der gelehrte Vorredner doch selbst glaubt, daß ein in der Sakuntala wiederkehrender Spruch aus Bhartriharis genommen sey, S. 198. Bemerket man nun noch, daß eine ungewöhnlich: Gleichheit an Kunst sowohl und Darstellung als Inhalt und Gedanken durch alle Sprüche zieht (die später falsch eingereichten abgerechnet). so kann man an der dichterischen Ursprünglichkeit der Sprüche nicht zweifeln, und es eröffnet sich uns bey den Indern wie bey andern alten Völkern eine eigenthümliche Dichtungskunst, die Spruchdichtung, welche eben so viel Rechte hat als irgend eine andere des zweyten Alters der Poesie. Es muß einmahl die Indische Poesie den Trieb entfaltet haben, die Erscheinungen des sittlichen Lebens aller Arten menschlicher Gesellschaft in der Vereinzelnung aufzufassen und in kleinen Bildern und kurzen, aber scharfen Umrissen eben so zur Ergehung als, wo möglich, zur Belehrung zu zeichnen. Zerfällt doch die gesammte spätere Poesie der Indier, so weit Ref. sie bis jetzt kennt,

in kleinere Gebilde oder Idyllen, wo ungemeine Kunst auf das Einzelne verwandt wird und oft wirklich eine schöne Zeichnung entsteht, im Großen aber Zusammenhang, Kraft und Erhabenheit verschwindet; selbst die dramatische Poesie leidet an Uebermaß des Idyllischen. Etwas verdichteter und zusammenhängender geht die Spruchdichtung in die Indische Fabeldichtung über, wie der *Histopadesa* mit dem Buche *Bhartriharis* große Ähnlichkeit hat.

Da der Vorredner von solcher Auffassung der Spruchdichtung als einer eigenthümlichen, selbstständigen Dichtungskart nicht ausging, konnte er auch die besondere Farbe der Sprüche *Bhartriharis*, die eigene Ansicht dieses Dichters, und die daraus hervorgehende Gestalt und Ordnung des Buchs nicht begreifen: doch liegen schon in den Sprüchen ziemlich deutliche Fingerzeige. Es fällt leicht auf, wie in diesen Sprüchen überall eine scharfe, abstoßende Trennung der verschiedenen Weisen Indischen Lebens hervortritt. Nicht zwar, wie man nach den Manuischen Gesetzen erwarten sollte, eine Trennung nach den Kasten, die sich vielmehr im spätern Leben des Volks immer mehr abglättet und andern Spaltungen weicht: sondern eine Trennung, deren Keime früher verborgen, zuletzt mit Macht hervorbrechen und das ganze Indische Leben so gewaltsam zerreißen, daß der Riß wohl auf immer, so lange der Brahmaismus seinen Grund nicht ändert, unheilbar seyn wird. Indem nach gewöhnlicher Vorstellung das heilige Leben oder die *Joga* (Versenkung in Gott) für so unverträglich gehalten wird mit dem sinnlichen, daß dieses nicht etwa geheiligt und geläutert, son-

bern ganz aufgehoben und vermieden werden soll, rächt sich das verschmähete sinnliche desto empfindlicher durch gegenseitige Verwerfung und Vermeidung des heiligen, und artet in völlige Sinnenlust aus; von beiden Seiten unnatürliche Feindschaft, Verblendung, Verkehrung! Entweder, so wird sprichwörtlich, die Lust und Gesellschaft, oder die Dämpfung aller Leidenschaft und die Einsamkeit! Da aber beide, besonders das sinnliche Leben, ohne Frucht und Nutzen für das Gemeinwesen bleiben, das Gemeinwesen aber doch nicht untergeht und nicht untergehen kann, so bleibt drittens zwischen beiden noch als etwas Nützlichendes das bürgerliche Leben mit seinen durch die Nothwendigkeit gebotenen Tugenden und Gemeinplätzen; welches aber, obwohl unentbehrlich und sehr zu preisen, doch in der Mitte der beiden ersten immer mehr sich trennenden Lebensweisen die besten Kräfte einbüßt und ein trauriges Daseyn mit sich schleppt. In diese drey Lebensweisen trennt sich zwar auch außer Indien manches Volk, und das Christenthum selbst hat sich von solcher innerer Spaltung und Verzehrung nicht immer und überall frey gehalten: aber nirgends ist wohl diese Trennung so breit und allgemein geworden und hat sich in allen Folgen so rein entwickelt als in Indien seit den epischen Zeiten; unser Dichter lebt und sinnt mitten in dieser Dreyheit, als vermöchte er das Leben gar nicht anders anzuschauen, als so, daß alle jene drey Wege, gewisse Unterschiede abgerechnet, gleich gut oder doch gleich beliebt und gepriesen seyen; vergl. I, 99 und viele andere Sprüche. Und da ein Spruchdichter allerdings das ganze sittliche Leben seiner Zeit umfassen und zu allen reden

muß, so fließt es aus der offensten und richtigsten Auffassung seiner Zeit, daß Bhartriharis die Trennung, welche im Leben war, auch als entscheidend in sein Buch aufnimmt. Er theilt sein Buch in drey von einander sehr unabhängige Theile, jeden zu hundert Sprüchen, die man, indes als völlig ausgeführte, oft in kleine Fabeln ausgehende Bilder denken muß: das Catakam oder Hundert der gringära oder Lust, wo die üppigsten Bilder Indischer Dichter wiederkehren, das der niti oder bürgerlichen Sitten und Tugenden, und das der vairägja oder Bändigung der Leidenschaften, wie der Verf. die Jöga nennt; daß in den beiden letztern Büchern viele sehr liebliche und sehr wahre Schilderungen nicht fehlen, kann man schon aus der altindischer Religion und Philosophie erwarten; nach einer alten Uebersetzung des Niederländer Abrah. Roger hat selbst Herder manche Blume hier gefunden und in unsern Gärten verpflanzt. Warum dem Vorredner das Nisatakam älter scheint als die übrigen, ist nicht deutlich: man wünschte diesen Schein erklärt zu sehen. Mögen viele Handschriften nur eins oder zwey jener Bücher enthalten: daraus folgt immer noch gar nicht, daß jene Dreytheilung nicht im ursprünglichen Sinn und der eigenen Anordnung des Dichters gelegen. Ein europäischer Bearbeiter müßte erst den aus allen einzelnen Sprüchen sich hervorthuenden vollen Sinn des Dichters und seiner Zeit rein auffassen, um dann auch das Werk des Dichters richtig würdigen zu können.

Wie zur Einleitung in das erste jener drey Bücher hat Herr von Bohlen die Tschaura-



pantschâgikâ oder die 50 Disticha eines Dichters Tschauras voraus geschickt, ein erotisches Gedicht im spätern Geschmack, etwas mühsam zusammengereimt nach den einzelnen Theilen, jedoch nicht ohne zerstreute Schönheiten. Ein hart gestrafter, dem Tode sich nahe fühlender ehemaliger Liebhaber einer râg'aputrâ oder Königstochter fühlt auch nach allen Leiden und Strafen noch unwandelbar in sich dieselbe Liebe, und wünscht sich, unfähig das frühere Glück zu vergessen, einen schnellen Tod als Ende seiner Seufzer. Wie Indische Dichter seit der Zeit Kalidasas solche Lagen auffassen, mit wie glühender Phantasie sie ihre Liebe hinzeichnen, wissen wir zwar schon aus mehreren gedruckten Sachen: indeß nehmen wir auch diese Idylle gern auf, zumal der Druck hier mit 91 Scholien eines alten Indischen Erklärers begleitet ist.

Die Lateinische Uebersetzung des Herrn Herausgebers ist zwar deutlich, aber oft zu sehr die Farbe des Originals verfehlend, womit wir indeß nicht sagen wollen, alle Composita hätten im Lateinischen in derselben Art nachgebildet werden sollen, welches nicht möglich, auch nicht sehr wesentlich ist: aber die Schärfe und Gedrungenheit des Vorbildes sollte doch nie im Nachbilde fehlen.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

82. 83. Stück.

Den 26. May 1836.

---

B e r l i n.

Inhalt der Anzeige: *Bhartriharis sen-  
et carmen quod Chauri nomine  
ertur eroticum. etc.*

zweilen ist so auch der echte Sinn noch nicht klar hervorgetreten, z. B. Nit. 8 lautet wörtlich: 'als ich etwas (weniges) wissend wie ein Elefant blind war vor Trunkenheit, da ward meine Seele vom Wahne, ich sey allwissend, überzogen: als (aber) von der Nähe weiser Männer, immer mehr (Weisheit) war mir angefliegen, da flog mit dem Gedanken, ich sey ein Thor, die Trunkenheit wie ein Fieber von mir'. Hier wird übersetzt: *primum, quum pauca noveram, equidem veluti elephas occaecatus eram fastu; tunc me omniscientem esse, mihi suggerebat animus, superbia fucatus; mox vero etc.*, zu schlaf und unklar, auch grammatisch nicht richtig, da *jadâ-tadâ* sich entsprechen müssen; am Ende ist das Wort- und Gedankenspiel zwischen *adhigatam*



Cabinetts=Justiz in wesentlicher Differenz dargestellt von Ka. Fried. Ferdin. Siehe. (Prof. d. Rechte bey der Univers. Königsberg). 1835. X und 312 Seiten in 8. Nebst Beylagen, mit 120 eigenen Seitenzahlen.

Unter diesem etwas mystificierten Titel verfaßt der, durch seinen 'Grundbegriff der Preussischen Staats= und Rechtsgeschichte (Berlin 829)' rühmlich bekannte, Verfasser eine wissenschaftliche Beleuchtung des bekannten Müllerschen Processes, von dessen Entscheidung die neue Civil= und Criminal= Gesetzgebung für die Preussischen Staaten begann. Friedrich der Große, dessen Adlerblicke nicht leicht ein Gebrechen der Justizverwaltung entging, war von der Nothwendigkeit einer Reformgen einer langen Reihe von Jahren auf das lebendigste überzeugt, doch wurde jedes Mittel, die auf gewöhnlichem Wege herbeizuführen zum Theil selbst durch diejenigen vereitelt, welche zu ihrem Gebrauch hätten mitwirken sollen. Fest entschlossen, seinen, auf das Glück der Mit= und Nachwelt berechneten, Plan für keinen Preis aufzugeben, suchte er auf außerordentlichem, doch nicht ungesetzlichem, Wege die Ausführung desselben vorzubereiten. Um namentlich der Proceß=Verschleppung und der Härte entgegen zu wirken, die sich, nach Friedrichs Bemerkung, viele Gerichtsbehörden gegen ärmere Staatsbürger, namentlich gegen Landleute erlaubten, sollte in irgend einem hierzu geeigneten Falle ein Beyspiel von Bestrafung gegeben werden, dessen Deffentlichkeit auf der einen Seite den festen Willen des Königs beurkunde, auf der andern die Indolenz dieser Behörden erschüttere. Nach einer (Beyl. S. 100 angedeuteten und in dem Nouum cor-

pus Constitutionum Prussico-Brandenb. B. VI. Berl. 1781 unter Nro. 28 ausführlich mitgetheilten) Verordnung vom Julius 1777 sollte der Großkanzler v. Fürst die ernstlichsten Maßregeln ergreifen, die Richter durchgehends zur schleunigen Beendigung aller Proceſſe mit aller Schärfe anzuhalten und Friedrich ſetzt ausdrücklich hinzu: im Uebertretungsſalle und wenn wiederholten Ordres hierunter keine Partion geleistet werde und die Richter die Proceſſe dennoch fortfahren zu trainieren und zu schleppen, werde er einen dergleichen Richter ohne erst eine weitläufige Untersuchung anzustellen, sofort cassieren und nach der Festung schicken, um ein Exempel zu statuieren. Eine in den Augen des Königs dringende Veranlassung zur Aufstellung eines solchen Straßbeyspiels gab zwey Jahre später eine von der Frau des Müllers Arnold Pommerzig, Kreises Trossen in der Neum in ihrem und ihres Mannes Namen überreichte Beschwerde wegen 6jähriger Verschleppung eines zwischen ihnen und einigen in ihrer Nähe begüterten Edelleuten entstandenen auf 18 Actenbände angeschwollenen Rechtsstreites, in dessen Gefolge sie durch gerichtlichen Verkauf ihrer Mühle wegen rückständiger Pachtabgaben an den Bettelstab gebracht worden waren, ohne daß man es für nöthig gefunden hätte, ihre dagegen vorgebrachten Einreden einer, durch die Natur der Sache erforderten, rechtlichen Untersuchung zu würdigen. Friedrich that was die Umstände erlaubten, um eine stark verwundete Sache ohne öffentliches Aufsehen in ein Gleiß zurückzuführen, welches sie, seiner Ueberzeugung nach, nie hätte verlassen müssen. Als höchster Richter in seinem Staate ernannte er eine außerordentliche Unter-

suchungs-Commission, auf welche sodann eine gerichtliche Verhandlung in zwey Instanzen folgte, deren, in der Hauptsache übereinstimmende, Entscheidungen dem Könige so wenig genügten, daß er über mehrere von den Urhebern derselben, so wie auch über den Patrimonial-Richter, dessen augenscheinliche Mißgriffe sie nicht verbessert hatten, eine außerordentliche Criminal-Untersuchung zu verhängen beschloß. Er berief den Großkanzler v. Fürst drey von den Kammergerichtsräthen, welche als Oberappellations-Instanz in dieser Sache erkannt hatten, und bezeugte ihnen das lebhafteste Mißfallen an dem Inhalte des vor ihnen gesprochenen Urtheils. Zu gleicher Zeit dictierte er ein Protocoll, welches er durch die Zeitungen überall bekannt machen ließ, und welches nach einer scharfen Critik über den Inhalt der fraglichen Urtheile mit dem dreysachen Befehle schloß: '1) daß alle Proceffe schleunig geendigt werden, 2) daß der Name der Justiz durch Ungerechtigkeiten nicht profaniert werde, 3) daß mit völliger Egalité gegen alle Leute verfahren werde, die vor die Justiz kommen, es sey ein Prinz oder Bauer.' Auch wurde den Justiz-Collegiis bekannt gemacht, daß S. M. einen neuen Justizkanzler (v. Carmer) ernannt hätten. Gleich nachher wurden die erwähnten 3 Kammergerichtsräthe und wenige Tage später eine gleiche Anzahl Mitglieder des Cusstrinschen Obergerichts nebst dem Patrimonial-Richter, dessen linkisches Wesen die Sache gleich anfangs verderbt hatte, auf Befehl des Königs in das Stadtgefängniß gebracht und der Minister von Bedliß, Chef des Criminal-Departements, erhielt den Befehl, ihr Verfahren dem Criminal-Senate des Kammergerichts zur

Untersuchung und Begutachtung vorzulegen. Der Bericht fiel günstig für die Angeschuldigten aus und der Minister welcher ihn überreichte, theilte, nach eigener Untersuchung, die nämliche Ansicht. Friedrich hingegen, welcher in dieser Uebereinstimmung nur ein Bestreben der Gerichtsbehörden zu bemerken glaubte, auf Kosten der Gerechtigkeit ihr Ansehen gegen ihn zu behaupten, beharrte bey der entgegen stehenden Ansicht und drang auf Abfassung eines exemplarischen Strafurtheils. Als hierauf Minister in den ehrfurchtsvollsten Ausdrücken klärte, daß er außer Stande sey gegen seine Ueberzeugung ein condemnatorisches Urtheil wider die in der Arnoldschen Sache arretierten Justizbedienten abzufassen (31. Dec. 1779), erging am 1. Jan. 1780 die entscheidende Cabinetordre an diesen Minister, worin der König sagt: wenn sie also nicht sprechen wollen, so thue ich es, und sodann festsetzte, daß von den 8 verhafteten Gerichtspersonen 2 als schuldlos frey gesprochen würden, die 6 übrigen hingegen (1 Patrimonialrichter, 3 Cüstrinsche Regierungsräthe und 2 Kammer-Gerichtsräthe) 'wegen der in der Müller Arnoldschen Sache gemachten Sentenz' sämmtlich cassiert und jeder mit einjährigem Festungsarrest belegt, und daß überdem diese Verurtheilten dem Müller Arnold seine Mühle nebst allem seinem erlittenen Schaden aus ihren Mitteln bezahlen sollten. Der bisherige Präsident der Cüstrinschen Regierung, Graf von Finckenstein (Sohn eines von Friedrich sehr geschätzten Ministers), war schon im Laufe des vorhergehenden Monats seines Postens entsetzt worden, weil er, wie eine Cabinetsordre vom 11. Dec. sich ausdrückt, der ungerechten Sentenz wider den Arnold beygetreten

sey und nicht vielmehr darauf gesehen habe, daß demselben eine unparteyische Justiz administriret worden. Gegen die übrigen Richter beider Instanzen, selbst gegen den Präsidenten des Oberappellationsgerichts (von Rebeur) erging keine Verfügung. Der mehrgedachte Minister v. Zedlitz erhielt den Auftrag, die königliche Immmediat-Entscheidung in all ihren Bestimmungen zu vollziehen. Einige Tage nachher wurden die arretirten Justizbedienten wirklich auf die Festung Spandau abgeführt, von welcher sie erst durch einen Cabinetsbefehl vom 5. September des nämlichen Jahres entlassen wurden, nachdem sich der König überzeugt hatte, daß sie den perennären Bestimmungen des Urtheils die genaueste Folge geleistet hatten. Wenige Monate nach dieser Entscheidung erfolgte die berühmte Cabinetsordre die Verbesserung des Justizwesens betreffend, an den Großkanzler v. Carmer, vom 14. April 1780, durch welche dieser Minister mit der Ausführung eines Plans beauftragt wurde, den der König seit seiner Thronbesteigung nie aus den Augen verloren hatte, aber bisher, durch ungünstige Verhältnisse aufgehalten, nicht zur Ausführung hatte leiten können. Er umfaßte nichts weniger als die Ausarbeitung eines neuen Gesetzbuchs — nebst einer verbesserten Proceßordnung — und die Errichtung einer Gesetzcommission, welche die Entwürfe der einzelnen Theile des Gesetzbuchs prüfen und vollenden und in allen von nun an zu erlassenden Gesetzen Einheit und Uebereinstimmung zu befördern sich angelegen seyn lassen sollte. Schon während der sechs noch übrigen Lebensjahre des Königs wurde dieses Gesetzbuch von dem Großkanzler v. Carmer und seinen beiden Hauptgehülfsen, Suarez und Klein



mit dem umsichtigsten Fleiße bearbeitet, durch eine Kundmachung Friedrich Wilhelms II. vom 5. Febr. 1794 trat es, nach einer vor den Augen des ganzen Publicums ruhmvoll bestandenen Prüfung, ins Leben, und noch in dem nämlichen Jahre erschien eine allgemeine Gerichtsordnung für den Preuß. Staat. Unter eben diesem Monarchen erfolgte, unter Mitwirkung des Großkanzlers v. Carmer, eine Revision der Verhandlungen in der Müller Arnold'schen Sache. Das obgedachte von dem Criminal-Senate des Kammergerichts darin erstattete Gutachten welches Friedrich verworfen hatte, erhielt unter dem 14. Nov. 1786 die Bestätigung seines königlichen Nachfolgers, welcher die Ueberzeugung aussprach, daß den von Friedrich verurtheilten Justizbeamten nicht der geringste Verdacht einer in der U. Sache begangenen Ungerechtigkeit, Parteylichkeit oder irgend eines andern pflichtwidrigen Verfahrens zur Last falle, und daß die in jener Zeit gegen sie ergangenen Verfügungen nur als die Folgen eines Irrthums, wozu Friedrichs ruhmwürdiger Justizeifer durch unvollständige, der wahren Sachlage nicht angemessene Berichte verleitet worden, anzusehen seyen. Zu gleicher Zeit wurden den Verurtheilten ihre Rechte auf Entschädigung und auf Wiederanstellung im Staatsdienste vorbehalten. Am 23. Jul. 1787 wurde auch das Civil-Erkenntniß in letzter Instanz auf dem Wege der Revision von dem Geh. Obertribunale aufs neue berathen und in der Hauptsache — bestätigt. Friedrichs Justizreform machte immer größere Fortschritte und blieb selbst im Auslande nicht ohne ruhmvolle Nachfolge. Kein Jahr verging ohne sie dem Ziele der Vollendung entgegen zu führen, welche

sie von dem entschlossenen Willen seines jetzt regierenden Nachfolgers erwartet. —

Dieses ist die allgemeine, actenmäßige Uebersicht und der Zusammenhang einer Begebenheit, welche durch eine Reihe wunderbar gemischter Erscheinungen eine welthistorische Wichtigkeit erlangt hat, und von welcher ein nicht unbedeutender Theil Gegenstand der Abhandlung ist, mit deren Inhalte wir unsere Leser etwas näher bekannt machen wollen.

Das Ganze enthält zuerst die Abhandlung selbst, dann eine Reihe gedruckter und ungedruckter Beylagen von sehr ungleichem Werthe, weder chronologisch noch nach irgend einem andern erkennbaren Plane zusammengestellt. Die Abhandlung umfaßt in 3 Hauptabschnitten A) Bemerkungen über ihren Zweck, B) Darstellung des Arnoldschen Processes in 7 Abtheilungen, C) Folgen und Resultate für Sta und Wissenschaft. Der erste dieser Abschnitte füllt 9, der zweyte 277, und der dritte 26 Seiten, eine Vertheilung des Stoffes die wohl nicht die gelungenste ist.

Was unter A) über den Zweck der Abhandlung gesagt wird, dürfte in der Einleitung oder als Vorrede mehr an seiner Stelle gewesen seyn, wogegen man das von Schwulst und Dunkelheit strotzende Vorwort ohne Kummer entbehrt haben würde.

Zweck der Abhandlung ist nach S. 3 ff. den sogenannten Müller Arnoldschen Proceß nach seinen wahren Werthe zu bezeichnen, einen Fall ins Licht zu setzen, in welchem eine Trennung der Staatsgewalten sich als ungültig erwies. Der Verf. bemerkt, die Wissenschaft habe ein wesentliches Interesse, auszumachen, ob nur zufällig aus einem Act der Uebereilung die Grund-

säße der Rechtspflege des Preussischen Staates hervorgegangen, oder ob in der Handlung, wodurch das frühere mangelhafte Princip am meisten erschüttert worden, nicht schon das Wesen des neuen Geistes sich im Keime gezeigt habe?

B) Darstellung des Arnoldschen Processes. Abtheilung I. Einleitung. 1. Zur Würdigung früherer Berichte. Ihre Fehler bestehen in Unvollständigkeit der mitgetheilten Thatsachen, in Unkenntniß der zur Zeit des Processes gesetzlich bestehenden Verfassung des Gerichtswesens und in unlogischer Bildung von Schlüssen, wodurch der wesentliche Punct, auf den es ankam, in den Hintergrund gestellt wird. Wegen der Unvollständigkeit, wird S. 10 bemerkt, es gereiche zur Entschuldigung der meisten Schriftsteller, daß die vorzüglichsten entscheidenden Verhandlungen unzugänglich waren. Wenn hinzugesetzt wird: freylich hätte man sich deshalb lieber jede Berichts enthalten sollen, so würde der Verf. seinem eigenen Werke den Stab brechen, wenn er nicht S. 14 unmittelbar nach der Anführung einiger Beispiele von der Unvollständigkeit der Quellen, sich das höchst gewagte Urtheil erlaubte, daß sie dem ungeachtet hinreichten um . . . das Sachverhältniß völlig aufzuklären. Wir können zwar bey dem, vom Verf. selbst an verschiedenen Stellen bemerkten, Abgange eines Theils der wichtigsten Actenstücke diese Ansicht keinesweges theilen, glauben jedoch daß die vorliegende Schrift als ein Annäherungs-Versuch für die Literatur dieses Gegenstandes einen beachtungswerthen Beytrag enthalte. 2. Uebersicht sämmtlicher einzelner Proceuren bey diesem Rechtsfalle. Der Müller Arnold hatte von seinem Vater 1762 die an dem soge-

nannten Krebsbache gelegene Krebzmühle durch einen Erbkauf-Contract mit Genehmigung des Grafen von Schmettau, Grund- und Gerichtsherrn von Pommerzig, unter der Verpflichtung zu einem jährlich an Korn und Gelde zu entrichtenden Erbzins erhalten. Mehrere Jahre später, wie es scheint 1770, leitete der Gränz-Nachbar des Grafen, der Landrath und Ritterschafts-Director v. Hersdorf auf Kay, durch eine neu-gebaute Schleuse Wasser aus gedachtem Bache in seinen oberhalb der Mühle befindlichen sogenannten Karpfenteich, welcher auf Kay'schen Grunde lag und bis dahin nicht in solcher Art bewässert worden war. Hierauf blieb Arnold seit Ostern 1773 die Pacht schuldig und wurde deshalb 1774 von dem Grafen Schmettau bey dessen Patrimonial-Richter, dem Hoffiscal Schlecker verklagt. Arnold weigerte sich der Abgabe mit der Behauptung, daß ihm das Mahlwasser durch den H. Karpfenteich entzogen werde. Hierauf entspann sich theils bey diesem Richter, theils bey dem Obergerichte, der Regierung zu Custrin, eine mehrjährige Reihe von Processen, in welchen bald der Grundherr, bald der Müller den Kläger machte. Jener klagte auf gerichtliche Execution wegen rückständiger Mühlenpacht, dieser verlangte Schutz und Schadloshaltung gegen den Gutsnachbar, dem er die Teichanlage verstattet habe. Die Proceßhandlungen selbst 'scheinen (nach S. 16) ganz verloren gegangen zu seyn, wenigstens sind sie weder bey den betheiligten Gerichten noch sonst aufzufinden gewesen.' Arnold war bey diesen Verhandlungen überall der unterliegende Theil. Er wurde zur Zahlung verurtheilt, ohne daß man es für nöthig gefunden hätte, seine Einreden einer geflissentlichen Untersuchung zu unterziehen. Weil sich kein be-

wegliches Vermögen fand, wurde durch Urtheil des gräflichen Patrimonialrichters Schlecker auf Subhastation der Mühle erkannt, welche sodann durch Erkenntniß vom 7. Sept. 1778 für 600 Thaler dem Landeinnehmer Kuppisch zugeschlagen wurde, der sie bald nachher dem Gutsnachbar von Gersdorf überließ, von welchem sie hinwiederum der Wittve Pölschin überlassen wurde. Die wegen dieses Verfahrens bey dem Großcanzler v. Fürst während seiner Justiz-Visitation der Cüstrinschen Regierung 1779 von den Arnoldschen Eheleuten angebrachte Beschwerde wurde abgewiesen, vergebens hatte sich auch Prinz Leop. v. Braunsch. auf Bitten des bey seiner Compagnie in Frankfurt als Soldat stehenden Schwagers von Arnold an den Justizvisitator verwandt. Die hierauf von der Frau des Müllers unmittelbar bey dem Könige eingereichte Vorstellung erinnerte an eine schon vor 4 Jahren bey Grossen übergebene Bittschrift und enthielt lebhaftere Beschwerden besonders gegen die v. Gerstorf und Schlecker, von denen der eine durch Anlegung des Karpfenteichs ihm das Wasser entzogen und dadurch einen jährlichen Schaden von 100 Thal. zugefügt, der andere allen Grundsätzen des Rechts und der Billigkeit zuwider ihm die Mühle abgepfändet habe. Friedrich, welcher Jahre hindurch der Arnoldschen Angelegenheit seine besondere Aufmerksamkeit geschenkt hatte, ernannte den Obersten v. Heucking, um das Sachverhältniß mit Beziehung eines Mitglieds des Kurmärkischen Obergerichts in möglichst kurzer Zeit auszumitteln, und falls das Wasser der Mühle wirklich entzogen wäre, den Müller klaglos zu stellen. Nachdem sodann das Obergericht den Regierungsrath Neumann diesem Commissär zugesellt hatte, ging die Untersuchung an Ort

und Stelle vor sich. Beide konnten sich jedoch in ihren Ansichten nicht vereinigen, weshalb die Regierung und der Oberst besonders an den König berichteten. Jene sagte, bey der Besichtigung habe sich gezeigt, daß die Mühle gehe und Wasser genug habe, diese Hauptbeschwerde sey also von der Art, daß sie nur durch Urtheil und Recht entschieden werden könne. v. Heuzling's ausführlicher Bericht ist leider weder in der vorliegenden noch in irgend einer andern Druckschrift zu finden. Selbst Preuß, der neueste und verdienstvollste unter allen Biographen des Königs, bedauert in seiner Lebensgeschichte Friedrichs des Großen Th. III. S. 383 u. 536 (Berl. 1833), daß dieser Bericht noch nicht aufzufinden gewesen sey. Der Inhalt desselben schien dem Monarchen recht auf den wahren Grund der Sache getroffen und dargethan zu haben, 'daß dem Arnold Unrecht geschehen und viel zu hart und widerrechtlich mit ihm verfahren sey.' Der Bericht wurde daher schon am 27. Sept. dem Justizdepartement mit dem Befehle zugestellt, dem Müller 'Gerechtigkeit widerfahren und eine prompte Justiz angedeihen zu lassen.' Der Custrinschen Regierung gab Friedrich am 29. sein äußerstes Mißfallen an ihrer Darstellung zu erkennen und verlangte auf das bestimmteste, die Sache in welcher sie durch eine bessere und gründlichere Untersuchung die Ernennung einer außerordentlichen Commission hätte entbehrlich machen können, 'sogleich in Ordnung zu bringen und allen Beschwerden des Arnold ohne den mindesten Anstand abzuhefen.' Das Gericht veranlaßte hierauf den Müller zur Klage wider den Gutsnachbar v. G. und ernannte zu dem Ende abermals eine Commission, welche mit Zuziehung eines Sachverständigen, des Deich-In-

spectors Schaden, den Augenschein einnahm und die gegenseitigen Zeugen verhörte. In dem hierauf den 28. Oct. erfolgten Erkenntniß wurde zwar in einigen Nebenpuncten zum Vortheil der Arnoldschen Eheleute entschieden, in der Hauptsache jedoch wurden sie mit ihrer Klage gegen den v. Gersdorf auf Wiedereinräumung der Mühle und auf Schadenersatz abgewiesen, einmal weil der Mühlenbach ein Privatwasser sey, mit welchem der Eigenthümer ohne Rücksicht auf den Nachtheil eines Andern machen dürfe was er wolle, zweytens weil dem v. G. aus einem Vergleiche seiner Vorfahren mit den Vorfahren des Grafen von Schmettau v. J. 1566 das Recht zur Anlegung eines Teiches ausdrücklich verstattet worden, drittens weil der Kläger die Zufügung eines auch nur einigermaßen erheblichen Schadens, ob er ihn gleich zu 100 Thl. jährlich angegeben, nicht habe erweisen können. Dieses Urtheil wurde auf die von Arnold eingelegte Berufung von dem Oberappellatio<sup>84</sup>) hofe des Kammergerichts unter Rebeur's Vorsitze auf den Bericht des K.G.R. Ransleben am 11. Dec. 1779 in der Hauptsache bestätigt. Anstatt daß nun der Müller Arnold die ihm noch offene und von seinem Bevollmächtigten ergriffene dritte Instanz hätte fortsetzen sollen, wirkte er das bekannte Immediat-Urtheil aus, wornach er völlig in den vorigen Stand zurückgesetzt und die gehaltenen Schäden wie auch das Kaufgeld der Mühle von den sechs gefänglich eingezogenen Gerichtspersonen dreier Instanzen erstattet werden sollten. Daß Friedrich sich späterhin 'retractiert' habe, wie gelegentlich in einer Cabinetsordre seines Nachfolgers vom 27. Oct. 1786 bemerkt wird, ist nach S. 47 der Beylagen ein Irrthum, der durch kein authentisch bekannt gewordenes Actenstück bestätigt wird

und nach S. 278 offenbar aus der Erklärung des Königs entstand, daß um des allgemeinen Besten willen die Verfügungen gegen die Richter schlechterdings bestehen bleiben müßten, oder nach einer von Preuß (a. a. O. S. 523) mitgetheilten Version: 'daß Sie die einmal getroffenen Verfügungen um des Ganzen willen nicht zurücknehmen könnten.' — (Wir haben bey dieser Aufzählung der einzelnen Prozeduren, welche dem Urtheile des Königs vorangingen, den dahin gehörigen Inhalt der folgenden Abschnitte zusammen gestellt, um den Faden der Geschichte nicht zu häufig zu unterbrechen. Es wird uns demnach erlaubt seyn, bey den noch übrigen Abtheilungen uns vorzugsweise auf wissenschaftliche Bemerkungen zu beschränken). Abth. II. Die Proceße wodurch der Müller Arnold die Mühle verlor, zwischen dem Müller und dem Grundherrn. Da nach dem eigenen Zugeständniß des Verf. nicht sämtliche Handlungen in dieser Sache vorliegen (S. 51), so lassen wir seine, zum Theil schwankenden und gewagten, Behauptungen auf sich beruhen, doch sind wir ganz mit ihm einverstanden, daß unterlassene Ortsbesichtigung (Ocular-Inspection) und versäumte Bernehmlassung des Gutsnachbarn die Grundfehler des Verfahrens vor dem Patrimonial-Richter ausmachten. Abth. III. Beschwerden des Müllers über dieses Verfahren nebst deren Erfolg. Abth. IV. Proceß zur Restitution des Müllers. Eine durch Anführungen und Auszüge älterer und neuerer Schriftsteller und Gesetze erweiterte Fortsetzung der Proceßgeschichte, größtentheils nach Preuß bearbeitet. Abth. V. Kritik des gerichtlichen Verfahrens in dem letzten Proceße. Mit einem großen Aufwande von Gehorsamkeit und Scharfsinn werden mehrere Be-



stimmungen besonders der beiden Civil-Instanzen einer, hin und wieder wohl etwas zu strengen, Beurtheilung unterworfen. Römisches und Provinzial-Recht, Land- und Lehnrecht und sogar die Glossen des letztern werden in Anspruch genommen, um die Begriffe von rivus und flumen, den Unterschied zwischen flumen publicum und flumen privatum und ähnliche Streitfragen ins Licht zu stellen. Mit besonderer Ausführlichkeit werden die Zeugen-Aussagen und das Gutachten des Deich-Inspectors Schade beleuchtet. Da der Bericht des R. R. Neumann und das Obergericht in dessen Namen er handelte dieses Gutachten verdächtig gemacht hatten, so hätten sie nach S. 134 ihren Tadel begründen müssen und die Entschuldigung: 'es sey kein (anderer) Sachverständiger zu haben gewesen' wird zu leicht befunden. Ueber den angeblichen Vergleich v. J. 1566 wird S. 116 bemerkt, daß hier allem Anscheine nach von einem ganz andern Deiche die Rede sey. Uebrigens gehört dieses Document (nach S. 2) so wie das kaum gedachte Schadesche Gutachten (nach S. 133) leider zu denen welche 'nicht vorliegen' und in keinem gedruckten oder ungedruckten Werke zu finden sind. Der Vf. zieht aus allen hier angedeuteten Erörterungen den Schluß, daß der Gutsnachbar ein Recht zur Ableitung keinesweges erwiesen, daß die von den Collegien angeführten Gründe des Natur- und Völkerrechts ganz unhaltbar und selbst das erwähnte Document unzulässig sey (S. 161). Der Inhalt der königl. Verfügung war also, wie er hinzusetzt, durchaus gerecht. Selbst die Wiedereinsetzung des Müllers scheint ihm aus höhern Gründen nothwendig gewesen zu seyn; halbe Maßregeln würden (nach S. 161) den Begriff der Gerechtigkeit des Staates selbst in Schwanken gebracht haben.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

84. Stück.

Den 28. May 1836.

---

P o t s d a m.

Beschluß der Anzeige: Ausübung oberst-  
richterlicher Gewalt 2c. 2c.

Abth. VI. Die Criminal = Untersu-  
chungen. Das Geschichtliche derselben haben wir  
bereits oben im Zusammenhange mit der allge-  
meinen Uebersicht angedeutet. Von dem übrigen,  
größtentheils critischen, Inhalt dieser und  
der gleich folgenden Abtheilung werden einige  
einzelne Bemerkungen eine Probe abgeben. Die  
Untersuchung gewann durch ein eigenes Gutach-  
ten des, um die höhere Architectur vielleicht noch  
mehr als um die Bibelfunde verdienten, Ober-  
consistorialraths und Oberbauraths Silber-  
schlag, welcher ausdrücklich bemerkt, Schade,  
der bereits genannte Verfasser eines früheren,  
mit Unrecht verdächtigten Gutachtens, habe sei-  
nem Amte vollkommen Genüge geleistet (S. 176).  
In dem Laufe der Untersuchung findet der Verf.  
ein sichtbares Bestreben die Angeklagten schuld-  
los zu finden, ohne sich zu erinnern, daß nach

§. 171 dieser Wunsch jedem sittlichen Menschen natürlich sey. Wie er das §. 165 und Beyl. §. 84 mitgetheilte, vielleicht für die Mittheilung gar nicht geeignete, Handbillet tadelhaft finden könne, in welchem der Minister v. Zedlig unterm 12. Dec. 1779 an den Director des Criminal-Senats schrieb: des Königs Majestät haben dem C. S. eine sehr unangenehme Untersuchung aufgetragen, ist nicht abzusehen. — Der Bericht mit welchem dieser Senat sein Gutachten an das Criminal-Departement einsandte, findet, nach §. 208, sich nicht vor. Wie manchen, ungleich wichtigerm Aufschluß hätte er darbieten können! Abth. VII. Das Urtheil des Königs. Nach einer abermaligen Aufzählung der einzelnen im Laufe dieses Processes den verschiedenen Behörden zur Last gelegten Fehlgriffe und Versäumnisse zeigt der Verf., daß bey dem damaligen Stande der Gesetzgebung der König durch den Ausspruch des Immediat-Urtheils völlig in seinem Recht war. Der Inhalt einer hierher gehörigen Verordnung vom 23. Jul. 1777 ist bereits oben mitgetheilt worden. Wie sehr der König von dem ganzen Umfange seines, selbst unmittelbare Entscheidungen in außerordentlichen Fällen nicht ausschließenden, Oberaufsichts-Rechts in Justizsachen überzeugt war, bekrundete sich noch wenige Jahre vor seinem Tode durch seine mit Masfenbach unmittelbar nach dessen Ernennung zur Präsidentenstelle gehaltene Unterredung, deren wörtliche Mittheilung aus Preuß (Th. III. S. 378) in ihrem ganzen Zusammenhange mehreren unser Leser vielleicht um so weniger unwillkommen seyn dürfte, da sie zu gleicher Zeit einen Blick in das edle, menschlich fühlende Herz gewährt, welches vier Jahre früher in der Ar-

noldschen Sache seinem Verfahren zur Grundlage diene.

‘Ich bin eigentlich, sagte er zu Massow, der oberste Justizcommissär in meinem Lande, der über Recht und Gerechtigkeit halten soll, aber ich kann nicht Alles bestreiten und muß daher solche Leute haben wie er ist. . . Er muß durchaus unparteyisch und ohne Ansehen der Person richten, es sey Prinz, Edelmann oder Bauer. Hört er, das sag ich ihm, sonst sind wir geschiedene Leute. Hat er Güter? — Mein Eure Majestät. — Will er welche kaufen? — Dazu habe ich kein Geld, E. M. — Gut, so weiß er was Armuth ist und so muß er sich um so viel mehr der Bedrängten annehmen.’ Der Verf. hatte schon im Vorhergehenden erklärt, es solle zwar keinesweges behauptet werden, daß die Gerichte im vorliegenden Falle ganz oder in einzelnen Mitgliedern ein vollständiges Bewußtseyn der Ungerechtigkeit gehabt hätten, doch gehe unwidersprechlich aus den Verhandlungen hervor, daß die Richter befangen und von Leidenschaften verhindert gewesen, Thatsachen richtig aufzufassen und Gesetze richtig auszulegen, daß sie durchaus nicht die Sorgfalt angewendet, welche nöthig war, um nach der Verfassung im Namen und an der Stelle des Landesherrn Recht zu sprechen. Wenn die Verordnung v. J. 1777 bestimmt, bey fortdauernder Verschleppung wolle der König einen schuldigen Richter sofort cassiren, so kann damit nur gemeint seyn, er wolle mit Beseitigung des gesetzlich vorgeschriebenen Ganges der Untersuchung materiell sich von der wirklichen Schuld eines solchen Richters überzeugen (S. 238). ‘Er hatte seinen Abscheu gegen Cabinets-, Justiz- und Machtsprüche jederzeit deutlich ausgesprochen; die seine, wenn

gleich scharfe Grenzlinie, wodurch ein unberechtigter Eingriff in den Gang der Justiz sich von der gesetzlichen und nothwendigen oberstrichterlichen Leitung der Justizbehörden unterschied, konnte den Collegien aus der Praxis eigentlich nicht bekannt seyn. . . . Denn setzte jede Fällung von Immediat = Urtheilen schon ein für allemal eine Störung in dem ganzen Organismus der Justiz = Behörden voraus, so konnte solches Ereigniß nur höchst selten eintreten, wie denn in der That auch unter der Regierung Friedrichs der Fall noch nicht vorgekommen war.' (S. 258). Der Zweck und die Tendenz der Königlich-Entscheidung bestanden nach S. 253 hauptsächlich nur darin: Zur Verbesserung des ganzen Justizwesens ein Exempel zu statuieren. Der König faßte deshalb die privatrechtlichen Folgen seiner Entscheidung nur ins Auge, so weit solches zu jenem Zwecke nöthig war, d. h. so weit sein Urtheil den Grundsatz materieller Gerechtigkeit einleuchtend machen sollte. Wie daher die Gründe jenes Civil-Urtheils später schon aus den Erklärungen hervorgingen, welche der König in dem öffentlich bekannt gemachten Protocolle . . . abgab, so war auch die Verurtheilung einzelner Mitglieder der Collegien durch den Zweck des ganzen Verfahrens gerechtfertigt, und der Monarch trug nur Sorge, daß nicht ein Unschuldiger etwa gestraft werde, gleichgültig, ob vielleicht ein Mitschuldiger der Strafe noch entginge. (Hier drängt sich freylich dem Kenner der Geschichte die Bemerkung auf, daß der Grundsatz: der Zweck heiligt die Mittel, von jeher eine Quelle zahlloser Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten unter den Menschen gewesen sey, allein wir däch-

ten, wenn ein Friedrich den erstern bestimmt und die letztern wählt, so brauche die Menschheit bey ihrer Anwendung sich nicht in Trauer zu hüllen. Wenn übrigens bey dieser Anwendung einzelne Mißgriffe nicht ganz vermieden werden konnten, so erinnern wir an den trefflichen Ausspruch des Tacitus, Ann. XIV, 44 Habet aliquid ex iniquo omne magnum exemplum, quod contra singulos utilitate publica expenditur). — Ueber die noch im Todesjahre Friedrichs des Großen erfolgte Wieder-Aufnahme des Processes finden sich am Schlusse dieser Abtheilung (von S. 274 — 286) Nachrichten und Bemerkungen, über deren wesentlichen Inhalt wir uns auf die bereits oben gegebenen, hin und wieder ergänzenden, Andeutungen beziehen, indem wir uns hier auf die merkwürdige Cabinetsordre König Friedrich Wilhelm II. (vom 27. Jul. 1787) beschränken, welche dieser Monarch unmittelbar nach Ueberreichung des von dem Geheimen Obertribunal in dritter und letzter Instanz abgefaßten Civil-Erkenntnisses erließ. 'Ich habe, schrieb er an den Großkanzler v. Carmer, die unter dem 23. d. M. vom Justizdepartement eingeschickte Sentenz, welche das Tribunal in Sachen des Müllers Arnold gegen den v. Gersdorf gesprochen, aus den dabey angeführten Rechtsgründen approbiret . . . Da aber der Müller A., selbst wenn seine ganze Mühle verkauft wird, dennoch nicht im Stande ist, diejenigen 1784 Thaler zu erstatten, deren Ersatz dem v. Gersdorf mit 200 Thl., der Gräfin v. Schmettau mit 600 Thl., und den verunglückten Rätthen mit 984 Thl. gebühret, so habe ich um diesen zu dem ihrigen zu verhelfen und den aus dem Vorgange erwachsenen Schaden zu vergüten, den Beschluß gefaßt, die ganze

Summe der 1784 Thl. anzuweisen.' (S. 277, vgl. Preuß a. a. D. S. 542). Nicht ganz deutlich und etwas sprachwidrig ist folgende Bemerkung, die wir mit den eigenen Worten des Verf. hierher setzen wollen. 'Wenn das Geld, welches der Müller empfangen, aus Staatskassen erstattet wurde, so sprach sich hie in eigentlich aus, daß das Gemeinwesen die Schuld theile, welche König Friedrich an den Richtern ahnden müssen. Das ernste Geschick dieses Heroen legte den Stab Wehe nicht selten in seine Hand, damit seine Nachfolger das Volk sanfter fortleiten durften.' (S. 285).

C) Folgen und Resultate für Staat und Wissenschaft. Der wesentlichste Schritt zu der von Friedrich beabsichtigten Justiz-Reform bestand, nach S. 289, in der Einrichtung der Gesetz-Commission, deren Organismus den eigentlichen Mangel der früheren Verfassung enthüllt, zugleich aber auch die Grenze zwischen willkürlicher Ausübung einer zufälligen äußern Macht in Rechts-Angelegenheiten und der Handhabung oberstrichterlicher Gewalt des Staats scharf bezeichnet. 'Die Geschichte muß anerkennen, wird weiter unten bemerkt, daß Friedrich der Große nur im vollen Bewußtseyn von seiner gesetzlichen Stellung als oberster Richter gehandelt hat. Die Geschichte muß anerkennen, daß nur jener Handlung es zu verdanken ist, wenn Gerechtigkeit bey dem Volke Friedrichs bisher kein leerer Name gewesen. . . Und wenn Gerechtigkeit der Form nach in jedem Urtheile zu finden, welches der in den Gesetzen benannte Richter gesprochen hat, unparteyisch, nach Vorgang der verordneten Instanzen und Vernehmung beider Theile, mit Anwendung aller ohne Rücksicht auf diesen Fall gegebenen Vorschriften,

so möge die Wissenschaft aufhören, jenes Urtheil durch den Namen *Machtspruch* und *Cabinetts-Justiz* bloß deshalb zu schmähen, weil ein unbeschränkter Monarch selbiges fällt.' (S. 312). (Wir theilen im Allgemeinen die Ansichten des Verf. über *Machtsprüche* und *Cabinetts-Justiz* und beziehen uns deshalb auf dasjenige was in des Unterzeichneten Handbuch der Literatur des Criminalrechts S. 753 darüber gesagt ist. Wenn aber diese Ausdrücke in der vorliegenden Stelle unbedingt für Schmähworte erklärt werden, so erlauben wir uns eine abweichende Meinung. Der Verf. bemerkt selbst (S. 311), es leuchte ein, daß ein Meister, wie v. Carmer . . . in der Handlungsweise Friedrichs des Großen sehr leicht einen *Machtspruch* setzen mußte. Diese Benennung, die gewiß nicht den Zweck hatte, das Andenken des Monarchen zu schmähen, führt auf eine wesentliche Unterscheidung, die der Verfasser zwar nicht bestimmt ausgesprochen, aber durch mehrere zum Theil schon oben angeführte Bemerkungen begründet hat, nämlich in ordentliche und außerordentliche *Machtsprüche* oder *Cabinettsbefehle* in Justizsachen. Jene werden in dem gedachten Handbuche mit einer 'Staatskrankheit' verglichen, diese, welche nach der bereits oben mitgetheilten Stelle eine Störung in dem ganzen Organismus der Justizbehörden voraussetzen, sollen ein Mittel abgeben, den Schaden Josephs zu heilen, oder welches einerley seyn dürfte, bey Mängeln und Mißgriffen, an deren Abhülfe auf gewöhnlichem Wege man verzweifelte, durch eine heilsame, jedoch unblutige Staats-Erschütterung im Innern die oberstrichterliche Gewalt auszuüben. *Machtsprüche* in diesem Sinne gehören zu dem größten und



herrlichsten was in einer großen Staatshaushaltung gedacht werden kann. Einem fruchtbaren Gewitter gleichend bilden sie im erhabensten Verstande die Partie der Bewegung, ihre Möglichkeit ist das Einzige, was der Macht, in den Augen der Philosophie, einen Werth gibt. Das allbekannte, selbst von Heiden bewunderte Schöpfungs-Wort: es werde Licht! war auch ein Machtspruch in diesem erhabenen Sinne, das höchste Ideal von vereinter Weisheit und Güte, ein Urbild für alle Regenten die den schönen Beysatz: und es ward Licht verdienen wollen. Friedrichs Immediat-Erkenntniß gibt, wie der Verf. am Schlusse bemerkt, das erhebende Schauspiel, daß selbst von Solchen die jenen Spruch als irrig angesehen, niemals ein Zweifel gehegt worden ist an der Lauterkeit und Reinheit von des Monarchen Absicht. Wir setzen hinzu: wenn, wie oben gezeigt wurde und in dem Begriffe einer rein monarchischen Verfassung liegt, die oberst-richterliche Gewalt dem Regenten in den seltenen, von ihm selbst bezeichneten Fällen nicht streitig gemacht werden konnte, so mußte es ihm frey stehen, auch in Rücksicht der Formen seinen eigenen, von dem Verf. sehr richtig angedeuteten, Weg einzuschlagen, auf dem jedoch im Wesentlichen kein unumgängliches Erforderniß einer billigen und humanen Rechtspflege unbeachtet blieb. In diesem, ganz auf den großen Zweck gerichteten, Sinne kann man mit dem Verfasser (S. 251) behaupten, 'daß dem Könige durchaus nicht der Vorwurf einer Uebertretung des Gesetzes zu machen sey.' Einzelne Mißgriffe oder Irrthümer erklären sich aus der Beschaffenheit eines Staats, dessen politische Constitution die Person seines Regenten ist. Wollte man jeden Richteract dieses großen Processes, ohne Rück-

sicht auf den letzten Zweck des ganzen Verfahrens, einer eigenen Würdigung unterwerfen, so würde selbst die gewandte, jedoch nicht ganz selten sich in Ungewissheiten und bloße Vermuthungen verlierende, Vertheidigungskunst des Verfassers auf Einzelheiten stoßen, bey denen sie, wie bey der gleich folgenden, sich auf bloße Fragezeichen beschränken, oder ein, keiner ernstlichen Beleuchtung empfängliches, Vielleicht aussprechen müßte. Die Rede ist von dem Umstande, daß Graf v. Finkenstein, Präsident der Cüstriner Regierung, seiner Stelle entsetzt wurde, während der Präsident des Oberappellations-Gerichts (v. Mebeur) die seinige behielt und bloß einige dem letztern untergeordnete Räte Gegenstand einer Special-Untersuchung wurden, in deren Folge sie das Schicksal des erstern theilten. Hier fragt der Verf.: 'Warum Friedrich d. Gr. nicht an dem Präsidenten abhandelte, wessen dieser sich doch jedenfalls nicht weniger als die Räte schuldig gemacht?? — Vielleicht, setzt er hinzu, wollte der König damit nur vermeiden, was seinem Urtheile hätte den Schein einer Animosität wider diesen Präsidenten geben können' (S. 268), eine Erklärung, welche offenbar nichts beweisen würde, weil sie zu viel beweist und welche sich durchaus nicht mit dem über alle kleinlichen Nebenrücksichten erhabenen Character vereinigen ließe, der Friedrichs Verfahren auf allen Stadien dieses, in seiner Art einzigen, Processes bezeichnet. Härtere Bestimmungen würden den Vorwurf der Tyranny gegen den Monarchen begründet, gelindere würden, unter den eigenthümlichen Verhältnissen des Preussischen Staats; menschlichem Ansehen nach, ihren Zweck verfehlt und nie den großartigen, geistreichen und umfassenden Justizreform-Versuch herbey-

geführt haben, durch welchen, wie Preuß sich ausdrückt, Friedrich in der Weltgeschichte so einzig dasteht und der, nach den Erfahrungen eines halben Jahrhunderts von der Weisheit Friedrich Wilhelms III. seine Vollendung erwartet. Wie so ganz im Geiste seines großen Ahnen diese letztere vollzogen werde, wird die neue zeitgemäße Bearbeitung der Gesetzbücher und die im gegenwärtigen Augenblick sich vorbereitende Organisation angemessener Institute beurfunden, von denen die bereits auf mehreren Puncten des Preußischen Staats eingeführten Schiedsgerichte (oder wie sie wohl nach dem schönen Vorgange anderer christlicher Staaten ausdrucksvoller genannt werden dürften, Friedensgerichte) ein glänzendes Beyspiel abgeben, das vielleicht in moralischer Hinsicht den so sehr gepriesenen Eisenbahnen an die Seite gesetzt werden kann, und auf jeden Fall der Proceßkrämerey und Rechtsverdrehung den Todesstoß gibt. Nach einer, so eben in den öffentlichen Blättern erscheinenden, Nachricht verglich ein einziger Schiedsmann, der Kaufmann R. Matauscheb zu Neiße in Schlesien, in einem einzigen Jahre (vom 23. Febr. 1835 bis Ende Febr. 1836) 569 (sage fünfhundert neun und sechzig) Streitigkeiten zu allseitiger Zufriedenheit der Partheyen, und nur bey 8 Fällen gelang es ihm nicht, eine friedliche Ausgleichung zu Stande zu bringen. Hätten zu Friedrichs Zeit dergleichen Gerichte bestanden, so würde ein Proceß, welcher sechs Jahre lang verschleppt wurde, unter Leitung eines Matauscheb in höchstens eben so viel Tagen geendigt werden können, was freylich bey einem Schlecker nicht denkbar wäre.

Ueber die Beylagen so wie über die Form

des Ganzen haben wir uns bereits gelegentlich in der vorstehenden Anzeige erklärt. Was von den ersten bereits in gangbaren Werken gedruckt ist, hätte unserer Ansicht nach füglich wegbleiben können, und das hier zuerst Erscheinende nur nach einer sorgfältigen Auswahl beygefügt werden sollen. Angenehm ist es uns von einer Schrift, die nach unserer obigen Bemerkung nur als Annäherungs-Bersuch zu einer vollständig beurkundeten Darstellung in der Literatur dieses Gegenstandes Beachtung verdient, bemerken zu können, daß die darin niedergelegten Ansichten des Verf. im Ganzen genommen mit dem Character des großen Königs und mit dem wesentlichen Inhalt der bis jetzt bekannt gemachten Actenstücke übereinstimmend sind.

Böhmer.

## J e n a.

Bei Fr. Frommann, 1836: Das staatsärztliche Verfahren für Aerzte, Chirurgen, Apotheker, Thierärzte und für Rechtsgelehrte theoretisch und practisch dargestellt von Carl Vogel, der Med. u. Chir. Doctor, Großh. Sachsen-Weimar-Eisenachischem Hofrathe und Leibarzte u. s. w. Nebst einem Anhang, Formularien zu staatsärztlichen Geschäftsschriften enthaltend. XVI u. 202 S. in 8.

Der Verf. hat sich bemüht, durch vorliegendes Buch eine Lücke in der Literatur auszufüllen, die nämlich einer Anleitung, wie der Medicinalbeamte jeder Kategorie die ihm geläufigen Lehren der materiellen gerichtlichen Medicin und medicinischen Policiey anzuwenden habe, um dem

Zwecke seiner Anstellung im Staatsdienste gehörig zu entsprechen. Die Fortschritte, welche die Staatsarzneykunde in der neuesten Zeit gemacht, die Anerkennung, welche dieselbe darum auch bey den Rechtsgelehrten gefunden, sichern derselben einen bleibenden Werth zu, und müssen den Aerzten selbst ein Sporn werden, da, wo noch zweifelhafte Lehren in derselben sich befinden, durch unermüdeliches Forschen solche aufzuklären, um so den Rechtsgelehrten die gewünschten Aufschlüsse geben zu können. Hat doch selbst die Methode des Unterrichts in der neuesten Zeit bedeutend dadurch gewonnen, daß auf zwey Hochschulen, Berlin und Wien, die Staatsarzneykunde auch practisch gelehrt wird, und daß hier eine große Menge von wirklich vorkommenden Fällen unter der Aufsicht tüchtiger, zugleich als Staatsärzte, angestellter Lehrer von den Studirenden selbst beurtheilt werden, oder ihnen wenigstens bey der Untersuchung selbst die genaueste Theilnahme gestattet wird. Um indessen den Zweck der Staatsarzneykunde ganz erfüllen zu können, muß der Arzt auch die äußern Formen (den formellen Theil) der gerichtlichen Medicin genau kennen: ja es muß ihm gar manches aus der Wissenschaft, welche er durch seine Arbeiten zu unterstützen hat, nicht fremd bleiben: freylich führt ihn ein solches Studium weit von der Wissenschaft, welcher er seine Zeit und seine Mühe gewidmet, ab, er bewegt sich auf einem ihm ganz fremden Felde, und fast möchte es ihm dann scheinen, eine solche Beschäftigung wäre für ihn nichts geringeres, als der Medicin und Jurisprudenz zu gleicher Zeit sich zu widmen. Es sind aber für den Arzt nur gewisse Begriffe, die er kennen lernen soll,

es handelt sich um practische Geschäftskennntniß und Geschäftsgewandtheit, welche er sich erwerben soll, und gerade zu diesen gibt ihm das oben angeführte Buch die beste Anleitung. Sie ist von einem Arzte geschrieben, der bekannt mit dem Bedürfnisse nur das nothwendigste klar und bündig abgehandelt hat, und bey seiner Darstellung vorzugsweise den Nutzen für Medicinal-Personen im Auge hatte, obgleich auch Rechtsgelehrte, die mit der Staatsarzneykunde in Berührung kommen, sich dieses Buchs mit entschiedenem Nutzen bedienen werden, indem diesen eine Einsicht in das von den Aerzten bey gerichtlichen Untersuchungen einzuschlagende technische Verfahren gegeben wird, so wie ihnen ja überhaupt das Studium der Medic. forensis auf Universitäten unerläßlich ist, um sich wenigstens historisch mit den einzelnen Abschnitten derselben bekannt zu machen um vor allem beurtheilen zu können, wann überhaupt die Hülfe der Medicinal-Personen bey gerichtlichen Fällen sich nothwendig mache. Der Verfasser beginnt in einer Vorlehre vom Staate und von den für den Staatsarzt wichtigen Staatsbehörden zu handeln. In der darauf folgenden ersten Hauptabtheilung lehrt er die Theorie des staatsärztlichen Verfahrens, und in der zweyten die Praxis. In der ersten Hauptabtheilung schiebt der Verfasser erst allgemeine Begriffe voraus, geht dann zu den Bedingungen der Gültigkeit des staatsärztlichen Verfahrens über, wobey er auf die Fähigkeit und Competenz des Staatsarztes, auf die Art und Weise der Veranlassung staatsärztlicher Handlungen, auf Zeit und Ort, und auf die Mittel und ihre Gebrauchsweise die nöthige Rücksicht nimmt. Hierauf

handelt er die staatsärztliche Untersuchung selbst ab, geht hier die Glaubwürdigkeit und Beweiskraft der Aussagen durch, und spricht dann von den Mitteln zur Realisierung der staatsärztlichen Untersuchungen und der Zwecke derselben. Die Lehre von den staatsärztlichen Entscheidungen und von den Mitteln zur Realisierung macht den Schluß der ersten Abtheilung. Die zweyte, welche die practische Darstellung des staatsärztlichen Verfahrens zum Gegenstande hat, gibt erst einige allgemeine Lehren zur Beförderung des Gelingens der forensisch-medizinischen Geschäfte; lehrt dann die Actenführung und Abfassung amtlicher Geschäftsschriften, und gibt Kunde von dem äußern Geschäftsgange. Hierauf folgt die eigentliche Anleitung zu den staatsärztlichen Untersuchungen, wo sich der Verfasser hauptsächlich über die wichtige Leichenschau und über die Anstellung von Vernehmungen ausläßt. In einem Anhange sind Formularien zu staatsärztlichen Geschäfts-Schriften mitgetheilt. Ein sehr genaues alphabetisches Inhalts-Verzeichniß sorgt für die Bequemlichkeit des Gebrauchs der Schrift selbst, welche, wir wiederholen es schließlich nochmals, als eine sehr nützliche dasteht, und für deren Abfassung der Verfasser des Dankes vieler versichert seyn kann.

Ed. C. J. von Siebold.

D r e s d e n.

Als Einladung zu dem öffentlichen Examen bey dem dortigen Gymnasium erschien zu

Stern d. J. daselbst: Philippi Wägners  
 ad Christ. Ern. Aug. Groebelium epi-  
 stola cum specimine novae editionis ope-  
 rum Virgilio. 32 Seiten in Octav. Der be-  
 rühmte Herausgeber der neuen Prachtausgabe  
 des Heynischen Virgils, mit seiner eignen rei-  
 chen Ausstattung, hatte dem Verleger das Wort  
 eben, nach Vollendung der großen Ausgabe  
 eine kleine und wohlfeile Handausgabe  
 Schulgebrauch zu besorgen, und benutzt  
 diese Gelegenheit, mit einer Ankündigung und  
 Probe derselben seine Gedanken über die zweck-  
 mäßige Einrichtung der Schulausgaben der Clas-  
 siker mitzutheilen. Es kommt dabey an theils  
 auf die Auswahl der Schriftsteller, theils dar-  
 auf, daß der Bearbeiter es sich selber klar macht  
 für welches Alter er seine Ausgabe bestimmt.  
 Man muß hier vier Altersstufen unterscheiden,  
 von den ersten Anfängern bis zu den Schü-  
 lern der ersten Classe des Gymnasiums. Dieß  
 führt von selbst auf das was das schwerste ist,  
 die Art der Interpretation. Der Verfasser will  
 für den Gebrauch in der Schule, wo der Leh-  
 rer erklären soll, bloß einen correcten Text, oh-  
 ne alle Noten. Bey den mit Noten versehenen  
 Ausgaben eifert er mit Recht gegen die  
 Meinung derer, die da glauben, daß man um  
 es den Knaben recht leicht zu machen, Alles er-  
 klären, und nichts ihrem eignen Fleiße und  
 Forschung überlassen müsse. Die meisten Her-  
 ausgeber und Interpreten, sagt er, fehlen darin,  
 daß sie zu wortreich, selten daß sie zu kurz und  
 wortarm sind. Der Verfasser führt dann die  
 Grundsätze an, die er bey seiner Ausgabe be-  
 folgt. Die Hauptpuncte sind: daß der Sinn  
 des Schriftstellers deutlich dargelegt wird; daß



was der Knabe leicht durch Hülfe des Wörterbuchs und der Grammatik auffinden kann, ihm aufzusuchen überlassen wird; daß wo der Sinn zweifelhaft ist, nur die wahrscheinlichste Erklärung mitgetheilt wird; daß Verschiedenheit der Lesarten nur selten angegeben wird; daß kein unnöthiges Häufen von Citaten Statt findet, und nur aus Büchern die dem Schüler Hand sind. Dieß wird durch einige spiele klar gemacht; und zugleich auf ihm gemachte Einwürfe in der Hallischen Literatur-Zeitung geantwortet. — Man wird in diesem Allen den denkenden Schulmann nicht verkennen, der seine Methode auf die Erfahrung gründet.

Als Probe seiner bevorstehenden, nach den obigen Grundsätzen eingerichteten, kleineren Ausgabe hat der Verfasser die vierte Ecloge Pollio mit vorangeschicktem Inhalt und den Anmerkungen mitgetheilt. Wir wünschen daß diese neue Arbeit bald erscheinen, und der Verfasser seine bereits erworbenen großen Verdienste um den ersten der Römischen Dichter dadurch vermehren möge.

Sn.

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

85. Stück.

Den 30. May 1836.

---

B o n n.

Im Verlage Ed. Weber's, 1835: Simonidis Amorgioi jambi qui supersunt. Collegit et recensuit Fr. Th. Welcker. Ex museo Athenano philologico. 88 Seiten in Octav.

Bis auf die neuesten Sammlungen der kleinern Hellenischen Dichter hat in der Anordnung und Vertheilung derjenigen Bruchstücke, welche den Namen Simonides vor der Stirn tragen, und die theils dem ältern Jambographen von der Sporadischen oder Kykladischen Insel Amorgos, theils dem jüngern Lyriker von Keos angehören, mehr als gewöhnliche Verwirrung geherrscht. Früher war sogar das Andenken an Simonides von Amorgos der Beachtung der gelehrten Sammler so sehr entschwunden, daß sie entweder Alles, was im Alterthume von Simonides erwähnt wird, auf den Dichter von Keos zurückführten, oder kaum noch die furchtsame Vermuthung aufzustellen wagten, als könnte vielleicht noch ein anderer Simonides gegründete

Ansprüche auf einen Theil der kleinen aber schätzbaren Nachlassenschaft machen. Und doch ist es eine ausgemachte Sache, daß der Jambograph sich einst eines eben so hohen Dichterruhmes erfreute, als der Lyriker; und wie dieser im Alexandrinischen Kanon einen Ehrenplatz unter den neun Lyrikern fand, so stand jener in demselben Kanon als ausgezeichnete Repräsentant des Jambos zwischen Archilochos und Hipponax. Seine Satire, wiewohl nicht so beißend und zernichtend, wie die des Archilochos und Hipponax, hat doch dem Gegenstande ihres verhöhnenden Spottes, dem Drodokides, eine ähnliche Unstlichkeit verschafft, als den übrigens noch weit berühmteren Namen des Lysambes und Bupalos, durch den Parischen und Ephesischen Dichter zu Theil geworden ist. Sehr dankenswerth sind daher die in vorliegender Schrift enthaltenen Forschungen über den ältern Simonides und dessen jambische Poesien, die der Herr Prof. Welcker, als wohlunterrichteter und sachkundiger Anwalt, seinem übervortheilten und betrogenen Dichter ex jure postliminii zu vindicieren sucht, indem er dessen gerechte Ansprüche durch überwiegende Gründe darlegt und auf eine Art geltend macht, die dem Ausspruche des unparteyischen Richters nicht den mindesten Zweifel übrig lassen kann.

Schon F. A. Wolf that irgendwo den Ausspruch, daß alle unter Simonides Namen vorkommenden jambischen Verse dem Amorginer gehörten. Der jetzige Herausg. hat nun nach diesem Grundsatz noch 31 Bruchstücke zusammen gefunden, worunter die beiden längeren von 118 und 24 Versen die Schöpfung der weiblichen Seelen aus Thierseelen und das Wandelbare und Hinfällige des Menschenlebens behandeln. Die übrigen bestehen nur aus einzelnen Jambischen

Trimetern, deren Sinn und Zusammenhang oft kaum zu errathen ist. Viel Scharffsinn und eine ausgewählte Gelehrsamkeit entwickelt der Herausgeber in der ausführlichen Erklärung dieser Bruchstücke; wie wir demselben auch in seinen frühern Arbeiten dieser Gattung (Alkman, Hipponax &c. &c.) bereits die gründlichste und mannigfaltigste Belehrung verdanken.

Die Blüthe des Simonides wird ziemlich allgemein in die Archilochische Periode gesetzt; jedoch so, daß man ihn zu einem jüngern Zeitgenossen des Variers macht, mit dem er auch die Ehre der Erfindung des sarkastischen Jambos theilt, d. h. er hatte Vorgänger, die er und Archilochos übertrafen. Es wird das Jahr 490 nach Troja's Umsturz, oder Ol. 29 (660 v. Chr.) als Blüthezeit angegeben; wodurch Simonides zu Alkman's und Terpandros' Zeitgenossen wird, indem der Chronologe, von dem diese Angabe herrührt, die Demokritische Aera vor Augen hatte, nach welcher Troja 1150 zerstört wurde. Die verschiedenen Zeugnisse sind im Uebrigen von dem Herausg. vollständig gesammelt und richtig beurtheilt worden. Auffallend ist es indeß, daß die Parische Chronik, welche einen Großvater und einen Enkel Simonides, die beide Dichter waren, aufführt, und jenen 490, zugleich mit Darius, diesen aber 469 vor Chr. im 90sten Lebensjahre sterben läßt, so daß dieser 559 v. Chr. oder ein volles Jahrhundert nach der Blüthe des Jambographen geboren seyn muß. Nach dieser Nachricht wäre also der Enkel 69 Jahr alt gewesen, als sein Großvater, man weiß nicht in welchem Alter, starb. Wenn wir nun auch den Großvater dasselbe hohe Alter von 90 Jahren erreichen lassen, so tritt doch nur die kleine Altersverschiedenheit von 21 Jahren zwischen Großva-

ter und Enkel. Um eine solche Unmöglichkeit jener sonst sehr geachteten Urkunde nicht aufzubürden, hat man alle drey Stellen, wo Simonides' Name vorkommt, auf den Großvater des Keischen Eyrikers bezogen, und aus der ersten Stelle (ep. 50) seine Blüthe oder vielmehr sein erstes Auftreten in Athen (im 69sten Lebensjahre) zu entwickeln gesucht, indem man *τελευτᾶ* nur auf Darios bezog, und zu Simonides ein ausgefallenes Wort *ἐφάνη* supplierte; und die zweyte Stelle (ep. 55), die gar keine Lücke zeigt, und deutlich sagt, Simonides sey ein Sohn des Leoprepes aus Keos, *ὁ τὸ μνημονικὸν εὖρων*, hat man auf einen sehr späten Sieg desselben Dichters zu Athen (im Jahre 478 vor Chr.) als er 81 Jahre alt war bezogen; was für sich betrachtet gar nicht unwahrscheinlich ist, da man auch sonst von dem berühmten Eyriker weiß, daß er bis in sein höchstes Alter heiter und thätig blieb (Val. Max. 8, 7). Merkwürdig aber bleibt es immer bey dieser Ansicht, daß, da die Chr. schon von dem Großvater Simonides, der auch Dichter war, gesprochen hat, gleich darauf den Simonides als Sohn des Leoprepes aus Keos aufführt, und noch dazu mit dem bezeichnenden und unterscheidenden Zusatze *ὁ τὸ μνημονικὸν εὖρων*, der lehrend zu Athen gesiegt habe. Dieser ist also offenbar von dem zuerst erwähnten Großvater verschieden, was schon die hinzugefügte Genealogie beweist, welche die steinerne Urkunde nicht erst bey der zweyten Erwähnung desselben Dichters hinzufügen konnte, da sie auch in andern Fällen nie so zu verfahren pflegt. Bey der dritten Erwähnung desselben Namens steht aber bloß Simonides der Dichter, als eine allgemein verständliche und keiner Verwechslung unterworfenene Bezeichnung; so wie im er-

sten Falle der Großvater ausdrücklich der Großvater des Dichters genannt wird. Dieser Dichter kann nun wohl kein anderer seyn, als der berühmte Lyriker, dessen sonst unbekannter Großvater auch ein Dichter war, und weit früher gelebt haben muß, als die Chronik angibt. Wäre dieser Großvater der sogenannte Genealogos gewesen, welcher bey Suidas ein Sohn des *Λεοπρεπες* und *ὁ τὸ μνημονικὸν εὖρων* heißt, so hätte die Chronik dasselbe nicht auch von dem offenbar jüngern Simonides sagen können, den Andere mit mehr Recht für den Genealogen und für den Enkel des berühmten Lyrikers ausgeben; obgleich die Chronik keine Verwandtschaft zwischen diesen beiden anerkennt. Der Vater des Genealogen war *Ἥλλιχος*, welcher eine Tochter des berühmten Lyrikers geheirathet hatte. Indem man schon früh anfang diese drey Personen mit einander zu verwechseln, ist große Verwirrung in die Biographien derselben gekommen. Ja selbst einige der neuesten Literatur-Bücher führen sogar den besagten Großvater des großen Lyrikers als den Jambo-graphen von Amorgos auf, ohne die hundertjährige Lücke zu bemerken, welche beide von einander trennt, und ohne selbst auf die Verschiedenheit der Heimath zu achten. Der Jambo-graph stammte ursprünglich aus Samos, wanderte aber an der Spitze einer Colonie nach Amorgos aus, wo er drey Städte gründete, und die eine von diesen, Namens *Μίνοα*, selbst bewohnte. Sein Samischer Vater hieß *Κρίνεος*. Sonst wissen wir nichts von ihm. Seinen Jamben wurde die Ehre zu Theil, von dem Rhapsoden *Μνάσιον* in öffentlichen Vorträgen dramatisch recitirt zu werden. Die zwey Bücher *ἐλεγεία*, d. h. elegische Verse oder Distichen, behandelten

nach des Herausg. Vermuthung wahrscheinlich die Geschichte der Samier, welche bereits der alte Asios hexametrisch besungen hatte. Die Benennung 'Archäologie der Samier' spricht allerdings für diese Vermuthung, die auch noch durch ähnliche poetische Bestrebungen jenes Zeitalters unterstützt wird. Außerdem werden dem Simonides auch noch Gedichte in trochäischen Tetrametern beygelegt, von denen aber sonst keine Spur im Alterthume vorhanden ist. Seine jambische Poesie war aber doppelter Art, didactisch und satyrisch. Zu jener Art gehört das schon genannte längere Bruchstück über das Wandelbare des Lebens; zu dieser das Gedicht auf die Frauen. Der ethische oder gnomische Inhalt jener erstern Art scheint von dem Dichter an die Jugend gerichtet gewesen zu seyn, wie wir noch aus einzelnen Versen und Anreden schließen können; gerade wie späterhin Theognis und Solon, und bereits vor ihm Hesiodos der Poesie dieselbe Richtung gaben. Simonides ist also nächst Hesiodos als der würdigste Vorläufer des eigentlichen gnomischen Zeitalters zu betrachten, welches alle ethischen Beziehungen des Hellenischen Lebens in den Kreis seiner Poesie hineinzog, um desto sicherer den practischen Zweck, den es dabey im Auge hatte, zu erreichen. Schade, daß von der ältesten Gattung, deren Reichthum sehr groß gewesen seyn muß, nur so wenig übrig geblieben ist. Auch die Bitterkeit und Heftigkeit der jambischen Satire bleibt uns bey dem Mangel an vollständigen Gedichten ganz unbekannt. So witzig und beißend auch Simonides' Jamben auf die Weiber sind, so ist doch der Gegenstand zu allgemein; denn die eigentliche rabies und das ei-

gentliche Ausschütten der Galle ist, wie jetzt noch die besten Horazischen Epoden beweisen, nur gegen bestimmte Individuen gerichtet, nie gegen ganze Stände, oder ganze Gattungen und ganze Geschlechter. Gerade diese directen persönlichen Ausfälle in den kräftigsten Hellenischen Kernausdrücken, die in der großen Beweglichkeit und unter dem Einflusse der beständigen Reibungen des neuen republicanischen Lebens ihre höchste Ausbildung erhielten, machten den alten Jambos so fürchtbar und so zerstörend. Ein Enkambes und Bupalos, wenn auch die Verzweiflung sie nicht zum Selbstmorde getrieben hat, sind doch auf ewige Zeiten gebrandmarkt worden. Wie harmlos sind dagegen die Simonideischen Witzleyen über die Weiber, die bereits seit dem Hesiodischen Zeitalter, oder seit der Schöpfung der Pandora, Stoff genug zu humoristischen Poesien gegeben hatten. Dazu erinnert die Schilderung der einzelnen weiblichen Charactere noch an die mythische Schöpfung des Menschen durch Prometheus und Vulcan, welche hier nur weiter ausgebildet und parodiert zu seyn scheint. Eine Anspielung auf diese ältere und bekannte Fabel glaubt der Herausg. in den Thierbildern zu finden, womit Vulcan das goldene Diadem der Pandora geschmückt hatte. Hier werden die vielen Thiere, welche das Land und Wasser nährt, für symbolische Darstellungen der verschiedenen Sinnesarten und Eigenschaften der Frauen genommen, gerade wie die Bären, Eber und Löwen auf dem Schwertgehänge des Herakles bey Homer offenbar eine bildliche Andeutung der Kriegsthaten und Schlachten jenes Helden seyn sollen, wie diese auch sonst als Zugabe zu den Heldenkämpfen der ältesten Vasengemälde



vorkömmt. Die Bilder von Blumen u. s. w. auf dem bunten Gewande des Dionysos bezeichnen den Frühlingsgott, den Gott der neu erblühenden Natur, den Anthios, dem das große Blumenfest gefeyert wurde; und wenn Polykleitos auf der Krone der Hera die Chariten und Horen darstellte, so wollte der sinnreiche Künstler damit die enge Verbindung versinnlichen, in welcher diese Göttinnen zu der Idee und dem Wesen der Hera stehen. Zwey Umstände scheinen dem Herausgeber den verhältnißmäßig sehr frühen Ursprung der Simonideischen Fabel anzudeuten, die Verschiedenheit der Abstammung der verschiedenen Charactere, und die Anwendung von Thieren, um die verschiedenen Leidenschaften der Menschen auszudrücken. Es ist sehr auffallend, mit welcher Schärfe und Feinheit der Beobachtung das hohe Alterthum das eigenthümliche Leben und Treiben der Thierwelt auffaßte. Unzählige Vergleiche, die nachher zu Sprichwörtern geworden sind, stammen aus dieser frühen Zeit, aus der sich dann auch die Thierfabel entwickelte, von welcher die Hesiodische und Archilochische Poesie bereits die glänzendsten Proben aufweisen kann. Und woraus sonst entstand ferner die Idee der Metamorphose, als eben aus derselben sinnreichen Beobachtung des Thierlebens, zu welcher selbst die spätere vollendete Kunst spielend zurückkehrte, und sie auf eine populäre Art zu parodieren suchte, die wir im Simonides bewundern?

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

86. 87. Stück.

Den 2. Junius 1836.

---

B o n n.

Beschluß der Anzeige: Simonidis Amorgini  
Iambi qui supersunt. etc.

Die *ἡλοῦ πλασματα*, welche Prometheus  
mit einem Gemisch von Anlagen, Fähigkeiten  
und Leidenschaften der verschiedensten Thiere aus-  
gestattet haben soll, während die einzelnen Thier-  
gattungen nur einen einfachen, bestimmten und  
eigenthümlichen Character besitzen, dienten über-  
haupt der Hellenischen Komik öfters zum Ge-  
genstande ihres Humors. Das Lächerlichste da-  
bey ist, daß dem Prometheus bey der Schöpfung  
der Thierseelen der einfach-characteristische Stoff  
bereits ausgegangen war, so daß er, als darauf  
die Menschenseele geschaffen werden sollte, ge-  
zwungen wurde, jenes Gemisch zu Stande  
zu bringen, wodurch man die Vielseitigkeit und  
das Labyrinth der menschlichen Seele zugleich er-  
klären und verhöhnern wollte. Offenbar sehen  
die Simonideischen Iamben diesen ältern Mythos  
voraus, den auch Phokylides mehr als ein Jahr-

hundert nachher noch auf seine Weise benutzte, und den ferner Philemon oder Euripides in ihre Dramen einführte. Auch Epicharmos, Pherekrates und Diokles fanden in ihm eine Veranlassung zu ihren Komödien 'Ga und Thalatta'. Was nur zur Erläuterung desselben im Alterthume vorhanden ist, stellt der gelehrte Herausg. so zusammen, daß zugleich ein innerer Zusammenhang der Fabel sichtbar wird. Dann werden die einzelnen Charactere genau durchgenommen, und mit den Schilderungen anderer Schriftsteller verglichen.

Was nun ferner die übrigen Bruchstücke anlangt, so haben auch diese durch die neue Bearbeitung unendlich viel gewonnen. Ob sie aber sämmtlich dem Amorginischen Dichter gehören, dürfen wir weder mit Bestimmtheit behaupten noch verneinen. Nur einen negativen Beweis hat die Annahme derselben als solcher für sich — nämlich daß wir von dem lyrischen Dichter Keos gar nicht wissen, ob er je einen Jamb, oder ein Gedicht satirischen Inhalts geschrieben hat. Wenn also außer dem Amorginer oder Jambographen Simonides, auch noch Simonides in den Jamben schlechthin, oder nur der eine und der andere Jambos citiert wird, so können wir selbst bey der größten Vorsicht nur an den Amorginer denken. Dazu kommt aber noch als Hauptstütze der Dialect. Um einen Ausdruck des Hippocrates aus dem Ionischen Sprachgebrauche zu erklären, bedient sich Galen (T. 17, 1. S. 897 ed. Kuhn.) einiger Verse des Simonides, als eines echt Ionischen Schriftstellers, für den wohl Niemand den Dichter von Keos halten wird. Und in der That gehören die Ueberbleibsel der Amorgischen Jamben zu den bedeutendsten Denkmälern des Ionischen Dia-

lects, dessen Spuren der Herausg. mit der ihm eigenthümlichen Genauigkeit sämmtlich nachweist, und unter eine leichte Uebersicht zu bringen sucht. Was endlich das Versmaß anlangt, so schließt sich Simonides im Ganzen den strengen Regeln des jambischen Trimeters an, indem er die Auflösungen der Längen sorgfältiger vermeidet als sein Zeitgenosse Archilochos, und auch den Dactylus oder Anapäst selbst an der ersten Stelle kaum anwendet. Der Gebrauch der Spondaen an den ungleichen Stellen hingegen richtet sich bey ihm nach dem Ernste des behandelten Gegenstandes, so daß in denjenigen Bruchstücken, wo die didactische Würde der Darstellung besonders hervortreten soll, dieselben sehr häufig sind; in der leichtern Gattung der Satire kommen sie aber selten vor.

G. H. B.

## B e r l i n.

In der Nicolaischen Buchhandlung: Medicinische Beobachtungen und Bemerkungen von J. D. W. S a c h s e, Großherz. Mecklenburg-Schwerrinschem Leibarzte, Geheimem Medicinalrathe u. Erster Band. Auch unter dem Titel: Ueber die Wirkungen und den Gebrauch der Bäder, besonders der Seebäder zu Doberan. 1835. XXII und 337 S. in Octav.

Am meisten ist wohl von jeher der practische Theil der Arzneywissenschaft bereichert und gefördert worden durch die Sammlungen von Beobachtungen, die Aerzte nach einer thatenreichen Laufbahn in verschiedener Gestalt erscheinen ließen und in welchen sie die Früchte ihres Fleißes und die Ergebnisse ihres Nachdenkens über das, was ihnen in ihrem Kreise als merkwürdig und

mittheilenswerth erschienen war, zur Belehrung der jüngeren Collegen niederlegten. Ein solches Unternehmen ist um so wichtiger und dankenswerther, je ausgebreiteter der Kreis war, den der Arzt zu seinen Beobachtungen sich dargeboten sah und mit je größerer Umsicht er ihn zu benutzen verstand, und besonders in dieser Beziehung fühlt sich Ref. dem berühmten Herrn Verf. zu dem wärmsten Danke verpflichtet für das höchst interessante und lehrreiche Geschenk, welches er in obigem Werke dem ärztlichen Publicum dargebracht hat. Es enthält dasselbe die Resultate vieljähriger treuer Beobachtungen über die Wirkungen eines unserer wichtigsten Heilmittel bey den verschiedensten Arten von Krankheitserscheinungen, des Wassers im allgemeinen und insbesondere des Meerwassers.

Das Ganze ist nach vorausgeschickter Einleitung, welche den Zweck der Schrift bespricht, in zwölf Kapitel eingetheilt, von denen das erste S. 5 — 62 eine kurze Geschichte der Bäder gibt mit chronologischer Uebersicht der über die Anwendung des kalten und warmen Wassers im allgemeinen und insbesondere über die des Seewassers zu vergleichenden Schriften von den ältesten Zeiten bis auf die neuesten, jedoch mit Ausschluß der neueren Schriften über Anwendung der kalten Bäder in Fiebern (in sofern sie sich nicht zugleich über Bäder im allgemeinen verbreiten), so wie der über Bäder an Mineralquellen. Es ist dieß die vollständigste Zusammenstellung, die in ihrer Art bis jetzt gegeben wurde; leider enthält sie jedoch nur die Geschichte der Anwendung zweyer Arten von Wasser, der des gemeinen Wassers in seinen verschiedenen Temperaturgraden und der des Seewassers. Eine vollständige geschichtliche Uebersicht der anderen Ar-

ten von Wasser, der Eisen-, Schwefel-, muriatischen u. a. Quellen fehlt aber noch; besonders zu bedauern ist es, daß eine solche außer dem Plane des classischen Werkes des Herrn Prof. Osann (physikalisch-medicinische Darstellung der bekannten Heilquellen der vorzüglichsten Länder Europa's) lag, wo sie gewiß am ersten eine Stelle verdient hätte.

Das zweyte Kapitel handelt S. 63 — 135 von den Bestandtheilen und anderen Eigenschaften des Seebadewassers. Der Herr Verf. hebt hier sehr beredt die großen Vorzüge der Benutzung des Seewassers zum Bade in diätetischer Hinsicht, die außerordentliche Salubrität der Seeluft, ihre Kraft zur Verminderung von mancherley Krankheiten, zur Verlängerung des Lebens hervor. Die gedrängte Schreibart gestattet eben so wenig als der Raum dieser Blätter Auszüge; nur einige Bemerkungen mögen erlaubt seyn. — Es ist unrecht (S. 67) wenn man den künstlichen Seebädern nur 2 — 4 Pfund Seesalz zufügt, da in dem Bade in wirklichem Seewasser mindestens 5 — 6, selbst 9 Pfund und mehr auf die Person kommen, außer den anderen wirksamen Bestandtheilen. S. 70 scheint eine schon häufig vorgekommene Verwechslung des bekannten Säuerlings zu Niederselters im Herzogthum Nassau mit der ähnlichen Quelle zu Selz oder Sels im Elsaß, 9 Meilen von Straßburg, Statt zu finden. Ob der Salzgehalt die Temperatur des Seewassers wirklich erhöhe, wie Galenus meint, möchte noch unentschieden, selbst wohl zu bezweifeln seyn; so viel haben wenigstens neuere Experimente zur Genüge dargethan, daß ein schon vorhandener höherer Temperaturgrad, mag er nun vulcanischer Natur seyn oder nicht, durch einen starken Se-

halt an salinischen Bestandtheilen länger an das Wasser gebunden werde. Jedenfalls ist es ein dem Salzreize zuzuschreibender Vorzug, daß man sich im Seebade weit weniger leicht erkältet, als im Bade in süßem Wasser. S. 95 — 111 gibt der Herr Verf. Auszüge aus den die Messungen der Temperaturgrade enthaltenden Tabellen des Oberbade-Inspectors Burmeister in Doberan, nach welchen die höchste Temperatur und mithin die beste Badezeit auch für die Seebäder in den Julius und August fällt; hiernach wäre die häufig vorgetragene Meinung, als sey für die Seebäder der August und die erste Hälfte des Septembers wegen der beständigeren Witterung und größeren Wärme des Seewassers vorzuziehen, zu berichtigen; doch mögen hier wohl nach den verschiedenen Localitätsverhältnissen der einzelnen Seebadeorte mannigfache Modifikationen eintreten. Die durch den Nordwind hervorbrachte Temperaturverminderung des Seewassers stand übrigens durchaus in keinem Verhältnisse zu dem durch denselben gleichzeitig bewirkten Kälterwerden der atmosphärischen Luft. In Rücksicht auf die Temperatur wirken übrigens Luft und Wasser ganz verschieden auf den Körper und es sind z. B. die Wirkungen der Luft von  $-6 - +9^{\circ}$  R. gleich denen des Wassers von  $+9 - +16^{\circ}$  R., wonach die verschiedenen Temperaturgrade für schwächere oder kräftigere Kranke auszuwählen sind. Die Wärmeverminderung unsers Körpers im kalten Bade nimmt der Herr Verf. zu  $1^{\circ}$  F. an; doch hält er seine Messungen aus verschiedenen Gründen selbst für unzuverlässig. Ein großer Vorzug der kalten Bäder besteht auch in ihrer Eigenschaft, die ungleiche Vertheilung der Wärme im Körper auszugleichen und zu regulieren. Besonders interes-

sant sind auch die Untersuchungen des Hn Verf. über die Frage, ob im Meere Electricität vorhanden sey (S. 125 — 135), was Ref. nach dem hier Gegebenen so weit als möglich erwiesen zu seyn scheint.

Im dritten Kapitel S. 135 — 154 handelt der Herr Verf. von den Wirkungen der Bäder, besonders der Seebäder, und hebt namentlich ihre außerordentliche Wirkung auf das Nervensystem hervor, die sich durch den dadurch hervorgerufenen Schauer und Frost, durch die nach ihrem Gebrauche eintretende Verminderung der durch Nervenschwäche bedingten erhöhten Empfindlichkeit gegen den Eindruck der Kälte, die Herabstimmung der Erregbarkeit im allgemeinen und andere Gründe erweisen läßt.

Das vierte Kapitel S. 155 — 237 bespricht ausführlicher die Wirkungen nach den Anwendungsarten der Bäder. Ihre Verschiedenheit bestimmt auch ihre Wirksamkeit, ihren Nutzen, ihren Schaden; sie findet Statt erstens in Beziehung auf ihre Temperatur, zweytens in Beziehung auf die Zeit, worin gebadet wird, drittens in Beziehung auf die Vorbereitungen zum Baden, viertens in Beziehung auf die Art des Badens. Diese vier Beziehungen werden nun sehr specieil betrachtet und man erkennt überall die reiche Erfahrung des gereiften, umsichtigen Practikers. Wie sehr übrigens individuelle Erfahrungen die Meinungen über die Anwendbarkeit des einen oder anderen Temperaturgrades, über die Häufigkeit des Badens und über andere, namentlich bey dem Gebrauche der kalten Seebäder in Betracht zu ziehende Umstände modificieren können, zeigen die mehrfach geäußerten von früheren Behauptungen abweichenden Grundsätze des Herrn Verf. zur Genüge. So behauptet



tet er gegen Vogel die Unschädlichkeit einer gleich beym Beginn der Cur zu wählenden niederen Temperatur (S. 163), die Unzweckmäßigkeit des von demselben, so wie von Stierling und Richter empfohlenen Ueberschlagens eines oder mehrerer Tage (S. 197), wirkt Marcard (wohl mit Recht) seine zu große Vorliebe für die warmen Bäder vor (S. 201), die dieser treffliche Arzt gewiß modificiert haben würde, wäre es ihm vergönnt gewesen, längere Zeit auch an einem Seebade zu wirken u. s. w. Nach dem Herrn Verf. ist es unbestreitbare Thatsache (S. 213), daß das Seewasser die Gehörkraft mindere; die Frage aber, welchem agens diese Wirkung zuzuschreiben sey, ob der reizenden Kraft des Salzes oder einem schädlichen Einflusse der Kälte, läßt er unentschieden. Ref. will es scheinen, als ob der bloßen Kälte diese Wirkung nicht wohl zugeschrieben werden könne, da so viele Menschen in sehr kaltem Flußwasser baden, ohne je einen solchen nachtheiligen Einfluß auf ihr Gehör beobachtet zu haben. Ob derselbe nun aber von den salzigen und anderen Bestandtheilen des Seewassers, oder von der vereinten Wirkung derselben und der Kälte, oder auch wohl zugleich von dem stärkeren Wellenschlage abzuleiten ist, muß ferneren Beobachtungen überlassen bleiben; vorläufig genügt es, die Thatsache festgestellt zu haben.

Das fünfte Kapitel (S. 237 — 245) handelt von den anderen Anwendungsarten des Seewassers, namentlich von der inneren und der äußeren örtlichen, und bestimmt den Werth derselben, so wie den der Anwendung des Seewassers mit Zusätzen anderer Arzneystoffe, von stärkenden Kräutern, wie dieß schon von Mercurialis im sechzehnten Jahrhundert empfohlen wurde.

und Vogel und andere mit bestem Erfolge nachgeahmt haben, von Laugensalzen, durch welche die reizende Wirkung sehr verstärkt wird u. s. w. Ueber die Zweckmäßigkeit solcher Zusätze zum Seewasser sowohl als zu andern Arten von Mineralwasser sind die Stimmen sehr getheilt. Allein wenn man auch, wie Hufeland bemerkt, im allgemeinen die größte Achtung für den durch die Mineralwasser erzeugten inneren Naturproceß haben, und die Wirkung derselben so rein und unvermischt zu erhalten suchen muß, als möglich, weil nur so ihre eigenthümliche Kraft in ihrer ganzen Vollkommenheit zu erwarten ist, so gibt es doch manche durch vielfältige Erfahrungen hinlänglich gerechtfertigte Fälle, wo solche Zusätze nicht allein sehr dienlich sind, sondern selbst durch die Umstände erheischt werden. Es gehören dahin namentlich diejenigen Zusätze, welche zur Beförderung der Verdaulichkeit des Wassers selbst, oder zur Correction seiner anomalischen Wirkungen und der dadurch erzeugten symptomatischen Beschwerden, zur Minderung seiner zu reizenden, zur Verstärkung seiner zu schwachen Wirkung sowohl auf den Magen und Darmcanal beym inneren, wie auf die Haut bey dem äußeren Gebrauche dienen.

Das sechste Kapitel (S. 245 — 265) betrachtet den Werth der Bäder für Gesunde in den verschiedenen Lebensaltern und nach den verschiedenen Beschäftigungen.

Das siebente Kapitel (S. 265 — 294) gibt specieller die Indicationen und Contraindicationen der Bäder für Kranke an, wobey indessen wohl eine etwas zu große Vorliebe für die kalten Bäder die Feder geführt haben dürfte.

Die nun folgenden Kapitel vom achten bis elften beschäftigen sich ausschließlich mit Doberan

und seinen mannigfaltigen trefflichen Einrichtungen zur Erhaltung oder Wiederherstellung der Gesundheit, und zwar handelt das achte (S. 294—313) das Seebad in Doberan ab, das neunte (S. 313—316) die Schwefelquelle und die Bäder am Strande in Doberan, das zehnte (S. 316—320) die Eisenquelle und die dazu gehörigen Bäder daselbst, und das elfte (S. 320—325) deckt mit lobenswerther Offenheit manche gerechtem Tadel unterliegende Einrichtung in Doberan auf.

Mehrfach ist in der neueren Zeit, in welcher man in Deutschland wenigstens zuerst wieder größere Rücksicht auf die Seebäder genommen und mehr oder minder passende Orte mit den nöthigen Einrichtungen versehen hat, die Frage aufgeworfen worden, ob die Bäder an der Nordsee oder die an der Ostsee den Vorzug verdienen; für manche Etablissements ist sie selbst zur Lebensfrage geworden und die Stimmen darüber sind noch sehr getheilt, wie es Ref. scheint. Auch der Herr Verf. hat sie für wichtig genug gehalten und ist in seinem zwölften und letzten Kapitel (325—337) näher darauf eingegangen. Man hat es den Nordseebädern besonders als große Vorzüge angerechnet, daß sie einen größeren Salzgehalt und einen steteren und stärkeren Wellenschlag und als Folge von beiden eine reizendere, bedeutender eingreifende Wirkung besäßen. Ref. würde nicht allein gegen seine vollkommene Ueberzeugung, sondern auch sehr unpatriotisch handeln, wollte er den Nordseebädern beide Eigenschaften, die in manchen Fällen unläugbar Vorzüge genannt werden müssen, im geringsten streitig machen; er stimmt aber der schon hin und wieder und auch von dem Hn Verf.

gemachten Bemerkung bey, daß es eine große Menge von Kranken gibt, deren große Reizbarkeit und Schwäche gar nicht die Anwendung der stärkeren Nordseebäder erlaubt, bey welchen dagegen die milderen und nichts desto weniger kräftig einwirkenden Ostseebäder die ausgezeichnetsten Dienste leisten. Auch glaubt Ref. den hier Statt findenden Unterschied nicht unpassend mit dem zwischen den reizenderen, erhitzen, an freyer Kohlensäure reicheren Stahlwassern, wie z. B. dem heiligen Brunnen zu Pyrmont, und den milderen, an flüchtigen Bestandtheilen mangelreichen, bey großer Schwäche und Reizbarkeit besonders des Blutgefäßsystems, bey großer Disposition zu Congestionen nach Kopf und Brust um so leichter zu vertragen, wie z. B. Langenschwalbach, besonders dem dortigen Weinbrunnen, vergleichen zu dürfen. Abgesehen davon aber erfreut sich allerding's Doberan durch die Fürsorge seines Landesherrn einer solchen Menge wohlthätiger Einrichtungen und durch ein üflliches Spiel der Natur einer so ausgezeichneten Verbindung der verschiedenartigsten Mineralwasser, daß es in dieser Beziehung wie in Bezug auf sein Alter unstreitig das erste deutsche Seebad genannt werden muß.

Ref. schließt seine Anzeige mit dem Wunsche, daß es dem Hn Verf. gefallen möge, das ärztliche Publicum bald mit einem zweyten Bande zu erfreuen; und erlaubt sich nur noch die Angabe einiger bedeutenderer Druckfehler, welche bey dem übrigens schönen und correcten Druck um so unangenehmer auffallen. So ist S. 11 Olai, S. 12 Rufus Ephesius, S. 20 J. C. Claudinus de ingressu ad infirmos (statt infernos) zu lesen, S. 22 Z. 11 nach Thom. Bar-

tholin. De zu streichen und 3. 12 hinter puerperii Synopsis zu setzen, S. 24 3. 17 fere statt ferme, S. 26 Dampierre, S. 61 Gnusche, S. 66 u. a. a. D. Casper statt Caspar, so auch mehrmals Brandis statt Brandes, S. 89 Silliman statt Sulliman, S. 128 Linnée's zu lesen; Aëtius ist zweymal aufgeführt (S. 7 und 15), das einamal S. 7 unrichtig 800 Jahre zu früh, eben so J. Guinterus Andernac., zweymal S. 18 und 35), das letztemal 200 Jahre zu spät; die beiden Göttinger Preisschriften von Bauer und Becker (S. 51) sind schon 1802 hier in lateinischer Sprache erschienen.

W. Conradi.

### M o d e n a.

Memorie di matematica e de fisica della società italiana delle scienze. T. XX. Fasc. I et II. 1828. Parte Matematica.

In dem ersten Fascikel findet sich zuerst die Lebensbeschreibung von Giovanni Fabbroni. Dann folgen die Abhandlungen: La teoria delle funzioni analitiche von Ferroni. Giunta facile a compimento della teorica del nuovo methodo di Budan per la risoluzione delle equazione numeriche von demselben. Riflessioni analitiche sulla riduzione degli archi circolari ai logarithmi imaginari von Calandrelli. Esame dell' osservazione del passaggio di Venere sul disco solare fatta in Roma nel 1761 von Conti. Sul teorema Guldiniano von Bordini. Dieser Aufsatz enthält einen neuen Beweis des Guldinischen Satzes der aber wohl vor den bekannteren Beweisen kei-

ne besondere Vorzüge hat. Intorno alla latitudine di Modena von Bianchi. Die Breite wird hier zu  $44^{\circ} 38' 51''$  bestimmt, doch kann diese Bestimmung nicht als eine definitive angesehen werden. Sulla teorica del moto composto von Zamboni. Erläuterung des Newtonschen Beweises für das Parallelogramm der Kräfte. Sopra gl' integrali definiti von Paoli. Untersuchungen über das Integral  $\int e^{-bx} x^{n-1} dx \cos ax$  und  $\int e^{-bx} x^{n-1} dx \sin ax$  zwischen den Gränzen 0 und  $\frac{1}{b}$ . Ferner

über das Integral  $\int \frac{dx \cdot \cos ax}{1+x^2}$  zwischen den-

selben Gränzen. Dieses Integral hat schon früher Poisson (Journ. de l'école polyt. T. X) untersucht; Paoli macht jedoch sehr gegründete Einwürfe gegen dessen Verfahren. Auch enthält diese Abhandlung sehr viel wichtige Bemerkungen über die Theorie der bestimmten Integrale im Allgemeinen. Sull' integrazione dell' equazione

$$\frac{d^2 y}{dx^2} + \left(1 - \frac{i(i+1)}{x^2}\right) y = 0, \text{ von Paoli.}$$

Sulla legge delle variazioni orarie del barometro von Carlini. Der Verfasser der Abhandlung geht von der Ansicht aus daß die Ursachen, welche die Schwankungen des Barometers hervorbringen, sich in zwey Classen eintheilen lassen, deren Wirkungen verschiedene Perioden haben. Die erste nennt er die dynamische und rechnet dazu besonders die Anziehung der Sonne und des Mondes und die Ebbe und Fluth. Die zweite nennt er die physische und versteht darunter die Bewegung welche durch die

Sonnenhitze direct, indem sie die Luft ausdehnt, oder indirect indem sie Dampf bildet, erzeugt wird. Da nun die Periode der dynamischen Wirkung 12 Stunden und die der physischen Wirkung 24 Stunden ist, so sucht Carlini vermittelst dieser verschiedenen Perioden den Einfluß jeder einzelnen Wirkung getrennt zu erhalten, auf ähnliche Weise wie man in der Theorie des Mondes die verschiedenen Ungleichheiten von einander getrennt hat. Indessen ist bekanntlich eine merkliche Abhängigkeit des Barometerstandes von der Anziehung der Sonne und des Mondes noch sehr zu bezweifeln, da wenigstens zwischen den Wendekreisen die Stunden der Maxima und Minima nicht mit der Zeit der Culmination des Mondes in Verbindung zu stehen scheinen. In jedem Falle aber sind die Beobachtungen Carlini's eine zu kurze Zeit hindurch angestellt, als daß man aus ihnen etwas Entscheidendes ableiten könnte. Carlini beobachtete nämlich von 28. May bis zum 29. Junius 1826 von vier zu vier Stunden und dann noch bis zum 19. Julius von zwey zu zwey Stunden. Die Barometerstände drückt er alsdann durch eine Formel aus, die aus einem constanten Gliede und zwey anderen Gliedern besteht, von welchem das eine die dynamische, das andere die physische Variation ausdrückt. Wenn nämlich  $b$  den Barometerstand,  $h$  die wahre Zeit ausdrückt, so setzt er

$$b = x + (y \sin h + y \cos h) + (z \sin 2h + z \cos 2h)$$

und sucht alsdann die Werthe der einzelnen Glieder aus den Beobachtungen zu bestimmen. Bekanntlich hat man aber schon mehrfach den

Gang des Barometers auf ähnliche Weise genügend dargestellt, ohne die dynamische Wirkung zu berücksichtigen. Carlini findet für den Sommer

Wendestunden	Barometerstände
5 <sup>h</sup> 39' Min.	332, 4517
13 38 Max.	332, 8431
16 14 Min.	332, 8284
21 39 Max.	332, 9378

Vergleicht man diese Angaben mit der Tabelle die Kämy in seiner Meteorologie (Th. 2. S. 263) gegeben hat, so sieht man daß die Zeiten der beiden Minima und des zweyten Maximum mit den sonst bekannten Angaben gut übereinstimmen. Dagegen weicht die Zeit des ersten Maximum auffallend ab, indem die dortigen Angaben nur zwischen 9<sup>h</sup> 43' und 11<sup>h</sup> 15' variieren. Eine zweyte Reihe von Beobachtungen hat Carlini vom 1. December 1826 bis zum 12. Januar 1827 angestellt. Hiernach findet er für den Winter

Wendestunden	Barometerhöhe
5 <sup>h</sup> 23' Min.	331, 667
10 43 Max.	331, 757
15 35 Min.	331, 685
22 25 Max.	331, 889

Auß diesen Angaben scheint noch deutlicher hervorzugehen daß die Angabe des ersten Maximum für den Sommer unrichtig ist, da es aller Wahrscheinlichkeit widerspricht daß der Zeitunterschied für dieses Maximum im Sommer



und Winter drey Stunden betragen sollte, während die anderen Wendezeiten im Sommer und Winter nur in den Minuten verschieden sind. Sonst erhellt auch aus diesen Beobachtungen, wie aus vielen andern bekannten, daß das Maximum am Morgen höher ist als das Maximum am Abend, und daß das Minimum in der Nacht höher ist als das Minimum am Abend. Carlini sucht auch im Verfolge seiner Untersuchungen die Aenderungen in der Temperatur der Luft und die hygrometrischen Aenderungen durch Formeln darzustellen, die jedoch wegen der geringen Zahl von Beobachtungen keinen bedeutenden Werth haben, da noch außerdem zu den hygrometrischen Beobachtungen das unsichere Haarhygrometer angewandt worden ist. Wir wollen noch in der Kürze bemerken daß Carlini seine Beobachtungen mit den Beobachtungen Ghiminello's und anderen in Italien angestellten barometrischen Beobachtungen ausführlich vergleicht. *Sopra alcune proprieta de' piani de' Momenti principali e delle coppie di forze equivalente von Giorgini.* Enthält mehrere neue interessante Lehrsätze. *Sull' uso del calcolo delle differenze finite nella dottrina degl' integrali definiti von Paoli.* Untersuchungen über die sogenannten Eulerschen Integrale der ersten und zweiten Art. *Sulla trasformazione delle formole integrali duplicate e triplicate von Viola.*

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

88. Stück.

Den 4. Junius 1836.

M o d e n a.

Beschluß der Anzeige: Memorie di matematica et di Fisica etc.

Dem zweyten Fascikel sind die Lebensbeschreibungen von Saladini, Pezzi, Filippo Re und Dandolo vorgefekt. Alsdann folgen die Abhandlungen: Sullo sviluppo delle funzioni in serie von Paoli. Teorica degli obiettivi acromatici proposti dal Signor Rogers von Santini. Sopra gli integrali definiti von Frullani.

Er findet zuerst das Integral von  $\frac{\sin \varphi d \varphi}{\varphi}$

zwischen den Gränzen 0 und  $\frac{1}{2}$ , welches schon Euler früher behandelt hat, auf einem eigenthümlichen Wege, indem er das Integral allmählich von 0 bis  $\pi$ , von  $\pi$  bis  $2\pi$  u. s. w. nimmt, und wendet alsdann dasselbe Verfahren auf verschiedene andere, zum Theil früher unbekannte, bestimmte Integrale an. Memoria sopra un cordometro ed un tonometro

von Paolo de Luca. Sulle superficie generabili dal movimento di una linea piana qualunque von Mainardi. Esperienze sulle contrazioni parziali delle vene d'acqua von Bidone. Der Verf. nennt die totale Contraction eines Wasserstrahls diejenige welche entsteht wenn die Oeffnung, aus welcher das Wasser ausfließt, auf allen Seiten von den Wänden des Gefäßes hinlänglich weit absteht; dieser Fall ist schon häufig untersucht worden. Wenig Untersuchungen besitzen wir dagegen über den Fall, wenn die Oeffnung an einer oder mehreren Seiten unmittelbar an die Wände des Gefäßes stößt und die mannigfaltigen Contractions, welche in diesem Falle entstehen können, bezeichnet er durch den allgemeinen Namen partielle Contractions, und ihrer Untersuchung ist diese Abhandlung gewidmet. Der Verf. hat schon früher in dem 27sten Bande der Abhandlungen der Züricher Academie eine Reihe von Versuchen über diese Contractions bekannt gemacht, die jedoch nur mit einem Gefäße, in welchem das abfließende Wasser nicht durch anderes ersetzt wurde und mit sehr kleinen Oeffnungen angestellt worden sind. Die Versuche, die hier mitgetheilt sind, erstrecken sich auf eine viel größere Mannigfaltigkeit von Fällen. Bidone glaubt daß die hier mitgetheilten Versuche in Beziehung auf quadratische verticale Oeffnungen als hinlänglich vollständig angesehen werden können. Doch fehlt, wie er selbst bemerkt, noch viel zur Vervollständigung des experimentalen Theils der partiellen Contractions, indem besonders die Wirkungen der Contraction in den Fällen, wenn die Oeffnungen nicht quadratisch sind, und wenn die Contraction nicht in der ganzen Länge einer oder mehrerer Seiten, sondern nur in einem Theile

dieser Länge aufgehoben ist, noch untersucht werden müssen. Sulla teoria delle funzioni discontinue von Viola. Die wichtige Theorie der discontinuierlichen Functionen ist bisher nur immer gelegentlich von den Mathematikern behandelt worden, und es existiert noch bis jetzt keine ausführliche besondere Darstellung derselben. Viola hat in dieser werthvollen Abhandlung einen bedeutenden Beytrag zu einer künftigen Bearbeitung derselben gegeben. Er behandelt zuerst den Begriff der Discontinuität, findet alsdann durch eine eigenthümliche Behandlung mehrere Formeln, die schon Fourier gegeben hat, nebst anderen ähnlichen, und gibt zuletzt mehrere neue Anwendungen der discontinuierlichen Functionen. Rifrazioni astronomiche osservate a piccole altezze su l'orizzonte von Bianchi.

Memorie di matematica e di fisica etc. Parte fisica. Fasc. 1 und 2.

Der erste Fascikel enthält folgende Abhandlungen: Riflessioni sopra una malattia delle vie orinarie osservata von B. G. Malacarne. Di alcuni pesci del mare di Puglia von G. M. Giovene. Beschreibung einiger seltener Fische. Sull' influenza del Magnetismo nelle chimiche combinazione von Carpi. Diese im Jahre 1826 angestellten Versuche haben, nach den neueren Fortschritten der Wissenschaft, fast alles Interesse verloren. Osservazioni naturali fatte all' isola dell' Elba von P. Carpi. Considerazioni sullo stato attuale della fisica del corpo umano von Gallini. Notizia sopra l'esistenza della litia nella lepidolite dell' isola dell' Elba von Carpi. Das Mineral enthält  $7\frac{1}{2}$  P. C. Sythium. Melastome Brasiliane von Raddi. Sopra un Galvano-

metro von Nobili. Sperienza sopra la bile von Morichini. Chemische Analyse der Galle mehrerer Thierarten und des Menschen. Circa la pretesa inutilità delle dottrine fisiologiche per la patologia ora costituente una nuova dottrina medica italiana von Gallino. Osservazioni intorno ad un particolare movimento prodotto dal calore ne' livelli a bolla d'aria von Belli. Diese Abhandlung bezieht sich auf die bekannten Untersuchungen von Libri über die eigenthümliche Bewegung von Flüssigkeiten auf erwärmten Körpern. Der Verf. theilt zuerst die von ihm angestellten Versuche über die Bewegung mit, welche durch die Wärme in der Luftblase einer Eibelle hervorgebracht wird, und discutirt die verschiedenen Ursachen aus welchen diese Bewegung abgeleitet werden kann. Er entscheidet sich dafür daß sie aus einer durch die Wärme verursachten Verminderung der Anziehungskraft, welche das Glas auf den Weingeist ausübt, herrührt. Hierauf gibt er theoretische Untersuchungen über Gestalt und Bewegung einer solchen Blase unter gewissen Voraussetzungen. Quadro nosografico-clinico di generale risulamento delle malattie trattate nella clinica medica superiore dell' univertità di Padova von Brera.

Der zweyte Fascikel beginnt mit einer Lobrede auf Ermenegildo Pini von Novida und einer Lebensbeschreibung des Antonio Collalto von Meneghelli, worauf eine Lobrede auf Santo Fattori von Eugli folgt. Alsdann folgen die Abhandlungen: Osservazioni botaniche von Tozetti, Beschreibung von Rhus Coriaria, Rhus Sumac, Gonolobus viridis, Allamanda cathartica, Allium magicum, Tyrus Florentina, Ricinus communis, Coriaria myr-

thifolia, Chamaerops humilis, Attalera funifera. — Intorno alla costruzione dei parafulmini von Configliachi. Untersuchung über die Vortheile und Nachtheile der verschiedenen Arten von Bligableitern, namentlich über den Vorschlag Marelli's, verzinnte Eisendrähte als Leitungsdrahte anzuwenden. Der Verfasser glaubt sich gegen denselben erklären zu müssen. Supplemento alla memoria su di alcuni pesci del mare di Puglia von Giovene. Sopra la teoria della pila von Marianini. Ueber die Voltaische Säule. Sul portavoce conico von Resti-Ferrari. Encefalotomia di alcuni cetacei von Malacarne. Delle piante chinifere von Brera. Del valore della ballota lanata L. per la cura delle affezioni reumatiche, artritiche e gottose von demselben. Sopra alcune produzioni naturali del golfo della Spezia von Bertolini. Handelt besonders von einigen Arten von Schwämmen und Fucus, wie chondria uvaria, valonia syphunculus u. a. m. Sopra l'eclisse totale della luna accaduto la notte 2 Settembre 1830 von Bianchi. Memoria sui calori specifici de' corpi solidi e liquidi von Avogadro. Der Verf. geht von dem Dulong'schen Satze aus daß jedes Atom in den verschiedenen Körpern gleiche spezifische Wärme hat. Aus einer Reihe von Versuchen, die er angestellt hat und hier mittheilt, glaubt er die Bestätigung eines Satzes gefunden zu haben, den er schon früher aufgestellt hat, nämlich daß die spezifische Wärme eines Atoms eines zusammengesetzten Körpers der Quadratwurzel der Zahl gleich ist, welche die Atomengewichte angibt, die zur Bildung dieses Atoms des zusammengesetzten Körpers beygetragen haben, indem man als

Einheit die specifische Wärme nimmt, die ein Atom eines einfachen Körpers in diesem Zustande hat. Die Methode, welche er anwandte, um die specifische Wärme der Körper zu finden ist die schon lange unter dem Namen der Methode der Mischungen bekannte. Der Verfasser knüpft hieran ausführliche allgemeine Betrachtungen über die Anwendung der Atomenlehre auf die specifische Wärme der Körper. Osservazioni anatomico - patologiche von Caldogni. Discussione di osservazioni barometriche in Modena e considerazioni di meteorologia von Bianchi,

### B e r l i n.

Bey Herbig: Petri Abaelardi epitome theologiae christianae; e codicibus monasterii S. Emmerani Ratisbonensis, in bibliotheca aulica Monacensi asservatis, nunc primum edidit Fr. Henr. Rheinwald. 1835. XXXVIII und 118 S. in 8.

Der Herr Herausgeber, dem wir schon neulich die Mittheilung eines Abälardischen Dialogs aus Wiener Handschriften verdankten, erfreut hier die Liebhaber mittelalterlicher Wissenschaft mit einer in mancher Hinsicht noch wichtigeren Gabe, an der aber die Kritik ihre ganze Kunst erschöpfen muß, bevor die Benutzung frey und Schlüsse daraus erlaubt sind. Bekanntlich ist von dem eben so genialen als unglücklichen Peter Abälard bey Weitem nicht Alles gedruckt; namentlich englische Bibliotheken sollen noch große Schätze handschriftlich bewahren. Seine Stellung gegen Bernhard von Clairvaur, den allmächtigen Heiligen seiner Zeit und tonangebenden Theolo-

gen, doch aber auch Abälards eigene Freymüthigkeit, die keine dogmatische Fessel anerkannte, und kein Vorurtheil schonte, haben die Herausgeber sehr vorsichtig auswählen lassen. Dom. Martene weigert sich geradezu, das berühmte Sic et non wegen der misslichen Consequenzen für den Kirchenglauben der Welt mitzutheilen, und erst jetzt darf man hoffen, daß Mr. Cousin seinem Versprechen gemäß die Vorsicht jenes ehrwürdigen Mauriners vereitelt. Abälards theologisches System war bis jetzt nur in seiner *introductio ad theologiam*, die aber im dritten Buche abbricht, und seiner *theologia christiana* in 5 Büchern enthalten; beide Schriften stehen in einer leicht zu ermittelnden Verwandtschaft, so daß die zweite offenbar eine Umarbeitung der ersten, aber nur für den locus von der Trinität zu erklären ist. Herr Dr. Rheinwald theilt jetzt ein Werk unter Abälards Namen mit, das mit der *introductio* noch viel näher verwandt, ja für den Anfang nur eine Uebearbeitung, ein Excerpt derselben ist, und glücklich genug, nicht wie diese den Stoff unvollendet läßt, so daß wir, wenn es vor dem Tribunal der Kritik besteht, damit uns über die Unvollständigkeit der *introductio* trösten können: namentlich würden dadurch Abälards Ansichten über die Sacramente auf eine Weise ergänzt, die schon eine gewisse Abschließung seines ganzen Systems gestattet, und an unserm Urtheil über den schwergeprüften Verfasser Manches berichtigen muß.

Der Codex führt die Aufschrift: *Petri Abaelardi sententiae*, und bietet so eine treffliche Unterstützung für Bernhards Angabe dar, der seine Anklagen gegen Abälard bey Innocenz II. unter andern auch aus einer Schrift, *liber sententiarum*, zu begründen weiß. Zum Unglück



widerspricht Abälard selbst dieser Angabe auf das Bestimmteste: er habe nie ein Buch unter diesem Titel geschrieben; so daß also wenigstens jener Titel nicht authentisch seyn kann. Der Herr Herausgeber wagt deshalb auch nicht, denselben seiner Mittheilung vorzusetzen, wählt dafür den anspruchlosen einer epitome; hält sich aber überzeugt, daran eben die Schrift zu besitzen, die Bernhard unter jenem Titel benutzte, und nimmt für sie die Authenticität in dem neuerlich für so manche Neu Test. Bücher aufgestellten weiteren Sinne in Anspruch, daß die Schrift wenigstens aus dem Kreise, aus der näheren Umgebung des Lehrers entstanden sey. Mit letzterer Ansicht müssen wir uns ganz einverstanden erklären: gegen die Annahme aber, hieran das von Bernhard als liber sententiarum benutzte Buch zu besitzen, drängen sich der Zweifel zu viele auf.

Zunächst die vorliegende von dem Herausgeber als epitome mitgetheilte Arbeit ist nur eine Uebersetzung der introductio, aber auf eine Weise verfertigt, die darin kein eigenes Werk Abälards, sondern wohl nur eines seiner Schüler erblicken läßt. Daß die epitome später liegt als die introductio, hat der Herausgeber treffend genug bewiesen, da jene sich auf den Commentar zum Brief an die Römer, und dieser sich wieder auf die introductio beruft. Auch sonst ist aber die excerpierende, zusammenfassende Hand hier gar nicht zu verkennen. Weitere Ausführungen der introductio werden hier kurz referiert. Wo dagegen die epitome ein Mehreres hat, was sehr selten ist, da ist jedesmahl der Ausdruck geschärft, eine Erlaubniß, die sich jeder Epitomator nimmt: z. B.

Introduct. L. I. c. 7. p. 385.

Primum itaque nobis disse-  
rendum occurrit, quid sibi ve-  
lit in una divinitatis natura  
personarum ista distinctio, ut  
eadem scilicet pater, eadem  
filius, eadem spiritus sanctus  
sit appellata. Deinde qualiter  
una penitus et individua per-  
manente substantia, Trinitas  
personarum queat assignari,  
et quod de unitate ac trinitate  
divina ante proposuimus, con-  
tra vehementes philosophicas  
impugnationes defendi. Vide-  
tur autem nobis suprapositis  
trium personarum nominibus  
summi boni perfectio diligen-  
ter esse descripta, ut cum vi-  
delicet praedicatur Deus esse  
pater et filius, et spiritus S.,  
eum summum bonum atque in  
omnibus perfectum hac distin-  
ctione Trinitatis intelligamus.

Epitom. c. 5.

p. 9.

Primum ergo  
nobis disseren-  
dum occurrit,  
quid sibi velit  
ista personarum  
discretio vel  
distinctio in una  
natura divinita-  
tis, ut eadem sit  
pater, eadem  
filius, eadem  
spiritus sanctus,  
cum summum  
bonum et in  
omnibus (fehlt  
perfectum) hac  
distinctione tri-  
nitatis intelliga-  
mus.

Die Abkürzungen treffen ferner biblische Citate, die in der Introductio meist ausgeführt, hier aber in der Regel durch ein et caet. abgebrochen werden; und dann besonders fallen die bey Abälard so beliebten Blicke auf griechische Philosophen und deren Ahnungen für christliche Dogmen, hier meist ganz weg; patristische Citate werden merklich mit Auswahl gegeben. Gerade diese Umstände scheinen uns dafür entscheidend zu seyn, daß nicht Abälard selbst sein Werk so habe ausziehen können. Sonst ist es bey ihm eine Lieblingsache, die Dogmen durch die Systeme der

griechischen Philosophie durchzuführen. Er schließt das erste und beginnt das zweite Buch der *Introductio* damit, sich wegen dieser ungewöhnlichen Behandlungsart zu entschuldigen; die *theologia christiana* ist darin noch ausführlicher, so daß es sich gar nicht begreifen läßt, wie er sein eigenes Werk auf eine Art überarbeiten konnte, bey der gerade was ihm am Herzen lag, wegsiele; dagegen begreift es sich sehr wohl, wie einer seiner Schüler sich einen Auszug verfertigte, der nur den mehr dogmatischen Gehalt aufnimmt, die Parallelen aus der heidnischen Weisheit aber wegläßt. Es begreift sich dieß um so leichter, weil der *Epitomator* gerade da den Faden weniger sorgsam verfolgt, wo die griechische Philosophie von *Abälard* am umständlichsten berücksichtigt wird (*Introd.* c. 15.). Von hieran ist die Behandlung weit freyer; das Material wird nur im Ganzen besprochen, nicht einmahl dieselbe Ordnung beobachtet; z. B. die Polemik gegen die Griechen wegen des Ausgangs des heil. Geistes, *Introd.* 1089 steht c. 16.; die dort schon voraufgehende Vergleichung der göttlichen Personen mit dem Erz und dem daraus gefertigten Siegel, *Introd.* 1088, folgt erst nach: cap. 17. Der Plan der Bearbeitung muß also ein freyerer geworden seyn; er mischt auch Stellen aus andern *Abälardschen* Schriften bey, z. B. c. 25. p. 71. die Frage, ob der Kranke, der geheilt seyn will, auch gebrannt seyn will, wenn es nöthig ist, zur Bestimmung der Doppelbedeutung von *Wollen*, entlehnt aus *Scito te ips.* p. 631. (*Pezii thesaur. anecdot. noviss. T. III.*). Indes läßt sich nicht mit Gewißheit ausmachen, ob der *Epitomator* selbst diese Auswahl getroffen, oder in dem uns verlohrenen Ende der *Introductio* es schon so vorgefunden habe, da auch *Abälard*

in den authentischen Schriften nicht selten dieselben Argumente wiederholt: (z. B. der Richter, der den Unschuldigen verurtheilt, *Scito te ips.* p. 645. cf. *Introd. L. III. c. 5. p. 1120.*). Hält man aber nur den Umstand fest, daß wo die epitome aufhört, der *Introductio* strenger zu folgen, dort die Abälardische Erudition in Systemen griechischer Philosophie weggelassen ist, also gerade das, worauf er sich am meisten wußte und wofür er glaubte sich vertheidigen zu müssen: so wird man dem Urtheil des Herausgebers beystimmen, daß nur eine fremde Hand so das Abälardische Werk überarbeiten konnte. Daß der Verfasser der epitome sich c. 34. p. 109. als denselben nennt, der den Brief an die Römer commentiert habe, ist dagegen kein Einwand; es ergibt sich daraus nur, daß der Ueberarbeiter das Werk ganz als ein Abälardisches stehen lassen wollte. Indem der Epitomator sich gegen das Ende zu von dem Texte der *Introductio* stets mehr entfernt, wird uns nun freylich der größte Gewinn bey dieser Entdeckung verleidet, nemlich die Hoffnung, daran einen vollen Ersatz für das fehlende Stück des dritten Buches zu erhalten: wenigstens würde es eine unbefugte Annahme seyn, daß er gerade hier einmahl wieder zu der gewissenhaften Bearbeitung, wie zu Anfang, zurückgekehrt seyn werde. Auch tritt dabey noch das Bedenkliche ein, daß hier die Sachordnung umgekehrt erscheint, als Abälard selbst sie zu Anfang der *Introductio* angegeben hatte: *de fide, caritate, sacramentis*; dagegen sind in der epitome die Sacramente als zweyter Punct aufgeführt, und die *caritas* oder einige sie betreffende moralische Fragen machen den Beschluß. Indessen abgesehen davon wird sich wenigstens zweyerley jetzt als ausgemacht annehmen lassen: einmahl, daß

Abälard selbst seine *Introductio* wirklich zu Ende geführt hat, und wir deren Verstümmelung also nicht als seine Schuld, sondern als Mißgunst des Geschicks, oder als Absicht der ersten Herausgeber, betrachten müssen: dann aber, daß wir an dem, was die *epitome* mehr hat, wenigstens im Ganzen einen Ersatz für das Fehlende erblicken dürfen: die Anordnung des Stoffes, die allgemeinen dogmatischen Grundsätze, und gewiß auch hin und wieder die Abälardischen Ausdrücke werden uns darin aufbewahrt seyn.

Gegen die weitere Annahme des Herausgebers, daß wir an dieser Bearbeitung von fremder Hand die Schrift besitzen, die Bernhard unter dem Namen des *liber sententiarum* vor sich hatte, so daß also beide mit ihrer Behauptung Recht haben können, Bernhard, er besitze eine solche Schrift, und Abälard, er habe sie nie geschrieben, gegen diese weitere Folgerung schenken uns dagegen zu gewichtvolle Gründe zu sprechen. Schon die auch vom Herausgeber berücksichtigte Angabe des Walter von Sct. Victor über die Anfangsworte des Abälardischen *liber sententiarum* (Bulaei *hist. univers. Paris. T. II. p. 200.*) verdient Beachtung. Wenn dem Herausgeber auch einzuräumen ist, daß der Schwulst jenes Anfangs nie mit der einfachen Schreibart Abälards stimme, so wird dadurch das historische Zeugniß Walters doch nicht beseitigt, daß jene Schrift, die Bernhard vor sich hatte, wirklich so begonnen habe; als eine dem Abälard fremde muß sie nun doch einmahl bey seiner eigenen Protestation dagegen betrachtet werden. In der *epitome* ist nun aber jener so bestimmt documentirte Anfang nicht anzutreffen. Gewichtvoller scheint uns aber ein anderer Grund zu seyn, der sich aus Bernhards weitem Angaben

über den Inhalt des Sentenzenbuchs, freylich etwas mühsam, entleihen läßt. Bekanntlich besitzen wir einen Catalog von Häresien, die Bernhard seinem Gegner bey Innocenz II. Schuld gab (Bul. II. p. 168.); er hat sie aus dem (ihm natürlich für authentisch geltenden) *liber sententiarum*, der *theologia Abälards* und der Schrift *scito te ipsum*, ausgezogen. Hat er auch Manches dabey verdreht, wie Abälard selbst in seiner Vertheidigung ihm vorwirft, so muß doch ein scheinbarer Grund dazu in jenen Schriften vorhanden gewesen, wenigstens also ein gleiches Material darin behandelt seyn. Besitzen wir nun an der vorliegenden epitome den wirklichen von Bernhard benutzten *liber sententiarum*, also alle drey in Frage kommenden Bücher (da auch die *Introductio* durch die hier elieferte Ergänzung als vollständig gelten muß): ist die Forderung nicht zu umgehen, daß Bernhards Catalog von Kezereyen wenigstens em Material nach in jenen Büchern nachgewiesen werden könne. Uns aber hat es wenigstens nicht gelingen wollen, für mehrere Anklagepunkte, die sich aus der *Introductio* nebst der *theologia christiana* und der Schrift *scito te ipsum*, noch nicht ergeben, nun in der jetzt mitgetheilten epitome die Stellen zu finden, aus denen Bernhard auch nur scheinbar seine Beschuldigung begründen konnte. Dahin rechnen wir No. 11. *quod in Christo non fuerit spiritus timoris domini*; 15. *quod etiam castus timor excludatur a futura vita*; 17. *quod aduentus in fine seculi possit attribui Patri*. 18. *quod anima Christi per se non descendit ad Inferos, sed per potentiam tantum*. So lange also es dem Hrn. Herausgeber nicht gelingt, für diese Anklagepunkte, so weit sie aus den beiden

bisher bekannten Schriften sich nicht ergeben, in seiner neuen Mittheilung die ausreichenden Stellen nachzuweisen: müssen wir auf der Behauptung beharren, daß der von Bernhard benutzte *liber sententiarum*, obgleich dem Abälard untergeschoben, doch von der *epitome* als verschieden zu betrachten sey.

Auch so ist indessen die Mittheilung des Hrn. Herausgebers ein sehr werther Beytrag für die Geschichte des unglücklichen Dialectikers aus Valais, und stimmen wir ganz in den Wunsch ein, daß auch Abälard, wie Mehrere seiner Zeitgenossen, einen tüchtigen Biographen finden möge, der seine Schwächen und Verirrungen im Leben wie in der Theologie von den gigantischen Leistungen zu unterscheiden vermag, womit er auf die theologische Entwicklung seiner Zeit so schöpferisch eingewirkt hat.

Retzberg.

### Stuttgart und Tübingen.

Die Resultate der Sittengeschichte. I. Die Fürsten oder die Natur der Monarchie (von Freyherrn von Gagern). 1336. 200 S. in 8. (bey Gotta, zweyte Auflage).

Als im Jahre 1808 die erste Ausgabe dieser Schrift erschien, ward sie auch in diesen Blättern (S. g. A. St. 104) von anderer Hand mit verdienter Achtung angezeigt. Daß sie nach fast 30 Jahren eine neue Ausgabe nöthig machte, spricht desto mehr für sie, je seltener solche Erscheinungen gegenwärtig sind. Ihr Zweck spricht sich auf dem Titel aus. Das Wesen der Monarchie soll in ihr dargestellt werden. Doch geschieht dieß nicht in einer fortlaufenden philosophisch-politischen Entwicklung, als vielmehr in

Aphorismen. Sie erinnert dadurch an Montesquieu, und hat darin mit ihm Aehnlichkeit, daß sie durch ihre Form Stoff zum Denken gibt. Sie ist daher nicht zum schnellen Durchlesen, sondern zum Durchdenken bestimmt, und es wird Niemand gereuen sie durchdacht zu haben. Der Verf. geht davon aus daß die monarchische Verfassung in der menschlichen Natur gegründet sey. 'Einen Führer suchen ist kein Verbrechen. Menschen führen wollen ist auch kein Verbrechen. Sie bedürfen es oft, und verlangen so.' Die fürstliche Gewalt entwickelte sich aus der väterlichen Gewalt. Nomaden haben Stammfürsten. Bey veränderter Lebensart reicht man mit diesen nicht mehr aus. So werden aus den Anführern Fürsten. Wie daraus erweiterte Gewalt, aus dieser auch Uebel hervorgehen, welche Beschränkungen der Gewalt herbeyführen, wird aus Beyspielen in der Geschichte gezeigt. 'Gleich die erste Bestimmung der Oberhäupter, Krieg, führt zu Macht. Nichts ist leichter als eine Nation, und am leichtesten eine edle Nation zu den Waffen zu bereden.' Leider nur zu wahr, und mit zu viel Blut in den Büchern der Geschichte geschrieben. 'Die Fürsten wurden mächtiger, und der Glanz, der Umfang ihrer Gewalt vertrat die Stelle anderer schimmernden Eigenschaften. Ihre Würde wurde erblich, und vom Zufall der Geburt und der Erziehung hing Glück und Ruhm der Völker ab.' Aus Wahlfürsten wurden Erbfürsten. 'Ja für wahr! — eines der ersten und größten Opfer das die Menschen ihren Anführern brachten, war das Opfer ihrer freyen Wahl. Aber es war nothwendig, ihre Ruhe wollte es so.' Man glaube also nicht daß der Verf. Vertheidiger der Wahlreiche wird, was kein denkender Historiker werden kann. — Wie entstanden die Constitutionen?



‘Die Völker mit ihrer unläugbaren Souveränität übertragen den Gebrauch an den Monarchen, unter dem einzigen Gebot: herrsche vernünftig, wenn nicht — so — —’. Das Streben der Oberhäupter geht dahin ohne von der Verwendung Reichenschaft zu geben, allein zu ermessen was sie und der Staat bedürfen; das Streben der Nationen: jene Bedürfnisse zu untersuchen, zu beurtheilen, die Steuern zu bewilligen, und von dem guten oder übeln Gebrauch unterrichtet zu werden. — Aber Constitutionen und Landstände und Parlamente sind eitle Form, wenn nicht der Geist der Klugheit, welcher richtigen Blick und guten Willen mit Festigkeit zu paaren weiß, den Ehrgeiz unterdrückt und dem Golde widersteht.’ Die Anwendung von diesem Allen ist leicht zu machen. Menschliche Einrichtungen tragen nicht den Stempel der Vollkommenheit, aber ihre Mängel machen sie deshalb nicht verwerflich. Sie menschlich zu beurtheilen ist die Aufgabe für den Denker, und diese hat der Verf. zu lösen gesucht, wie man es von einem Schriftsteller erwarten kann, der seinen Geist, wie jedes Blatt es zeigt, mit den Classikern des Alterthums und der neuern Zeit genährt hatte. Die zweyte Hälfte des Buchs ist auch in dieser zweyten Ausgabe ‘an Napoleon, das große Völkerhaupt meiner Zeit’ gerichtet. Wir verkennen so wenig als der Verf. die hohen Eigenschaften des Mannes, nur mit der einzigen Beschränkung, daß es nicht diese Eigenschaften und Kräfte selbst sind, sondern die Anwendung die von ihnen gemacht wird, welche den Maßstab der wahren Größe gibt.

Sn.

# Beilage

zu Stück 88. der Gött. gel. Anz.

---

In der №. 101 und 102 der Hannoverschen Zeitung von 1836 befindet sich unter der Aufschrift: 'Ein politisch-militärisch-literarischer Artikel' eine sehr ausführliche Beurtheilung einer Stelle aus einer im 76. St. der Gött. gel. Anz. von 1835 enthaltenen Anzeige des Werks: *Essai historique sur la révolution d'Espagne et sur l'intervention de 1823*, par Martignac. T. I. Die betreffende Stelle lautet folgendermaßen: 'Bemerkenswerth ist, daß der Aufruhr (auf der Insel Leon, nur von diesem ist hier die Rede) von den jüngern Officieren und vorzugsweise von denen der Artillerie ausging, daß sich die Conscripten in allen Waffen gleich für selbigen erklärten, daß dagegen einige aus Geworbenen bestehenden Bataillons bis zuletzt in ihrer Treue gegen Ferdinand beharrten.' — Der Verf. jenes in der Hannov. Zeitung aufgenommenen Aufsatzes geht von der irrigen Voraussetzung aus, daß die von ihm nachtheilig beurtheilte Anzeige nur einen Auszug aus dem Martignacschen Werke enthalte, und erklärt demnach, weil in selbigem kein Wort, von demjenigen was die angeführte Bemerkung besage, befindlich sey, die darin aufgestellten Behauptungen für gänzlich ungegründet. Martignac's vorzüglichster Zweck bey der Verfertigung seines Werkes war, die Nothwendigkeit einer bewaffneten Intervention von Seiten Frankreichs zu zeigen, daher finden sich über die militärischen Ereignisse in Spanien, so wohl vor als während der französi-

schen Intervention, wenn diese nicht mit seinem Gesichtspuncte in unmittelbarer Beziehung standen, wenige oder gar keine Details, namentlich ist dieses bey der auf der Insel Leon ausgebrochenen Insurrection der Fall. Der Vf. der Anzeige dieses Werks in den G. g. A. hat gesucht, den Geist, der in selbigem herrscht, so getreu als es ihm möglich war darzustellen, zugleich aber auch für seine Pflicht erachtet, da, wo er wesentliche Lücken zu finden glaubte, so weit es der sehr beschränkte Raum einer Anzeige verstattete, Bemerkungen hinzuzufügen. Dieß ist bey denen in Frage stehenden eingetreten, bey welchen es ihm um so weniger nothwendig zu seyn schien, nähere Auseinandersetzungen und Beweise hinzuzufügen, als diese der Gegenwart so nahe liegenden Ereignisse, durch die vielen in den deutschen, englischen und französischen öffentlichen Blättern und Journalen der damaligen Zeit enthaltenen ausführlichen Nachrichten, als hinlänglich bekannt angenommen werden konnten. Es will ihm bedünken, daß wenn der Verfasser des Aufsatzes in den Hannoverischen Zeitungen sich die Mühe hätte nehmen wollen, jene Berichte über die Insurrection auf der Insel Leon nachzusehen, er die Aufforderung an die G. g. Anz., die Gründe für ihre Behauptungen anzugeben, hätte sparen können. Der Vf. jener Anzeige, weit entfernt einen Tadel oder ein Lob über die Individuen oder Corps, die den Aufruhr veranlaßt, oder nachher befördert haben, auszusprechen, oder sich über die Vortheile oder Nachtheile dieser oder jener Militär-Verfassung ein Urtheil zu erlauben, wird sich bey der ihm gestellten Aufgabe lediglich auf die Anführung von Thatsachen beschränken, und bezieht sich, was die angeführten Daten anbetrifft, wegen ihrer ausgedehnten Verbreitung in Deutschland, hauptsäch-

lich auf die Real-Encyclopädie, oder Conversations-Lexicon, fünfte Original-Ausgabe, und insbesondere den Nachtrag zu dem Artikel Spanien S. 995 u. f. w.

1) Unter den Officieren der nach America bestimmten spanischen Armee, existierte ein geheimer Bund, dessen Absicht dahin ging; die Constitution der Cortes wieder herzustellen; man wollte dazu die Abneigung der Truppen, sich nach America schicken zu lassen, benutzen. Der commandierende General dieser Armee, Graf Abisbal, ließ den 8ten Junius 1819 plötzlich 123 Officiere als Anhänger dieses Bundes arretieren. Unter dieser großen Zahl von Officieren befanden sich nur 14 Stabs-Officiere, und unter diesen keiner über dem Range vom Obristen. Der Ingenieur-Oberst Antonio Quiroga (geboren 1784), den der Bund schon im voraus zum Anführer der Insurrection bestimmt hatte, war unter den Arretierten. 2) Der Oberst-Lieutenant Riego (geboren 1765) proclamirte am 1. Januar 1820 an der Spitze von 4 Bataillons zu St. Juan die Constitution der Cortes von 1812. Dieser Aufstand konnte nur im Einverständniß mit der auf der Insel Leon stationierten Artillerie gelingen, da diese die festen Punkte auf selbiger besetzt hatte, und die Vertheidigung der Insel selbst vorzüglich auf dem Geschützfeuer beruhete; wirklich finden wir, daß diese ganz im Einverständniß mit Riego handelte, und dadurch ward es möglich, daß derselbe zu dem Besitze der Forts St. Fernando und St. Pedro gelangte. Riego umzingelte das Hauptquartier zu Acros, nahm den in Abwesenheit des Grafen Abisbal commandierenden Oberbefehlshaber, Graf Calberon, seinen Generalstab und den Seeminister gefangen, besetzte die Stadt Isla de Leon, und befreiete die seit dem 8. Junius 1819 eingekerkerten Officiere, unter welchen sich der Ingenieur-Oberst Quiroga befand. Die Artillerie begnügte sich mit ihrem bisher an der Insurrection bezogenen thätigen Antheil nicht; sie erließ am 4. Februar 1819 unter ihrem Chef Miguel Lopez Danos eine Proclamation an die Garnison in Madrid, mit Einschluß der königlichen Haustruppen, der sich das Genie-Corps unter Felippi Arco Aguerro, nicht aber die Cavallerie und die Infanterie angeschlossen. Diese sehr bekannte Proclamation bezeichnet die Artillerie und das Genie-Corps auf der Insel Leon als sehr eifrige Anhänger und Beförderer der dort ausgebrochenen Insurrection. 3. Der Ingenieur-Oberst Quiroga übernahm gleich nach seiner Be-

freung aus dem Gefängniß das Commando der Insurgenten auf der Insel Leon, die sich von nun an das National-Heer nannten. Nachdem Riego mit 500 Mann betaschiert worden war, blieb dieß Heer kaum 3000 Mann stark, aber es vermehrte sich, anfangs durch Ueberläufer von der königlichen Armee, später durch den Uebertritt ganzer Bataillons, bis zu 9000 Mann. Seit dem Jahre 1817 war in Spanien für die Land-Armee ein Conscriptions-Gesetz gegeben; sey es daß solches unvollkommen abgefaßt, oder schlecht ausgeführt war: die Geschichtschreiber schildern uns die Regimenter in einem sehr uncompleten Stande und bemerken, daß die Einstellung von Recruten, durch gewaltsame Aushebungen zum Dienst gezwungen, viele Unzufriedenheit in die Reihen der Soldaten gebracht habe. Quiroga eroberte La Carracca, auch fiel ein Linien Schiff und mehrere Kanonenschaluppen in seine Hände. Aber vergebens waren alle seine Anstrengungen sich der Stadt Cadix zu bemächtigen, oder dort einen Aufstand zu bewirken; er konnte nicht Meister der Cortadura werden, welche die Landung von Cadix beherrscht und von den Seetruppen vertheidigt ward; seine wiederholten Aufforderungen an selbige blieben ohne Erfolg. Die öffentlichen Blätter der damaligen Zeit erwähnen vorzüglich zweyer für den übergeseelischen Dienst aus Freywilligen angeworbenen Bataillons, als bis zuletzt der Sache Ferdinands treu geblieben; diese Bataillons werden mit der Benennung: Real-tad (Loyalté) bezeichnet. Ob sie diesen Namen vom Anfange ihrer Errichtung an geführt, oder sich in der Folge beygelegt haben, ist nicht bemerkt. Man darf die Verschiedenheit der Militär-Verfassung wohl nicht als einzige Ursache, daß die Seetruppen mit den Landtruppen bey dieser Veranlassung keine gemeinschaftliche Sache machten, annehmen. Es wird ausdrücklich erwähnt, daß der in Cadix commandierende General Campana dem Könige sehr ergeben gewesen sey, und daß der Bischof Cienfuegos in Cadix zu Gunsten Ferdinands einen großen Einfluß auf die Bürgerschaft und die Garnison derselben ausgeübt habe. Aber auffallend bleibt es, daß dessen ungeachtet das königliche Regiment Soria, das bis dahin in Cadix geblieben war, am 18ten Februar 1820 diese Stadt verließ und sich an die Insurgenten anschloß.

---

# Stuttgarter gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

89. Stück.

Den 6. Junius 1836.

---

Paris und London.

Ben Galignani, Baudry ic. 1834: Sketches in Spain, during the years 1829, 30, 31, 32, by Captain S. E. Cook, R. N. Vol. I. XIX und 344 Seiten, Vol. II. VIII und 336 Seiten in Octav.

Das hier anzuzeigende Werk gehört unstreitig zu den besten Schriften, welche in neuerer Zeit über Spanien erschienen sind. Der Verfasser, dessen vielseitige Bildung in allen seinen Mittheilungen sich ausdrückt, hat beynabe drey Jahre in dem noch immer viel zu wenig gekannten Lande zugebracht; hat manche selten besuchte Gegenden desselben besucht, und seine Beobachtungen nicht mit den sonst so gewöhnlichen Vorurtheilen eines Engländers angestellt. Seine Berichte tragen durchgehends den Stempel von Wahrheitsliebe, Unbefangenheit und Nüchternheit. Er erkennt das Gute freudig an,

[68]

und hebt es, wo er nur kann, hervor, ohne das Schlechte zu verschweigen oder zu beschönigen; er schildert die Natur und die Menschen so, wie sie sich seinen gesunden Augen darstellten, den Gebrauch gefärbter Brillen verschmähend. Da der Verfasser die verschiedenartigsten Gegenstände berücksichtigte, so wird man nicht in allen Theilen des Werks einen gleichen Grad von Gründlichkeit erwarten dürfen; doch wird man in keinem etwas Interessantes oder Belehrendes vermissen. Dem Titel entsprechend, liefert der größere Theil des Buches keine zusammenhängende Reisebeschreibung. Nur in den ersten sieben Kapiteln gibt der Verfasser kurzen Bericht von seinen Reisen in Spanien, welche die mehrsten Provinzen berührten; in den übrigen Kapiteln stellt er dagegen seine Bemerkungen über Natur, Kunst und Menschenleben nach den verschiedenen Hauptgegenständen zusammen, wobey Anordnung und Reihenfolge nicht immer ganz passend erscheinen. Ein besonderes Kapitel ist der Hauptstadt gewidmet, von deren Localität mit Recht bemerkt wird, daß sie in jeder Hinsicht das Umgekehrte von dem sey, was sie seyn sollte. Unter den Mittheilungen über Madrid verdienen die Nachrichten über die königliche Gemäldesammlung um so mehr hervorgehoben zu werden, da der hohe Werth derselben bisher wenig bekannt geworden. Der Verfasser erklärt — und wir glauben, nicht Unrecht — jene Sammlung für die vorzüglichste in Europa, indem sie im Vergleich mit ähnlichen, den größten Reichthum von guten Gemälden mit der geringsten Beymischung von schlechten besitze. Wer nicht in Madrid

war, kann sich keinen Begriff von der Herrlichkeit der Werke aus den Spanischen Malerschulen machen; und wie viel Ausgezeichnetes sieht man dort neben diesen von Italiänischen und Niederländischen Meistern! Sehr mit Recht klagt aber der Verfasser über den Unfug, der bey jenen außerordentlichen Kunstwerken mit dem Restaurieren getrieben wird. — Von den Stiergefechten. — Von der Regierung. Gewiß sehr treu, und eben darum die traurigsten Gefühle erweckend. — Von den Landstraßen. Es ist nach dem Verfasser, wenn man die der Regierung zu Gebote stehenden Mittel und die örtlichen Schwierigkeiten in Betracht zieht, in letzteren Zeiten in Spanien mehr für Verbesserung der alten, und Anlage neuer Kunststraßen geschehen, als in irgend einem andern Lande von Europa. Durch Anwendung von Sträflingen hat man in manchen Gegenden die großen Schwierigkeiten glücklich überwunden, welche besonders Mangel an Menschen und Ungewohnheit der Einwohner, Arbeiten solcher Art zu verrichten, entgegenstellen. Bey dieser Gelegenheit auch über die zum großen Vortheil für das Reisen in Spanien eingeführten, nicht selten von Räubern escortierten Diligencen; um welches Institut sich besonders ein vormaliger Officier, Namens Cabanes, verdient gemacht.

Sehr wahr ist die Bemerkung des Verfassers, daß das bey den Spanischen Diligencen gebräuchliche System dem Französischen gerade entgegengesetzt sey. Wenn in Frankreich der Reisende nicht viel besser als Packgut behandelt zu werden pflegt, so werden ihm dagegen bey den Spanischen Diligencen auf alle Weise Aufmerk-



samkeiten bewiesen, und es wird so viel als die Verhältnisse es zulassen, für seine Bequemlichkeit gesorgt. — Von der Justizpflege. Nichts gibt von dem Zustande Spaniens eine traurigere Vorstellung, als ein Blick auf die gänzliche Zerrüttung, in welcher sich das dortige Gerichtswesen befindet. — Arzneykunst. Sie liegt im Allgemeinen sehr danieder, und nur in der Hauptstadt und einigen anderen größeren Städten soll sie in neuerer Zeit einige Fortschritte gemacht haben. — Die Geistlichkeit. Von den verschiedenen Classen derselben und ihren Verhältnissen in der Gesellschaft. Der Verfasser berichtigt manche irrige Vorstellungen, welche in dieser Hinsicht verbreitet sind, und zeigt, welche Kluft zwischen den Mönchen und der übrigen Geistlichkeit Statt findet. Von den Einkünften der Kirche. — Von der Armee und den Verhältnissen der General-Capitane. — Von den Sitten des Volkes. Eine sehr anziehende Characteristik derselben im Allgemeinen und nach den verschiedenen Provinzen. Wir können uns nicht enthalten von den treffenden Bemerkungen des Verfassers folgende hier mitzutheilen. 'The best Spanish manners combine the degree of frankness and openness, with proper reserve and caution, of seriousness and gravity, with cheerfulness, based on the most perfect philanthropy and respect for others as for self, which probably constitute the perfection of human manners. So pure are they, that the slightest foreign mixture is immediately perceived; and in numberless instances which came under my observation, I never saw one,

in which either male or female had gained by residing abroad, although many had done so without their national manners being altered or impaired. Another striking peculiarity is observable; the best informed men I met with in the country, had never been out of it, and viewing the means they have of procuring information, the knowledge possessed by many individuals is quite extraordinary. The men possessed of scientific information, in every instance which came to my knowledge, and whom I had occasion to consult, who were very numerous, I found had almost one invariable character. The utmost simplicity; no pretension, or quackery; the greatest readiness to communicate what information they possessed, and not the slightest attempt at mystery, or concealment, or of warping their own minds, or those of others, by theories or distracted views. Their chief characteristics seem to be strong, plain, shrewd sense, and depth of observation, the most proper foundation for scientific acquirements; and the respect those who seek information are treated with, and the readiness with which their wishes are gratified, by every one, are the certain proof of the natural intelligence of the people.

Der Verf. nimmt insbesondere den weiblichen Theil der Nation in Schutz, und sucht die unzulässige Meinung zu widerlegen, welche namentlich über das Benehmen der Spanierinnen im ehelichen Verhältnisse hin und wieder verbreitet worden. — Von den Verhältnissen

fen zwischen Frankreich und Spanien, und den neueren politischen Veränderungen. Ein für die richtige Beurtheilung des jetzigen unglücklichen Zustandes des von Parteywuth zerrissenen Reichs, besonders lehrreicher Abschnitt. — Von den Räubern. Es gibt kein civilisiertes Land, in welchem ein so systematisches Räuberwesen besteht als in Spanien. Nichts kann das Benehmen der unmächtigen Regierung in dieser Beziehung mehr characterisiren als die Art, wie im Jahre 1829 ein Officier, Namens Castro, durch Privat- rache getrieben, unter königlicher Autorisation, mit einem von ihm abhängigen Cavallerie- Commando, auf eigene Rechnung und mit unumschränkter Gewalt, die Räuberbanden in Andalusien verfolgte, die Gefangenen richtete, und so in jenem Theile von Spanien einigermaßen Sicherheit herstellte, die aber freylich nur von kurzer Dauer war, weil der Schrecken verbreitende Räuber- Jäger den Intriguen der Geistlichkeit unterlag, die es bald dahin brachte, daß ihm das königliche Privilegium wieder entzogen wurde. — Von dem Handel, dem Zustande der Finanzen, dem Ackerbaue. In diesen Abschnitten fehlt eine gute Ordnung; auch werden darin genaue Nachweisungen vermehrt. Im Allgemeinen erhält man doch aber dadurch einen Begriff von dem kläglichen Zustande, mit welchem in Spanien Handel und Gewerbe, wie der Staatshaushalt sich befinden. — Ein besonderer Abschnitt ist dem Marmor gewidmet. Spanien besitzt nach dem Verfasser eine größere Mannigfaltigkeit schöner Marmorarten, als irgend ein anderes Land in Europa, und

ein Theil derselben bricht an Stellen, welche für den Eeetransport sehr gelegen sind; aber schon seit langer Zeit wird ihre Gewinnung vernachlässigt, und die wenigsten sind selbst dem mehr unterrichteten Theil der Nation bekannt. Der Verfasser macht auf die Fundorte aufmerksam, und gibt zugleich Notizen über die Benutzung des Spanischen Marmors bey älteren Bauwerken. — Von den Pferden. Die vormals in Spanien so ausgezeichnete Pferdezucht hat in den Verwirrungen der neueren Zeit außerordentlich gelitten, und die besten Stämme sind beynabe ganz verschwunden. — Die Weine. Nur selten hat man in Spanien — und daher um so weniger in anderen Ländern — Gelegenheit, die herrlichen Weine von Xeres, Malaga, Alicante u. s. w. in ihrer Reinheit zu trinken; denn leider ist allgemein üblich, sie durch Vermischung verschiedener Sorten, oder durch verfälschende Zusätze so zu verändern, daß ihr eigenthümlicher Geschmack mehr oder weniger verloren geht. — Vom Bergbau. Das von dem Verfasser über die Spanische Bergwerksverfassung und einzelnen Bergwerke Mitgetheilte, ist wenig genügend. Gelegentlich wird erwähnt, daß vorlich ein deutscher Professor vom Spanischen Gouvernement beauftragt worden sey, den Zustand des Bleybergbaues auf der Sierra de Gador zu untersuchen und darüber zu berichten. Diese Angabe kann Referent richtig, indem jener Professor wohl kein Anderer war als er selbst, der im Jahre 1829 zwar jene Bergwerke besuchte, und auf seinen Reisen in Spanien von der obersten Bergbehörde

auf alle Weise unterstützt wurde, jedoch ohne irgend einen Auftrag von derselben empfangen zu haben. — Die Spanische Architectur. Bemerkungen über ihre Geschichte im Allgemeinen, und einzelne ausgezeichnete Bauwerke im Besonderen. — Die beiden von der Bildhauerkunst und Malerey in Spanien handelnden Kapitel zeichnen sich durch Ausführlichkeit besonders aus, und sind um so schätzbarer, je unvollkommener bisher die Leistungen der Spanier in jenen Künsten bekannt waren. Der Verfasser stellt die Eigenthümlichkeiten der Kunst in Spanien dar, bezeichnet ihren Entwicklungsgang, den Einfluß welchen einerseits die dortige Natur, und andererseits fremde Kunstschulen ausübten, und wendet sich dann zu den einzelnen Spanischen Schulen und vorzüglichsten Meistern. — Ein der Naturgeschichte gewidmetes Kapitel liefert zuerst allgemeine Bemerkungen über die Naturbeschaffenheit Spaniens. Dann wird mit besonderer Ausführlichkeit von den Waldbäumen gehandelt, über deren geographische Verbreitung schätzbare Beobachtungen mitgetheilt werden. Von geringerem Werth ist eine Uebersicht der in Spanien einheimisch Vögel, Mammalien und Reptilien. Auch die im letzten Kapitel enthaltenen geologische Bemerkungen, gehören nicht zu den ausgezeichneteren. Größtentheils sind sie so unbestimmt, daß es unmöglich ist, klare Vorstellungen von der bis jetzt noch so wenig bekannten, geognostischen Constitution Spaniens dadurch zu erlangen.

---

# Erstttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

90. 91. Stück.

Den 9. Junius 1836.

---

Leiden.

Apud H. W. Hazenberg, jun.: *Historia philosophiae juris apud veteres.* Auctore A. Veder, phil. theor., litt. hum. et j. n. Doct. 1832. 332 S. in 8.

Wenn schon die Aufschrift dieses in Deutschland wenig bekannten Werkes die Aufmerksamkeit nicht bloß derer anzuregen geeignet ist, welche das antike Leben nach allen seinen Aeußerungen zu verfolgen bemüht sind, sondern auch derer, welche nicht über ihrem practischen Streben den Einfluß des philosophierenden Alterthums auf die Feststellung ihrer Wissenschaft außer Acht lassen, so wünschten wir selbst nur das Werk nach dem heutigen Standpuncte der Alterthumsforschung geprüft so empfehlen zu können, daß namentlich die Geschichtschreiber des Rechts ein sicheres Geleit an ihm finden würden. Die Schwierigkeiten, welche letztere in der rechtshistorischen Analyse des Alterthums nicht beseitigten, lagen weit weniger in ihren ungenügenden Sprachkennt-

nissen, als vielmehr in der besonderen Eigenthümlichkeit der antiken Wissenschaft, die den Rechtsbegriff nicht nackt und innerhalb seiner Sphäre aufzeigte, sondern gleichsam den Conflict der Moral mit dem Rechtsgesetze vermeidend die Idee des Rechts von der Sittlichkeit nicht sonderte, und dadurch die rechtliche Seite der Auffassung auf die Ergründung der Principien ihrer Ethik ausdehnte. Beachten wir dazu, daß sich den Alten rein physische Anschauungen aus einem höchst natürlichen Vereinigungsgrunde leicht mit ethischen Beziehungen vergesellschafteten, um so mehr, je tiefer die ethischen Begriffe in dem Gesamtleben des Alterthums wurzelten und je bedeutender die Ansichten der Denker in die Natur eingriffen, der sie solche allgemeine ethische Seiten anzupassen vermochten, so dürfte es für die richtige Würdigung des antiken Rechtsbegriffs mehr nachtheilig seyn, einzelne Erscheinungen, wie es bisher geschah, aus dem Zusammenhange herauszuziehen, und nicht einmal nach den Urkunden, sondern aus den größern Geschichtswerken der Philosophie mitzutheilen. Unser Verf. erkannte diesen Mangel der Forschungen, und versprach durch selbständige Benutzung der Quellen die geschichtliche Entwicklung des Rechtsbegriffs bey den Alten dergestalt zu liefern, daß er die Lehrsätze derselben über Recht mit ihrer Ethik, und diese wiederum, natürlich nur in gedrängter Kürze, mit den Principien ihrer Philosophien in Verbindung stellte. Wir läugnen zwar nicht, daß er selbst dabey die Quellen nachgesehen; allein das Ganze kann so wenig auf historische Vollständigkeit Anspruch machen, daß wir öfter aus dem Reichthum des hellenischen Lebens bloß fragmentarische Bestimmungen erhalten, worauf, wie wir fanden, weniger eine sorgfältige Lectüre der Schrift-

stelter als die Arbeiten von Tennemann, Henrici und G. Th. Welcker geführt haben; dabei ist in Folge einer uncritischen Behandlung der Nachrichten die Auffassung der Denker, wir können sagen, wenn wir die Sophisten ausnehmen, bis in die Platonische Zeit, so verflacht und einseitig, daß sie den heutigen deutschen Forscher nicht mehr befriedigen kann. Wir können es uns aus den in dem Werke befolgten Grundsätzen nicht erklären, warum sein Verfasser es unterließ, die philosophischen Ideen über Recht bis in die Römische Zeit zu verfolgen. Haben allerdings nur die Griechen ihrer philosophischen Richtung gemäß die Gründe des Rechts untersucht, so gewinnt doch erst bey den Römern ihrem rechtlichen Streben gemäß die Rechtswissenschaft festen Grund und Boden, den wir aber wiederum durch die Griechische Stoa geebnet sehen. Den tief greifenden Einfluß Stoischer Grundsätze auf die Ausbildung der Römischen Rechtsgelehrsamkeit gründlich nachzuweisen, wäre Pflicht dieser Forschung gewesen, die am Ende doch nur darin ihren letzten Zweck finden dürfte. Statt dessen wird bloß beyläufig und so weit es der in seiner allgemeinsten Bedeutung gehandhabte Begriff der Schule zuließ, der Römer gedacht, worüber wie über den Gehalt der Sätze der Rechtslehre mit uns gegründete Klage zu führen hat.

Sehen wir nun aber auf das Mitgetheilte ein, so zerlegt der Verf. seine Schrift in zwey Theile. Da es ihm Hauptsache war, die Begriffe von Recht, wie sie sich historisch in den Systemen der Griechischen Denker ausprägten, zusammenzustellen und zu erläutern, so schiebt er nach der richtigen Voraussetzung, daß die Philosophie jenen Begriff nicht erfunden, sondern schon vorgefunden habe, in dem ersten Theile Bemerk-



kungen über die älteste Auffassung von Recht voraus, um gleichsam auf die Periode der Sinnlichkeit die Operationen der speculativen Vernunft folgen zu lassen. Freylich erhielt der Begriff der δικαιοσύνη erst durch die Bearbeitung des Tugendbegriffs seine wissenschaftliche Beglaubigung; nichts desto weniger muß der Gedanke, daß ersterer für sich, gesondert von dem der Tugend, ausgebildet sey, in sofern die Gerechtigkeit die Quelle des positiven Rechts geblieben, stark beschränkt werden, da die Griechen, auch ehe sie Systeme baueten, vermöge ihrer sittlichen Rechtsverhältnisse, beide Begriffe überall nicht schieden. In dem Eingange glaubt sich der Verf. über den Ursprung des Rechtsbegriffs erklären zu müssen; er verwirft die Versuche der Rechtslehrer, welche ursprünglich kein Recht als das des Stärkeren anerkennen oder von einem Vertrage reden, und hilft sich durch die nach dem Zustande der Sinnlichkeit, als dem frühesten, dem die einfachsten Begriffe geliehen werden müßten, abgemessene Präsumpcion auf, die sich auf den mit dem Empfindungsvermögen zugleich gegebenen Grundtrieb der animalischen Wesen stützt, das Gute anzustreben und das Böse zu fliehen. Darnach construirt er allmählich eine natürliche Verbindung und Beziehung der Menschen unter einander, und erhält da den ersten rechtlichen Zustand, *quod vires sic oppositae essent, ut malum alterius non amplius conditio esset alterius boni*, S. 13. 43. So läßt er dann die Gerechtigkeit aus der Gleichheit oder dem Gleichgewichte der Kräfte fließen, vermöge dessen alle ein gleiches Vermögen, das Gute anzustreben, hätten entfalten und geltend machen können. Wir überlassen diesen Gedanken billig dem wissenschaftlichen Naturrechte und lenken, da er zum Glück

die historisch gegebenen Verhältnisse der Alten nicht wesentlich beherrscht, darauf hin, daß uns die Sprache, die für die Ideen des Rechts belehrende Bildungsperioden durchwandert, als die älteste Quelle gelten muß. Wir nehmen es recht ernstlich an, wenn Aristoteles (Eth. Nic. V, 7 B.) den Ausdruck *dikaion* von *díxa* ableitet, gleichsam ein *díxalon* wie *dixαστής*, und durch diese Theilung in zwey gleiche Hälften den Begriff des Gleichen und der Gleichheit (aequum, aequitas) fest hält, der die rechtliche Seite des ganzen Erthums erschöpft und fast nie seinen sittlichen Grundcharacter aufgab. Wenn derselbe Denker, wie nachher auch Cicero, alles Recht vom Gesetze ableitete, so hat er wiederum die philosophische Entwicklung der Sprache für sich, die alles Gesetzliche auch für recht erklärt. Die Gerechtigkeit als Gleichheit bildete nun das erste Gesetz des Staates, mußte aber an ihrer ursprünglichen Geltung verlieren, als die Religion ihren Einfluß äußerte, und solche Zustände als rechtliche heiligte und vor Entheiligung schützte, die sich aus dem wahren Rechtsbegriffe nicht ableiten lassen. Wir hätten gewünscht, daß sich der Verf. zur Aufklärung dieses interessanten Punctes nicht auf einzelne Momente beschränkt und sich mehr inner-  
 des hier nur gültigen hellenischen Lebens getheil hätte, in dem der echte durch die Religion-gebildete Humanitätssinn in rechtlicher Hinsicht gleich anfangs nicht so sehr außer Acht gelassen werden durfte, als es wirklich geschehen ist. Die Bemerkung des Verf., daß er in Hesiod's Theogonie nur ein *imago philosophi indidentis* anerkenne, wollen wir ihm gern zurückgeben.

Nächstdem kündigt der Vf. Bemerkungen über den Einfluß des positiven Rechts auf den Rechts-

begriff an. Er verlehrt die egoistische Seite jenes Rechts gegen alle, welche außerhalb des Staates lebten, deren Lage, wenn sie nicht durch die Religion gesichert wurde, nicht bloß für rechtlos galt, sondern selbst von allem rechtlichen Schutz entblößt war. Er zeigt, wie der äußere und innere Zustand des Staates und seiner Verfassung jene Gleichheit öfter bloß zu einer imaginären machte und das Recht des Stärkeren zuließ. Dabey hielten jedoch die Griechen, wie sehr richtig bemerkt wird, überhaupt alles für unrechtlich, was mit der Tyrannis in Verbindung stand. Nicht minder gab aber auch die wachsende Bildung dem Rechtsbegriffe eine entwickeltere Gestalt. Was jenes Gleichgewicht aufrecht hielt oder wieder herstellte, galt für recht, was es zerstörte, für unrecht. Das Freywillige und Unfreywillige wird nicht weiter berücksichtigt. Die Götter selbst sollen den unfreywillig Mordenden verfolgen und noch an den Kindern Strafe nehmen; nur die That wird beurtheilt, ja das Lebloose wird bestraft. Erst als der Begriff der Gerechtigkeit in Folge erhöhter Sittlichkeit, gesunderer Gesetzgebung und des zunehmenden Einflusses der Philosophie in Verbindung mit der Moral betrachtet zu werden begann, sah man nicht bloß auf die That, sondern auch auf Thäter, seine Absicht und seinen Zweck. Dab mußte auch die Strafart einen milderen Character annehmen; Genugthuung des Beleidigten bildete das Wesenhafte der Strafe. Daß sich frühzeitig das Wiedervergeltungsrecht geltend machte, beweist die Sprache, deren Strafbezeichnungen die ursprüngliche Bedeutung des *par pari referre* enthalten und daher zugleich Vergeltung ausdrücken, wie denn die *talio* die Hauptgrundlage der alten Strafgesetzgebung ausmachte. Der

Wf. hebt besondere Formen dieses Rechts heraus, so bey'm Mord, wodurch die Familie des Gemordeten als verletzt angesehen und ihr nicht bloß das Recht der Rache zugestanden, sondern selbst die Verbindlichkeit dazu auferlegt wurde. Allmählich entstanden bestimmte Collegien, die besonders über schwerere Vergehen richteten, durch ihre Aussprüche der mehr willkürlichen Bestrafung Einhalt thaten und bessere Rechtsbegriffe verbreiteten. Indes mußte sich doch im Staate das Bedürfnis äußern, die Strafen auf feste Gesetzesbestimmungen zurückzuführen, und Zaleucus sollte eben um Ungerechtigkeit und Ungleichheit zu verhindern, dazu veranlaßt seyn. Auch hier zeigt wiederum die Sprache einen gleichmäßigen Fortschritt: τὰ δίκαια nahm die Bezeichnung der gerechten Strafe an. Dabey ließ indes die Strafgesetzgebung ein Institut unangetastet, welches aus edlern Gefühlen gegründet freylich mit dem Rechtsbegriffe nicht wohl übereinstimmte. Das alte Recht der Asyle war anfangs nur für die unfreywillige Verletzung des Gesetzes eingesetzt und erhielt dadurch leicht den heiligen Schutz der Religion, mochte es auch später jeder schändlichen That Vorschub leisten.

Was der Wf., ehe er seinen vorbereitenden Theil beschließt, über die Ansichten der Alten von dem höchsten der Gerechtigkeit beybringt, würde im Auszuge gegeben nur an das wieder erinnern, was längst die deutschen Schriften zusammengestellt haben. Was wir aus dem Ideengange des Werkes ausgehoben, muß es an die Hand geben, daß das Streben, allgemeine aus der Continuität des antiken Lebens herausgerissene Erscheinungen auf eine rein ausgedachte Entwicklungsart zurückzuführen, ohne sich streng daran zu halten, wie sich die Begriffe in dem geistigen und politischen Leben des Alterthums gesetzlich und zeitlich ausprägten, niemanden in den Stand setzt, die nun fol-

genden Leistungen des denkenden Geistes allseitig zu würdigen. Die Frage, wie es kam, daß bey den Griechen physische und ethische Richtungen anfangs naturgemäß ineinandergriffen, ist nicht einmal aufgeworfen, geschweige vor dem Einschnitt in die Philosophie gelöst. Der Vf., der am Ende die gewählte Anordnung seiner Sätze bedenklich finden mochte, würde ihrer Meister geworden seyn, wenn er die Vorstellungen der Dichter zusammen genommen, darauf die in dem Spartanischen und Athenischen Staate lebenden Rechtsbegriffe aufgesucht und dann die Gesetzgebungen des Zaleukus und Charondas geprüft hätte. Daß er von letztern nicht einmal einen richtigen Begriff mitbringt, ersieht man erst S. 83, wo er beide noch aus der Pythagorischen Schule hervorgehen läßt. Doch wir wenden uns zu dem Haupttheile des Werkes, um seinen Inhalt und Werth darzulegen.

Nach einigen mehr negativen aber höchst vagen Bestimmungen über Hesiod — Leute seiner Art werden als die ersten Philosophen bezeichnet —, die Gnomiker und sieben Weisen, die ein für alle Mal kein System aufzeigen, beginnt der Vf. mit der Ionischen Schule und reihet so nach Xenemanns Anordnung aber mit der steten oft rechtsam gemachten Forderung einer systematisch construierten Lehre die Schulen aneinander. Da Heraklit und Demokrit einzeln nach den Eleaten kommen, so scheinen sie außer Verbindung mit der sogenannten Ionischen Schule betrachtet und somit in dieser jene Aufeinanderfolge des Anaximenes und Anaxagoras nach den Alexandrinischen Diadochenlehrern angenommen zu seyn. In der physiologischen Richtung dieser Schule macht sich nur der eine Satz des Archelaus bemerklich: τὸ δίκαιον εἶναι καὶ τὸ αἰσχρὸν οὐ φύσει ἀλλὰ νόμῳ. Diese Nachricht des Diogenes (II, 16) mit dem Vf. aus einer Namensverwechslung zu er-

klären, wäre die letzte Hülfe; uns scheint sich die Behauptung recht wohl der physiologischen Lehre des Ioniers und zwar seinem Organisationsprocesse des Ganzen anzuschließen, auch ohne daß man ihr eine physische Auslegung gibt. Das *dixaiov* aber, wie es geschieht, zu spalten und theils auf menschliche Meinung, theils auf die Natur zurückzuführen, wäre weit weniger zu rechtfertigen; sondern Archelaus mochte das Recht in seiner noch ungeschiedenen Einheit nach menschlicher Sagung bestimmt seyn lassen. Eine Gährung dieser Untersuchung muß man jedenfalls annehmen. Daß nun die ethische Seite der Ionischen Physiologie ganz verkannt ist, bewirkte den großen Sprung bis zu dem letzten Ionier; daß aber Sertus schlechthin das Zeugniß abgeben mußte, die Ethik sey damals von der Philosophie ausgeschlossen, fordert uns sogleich zu der Bemerkung auf, daß der Verf. in dem ganzen Werke, wenn es auf vorläufige Bestimmungen gewisser Richtungen des Geistes ankommt, lieber die Urtheile der Spätern vorschickt und dadurch zu den unrichtigsten Ansichten verleitet wird.

Nächstdem folgen Pythagoras und seine Schüler. Der Vf. denkt nicht daran, eine Sonderung der Pythagoreer vorzunehmen, darum gebraucht er auch Beweisstellen, die für die verschiedensten Zeiten der Schule gelten. Wenn es auffallend schien, wie Aristoxenus und Dikarchus Quellen benutzen konnten, die weder ihrem Lehrer noch selbst dem Platon zugänglich waren, so ist zu beachten, daß uns die wichtigste Schrift des Aristoteles fehlt, seine beiden Schüler aber, Aristoxenus wenigstens, den gleichzeitigen Pythagoreern, Xenophilus, Phanton und Echekrates vieles, was sie freylich von Platonischen Elementen nicht mehr reinigen konnten, verdankt haben mochten. Die bekannte Stelle der Aristotelischen Schrift (Mag.

Mor. I, 1) 'πρῶτος μὲν οὖν ἐνεχείρησε Πυθαγόρας περὶ ἀρετῆς εἰπεῖν' soll den besondern Sinn haben, daß Pythagoras zuerst den Ausdruck ἀρετή (wie κόσμος, φιλόσοφος; allein diesen sollte er ja selbst gebildet haben) zu einem philosophischen erhoben, als Inbegriff alles dessen, was moralisch gut sey. Nach dem Zusammenhange ist aber dieses nicht gemeint, sondern der Peripatetiker redet von seinem Standpuncte, indem er die Betrachtung der ἀρετή vornimmt, und läßt allerdings über diesen Tugendbegriff den Pythagoras zuerst handeln. Dieser sollte nun dadurch, daß er die Tugenden auf Zahlen zurückgeführt, eine für die Tugenden sich nicht eignende Betrachtung angestellt haben; denn die Gerechtigkeit sey keine gleichmal gleiche Zahl. Sicher ist es auch nach Arist. Metaphysik (I, 5. XIII, 4), daß die Schule diesen Begriff arithmetisch bestimmt hatte; wie ihr Stifter, auf den hier fälschlich alles bezogen wird, sermonem ad numeros referre potuit, wissen wir uns gar nicht zu erklären. Der Verf., wahrscheinlich durch die Aristotelische Kritik und die Tennemannsche Auslegung abgeschreckt, will nun aber lieber seine Unwissenheit gestehen, als den Pythagorischen Rechtsbegriff nach der arithmetischen Formel deuten. Allein wenn die Schule notorisch (Eth. Nic. V, 8. Mag. Mor. I, 34) das δίκαιον als das ἀντιπεπονηδός bestimmte, so ist die Verbindung nicht kühn, daß sie, die mathematische Zurückführung bey Seite gelegt, den schon geläufigen Begriff der Wiedervergeltung freylich höchst einseitig schlechthin für das Recht aufgenommen und dadurch zugleich den Begriff von Gleichheit zu bewahren gesucht hatte. Gewann also die Gerechtigkeit hier zuerst eine wissenschaftliche Bestimmung, die dem Streben der Pythagoreer ganz angemessen ist, so spricht sich auch zuerst in ihrer Schule ein ihre Stellung zum

Staats auszeichnender Grundsatz in der Vorschrift: νόμος τε βοηθεῖν καὶ ἀνομία πολεμεῖν, direct aus (Aristox. bey Jambl. V. P. §. 100. 171. 223. Diog. L. VIII, 23), den die nachfolgenden Denker als Erhalter und Schützer des positiven Rechts neben ihren philosophischen Rechtsansichten eben so streng verfolgten, als sie den positiven Glauben mit ihrer Lehre zu versöhnen bemüht waren.

Die darauf herausgehobenen Eleaten konnten vermöge ihrer Richtung auf das absolute Seyn zur Feststellung des Rechtsbegriffs nicht veranlaßt werden. Doch wird auch hier die zugleich als *Δίκη* (bey Stob. I. p. 482) bezeichnete Gottheit des Parmenides übersehen, die, da sie Alles regiert, in jenem Sinne sicherlich als die Macht gedacht wurde, welche an allem, was in der erscheinenden Welt das Gleichgewicht überschreitet, wegen dieser Ungerechtigkeit d. h. Ungleichheit, Strafe nimmt. Um so unerklärlicher erschien hier die hohe Meinung des Plutarch (adv. Colot. c. 30) von Parmenides Sätzen, die, ließe man sie mit denen des Heraklit, Sokrates und Platon nach Aufhebung der Gesetze zurück, zur Verehrung der Gerechtigkeit genügen könnten. Unser Vf. würde Pythagoras Namen an die Stelle setzen, wenn nur die Handschriften zuriethen. Es ist dieß eben so unüberlegt gesprochen, als daß statt des Protagoras Pythagoras nach Heraklides den Thuriern Gesetze geschrieben haben sollte (S. 121. N. 2). Nein Plutarch eifert dort gegen die Schrift des Kolotes *Περὶ τοῦ ὅτι κατὰ τὰ τῶν ἄλλων φιλοσόφων δόγματα οὐδὲ ζῆν ἔστιν* mit Bezug auf c. 13, wo er diesem Epikureer ausdrücklich auch die gebildete Lehre des Parmenides vorgehalten hatte, dessen Verdienst um Elea in legislativer Beziehung darum nachher (c. 32) Erwähnung forderte. Mit mehr Recht glaubt der Vf. den Heraklit an jenem Lobe Theil nehmen



zu lassen, weil dieser nach dem Zeugniß des Demodotus die Ethik nicht nur nicht vernachlässigt, sondern was er über die Natur rede, quasi ἐν παραδείγματος εἶδει praemiserit, ut ad mores et rempublicam paratius accederet (Diog. L. IX, 12. 15). Es ist hier der Grammatiker Diodotus gemeint, der aus einer leicht begreiflichen Verkennung der ethischen Seite der Heraklitischen Physiologie behauptete, die Schrift des Ephesier handle nicht über die Natur, ἀλλὰ περὶ πολιτείας· τὰ δὲ περὶ φύσεως ἐν παραδείγματος εἶδει κεῖσθαι. Darnach wird jeder selbst die Auffassung des Vf. würdigen. Heraklits Leben und Lehre scheint es uns zu verstehen zu geben, daß er nicht Einen von den Untergebenen streng geschiedenen Machthaber an der Spitze des Staates haben will, daß er vielmehr den Staatskörper als Abbild des allgemeinen Weltkörpers betrachtend sich dahin erklärt: so wie in der Natur alle Gegensätze sich auszugleichen haben und in der Ausgleichung selbst ihren Bestand finden, so sollen auch im Staate die auseinander tretenden Seiten, Herrscher und Beherrschte, sich nie feindlich und unversöhnlich entgegen stehen, sondern erst durch gegenseitige Vereinigung Halt und Festigkeit gewinnen. Unser Verf. weist bloß auf jenen Ausspruch des Denkers hin, daß alle menschlichen Gesetze von dem einen göttlichen genährt würden welches herrsche, so weit es will, und Allem genüge und Alles überwinde; die Gesetze des Staates sollen darum auch nur von denen ausgehen, welche am meisten zur Erkenntniß jenes höchsten Gesetzes gelangt sind. Allein die Lehre des Heraklit zeigt weit mehr Sätze auf, deren Ergründung hier recht am Orte gewesen wäre. Wir können bloß andeuten, daß er den Streit der entgegengesetzten Bewegungen das Recht nannte (Orig. c. Cels. VI. p. 663) und so auch die Erinyen

als Gehülffinnen der Dike aufbietet, um was sein Maß überschreitet, überhaupt jede das Uebergewicht erhaltende Bewegung zu strafen (Plut. de Exil. c. 11).

Noch düstiger erscheint das aus Demokrits Lehre Gegebene, so daß wir hier völlig darauf verzichten müssen, eben so wohl das über die beiden Kriterien der Wahrheit dahin gefällte Urtheil, daß Demokrit anfangs das Atomistische System vertheidigt, in seinen spätern Jahren aber eine völlige Skepsis gelehrt, zu bessern, als die auf das Recht bezüglichen Sätze namentlich aus Stobäus nachzutragen. Daß Demokrit (nach Diog. L. IX, 45) das Gesegliche zu dem Gewirkten gerechnet, während Atome und das Leere von Natur seyen, wollen wir jedoch als eine richtige Erklärung der früher verkannten Stelle auszeichnen. Um so erfreulicher ist es uns, den folgenden Abschnitt über die Sophisten (S. 92 — 141) für gelungen erklären zu können. Der Vf. hat ihn der Wichtigkeit der Sache gemäß mit sichtbarer Liebe ausgearbeitet, und wenn er uns auch nicht durch Neuheit der Ansichten überrascht, so zeigt er doch Sinn für historische Auffassung. Er erkennt es sehr richtig an, daß das Auftreten der Sophistik in der Geschichte des Rechtsbegriffs zwar als ein krankhafter Zustand des Geistes erscheine, der aber eben so sehr durch den politischen Zustand Griechenlands als die einseitige Richtung der Philosophie sich als zeitgemäß herausstelle. Die Sophisten hatten Kraft und Gewandtheit genug, aber zu wenig Ernst und Höhe der Seele, um für die heiligsten Interessen in Wissenschaft und Staat zu wachen; ihr Scepticismus erwuchs nur durch Mißbrauch geistiger Kräfte. So haben sie negativ durch ihre entwürdigenden Ideen über Recht, Sitte, über die bürgerliche Tugend und die Religion die wissenschaftliche Behandlung des Tugend- und Rechtsbegriffs hervorgeru-

fen. Den Anknüpfungspunct bey Begründung des Rechts gewannen sie durch Handhabung des Unterschiedes von Natur und Satzung; nicht genug daß sie so unterschieden, stellten sie beides einander gegenüber und erklärten darnach Alles, was für Recht galt, der Natur und somit der Wahrheit zuwider. Nichts ist von Natur recht und unrecht, sondern nur die Menschen haben es als solches bestimmt, darum ist es auch schwachvoller Unrecht zu leiden als zu thun. Hippias nannte das Gesetz den Tyrannen der Menschen, welches uns zu Vielem gegen die Natur zwingt. So läßt der Platonische Kallikles im Sinne seiner Schule die Schwachen und den großen Haufen Gesetze geben, bloß in Beziehung auf sich selbst und was ihnen nützt, damit die Stärkeren nicht mehr haben als sie, die unmännlich genug längst zufrieden sind, wenn sie nur gleiches erhalten; und das Suchen mehr zu haben als Andere ist ihnen eben das ἀδικεῖν. Sollte es nun den Sophisten naturgemäß seyn und eben darin ihr δίκαιον liegen, daß der Bessere und Tüchtigere mehr habe als der Schlechtere und Untüchtigere, so kann es natürlich nach Vernichtung aller Moral ihren Character weiter nicht beleidigen, wenn sie ihr rechtliches Streben (τὸ κατὰ φύσιν δίκαιον) in der ungezügelter Freyheit ihrer Begierden fanden. Wir lassen die weitere Ausführung gern dem Werke selbst und verfolgen die Richtung, welche der Geist nach dieser sophistischen Scheinweisheit genommen haben soll. Es that Noth, zunächst den positiven Gesetzen von Seiten der Philosophie wieder Achtung zu verschaffen; hier tritt uns Sokrates, der Vater der Moralphilosophie, entgegen.

Der Vf. dringt darauf, die Bedeutung dieses bewunderten Mannes in der Stellung zu seiner Zeit d. h. in dem Kampfe mit den Sophisten und der Vernichtung ihrer verderblichen Grundsätze zu su-

den. Allein dabey hat er sich über die einseitigen Auffassungen der ältern Forscher so wenig zu erheben vermocht, daß er sich vielmehr darnach im Voraus eine Meinung gebildet, die in ihm eine Abndung des höhern wissenschaftlichen Werthes des Sokrates nie aufkommen ließ. Sokrates soll ein populärer und wahrhaft practischer Philosoph gewesen seyn; darum muß Xenophon als Hauptquelle gelten, weil er uns den Mann als einen Volkslehrer geschildert hat. Das Urtheil, Xenophon habe kein philosophisches Talent gehabt und selbst seinen Lehrer nicht richtig verstanden, sey das ungerechteste (S. 153), vielmehr sey er omnium Socraticorum facile princeps und echt Sokratisch gebildet gewesen (S. 169). Unser Vf. scheint hier zu sehr durch jene naive niederländische Manier des Xenophon befriedigt zu seyn, und seinen argen Widerspruch bey der Annahme einer so zu sagen esoterischen Lehre des Sokrates nicht gemerkt zu haben, die uns selbst aber unkenntlich sey und worüber nicht einmal seine Schüler übereingekommen wären (S. 155). Dem Aristoteles wird vorgeworfen, daß er bey Sokrates ein System vorausgesetzt, was ihm als Volkslehrer durchaus fehle; eine genaue Begriffsbestimmung der Tugend so wie eine Unterscheidung besonderer Tugenden dürfe man darum auch nicht erwarten. Die Sokratische Tugend hat hier bloß einen practischen Werth durch den Nutzen, den sie bringt und auf den sie überhaupt nur gerichtet ist (darum ist auch die Platonische von ihr durchaus verschieden S. 211); und wiewohl eine darauf gegründete Lehre der Gerechtigkeit unsicher und schwankend wird, so spricht sich doch der Gesamtcharacter der Sokratischen Moral nur in der proxima honestatis atque utilitatis conjunctio aus. In diesem Sinne werden die Aristotelischen Zeugnisse durch Xenophons Darstellung gemeistert, die den Vf. so sehr beherrscht, daß er sogar den ganz populären Ausdruck σοφία für die Sokratische Tugend dem Aristoteles aufbürdet

(S. 149), der ihn nie dafür geben konnte. Nach solchen Vordersätzen, die den geistigen Gehalt der Sokratik durchaus verkennen, mußte sich Sokrates Verdienst um den Rechtsbegriff mehr negativ herausstellen. Vermöge seines Strebens, den Einfluß der Sophisten unschädlich zu machen, soll er den allgemeinen Begriff der Gerechtigkeit nicht etwa erweitert, sondern vernachlässigt und selbst fahren gelassen haben, indem er sie bloß auf gewisse Pflichten, hauptsächlich den geschriebenen und ungeschriebenen Gesetzen Folge zu leisten, eingeschränkt und immer nur um des Nutzens willen anempfohlen hätte. Sokrates ist hier mit Leib und Leben Patriot und Bekämpfer des Liberalismus seiner Zeit; er achtet das Gesetz, welches die Sophistik der menschlichen Willkühr bloß gestellt hatte, als die festeste Norm der bürgerlichen Handlungsweise; alles νόμιμον ist ihm δίκαιον. Darum will er sich im Kriton dem Gesetze des Staates nicht entziehen, weil er als Bürger zu dessen Beobachtung sich verpflichtet hält, mochte er sich auch im Innern mit der Athenischen Verfassung nicht ausgleichn, vielmehr eine die Sokratiker nachher auszeichnende Vorliebe für die Spartanischen Institute genährt haben. Als Schöpfer des Naturrechts darf er übrigens in Folge der von ihm erwähnten ungeschriebenen Gesetze in der That nicht gelten, da er sich auch dabey noch innerhalb des Staates hielt.

Wir überheben uns hier füglich weiterer Beispiele, um auch von den kleinern Sokratikern an bis zu den Skeptikern, die den Schluß des Ganzen machen, obiges Urtheil zu bekräften, so deutlich zeigt sich, wie die Behandlung und Auffassung des philosophischen Alterthums, von der allein die genügende Lösung der Aufgabe abhing, um mehr als zwanzig Jahre hinter der deutschen Wissenschaft zurück ist. Waren wir ihr diese Nachweisung schuldig, so mag dadurch auch das Maß der Ausführung entschuldigt werden.

Dr. Kr.

S t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

92. Stück.

Den 11. Junius 1836.

---

P a r i s.

Chez J. B. Baillièrè, libraire. Mémoires de l'Académie royale de Médecine. Tome quatrième. Fascicule 3 et 4. p. 53 — 496. 1835. Quart.

Zuerst wird von Bourdois de Lamotte ein Bericht an die Academie mitgetheilt über den Vorschlag, die Büste von Corvisart in dem Sitzungssaale aufzustellen. Es besteht die Einrichtung, daß erst 5 Jahre nach dem Tode eines Mitgliedes und erst nach reiflicher Prüfung seiner Verdienste, ihm eine solche Ehre zu Theil werde. Es wurde dafür gestimmt.

Civiale, Bemerkungen über die Lithotritie (S. 61 — 297). Er vertheidigt seine Instrumente gegen verschiedene neuere, namentlich gegen eines mit zwey Armen, wodurch größere und härtere Steine theils durch einen heftigen Druck oder durch Anschlagen mit einem Hammer zerbrochen werden. Nach seiner Methode würden kleinere Steine in weniger als fünf Minuten zerrieben;

größere bedürften vorher einer einmaligen Durchbohrung. Dann widerlegt er die Behauptung, als wenn die Rückstände der zerriebenen Steine leicht Anhaltspuncte zur Bildung neuer Steine abgäben. Er führt das Beyspiel des Wundarztes Dudet an (S. 264: pour mon propre compte j'ai opéré vingt-deux médecins) und des bekannten musicalischen Instrumentenmachers Erard. Dann entwickelt er einige Uebelstände, welche die Lithotritie zuweilen begleiten, zumal wenn sie nicht mit der größten Umsicht und mit sorgfältigst gearbeiteten Instrumenten ausgeführt würde, wie Entzündungen, Schmerzen, Fieberanfalle. Am schlimmsten wäre es, wenn Stein-Fragmente in der Blase zurückblieben; die Zufälle seyen alsdann so heftig, daß wenn nicht sofort der Blasenschnitt vorgenommen werde, der Tod erfolge. Bey gehöriger Vorsicht und Geschicklichkeit des Operateurs hält er seine Methode, wenn bey Zeiten zu ihr Zuflucht genommen würde, für eine der hülfreichsten und sichersten. In der ersten Zeit habe er ein Drittheil der Steinkranken, dann zwey Drittheile mit Glück operiert. Das Verhältniß stelle sich günstiger, wenn die Operation früh unternommen würde; sie sey einfach, wenig schmerzhaft, gefahrlos.

Bouley der jüngere, über Vergiftung von sieben Pferden durch arseniksaures Kali (S. 298 — 307). Ein Fuhrmann hatte für einen Kaufmann aus einer chemischen Fabrik einige Zentner Droguerie-Waaren abzuholen. Diese wurden zuerst in seinen Stall gebracht, um sie den folgenden Tag in das Magazin wegzubringen. Eines der Paquete wurde auf ein offenes mit Hafer gefülltes Faß gelegt. Man hatte nicht beachtet, daß dasselbe unten eine Oeffnung hatte, woraus aus dem innen befindlichen weißen Pulver etwas

herausfiel. Mit dem verunreinigten Hafer wurde nachher ein Sack gefüllt, woraus die Pferde den Tag über ihr Futter erhielten. Gegen Abend ward eines nach dem andern von heftigen Kolikschmerzen und anhaltender Diarrhoe befallen. Der herbeygerufene Thierarzt untersuchte sogleich das Futter; schöpfte Verdacht bey dem weißen Pulver und vermuthete Vergiftung. Der Verf., hinzugezogen, überzeugte sich von der Gegenwart des Arseniks, wandte die hauptsächlichsten Gegengifte, auch das von Bunsen und Berthold empfohlene Hydrat des Eisenoxyds an; allein vergebens. Von den drey Pferden, welche letzteres Mittel 28 Stunden nach der Vergiftung erhielten, starb eines 6, das andere 37 Stunden, das dritte 8 Tage hernach. Die Section zeigte, außer der Entzündung im Magen und in den Gedärmen, das Bauchfell sehr geröthet und im linken Herzventrikel zahlreiche Ecchymosen. Die chemische Analyse ergab ein *arséniatè acide de potasse*. Der Verf. bemerkt am Schlusse mit Recht, es sey unverantwortlich, wenn man den Apothekern bey 3000 Franken Strafe verbiete, Gifte ohne gehörige Autorisation zu dispensieren und doch den Kaufleuten gestatte, ohne die mindeste Controle und Aufsicht die stärksten Gifte in Masse öffentlich in den Verkehr zu bringen.

Bouley, des jüngeren, Versuche über die Wirksamkeit des Hydrats von Eisenoxyd als Gegengift gegen Arsenik (S. 308—323). Die vorgehenden Erfahrungen ließen ungewiß, ob und in wiefern dem genannten Stoffe die vom Dr. Bunsen in Göttingen gerühmte Kraft als Gegenmittel zukomme. Die von ihm deshalb absichtlich an 17 Pferden unternommenen Versuche ergaben als Resultat, daß das Hydrat des Eisenoxyds sich wirksam beweiße, wenn es in großen



Saben entweder unmittelbar mit oder wenige, selbst vier, Stunden nach dem Gifte gereicht werde; keineswegs aber, wenn die ersten Symptome der Vergiftung sich schon zeigten (S. 323: que son action est nulle et qu'il n'empêche pas l'animal de succomber, lorsqu'on l'emploie après l'apparition des premiers symptômes de l'empoisonnement).

F. P. Ravin, Abhandlung über die Tuberkeln, zur Beantwortung der von der Academie im J. 1827 gegebenen Preisfrage, nämlich eine Geschichte der Tuberkeln hinsichtlich ihres Ursprunges, ihrer Structur in verschiedenen Geweben und Organen, mit einer auf Beobachtungen und Versuche gegründeten Angabe, ob man ihr Daseyn erkennen und ihrer Entwicklung begegnen könne, so wie über die Ausartungen, die sie erleiden und hervorbringen (S. 324 — 398 und Fasc. IV. S. 399 — 441). Die Annahme, daß die Tuberkeln gleich bey ihrem Entstehen fest seyen, grau oder perlenmutterfarbig, halte er für genau; seine eigenen Untersuchungen stimmten damit überein. Die Masse sey nicht sowohl unvollkommen organisiert, als das Gewebe unvollkommen zerstört. Was man gewöhnlich für Tuberkelmasse ausbebe, sey das Resultat der Erweichung oder der Eiterung. Er glaubt, daß der seröse Theil des Blutes bey alterierter Vitalität die Tuberkeln bilde. Zuweilen treffe man deutliche Blutgefäße in ihnen. Sie erzeugten sich in allen Organen, aber nicht in allen Geweben; bloß in dem serösen, knorpeligen, drüsigen und ganz besonders in dem zelligen. In chronischer Entzündung sey die Hauptursache zu suchen. Er nimmt zwey Arten an, nämlich speckartige (*tubercules stéomateux*) und drüsige (*t. glandulaires*); die letzteren seyen kugelförmig, und bildeten nicht wie

die ersteren homogene Massen. Die zweyte Art wäre die häufigste; sie hänge mit der lymphatischen Anlage zusammen; die meisten Lungenschwindsuchten entstünden daraus, so daß das Verhältniß dieser zur anderen Art sich stelle wie 1 : 12. Nur selten fände man beide Arten zusammen. Dringend ermahnt und bittet der Verf. sowohl die Medicinalpersonen als die sonst bey der Conscription einflußreichen Beamten, doch ja keine jungen Leute, welche zur Lungenschwindsucht Anlage haben, anzunehmen; nichts sey verderblicher, als der Militärdienst; die Anlage entwickle sich rasch zur ausgebildeten Krankheit, und viel zu frühe folge der Tod, der im Kreiße ihrer Familien hätte verhütet werden können. Da sie dem Staate als Soldaten doch nichts nützten, so solle man in ihrer Annahme mehr Wohlwollen als ängstliche Genauigkeit vormalten lassen (S. 435: *Je sais combien souvent cette disposition est difficile à reconnaître; mais c'est bien ici que le doute seul devrait dispenser de l'épreuve*).

Fasc. IV. Instruktionen der Mitglieder der Academie Keraudren, Renaudin, Delens, Dupuy und Pariset für Gaymard, den Wundarzt der Expedition, welche durch die Regierung in die nördlichen Meere geschickt wurde, um die Corvette la Billoise aufzusuchen (S. 61 — 92). Der Hauptzweck sollte seyn das Nähere über die Norwegischen Colonien in Grönland zu ermitteln; ob die Eskimos (*ou mangeurs de chair crue*) als die echten Eingebornen anzunehmen, ob ihre Stämme charakteristisch verschieden, ob die davon in Schottland bekannt gemachten hinten verlängerten Schedel die normalen seyen? ob ihre Schneidezähne den Rablzähnen ähnlich; ob die Thränendrüse mit einer verticalen Membran bedeckt; ob ihre Füße so klein wie die der Kamtschadalen; ob sie

bärtig? ob sie, wie Blumenbach glaube, eine Mittelraße zwischen Mongolen und Americanern bilden? ob ihre Fisch- und Thranahrung eine habituelle Plethora erzeuge; ob diese bey Mädchen die Pubertät beschleunige, Suffocation und Hämorrhagie erzeuge? wie das Blut beschaffen sey, ob sehr plastisch und wenig geröthet, wie das der Araber in Aegypten, und ob ebenso wie bey diesen die Circulation schnell und beschleunigt, und ob bey dem häufigen Fettgenusse (S. 67: comme dans les ordres monastiques) Brüste gewöhnlich wären? In welchem Verhältnisse zu den Nahrungsmitteln oder zur Reinlichkeit die Hautauschläge stehen? was von der Kräfte zu halten, welche die Hände nicht befallen soll; was von dem dort herrschenden Ausschlag und Scorbut? Was Wahres sey an den dort gebräuchlichen Hülfsmitteln gegen heftiges Nasenbluten, nämlich an dem Saugen im Nacken, an der Unterbindung der beiden Ringfinger, an dem Einbringen eines Stückchen Eis in die Mundhöhle oder am Einschlürfen von etwas Meerwasser in die Nase? Ob dort die Frauen wirklich so geschickt wären in der Operation des grauen Staars? ob die böse Augenentzündung mit der Aegyptischen zu vergleichen sey? welchen Antheil wohl die Winde hätten? Was leiste gegen Seitenstechen (Pleurésie) das dort gewöhnliche Auflegen von Asbest auf die schmerzende Stelle? werde diese Krankheit zuweilen wie in Island ansteckend? ist, wie man behauptet, die venerische Krankheit daselbst unbekannt? wird gegen die Menschenblattern die Vaccine angewandt, und wie gestaltet sich diese bey der harten Haut der Bewohner? wie suchen sie sich von der oft vorkommenden Steinkrankheit zu befreien? Was sey schlimmer, plötzlich aus Hitze in die Kälte, oder aus der

Kälte in die Hitze zu gehen? Da das Herz eines Bären, vom Thiere getrennt, noch drey Stunden auf dem Tische palpitiert habe, so verdiente nachgewiesen zu werden, ob die Nerven dieses Organs in ihrem Volumen oder in ihrem Gewebe etwas besonderes haben?

In Betreff Islands möge der Beauftragte in den alten Schriften (les sagas) nachsehen, was sich für die Medicin Unbekanntes, aber Wichtiges finde? et möge nachforschen, welche Krankheit unter dem Ausdrücke digerdoöd gemeint sey (wohl der schwarze Tod); wie sich zusammen Ausfall und Scorbut verhalte? ob und an welchen Orten Eresinen vorkommen? ob man zur Einimpfung die Krusten der Flüssigkeit vorziehe? ob dort Masern epidemisch sich zeigten und ob Croup beobachtet werde?

Um nicht dem glücklichen Zufalle Preis gegeben zu werden, erachtete man es für geeignet vorher durch Nachdenken und Anstrengung aller Art sichernde Einrichtungen zu treffen, auf daß die Expedition, und namentlich Gaymard in den Stand gesetzt wurden interessante Notizen über Medicin und wissenschaftliche Gegenstände überhaupt sammeln zu können. Dem zufolge sind genaue Vorschriften mitgetheilt in Hinsicht der Reinlichkeit, des Wechsels des Weißzeuges, der Waschungen, der Ventilation, der Erwärmung, der Ruhe, der Bekleidung und der Nahrungsmittel. S. 91 werden als wichtig angeführt Sawrkrout und Pemmican, c'est-a-dire de la viande pressée et concentrée au feu comme les saucissons d'Allemagne (?). Von diesem Pemmican sey ein Pfund gleichbedeutend mit 6 Pfund frisches Fleisch. Bey den Regeln der Disciplin heißt es: on écrira des journaux, on jouera la comédie, mais surtout on dansera au son du violon, et cela le plus souvent possible.

Ueber eine Fractur der Rückenwirbelsäule von E. H. Cauth (S. 442—44). Ein Mensch, der im Julius 1830 zum Fenster war hinaus geworfen worden, ward mit Deformität und Steifigkeit der Rückensäule geheilt; er litt nicht an Lähmung. Im December 1833 starb er zu Straß an Entzündung des Herzbeutels. Der Sectionsbericht wird mitgetheilt. — Beobachtung über eine vollständige Verschließung der Pupille des linken Auges, als Folge einer Operation der Cataracte von Silvy (S. 445—453). Ein herumziehender Augenarzt (S. 446 un de ces hommes qui parcourent les départemens, pour lever un impôt sur la crédulité publique) wandte bey dem linken Auge, das rechte war in der Kindheit durch die Pocken zerstört worden, die Extraction an; die Operation dauerte sehr lange und das Auge wurde rücksichtslos dem Lichte ausgesetzt, bis die Kranke zum momentanen Triumphe des unberufenen Heilkünstlers erklärte, daß sie die vorgehaltenen Gegenstände zu erkennen vermöge. Allein kurze Zeit darauf sah sie weniger als zuvor, und sie wandte sich an den Verf. um Hülfe, der sie ihr auch verschaffte. Er machte einen größeren Einschnitt, zog das Zurückgebliebene aus und beseitigte die Entzündung. — Beobachtung einer vollständigen Luxation der Tibia nach hinten von Blanchard (S. 454—63). Geschichte einer Heilung dieser seltenen Knieverrenkung bey einer Frau die in Folge eines Stoßes von einem Wagen gegen eine Mauer veranlaßt ward. Der Schenkel war verkürzt, die Biegung unmöglich. Die Reduction ging übrigens leicht von Statten und es traten später keine weiteren Zufälle ein. — Ueber eine schwere Verrenkung des Knies von Parrey (S. 464—474). Ein Invalide stürzte in eine tiefe Grube, die zur Leuchtgas-Berei-

tung diente, und blieb hilflos die Nacht über darin liegen. Erst den andern Morgen wurde er gefunden. Außer mehreren Verwundungen waren besonders die Bänder des Kniees bedeutend verletzt und die Kräfte tief gesunken. Ueber das Knie klagte er nicht, aber über einen heftigen Schmerz in der rechten Brustseite, der ihn zu athmen hinderte. Bey einem sanften Extensionsversuche versiel der Kranke in Convulsionen und Delirien; darum wurde davon abgestanden und sogleich eine allgemeine wie örtliche Blut- u. Aderläuterung vorgenommen. Diese mußten wegen ausgebildeter Brustentzündung und Statt findendem Blutauswurfe wiederholt werden. Während dieser Zeit konnte er den Zustand des Gelenkknorpels, von der Synovialmembran entblößt, beobachten. Derselbe änderte seine Farbe nicht und schien empfindungslos, sowohl bey mechanischen Eingriffen, beym Wegnehmen kleiner Stückchen, als bey der Application des galvanischen Reizes. Er hält diese Knorpel für gefäßlos (S. 472: *entièrement dépourvus de vaisseaux*). Da die localen Zufälle drohender wurden, ward die Amputation, welche der Kranke zur rechten Zeit hartnäckig verweigert hatte, vorgenommen; 14 Tage darauf starb er an einer Entzündung des Gehirns und der Lungen. Die pia mater war entzündet, das Gehirn schon erweicht; es zeigten sich hier und da Eiterungspuncte; die Ventrikel waren voll von Serum. Auch in der Brusthöhle fand man die Spuren einer ausgebildeten Entzündung.

Bericht über zwey von Nel und Montault der Academie vorgestellten Mißgeburten von P. Du Bois (S. 475 — 488). Die Bauch- und Brustdecken fehlten theilweise. Sie gehörte zu der Art von Deformität, welche Breschet durch den Aus-

druck Diastématique bezeichne; eine Folge örtlicher Unterbrechung in der Entwicklung des Fötus. Uebrigens beruhten die Annahmen, daß die Organe ursprünglich aus zwey Hälften beständen und nachher in der Mittellinie verwachsen, auf keinen sinnlichen Beweisen. Der Berichterstatter hält nicht viel auf die Entstehung der Mißgeburten durch äußere Gewaltthätigkeit, obgleich er die Wichtigkeit der Ermittlung für die gerichtliche Medicin zugibt.

Koempfen, über einen Fall von Verlust des Gedächtnisses (S. 489—494). Ein Officier war in der Reitstunde vom Pferde gestürzt auf die rechte Seite des Kopfes. Es stellte sich sogleich Neigung zum Erbrechen und eine leichte Ohnmacht ein, die bald vorübergingen, und worauf er sich wieder zu Pferde setzte. Allein von Zeit zu Zeit sagte er zum Stallmeister: mir ist, als erwachte ich aus einem Traume, was ist denn mit mir vorgegangen? Man erwiderte ihm, daß er vom Pferde gefallen sey; da er jedoch unmittelbar darauf die Antwort wieder vergaß, so fragte er von Neuem. Als der Verf. ihn zuerst sah, war sein Ausdruck wie der eines Erschrockenen; die Pupillen normal, die Sprache und das Athmen ungehindert: auf alle Fragen wurde richtig geantwortet, nur über eine Müdigkeit im Kopfe geklagt; keine Spur von Verletzung am Kopfe; im Gehen keine Beschwerde; das Gesicht sehr geröthet, hingegen der Puls war schwach und langsam, kaum 40 Schläge; ebenso der Herzschlag. Es wurden warme Reibungen vorgenommen, einige Tassen eines belebenden Thees gegeben, im Bette wurde der Kopf hoch gelegt; man applicierte darauf kalte und aromatische Umschläge, man ließ ein Senf-Fußbad nehmen; allein das Gedächtniß blieb erloschen; nur die Handlung der

Gegenwart existierte für den Kranken. So wie aber der Puls sich hob, kam auch das Gedächtniß wieder, erst nur von den früher vergangenen, dann einen Tag nachher von den etwas späteren Dingen und Ereignissen. Nur was am Tage seines Sturzes vor diesem und 6 Stunden nach demselben ihm begegnet, blieb ihm stets unerinnerlich.

M.

### M a i l a n d.

Regiis typis 1835: Gothicae versionis epistolarum divi Pauli ad Galatas, ad Philippenses, ad Colossenses, ad Thessalonicenses primae, quae supersunt, ex ambrosianae bibliothecae palimpsestis deprompta cum annotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaeus. 72 Seiten in Quart.

Aus der wichtigen Bereicherung welche auch diese Bruchstücke, gleich den vorhergehenden, unserer ältesten Sprachkunde bringen, hebe ich hier bloß einiges hervor, was mir auf den ersten Anlauf das bedeutendste scheint. Philipp. 4, 12 zweimal láis für oída, also was das bekannte väit, eben darum aber auch wie dieses der zweyten Anomalie angehörig, folglich mit dem Plur. lisum und dem Prät. lista anzusehen. Eine uralte, zwar verschollene, aber noch tief in die heutige Sprache eingreifende Form. list bedeutet also scientia, ars, und darf nicht von lisan (legore) geleitet werden, daß bey Ulfilas jederzeit colligere ausdrückt. láisjan (docere) heißt: machen daß einer etwas wisse, und das ist mit Wandlung des S in R das ahd. lêran. Ob nun auch einmal ein ahd. lêr (scio), lîrum (scimus) oder lêr, lisum bestanden hat?



wer sagt es? láis für ein Prät. nicht bloß der Form sondern auch der Bedeutung zu nehmen (wie ich Gramm. 2, 46 №. 510 leisa, láis, lisum ansetzte) verbietet der dem Gothen ganz geläufige Sinn des griech. οἶδα, und ein paar Zeilen weiter im 15ten Vers überträgt er οἶδατε gleich durch vituth; er hätte eben wohl sagen können lisuth. Anderwärts ist ihm ik galáisida mik ἐμαδον, ich lehrte mich = ich lernte. Was nun den feineren Unterschied zwischen váit und láis betrifft, muthmaße ich, daß jenes ursprünglich die Wahrnehmung durch das Gesicht, dieses die durch das Gehör bezeichnet haben möge, und vielleicht lassen sich die slavischen Verba vedeti (videre) und slishati (audire) nah vergleichen.

Höchst überrascht wird man 1 Thess. 4, 2 durch hváizòs anabusnins, τῖνας παραγγελίας. Bisher waren die weiblichen Formen nur für den Nom. und Acc. Sg. belegbar, alle übrigen wurden nach der Analogie des ersten Demonstrativs vermuthet. Allein diese Analogie scheint ungültig, wenn die Lesart hváizòs nicht auf einem Schreibfehler beruht. hváizòs für hvizòs im Gen. Sg. ließe sich schon hören, da zwar thizòs, aber in allen Adjectiven blindáizòs steht. Für den Acc. Pl. Fem. ist aber der Character IZ oder AIZ, der nur dem Gen. und Dat. gebührt, beynahе undenkbar; also hváizòs geschrieben statt hvòs? Daß jenes wirklich der Handschrift stehe versichert der Herausgeber.

Aus dem Comparativ iusiza Gal. 4, 1 läßt sich ein Positiv ius oder iuseis schließen, welcher solutus, liber bedeutet haben muß, weil das Subst. iusila solutio, liberatio, remissio ausdrückt, folglich iusiza, liberior, potentior. Dieselbe Wurzel, welche die Formel

IUS, AUS, US fordert, könnte dem berühmten Volksnamen der Usipi, Usipetes, so wie den heutigen Ortsnamen Uslar, Usingen zum Grunde liegen. Noch eine alte Volksbezeichnung scheint sich aus Philipp. 4, 8 zu erläutern, wo gariud für *σεμνόν* steht; die Reudigni des Tacitus wären demnach Riudiggôs, heilige, ehrwürdige. Ein drittes bisher unerhörtes Adj. erscheint Philipp. 4, 3. Col. 3, 12, valis, Gen. valisis, mit den Bedeutungen *γνήσιος, ἐκλεκτός, ἠγαπημένος*, deren zweyte wohl die eigentlichsste war, denn valis berührt sich mit valjan (eligere); man darf den ahd. Stammnamen Welisunc dazu halten. Erfreulich ist es aus dem Adv. thiudiskô *ἔθνικώς* nun den ältesten Beleg für die Benennung unseres Volkes thiudisks, *ἔθνος* zu entnehmen, was aber weder barbarus noch paganus aus sagte, sondern ursprünglich popularis, gentilis, aus dem Volk entsprossen, vergl. Gramm. 2, 378. 478. Wenn die gothische Adverbialendung ô unzweifelhaft aus dem schwachen Neutrum des Adjectivs entspringt (Gramm. 3, 101), so könnte das althochdeutsche diutisco (theotisce), samalhho (similiter) gleichfalls aus einem neutralen diutiscô, samalhhd geleitet werden, so gut sich das goth. ô im ahd. Plur. Fem. plintô (goth. blindôs) und in dem Verbum salpôn (goth. salbôn) ergibt. Später verkürzte es sich, wie aus herzô (goth. hairtô), herzâ und endlich herza wurde. Freylich wird damit die ahd. Adverbialform zu einer unlebendigen, ungefühlten. 1 Theff. 2, 13 wird *ἀδιαλείπτως* durch das goth. unsveibandamei gegeben, was aber keine weibliche Form, sondern der schwache Gen. Pl. Masc. ist, statt unsveibandane, gebildet wie bisun-

janê (Gramm. 3, 134), EI für E wie teikan für tēkan, leikeis für lêkeis. Umgekehrt E für kurzes I, wenn es Philipp. 3, 16 gasnevum f. gasnivum heißt, oder Coloss. 3, 22 thevisa (mancipia) 4, 1 thevisam (mancipiis) statt thivisa, thivisam. Der Sing. dieser Neutra lautete wohl thivis, Gen. thivisis; denn wäre die Pluralform paragogisch, so stände wahrscheinlich thiviza? wie das ahd. lempir, goth. lam-biza lauten würde; auch hat sich sonst noch gar kein Beyspiel des paragogischen Plur. im Gothischen dargeboten.

Col. 2, 16 finden wir *νοῦνῦνία* durch fulliths (wahrscheinlich Fem.) wiedergegeben; darauf und nicht auf fullitha weist der Gen. Pl. fullithê. Der Herausg. vergleicht mit Recht das ags. fyllith, meint aber den Gothen sey der Vollmond feyerlicher gewesen als der Neumond, deshalb habe der Uebersetzer jenes Wort gewählt. Ich möchte annehmen, daß es bloß aus Versehen geschah. Denn die angeführten Worte des Tacitus lehren, daß die Germanen auf beide Zeiten, Neumond und Vollmond sahen. Hieß aber nun das novilunium auf gothisch niujiths? oder niuja mēna? Daß die Gothen auf den Wechsel des Mondlichts sorgsam achteten (gleich allen Germanen, Tacit. Germ. 11), ergibt sich aus des Jornandes Stelle von dem freylich unhistorischen Diceneus (de reb. get. cap. 11), der sie, schon zu Syllas Zeit, über den Lauf der Planeten, die zwölf Himmelszeichen, die Veränderungen des Mondes und über die vom Aufgange zum Niedergang sich bewegenden Sterne belehrt haben soll. Wenn dabey 344 Sterne angegeben werden, so ist das eine mythische Zahl, die in unserm Alterthum öfter erscheint, vergl. N. 220 über die Zahlen 43 und 86.

Man wußte bereits daß *Alphilaß* die griech. Wörter *ἔτος* und *ἐνιαυτός*, welche wir jetzt beide mit *Jahr* übersetzen, durch zwey goth. Ausdrücke unterschied, ersteres ist ihm *jêr*, letzteres *Joh. 18, 13 atathni*, wofür nun *Gal. 4, 11* das einfache *athn* erscheint. *athn* (ahd. *adan?* und *azadani?*) entspricht aber den Buchstaben nach gerade dem griech. *ἔτος* und war unbedenklich die uralte, deutsche Benennung. Denn *jêr*, *jár* ist sichtbar erst von dem Frühling, *ἔαρ*, -ver, poln. *iaro*, böhm. *garo* auf das ganze *ἔτος* übertragen, wie unser *lenz* den Slaven für den Begriff *Sommer* und *Jahr* dient (*leto*, *ljeto*).

1 *Thess. 4, 11* *αναγαυαλ ἡσυχίαν* oder vielmehr *ἡσυχάζειν* könnte auf den *Gramm. 2, 29 no. 315* gesuchten Urbegriff von *qvilan* führen: *ruhen*, *schweigen*, *still seyn*. Daher im nord. Dialect *qveld* *Abend*, *Zeit der Ruhe*, wie *conticinium* *Zeit des nächtlichen Schweigens*. *anaqval* oder *anaqvals* demnach *Beginn der Ruhe*, *Stille*. Dann aber auch *qvilan* *sterben*, *verstummen*, *nicht mehr reden*, weil *Tod* und *Grab* *still* und *stumm*; *qvild*, *Tod*, *Sterben*.

*Fita* steht *Gal. 4, 19. 27* für *ἔδινω*, von dem *Schmerz*, dem *Kreitzen* *Gebährender*; hat es im *Prät. fat* oder *fitáida?* Das *Subst. ἔδινω* = *ἔδις* wird aber 1 *Thess. 5, 3* durch ein anderes, ebenso unerhörtes Wort verdeutscht, durch *qxáισv*. Dem gleicht das altn. *qvaisa*, das *Colik*, also auch *Geburtswehen* bedeutet. Auffallend werden die folgenden Worte *τῆ ἐν γαστρὶ ἐχούσῃ* gegeben *this* *hafteis*, wo man *thizés* *haftóns* (*qvithuhaftóns*) erwartet. Zur *Roth* könnte ein *Neutrum* *hafti* oder ein *Masc.* *hafteis* *Schwangerschaft* bedeuten, aber warum wurde hier der lebendige Ausdruck des Textes verlassen und ein abstracter gesetzt?

Ich muß abbrechen und viele andere merkwürdige Wörter übergehen. Das folgende Heft liefert uns wohl den Ueberrest aller Mailänder Fragmente, deren Ausbeute dem deutschen Sprachstudium unberechenbare Dienste geleistet hat. Angehängt ist diesmal eine Untersuchung de Ulphilae et Gothorum Arianismo.

Jac. Grimm.

### H a m b u r g.

Bereits in dem verflossenen Jahre wurden von dem Herrn Verleger zu der Geschichte der Europäischen Staaten, herausgegeben von A. H. E. Heeren und F. A. Ukert, die Register versprochen. Von diesen ist jetzt das erste zu der Geschichte der Deutschen von Pfister erschienen, von J. H. Möller, Bibliotheks-Secretär in Gotha, 74 S. in 8. Es enthält als Namen- und Sachregister alle Personen- und Ortsnamen, in so fern sie irgend historisch merkwürdig sind, mit Anführung der wichtigsten historischen Thatsachen, und außerdem auch Sachnachweisungen, in so fern diese für Land und Volk erheblich sind. Wie sehr der Gebrauch des Werks dadurch erleichtert wird, brauchen wir nicht zu sagen. Die zu den bereits beendigten Geschichten Italiens, der Niederlande und Sachsens werden zunächst folgen.

Hn.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

93. Stück.

Den 13. Junius 1836.

---

P a r i s.

Voyage dans l'Inde par Victor Jaquemont pendant les années 1828 à 1832. Première partie, Aout 1828 à Mai 1829, traversée de France à Calcutta. Journal. 1—4 Livraison. 160 S. Fol. (bey Didot).

Der Verf. des vorliegenden Werks, der von der französischen Regierung als Naturforscher, besonders für die Botanik und Mineralogie, nach Ostindien geschickt ward, hat die Herausgabe desselben nicht erlebt, da er in Indien an einer Krankheit sein Leben beendete. Da dem vorliegenden ersten Theil seiner Reise gar keine Vorrede vorgesetzt ist, können wir über seine Person keine Notizen weiter mittheilen. Dieser erste Theil enthält nur die Reise von Brest nach Calcutta, die durch keine besondern Vorfälle sich auszeichnete. Indes hielt sich der Verf. einige Zeit in Rio, auf dem Cap und auf Isle Bourbon auf; und die Bemerkungen, die er auf diesen Plätzen machte, enthalten das, was wir den Le-

fern mitzutheilen haben. Am 26. August 1828 segelte die Corvette la Zélée von Brest aus. Der Verf. rühmt die milde Behandlung der französischen Matrosen, die nicht anders als nach dem Ausspruche eines Officier-Consail geschlagen werden dürfen. Am 13. Sept. lief die Zélée in den Hafen von St. Cruz auf Teneriffa ein, wo jedoch nur ein viertägiger Aufenthalt Statt fand, der nicht erlaubte den Pic zu besteigen. Nur über das Thal von Laguna werden einige mineralogische Bemerkungen gemacht. Die Spanischen Colonien sinken mit dem Mutterlande. Das Volk in Lumpen gehüllt lebt in Dürstigkeit und Faulheit. Bereits am 17. Sept. war die Abfahrt. Nach drey Tagen erreichte man den Wendekreis; die Passatwinde stellten sich jedoch erst später am 13. October ein. Der Aequator ward unter  $25^{\circ}$  d. E. passiert; am 24. Oct. sah man unter  $20^{\circ} 30'$  S. Br. die Küste von Brasil. Auf der ganzen Fahrt zwischen den Tropen, bemerkt der Verf., habe er nie einen ganz heitern Himmel gesehen. Am 28. Oct. erreichte man Rio, wo der Aufenthalt, der nur eine Woche dauern sollte, wegen nöthiger Reparaturen sich bis zum 18. November verlängerte. Auch die drey Wochen konnten nur eine Ansicht geben, für Reisen und genauere Untersuchungen waren sie nicht hinreichend. Die Bevölkerung der Hauptstadt wird auf 150,000 angegeben, wovon aber nur etwa 20,000 Weiße, etwa 100,000 Neger, die übrigen farbiger Rassen. Der Anblick des Innern ist nichts weniger als reizend; halbnackte Neger mit lautem Geschrey und Gesang die Gassen durchziehend; auch die Weißen klein und unansehnlich. Es ist etwas offenartiges in den Physionomien. Einige Hunderte heißen Markis, Vicomtes und Barons, und sind schon im Alter von 15 bis

16 Jahren mit Orden bedeckt. Sie leben von ihren Besitzungen in der Nähe der Stadt, die von Negern bestellt werden. Die auf sie folgen sind Rechtsgelehrte, Doctoren, Advocaten, Aerzte u. s. w. Die untern Classen der Freyen treiben den Kleinhandel, und einige Handwerke. Der Verf. verspricht Brasilien keine glänzende Zukunft. Wie soll die Industrie emporkommen, wo man nicht arbeiten will und auch wenig zu arbeiten braucht? Die Ueberzahl der Neger und der Farbigen erregt große Besorgnisse. Würden die Neger frey, so würde damit alle Industrie aufhören. Damals würden noch jährlich 30,000 Neger eingeführt. Bey dem großen Umfange des Reichs, und der Entlegenheit der Provinzen ist es schwer zu glauben daß es Ein Ganzes bleiben werde. Die Regierung hat nicht die Mittel die entfernten Provinzen in der Abhängigkeit zu erhalten. Die Armee besteht meist aus Negern und Farbigen ohne Disciplin. Es gibt Universitäten und Gymnasien, auf denen aber nichts gelehrt wird. Der damalige Kaiser Don Pedro war ein Mann von Talenten, aber ohne gründlichen Unterricht und Bildung. Nach seinem Weggange scheint es nicht besser geworden zu seyn. Man muß indeß nicht außer Acht lassen, daß bey der Kürze des Aufenthalts man nur oberflächliche Bemerkungen von dem Verf. erwarten kann.

Am 18. November ward Rio verlassen und die Reise fortgesetzt. Das nächste Ziel war jetzt die Capstadt. Die Ueberfahrt ward in der Region der veränderlichen Winde unter 35° S. Br. gemacht, und war ohne besondere Vorfälle. Am 21. December erblickte man den Tafelberg und ging in der Bay vor Anker. Der Aufenthalt dauerte nur bis zum 30. December. Die Beobachtungen des Vf. konnten sich daher auch nur auf die Stadt



und ihre nächsten Umgebungen beschränken. Es gibt, sagt der Vf. wohl keinen größeren Contrast als zwischen Rio und der Capstadt. Dort alles Lärmen und Anarchie, hier Ruhe und Ordnung. Die Capstadt ist groß und regelmäßig gebaut; die Straßen breit und fast alle mit Bäumen bepflanzt. Die Häuser haben meist nur Ein Stockwerk von Stein gebaut, sehr reinlich und sauber, mit terrassenartigen Dächern. Die Holländer haben in ihrer Bauart nur die nothwendigsten Veränderungen, die das Klima erforderte, gemacht. Die Wohnungen der Engländer sind in einem ganz andern Stil, dem griechischen, so wie die modernen Gebäude in London. — Die Bevölkerung wird auf 25000 angegeben. Sie ist äußerst gemischt. Die Mehrzahl sind Holländer, aber auch die Zahl der Engländer ist sehr im Zunehmen. Dann die Hottentotten, Caffern, Madegassen, Neger aus Mozambique, und andere. Die Holländer sind die Grundbesitzer; fast alles feste Eigenthum gehört ihnen. Es sind reiche Leute ohne große Einkünfte. Auch nach zwey Jahrhunderten haben sie ihre helle Farbe, ihre blauen Augen und blondes Haar unter diesem heißen Himmel behalten. Man sieht daß sie lange Zeit die Herren waren. Bey ihrer bürgerlichen Einfachheit haben sie doch etwas Edles und Großes. Die Engländer regieren und glänzen. Ein Theil von ihnen besteht aus Kaufleuten. Die Hottentotten sind nach dem Vf. eine Varietät der Negerrasse, von olivengelber Farbe, schwarzem und wolligem Haar. Sie sind gewandte Reiter. Die Weiber viel häßlicher als die Männer. Die Hottentotten in der Capstadt sind alle frey. Ihre Zahl ist bedeutend; sie sind meist Hausbediente. Die Sklaven waren Caffern, aber fast alle auf dem Cap geboren. (Jetzt ist auch dort die Slaveren

aufgehoben). Die Malayen auf dem Cap kommen meist aus Madagascar. Man läßt sie Handwerke lernen. Sie haben feine Profile, oft mit Adlernasen, schwarzes und schlichtes Haar. Die Farbe der Haut ist bald mehr bald weniger dunkel. Die Buschhottentotten sind Gegenstand der Neugierde; der Vf. bekam keinen zu Gesicht. — Die Colonie überhaupt hat nicht die Aussicht eines schnellen Wachsthums vor sich. Ihr einziger Ausfuhrartikel ist der Wein. Aber auch die Ausfuhr davon hat abgenommen, seitdem sie nur auf Englische Schiffe beschränkt ist.

Das Klima auf dem Cap ist gesund; der dortige Sommer trocken, der Winter sehr regnig. Schnee und Eis sind unbekannt; indeß erwärmt man doch im Winter häufig Eine Stube mit Englischen Steinkohlen. — Der Verf. traf auf dem Cap ganz unerwartet mit einem andern Weltumsegler, Jn d'Urville, Befehlshaber des *Porolake*, einem alten Bekannten zusammen, der bei der Auffuchung von la Perouse ausgeschiedt war.

Der Verf. verließ am 30. Dec. die Tafelbay und umsegelte am 1. Jan. 1829 das Vorgebirge der guten Hoffnung. Am 28. Jan. erblickte man die Südspitze von Isle Bourbon. Die Insel hat keinen Hafen, die Barre macht das Land sehr beschwerlich. Man muß auf einer hölzernen Leiter einen ins Meer gebauten Damm hinauf klettern. Der erste Anblick war keineswegs einladend. Alles deutete auf Unordnung und Verfall. Der Vf. fand sein erstes Unterkommen bey einem Clavenhändler aus Marseille, wo er alle Greuel dieses Handwerks kennen lernte. Die Insel zeigt allenthalben ihren vulcanischen Ursprung, auch hat sie noch einen brennenden Vulcan. Fast die ganze Bevölkerung ist auf die Küsten beschränkt. Hier sind die Pflanzungen, die sich nur

bis an den Fuß der Gebirge erstrecken. Die Insel hat eigentlich keine Städte; sie ist in Quartiere getheilt. Man rechnet 108,000 Einwohner, von denen 20,000 Weiße, 5—6000 Freigelassene, und gegen 80000 Sklaven. Einige Weiße sind noch Abkömmlinge der ersten Colonisten, und noch Eigenthümer der großen Besitzungen ihrer Väter; es sind die reichsten. Um sie herum gleich alte Familien, deren Besitzungen aber getheilt worden sind. Die neuen Ankömmlinge aus Frankreich sind selten Grundbesitzer. Die Capitalisten sind Kaufleute und Banquiers; die Mehrzahl treibt den Kleinhandel. Die reichen Colonisten heißen die grands Blancs, die andern die petits Blancs. Diese letztern leben meist in der Dürftigkeit. Stolz auf ihren Ursprung und ihre Farbe wollen sie nicht arbeiten; leben von der Jagd, dem Fischfang und auch dem Diebstahl. Das herumstreifende Leben hat auch hier große Reize, und auch viele der wohlhabenden Freigelassenen bleiben ihm geben. — Die petits Blancs tragen weder zu den Lasten der Colonie bey, noch zu ihrer Bereicherung. Auch sucht die Administration, die ganz in den Händen der Reichen ist, ihren Anwachs zu verhindern. Dem Ankömmling aus Frankreich wird nur der Aufenthalt auf der Insel gestattet, wenn er beweiset daß er Mittel zu seiner Subsistenz mitbringt. Die Zahl der Freigelassenen (libres) ist die geringste. Sie sind fast alle von gemischter Rasse, Mulatten, Quarterons &c., doch unterscheidet man hier diese Rassen nicht so wie auf den Antillen. Sie haben gleiche bürgerliche Rechte mit den Weißen, aber die stärkste Absonderung findet Statt im gesellschaftlichen Leben. Ein Weißer der die Gesellschaft der Freigelassenen besuchte, würde ausgeschlossen werden von der der Weißen. Die Sklaven sind von der Ostküste von Africa,

von dem Canal von Mozambique nördlich bis Zanzibar, und von Madagaskar; wenige Malayen und Malabaren. Man sieht fast alle Farben bey ihnen. Die von der Küste Africas reden verschiedene Sprachen und sind von verschiedenen Völkern. Alle weiblichen Slaven heißen Negressen. Die Slaven von der Küste nennt man Casfern, die von Madagaskar Malgaschen. Man unterscheidet sie leicht von den Negern. Die Malayen kommen von Timor und den Molucken. Ihre Farbe ist mehr oder weniger schwarzbraun. Man schätzt sie wegen ihrer Geschicklichkeit in mechanischen Arbeiten. Sie mischen sich nicht mit andern Slaven, die sie geringer als sich ansehen. Sie können aber nur sehr jung eingeführt werden. Alt bekommen sie das Heimweh, sterben, oder nehmen sich wohl selber das Leben. Man hat gesehen daß Mütter sich mit ihren Kindern umbrachten. Die Malabaren sind gewöhnlich schon Alt ihren Herren aus Indien gekommen. Sie werden nur zu häuslichen Geschäften gebraucht. Alle in der Colonie geborene Slaven werden unter der Benennung der schwarzen Creolen begriffen. Sie wachsen im Hause auf. Sie dienen ihren jungen Herren zum Zeitvertreib; wachsen mit ihnen auf, und werden Taugenichtse, wenn man sie nicht etwa ein Handwerk lernen läßt. Die häuslichen Slaven werden viel besser gehalten als die Arbeiter in den Plantagen, und sehen daher auf diese herab. Auffallend ist es, wie diese bey ihrer harten Arbeit und elenden Nahrung dennoch einen großen Theil der Nacht sich mit Plaudern und Scherzen vertreiben. Es ist tröstend zu sehen, daß die Unglücklichen selber sich nicht für so unglücklich halten als wir sie ansehen. Die höchste Strafe die das Gesetz erlaubt sind dreyßig Peitschenhiebe. Die Verwaltung würde mit sich selbst

in Widerspruch seyn, wenn sie den Sklavenhandel ernstlich hinderte. Ein paar kleine bewaffnete Fahrzeuge kreuzen gewöhnlich um die Insel, und nehmen dann und wann ein Sklavenschiff weg, wenn es ihnen gerade passend dünkt um den Schein zu erhalten. Der Vf., wenn er gleich mit Abscheu über Sklavenhandel und Sklaverey spricht, gesteht doch daß sie ohne den Ruin der Pflanzler nicht geradezu aufgehoben werden könne. Er stellt indessen das Verfahren der Engländer, die es auf Isle de France gethan haben, als Muster auf; wie er denn überhaupt von der Britischen Colonialpolitik mit Bewunderung spricht.

Der Zuckerbau ist jetzt fast die einzige Cultut auf Isle Bourbon, statt daß es sonst der Caffeebau war. Aber von diesem letztern werden jetzt kaum  $2\frac{1}{2}$  Million Pfund gewonnen. Die Art des Zuckerbaues und die Fabrication desselben werden im Detail beschrieben, wovon sich aber nicht leicht ein Auszug geben läßt. Am 19. Februar erlebte der Vf. auch einen der Duragans oder Donnerstürme, der doch noch keiner der heftigsten gewesen zu seyn scheint. Am 26. Febr. ging er von Isle Bourbon nach Pondichery unter Segel, wo er am 8. April landete, und von da nach Calcutta ging. Mit dem Aufenthalte in Calcutta beginnt das zweyte Buch der Reise, wovon aber dieß vierte Heft nur bloß die ersten Blätter enthält.

Am Ende jedes Hestes gibt der Vf. Nachricht von den Pflanzen, die er auf seinen kurzen Wanderungen angetroffen hatte, welche auch in lithographierten Tafeln abgebildet sind. Wir müssen darüber das Weitere bis nach Vollendung des Werks versparen, wo es von anderer Hand wird beurtheilt werden.

# Stettinische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

94. 95. Stück.

Den 16. Junius 1836.

---

Halle.

Sumtibus Gebaueriis, 1836: Pauli ad Romanos epistola. Recensuit et cum commentariis perpetuis edidit Dr Car. Frid. Aug. Fritzsche, in academia Rostochiensis professor theologiae ordinarius. Tom. I. 429 S. 8.

Es ließ sich erwarten, daß der Verf. vorstehenden Commentars, nach den über andere neuere Auslegungen gegebenen Bemerkungen und meistens gewiß Berichtigungen, auch selbst mit einer ausführlicheren Erklärung des schwierigen Briefes hervortreten würde, und wer die bisherigen verdienstlichen größeren und kleineren exegetischen Arbeiten des Hn Verf. genauer kennt, wird sich, trotz der so großen Zahl der in der neueren Zeit bereits erschienenen und immer noch erscheinenden Bearbeitungen des Briefes an die Römer, nur freuen, daß jene Erwartung so in Erfüllung geht. Die große Gründlichkeit und Genauigkeit des Verf., besonders für die sprachliche Seite der Auslegung, ist bereits allgemein aner-

kennt genug, und so wird man dem Verf. nicht nur gern glauben, was er über seine eigene Würdigung der Schwierigkeiten des wichtigen Briefes, so wie seine sorgfältige Vorbereitung und Vorarbeiten für die Erklärung im Vorworte sagt: 'D. Pauli ad Romanos epistolae, quae una omnium Paulinarum et gravissima et difficillima censetur, explicandae consilium, neque nudius tertius cepi, neque vero raptim exsequutus sum. Imo quum horum rationem studiorum vix ingressus animadvertissem, neque Koppii librum, qui tum summi a plerisque recte aestimabatur, ei, quam hâc aetate splendere par esset litterarum luci satis respondere, neque limatius opus nisi ab eo effici posse, qui aetate, consilio et usu vir factus priusquam negotium laboriosum et difficile aggrediretur diligentissimam praeparationem adhibuisset, re quam juvenili ardore complexus eram in multos annos prolata aliquantum temporis ab aliis occupationibus liberi in Paulum conferre statui. Ita duodecim anni praeterlapsi sunt, quibus Pauli epistolas quinquies in scholis accurate enarravi neque spernendam et cum ipso Paulo, cujus scripta nunc criticis, nunc exegeticis, nunc historicis, nunc dogmaticis rationibus adductus saepissime pertractavi, et cum Pauli interpretibus, quorum non solum optimos quosque legi, verum etiam multos infimos attingi, familiaritatem contraxisse mihi videor.' — sondern auch die Bescheidenheit nur hoch achten können, mit welcher ein Creget, wie der Hr Vf., post immatura et subitaria (um mit demselben zu reden) multorum scripta, quibus nunc Paulus undique obruitur, sich gleichsam zu entschuldigen sucht, daß auch er die

Erklärung des wichtigen Briefes versuche. Der Vf. bemerkt noch im Vorworte, daß er, um das Werk nicht zu groß und kostspielig zu machen, nur die vorzüglichsten Varianten berührt, so wie nur die Erklärungen geprüft habe, quae aut speciosae putari possent aut utut falsae alioquin atque adeo ineptae novitatis tamen commendationem haberent. Wie Ref., für die Auslegung selbst, den Grundsatz des Vf. für sehr richtig hält, so darf er auch, nach dem genauesten Studium vor einem Mißverständnisse warnen, auf welches man durch die obigen Worte des Vf. geführt werden könnte, als ob nämlich der Vf. nur eine kürzere, nicht alle beachtenswerthen Erklärungen besprechende Auslegung liefere. Dem ist aber gar nicht so, sondern es zeigt sich überall nicht nur die genaueste Kenntniß der älteren, wie der neueren und neuesten Ausleger, so daß, wenn der Verf. auch allerdings mit Recht nur die wirklich achtenswerthen Meinungen besprochen hat, doch sich von diesen keine fehlt und das Werk, wie an Gründlichkeit, so an Ausführlichkeit und Erschöpfung alles für den Kreis der Erklärung dieses Briefes Beachtenswerthen keinem der bisherigen Commentare nachsteht, vielmehr alle, vielleicht nur den von Hn Prof. Reiche ausgenommen, weit übertrifft. Die Exegese des Verf. ist die allein wahre und wohl für ewige Zeiten gültige, wenn auch einzelne Zeiträume sich mit Vorliebe zu anderen Auslegungsweisen verirren, nämlich die grammatisch-historische im strengsten Sinne des Wortes. Ref. will damit weder aussprechen, daß dieselbe Erklärungsweise nicht noch von vielen trefflichen Exegeten unserer Zeit geübt werde, noch leugnen, daß mancher grammatisch-historische Ausleger unserer Zeit eine von dem Vf. sehr verschiedene Auslegung habe, und sich doch ebenfalls ein



großes Verdienst erwerbe. Nur gegen die in unserer Zeit so oft auftretende Auslegung von einem bestimmten philosophischen Standpuncte aus befindet sich die Exegese des Vf., wie alle grammatisch-historische in entschiedenem und unvereinbarem Gegensatze. Innerhalb des Kreises der grammatisch-historischen Interpretation aber gibt es noch immer Beweglichkeit und Freyheit des Geistes genug, je nachdem man sich mehr die Erklärung und Darlegung des Inhaltes im Ganzen, der einzelnen Lehrsätze, so wohl in ihrem Gehalte als in ihrer gegenseitigen Beziehung und Verknüpfung zu einem zusammenhängenden Ganzen, oder die Auslegung und Erforschung des einzelnen Ausdrucks zum Ziel setzt. Es haben sich nun viele allerdings sehr würdige und ebenfalls grammatisch-historische Auslegungen unserer Zeit jener Seite der Auslegung vorzugsweise zugewendet, der Character der Exegese des Hn Verf. ist mehr die sprachlich-philologische Seite. Aber gewiß nun diese Seite der Erklärung gleich wichtig ist, weil jene nur durch sie zu wirklichen richtigen Resultaten gelangen kann, und der Verf. mit Recht sagt: — *quum verba notionum signa sint, quid scriptor senserit nisi ejus verbis ad linguae, qua ille usus sit regulas diligentissime exactis, sententiarum nexu accuratissime enucleato ipsisque sententiis summa religione cum iis collatis, quae tum ipsi scriptori tum ejus aequalibus placuerint erui non potest.* — so gewiß erwirbt sich der Verf. besonders für diese Auslegung abermals ein großes Verdienst. Er hat abermals in diesem Commentare einen reichen Schatz von wichtigen Sprachbemerkungen niedergelegt, der unbestreitbar nicht nur das Verständniß und die Entscheidung an den betreffenden Stellen fördert, sondern für

Grammatik und Lexicographie des N. T. von großer Wichtigkeit ist, und selbst von den Philologen mit Recht beachtet werden dürfte. Damit will Ref. aber nicht andeuten, daß der Verfasser dem dogmatischen Elemente, d. h. der Erforschung des Sinnes und Gehaltes des Briefes nicht genüge: der Verf., indem er mit Recht jeder Disciplin überläßt, was ihr gehört, gibt zwar keine längeren ästhetischen Betrachtungen, auch bespricht er nicht das Verhältniß der einzelnen Lehrsätze zu dem System der Symbole, weder für noch gegen dasselbe, aber er erörtert stets den Gedanken in so weit, als es zum Verständniß der Stelle und ihrem Verhältnisse zum Lehrbegriffe des Apostels nöthig und ausreichend ist. Obwohl an sich für den exegetischen Zweck hinreichend tritt es nur darum weniger hervor, weil die andere Seite der Auslegung, die philologische, in welcher ja der Hr Verf. so sehr unter den neueren Exegeten hervorrage, mit so großer Gründlichkeit und Ausführlichkeit behandelt wird. Die Genauigkeit und Gründlichkeit des Verf. berichtigt dabey manche falsche historische Angaben der früheren Ausleger, während die Fülle von Gelehrsamkeit, die sich überall offenbart, und die nach jener Genauigkeit angeführten Belege und Quellen für das Historische der Erklärung dem Werke einen dauernden Werth verleihen. Darum können wir auch nicht anders urtheilen, als daß bey der seltenen Sprach- und Sachkenntniß des Hn Verf. und seinem Scharfsinne gar manche Erklärung der neueren und neuesten Ausleger berichtigt, und, so schwer dieß auch nach dem bereits auf diesen Brief gewendeten Fleiße der Ausleger scheinen mag, doch das Verständniß wirklich gefördert, und die Wissenschaft der Exegese mit einem würdigen Werke bereichert wird. Ref.

hebt nur Einzelnes hervor, mehr um dem Hn Verf. seine Hochachtung zu bezeugen, als um das Eigenthümliche und Verdienstliche des Werkes in den einzelnen Stellen zu erschöpfen, oder auch, wo er ihm nicht beystimmen kann, eine hier gewiß unpassende genauere Verhandlung anzustellen.

Mit Recht bemerkt der Verf. im Eingange der Prolegomena, daß in die Einleitung nur das aufzunehmen sey, was der Leser zum wirklichen Verständniß des Briefes wissen muß, Bekanntes und Gewöhnliches nur kurz zu erwähnen, Zweifelhaftes und Controverses aber, so bald man wirklich Licht darüber verbreiten zu können meine, docte quidem et subtiliter, aber doch möglichst kurz behandelt werden müsse, dagegen so manche ganz ungegründete Meinung, zumal, wenn sie schon von anderen widerlegt ist, allenfalls mit Nennung derer, die es gethan, ganz zu übergehen sey. Dafür gewährt die Einleitungswissenschaft Raum genug. Ebenso erklärt er sich mit vollem Rechte gegen die wunderliche Weise Rückerts, die Prolegomena in Postlegomena zu verkehren. Der Erklärer selbst muß freylich die Schrift aufs genaueste durchdacht und durchgearbeitet haben, wenn er den Leser richtig vorbereiten will, und er schreibt darum die Einleitung nur nach der Erklärung passend. Der Leser aber soll durch die bereits vom Ausleger gewonnenen Resultate wirklich vorweg vorbereitet werden. Obwohl aber nun der Verf. jenem Grundsätze gemäß so sehr nach Kürze gestrebt, ist die Einleitung doch, auch mit den neueren und neuesten Leistungen dafür verglichen, sehr gehaltreich. Der Verf. hat nicht nur stets die letzten Quellen für die historischen Fragen genau und manche andere Ausleger nach seiner bekannten gründlichen Weise, selbst die

Quellen anzusehen, wo andere nur auf Treu und Glauben annehmen, berichtigend angeführt, sondern auch alsbald eine genaue Kritik der letzten Quellen geübt, und hat dadurch freylich manche von neueren abweichende Ansicht, aber wohl eben auch eine schärfere und richtigere gewonnen. Vgl. Proleg. §. 1. über den Geburtsort des Apostels, über den Namen Paulus, über die Hinrichtung Pauli auf Befehl des Nero, p. XVII, über die Reise nach Spanien, Prol. p. XVIII. Besonders ausführlich und erschöpfend sind §. 1. de *terulo Apostolo* alle historischen Data über das Leben des Apostels zusammengestellt, und dabey zugleich treffende Winke über den hohen ethischen Character des Apostels, ohne welchen er so Großes, als er gewirkt, gar nicht hätte wirken können, so wie über die ganze so herrliche geistige Eigenthümlichkeit desselben, besonders in sofern dadurch die eigenthümliche Schwierigkeit seiner Schriften, und sonach von der Kenntniß jener das Verständniß dieser für uns bedingt ist, gegeben. *Tanta*, sagt für das Erstere nach einer sehr lebendigen Schilderung der Verdienste Pauli der Verf., *Apostolus consequi non potuisset, nisi plurima in eo ornamenta fuissent, rara mentis subtilitas, pietas eximia, singularis animi firmitas et constantia, libertas, perseverantia, probitas, benevolentia, modestia, liberalitas, prudentia, eloquentia, non quam in scholæ umbraculis sibi comparavit, sed quas a pectore profecta est aliaque virtutes.* Ueber das Zweyte bemerkt der Verf., nachdem er zur Erklärung der Schwierigkeit des Verständnisses der Paulin. Schriften zuerst darauf hingewiesen, daß es Briefe sind, und daß und in wiefern dadurch, so wie durch die jüdisch-pharisäische Bildung vieles bedingt sey: *Sed summas difficultates Pauli in doles parit,*

quas, ut vir subtilis, qui simul pietatis sensu commoveatur superaturus videatur, homo obtusus et frigidus nullo vincet modo. Subtilis est enim P., ingeniosus sententiisque abundans, sed parcus saepe verborum; et conjuncta in eo est summa sententiarum varietas atque crebritas et cum disputationis concitatione, quae abundantium et ferventium scriptorum propria est, et cum orationis ubertate, quam eloquentia gignit ex animi commotione et pietate nata, und sehr passend zieht er zur Vergleichung die Stelle bey Cicer. Brut. 76, 264 über die Redeweise des C. Visellius Varro an: — praecepta quaedam, et quum idcirco obscura, quia peracuta, tum rapida et celeritate caecata oratio: sed neque verbis aptiorem cito alium dixerim, neque sententiis crebriorem. Und mit Recht urtheilt darum auch der Verf. über die unbedingt erforderlichen Eigenschaften eines Auslegers, der den Paulus verstehen will: Ita fit, ut neque vir subtilis, cujus animus frigeat, P. mentem ubique recte percipere possit, et qui sit paulo tardior aut in ratiocinando non satis exercitatus, etiamsi pietatis sensu incaluerit, P. intelligere nequeat. Gewiß, wie in Paulus selbst, so muß auch in dem Ausleger seiner Schriften warmes religiöses Gefühl und Schärfe des Geistes sich durchdringen, oder der Geist und Sinn des Apostels wird sich ihm nie erschließen. Daß der Vf. aber Alles richtig gewürdigt hat, ergibt sich wohl aus Obigem. Mit Recht urgiert der Verf. prol. XIII das jüdische Bildungselement des Apostels, worin Schrader neuerlich so sehr geirrt hat, und hält auch eben so richtig den göttlichen Einfluß bey der Befeh- rung fest. So können wir ihm auch darin nur beystimmen, daß nur Eine Gefangenschaft und

keine Reise nach Spanien anzunehmen sey. Gleich erschöpfend ist die Abhandlung de coetu Christianorum Romano. Der Verfasser tritt der Ansicht bey, daß die Gemeinde nach und nach durch den Verkehr Rom's mit den Provinzen sich gebildet habe. Mehr oder minder eigenthümlich ist die Meinung prol. XXIV, daß ein Theil der römischen Christen der Lehre des Pythagoras zugehan gewesen, aber richtig gewiß, daß zu Rom gerade keine Reibungen der so bedeutenden Zahl der Juden mit der aufkeimenden Christengemeinde Statt gefunden hatten. Daß Jacobus in der bekannten Stelle II, 14 ff. wirklich auf die Briefe des Paulus an die Römer und Galater Rücksicht nehme, scheint Ref. der Verf. mit Unrecht zu verneinen. Sehr treffend entwickelt dagegen der Verf. wieder das argumentum des Briefes, so wie überhaupt die scharfe Entwicklung des Zusammenhangs, so wohl in den größeren Abschnitten und Massen des Briefes, als in den kleineren oft mehr episodischen Theilen, und insbesondere auch zwischen den einzelnen Versen ein Hauptaugenmerk des Verf. durch den ganzen Commentar hindurch gewesen ist, und er sich darin ein großes Verdienst erwirbt. Es liegt darin bekanntlich bey Paulus, nach seiner Lebhaftigkeit des Geistes, die ihn stets Neues und zwar oft in raschem Gedankenwechsel hinzusetzen läßt, so wie hinwiederum bey seiner Schärfe des Geistes, die ihn immer wieder zu seinem Hauptgegenstande zurückführt, eine der größten Schwierigkeiten, und wird der Sachkundige die darauf verwandte Mühe des Verf., so wie seine Sorgsamkeit in der Entwicklung der Paulinischen Ideen überhaupt gewiß gern anerkennen. Der Zweck des Briefes ist dem Verf., ut Romanorum qui Christo se in disciplinam dedissent studium animumque firmaret; Ref. hält den in seiner Auslegung ge-

gegebenen erweiterten, einer eigentlichen Predigt des Evangeliums von Christo zu Rom für richtiger; die Bestimmung des Verf. geht darin mit auf. Ueber Zeit und Ort tritt der Verf. der jetzt gewöhnlichen Ansicht bey. Besonders gründlich behandelt sodann der Vf. noch die Integrität des Briefes, und wird die in neuerer Zeit von Hn Prof. Reiche wieder angeregte Frage über die Echtheit der Doxologie, so wie über deren ursprüngliche Stellung wohl besser erledigt, als noch irgendwo geschehen ist. Zuerst gibt der Vf. eine sehr gründliche Erklärung der Stelle selbst, und berichtigt dabey allerdings manche neuere und neueste Erklärung anderer Ausleger (z. B. Rückert, de Wette über *κατὰ ἀποκάλυψιν μυστηρίου*). Nur in der Erklärung von *στηρίξαι κατὰ τὸ εὐαγγέλιόν μου καὶ τὸ κήρυγμα Ἰ. Χρ.* kann Ref. nicht beystimmen. Der Verf. erklärt: *Deus pie celebretur, qui vobis in meâ doctrinâ et in exhortatione a Christo mihi credita corroboratis meum, quod his litteris exsequi studui, consilium fortunare potest.* Aber zugegeben, daß *στηρίξαι κατὰ τὸ εὐαγγ.* bedeuten könne: *confirmare* (quod attinet ad) in doctrina, ferner daß *εὐαγγ. μου* schlechthin nur bedeute *doctrina mea*, ja sogar, was Ref. indessen nicht für recht hält, daß *κήρυγμα Ἰ. Χρ.* die *exhortatio* sey, quam Christus Paulo, ut homines evocaret, mandavisset, hat nicht die Verbindung und der Gedanke *confirmare* (in doctrina et) in exhortatione — mihi credita etwas Unnatürliches? Es scheint nämlich die Sache an sich nicht klar und kaum denkbar, während die andere Erklärung, die auch Ref. gegeben: nach meiner Lehre und der Kunde von Christo gar keine Schwierigkeit zuläßt. Ebenso kann sich Ref. wohl gegen eine andere Erklärung rechtfertigen, die ihm der Vf. zuschreibt: nämlich

B. 27 über  $\mu\acute{o}\nu\omega\ \sigma\omicron\phi\omega\ \delta\epsilon\omega\ \delta\iota\acute{\alpha}\ \text{I. Xp.}$  Der Verf. verwirft die Erklärung: Deo, qui sapiens est per Christum, quum Christo interpretatus sit, qui Deum solum sapientem esse hominibus diceret (Rueck., Koelln., de Wettius). Aber das hat Ref. gar nicht gemeint. Seine Meinung ist vielmehr, daß  $\sigma\omicron\phi\omega$  selbständiges Beywort sey, und die Worte  $\delta\iota\acute{\alpha}\ \text{I Xp.}$  wiederum selbständig auf die durch Christum überhaupt geschehene Offenbarung hindeuten. Sonach verwirft auch Ref. mit dem Vf. obige Erklärung, stimmt aber dem Vf. in der von ihm gegebenen auch nicht bey. Sonst aber dürfte der wahre Gehalt der Doxologie sehr treffend von dem Verf. erklärt seyn. Nachdem nun der Vf. in der Erklärung bewiesen, daß die Doxologie nicht nur Paulinisch sey, sondern auch zum Römerbrieffe gehöre, untersucht er, an welcher Stelle sie ursprünglich gestanden. Die Codd. B. C. D. a. p. m. E. Orig. (Rufin.) Syr. Vulg. enthalten sie nach 16, 24; dagegen A. J. und jüngere nach 14, 23; D. a. s. m. K. G., andere jüngere, haben sie gar nicht. Mit Recht behauptet nun der Verf., daß die Auctoritäten für die Stellung 16, 25 bey weitem überwiegend sind, und versucht nun aus inneren Gründen zuerst darzuthun, daß die Stellung nach 14, 23 ganz unpassend, umgekehrt, die nach 16, 24 sehr passend sey. Hier wird man seiner genauen Entwicklung wohl gern beypflichten, obwohl das Ganze nun freylich ein ganz anderes Resultat liefert, als z. B. die Erklärungen von Tholuck, Klee und Rückert, welche gerade wegen der äußeren Auctoritäten sie am einfachsten nach 14, 23 setzen zu dürfen meinen. Freylich ist nun auch ein großer Unterschied, wie diese Ausleger und der Vf. die Angabe der Auctoritäten bey kritischen Fragen und diese selbst behandeln, und kann wohl die Untersuchung des Verf., vgl. mit



Tholud zu 14, 24 als Beyspiel instar omnium dienen. Es liegt aber nun in der Natur der Frage, daß jede Entscheidung derselben erst dadurch Halt bekommt, daß man nachweist, wie die Versetzung an die andere Stelle entstanden sey, und damit schließt denn der Verf. diese Untersuchung. Er geht dazu nun die verschiedenen Erklärungsversuche durch, und nachdem er allerdings sehr treffend und gründlich gezeigt, welche Schwierigkeiten bey jedem bisherigen Statt finden, löst er das Ganze so: schon im 2. oder 3. Jahrh. habe die Stellung nach 16, 24 Verdacht erregt, einmal, weil Paulus sonst seine Briefe nicht mit einer Doxologie geschlossen, zweytens weil 16, 24 ein Segenswunsch gestanden, mit dem P. sonst zu schließen pflege. Dazu sey nun die falsche Erklärung der Worte τῶ δὲ ὑνανέτω ὑμᾶς στήλαι gekommen, die man fälschlich auf die schwächeren Christen Kap. 14 bezogen, und darum die Doxologie dorthin als an ihren ursprünglichen Sitz zurückführen zu müssen geglaubt habe. Ref. urtheilt, daß dieß die beste Erklärung sey, die noch über das Ganze gegeben worden. Sonst schien ihm die Ansicht Koppe's die beste, daß man in den ältesten Lectionarien Kap. 16 weggelassen, die Doxologie indessen nicht habe einbüßen wollen, sie aber nur, weil 15, 13 u. 33 schon ein Schluß war, nach 14, 23 gestellt habe. Aber der Verfasser erinnert scharfsinnig, 1) müsse man dabey zeigen, daß Kap. 15 in den ersten Jahrhunderten überhaupt nicht gelesen worden sey; 2) daß man an der Doxologie gerade besondern Gefallen gefunden; 3) daß nun unsere Lectionarien Kap. 15 u. 16 mit enthalten, und widerlegt dabey auch sehr treffend den aus der Kapiteleintheilung des Euthalius hergenommenen Grund, daß, weil Euthalius den 19. Abschn. mit 15, 33 schließt, Kap. 16 nicht in älteren Lectionarien gestanden

habe. Ref. nimmt darum keinen Anstand, der Ansicht des Vf. beizutreten. Nur in einem Punkte kann er in dieser allerdings wichtigen und interessanten kritischen Frage dem Vf. nicht beypflichten. Es ist allerdings wohl zu beachten, daß gerade die Codd., welche die Dorologie R. 16, haben, den Segenswunsch 16, 24 theils gar nicht, theils erst nach der Dorologie haben, umgekehrt aber alle die, welche die Dorologie R. 14, 24 setzen, einstimmig jenen Segenswunsch geben. Darum haben nun schon Koppe und Bachmann sich gegen die Echtheit von 16, 24 erklärt. Der Vf. nimmt die Echtheit in Schutz, aber, wie Ref. nicht anders urtheilen kann, mit Unrecht. Nach den äußeren Gründen betrachtet, sprechen diese in demselben Grade gegen die Echtheit von 16, 24, als sie nach dem Verf. selbst für die Stellung der Dorologie dort sprechen, und so überwiegend. Nach inneren Gründen begreift sich ja recht gut, warum gerade die, welche die Dorologie 14, 23 stellen, jenen Segenswunsch haben, die anderen nicht. Der Segenswunsch an sich ist der ganz gewöhnliche Paulinische: indem man nun die Dorologie von ihrer Stelle wegnahm, setzte man jenen Segenswunsch hinzu, um einen Schluß zu haben: umgekehrt, wo man sie stehen ließ, nahm man ihn nicht an. Fällt so freylich auch der eine Beweggrund weg, der nach dem Vf. zuerst mit Anlaß zum Verdachte über die Echtheit der Dorologie gegeben, daß schon B. 24 ein Schluß gewesen, so bleibt doch seine Ansicht unverfehrt: während andererseits die Sache so liegt, daß der Vf. bey seiner Ansicht zwischen der Auctorität für die Echtheit der Stellung nach 16, 24 und der Echtheit des B. 24 wählen muß. Beweist das Fehlen von B. 24 in jenen Auctoritäten nichts, so freylich auch nicht, daß gerade sie einstimmig die Dorologie haben. Ref. glaubt, daß der Vf. die Echtheit von B. 24 unbeschadet

seiner ganzen Ansicht aufgeben kann; hat aber diese Untersuchung genauer angeführt, nicht nur, um die obigen Erinnerungen dagegen zu machen, sondern auch ein Beyspiel vorzuführen, wie genau und gründlich der Vf. Alles behandle.

In der Erklärung selbst sendet der Vf. vor jedem Kapitel nochmals eine sehr genaue Inhaltsanzeige voraus: dann folgt der griechische Text, wie ihn der Vf. seinem wahren Zusammenhange nach in seine einzelnen Abschnitte zerlegt, als z. B. Kap. 1. B. 1—17, dann B. 18—23 u., und dann der eigentliche Commentar, in diesem Theile bis Kap. 6. Ref. muß es sich versagen, auf Einzelnes weiter einzugehen, und hebt nur folgende Stellen zur Vergleichung aus: über die grammatische Genauigkeit des Vf. die Berichtigung von Winer p. 369 zu VI, 4; über die philologische Umsicht zugleich mit der genauesten Kenntniß des hellenistischen Dialects p. 369 zu *σύνφυτοι* VI, 5; über die Entwicklung Paulinischer Ideen, verglichen mit jüdischer und griechischer Philosophie p. 381, wo der Vf. wohl auch gegen Hn Prof. Reiche Recht hat; eben so über die *ἀμαρτία* p. 291, V, 12; besonders gelungene eigenthümliche Erklärungen: p. 390, wo der Vf. zu VI, 8. 9 über den Zusammenhang wohl die Meinungen aller Neueren berichtigt; eben so p. 424 zu *ἐλεύθεροι ἢτε τῇ δικαιοσύνῃ*; p. 299 über *ἐφ' ᾧ* 5, 12, propterea quod, mit solcher Gründlichkeit erläutert, daß die Frage als entschieden anzusehen; richtige Würdigung der Paulin. Ansicht von der sittlichen Natur des Menschen p. 381; eine Probe, wie genau der Vf. das Rabbinische behandle p. 384, wo er Schöttgen nachweist, daß er Stellen gar übel verbunden. Wie richtig der Verf. die Denkart Pauli als christlichen Apostels würdigt, zeigt p. 67: *Tamen etiamsi in Graecorum philosophiam se abdidisset ipsiusque Platonis aut Aristotelis*

inventa pertractasset, nisi forte Paulus Paulum exuisset, nihilo minus humanam sapientiam contempsisset, quam contempsit. Quamquam enim P. hanc hominum rationi vim tribuit, ut deum accurate cognosceret (v. 19. 20. act. 17, 27 sq.), tantam tamen esse humanae mentis sagacitatem negavit, ut id erueret, quo perspecto opus esset, ut in sempiternum bearentur h. e. felicitatem iis paratam esse, qui Christo fidem habuissent &c. Dogmatisch erkennt der Vf. p. 8 zu *τιός Θεού* I, 3 die höhere göttliche Natur in Christo an, und ebenso p. 11 die Persönlichkeit des heiligen Geistes, beides als Lehre des N. T. Die *δικαιοσύνη* erklärt der Vf. mit Luther: die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, p. 47, zu I, 17: die Paulin. *πίστις* — hoc continetur animi statu, quo Jesum Messiam et generis humani expiatorem, quo misso deus suum hominibus amorem paratumque ad dandam peccatoribus veniam animum oppigneraverit pie venereris placatique patris benevolentiam tanquam bene moratus et gratus filius honestatis studio remunereris, ut optimo munere. Non igitur iners est, in qua P. omnia sita vult, fides neque honestatis inops, sed talis, ex qua, tanquam e fecunda terra laeta efflorescat honeste factorum seges, p. 46. Für die vielen beigefügten Excurse, z. B. p. 308 über *ἀρχή* haben nicht nur die Theologen, sondern auch die Philologen ex professo Ursache dem Vf. dankbar zu seyn. So gewinnt auch die Kritik des Textes augenscheinlich durch die so sorgsame und gründliche Behandlung des Verf., und wird manche Lesart des verdienstvollen Bachmann besser begründet, aber allerdings auch manche als unhaltbar gezeigt. Sehr beachtenswerth ist die Conjectur des Vf. p. 265 zu *Ἐτι* V, 6. Er schlägt vor: *leni ac paene nulla unius v. mutatione*

ἔτι (ETI) in ἡ τι (HTI) — ut P. scripserit: ἡ τί γὰρ Χριστὸς ὄντων ἡμῶν ἀσεβῶν ἔτι κατὰ καιρὸν ὑπὲρ ἀσεβῶν ἀπέδανε; — und der Sinn wird als sehr passend nachgewiesen. Wenn nun auch Ref. dem Vf. in der Erklärung gar vieler Stellen nicht beytritt, z. B. über die πίστις I, 5, ὑπὲρ — ἀγαθοῦ V, 7, über V, 12 u., so bescheidet er sich gern, mit dem würdigen Vf. nicht darüber zu rechten, und kann sich der Angaben des Einzelnen um so passender enthalten, als in seiner eigenen Auslegung die abweichende Ansicht mit ihren Gründen vorgetragen ist. Nur mit Bedauern hat aber Ref. aus dem proleg. p. L. ersehen, daß der Umfang des ganzen Werkes auf 42 Bogen bestimmt sey. Darnach dürfte es dem Hn Vf. doch kaum möglich seyn, Kap. VII—XI und die schwereren Stellen der letzten Kapitel mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit zu behandeln, und er gezwungen werden, schon vom VII. K. an oft bloße Scholien zu geben. Dadurch wird aber dann der ganze Commentar ungleichmäßig und die Behandlung der wichtigeren Stellen unverhältnißmäßig werden, und der Vf. vielleicht genöthigt seyn, manches zu streichen, worauf doch wohl nicht allein er selbst, sondern mancher Freund einer so gründlichen Exegese Gewicht legen möchte. Ref. rath daher im Interesse des so gründlichen Commentars dem Vf., lieber noch einige Bogen hinzuzuthun, um jene, sonst wohl kaum zu umgehende, Nachtheile zu vermeiden. Der Vf. verspricht am Ende der Prol., am Schlusse des Commentars eine Geschichte der Auslegung dieses Briefes zu geben, und es sieht mit Ref. gewiß mancher der zu erwartenden gründlichen Beurtheilung der so reichhaltigen und doch so verschiedenartigen Literatur für das Verständniß dieses wichtigsten Briefes des N. T. gern entgegen.

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

96. Stück.

Den 18. Junius 1836.

---

H e i d e l b e r g.

Ben J. C. B. Mohr, 1835: Das griechische Volk in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung vor und nach dem Freyheitskampfe bis zum 31. Julius 1834, von Georg Ludw. von Maurer, k. Bayer. Staatsrath, Reichsrath, Mitgl. d. Acad. in München, Jassy u. s. w. I. Band, XXXII u. 596 S. II. Bd., XII u. 540 S. III. Bd., VI u. 849 S. in 8. Vorzüglich schöner Druck und feines Papier.

Wir eilen unsern Lesern dieses Werk anzuzeigen, da nicht bloß das Außere desselben, sondern noch weit mehr der innere Gehalt, die geistvolle Behandlung, die merkwürdigen, das größte Erstaunen aufregenden Thatsachen und nicht minder auch die lehrreichen wissenschaftlichen Untersuchungen diese Schrift durchaus empfehlen. Zwar bringt es im Fach der Literatur der Neugriechen und ihres bisherigen Bildungszustandes nicht gar viele neue Thatsachen, desto mehr aber im Fach der Rechtskunde, der Gebräuche, der Ge-

wohnheitsrechte, kurz des Staats- und Civilrechts, ein Fach, worin dieß Land bisher noch so gut als gar nicht untersucht worden, wenigstens uns Deutschen in juridischer Hinsicht nicht bekannt war, so daß man sagen kann: für den Juristen gab es bisher noch kein Griechenland. Jetzt aber muß auch der Rechtsgelehrte diesem neuen Staate seine Theilnahme schenken, die er bisher noch fast überall in Deutschland so engherzig zurückhielt und ohne Mitleid versagte, wovon wir namentlich in Norddeutschland zahlreiche Beweise vorlegen könnten. Jetzt, nach Erscheinung dieses gründlichen politisch-juristischen Werks, wird auch der Advocat und der Staatsanwalt angezogen und genöthigt, diesem Lande seine kalt verweigerte Aufmerksamkeit zu widmen. In der Voraussetzung, daß der würdige Verf. uns reinen Wein einschenkt und nur aus lauterer Quellen spendet — und daran zu zweifeln haben wir auch nicht Ursache — unter diesen Prämissen erhalten wir hier eine Menge neuer Thatsachen, neuer literarischer Notizen, wovon wir bisher noch nichts wußten, rechtskundige Aufschlüsse, wovon wir theils keine Ahnung hatten, theils auch nicht einmal hoffen konnten, jemals Aufklärung darüber zu erhalten. Zwar bezweckt der Verf. mit diesem Werke eigentlich und hauptsächlich seine eigene Rechtfertigung, die ihm auch hinreichend gelingt, denn seiner Selbstapologie vermögen wir keine triftigen Gründe entgegen zu setzen, so weit wir in Deutschland fern vom Schauplatz jener diplomatischen Thätigkeit die Lage der Verhältnisse beurtheilen können. Diese Selbstvertheidigung ist zwar, wie gesagt, die Hauptveranlassung dieser dadurch natürlich polemisch gewordenen Schrift. Allein außerdem hat der fleißige und scharf beobachtende Verf. doch

auch so viel wissenschaftliche Erfahrungen an Ort und Stelle im Lande gesammelt, daß sie dem Werke einen eigenthümlichen Reiz der Neuheit geben und dasselbe sehr belehrend machen, besonders für den Politiker und Statistiker, für den Juristen, Historiker und Publicisten. Der Inhalt des ersten Bandes ist folgender in möglichster Kürze. Nach einer energischen und pathetischen Vorrede, nebst Anrede an die Hellenen, ist zuerst die Wiedergeburt Griechenlands und dann der öffentliche Zustand der Griechen vor dem letzten großen Freyheitskampfe in verschiedenen Abschnitten, Titeln und Kapiteln flüchtig, aber geistvoll geschildert, wobey das Kirchliche, das Juristische und das Literarische gut auseinander gehalten ist, so daß jedes für sich erscheint und einzeln aufritt. Dann folgt der Zustand der Griechen in denselben drey Beziehungen während des Freyheitskampfes bis zur Ankunft des Königs und der Regentschaft aus Bayern, wobey denn noch besonders auch die Verwaltung des Grafen Kapodistria besprochen wird, die hier denn freylich als sehr unvollkommen und mangelhaft erscheint. Eine interessante Episode macht hier die Verdeutschung eines Griechischen Gedichts in Mainottischer Sprache und in versus politici, einer Art von verlängertem Alexandriner, geschrieben, worin das Land der Mainotten als sehr verderbt geschildert wird. Der Griechische Originaltext dieses aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts stammenden Liedes eröffnet den III. Band dieses Maurerschen Werkes. Das Lied ist ohne poetischen Werth, hat aber locales historisch-topographisches Interesse. Ueber den berühmten Ali Pascha von Janina kommen mildere Ansichten vor; wie der Verf. aber diesen grausamen Character retten will, ist nicht wohl



einzusehen, wenn auch dessen Ruf durch Griechische Lügen sehr entstellt seyn mag. Der fleißige Verf. muß dieß voluminöse Werk in kurzer Zeit ausgearbeitet haben und entwickelt doch eine große Belesenheit. Dennoch scheinen ihm einige Werke entgangen zu seyn, die gar nicht erwähnt sind, z. B. Lord Byron's Noten zum Childe Harold, General Baudoucourt's Reise, die Leukothea, Eunomia, Hellenion, Korai vom alten und neuen Hellas, Fauriel's Liedersammlung, Jacob Elsner über die Griech. Christenheit im Orient, Dr. Hollands Reise in Griechenland, Oberst Kottier's Reise, Castellan's lettres sur la Morée, mit Kupf. in 2 Ausgaben u. andre. Pisa's Handelsverkehr mit Hellas erwähnt auch Lanzi's itali. Malergeschichte, deutsch von Quandt und Wagner I. S. 3 bis 8, eine Parallelstelle, die man im Lanzi nicht erwarten sollte. Auch der berühmte Grieche Leo Allatios von Chios hätte unter den früheren Literaten wohl eine Erwähnung verdient, da er noch ganz in die Periode der Osmanischen Occupation gehört. Eine große Beleidigung gegen eine hohe Person, durch Hn Dawkins, kommt S. 39 vor, wodurch jeder Leser gegen die Englische Diplomatie sehr eingenommen werden muß. Zu S. 47 ist zu bemerken, daß die Aussprache des ch im Neugriechischen wenig verschieden ist von der des bloßen h, daher Chan oder Han, ein Wirthshaus, Chattis-Sherif oder Hattis-Sherif, ein schriftlicher Befehl; also ist auch Chodja-baschi einerley mit Hodja-baschi, ein Primat oder Vorsteher. Ref. hörte sogar einmal einen Griechen die Preussische Universität Halle wie Challe aussprechen; ähnliche Beyspiele kommen mehr vor. — Bey den vier Griechischen Patriarchen im Orient wäre noch zu bemerken, daß es auch einen Patriarchen von

Benedig und einen solchen in Vissabon gibt. Das Bildniß des alten Patriarchen Popo (oder Poppo?) zur Zeit Kaisers Konrad, etwa 1030 (?) war im Dom zu Aquileja, wie Lanzi in der Kunstgeschichte sagt (I. S. 2 in der Note 5, deutsche Uebersetzung). — So finden auch die Pyrgoi oder Thürme der Mainotten in Morea eine Art von Gegenstück in den großen Städten Italiens, z. B. in Bologna, Pavia u. a. Bekannt ist der schiefe Kirchturm in Pisa, und der schiefe Thurm Garisenda in Bologna. Zweck und Bedeutung dieser Thürme, deren allein Pavia an 700 gehabt haben soll, waren bisher unbekannt. Dem Ref. gelang es, durch Erkundigung an Ort und Stelle in Pavia der Sache auf den Grund zu kommen. Es war nämlich Sitte, in jeder angesehenen oder bemittelten Familie zu Ehren des erstgeborenen Sohnes bald nach dessen Geburt einen hohen viereckten schmalen Thurm neben dem Wohnhause zu bauen, um anzudeuten, daß ein Stammhalter da sey, der die Familie vor Untergang schützen werde. Als bloßes Ehrenzeichen oder Denkmal hatten diese Thürme keine Treppen, keine Fenster und keine Stockwerke. Als das Recht der Primogenitur noch so viel galt, ist dieß auch leicht erklärlich. Pavia hat jetzt nur noch 5 — 6 solcher Thürme, die alten hat man abgebrochen und zum Bauen verwendet; doch hat die Oesterreichisch-Lombardische Regierung neuerlich den Abbruch der noch stehenden Thürme verboten. Ganz richtig sagt Hr v. Maurer, daß nur die Senioren in Maina das Recht hatten, solche Thürme zu bauen, I. Theil S. 181, und dieß correspondiert also einigermaßen mit der Italiänischen Sitte. Allein die Mainotten verschanzten sich in diesen Thürmen, nicht aber die Italiäner. Diese letzteren bildeten einen förmlichen Adel, der noch jetzt bekanntlich in

Italien besteht; in Griechenland ist aber kein Adel, statt desselben sind Nomaden noch in einigen Gegenden! Sehr richtig vergleicht der Verf. den Mainottischen Kapitan mit dem Schottischen Clan, und manche Neugriechische Gebräuche mit Altgermanischen Sitten, was vor ihm noch wohl keiner so klar ausgesprochen, indem der Verf. schon früher eine Schrift herausgab: 'Geschichte des altgermanischen öffentlichen mündlichen Gerichtsverfahrens, dessen Vortheile, Nachtheile und Untergang; von G. L. Maurer, Heidelberg 1824.' Der S. 161 erwähnte Abdruck eines Fingers unter Urkunden und Contracten findet sich in ähnlicher Weise auch noch im nördlichen Deutschland, an der Weser (z. B. in Bremen) in den Wachsiegeln an Hypotheken oder Handfesten, wo der Bürgermeister seinen rechten Daumen dreyimal in Wachs abdrückt. In Sprachbemerkungen läßt der Verf. sich wenig oder gar nicht ein, sonst hätte er I. S. 70 Note 11 gute Gelegenheit gehabt, gegen Falmerayer's höchst gewagte Behauptungen aufzutreten, sie zu widerlegen und als sehr übertrieben darzulegen oder in ihrer Blöße zu zeigen, was auch schon von Anderen geschehen ist. Der Pfortendolmetscher S. 92 hieß eigentlich Panagiotis, wovon die Endung Panagiotakis nur das Diminutiv ist. Ein Beyspiel von redlicher Geldverwahrung ohne Quittung kommt auch in Korais Denkschrift vor (deutsch im Hellenion), so wie hier I. S. 162. Der lange Bart als Trauerzeichen kommt auch im Gedicht: Erotokritos vor, deutsch in der Leukothea, bey Maurer I. 189. Pouqueville wird oft als Autorität angeführt, wenn nur nicht das Lesepublicum durch Pouqueville angeführt wird, der nicht immer zu den allerzuverlässigsten gehört, wenigstens Neugriechische Volkslieder mitgetheilt hat, die von ihm selbst herrühren sollen.

Ein arger Druckfehler steht S. 416, wo man Basilikum oder Basilienkraut (?) anstatt Brasilienkraut lesen muß. Auch S. 585 muß des incidens statt indicens gelesen werden. Der fünfte Titel über Neugriechische Literatur, S. 423 bis 440, steht schon ziemlich so in der Leukothea. Anstatt Piräus ist zu lesen Piräeus, und anstatt Thermopilen lies Thermopylen. — Auch im II. Bande ist das Juridische meist getrennt vom Historischen, Kirchlichen und Literarischen oder von dem Bildungszustande der Griechen. Doch sehr anziehende Episoden bilden die diplomatischen Erzählungen und Anekdoten von der in Griechenland so unpassenden Vornehmthurey einiger fremden Individuen. Solcher aristokratischer Dünkel ist dort ganz am unrechten Ort, wo nur gehandelt und rasch gewirkt werden soll, wo nur das Practische und die Humaniora gelten, Adelsstolz aber nichts gilt. Der Vf. wußte hier gut einzugreifen und dem Adelswesen trefflich entgegen zu wirken durch seine gesunde Praxis, so daß dieser II. Band denn besonders polemisch und apologetisch geworden ist. Im III. Band (auch unter dem eigenen Titel: 'Interessante neugriechische Urkunden etc.' erschienen und einzeln für sich zu haben) sind außer 2 Gedichten, 26 alte und neue Gesetze und Verordnungen in extenso abgedruckt, theils öffentliche Staatsverträge, theils Straf- und Criminalgesetze, Civilgerichts- und Notariatsgesetze, die hier zu specificieren der Raum nicht erlaubt. Die 13 letzten Gesetze sind alle von H. v. Mauren selbst verfaßt und unterzeichnet — ein schönes Denkmal seines Fleißes und Strebens für Griechenlands Wohl. Unter den fünf kirchlichen Gesetzen ist N. 16 das wichtigste: 'Declaration der Unabhängigkeit der griechischen Kirche n oder ihre Losreißung vom alten Patriarchenstuhl zu Con-

stantinopel und also auch vom Großsultan. Diese Emancipation ist zum Theil das Werk des thätigen Verf. dieser Schrift. Schade also, daß sein Einfluß dort so früh gelähmt wurde durch sein Abberufung! Der Geschäftsgang der neuen Griechischen Synode, der berühmte Londoner Staatsvertrag u. sind hier zu finden, auch drey Gesetze von Kapodistria. So wird dieß nützliche Werk kein Sachverständiger, kein Historiker unbefriedigt aus der Hand legen; mit Recht dürfen wir ihm daher recht viele Leser wünschen.

ΦΖ.

### L e m g o.

Meyersche Hofbuchhandlung, 1836: Die Kohlen-sauren Gasquellen zu Meinberg, deren medicinische Benützung und Wirksamkeit, dargestellt von Dr. K. Piderit, Fürstl. Sippischem Hofrathe und Leibarzte zu Detmold. VIII und 211 S. in Octav.

Zu den wichtigsten und wesentlichsten Fortschritten der neuern Zeit in der zweckmäßigen Anwendung der Heilmittel gehört unstreitig die Einführung oder richtiger erweiterte und verbesserte, auf feste Principien gegründete Anwendung der so wirksamen Dampfbäder und die allgemeine und örtliche Benützung von Heilmitteln in Rauch-, Dampf- und Gasgestalt; die Mittel wirken in diesen Formen nicht allein flüchtiger, sondern auch schneller ein- und durchdringend, den Gesamtorganismus gleichmäßig ergreifend. Die reizendste, daher unter Umständen wirksamste Art der Anwendung ist aber die in den verschiedenen Formen der Gasbäder, auf welche neuerdings mit zuerst und vorzüglich aufmerksam gemacht zu haben nicht das geringste unter den vielen Verdiensten Hufelands um die bessere Benützung der Heilquellen und Bäder ist. Doch

müssen wir dabey auch dankbar anerkennen, daß diese erweiterte und verbesserte Kenntniß und Anwendung der Heilquellen sowohl als anderer Arzneymittel besonders auch eine Folge der enormen Fortschritte der Chemie in der neuern Zeit ist. Während man sonst sich nur auf den alten Schlandrian von Trinken und Baden beschränkte, viele unserer wirksamsten Heilquellen selbst nur auf die eine oder andere Weise benutzte (wie denn z. B. das Trinken in Wiesbaden noch gar nicht lange allgemeiner geworden ist), die an vielen Orten vorhandenen Ausströmungen verschiedener Gasarten aber fast nur der zufälligen Benutzung überlassen blieben, begnügt man sich jetzt nicht mehr mit diesen beiden älteren Anwendungsarten, sondern man hat und zwar mit dem ausgezeichnetsten Erfolge versucht, den Heilquellen die größtmöglichen Vortheile abzugewinnen und ihre Anwendungsarten möglichst zu vervielfältigen; dahin gehören denn besonders die Benutzung der Gasarten theils für sich, theils mit künstlichem oder natürlichem Wasserdampfe vermischt, die Anwendung der früher ebenfalls fast ganz unbenutzt gelassenen Arten von Mineralschlamm in allgemeinen und örtlichen Bädern und besonders auch die mannigfache Application der Douche. Während übrigens manche Brunnendirectionen in löblichem Eifer die Ergebnisse der Erfahrungswissenschaften in die Praxis einzuführen suchten (als Beyspiel mögen besonders die trefflichen Einrichtungen zu Nenndorf genannt werden), haben andere sich weniger beeilt, den ihnen von der Natur verliehenen Heilschatz möglichst zu benutzen, was zum Theil in der geringen Frequenz einzelner Brunnenorte seine Ursache haben mag, so wie freylich auch umgekehrt diese wieder von den mangelhafteren Einrichtungen bedingt wird. So ungünstig nun auch

Meinberg's Lage in mancher Hinsicht seyn mag, so sehr es auch durch die Nähe mehrerer berühmter Brunnenorte, namentlich Pyrmonts und Driburgs, leidet, und so schwer es überhaupt jetzt, wo das Besuchen solcher Orte noch dazu durch mancherley Ursachen abgenommen hat, seyn mag, ein Bad in Aufnahme zu bringen, so hat sich doch die Fürstlich Lippische Regierung dadurch nicht abhalten lassen, wenigstens das übrige für Meinberg zu thun, was, wenn auch nicht allgemein, doch sicher von dem Kreise der dortigen Curgäste mit gebührendem Danke wird erkannt werden. Man hatte zwar schon in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Meinberg das reichhaltig ausströmende kohlen-saure Gas örtlich und allgemein zu benutzen versucht und dazu mancherley Vorrichtungen angegeben; sie waren aber meist nicht zweckmäßig genug, so daß man sie bald wieder verwarf. Erst neuerdings ist man in dieser Hinsicht glücklicher gewesen und was nun bis jetzt zur bessern Benutzung der Meinberger Heilschätze, vornehmlich der kohlen-sauren Gasquellen, geschehen ist, hat der Verf., dem daran ein wesentlicher Antheil gebührt, in vorliegendem Werke zur allgemeineren Kenntniß gebracht, wofür er um so mehr unseren Dank verdient, als eine nähere Beschreibung der neueren Anstalten noch nicht vorhanden, also Bedürfniß war.

Der Verf. hat sein Werk in vier Kapitel eingetheilt, von denen das erste S. 1 — 29 eine Geschichte und Beschreibung der Meinberger Gasquellen liefert, das zweyte S. 29 — 54 die Benutzung der Gasquellen, das dritte S. 54 — 129 die Wirkung des kohlen-sauren Gases bespricht, das vierte S. 130 — 189 von der Anwendung der Kohlen-säure in speciellen Krankheitszuständen handelt. In dem Anhange S. 190 — 211 gibt der

Bers. noch eine Uebersicht der sämtlichen übrigen Heilkräfte Weinbergs, worin die Schwefelschlammäder mit ihrer Wirkung, die Schwefelquelle, der Salzbrunnen, der Alt- und Neubrunnen und verschiedene dort befindliche Heilapparate, das Russische Dampfbad, die Dampf- und die Wasserdouche berücksichtigt werden.

Das Gas, welches zu Weinberg in einer fast beyspiellosen Reichhaltigkeit und mit bedeutender Gewalt theils für sich, theils mit den dortigen Hauptquellen vermischt ausströmt und über den letzteren bedeutende Schichten bildet, besteht aus fast ganz reiner Kohlensäure (der nur ein Minimum Stickgas und Sauerstoffgas beygemischt ist, aber kein Schwefelwasserstoffgas, wie man früher angenommen hat, und wie dieß selbst noch in neueren Werken über Arzneymittellehre und Gesundbrunnen behauptet wird); das aus den Röhren strömende Gas (welche Ausströmung Brandes sehr bezeichnend artesishe Springquellen von kohlensaurem Gas nennt) hat stets eine gleiche Temperatur von 7° R., dagegen die Wärme der Dunstschicht des Altbrunnens nach der Temperatur der Atmosphäre wechselt, so daß sie im Sommer etwas niedriger, im Winter etwas höher steht, als die Wärme der atmosphärischen Luft an schattigen Orten. Auf die Reichhaltigkeit der Ausströmung des kohlensauren Gases scheint die Witterung keinen Einfluß zu haben, wohl aber auf die Höhe der Dunstschicht über dem Altbrunnen, die nicht bloß nach der Verschiedenheit des Barometerstandes, sondern selbst nach den Tageszeiten variiert, indem diese Morgens und Abends höher zu stehen pflegt, als Mittags; besonders aber steigt das Gas kurz vor Gewittern höher, welche Beobachtung auch anderweitig gemacht worden ist.

Unter den im zweyten Kapitel näher beschrie-



benen meist sehr zweckmäßigen Einrichtungen zu den verschiedenen Anwendungsarten des Gases hat Ref. eine anderwärts, so weit ihm bekannt ist, nicht in der Form vorhandene Einrichtung besonders gefallen, daß nämlich gleichzeitig Wasserdämpfe und Gas auf den leidenden Theil geleitet werden können, um die örtliche Einwirkung der Gasdouche zu erhöhen und eindringlicher zu machen. Dieß geschieht sehr einfach dadurch, daß neben dem beweglichen Gasrohr sich ein Dampfrohr befindet, und von dem Bademeister bald das eine, bald das andere, bald auch beide zugleich geöffnet und angewendet werden können. Durch die Befeuchtung der Haut mittelst der Dämpfe, welche sich zum Theil in Tropfen an derselben niederschlagen, wird eine zu unthätige, trockene und zur Aufnahme des Gases weniger geeignete Hautpartie sowohl reizbarer gegen die Gaswirkung als auch das Gas selbst mehr zur Absorption geeignet; auch soll die natürliche Kälte des Gases, deren Eindruck übrigens doch nur momentan ist und bald von dem nachfolgenden Wärmegefühl verwischt wird, dadurch aufgehoben werden. Die Wirkung dieser Gasdampfdouche ist begreiflicherweise bey weitem intensiver, als die der reinen Gasdouche, und sie soll besonders bey Gehörleiden und Lähmungen dienlich seyn. Die übrigen Einrichtungen sind theils schon allgemeiner bekannt, oder doch Meinberg nicht gerade eigenthümlich, theils werden sie besser in dem Werke selbst nachgesehen.

Bey der specielleren Betrachtung der Kohlensäure im dritten Kapitel hat der Vf. vorerst an drey Verhältnisse aufmerksam gemacht, die der allgemeinen Bestimmung ihrer Wirksamkeit voranzugehen müssen, nämlich 1) auf die Verschiedenheit der Einwirkung nach der Form und Beschaffenheit des Mittels, ob es trocken oder feucht, mit Dämpfen oder Wasser verbunden oder

gleichzeitig mit andern arzneylischen Substanzen verbunden angewandt werde; 2) auf den verschiedenen Grad der Wirkung, welcher von der Dauer des Einflusses, der Menge des angewandten Mittels und der Empfänglichkeit des Organismus gegen dasselbe abhängig ist; 3) auf die verschiedenen Organe, welche der Wirkung der Kohlensäure zunächst ausgesetzt und eigenthümlich von ihr afficiert werden.

Das erste Gefühl, welches die Einwirkung des kohlensauren Gases für sich und ohne gleichzeitige Einathmung angewandt hervorzubringen pflegt, ist eine gewisse Wärme, die von den Füßen ausgehend sich bald höher erstreckt, eigenthümlich und nicht leicht zu beschreiben ist. Fast gleichzeitig findet sich ein eigenthümliches Prickeln, feines Stechen und Ameisenkriechen in der Haut ein, nach Struve der anfängenden Wirkung eines Senfumschlages vergleichbar und wie das Wärmegefühl je nach der verschiedenen Reizempfänglichkeit gewissen Gradationen unterworfen. Nach kürzerer oder längerer Zeit folgt dann, ebenfalls in variierender Stärke und Ausdehnung, die Hautausdünstung. Dabey ist übrigens anfangs kein besonderer, wenigstens nicht ein constanter, Einfluß des trockenen Gases auf den Puls, keine Vermehrung der Röthe und Turgescenz der Haut, keine Steigerung der Thätigkeit der Secretionsorgane bemerkbar. Die Nachwirkung steht natürlich mit dem Grade der Wirkung in passendem Verhältnisse. Daß indessen aus diesen Erscheinungen nicht sowohl auf eine Absorption des kohlensauren Gases, als vielmehr auf eine rein dynamische Affection der sensitiven Hautnerven zu schließen sey (S. 61), will Ref. doch nicht ganz einleuchten, auch hat sich der Vf. später (S. 71) zum Theil selbst widerlegt, wenigstens scheint es Ref. ziemlich gleichgültig zu seyn, ob das kohlen-

saure Gas unmittelbar von der Haut resorbiert werde, oder erst Ausströmungen von Flüssigkeiten in derselben bewirke, und sich dann zugleich mit diesen in den Organismus aufnehmen lasse; im letzteren Falle könnte höchstens die Wirkung etwas später eintreten. Auch erinnert Ref. hier an die so wichtige Respiratio und Perspiratio cutanea, deren Unterbrechung bey ausgebreiteteren Verbrennungen so ungemeyne Beklemmung und andere Athmungsbeschwerden zu bewirken pflegt. Ein weniger passendes Beyspiel bieten die bekannten Erscheinungen dar, die man nach der endermischen Anwendung mancher Arzneymittel, namentlich des Brechweinsteins, erfolgen sah, wo die Resorption gewiß nicht geläugnet werden, von einer rein dynamischen Wirkung jedenfalls nicht die Rede seyn kann.

Daß im Wasserbade von 23 — 24° R. auf den Körper einwirkende kohlen-saure Gas bringt anfangs ähnliche Erscheinungen, wie das trockene Gas, hervor; dazu gesellen sich aber eine für diesen Temperaturgrad auffallende Vermehrung der Harnsecretion und eine Veränderung des Pulses, welcher voll, groß, undulierend, aber nicht beschleunigt wird; dagegen stellt sich die Vermehrung der Hautausdünstung meist erst nach dem Bade, weniger bedeutend in demselben ein. Die Verschiedenheiten, welche zwischen dem trocknen Gasbade und dem sogenannten Sprudelbade eintreten, hat der Vf. der bessern Uebersicht wegen S. 78 ff. einander gegenüber gestellt, so wie in den folgenden Blättern sich über die ferneren Wirkungen des kohlen-sauren Gases und seiner verschiedenen Anwendungsarten näher ausgelassen, worauf wir indessen hier nicht weiter eingehen können; nur wollen wir noch zu des Vf. Lobe bemerken, daß eine allzu große Vorliebe für die seiner Fürsorge anvertrauten Heilanstalten, wie man sie so häufig in ähnlichen Schriften findet, nicht zu bemerken ist.

Mit gleicher Unparteylichkeit und mit auf genaue Beobachtung gegründeter Kenntniß bezeichnet der Vf. im vierten Kapitel die einzelnen Krankheitszustände, für die sich der Gebrauch der kohlensauren Gasquellen zu Meinberg eignen dürfte, oder gegen welche er sich schon wirksam erwiesen hat; die Ergebnisse späterer Beobachtungen werden uns hoffentlich auch nicht vorenthalten, sondern ihrer Zeit durch ein passendes Organ (zu welchem sich die durch v. Gräfe und Kalisch in diesem Jahre ins Leben gerufenen Jahrbücher für Deutschlands Heilquellen und Seebäder vorzüglich eignen dürften) mitgetheilt werden. Die im Anhange gegebene Uebersicht sämtlicher (übrigen) Heilschätze Meinbergs liefert meist Bekanntes. Und so können wir dieß (auch äußerlich anständig ausgestattete) Werk allen denen empfehlen, die sich entweder aus wissenschaftlichem Interesse mit Meinbergs Anstalten bekannt machen, oder sie vor dem eigenen Gebrauche näher kennen lernen wollen.

W. C.

## G ö t t i n g e n .

Im Verlage der Dieterichschen Buchhandlung:  
Entwurf einer Criminal-Processordnung für das Königreich Hannover von der Königl. Hannöverschen Regierung der allgemeinen Ständeversammlung des Königreichs vorgelegt, mit den Gutachten der beiden in den Jahren 1830 und 1833 niedergesetzten ständischen Commissionen und mit einer Einleitung und Bemerkungen herausgegeben von S. P. Gans, Advocaten in Celle. 1836. XXIV u. 336 S. in 8.

Ein wichtiger Beytrag zu den Actenstücken über die, allem Anscheine nach im Laufe dieses Jahres zu vollendende, Criminal-Gesetzgebung dieses Königreichs. Bekanntlich hatte die höchste Staatsregierung am Ende d. J. 1830 der allge-

meinen Ständeversammlung die von einer eigends dazu niedergesetzt gewesenen Commission verfaßten und nachher noch mannigfach geprüften, Entwürfe zu einem Criminal-Gesetzbuche und zu einer Criminal-Proceßordnung vorgelegt. Da nur der erste dieser beiden Entwürfe zur Kenntniß des großen Publicums gelangt und der zweyte nur in einer Sammlung ständischer Actenstücke gedruckt anzutreffen war, so erwirbt sich der, schon durch frühere Schriften rühmlich bekannte, Verfasser das Verdienst, auch den zweyten in der vorliegenden Schrift zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Das Ganze besteht aus 348 wörtlich abgedruckten Artikeln, denen auf der gegenüberstehenden Seite die Veränderungen beygefügt sind, welche in den Jahren 1831 und 1834 von einer jeden der beiden ständischen Prüfungs-Commissionen vorgeschlagen wurden. Angehängt sind die vom Verfasser selbst im letztgedachten Jahre der Ständeversammlung überreichten Bemerkungen. Voraus geht eine Einleitung mit dem bekannten Ausspruche von Cicero: *Opinionum commenta delet dies, naturae iudicia confirmat.* Die zum Theil wesentlich von einander abweichenden Bemerkungen der beiden ständischen Commissionen werden nicht verfehlet in der auf den 9. May d. J. zusammenberufenen Versammlung der Stände dieses Königreichs interessante Discussionen herbey zu führen, deren Resultaten jeder Vaterlandsfreund mit der gespanntesten Erwartung entgegen sieht. Die zum Theil schon aus den beiden Bänden seiner kritischen Beleuchtung des erstgedachten Entwurfs bekannten Ansichten des Verf. werden hier mit Gründen bestätigt, welche die unbefangenste allseitige Prüfung in Anspruch nehmen und selbst denjenigen lehrreich seyn werden, die nicht ganz des Verf. Ansichten theilen.

Böhmer.

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

97. Stück.

Den 20. Junius 1836.

---

L e y d e n.

Der Liberalität der Curatoren der Leydener Universität verdankt unsere Bibliothek die Fortsetzung des Prachtwerks: *Museum Anatomicum Academiae Lugduno Batavae Vol. IV. descriptum a Gerardo Sandifort, mit 103 Seiten Text und LXX Kupfertafeln in gr. Fol. (bey Luchtmans).* — Nach dem, was bey der Anzeige des dritten Bandes dieses classischen Werks (S. g. N. 1828. St. 124) über dessen Einrichtung und Werth gesagt ist, haben wir für diesen vierten Band, der den Knochenkrankheiten gewidmet ist, nur unsern Dank auszusprechen.

L o n d o n.

Printed by order of the Lords commissioners of the admiralty: An account of the revd. John Flamsteed, the first astronomer royal, compiled from his own manuscripts

and other authentic documents, never before published. To which is added his british catalogue of stars, corrected and enlarged. By Francis Baily. 1835. 672 S. in 4.

Wir erhalten hier durch die Bemühungen des Hn Baily eine Menge von Documenten, die seit langer Zeit der Vergessenheit übergeben waren und aus welchen wir uns jetzt zum ersten Male einen klaren Ueberblick über das Leben eines der größten practischen Astronomen bilden können, so wie uns nun sein Character, der von den meistar Biographen sehr zu seinem Nachtheile gezeichnet worden ist, in ganz anderem Lichte erscheint. Hat man bisher Fl. nur als einen mürrischen, ungeschälligen Mann gekannt, der aus Gott weiß welcher Grille seine vierzigjährigen, für die Astronomie unschätzbaren Beobachtungen der gelehrten Welt vorenthielt, so daß sie ihm zum Theil nur durch einen königlichen Befehl entrissen werden konnten, zum Theil erst durch seinen Tod den Weg ins Publicum fanden, so erscheint er hier offen, mittheilend, und im steten Streben durch Bekanntmachung seiner Beobachtungen die Astronomie und den Ruhm Englands zu befördern und keinesweges durch seinen Eigensinn, vielmehr durch Mangel an Unterstützung und durch Böswilligkeit stets daran gehindert. — Es ist sehr zu bedauern daß wir hier Newton auf eine Weise in Fl. Bestrebungen eingreifen sehen, die seinen Character nicht von der glänzendsten Seite zeigt; wenn man sich aber bey seinen Lebzeiten scheute sein Verhältniß zu Fl. öffentlich zu besprechen und dieß hierdurch später so sehr in Vergessenheit gerieth, daß aller Tadel auf Letzteren fiel, so ist doch jetzt Newton's Ruhm als tiefer Denker zu sehr begründet, als daß die Geschichte Anstand nehmen sollte seine Schwächen zu berühren, wenn

es darauf ankommt, den Ruf eines Mannes wie Fl. zu retten.

Die Geschichte der Entdeckung dieser Papiere ist im Kurzen folgende. Im Jahre 1832 erfuhr Baily, daß einer seiner Nachbarn im Besitze vieler Originalbriefe von Flamsteed sey. Baily erkannte auch sogleich in den ihm zur Ansicht zugeschieden Papiere Fl.'s Handschrift und fand 124 Briefe desselben an seinen Freund Sharp, außerdem einen Brief von Fl.'s Frau und 60 von Fl.'s Assistenten Crosthwait an denselben. Durch die historische Wichtigkeit dieser Papiere aufmerksam gemacht, erinnerte sich Baily schon früher auf dem Observatorium zu Greenwich einige Manuscripte Fl.'s gesehen zu haben. Bei genauerer Untersuchung an Ort und Stelle fand er zu seinem Erstaunen eine außerordentliche Menge von Schriften und Briefen, die seit dem J. 1771, in welchem sie von dem Board of Longitude angekauft worden waren, unbekannt und unbenutzt auf den Tischen lagen. Baily fand die Manuscripte in der schrecklichsten Unordnung und so übel verwahrt, daß sie zum Theil, im eigentlichen Sinne des Wortes, vermoderten. Sie sind jetzt durch seine Vorsorge reinlich gebunden und aufgestellt worden und können einzeln, mittelst eines angefertigten raisonnierenden Catalogs, der auch hier mitgetheilt ist, in Zukunft bequem benutzt werden. Für die practische Astronomie sind besonders die Hefte wichtig, welche die Originalbeobachtungen Flamsteed's und eine Menge damit zusammenhängender Berechnungen enthalten, da gerade auf diesen der größte Theil des berühmten Britischen Catalogs beruht und nun eine Menge von Fehlern in diesem Cataloge entdeckt und ihre Quelle nachgewiesen werden kann, wie dieß schon von Baily zum Theil geleistet



worden ist, wovon später mehr. Hier ist, neben mehreren kleineren Aufsätzen, besonders Fl. Lebensgeschichte, von ihm selbst geschrieben, in sieben Abtheilungen mitgetheilt. Die erste reicht von seiner Geburt bis zum Jahre 1667 und ist zu verschiedenen Zeiten geschrieben. Die zweite, im Jahre 1707 geschrieben, umfaßt den Zeitraum von 1646 bis 1675. Diese beiden Documente sind bereits in dem zu wenig bekannten general dictionary benutzt worden, auf das wir schon früher (S. g. A. 1834. S. 450) namentlich in Beziehung auf Flamsteed aufmerksam gemacht haben. Die dritte und vierte Abtheilung reicht von 1675 bis 1683 und von da bis 1690. Dann folgt eine Zusammenstellung aus mehreren handschriftlichen Notizen, die seine Lebensgeschichte von seiner Geburt bis zum Jahre 1704 enthalten und schon zum größten Theile von William Home in seinem every day book bekannt gemacht worden sind. Die sechste Abtheilung ist aus einem Manuscripte Fl.'s entlehnt, das the brief history of the observatory betitelt ist und behandelt Fl.'s Leben in den Jahren 1695—1704. Die siebente und letzte Abtheilung enthält den Theil der ursprünglichen Vorrede der historia coelestis, welchen die Herausgeber aus später zu erwähnenden Gründen weggelassen haben, und gibt von seinem Leben in den Jahren 1704 bis 1716 Nachricht. Hier auf folgt noch ein wichtiger Anhang von 281 Actenstücken, zu welchen, außer den erwähnten Briefen Fl.'s an Sharp, eine Menge anderer Briefe und Papiere, die sich unter seinen Manuscripten fanden, so wie auch die noch ungedruckten Briefe Newton's an Fl., die in Oxford bewahrt werden, benutzt worden sind.

Fl. ist in Denby in der Nähe von Derby den

19. Aug. 1646 geboren. Im Sommer 1660 zog er sich durch Baden eine heftige Erkältung zu, die nicht nur momentan die Folge hatte, daß er, wegen körperlicher Schwäche die Schule verlassen und auf den Besuch der Universität Verzichten mußte, sondern ihm für immer den Genuß einer vollkommenen Gesundheit raubte. Schon im 16ten Jahre, in welchem er bey seinem Vater die Arithmetik erlernte, finden wir ihn mit der Beobachtung einer Sonnenfinsterniß beschäftigt (S. 10), und von dieser Zeit an entfaltet sich sein Eifer für practische Astronomie, unter den ungünstigsten Umständen, immer mehr, da wir ihn bald darauf sogar mit der Verrfertigung eines Quadranten und optischer Werkzeuge beschäftigt sehen. Bereits im Jahre 1669 wurde er in London bekannt und erhielt wegen eines Aufsatzes, den er an die Royal Society geschickt hatte, sowohl von Oldenburg, dem Secretär derselben, als auch von einem Mitgliede, Collins, sehr schmeichelhafte Briefe. Als er im folgenden Jahre selbst dorthin kam, lernte er, neben mehreren andern, besonders auch Sir Jonas Moore kennen, der sein eifriger Verehrer wurde und auf sein folgendes Schicksal einen bedeutenden Einfluß übte. Sir Jonas hatte die Absicht, ein eigenes Observatorium zu gründen und Fl. als Beobachter an demselben anzustellen. Als aber zu derselben Zeit die Regierung, wie es scheint besonders durch die Prahlerey eines Franzosen veranlaßt, der die Bestimmung der geographischen Länge gefunden haben wollte (S. 37), den Beschluß faßte, ein Observatorium in Greenwich zu errichten, so wurde Fl. auf Moore's Verwenden, als erster königlicher Observator im März 1675 angestellt, welche Stelle er bis zu seinem Tode behielt. Man würde indes

sen sehr irren wenn man glaubte daß Fl. hierdurch in eine glänzende Lage versetzt worden sey, wie es wohl jetzt die eines königlichen Astronomen seyn mag. Sein Gehalt betrug 100 Pf. St. Wie wenig dieß aber, selbst für die damalige Zeit, war, kann man schon aus dem Umstande abnehmen daß Fl. im J. 1678 wegen 5 Pf. St. in Verlegenheit war (S. 118), auch bemerkt er (S. 228) daß niemand als Observator mit weniger als 300 Pf. jährlich auskommen könne. Des schlechten Gehaltes wegen sah er sich sogar genöthigt seit dem Jahre 1679 für Geld Unterricht zu ertheilen. Die Regierung schaffte kein einziges Instrument an, vielmehr gehörten alle Instrumente, mit welchen er arbeitete, entweder ihm oder Sir Jonas Moore. Einen Mauerquadranten, den er im Jahre 1678 von der königlichen Societät geborgt hatte, mußte er schon im folgenden Jahre wieder zurück geben, so daß er eine Zeitlang bloß auf einen unzulänglichen Sextanten beschränkt war, und sich nur auf eigene Kosten, da seine wiederholten Bitten an die Regierung fruchtlos blieben, andere Instrumente anschaffen konnte. Selbst einen Assistenten mußte er aus seiner Tasche mit mehr als 20 Pf. jährlich (S. 127) besolden. Unter so mißlichen Umständen, zu welchen fortwährende Kränklichkeit hinzukam, verlebte er eine Reihe von Jahren, bis endlich seine Lage durch zwey Umstände einigermaßen verbessert wurde. Im Jahre 1684 erhielt er durch Lord North eine Pfründe und als nun im Jahre 1688 sein Einkommen durch den Tod seines Vaters noch vermehrt wurde, so beschloß er sogleich einen neuen Quadranten auf seine Kosten anzuschaffen. Freylich hatte er von der Regierung die Versicherung erhalten, daß ihm alle Kosten ersetzt werden sollten, aber es

war auch dabey geblieben, und so mußte er für dieses Instrument 120 Pf. bezahlen. Mit ihm sind alle Beobachtungen gemacht aus welchen das berühmte Fixsternverzeichnis entstanden ist.

Um nun Fl.'s Leistungen gehörig zu würdigen ist es erforderlich daß wir einen Blick auf den damaligen Zustand der Astronomie werfen. Von der eigentlichen Theorie der Planetenbewegung, wie sie später Newton gab, war, als Fl. seine Laufbahn begann, noch gar keine Rede. Was man damals so nannte, war nichts Anderes als unmittelbar aus den Beobachtungen abgeleitete Versuche, die Keplerschen Gesetze diesen gemäß zu modificiren. Hierbey bediente man sich zweyer Grundlagen, der Rudolphinischen Tafeln für die Bewegung der Sonne, des Mondes und der Planeten, und des Fixsterncatalogs, den Tycho de Brahe im Anfange des 17. Jahrhunderts entworfen hatte. Hevels Fixsterncatalog erschien erst im Jahre 1690 und wurde noch viel später in England bekannt. Schon bey Gelegenheit der Sonnenfinsterniß, die am 25. Oct. des Jahres 1668 statt hatte, überzeugte sich Fl. daß die Rudolphinischen Tafeln sehr weit von der Wahrheit abwichen. Aber auch die Mängel des Brahe'schen Fixsternverzeichnisses konnten seinem Scharfblicke nicht entgehen. Brahe hatte mit seinen schwerfälligen Armillen, ohne Hülfe der Pendeluhren und mit bloßem Auge beobachtet; auch noch Hevel wollte sich nicht zur Anwendung der Fernröhren bey den Beobachtungen bequemen. Daher sind Fehler von mehreren Minuten in ihren Fixsterncatalogen nicht selten. Demungeachtet bestimmte man noch zu Fl.'s Zeit die Positionen des Mondes und der Planeten fortwährend dadurch, daß man ihren Abstand

von einem Fixsterne beobachtete und dabey die von Brahe angegebene Lage des letzteren als richtig annahm. Ebenso verfuhr man bey der Bestimmung der Lage von Fixsternen, die nicht in Brahe's Verzeichniß vorkommen. Auf diese Weise ist z. B. Halley's Verzeichniß der südlichen Fixsterne entstanden, das eben deswegen jetzt für den practischen Astronomen nicht den ringsten Nutzen hat, wiewohl es damals dem Verfasser großen Ruhm brachte, worüber sich schon Fl. klar ausspricht (S. 116). Er selbst verfolgte einen höheren Zweck. Er beschloß, so lange er darauf beschränkt war nur mit Hülfe des Sextanten Abstände zu messen und sich hierbey auf Tycho's Catalog verlassen mußte, seine Beobachtungen, die er *arena sine calce* nennt (S. 130), nicht bekannt zu machen, unbekümmert um das sich vielfach erhebende Geschrey, daß in so langen Jahren Nichts von der Sternwarte ausgegangen sey (S. 54). Er behielt dabey immer den Plan im Auge einst mit Hülfe besserer Instrumente, als ihm zuerst zu Gebote standen, einen neuen von Tycho's Bestimmungen unabhängigen Catalog zu entwerfen (S. 54, 116) und so bald er sich, auf die erzählte Weise, in den Besiß eines tauglichen Instrumentes gesetzt hatte, schritt er zur Ausführung. Tycho hatte in Zeit von 20 Jahren und mit Hülfe einer hinreichenden Anzahl von Assistenten die Positionen von ungefähr 1000 Fixsternen bestimmt.

(Die Fortsetzung im nächsten Stück.)

---

# G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

98. 99. Stück.

Den 23. Junius 1836.

---

L o n d o n.

Fortsetzung der Anzeige: An account of the  
revd. John Flamsteed, etc.

Fl. hatte nur einen Assistenten; er fing die Beobachtungen mit dem Mauerquadranten den 12. Sept. 1689 an (S. 57, Anm.), und bis zum J. 1704 hatte er nicht bloß ungefähr 1000 Mondspeditionen und eben so viele Positionen der Planeten bestimmt, sondern auch einen Catalog von ungefähr 3000 Fixsternen, also drey mal so viel als Tycho beobachtet hatte, entworfen, und zwar waren unter diesen nur sehr wenig teleskopische Sterne, die meisten vielmehr solche, die auch dem bloßen Auge sichtbar sind (S. 191). Fl. hatte bey diesen Beobachtungen nicht bloß seine Gesundheit, sondern auch 2000 Pf. St. \*) aus seiner Tasche für Instrumente, Besoldung eines Assistenten und Rechner zugesetzt; er durfte das

\*) Zuweilen spricht Fl. von 2000 Pf. wie S. 68, 92, 248, an anderen Stellen dagegen von 1000 Pf. wie S. 189, 195, 201, 212.

her erwarten, daß der bey der Herausgabe sich ergebende Gewinn ihm ungestört zufallen würde. Die Kosten für den Druck und namentlich für die Karten beliefen sich jedoch auf ungefähr 1000 Pf. St. (S. 212), und es schien daher ein sehr glücklicher Umstand zu seyn, daß Prinz Georg von Dänemark sich erbot, die Beobachtungen auf seine Kosten herauszugeben. Leider sollte aber die wohlgemeinte Liberalität dieses Fürsten sehr übel für Fl. ausfallen. Wir kommen hier an eine Periode in Fl.'s Leben, in welcher Newton und Halley eine sehr bedeutende Rolle spielen, und es ist daher zuvörderst nöthig, daß wir Fl.'s Verhältniß zu diesen zwey Männern genauer schildern. Ein Besuch bey Newton im Jahre 1670 (S. 29) scheint zu keinem weiteren Verhältnisse zwischen denselben geführt zu haben, vielmehr datiert Fl. selbst seine Bekanntschaft mit Newton vom Jahre 1674 an (S. 71), wo er ihn wieder in Cambridge besuchte (S. 29, Anm.). Seit dieser Zeit sehen wir sie in häufigem Briefwechsel. Eine besondere Veranlassung hierzu gab der Umstand daß man im November 1680 einen großen Cometen sah und nachdem dieser verschwunden war, im December desselben und in den ersten Monaten des folgenden Jahres wieder einen erblickte. Fl. sprach schon damals seine Ueberzeugung aus daß die zwey Cometen in Wahrheit ein und derselbe, den man vor und nach dem Durchgang durch das Perihelium gesehen habe, gewesen seyen, und zeigte wie sich alle seine Beobachtungen durch Annahme einer parabolischen Bahn vereinigen ließen. Wie unerhört diese Ansicht damals war geht wohl am deutlichsten daraus hervor, daß Newton sie, in zwey Briefen an Fl., mit Heftigkeit bestritt. Diese Briefe sind uns in dem General Diction-

nary (Artikel Newton, S. 788 ff.) erhalten; wiewohl Newton mit Achtung von Fl. spricht, so nennt er doch seine Ansicht über die Identität der zwey Cometen paradox und wunderbar (odd), so daß sich Fl. mit Recht über den Ton dieser Briefe zu beklagen scheint (S. 50 und 203 No. 61) und Ref. sich darüber wundern muß, daß Bailly nichts Anstößiges in denselben finden konnte. Besonders interessant ist der zweyte Brief, weil er zeigt daß Newton damals noch gar keinen Begriff von der Möglichkeit der parabolischen Bahn eines Cometen hatte. Did it go in such a bent line, sagt er, other comets would do the like, and yet no such thing was ever observed in them, but rather to the contrary. The comets of 1665, 1667 and other, which moved towards the sun, or some of them at least, had they twisted about the sun, and not, proceeding on forward, gone away behind him, they would have been seen again coming from him . . . . Those which were seen both before and after their periheliums, as the comets of 1472, 1556, 1580 and 1664, would not, as they did, have begun in one part of the heavens and ended in the opposite part, going through almost a semicircle, with motion first slow, then swift, then slow again, as if done in a right line, had it been done in such a line as the hypothesis puts u. s. w. Als Newton, nach großen Schwierigkeiten, im Jahre 1685 die richtige Theorie der Cometenbewegung gefunden hatte, mußte er sich natürlich bald von seinem Irrthume überzeugen. Wirklich schreibt er schon den 19. Sept. 1685 an Fl.: 'I have not yet computed the orbit of a comet, but am now going about



it; and taking that of 1680 into consideration, it seems very probable that those of November and December were the same comet. Als daher Newton im J. 1687 die Principia herausgab und in dem Abschnitte über die Cometen namentlich auch die parabolische Bahn des Cometen von 1680 nachwies, durfte Fl. erwarten daß Newton ihn auf eine auszeichnende Weise als den ersten Anreger dieser Ansicht nennen würde, um so mehr da er Newton alle seine Beobachtungen über den Cometen mitgetheilt hatte, aus welchen dieser gerade die Parabel bestimmte. Dieß geschah aber, wenigstens nach seiner Ansicht, nicht, und er beklagt sich mehrfach darüber. Freylich drückt sich auch Newton ziemlich vornehm aus (S. 494): praeterea cum Cl. Flamstedius cometam, qui mense Novembri apparuerat, eundem esse cum cometa mensium subsequantium, literis ad me datis aliquando disputaret et trajectoriam quandam ab orbe hocce parabolico non longe aberrantem delinearet etc., wogegen Fl. bemerkt (p. 71) daß nicht er disputiert habe; sondern Newton und zwar gegen diese Ansicht. Ueberhaupt glaubte Fl. daß Newton in diesem Werke die Hülfe, welche er ihm durch Mittheilung vieler Beobachtungen geleistet hatte und wofür allerdings viele Stellen, wie z. B. S. 402, 413, 476, 490 zeugen, nicht hinlänglich anerkannt habe und kommt häufig auf die Klagen hierüber zurück. Indessen scheinen diese Umstände doch kein dauerndes Mißverhältniß erzeugt zu haben, vielmehr setzten sie ihre Correspondenz, wie sich Fl. ausdrückt, civilly fort (S. 71). Besonders lebhaft wurde ihr Briefwechsel in den Jahren 1694 und 1695 als sich Newton mit der Theorie des Mondes be-

schäftigte. Im Sept. 1694 kam Newton nach der Sternwarte und erhielt von Fl. 150 Positionen des Mondes, wobey dieser jedoch zwey sehr billige Bedingungen machte. Er verlangte nämlich erstens daß Newton sie Niemanden ohne seine Einwilligung mittheilen sollte und zwar aus dem Grunde, weil sie auf einem kleinen Fixsterncataloge beruhten, den Fl. früher, als er nur noch mit dem Sextanten arbeitete, entworfen hatte, und zweytens daß Newton die mit Hülfe der Beobachtungen gefundenen Resultate ihm vor allen Anderen mittheilen sollte. In den auf diesen Besuch folgenden Briefen sehen wir Newton fortwährend Beobachtungen von Fl. verlangen, welchem Ansuchen dieser auch im Anfange immer entspricht. Fl. hat uns sogar eine ausführliche Uebersicht der sehr bedeutenden Anzahl von Beobachtungen, die er Newton in dieser Zeit mittheilte, hinterlassen (S. 142). Erst im Sommer 1695 brach Fl. in Folge eines heftigen Kopfsübels diese Mittheilungen ab (S. 191). Zum Theil hatte auch der Ton, den Newton in seinen Briefen annahm, hieran Schuld. Im Bewußtseyn daß er allein damals eine Theorie des Mondes geben konnte, mochte er sich zuweilen ungestümer, als billig, ausgedrückt haben \*), und da ohnehin Fl. schwerlich, so wenig wie die größten Männer seiner Zeit, eine deutliche Einsicht in Newton's Untersuchungen hatte, so konnte er allerdings glauben, daß die große Anzahl von Beobachtungen, die er Newton bereits mitgetheilt hatte, für alle Zwecke ausreichten. In the mean time, sagt Fl. (p. 63), frequent letters passed between me and Mr Newton, who ceased not to importune me

\*) Man vergleiche besonders den Brief No. 31 (S. 158) und Fl. Bemerkungen dazu.

(though he was informed of my illness) for more observations; and with that earnestness, that looked, as if he thought he had a right to command them. But I did not think myself obliged to employ my pains to serve a person, that was so inconsiderate as to presume he had a right to that, which was only a courtesy. And I therefore went on with my business of the fixed stars, leaving Mr. Newton to examine the lunar observations over again: which, had he done, he had found that he needed, not to be so importunate for new; the old would have been sufficient for the purpose and design for which I had imparted them to him. Daß Newton, bey dem damaligen Zustande der Astronomie, Fl. für seine Mittheilungen sehr viel Dank schuldig war, kann gar keine Frage seyn, da Fl. der einzige Mann war, von dem er die erforderlichen Angaben erhalten konnte. Denn Newton selbst machte keine Beobachtungen und von dem Pariser Observatorium, dem einzigen von Bedeutung neben dem Greenwicher, waren bis dahin nur vereinzelte Beobachtungen ausgegangen. Newton selbst erkannte dieß damals bereitwillig an, wie besonders folgende bedeutende Stelle aus einem seiner Briefe zeigt (S. 151): As for your observations you know I cannot communicate them to any body and much less publish them, without your consent. But if I should perfect the moon's theory, and you should think fit to give me leave to publish your observations with it, you may rest assured that, I should make a faithful and honourable acknowledgment of their author, with a just character of their exactness above any others yet ex-

tant. In the former edition of my book, you may remember that you communicated some things to me, and I hope the acknowledgments I made of your communications were to your satisfaction: and you may be assured I shall not be less just to you for the future. For all the world knows that I make no observations myself and therefore I must of necessity acknowledge their author: and if I do not make a handsome acknowledgment, they will reckon me an ungrateful clown. And for my part I am of opinion that for your observations to come abroad thus with a theory which you ushered into the world, and which by their means has been made exact etc. Hat Newton Wort gehalten? Beider müssen wir es verneinen. In der zweiten Ausgabe der Principia, die im Jahre 1713, zu einer Zeit, wo Newton und Fl. nichts weniger mehr als Freunde waren, erschien, sind nicht bloß Fl.'s Mittheilungen, an den Stellen wo sie in der ersten Ausgabe erwähnt waren, meistens sorgfältig weggelassen worden, sondern auch in der Mondstheorie, die hier zum ersten Male erschien, wird der Name Fl.'s auch nicht ein einziges Mal erwähnt, wiewohl seine Beobachtungen häufig benutzt sind.

Der Umstand, daß Newton im Jahre 1696 als Warden of the mint nach London und mithin in Fl.'s Nähe kam, hatte keinesweges einen günstigen Einfluß auf ihr Verhältniß, vielmehr glaubte Fl. daß Newton seit dieser Zeit viel stolzer geworden sey (S. 63), ja dieser soll zuweilen so weit gegangen seyn daß er Fl. geradezu das Maul halten hieß, he sometimes dared to ask, why I did not hold my ton-

gue (S. 73). Aber erst im Jahre 1698 entspann sich eine eigentliche Mißhelligkeit zwischen denselben und zwar auf folgende Veranlassung. Fl. hatte schon die scheinbare Bewegung der Fixsterne, welche Bradley später so glücklich aus der Aberration erklärte, entdeckt und ihre Größe ziemlich genau mit den neueren Beobachtungen übereinstimmend, bestimmt, sah sie jedoch irriger Weise als Folge der jährlichen Parallaxe an. Diese vermeintliche Entdeckung der so lange vergeblich gesuchten Parallaxe veranlaßte Wallis, Fl. zu ersuchen, er möchte ihm seine hierauf bezüglichen Beobachtungen in Briefform mittheilen, indem er beabsichtigte sie neben anderen Briefen in einem Anhange zu seinen Werken abdrucken zu lassen. Fl. willfahrte auch sogleich diesem Ansuchen; unglücklicherweise fällt aber dieser Brief vor dem Abdrucke in Gregory's Hand und dieser schreibt sogleich von London aus, ohne Fl. etwas davon zu sagen, an Wallis, Newton wünsche daß eine auf ihn bezügliche Stelle in diesem Briefe weggelassen würde. Die Stelle lautete: *Contraxeram etiam cum Do. Newtono doctissimo tunc temporis in academia Cantabr. Professore necessitudinem, cui lunae loca ab observationibus meis ante habitis deducta 150 dederam, cum locis simul e tabulis meis ad earum tempora supputatis, tum similitum in posteriore prout assequerer promissorum, cum elementis calculi mei, in ordinem ad emendationem theoriae lunaris Horoccianae* (S. 668). Fl. durch Wallis benachrichtigt schreibt deswegen zweymal an Newton, ohne Antwort zu erhalten, bis ihm endlich folgender höchst sonderbarer Brief Newton's zukommt (S. 156): *Upon hearing occasionally that you had sent a letter to Dr. Wallis about the parallax*

of the fixed stars to be printed and that you had mentioned therein with respect to the theory of the moon, I was concerned to be publicly brought upon the stage about what perhaps they are never like to have. I do not love to be printed upon every occasion, much less to be dunned and teased by foreigners about mathematical things, or to be thought, by our own people, to be trifling away my time about them, when I should be about the king's business. And therefore I desired Dr. Gregory to write to Dr. Wallis against printing that clause, which related to that theory and mentioned me about it. You may let the world know, if you please, how well you are stored with observations of all sorts, and what calculations you have made towards rectifying the theories of the heavenly motions. But there may be cases wherein your friends should not be published without their leave: and therefore I hope you will so order the matter that I may not, on this occasion be brought upon the stage \*). Fl. schrieb sogleich an Wallis und ersuchte ihn die Stelle zu ändern, Newton's grobe Ausfälle beantwortete er aber mit Würde und Ernst. Er schließt mit den Worten (S. 169): I wonder that hints should drop from your pen, as if you looked on my business as trifling; you thought it not so, surely, when you resided at Cam-

\*) Das böse Geschick, welches bisher über Fl.'s Biographie gewaltet hat, hat noch neuerdings Brewster in seinem Leben Newton's verleitet diesen Brief Fl. zuzuschreiben und ihn als Probe seiner Denkweise und seines Styls mitzutheilen (The life of Newton p. 243).

bridge, its property is not altered . . . . The works of the Eternal Providence, I hope, will be a little better understood through your labours and mine, than they were formerly. Think me not proud for this expression; I look on pride as the worst of sins: humility as the greatest virtue. This makes me excuse small faults in all mankind, bear great injuries without resentment, and resolve to maintain a real friendship with ingenious men: to assist them what lies in my power, without the regard of any interest, but that of doing good by obliging them. Newton's Betragen erscheint um so auffallender, da er kaum vier Wochen früher (S. 65, Anm.) bey Fl. war und wieder Beobachtungen erhalten hatte. Daß es aber Fl. mit seiner Versöhnlichkeit Ernst war sieht man aus der Art wie er sich später in einem Briefe an Wallis über Gregory äußert (S. 198), wiewohl er wiederholt die Ueberzeugung ausspricht daß dieser nebst Halley durch Zwischenträgeren Newton gegen ihn aufgehetzt hätte. I believe him (Newton) to be a good man at the bottom, sagt er in einem Briefe vom J. 1700 (S. 175), but, through his natural temper suspicious and too easy to be possessed with calumnies. In den Briefen aus dem J. 1702 spricht er sich freylich viel bitterer über Newton aus, namentlich in einem Briefe an Sharp S. 212, aber selbst im J. 1704, bis zu welcher Zeit wir Fl.'s Biographie herabgeführt haben, muß noch ein gewisses freundschaftliches Verhältniß zwischen ihnen bestanden haben, da ihm Newton seine damals erschienene Optik zuschickte (S. 214) und sogar noch später ihn besuchte.

Ueber Halley urtheilte Fl. in früherer Zeit sehr

günstig. Die erste Erwähnung desselben finden wir in einem Briefe vom J. 1678 (S. 668), wo Fl. ihn very ingenious nennt. Noch im Febr. 1681 finden wir sie in freundschaftlicher Correspondenz (S. 123 No. 11); und in der Vorrede zu seiner Doctrine of the sphere, die in demselben Jahre erschien, nennt Fl. Halley seinen singular good friend und our Southern Tycho. Im J. 1692 dagegen spricht sich schon Fl. sehr bitter über ihn aus, ohne daß wir die erste Veranlassung zu dieser Feindschaft erfahren und nur aus allgemeinen Andeutungen vermuthen können, daß Halley Fl.'s Zaudern in Rücksicht der Herausgabe seiner Beobachtungen zu dessen Nachtheil und zu Verläumdungen benutzte. In einem Briefe an Newton (S. 132 No. 15) spricht sich Fl. ziemlich deutlich darüber aus, daß sich Halley in seine Arbeiten einzudrängen suche und seine Mittheilungen auf unerlaubte Weise benützt habe. I will not be beholden to him for his assistance or advice . . . that he had better do it, than buffoon those to the society, to whom he has been more obliged than he dares acknowledge: that he has more of mine in his hands already, than he will either own or restore and that I have no esteem of a man who has lost his reputation, both for skill, candour and ingenuity, by silly tricks, ingratitude and foolish prate. Seit dieser Zeit stellt Fl. Halley immer als einen undankbaren und geradezu schlechtesten Menschen dar. So schreibt er im J. 1695 an Newton (S. 150): that he (Newton) is very much mistaken in him (Halley), that I never found any thing so considerable in him as his craft and forehead, his art of filching from other people and making their



works his own; as I could give instances, but I am resolved to have nothing to do with him for peace sake, und etwas später schreibt er (S. 160): Whatever he (Halley) may say to you to the contrary, his behaviour towards me has been the most impudently and ungratefully base. So war Fl.'s Verhältniß zu diesen zwey Männern als, wie erwähnt, Prinz Georg im Jahre 1704 beschloß seine Beobachtungen drucken zu lassen. Es wurde eine Committée mit der Untersuchung seiner Papiere beauftragt, deren Bericht dahin lautete daß alle seine Papiere gedruckt werden sollten. Die Committée bestand aus sechs Personen, von denen aber nur zwey, Wren und Newton, ein Urtheil über die Angelegenheit hatten, denn wiewohl auch Gregory, der Professor der Astronomie war, zu der Committée gehörte, so zeigen doch mancherley Proben, wie z. B. was er über den Werth der festen Instrumente sagt (S. 203 No. 62), daß er keine klare Einsicht in die praktische Astronomie hatte. Wren war ein Mann von 70 Jahren, der zu sehr mit andern Geschäften überhäuft war, so daß wir eigentlich in dieser Committée nur einen andern Namen für Newton sehen können und es Fl. nicht verargen dürfen, wenn er diesen für alle Plackereyen, die er nun erduldet, verantwortlich macht. Der erste Schritt der Committee, die nun auch die Besorgung des Druckes übernahm, war der, daß sie das Werk einem Verleger übergab, wodurch Fl. aller pecuniäre Nutzen entzogen wurde; man vertröstete ihn freylich auf eine Belohnung vom Prinzen (S. 78), aber er erhielt diese nicht bloß niemals, sondern selbst von den 173 Pf. Unkosten, die er während des Druckes hatte, wurden ihm nur 125 Pf. zurück erstattet, was Newton noch

dazu eine Gratification (gratuity) nennt (S. 318). Wiewohl man nun Fl. zu keiner Berathung hinzu zog und dieser sich zuletzt alles gefallen ließ, so wollte der Druck noch immer nicht beginnen. Nach vielen Verzögerungen und Ausflüchten verlangte endlich Newton Fl.'s ursprüngliche Aufzeichnungen der Beobachtungen, angeblich um sie mit der zum Druck bestimmten Abschrift zu vergleichen, und erhielt sie auch wirklich den 23. Febr. 1706. Nun wollte man in der Abschrift viele Fehler entdeckt haben, eine Beschuldigung die jedoch Fl. leicht zurückwies, und bey welcher Gelegenheit sich Gregory nicht wenig lächerlich machte (S. 80). Hierauf machte Newton neue Forderungen. Nach der Verabredung sollten nämlich zuerst die mit dem Sextanten und alsdann die mit dem Mauerquadranten angestellten Beobachtungen und zuletzt der Fixstern-Catalog gedruckt werden. Dieß war ein Punct auf den Fl. schon im J. 1700, als er sich mit Newton über die Herausgabe seiner Beobachtungen besprach, bestand (S. 174 No. 51) und von dem er nie abging, wofür ihm jetzt jeder Astronom Dank sagen wird. Wären seine Beobachtungen ohne den Catalog erschienen, so hätten sie noch immer ihren vollen Werth behalten, hätte man aber den Catalog zuerst gedruckt, und wäre vielleicht der Druck der Beobachtungen, auf welchen er gegründet ist, durch irgend einen Umstand unterblieben, so würde er eben deswegen nur einen sehr untergeordneten Werth haben, da man aller Mittel die in demselben vorkommenden Fehler zu entdecken, ermangelte. Fl. hatte sich daher nicht beeilt, im Anfange des Druckes, den ganzen Catalog, dessen Berechnung viel Geld und Zeit kostete, bereits zu vollenden. Newton verlangte nun aber eine Abschrift desselben, so weit er fertia sen. Auf Fl.'s Vorstellung daß er bis jetzt

erst 1500 Sterne in den Catalog eingetragen habe, daß dieser Catalog das Resultat aller seiner Arbeiten sey und man daher nicht verlangen könne daß er ihn in fremde Hände gäbe, erwiderte Newton: Fl. möge den Catalog versiegeln und ihn so in seine Hand geben. Fl., um alle Zögerungen zu verhüten, that dieß auch wirklich, indem er dachte daß der unvollständige Catalog doch jedem Anderen zu Nichts dienen könnte. Es ist aber schwer sich irgend einen edeln Beweggrund zu denken, der Newton bey diesem mißtrauischen Schritte geleitet haben könnte, da in jedem Falle Fl. das Erscheinen seiner Arbeiten am meisten am Herzen liegen mußte. Endlich begann der Druck den 16. May 1706, er ging aber, gegen die ausgemachten Bedingungen, so langsam vorwärts, daß der erste Theil (97 Bogen) erst den 21. Dec. 1707 fertig wurde. Er enthält die Beobachtungen mit dem Sextanten. Fl. konnte nicht anders erwarten als daß nun mit dem Drucke ungesäumt fortgefahren würde, und zwar sollten nun die Beobachtungen mit dem Mauerquadranten an die Reihe kommen. Aber es erhoben sich neue Schwierigkeiten. Drey Monate stand die Presse stille, als endlich Fl. auf den 20. Merz 1708 zu einer Versammlung der Committee eingeladen wurde. Er brachte eine Abschrift von allen seinen Beobachtungen mit dem Mauerquadranten, die 175 Bogen füllten, und einen vollständigeren Fixstern-Catalog, als derjenige war den Newton bereits hatte, mit. Schon den 15. April 1707 hatte Newton gedroht, er würde den Druck unterbrechen und Fl. keine Auslagen bezahlen, bevor er diese Beobachtungen und den Catalog erhalten hätte; jetzt stellte er die Bedingungen daß Fl. die erwähnten 175 Bogen ausliefern sollte, daß er ferner den versiegelten Catalog zurück erhalten und binnen 16 Ta-

gen vervollständigen und zurück geben, und dagegen Newton den Catalog, welchen Fl. mitgebracht hatte, sogleich erhalten sollte. Um nicht den Anschein zu haben als wolle er den Druck verzögern, willigte Fl. auch in diese harten Bedingungen ein, aber vergebens. Trotz allen Bemühungen konnte er es in mehreren Monaten nicht dahin bringen daß die Presse wieder in Gang kam, und endlich wollte man sogar die Schuld auf ihn laden, indem ihm die Committee den 13. Julius 1708 folgende Eröffnung zuschickte: At a meeting of the gentlemen to whom his R. H. the Prince hath referred the care of printing Mr. Flamsteed's astronomical papers, it was agreed that the press should go on without further delay: and that if Mr. Flamsteed do not take care that the press be well corrected, and go on with dispatch, another corrector be employed. Fl.'s freymüthige Antwort an Wren (S. 87) mochte dazu beitragen daß nun der Druck wieder verzögert wurde, bis Prinz Georg im October 1708 starb. Ob gleich hierdurch Fl. eines hochherzigen Gönners beraubt wurde, so sah er sich auf der anderen Seite von der Oberaufsicht der Committee befreit, wiewohl seine Papiere in ihren Händen blieben, und setzte nun seine astronomischen Beobachtungen mit Eifer fort, in der Hoffnung sie bey günstiger Gelegenheit vollständig heraus zu geben. Daß die Mission der Committee mit dem Tode des Prinzen aufhörte ist nicht bloß eine wahrscheinliche Vermuthung, wie Baily glaubt (S. 89 Anm.), sondern Halley sagt dieß in der Vorrede zu der Ausgabe der *Historia coelestis* von 1712 (p. IV) ausdrücklich: *quo casu funestissimo delegatorum de his curandis provincia in cassum abiit*, aber es sollte sich bald zeigen daß man nicht gesonnen war Fl. in Ruhe zu lassen. Seit

dem J. 1677 war er Mitglied der Royal Society gewesen und zweymal in den Jahren 1681 und 1698 zum Mitglied des council gewählt worden; im J. 1709 wird er aus der Liste der Mitglieder gestrichen, weil er seinen Beytrag nicht bezahlt hatte, während im Laufe desselben Jahres dem Sir C. Wren, Halley und zehn anderen Mitgliedern die Bezahlung erlassen wurde (S. 90). Konnte oder wollte der Präsident der Gesellschaft, Newton, dem selbst früher die Bezahlung erlassen worden war, dieses nicht hindern?\*) Es sollte dieß aber nur das Vorspiel zu größeren Kränkungen seyn. Fünf und dreyßig Jahre war nun Fl. königl. Astronom gewesen, ohne daß man sich um ihn oder das Observatorium weiter bekümmert hätte, als daß man ihm jährlich die armselige Besoldung von 100 Pf. auszahlte; auf seine Kosten waren alle Instrumente angeschafft, alle Berechnungen gemacht worden. Möglich schien man eine besondere Vorliebe für das Observatorium zu fassen; aber alle Schritte, die man that, zeigen zu deutlich, daß sie nur darauf berechnet waren Fl. die Hände zu binden und ihm so viel als möglich sein Amt zu verleiden, vielleicht, wie er vermuthete (S. 93), ihn zu Gunsten Halley's, der ihm wirklich nach seinem Tode folgte, zu verdrängen.

\*) Baily bemerkt daß alle Biographen Newtons sich geirrt hätten, indem sie aus dem Umstande, daß ihm seine wöchentlichen Beyträge erlassen wurden, den Schluß gezogen hätten, Newton müsse damals in schlechten Vermögensumständen gewesen seyn; es scheint vielmehr daß die Societät früher häufig von selbst oder auf Ersuchen der Mitglieder, die Beyträge selbst den sehr Vermögenden erlassen habe. Indessen muß er übersehen haben, daß Newton der Beytrag ausdrücklich, wegen seiner schlechten Umstände erlassen wurde: on account of his low circumstances, as he represented (Brewster life of Newton p. 236, man vgl. auch Birch history of the R. S. III, 178).

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

100. Stück.

Den 25. Junius 1836.

---

L o n d o n.

Beschluß der Anzeige: An account of the  
revd. John Flamsteed, etc.

Den 12. Dec. 1710 erließ die Königin Anna  
einen Befehl, durch welchen sie den Präsidenten  
und in dessen Abwesenheit den Vicepräsidenten  
der Royal Society nebst anderen Mitgliedern,  
welche das council der Societät ernennen sollte,  
zu beständigen Aufsehern (visitors) der Stern-  
warte zu Greenwich machte. Die Aufseher wur-  
den ermächtigt und verpflichtet jedesmal inner-  
halb der Zeit von sechs Monaten von dem kön.  
Observator eine Abschrift sämtlicher Beobachtun-  
gen des vergangenen Jahres zu verlangen. Fer-  
ner sollten sie von Zeit zu Zeit dem Observator  
auftragen, Beobachtungen, die ihnen nützlich schei-  
nen würden, zu machen und die Aufsicht über die  
königl. Instrumente führen. In einem von dem-  
selben Tage datierten Briefe des Staatssecretärs  
an das Board of Ordnance wurde dieser Be-  
hörde auch noch aufgetragen auf die Klagen,

welche die Aufseher der Sternwarte über das schlechte Benehmen (misbehaviour) des königl. Astronomen in Ausübung seiner Pflicht führen sollten, Rücksicht zu nehmen. Vergebens stellte Fl. dem Staatssecretär vor wie ungerecht und beleidigend diese Einrichtung für ihn sey\*), und die königl. Societät beeilte sich so sehr dem ihr zugegangenen Befehl zu vollziehen, daß sie noch an demselben Tage die Aufseher ernannte und seit dieser Zeit bis zum J. 1716 werden nicht bloß Fl. regelmäßig die jährlichen Beobachtungen abgefordert, sondern er erhält auch von Zeit zu Zeit den Befehl bestimmte Beobachtungen zu machen, die Belege dazu findet man S. 292 No. 165, S. 296 No. 171, S. 301 No. 178, S. 324 No. 215; besonders wurde es ihm zur Pflicht gemacht Mondbeobachtungen zu machen, S. 309 No. 192. Dieß war aber noch nicht die ärgste Kränkung welche Fl. zu jener Zeit erfahren sollte. Als Prinz Georg noch lebte dachte niemand daran Fl.'s Beobachtungen anders als sein Privateigenthum anzuse-

\*) Unter Fl.'s Papiereu findet sich auch noch der Entwurf zu einer Vorstellung an die Königin, die aber wahrscheinlich nicht eingereicht worden ist, da Fl. in seiner Lebensbeschreibung nichts davon erwähnt. Unter andern sagt Fl. darin: That in 35 years I have spent in the service of your Majesty and your predecessors, I have expended a large sum, more than my appointments, in making instruments, and necessary assistance, and educated more than 100 brave youths that have passed into the public service. That I may not have the President of the R. S., nor any of their council set over me as visitors, nor suffered to prescribe to me what observations to make, since they know little of my business, and will but incommode me in my progress, and obstruct me, as some of them have done formerly (S. 279).

hen; der Prinz hatte sich erboten als Privatmann die Kosten der Herausgabe zu decken, die Fl. zu schwer fielen. Jetzt aber sah man sie als Staatsgut, als etwas von der Sternwarte Ausgegangen und mithin wie diese dem Staate Gehörendes an. Wenigstens ist dieß die einzige Vorstellung die das nun folgende Verfahren der Royal Society erklären kann. Im Journal der Societät finden wir das Protocoll einer Sitzung vom 21. Febr. 1711, worin es heißt: The President in the Chair Dr. Sloane was ordered to write a letter to Mr. Flamsteed, desiring him to furnish the deficient part of his catalogue of the fixed stars, now printing by order of the Queen; for the publication of which the Society had addressed His R. H. the late prince of Denmark: part of which is already printed. Wenn aber Fl.'s Beobachtungen sein Eigenthum waren, wie konnte die Königin, ohne sein Wissen und Willen, die Societät mit der Herausgabe derselben beauftragen? Die Berathungen über diese Angelegenheit dauerten in mehreren Sitzungen der Societät bis zum 14. Merz fort, unter welchem Datum wir folgende Notiz in ihrem Journale finden: The President in the Chair. Dr Arbuthnot having given him a letter to Mr. Flamsteed, to the same purpose with that designed by the Society, it was ordered to be sent to him (S. 94 Anm.). Dieser Brief war die erste officielle Mittheilung über die beabsichtigte Fortsetzung des Druckes, welche Fl. gemacht wurde. Er ist mit Feinheit abgefaßt, indem Arbuthnot die königl. Societät gar nicht erwähnt, sondern bloß bemerkt, daß er von der Königin beauftragt sey den unterbrochenen Druck wieder fortzusetzen und Fl. ersucht ihm zu diesem Behufe einen voll-



ständigen Fixsterncatalog zu schicken. Fl. war nicht bloß durch frühere Vorgänge gewarnt, sondern hatte auch schon, ehe er den Brief erhielt, erfahren, daß der Catalog, den er in Newton's Händen gelassen hatte, bereits gedruckt würde. Er wick daher dem in mehreren Briefen wiederholten Ansuchen Arbuthnots, ihm den Catalog zu schicken, aus und verlangte eine persönliche Zusammenkunft. Endlich traf er mit ihm den 29. Merz zusammen und auf seine Frage, ob der Catalog bereits gedruckt würde, antwortete Arbuthnot mit Bestimmtheit, dieß sey nicht der Fall. Dieß war aber eine offenbare Unwahrheit, denn schon einige Tage darauf erhielt Fl. durch einen Freund den Abdruck mehrerer Constellationen und zugleich erfuhr er, daß man Halley die Aufsicht über den Druck übergeben habe, und daß dieser sich rühme viele Fehler in dem Cataloge gefunden zu haben, sogar einige Bogen in einem öffentlichen Kaffeehause vorgezeigt und von der Mühe, die ihm die Correctur mache, viel gesprochen habe. Wenn Fl.'s Geduld nun ein Ende hatte, so ist dieß gewiß sehr verzeihlich und wir können Alles was er in seinem Unmuth in einem Briefe an Arbuthnot sagt\*) S. 283 No. 157) nur billigen. Fl. scheint sich auch an die Königin selbst gewandt zu haben. Wenigstens finden wir unter seinen Papieren die Copie einer Petition vom 16. April 1712\*\*), mit dem Ansuchen daß diese unechte Ausgabe seines Catalogs unterdrückt werden möge; doch alle Vorstellungen waren vergebens. In dieser Petition macht Fl. Newton einen Vorwurf, auf den er auch häufig zurückkommt, der wohl einer der arg-

\*) Baily bemerkt (S. 95, Anm.) er habe diesen Brief nicht finden können, er führt ihn aber selbst in der Vorrede (S. XXXIX) an.

\*\*) Wahrscheinlich muß es 1711 heißen.

sten ist, die man einem Manne von Ehre machen kann, nämlich Newton habe die Siegel erbrochen, welche Fl. auf den Catalog gelegt hatte, als er ihn Newton einhändigte, ja Fl. sagte dieß später Newton selbst ins Gesicht, und N. schützte einen Befehl der Königin vor, den Arbuthnot ausgewirkt haben sollte (S. 294). Leider wissen wir N. auf keine Weise von dieser Beschuldigung zu rechtfertigen, als wenn wir annehmen daß auch er Fl.'s Arbeiten jetzt nicht mehr als dessen Privatgut ansah.

Man begnügte sich aber nicht damit den unvollständigen Catalog völlig abzudrucken, sondern man schritt auch, nach Beendigung desselben zum Abdrucke der 175 Bogen Beobachtungen, die Fl. in den Händen der Committee zurückgelassen hatte. Man befolgte aber hierbey eine Methode die Fl.'s Absicht gerade entgegen gesetzt war und wodurch man das ganze Werk zu Grunde richtete. Während nämlich Fl. wollte daß alle Beobachtungen, die an einem und demselben Tage gemacht worden waren, auch zusammen gedruckt werden sollten, ließ man nicht bloß die meisten Beobachtungen ganz weg, sondern vertheilte auch die übrigen an die verschiedensten Stellen; man hatte hierbey nur die Theorie des Mondes und der Planeten im Auge und nahm bloß die Beobachtungen der Fixsterne auf, die mit dem Monde und den Planeten culminierten und fast auf demselben Parallelkreise waren. So z. B. machte Fl. den 15. Sept 1690 nicht weniger als 119 Beobachtungen, von diesen sind aber nur neun aufgenommen, fünf die sich auf Jupiter und vier die sich auf den Mond beziehen, und diese sind wieder in verschiedene Stellen des Werkes zerstreut, so daß der Astronom weder den Fehler des Instrumentes oder der Uhr auffinden, noch bestim-

men kann ob der Fixsterncatalog richtig reducirt ist (S. 98). Die Positionen des Mondes, die man häufig am Rande abgedruckt findet, wurden keinesweges aus den in dem Cataloge angegebenen Orten der Fixsterne berechnet, wie es die Billigkeit gegen das Publicum und gegen Flamsteed erforderte, sondern es sind genau dieselben, die Fl. früher, wie wir berichtet haben, Newton unter der ausdrücklichen Bedingung, daß dieser sie nicht veröffentlichen sollte, gegeben hatte. Wie gewissenlos man hier verfuhr zeigt sich am deutlichsten wenn man diese Positionen mit denjenigen vergleicht, welche Fl. später in seiner Ausgabe der *historia coelestis* bekannt gemacht hat, wo es sich zeigt daß die Unterschiede oft sehr beträchtlich sind (S. 323. No. 212). Nicht weniger willkürlich verfuhr man mit dem an und für sich schon unvollständigen Fixsterncataloge (vgl. S. 95 u. 96) und so kam die erste entstellte Ausgabe von Fl.'s Werk im J. 1712, sechs Jahre nach Anfang des Druckes, zu Stande. Exemplare dieser Ausgabe sind sehr selten und müssen es seyn. Denn, wenn überhaupt, wie es zwischen Fl. und der Committee ausgemacht worden war, nur 400 gedruckt worden sind, was Fl. freylich bezweifelt (S. 225), so können nicht mehr als 46 verkauft worden seyn, da Fl. 300 Exemplare später verbrannte und 54 verschenkt wurden (S. 318 No. 206). Unsere Bibliothek besitzt eines dieser wenigen Exemplare und wir sind dadurch in den Stand gesetzt das Gesetz der Billigkeit, befolgen und nun auch die Gegenpartey hören zu können, während wir bisher nur Fl.'s Darstellung der Sache gefolgt sind, die freylich durch unzweifelz hafte Actenstücke bekräftigt wurde. Halley hat nämlich dieser Ausgabe eine ausführliche Vorrede vorangeschickt, die besonders dazu bestimmt zu

seyn scheint, die Geschichte des Druckes und Halley's Verhältniß zu demselben darzulegen. Gleich im Eingange wird das Observatorium so geschildert als habe es zu der Zeit als Fl. sein Amt antrat, die besten Instrumente enthalten. *Consurgit Observatorium Grenovicense, brevique perfectum est; fabricantur instrumenta siqua unquam certa, et operi praeponitur Johannes Flamsteedius, Vir sane huic negotio maxime idoneus et quasi natus; quique amore scientiae potius quam ulla stipendii quo ornabatur ratione adductus, alacriter munus sibi datum capessere tum videbatur.* Das Wörtchen *tum* ist malitiöser Weise unterstrichen; wie Fl.'s Gehalt beschaffen war, haben wir früher gesehen. Halley erzählt nun wie Fl. zuerst mit dem Sextanten und dann mit dem Mauerquadranten beobachtet habe und fährt alsdann fort: *Excurrebant jam fere triginta anni, ex quo primum titulo astronomi Regii gaudebat Flamsteedius, nihil tamen adhuc ex observatorio tanto apparatu sumptibusque dignum prodierat, ut sibi soli vel saltem paucissimis amicis elaborasse hactenus videretur, etiamsi satis constaret tot annos non fuisse otiosos, schedasque Grenovicenses in haud modicam crevisse molem.* Daß die Instrumente Fl. gehörten und die Kosten aus seiner Tasche gingen wird nicht gesagt, eben so wenig der wahre Grund weshalb Fl. seine Beobachtungen nicht heraus gab. Es wird alsdann die Ernennung der Committee erwähnt und hierauf folgen die Worte: *Praedicti autem delegati cum Flamsteedio, pactionibus scripto sigilloque utrinque firmatis, de observationibus ejus edendis convenerunt: ut scilicet bipartito opere volumen primum ob-*

servationes sextante praedicto ante annum 1690 notatae constituerent, quibus praemitteretur catalogus stellarum fixarum locupletissimus ab ipso de integro constructus. Posterius autem contineret ea quae subsequen-  
 tibus annis ope arcus meridionalis obtinuerat. Dein praelo quae parata erant mandantur et Flamsteedius tum sphalmata typographica corrigendi, tum manuscripta tempestive subministrandi curae ex conducto incubuit. Belle tum procedebat opus jam pridem lucem visurum, nisi substitisset praelum, ob mancum et plurimis constellationibus orbum fixarum catalogum, qui multis nominibus imperfectus in manus delegatorum traditus fuit. Dehinc subsecuta est nunquam satis deplorata optimi principis mors; quo casu funestissimo delegatorum de his curandis provincia in cassum abiit, libro observationum primo nondum absoluto. Ne tamen opere perquam utili diutius careret respublica literaria, et ut carissimi conjugis sui coeptis obsecundaret Serenissima Regina, catalogum fixarum . . . . imprimi jussit . . . . Flamsteedii autem oculis in nascentia indies syderum phaenomena intentis, et in aetate jam provecta minus acutis, Edmundo Halleio, L. L. D., geometriae professori Savi-  
 liano atque in astronomicis probe exercitato, quod ad reliquam editionem deerat maturandi et ad umbilicum perducendi, datum est negotium. Halleius itaque acceptis chartis Grenovicensibus, ante omnia catalogum fixarum, totius operis partem longe praecipuam, cum observationibus ipsis summa cura contulit et recensuit, nec raro scriptoris vel supputatoris vitio admissos

in fixarum locis errores correxit et emendavit et hiatus laud paucos supplevit: speciatim verb, in Zodiaci signis stellas omnes, quarum usus frequentior, accurato calculo instituto ad examen rigide revocavit. Dein asterismos sex polo proximos, quintam fere catalogi partem constituentes, sed in manuscripto desideratos, ex observationibus Flamsteedii eruere, ingentemque calculi trigonometrici molem subire necesse habuit, nonnullos etiam ex Australioribus adjecit. In dieser Stelle sind nun fast so viele Unwahrheiten als Sätze. Wie schön der Druck vorwärts ging ist schon früher erzählt worden. Halley sucht die Schuld der Verzögerung auf Fl. zu schieben, indem er vorgibt es sey zwischen diesem und der Committee ausgemacht worden, daß der Fixstern-catalog dem ersten Bande voraus geschickt werden sollte. Dieß ist aber durchaus unwahr. Wir haben schon früher erwähnt daß und weswegen nach Fl. Plan dieser Catalog zuletzt gedruckt werden sollte. Der Grund weswegen Halley die Fortsetzung der Herausgabe übertragen wurde, kann uns jetzt nur lächerlich erscheinen und zeigt hinlänglich daß man Ursache hatte den wahren Grund geheim zu halten. Fl. war im J. 1711 so wenig zur Besorgung der Herausgabe untauglich, daß er noch acht Jahre später alles Einzelne der zweenen Ausgabe der historia coelestis bis zu seinem Tode mit der größten Genauigkeit besorgte. Was nun die Fehler die Halley verbessert und die Lücken die er ausgefüllt haben will betrifft, so reduciert sich alles dieses bey genauerer Betrachtung auf weit weniger als man aus seinen Worten schließen sollte. Daß er nicht die Positionen aller Sterne des Zodiacus genau berechnet habe, geht zur Genüge daraus hervor

daß er viele Sterne aufgenommen hat die, wie wir jetzt bestimmt wissen, von Fl. falsch berechnet worden, und von welchen manche gar nicht vorhanden sind (S. 386). Was die Lücken betrifft so hat Fl. nie geläugnet daß er nur einen unvollständigen Catalog der Committee eingehändigte hatte, und wir wissen auch warum er dieß that. Es fehlten die sechs Constellationen Draco, Ursa major, Ursa minor, Cepheus, Cassiopea und Hercules. Wie aber Halley diese Lücke ausfüllte kann man aus Fl.'s Urtheil sehen (S. 95 und 96). Dagegen thut Herr Baily gewiß Halley Unrecht wenn er die große Masse von trigonometrischen Rechnungen, die dieser geführt haben will, in Zweifel stellt. Er meint nämlich solche Rechnungen könnten nur bey den wenigen mit dem Sextanten beobachteten Sternen vorgekommen seyn, nicht aber bey der bey weitem größten Anzahl von Sternen, die mit dem Mauerquadranten beobachtet wurden (S. 386). Dieß wäre allerdings richtig, wenn in dem Cataloge nur die Rectascension und Declination angegeben wäre; da aber zugleich jedesmal die Länge und Breite bestimmt worden sind, so erforderte die Auffindung dieser zwey letzten Stücke allerdings einen bedeutenden Aufwand von Rechnungen. Wie man mit den mit dem Mauerquadranten angestellten Beobachtungen verfahren ist, erzählt Halley mit folgenden Worten. *Secundus autem liber multum diversus a prioris methodo in manuscripto Flamsteedii repertus est, eo scilicet ordine quo factae sunt observationes ex protocollo descriptus. Hinc alius labor excerpenti singulorum planetarum observationes, ac seorsim in suas classes disperendi, nec non ascensiones rectas et declinationes ex iisdem deducendi. Haud tamen*

omnes quas invenimus observationes visum est typis mandare, cum nempe ex transitibus stellarum, quarum declinationes longius inter se distant, tum planities perfecta instrumenti, tum ejusdem situs in plano meridiani perfectus supponitur, ut habeantur ex intervallis temporariis verae ascensionum rectarum differentiae, hypothese ut videtur paulo audentiore. Selectae sunt itaque e planetariis eae tantum in quibus haec declinationum differentia quantum fieri potnit minima fuit. Halley's eigene Worte bekräftigen also das was wir früher nach Fl. berichtet haben und zeigen wie sehr Fl. den Herausgebern an practischer Einsicht überlegen war. Am Schlusse der Vorrede will auch Halley noch die Schuld der vielen Druckfehler im ersten Bande auf Fl. wälzen. Und diese Vorrede ist es die Fl.'s Ruf auf immer verdunkeln sollte und verdunkelt hätte, wenn sich nicht jetzt bedeutende Documente gefunden hätten. Wie wenig man damals Halley's Angaben bezweifelte kann man aus der Recension dieser Ausgabe in den Leipziger Act. erudit. (1721. p. 563) sehen, wo der Referent (wahrscheinlich Hausen) nicht bloß Halley's Beschuldigungen wiederholt, sondern auch noch Fl. mit besonderen Titeln, wie cunctator perpetuus, beehrt\*). Wir können nicht umhin bey dieser Ge-

\*) Zu den sonderbaren Gerüchten welche früher über diese Angelegenheit in Umlauf gewesen seyn müssen, gehört auch das was sich in Moreris Diction. histor. (Ausg. v. 1740 T. 4) findet, daß nämlich die französische Academie, an welche man appelliert habe, viele Fehler in Fl.'s Catalog gefunden hätte. Wie gut indessen der Verfasser dieses Artikels von Fl.'s Lebensumständen unterrichtet war, zeigt seine Bemerkung daß Fl. ein Weiberfeind und eben deswegen unverheirathet gewesen wäre!



legenheit noch einen sehr edeln Zug von Fl. anzuführen. In den J. 1676 bis 1680, zu der Zeit als Fl. und Halley noch in gutem Vernehmen standen, machte Halley, besonders wenn Fl. abwesend war, häufig Beobachtungen auf der Greenwicher Sternwarte, die Fl. in seine Beobachtungsbücher eintrug. Wiewohl nun Fl. im J. 1706, als der erste Theil seiner Beobachtungen gedruckt wurde, den größten Haß, ja die tiefste Verachtung gegen Halley hegte, und sogar glaubte Halley habe mit Willen unrichtige Beobachtungen gemacht (S. 249 No. 107), worin er doch wohl ohne Zweifel zu weit ging, so ließ er dennoch keine derselben weg, sondern ließ sie mit denselben empfehlenden Worten abdrucken, wie er sie damals niedergeschrieben hatte. So lesen wir z. B. p. 149: *Invitatus aderat D. Halleius, qui mecum frequenter et nonnunquam cum Fabro meo eadem repetens, certissimas semper et acuratissimas pronuntiavit: testem adhibere in re tantae subtilitatis omnino duxi necessarium, nec magis idoneum quenkquam putavi.* Ebenso p. 199: *Observationibus peragendis socium et adiutorem accuram amicum harum rerum peritissimum D. Halleium.* In einem Briefe an Sharp (S. 243 No. 99) erklärt er sich hierüber mit folgenden Worten: *I have not changed a word of what I said in commendation of him in my observations from 1676 to 1680. I have a many proofs by me of his falsehood and lies, but I would not be the man that should tell the world that so good a mathematician, my countryman and acquaintance, was so ill a man: and if he force me not to it, I shall be the last man that shall publish his faults.*

Die Ernennung der Aufseher der Sternwarte und die gewaltsame Herausgabe der Beobachtungen führten aber zu einem Austritte zwischen Fl. und Newton, von welchem jeder, der an das heutige Verhältniß zwischen Gelehrten gewöhnt ist, wohl kaum eine Vorstellung hat. Fl. hat uns an mehreren Stellen (S. 96, 228, 294) den Hergang dieser scandalösen Geschichte aufbewahrt, woraus wir ungefähr folgende Erzählung zusammensetzen können. Fl. wurde aufgefordert den 26. Oct. 1711 vor dem council der königlichen Societät zu erscheinen. Er traf außer Newton noch zwey andere Mitglieder der Societät, die aber keine Astronomen waren. Newton wollte Aufklärung über die Instrumente haben, worauf Fl. der Wahrheit gemäß bemerkte daß sie alle sein Eigenthum seyen. Hierauf erwiderte Newton: keine Instrumente haben sey nichts Anderes als kein Observatorium haben, eine Bemerkung die an und für sich ganz richtig ist, nur konnte es Fl. nicht zur Last fallen wenn man ihn nicht besser unterstützt und es ihm überlassen hatte, sich die Instrumente auf eigene Kosten anzuschaffen. Wirklich drohte auch Fl. daß er, wenn er das Observatorium verlassen sollte, den Sextanten mitnehmen würde (S. 228). Nach mehreren Zwischenreden bemerkte Fl. daß man ihm die Frucht seiner Arbeiten geraubt habe. Diese Worte sagte Newton auf und fragte: wir sind also die Räuber eurer Arbeiten? worauf Fl. erwiderte er bedauere daß man dieß selbst bekenne. Hier war nun Fl. nach seiner eigenen Erzählung der angreifende Theil, und dieß mildert einigermassen das Unanständige in Newton's folgendem Betragen. Newton vergaß sich nämlich so weit daß er Fl. mit den größten Schimpfnamen überhäufte,

unter welchen, wie sich Fl. ausdrückt, puppy noch der kleinste war. Ein Wort gab nun das andere und das klügste was Fl. thun konnte war, daß er zuletzt wegging. Um sich das Widerwärtige dieses Auftritts recht lebhaft zu veranschaulichen, darf man nicht vergessen daß Newton 69 Jahre, Flamsteed aber 65 Jahre alt und so schwach war daß er nicht allein die Treppen steigen konnte. Man würde aber gewiß sehr unrecht thun wenn man unsere heutigen Begriffe über Anstand ohne weiteres als Maßstab für die damaligen socialen Verhältnisse gebrauchen wollte. Dieß ergibt sich wohl-einfach daraus daß Fl. sogleich nach diesem Auftritte mit Halley Kaffee trinkt und ihm ganz ruhig die Niederträchtigkeit seines Betragens vorwirft, sogar das Wort blockish gebraucht (S. 295), wodurch Halley keinesweges abgehalten wird ihn später zu besuchen (S. 98).

Fl. sollte aber noch am Abende seines Lebens Genußthuung erhalten. Durch den Tod der Königin Anna (Aug. 1714) und des Earl of Halifax (May 1715), der immer Newton's mächtigste Stütze gewesen war, scheint der Einfluß, den Newton am Hofe hatte, sehr gemindert worden zu seyn. Sogleich nach der Thronbesteigung Georg I. sagte sich Fl. von der Verpflichtung los, der kön. Societät seine jährlichen Beobachtungen einzusenden, und durch den neuen Lord Kämmerer, den er genau kannte, erhielt er einen Wink, daß er es nun mit geringer Mühe dahin bringen könnte, daß ihm alle vorhandenen Exemplare der Ausgabe von 1712 ausgeliefert würden. Eigentlich hätte er diese schon schon längst erhalten sollen; denn nach dem Willen des Prinzen v. Dänemark und nach dem Vertrag den die Committee mit Fl. abschloß, sollte er Eigenthümer der ganzen Auflage werden. Auf eine eingereichte Petition wurden

ihm wirklich 300 Exemplare ausgeliefert, die er sogleich, nachdem er den ersten Theil, der die Beobachtungen mit dem Sextanten enthält, davon abgefondert hatte, den Flammen übergab. Nun schritt er mit Eifer zu einer vollständigen Ausgabe seiner Beobachtungen auf seine eigene Kosten. Er sollte jedoch nicht das Ende dieses Unternehmens erleben, er starb am Ende des J. 1719, ehe noch der zweyte Band vollendet war, und erst im J. 1725 erschien das ganze Werk durch die Anstrengungen der Wittwe Fl.'s. Fl. hatte die Absicht in der Vorrede die Ursachen, durch welche die Herausgabe seiner Werke verzögert wurde, ausführlich darzulegen. Die Herausgeber ließen aber diese Rechtfertigung weg, wahrscheinlich um nicht mit so hoch gestellten Männern, wie Newton und Halley in Streit zu gerathen, und sie ist jetzt zum ersten Male erschienen und bildet die siebente Abtheilung in der oben erwähnten Lebensbeschreibung Fl.'s.

Wir waren gezwungen so lange bey Fl.'s Lebensumständen zu verweilen daß wir nur wenig über den zweyten Theil des Werkes sagen können, der eine neu bearbeitete Ausgabe des Halsted'schen Fixsterncatalogs von Baily enthält. In einer ausführlichen Einleitung erläutert Baily sowohl das Verfahren welches Fl. bey der Construction des Catalogs angewandt hat, als auch die Methode, die er selbst bey der neuen Bearbeitung befolgt hat. Es zeigt sich daß Fl.'s Verfahren sehr bedeutend und in vielen Stücken von demjenigen abweicht, welches man gegenwärtig bey ähnlichen Arbeiten zu Hülfe ruft und Baily zeigt wie sich aus der Erkenntniß dieser Thatsache mehr als eine Quelle zur Entdeckung von Fehlern ergibt. Baily selbst hatte nun lei-

nesweges vorläufig die Absicht Fl.'s Catalog auf ähnliche Weise zu bearbeiten wie es Bessel mit dem Bradley'schen Verzeichnisse gethan hat, eine riesenmäßige Arbeit, deren Ausführung allerdings zu wünschen ist. Er begnügte sich vielmehr damit alle die Sterne in den Catalog aufzunehmen, welche aus Fl.'s Beobachtungen abgeleitet werden können und sich in dem älteren Cataloge nicht vorfinden, ihre Zahl beträgt beynah 500; ferner wendete er ein einfaches Mittel an, das ihn in den Stand setzte eine Menge numerischer Fehler zu entdecken und zu verbessern. Er reducierte nämlich den ganzen Bradley'schen Catalog, mittelst einer Formel, die Bessel in den Fundam. Astron. gegeben hat, auf die Epoche von 1690. Hierdurch wurde er in den Stand gesetzt durch Vergleichung mit dem Flamsteedschen Catalog die wesentlichsten Fehler in letzterem aufzufinden und das noch vorhandene Buch, in welchem die Rechnungen Fl.'s aufbewahrt sind, setzte ihn in den meisten Fällen in den Stand die Quelle dieser Fehler aufzufinden. Bey Sternen, die nicht in Bradley's Catalog vorkommen, zog Baily Piazzi's und anderer Sternverzeichnisse zu Rathe. Wie viel sich bereits hierdurch ergeben hat, geht daraus hervor daß Baily's Bemerkungen über 17 eng gedruckte Bogen füllen. Schließlich bemerken wir noch daß die ganze höchst splendid gedruckte und auf Kosten der Regierung erschienene Ausgabe dieses Werkes bloß zu Geschenken bestimmt ist.

Stern.

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

101. Stück.

Den 27. Junius 1836.

---

G ö t t i n g e n.

Auch in diesem Jahre erfolgte am 4. Junius, dem Geburtstage des Stifters des Instituts, König Georg III., dem Herkommen nach die Preisvertheilung an die Studierenden. Die Rede des Prof. der Beredsamkeit, Hr. Hofrath Dfr. Müller warnte dem Mißbrauche die Studien nur auf die Gegenstände des künftigen Examen zu beschränken, und dafür diejenigen zu vernachlässigen, welche für die allgemeine und höhere Geistesbildung erforderlich sind. Die Preisfragen sind in dem vorigen Jahrgange S. 1025 bereits bekannt gemacht.

Der theologischen Facultät war zwar nur Eine Preisschrift überreicht, die jedoch des Preises unter der Bedingung würdig erkannt ward, daß sie vor dem Druck noch einer Revision von dem Verfasser unterworfen werde. Ihr Verfasser ist Herr Adolph Stieren aus Braunschweig. Um den Predigerpreis hatten sich zehn beworben. Er

ward unter dreyen so vertheilt daß die Hälfte mit 11 Ducaten dem Herrn Joh. Friedr. Lud. Winkler aus Braunschweig zuerkannt, die andere Hälfte aber, jedem mit 7 Ducaten, dem Herrn Friedr. Wilh. Böker aus Gillersheim, und Herrn Carl Friedr. Julius Mehrkorn aus Riddagshausen zugesprochen ward. Die Predigten bleiben jedoch ungedruckt.

Der juristischen Facultät war nur Eine Preisschrift übergeben. Sie ward jedoch, nur unter der Bedingung daß sie rücksichtlich der Sprache noch einer Revision unterworfen werde, des Preises würdig erkannt. Ihr Verfasser ist Herr Heinrich Albert Dypermann aus Göttingen, Candidat der Advocatur.

Der medicinischen Facultät waren drey Preisschriften übergeben worden. Den Preis erhielt Herr Georg Carl Heinr. Hennecke aus Goslar. Das Accessit Herr Heinr. Koch Bayern.

Der philosophischen Facultät war auch eine Schrift übergeben worden, die jedoch des Preises nicht würdig befunden ward.

Die Aufgaben für den 4. Junius 1837, wie sie in dem erschienenen Programm abgefaßt sind, sind folgende:

### Ordo Theologorum

postulat,

ut de anno jubilaeo Hebraeorum, habita simul anni, quem vocant, sabbatici idonea ratione, disquiratur, ita quidem, ut post brevem ipsius vocis explicationem, quaestionemque de pentateuchi origine cum legis de hoc anno celebrando latae Mosaica auctoritate summatim tan-

tum conciliatam, primum singula ejus instituta per se spectata exponantur, haud neglecta disquisitione secundaria, quo tempore primum et quibus postea intervallis idem celebrari debuerit: deinde ut legis istius ratio cum ex iis ipsis institutis, tum aliunde eruatur ac dijudicetur; porro in disceptationem vocetur, utrum annum istum unquam celebratum fuisse probabile sit necne; denique quam vim in rem civilem, domesticam atque ethicam festum illum annum exseruisse opinari liceat.

Certaturis de praemio homiletico proponitur locus Ev. Ioannis 14, 27 — 31.

### Ordo Jureconsultorum

hanc quaestionem proponit:

Explicentur origo, natura et usus probationis, quam in judiciis civilibus Germanicis legitimationem ad causam vocare solent.

### Ordinis Medicorum

va quaestio haec est:

Cum celebres quidam scriptores nuperime multos morbos, qui universales dicuntur, ex morborum singulorum locorum affectionibus, praecipue ex inflammatoria conditione, cerebri, medullae spinalis, meningum, cordis, lienis, tunicae mucosae stomachi et intestinorum, deduxerint, postulatur, ut eae opiniones, si non omnes, certe pleraeque, recenseantur et in iudicium vocentur.

### Ordo Philosophorum

in Xenophontis Hellenica eo instituto inquiri jubet, ut et quantum faciant ad



historiam labentis Graeciae illustrandam, et quid in iis desideres, aequa lance ponderetur, luculentisque exemplis demonstretur.

### B e r l i n

in dem bekannten Verlage und Formate ist schon 1835 auf XII u. 535 S. die achte Auflage der juristischen Encyclopädie des Unterz. erschienen. Da das Buch, von welchem an gezählt wird, ob es gleich sehr wenig Aehnlichkeit mit diesem hier hat, schon vier und vierzig, und die Ausgabe, welche bey der gegenwärtigen zum Grunde liegt, freylich so daß des Veränderten wohl Mehr ist, als des Beybehaltenen, schon fünf und zwanzig Jahre, alt ist, so läßt sich von so etwas Altem wenig sagen, was die nicht schon wußten, die an dem Buche und seiner Anzeige Theil nehmen. Zu der gewöhnlichen Ankündigung neuer Auflagen schon auf dem Titel, seyen vermehrt und verbessert, kommt dieß Mal auch Die, die Auflage sey abgekürzt, und daß auch Die kommen können, sie sey wohl gewiß letzte oder die Ausgabe der letzten Hand. Zur Erklärung dient denn bey der Vermehrung, daß auf die neuesten Erscheinungen Rücksicht genommen ist, z. B. auf die Angabe eines unserer ausgezeichnetsten Lehrers und Schriftstellers, bey dem mündlichen Vortrage werde, ganz anders als bey Dem, was geschrieben oder gedruckt wird, die Wissenschaft gleichsam personificiert, im Lehrer erst erzeugt, wobey der Unterz. allerdings große Einschränkungen für nöthig hält, namentlich Die, daß bey dem mündlichen Vortrage nicht das Heft die Hauptsache sey. Ferner gehören dahin die zum Theil nur so genannten Staats-

papiere, die Beschlüsse des Bundestages über die Universitäten, wodurch selbst Münchhausen's sonst so gepriesene Tochter von ihren Schwestern und deren Vätern in die Schule genommen wird. Unter den Verbesserungen ist wohl nicht die wichtigste, daß die Quellen des heutigen Rechts, die zuerst bey der Geschichte standen, und nachher eine eigene, zweyte Nummer ausmachten, nun bey dem heutigen Rechte, so gut wie die Begriffe und Sätze selbst, aufgezählt werden. Bey dieser Veränderung der Zahlen, in welche immer dasselbe und in derselben Ordnung getheilt wird, kann man leicht an personae, res und actiones denken, wo obligationes bald besonders aufgezählt, bald mit res bald mit actiones verbunden werden, oder auch an *in re* und *in novum* von tres partes an, woraus die Zeitlang drey Theile von soluto bis zu tres partes, und zuletzt die jetzt fast allein bekannte Theilung in *in re* vetus, *infortiatum* und *in re* novum geworden ist. Beides ist hier nach der Einigung des Unterz. besser vorgetragen, als vorher, Fenes ausführlicher S. 62 ff., Dieses weniger S. 168 u. 208. Weggelassen ist die Geschichte des Französischen Privatrechts, die bey der vierten Ausgabe 1811 hinzugekommen war, und zuletzt zwey und zwanzig Seiten betrug. Der Unterz. hält sie zwar noch jetzt für nützlich, sie mußte aber, wie manches Andere, geopfert werden, weil in einer bestimmten Zahl von Stunden nicht Alles sich vortragen läßt. Daß diese Ausgabe aber auch die letzte ist, die der Unterz. besorgen wird (und Wer wird nach ihm nicht lieber selbst Kinder zeugen, als sich des Waisen annehmen?) ergibt sich schon daraus, daß diese Auflage erst zwölf Jahre nach der nächst vorhergehenden siebenten erschienen ist, nicht ganz, aber

doch größten Theils, weil der Verleger immer noch mit Abdrücken von Dieser aufwarten konnte.

Es sey dem Unterz. erlaubt, was vollends bey Anzeigen eigener Schriften so natürlich ist, auch noch von einer, und zwar sehr freundlichen, Beurtheilung des Buchs durch einen seiner ehemahligen Zuhörer, jetzt einen sehr berühmten Rechtslehrer, Etwas zu sagen, und den Anstoß zu heben, welchen Dieser an einigen Stellen genommen hat und also wohl auch Andere nehmen können. Freylich sind die Stellen nur genannt und es ist nicht gesagt, Was daran geändert werden sollte. Daß S. 114 die Cassianer Altgläubige heißen, ist nicht einmal in dieser Ausgabe neu (der Stern ist ein Fehler), steht aber auch schon längst in der Rechtsgeschichte. S. 122 ist ja wohl jetzt allgemein angenommen, daß in Hermogenian's Sammlung auch Constitutionen aus den Zeiten, deren *leges nova* der Theodosische Codex enthält, stehen. S. 1 findet sich der Ausdruck *breviarium*, wie n Herr Prof. Hänel entdeckt hat, auch in ein Handschrift; aber aus Dieser ist das jetzt gangbare Kunstwort gewiß nicht entstanden, sondern aus neuern Schriften, zuerst, daß man weiß, der Vorrede von Tilius, gerade so wie jetzt manche Criminalisten auch in deutschen Büchern von der *Bambergensis* sprechen. S. 214. *subscriptio* heißt bey den Alten gewiß nicht das Datum (der Ort und dies et consul) sondern die auf eine Bittschrift gesetzte Resolution. S. 233 weiß der Unterz. nicht, Was daran getadelt wird, daß der Theodosische Codex nur in den elf letzten Büchern echt, in den fünf ersten aber größten Theils nur im Auszuge auf uns gekommen sey.

Die S. 507 aus Lichtenberg angeführte Stelle hat schon viele Verwahrungen veranlaßt, denn Wer wollte sich gern wegen einer, wohl gar auf Schulen angenommenen, Gewohnheit aus der Zahl Derer, die er Genies nennen möchte; ausschließen lassen? Derselbe Schriftsteller sagt aber auch, die Wahrheit stehe nie fester, als wenn sie, dem Kräftigen pro gegenüber, von einem eben so Kräftigen contra gestützt werde. Wird nun jungen Leuten gesagt, um kein Kind mehr zu seyn, müsse man Etwas thun, was wohl nie ein Kind gethan hat, so ist es gar so übel nicht, wenn sie dagegen so bald möglich auch hören, ein sehr geschiedter Mann habe gesagt, wer ein Genie heißen wolle, thue es nie oder lege es, wenn er es sich angewöhnt habe, doch bald wieder ab.

Hugo.

### D r e s d e n.

Unter dem Titel: Bibliotheca Boettigeriana ist uns von daher ein Verzeichniß des ersten Theils der Bibliothek des verstorbenen Hofrath Böttiger zugeschickt worden, enthaltend die drey ersten, die Literatur und Literaturgeschichte, ungleichen die Philologie, und endlich die Archäologie und Antiquitäten umfassenden Sectionen, deren öffentliche Versteigerung zu Dresden um die Mitte des Monats Julius anfangen wird. Nicht bloß der berühmte Name des verewigten Besitzers, sondern auch seine literarisch so ausgebreiteten Verhältnisse, worin wohl nur wenige sich mit ihm messen konnten, leisten die Bürgschaft, daß hier für Bücherfreunde eine reiche Ernte zu halten sey. Wir glauben besonders

darauf aufmerksam machen zu müssen, daß es nicht bloß große und kostspielige Werke sind, welche hier feil geboten werden, sondern auch viele kleinere Schriften, die auch als Monographien ihren Werth haben, welche dem berühmten Besitzer zugeschickt wurden, und wenig oder vielleicht gar nicht in den Buchhandel kamen. Wie oft werden solche Schriften schmerzlich von denen vermisst, welche über dieselben Gegenstände schreiben, und daß vor ihnen Gelehrte gern vollständig kennen möchten! Die ganze Sammlung enthält laut dem Vorbericht gegen 13000 Werke, deren Verzeichniß in zwey Hälften zerfällt. Von der vorliegenden ersten Hälfte enthält die erste Section Literatur und Literaturgeschichte 914 Nummern, zu denen noch sechs Handschriften, unter ihnen auch ein Heft über die Griechische Literatur von Henne, dem Freunde des Verewigten, kommen. Die zweyte Section: Philologie, 233 Nummern, wovon die letzten zwanzig mit handschriftlichen Bemerkungen des Besitzers. Die dritte Section: Archäologie und Antiquitäten mit 180 Nummern. Der folgende zweyte Theil des Catalogs wird die vier Sectionen: historische Wissenschaften, schöne Künste, Facultätswissenschaften und Belletristik umfassen. Auch diesen erhalten wir so eben zugeschickt. Wie reich derselbe ausgestattet ist, läßt sich schon aus dem Inhalte erwarten. Der letzte Abschnitt: Belletristik der Neuern nebst Sprachkunde enthält nicht weniger als 2335 Werke, nach den Sprachen geordnet.

Sn.

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

102. 103. Stück.

Den 30. Junius 1836.

---

H a l l e.

Bei C. A. Schwetschke u. Sohn: Archiv  
des Criminalrechts. Neue Folge. Herz-  
gegeben von den Professoren J. F. H. Abegg  
in Breslau, J. M. F. Birnbaum in Frey-  
berg, A. W. Heffter in Berlin, C. J. A.  
Nittermaier in Heidelberg, C. G. v. Wäch-  
ter in Leipzig. Jahrgang 1835. Stück 1—4.  
1835. 612 Seiten in Octav.

Auch der vorliegende Jahrgang schließt sich  
durch eine bedeutende Anzahl interessanter und  
lehrreicher Beiträge würdig den Reihen seiner  
Vorgänger an. Er umfaßt 24 Artikel, von de-  
nen einem jeden Stücke 6 mit fortlaufenden Ord-  
nungszahlen zugetheilt sind. Der Inhalt der  
einzelnen Beiträge wird sich aus folgender, nach  
den Haupttheilen dieser Wissenschaft in Verbin-  
dung mit der dazu gehörigen neuesten Literatur  
aufzustellenden, Uebersicht ergeben.

I. Allgemeiner Theil. 1. Birnbaum,  
einige Bemerkungen über Wächter's neuesten

Beytrag zur Lehre von den Quellen der Carolina. (No. 5. Wir beziehen uns hier auf unsere Bemerkungen über No. 4 des vorhergehenden Bandes, in diesen gel. Anz. 1835. St. 138. 139. S. 1370. Es ehrt den Character des Vf. daß er den ihm entgegen stehenden Untersuchungen über Salwechter's oder vielmehr Pernicer's geistloses Machwerk volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Wer übrigens einen auch nur einigermaßen anschaulichen Begriff von den dunkeln oder nur schwach erleuchteten Stellen dieser Wissenschaft hat, dürfte sich eine Frage erlauben, die nur gar zu häufig bey ähnlichen Erscheinungen sich aufdringt: *A quoi tant de bruit pour une omelette?*). 2. Abegg, Bemerkungen über den strafrechtlichen Theil von Justinus Gobler's Rechtspiegel und gerichtlichen Proceß. Ein Beytrag zur criminalistischen Literaturgeschichte. (No. 1. Berichtigungen und Zusätze zu den beiden früheren Abhandlungen v. Spangenberg und Wächter über Gobler's Uebersetzung der Carolina im N. Archiv B. VII. No. 16. und B. XII. No. 2). 3. u. 4. Mittermaier, über die neuesten Fortschritte der Strafgesetzgebung, mit vergleichender Prüfung des Strafgesetzbuchs für den Canton Basel, Stadttheil, des Gesetzbuchs für den Canton Zürich, der Entwürfe für das Königreich Würtemberg, für den Canton Luzern und für das Königreich Norwegen. (No. 16 u. 21. Noch unvollendet. Zuerst eine kurze Characteristik jedes dieser verschiedenen Gesetzbücher und Gesetzbuchs-Entwürfe, dann eine Prüfung ihrer einzelnen Bestimmungen, nach gewissen Hauptgesichtspuncten geordnet, von denen folgende 4 in den beiden vorliegenden Artikeln erledigt werden. a) Anordnung der einzelnen Verbrechen. b) Das Strassystem. c) Die Stel-

lung des Richters zum Gesetze. d) Das Strafverhältniß. Im Allgemeinen wird S. 419 bemerkt, da jeder Legislator auf den Erfahrungen der Vorgänger fortbauen wolle, so sey es begreiflich, daß bey der Bearbeitung neuer Entwürfe die bereits vorhandenen Projecte und Gesetze anderer Länder zu Rathe gezogen und benutzt werden, und so sey es oft nicht schwierig, bey dem Studium neuer Entwürfe die Entstehung der einzelnen Artikel bis zu einem bestimmten Gesetzbuche oder Entwurfe, aus welchem alle nachfolgenden schöpfen, zurückzuführen — eine Bemerkung die nur dann nichts demüthigendes für unser Zeitalter enthalten würde, wenn jeder Gesetzgeber sich bewußt wäre, die Erfahrungen der Vorgänger vollständig aufgefaßt, richtig beurtheilt und mit völliger Unbefangenheit den Fortschritten des Zeitalters angemessen zu haben. Wichtig in dieser Hinsicht ist die S. 420 mitgetheilte Bemerkung über den 'Sieg der Ansicht, daß unsere Strafeinrichtungen mehr auf die moralische Natur des Menschen berechnet werden müssen, daß nicht mehr bloß rohe physische Gewalt herrsche, die in dem Menschen nur die gemeine sinnliche Natur berücksichtigt, und darauf wirken will'). 5. u. 6. H. U. Zachariä, Mittheilungen aus den Verhandlungen der Hannoverschen Ständeversammlung über die neue Strafgesetzgebung für das Königreich Hannover. (No. 11 u. 17. Da, nach S. 277, diese Verhandlungen wenigstens außerhalb (dem Königreiche) Hannover nicht Vielen zu Gebote stehen dürften, so werden diese Auszüge einer unter Aufsicht der höchsten Staatsbehörde erscheinenden Zeitung als eines der ersten Ergebnisse gesetzlicher Oeffentlichkeit einem großen Theile des Publicums sehr willkommen



men seyn. Die beiden vorliegenden Aufsätze umfassen die Berathungen über den ganzen Inhalt des ersten oder allgemeinen Theils. Auszüge der Verhandlungen über den besondern Theil sollen später nachfolgen, ob auch der bis jetzt noch unberathene, dritte, oder processualische Theil hier einen Platz finden werde, dürfte, wie es scheint, von dem Umstande abhängen, daß die Verhandlungen darüber nicht zu weitläufig ausfallen. Unter den Abweichungen wodurch der revidierte Entwurf sich von dem ursprünglichen unterscheidet, wird u. a. (XI. S. 288) bemerkt, daß er das Schwert an die Stelle des Fallbeils gesetzt und als qualifizierte (geschärfte) Todesstrafe das Schleifen zur Richtstätte auf einer Kuhhaut bestimmt hat. Bey Gelegenheit der letzten wird gefragt: 'Warum nicht lieber auf einer Esels-  
haut, da die Kuh doch immer für ein sehr ehrbares Thier gegolten hat?' Da das vorliegende Gesetz noch nicht von dem Staatsoberhaupte verkündigt, mithin noch nicht in Gültigkeit getreten ist, so müssen Fragen und Wünsche dieser Art jedem Vaterlandsfreunde erlaubt seyn, zumal wenn sie dazu beytragen können, etwanige Bersehen oder Mißverständnisse noch vor dem Abschlusse des Gesetzes einer nochmaligen Prüfung zu unterwerfen. Folgende Bemerkungen über die erstgedachte Abweichung dürften, nach dieser Voraussetzung, sich zu höherer Prüfung empfehlen.

1. Daß das Fallbeil ein Product der Gräuelszenen der Französischen Revolution sey (S. 289) ist eine mit der Geschichte unvereinbare Behauptung. Der Unterz. beruft sich deshalb auf seine im 4. 5. und 6. Bande des N. Archivs f. d. G. R. eingerückte Abh. über die Wahl der Todesstrafen und seine gleichzeitige: kritische Geschichte der Guillotine, wo der Beweis geführt wird, daß

dieses Werkzeug schon im Mittelalter in Deutschland und mehreren anderen Reichen von Europa, namentlich auch in England, Schottland und Irland gäng und gebe gewesen sey. Was noch in neuerer Zeit Englische Schriftsteller darüber urtheilen, mögen folgende Beyspiele ausweisen: 1) 'I really believe it is the easiest death possible' (Worte eines Engländers zu Paris in Gentleman's Magazine Vol. 68. P. 2. 1798). 2) 'The adoption of the Guillotine for the punishment of crimes . . . will advance our penal code nearer equity than we might at first be tempted to imagine.' (Aus der Idea of a new law for the civilised world. Lond. 1816.

3. Daß auch das Schwert Gräuelszenen hervorbringe, beweist u. a. ein aus Lingard's History of England geschöpfter Aufsatz: Maria Stuart und ihre letzten Stunden in J. G. Poppe's Lesefrüchten 1828. S. 390, wo es u. heißt: 'Das Schluchzen und Wehklagen der Zuschauer brachte den Henker aus der Fassung. Er zitterte, verfehlte seinen Augpunct und schlug eine tiefe Wunde in den untern Theil des Schädels. Die Königin blieb bewegungslos, erst auf den dritten Streich ward ihr Haupt vom Kumpfe getrennt. Als es der Henker in die Höhe hob, waren die Muskeln des Gesichts so krampfhaft verzogen, daß man die Züge nicht mehr erkennen konnte.'

3. Die Fälle unglücklicher Hinrichtungen mit dem Schwerte beliefen sich (nach S. 289) auf höchstens nur den 6ten Theil aller Executionen. Nach andern Berechnungen kann man das doppelte, mithin  $\frac{2}{3}$  annehmen. Auf jeden Fall wäre Ein einziger schon zu

4. Daß sich in Frankreich (nach S. 289) zur Zeit der ersten Revolution wegen der Leichtfertigkeit der Hinrichtung die Verbrechen vermehrt hätten, ist — Fabel, deren Moral sich für unser Jahrhundert nicht passen dürfte.)

7. Kitta, Beyträge zur Beurtheilung der neuesten legislativen Erscheinungen, insbesondere über einige Artikel des Entwurfs zu einem Strafgesetzbuche für das Königreich Bayern vom J. 1831. (No. 23. Größtentheils über einige Artikel denen Unklarheit und Mangel an Präcision zur Last gelegt wird. Deyffentlichen Blättern zufolge wird dieser Entwurf nächstens in einer gänzlich umgearbeiteten Ausgabe erscheinen, die nicht nur hinsichtlich auf Redaction sondern auch auf die Grundzüge des Inhalts mit den Forderungen und Fortschritten des Zeitalters sich im schönsten Einklange befinden soll). S. Ders., Beytrag zur näheren Erörterung über die Frage: ob es zweckmäßig sey, den Begriff des bösen Vorsazes in den Strafgesetzbüchern festzustellen? (No. 9. Mit einem großen Aufwande von Scharffsinn wird gezeigt, daß es weder der Strafgesetzgebung, noch der Criminalrechtswissenschaft gelungen sey, auch nicht gelingen könne, den Begriff des bösen Vorsazes mit Präcision festzustellen, daß bey dieser Feststellung im glücklichsten Falle nur mit andern Worten dasselbe gesagt werde, was der Ausdruck 'böser Vorsatz' ohnehin schon andeutet, in minder glücklichen Fällen aber bald solche Merkmale, die den Begriff zu eng machen, bald wieder solche, die ihn zu sehr erweitern, aufgenommen werden. Es wird daher als Klugheits-Maßregel empfohlen, die Definition oder die Beschreibung des bösen Vorsazes in dem Strafcodex um so mehr mit Stillschweigen zu übergeben, da jeder aus Erfahrung wisse, was böser Vorsatz sey und

daher mit Beruhigung diese Beurtheilung dem Richter überlassen werden könne. Die von Feuerbach und andern Criminalisten gemachten Versuche eine genügende Begriffsbestimmung über den bösen Vorsatz zu geben, werden S. 229 ff. einer strengen Prüfung unterzogen. Ganz mit diesen Untersuchungen einverstanden wird schon in einem der folgenden Aufsätze von Mittermaier bemerkt (St. 3. S. 427), es sey Zeit, endlich zuzugestehen, daß die Aufstellung einer Definition des Dolus im Gesetzbuche nichts taue). S. Birnbaum, Bemerkungen über die römische Unterscheidung der delicta publica und privata mit Beziehung auf die Abhandlung von v. Hagen über diesen Gegenstand. (No. 13. Eine Recension die sich wohl nur durch einen Mißgriff unter die Abhandlungen verloren hat. Eine eigentliche im 8. u. 9. Bande dieser Zeitschrift über ein halbes Alphabet ausfüllende Abhandlung des Verf. über delicta publica et privata haben wir in diesen Blättern (1827. St. 133 und 1828. St. 134. 135) angezeigt. Edmund von Hagen hatte im 1. Theile einer 1832 von der k. k. Juristen-Facultät gekrönten Preisschrift die Ansichten des Verf. zu widerlegen gesucht, die der letztere dagegen in der vorliegenden Beurtheilung dieser Preisschrift in Schutz nimmt. Der Verf. gibt zwar zu, daß die Gegensätze welche hier zur Sprache kommen, heut zu Tage nicht mehr sehr practisch sind, doch setzt er hinzu, jedenfalls sey ihre Kenntniß unentbehrlich zum richtigen Verständniß sehr vieler heut zu Tage noch sehr practischen Stellen der römischen Rechtsbücher (S. 331). Er sieht sich auch noch jetzt nicht veranlaßt, von seinen früheren Ansichten im wesentlichen abzuweichen (S. 324). Doch werden dieselben hin und wieder (z. B. S. 328)

etwas modificiert, und bey einer S. 325 bemerkten Veranlassung gibt er jetzt gern zu 'daß er zu weit gegangen sey.' Hoffentlich werden die Acten über diesen Gegenstand ihrem Abschlusse nahe seyn. 9. Heffter, über das Bahrrecht, Bemerkungen nach Pitcairn. (No. 18. Beytrag zur Geschichte der untergeordneten Beweisacten im Mittelalter, aus Robert Pitcairn 1833 erschienenen Criminal Trials in Scotland from a. D. 1488 to a. D. 1624. Ein Excerpt, welches wohl eine weitere Bearbeitung, an einem dazu geeigneten Orte, verdient hätte). 10. Abegg, Bemerkungen über das rechtliche Erforderniß verhältnißmäßig gleicher Behandlung verschiedener Uebertreter desselben Strafgesetzes. (No. 7. Ueber einige, wenn gleich seltene Fälle, wo der Grundsatz einer relativ gleichen Behandlung vor dem Gerichte durch eine ungleiche Behandlung des im gegebenen Falle Gleichen verletzt wird, besonders wenn über die verschiedenen Theilnehmer eines und eben desselben Verbrechens von verschiedenen Gerichten, in derselben oder in einer höheren Instanz gesprochen wird). 11. Ebd. Beiträge zur Lehre von der systematischen Anordnung des besondern Theils des deutschen Strafrechts, im Verhältnisse zu den Quellen des positiven Rechts. (No. 15. Die verschiedenen Meinungen hierüber werden geprüft und zu vereinigen gesucht. Der Vf. läßt der Anordnung nach dem Vorgange der Quellen alle Gerechtigkeit widerfahren, doch glaubt er, daß auch die Fortschritte der Zeit unlängbare Ansprüche haben und bemerkt überhaupt, was sich eigentlich wohl von selbst versteht, daß die Freyheit das Gegebene organisch zu fassen, der Wissenschaft nicht beschränkt werden dürfe, S. 406).

## II. Einzelne Verbrechen und Verge-

hen. 1. Wächter, Begriff und Thatbestand des Verbrechens des Aufruhrs nach gemeinem Rechte. (No. 19. Abdruck einer Ausführung, die der Verf. der Bearbeitung eines hierher gehörigen Rechtsfalles vorausschickte; ein Nachtrag zu seiner Ausführung über das Verbrechen der Gewaltthätigkeit im XI. und XIII. B. des N. U. Aufruhr erklärt der Verf. nach diesem Rechte als ein crimen vis, welches eine zu diesem Zwecke öffentlich zusammengewohnte Menge gegen die Obrigkeit als Solche begeht. Als das beste Mittel die Consummation (Vollendung) des Aufruhrs vom Conate (Versuche) scharf abzugrenzen empfiehlt er in einer angehängten Bemerkung, das Verlesen einer kurzen Aufrubracte so einzuführen, daß, so bald ein obrigkeitlicher Diener diese Acte verlesen hätte, und nun die Menge nicht auseinander ginge, oder so bald ihn die Menge absichtlich am Verlesen der Acte hinderte, der Aufruhr für vollendet angenommen würde. Was in dieser Hinsicht in England geschieht, ist bekannt. Ueber Vorbeugungsmittel wird nichts gesagt. 2. Mittermaier, über die Bestrafung der Fleischverbrechen mit einer prüfenden Darstellung des Kön. Sächsischen Gesetzes vom 8. Febr. 1834 über diesen Gegenstand. (No 10. Man vergleiche unsere Anzeige einer hierher gehörigen Schrift von Wächter in St. 52 dieser Blätter vom laufenden Jahre. Es ist interessant, zwey der achtungswerthesten Criminalisten in ihren Ansichten fast durchweg übereinstimmend zu finden. Was S. 266 ff. über oder vielmehr gegen Untersuchung dieser Verbrechen von Amtswegen gesagt wird, kann nicht angelegentlich genug zur Beherzigung empfohlen werden.) 3. Wächter, über Verheimlichung der Schwangerschaft und der Niederkunft als Erforderniß des Thatbestandes des Kin-

dermordes. (No. 3. Berichtigung einiger neuern Criminalisten, welche dieser Verheimlichung ein zu großes Gewicht beylegen, gewissermaßen eine Zugabe zu demjenigen, was von Ganz in einem eigenen Werke und von Spangenberg und Mittermaier im 2. 3. und 10. B. des neuen Archivs mit eben so viel Scharfsinn als Gründlichkeit über den Kindermord und dessen Thatbestand gesagt worden ist.) 4. Cucumus, Bemerkungen über das Verbrechen des Betrugs außer Vertrags-Verhältnissen. Beytrag zur Beurtheilung des Entwurfs des Strafgesetzbuchs, München 1831. (No. 22. Eine Zugabe zu demjenigen, was der Verf. bereits in mehreren früher erschienenen schätzbaren Abhandlungen über dieses Verbrechen gesagt hat.)

III. Criminalproceß. 1. v. Dypen, Beyträge zur Kritik der Geschwornen-Gerichte mit Beziehung auf die Procedur gegen die Mörder von Fualdes. (No. 8. Der Verf. gibt zu, daß bey allen Proceßarten Justizmorde Statt finden können; diejenige scheint ihm die beste zu seyn, welche am besten verwaltet wird. Die Entdeckung eines von den Richtercollegien verschuldeten Justizmordes hält er für sehr schwer, ja in vielen Fällen kaum für möglich, die Begründung eines solchen 'Vorwärts' gegen Geschwornengerichte aber, wenn er in der Sache selbst Stützpunkte findet, für leicht, S. 218.) 2. E b e n d. über die Folgen der contumacia im Strafverfahren. (No. 14. Mängel einiger hierher gehörigen Proceßvorschriften. Vergleichung der Bestimmungen des Preussischen und Neufranzösischen Rechts nebst einer Bezeichnung der Hauptgesichtspunkte, welche bey einer neuen Gesetzgebung über diesen Gegenstand zu beachten seyn dürften. Gewissermaßen ein Anhang zu H o h b a c h's treffli-

cher Abhandlung über Ungehorsamsstrafen im N. Archiv B. XII. No. 15 u. 17. Der Verf. bemerkt S. 365 wenn einmal die Gewißheit eines vorsätzlichen Ungehorsams vorliege, in so weit solche durch Erschöpfung aller Zwangsmittel zu erlangen sey, dann rechtfertige sich auch nicht die Zuordnung eines Vertheidigers für den 'Contumax' (§. 581 der Preussischen Criminalordnung), denn die Vertheidigung sey ein Recht auf welches der Ungehorsame verzichte. Dieser Behauptung erlauben wir uns auf das bestimmteste zu widersprechen. Der Ungehorsame ist ein Verblendeter, Starrsinniger, der entweder aus Leidenschaft oder aus Vorurtheil, oder aus Geistessträgheit handelt, oder vielmehr unthätig ist da, wo er für seine Vertheidigung handeln sollte. Der Staat betrachtet ihn als ein krankes oder verirrtes Mitglied, das früher oder später zur Besinnung gelangen kann, und auf jeden Fall durch eine Maßregel der Menschlichkeit vor größerem Schaden oder gänzlichem Verderben geschützt werden soll. Daß der Ungehorsame auf das Recht der Vertheidigung ganz unbedingt und ohne alle Einschränkung verzichte, dürfte schwer zu beweisen seyn, aber selbst den schlimmsten Fall anzunehmen, wer möchte behaupten, daß er auf die Großmuth und Gnade der höchsten Staatsregierung verzichte?) 3. B. Sagemann, wann und wie findet im Strafproceße Confrontation Statt? (No. 2. Der Verf. bemerkt gleich im Eingänge, die Theorie dieser Lehre gebe zwar allgemeine, sehr dankenswerthe Andeutungen, doch müsse eigene Erfahrung und eigenes Nachdenken das beste hinzuthun. Er hat das Seinige in der vorliegenden Abhandlung hierzu redlich geleistet, und keinen ausübenden Rechtsgelehrten wird



eß gereuen, sich mit dem Inhalte derselben bekannt gemacht zu haben.) 4. Abend. Sind die Zeugen im Strafproceße vor oder nach der Vernehmung zu beeidigen? (No. 20. Auch diese, dem Scheine nach unfruchtbare, Materie hat durch philosophische Behandlung und streng logische Anordnung des gegebenen Stoffes an Interesse nicht wenig gewonnen. Doch findet sich S. 531 u. 532 ein leidenschaftlicher Ausfall gegen die Französische Beeidigungsform, der von Unduldsamkeit nicht frey zu sprechen ist. Indem nämlich bemerkt wird, daß Französische Gesetzbuch schreibe vor, daß alle Zeugen zuerst durch den Instructionsrichter und dann zum zweyten Male in der öffentlichen Sitzung durch den Präsidenten des Gerichtshofes beeidigt werden sollen, bemerkt der Vf. eine solche Einrichtung 'sanktioniere die Verhöhnung des heiligsten Glaubens durch Gesetz, erkläre die Anrufung Gottes offen als eine Formalität, welche bloß erfunden seyn soll, um den Richtern die Mühe des Nachdenkens zu ersparen, ob sie den Aussagen des Zeugen trauen können; sie legitimiere den Meineid!'. Beschuldigungen dieser Art tragen zu sichtbar den Stempel der Gehässigkeit, als daß sie einer Widerlegung bedürften, doch würde es der Kritik zum Vorwurf gereichen, sie ganz mit Stillschweigen zu übergehen. Consequenzmacherey ist dem deutschen Nationalcharacter schon dem Namen nach fremd. Es gelang der Theologie, sie aus einem mehr als tausendjährigen Besißstande zu vertreiben, möge sie nie in den Lehrsälen der Rechtsgelehrten und in den Gerichtshöfen einen Zufluchtsort finden!).

IV. Neueste Literatur (No. 6. 12. u. 24. Beurtheilungen von Schriften über einzelne Theile

des Criminalrechts, unter denen wir folgende auszeichnen. Chauveau Adolphe et Faustia Hellie Théorie du code pénal. (Anfang eines größern Werks von dessen Vollendung der Rec. der Französischen Jurisprudenz eine neue Zierde verspricht.) J. J. Haus obs. sur le projet de revision du code pénal présenté suivies d'un nouveau projet. (Ebenfalls der erste Band eines für die Wissenschaft und Gesetzgebung wichtigen Werkes, von einem Deutschen der mit den Fortschritten der vaterländischen und der Französischen Rechtsgelehrsamkeit gleich vertraut ist). Friedreich's systematisches Handbuch der gerichtlichen Psychologie wird als ein ausgezeichnetes Werk empfohlen, das eine große Lücke in unserer Literatur ausfüllt). Ueber Gefängnisse werden 12 verschiedene Schriften beurtheilt, unter denen wir Obermaier's Anleit. zur vollkommenen Besserung der Verbrecher in den Strafanstalten (Kaiserlautern 1835) auszeichnen, ohne jedoch seine Ansicht über gänzliche Abschaffung der Todesstrafe theilen zu können. Auch Crawford's Report on the penitentiaries in the united states, ein Gegenstück zu dem Berichte der Französischen Reisenden Beaumont und Loqueville erhält gebührende Anerkennung. Eben dieses ist der Fall mit der Abhandlung eines Holländischen Rechtsgelehrten, Königswärter: de juris crim. placito: nullum delictum, nulla poena sine praevia lege poenali. Reichen Stoff zum Nachdenken enthält Abegg's Anzeige der Verhandlungen des Assisenhofes in Mainz über die der Giftmörderin Marg. Jäger und ihrer Gehülfin Syb. Kath. Neuter zur Last gelegten Verbrechen. Eben dieses Schriftstellers Abb. über die verschie-

denen Strafrechtstheorien wird mit Achtung gewürdigt. Den am Schlusse angehängten Wunsch 'daß man über den wahren Character und die Nuancen der (neuerlich sogenannten) Gerechtigkeitstheorie sich besser verständigte' dürfte jeder unbefangene Freund der Wissenschaft theilen.

Unser, bey der Anzeige früherer Bände ausgesprochener Wunsch einer größern Sprachreichtigkeit scheint nicht bey allen Mitarbeitern gleichen Anklang gefunden zu haben.

Böhmer.

### P r a g.

Verlag der J. G. Calve'schen Buchhandlung: *Anleitung zur Schafzucht und Wollkunde* für angehende Schafzüchter und Wirthschaftsbeamte. Verfaßt von Dr. Eöhner, Mitgliede der K. K. patriotischen öconomischen Gesellschaft zu Prag und mehrerer in- und ausländischen Landwirthschafts-Gesellschaften; Geschäftsleiter des Schafzüchter-Vereins für Böhmen u. s. w. Herausgegeben von der K. K. patriotisch-öconomischen Gesellschaft des Königreichs Böhmen. Mit einer lithographierten Tafel. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 1835. 183 S. in 8.

Die dieses Werk herausgebende Gesellschaft hat sich über den Zweck und Werth desselben in einem Vorworte auf folgende Weise ausgesprochen: 'Das vorliegende Werk — — — — — welches die Gesellschaft als Prüfungsbuch aus der höheren Schafzucht bestimmt hat, kann mit Recht nicht nur angehenden, sondern auch schon weiter gebildeten Schafzüchtern anempfohlen werden, indem der Herr Verfasser als Landwirth

und Schafzüchter rühmlich bekannt ist, und dieses Werk sich durch logische Ordnung der Materien und Lehrsätze, durch Klarheit des Ausdrucks, durch eine fester bestimmte Terminologie, so wie durch Kürze und Gediegenheit vor den bisher erschienenen Schriften dieser Art vortheilhaft auszeichnet.' Ref. sieht sich nach der Autorität dieses Urtheils seines eigenen überhoben, und beschränkt sich daher nur auf eine Inhaltsanzeige des Werks. Im I. Abschnitt handelt der Verfasser von der Natur des Schafes überhaupt, namentlich von seinem Nutzen, seiner Verbreitung, seiner Organisation als Wiederkäuer und vom Zahnwechsel. Der II. Abschnitt hat die Ernährung der Schafe zum Gegenstande, und zwar im ersten Kapitel die Sommerfütterung auf natürlichen und künstlichen Weiden, so wie auf dem Stalle, und im zweyten Kapitel die Winterfütterung. Der III. Abschnitt beschäftigt sich mit der Fortpflanzung der Heerden, wo der Verfasser in drey Kapiteln von der Paarungs- und Lammungszeit, von der Paarung, von der Trächtigkeit und Ablammung der Schafe und von der Pflege und Behandlung der Lämmer spricht. Der IV. Abschnitt ist der Gesundheitspflege der Schafe überhaupt gewidmet. Im V. Abchnitte ist von den Krankheiten der Schafe und von der Vorbeugung und Heilung derselben insbesondere die Rede. Der Verfasser theilt die Krankheiten in ansteckende und nicht ansteckende; zu jenen rechnet er die Pocken, Räude, Klauenseuche (gutartige und bössartige) und die Mundfäule, zu diesen die Drehkrankheit, Schafbremsenkrankheit, Traber- und Gnuubberkrankheit, Bleichsucht, Trommelsucht, den Blutsturz, das Rückenblut und den Milzbrand.

Warum der Verfasser, da er doch selbst gesteht, daß der Milzbrand öfters in hohem Grade ansteckend wird, denselben unter den nicht ansteckenden Krankheiten aufgeführt hat, dafür ist kein Grund angegeben. Zugleich werden einige Krankheiten der lammenden Mütter, und die Lämmer erwähnt. Bey allen den genannten Krankheiten ist das für den Schafzüchter Beachtenswerthe angeführt, und wenn auch in einzelnen Fällen sich Manches gegen die Behandlung der Krankheiten einwenden läßt, so kommt dieses bey einem solchen Werke weniger in Betracht, da jeder Schafzüchter bey hartnäckigen Krankheiten sich wohl nicht auf sich selbst verlassen, sondern die Hülfe eines guten Thierarztes zuziehen dürfte. Im VI. Abschnitt handelt der Verfasser von den Schafrassen und von der Züchtung der Schafe im Allgemeinen. VII. Abschnitt. Von der Merinowolle. In zwey Kapiteln werden die Eigenschaften der Wolle und die Beschaffenheit des Bliesses vorgetragen. Der VIII. Abschnitt lehrt das Sortieren der Wolle und die Wollsorten. Im IX. Abschnitt werden die Grundsätze zur Züchtung der Heerden entwickelt. 1. Kapitel. Von Numerieren und Classificieren der Schafe. 2. Kapitel. Grundsätze der Züchtung in Beziehung auf die Wahl der Widder. 3. Kapitel. Einige Beobachtungen über die Vererbung der Eigenschaften der Schafe auf ihre Nachkommen. Im X. Abschnitt wird die Wasche, Schur und Verpackung der Wolle abgehandelt.

---

## Göttingische gelehrte Anzeigen

volume: 1836,2

by unknown author

Göttingen; 1836

### Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: [gdz@www.sub.uni-goettingen.de](mailto:gdz@www.sub.uni-goettingen.de)

Göttingische  
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

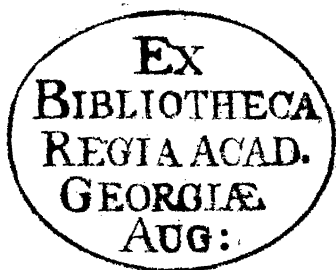
---

Der zweynte Band  
auf das Jahr 1836.



---

Göttingen,  
gedruckt bey Friedrich Ernst Guth.



EX

BIBLIOTHECA

REGIA ACAD.

GEORGIÆ

AUG:



S t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

104. Stück.

Den 2. Julius 1836.

---

K i e l.

Ex officina C. F. Mohr: De Lycurgi oratoris vita et rebus gestis dissertatio. Scripsit ad summos in philosophia honores rite impetrandos D. A. F. Nissen. 1833. 100 S. in 8.

Nachdem die eine Rede, welche uns von dem Redner Lykurg, einem der wackersten Männer des Attischen Alterthums, übrig ist, in neueren Zeiten fast unverhältnißmäßig oft bearbeitet worden ist, wendet sich das philologische Interesse mit Vorliebe den übrigen Bruchstücken und Nachrichten zu, die von Lykurg und über ihn sich jetzt noch auffinden lassen. Als Versuch einer Lebensbeschreibung des Lykurg ist, nach einer kürzern Abhandlung von Herrn Director Blume in einem Program des Potsdamer Gymnasiums, welches wir in diesen Blättern (1834. St. 148) schon von einem andern Rec. angezeigt finden, zuerst diese umfassendere Schrift erschienen, deren Verfasser auch unser gelehrter Mitbürger, aber erst nach

der Zeit geworden ist, da er schon diese Schrift abgefaßt hatte. Und man wird ihm schwerlich das Zeugniß versagen können, daß seine Schrift mit gründlicher Kenntniß und besonnener Ueberlegung verfaßt sey, wenn sie auch weniger unabhängige Wege der Forschung einschlägt, als die der Vorgänger, welche einzelne Punkte aus dem Leben Lykurgs bearbeitet haben, mit einer nicht immer gleich fruchtbringenden Kritik begleitet.

Die Schrift zerfällt, nach einem Prooemium, welches von den Quellen zur Biographie des Lykurg handelt, in sechs Abschnitte (deren Abtheilung indeß nur in dem am Schlusse hinzugefügten Argumentum bemerkt ist). 1. Lykurgs Abkunft und chronologische Bestimmungen seines Lebens. 2. Lykurg's Character. 3. Seine politischen Unternehmungen und Finanzverwaltung. 4. Lykurg als Redner. 5. Seine Volksbeschlüsse und Gesetze. 6. Seine letzten Schicksale.

Ueber das Geschlecht der Butaden, aus welchem Lykurg entsprossen war, wollen wir hier kurz seyn. Seit der Rec. in seiner Schrift *de sacris et aede Minervae Poliadis*, auf welche der Verf. besonders Rücksicht nimmt, die genauere Untersuchung über den Stammbaum dieses Geschlechts angeregt hat, hat Böckh im *Corp. Inscr. Graec. T. I. p. 441* meist zum Theil aus neuen Hilfsmitteln, ihm für die spätern Zeiten, wo die Butaden mit den Euklomitiden in Verbindung treten, bedeutende Erweiterungen verschafft. Auch Hr Dr Bosler hat in seiner nützlichen und schätzbaren Schrift *de gentibus et familiis Atticae sacerdotalibus* (Darmst. 1833), deren Fortsetzung und Vollendung wir sehr wünschen, den Butadischen Stammbaum mit selbständiger Forschung auf eine befriedigende Weise angeordnet. Den Zweifel des

Verf., ob die Priesterin der Pallas Polias ohne Mann leben mußte, löst die Stelle Plutarch Numa 9, aus welcher bestimmt hervorgeht, daß sie weder Jungfrau, noch verheirathet, sondern eine Wittwe seyn mußte; und eben so erledigt sich die Schwierigkeit, die Hr Dr Nissen darin findet, daß Lykurgs Großvater auf Befehl der Dreyßig männer umgebracht und doch in den öffentlichen Begräbnissen des Kerameikos bestattet sey, dadurch, daß bekanntlich die Beysetzung der Aschen=Urne in bestimmte Monumente oft weit später erfolgte, als die Verbrennung des Leichnams und Sammlung der Ueberreste, also auch diesem ältern Lykurg die Ehre einer öffentlichen Bestattung recht wohl nach der Befreyung Athens durch die von Phyle erwiesen worden seyn kann.

Wir gehen gleich zu einer Hauptfrage über, welche nicht bloß für Lykurg's Lebensgeschichte, sondern für die gesammte Kenntniß Athens in Philipps und Alexanders Zeit von Wichtigkeit ist: in welche Zeit nämlich eigentlich Lykurgs Finanzverwaltung trifft. Der Verf. erörtert erst sorgfältig, was indeß kaum noch der Erörterung bedurfte, daß die drey Pentaeteriden, welche Lykurg nach sichern Quellen den Finanzen Athens vorstand, mit den zwölf Jahren, welche Diodor dafür angibt, völlig einerley sind, indem die Pentaeteride, nach Griechischem Sprachgebrauch, überhaupt einen vierjährigen Zeitraum, und zwar, wie Böckh gezeigt, für die Athenische Verwaltung die vier Jahre von einem großen Panathenaischen Feste bis zum andern, bezeichnete. (Vgl. Schömann in der Hallischen A. L. Z. 1826. Th. III. S. 556). Eben so gewiß ist es, daß Lykurg von diesen zwölf Jahren nur vier das Amt eines *ταμίης ἐπὶ διοικήσεως* in e. gnem Namen verwaltete, die übrige Zeit aber das Volk

veranlaßte, Freunde von ihm zu Schatzmeistern der Verwaltung zu wählen, welche ihm die eigentliche Obergewalt über die Geschäfte überließen. Wiewohl das nicht so geschehen seyn kann, daß das Volk ihm anheim gestellt hätte, wen er von seinen Freunden wollte vorzuschieben, wie der Verf. S. 11 annimmt; vielmehr forderte die Verfassung durchaus, daß ein bestimmter *ταμίης* ernannt würde. Was nun aber die Zeit anlangt, in welche diese zwölf Jahre fallen, so stimmt der Verf. ganz für die Bestimmung von Böckh, nach der sie entweder von Olymp. 109, 3 bis 112, 3, oder von 110, 3 bis 113, 3 zu rechnen sind. Er bemerkt ganz richtig, daß bis gegen Olymp. 109, 3 Athens Finanzen, nach Demosthenes Klagen, zu sehr in Unordnung erscheinen, als daß man darin schon die wohlthätigen Wirkungen der trefflichen Verwaltung des Lykurg erkennen könnte. Auch vertrage sich die Gesandtschaft nach dem Peloponnes, welche Lykurg in Verbindung mit Demosthenes und Anders Olymp. 109, 2 übernahm, nicht mit seinem Amte als Schatzmeister der Verwaltung, welches der Natur der Sache und bestimmten Zeugnissen nach seine beständige Anwesenheit zu Athen verlangte.

Von den beiden Annahmen aber, zwischen denen Böckh der fernern Untersuchung noch die Wahl läßt, glaubt der Verf. sich für die, nach welcher Lykurgs Verwaltung von 109, 3 bis 112, 3 dauerte, entscheiden, und die andere mit Bestimmtheit verwerfen zu müssen. Seine Gründe sind, daß Lykurg vor Ablauf der spätern Epoche (Olymp. 113, 3) schon gestorben seyn müsse, indem von ihm keine Rede erwähnt werde, welche nach bestimmten chronologischen Daten später als Olymp. 112, 3 falle, und insbesondere

Eukurg in der Geschichte des Harpalos, in welcher fast alle damaligen Redner Athens, und nicht zu ihrer Ehre, mit Ausnahme des Hyperides, verflochten waren, gar nicht genannt, sondern vielmehr im Leben des Hyperides bey Plutarch bestimmt als damals bereits unter den Todten erwähnt werde (p. 848 f. ed. Francof. p. 270 ed. Hutten.) Der erste Punct kann indeß, bey der geringen Anzahl der chronologisch bestimmten Reden des Eukurg, keine bedeutende Probabilität dafür ergeben, daß Eukurg bald nach der letzten, deren Zeit wir kennen, gestorben sey. Und aus dem zweyten Datum läßt sich immer nur folgern, daß Eukurg vor der Anklage der Harpalischen Redner (Olymp. 113, 4 am Ende des Jahrs) gestorben sey; und man braucht deswegen das Argument gar nicht aufzugeben, welches Böckh aus dem dritten Pseudo-Demosthenischen Brief gezogen hat, dessen Verfasser davon ausgeht, daß Demosthenes in seinem Exil, in das er wegen des Harpalischen Processes am Anfang von Ol. 114, 1 (d. h. um die Mitte von 324 v. Chr.) ging, sich durch ein Schreiben an den Staat Athen der Söhne des Eukurgos angenommen habe, die die Athener nach dem Tode ihres Vaters, von dessen Segnern aufgewiegelt, ins Gefängniß geworfen hatten. Vgl. auch die X Oratt. Vitae bey Plutarch p. 254 Hutten. Vielmehr scheint diese Einkerkung der Söhne des Eukurg gleichzeitig mit dem Harpalischen Prozesse geschehen zu seyn, so daß Demosthenes, der während dieses schlimmen Handels, für sein eigenes Haupt zu sorgen hatte, nicht eher als im Exil Zeit fand, sich für die Nachgelassenen seines Freundes und Genossen in der Verwaltung Athens zu verwenden. Auf keinen Fall liegt in jenen Angaben ein Gegenbeweis gegen die Annahme,

daß Lykurgos das Amt ἐπὶ διοικήσεως bis 113, 3 verwaltet, und zum Beweise seiner strengen Rechtlichkeit, theils in einer öffentlichen Verhandlung im Metroon und Buleuterion, theils durch eine zu Jedermanns Prüfung aufgestellte auf Stein verzeichnete Uebersicht seiner Verwaltung (ἀναγραφὴ πάντων ὧν διώκησεν), dem Volke eine freywillige und außerordentliche Rechenschaft abgelegt habe (von welcher ἀναγραφὴ wir aller Wahrscheinlichkeit nach ein, von Böckh glücklich erkanntes Stück übrig haben, Corp. Inscr. n. 157).

Wenn nun ferner der Verf. für seine Meinung anführt, daß von Olymp. 109, 3 die Macht der Athener einen deutlichen Aufschwung nehme, quum jam non luderent in bello contra Philippum gerendo, sed acerrimum studium ponere coepissent, so weiß der Rec. dieß damit nicht zu vereinigen, daß von Olymp. 108, 2 am Ende bis in die Mitte von 110, 1 völliger Friede zwischen Philipp und den Athenern herrschte, und eine energische Thätigkeit für den Krieg in Athen erst am Ende von 110, 2 begann, da Philippos Elateia besetzte. Noch weniger aber spricht das letzte Argument: quod Philochorus (fragm. 76. Siebelis) navalis et armamentarii aedificationem, quam Lycurgus perpetravit, dilatam esse narravit anno 339 a. C. n. s. Ol. 110, 2, für des Verf. Meinung, sondern vielmehr entschieden dagegen. Um dieß zu zeigen, wird es nöthig seyn, die S. 46 ff. ausführlicher entwickelte Ansicht des Verf. über diese Bauten des Lykurgos im Zusammenhange zu prüfen. Hier nimmt nämlich Hr Dr Nissen an, daß die νεώσοικοι oder Docke im Peiræus (eigentlich große Gebäude, in denen die sämtlichen Schiffe gegen Wind und Wetter bedeckt und

geschützt standen), nach dem die dreyßig Tyrannen sie auf den Abbruch verkauft hatten, von Eubulos dem Anaphlystier neu gebaut und von Eukurg hergestellt, und so vergrößert worden seyen, daß 400 Trieren darin Platz hatten; von dem damit verbundenen See-Arsenal (*σχενοθήκη* oder *ὄπλοθήκη*) aber Pylon den Grund gelegt, Eubulos es alsdann erweitert, und Eukurgos es nach *Ol.* 110, 2 vollendet und mit den nöthigen Vorräthen ausgerüstet habe. Hierbei bedürfen mehrere Punkte der Berichtigung. Sicher ist, nach der Hauptstelle des Aeschines gegen Ktesiphon §. 25, daß in dem letzten Decennium vor der Schlacht von Chäronea die Vorsteher des Theorikon, oder der öffentlichen Geldvertheilungen für die Feste, wegen des Vertrauens, welches das Volk dem Eubulos von Anaphlystos schenkte, fast die ganze Verwaltung in die Hände bekommen hatten, und namentlich auch die Aufsicht über die Werft führten und das See-Arsenal bauten (*σχενοθήκην ᾠκοδόμουν*). Aeschines benutzt diesen Umstand an jener Stelle, um die Verantwortlichkeit zu steigern, die auf Demosthenes als einem der Vorsteher des Theorikon in der Zeit, da Ktesiphon ihn zu kränzen vorschlug (*Ol.* 110, 3), geruht habe, und es erhellt aus diesem Zusammenhange aufs klarste, daß *Ol.* 110, 3. die Vorsteher des Theorikon, und nicht Eukurgos, den Bau des Arsenal's beaufsichtigten. Daß Eubulos aber in derselben Amtsführung auch die Dock's des Peiräeus angelegt habe, wird nach der Zusammenstellung des Deinarch gegen Demosth. §. 96 wenigstens sehr wahrscheinlich, wo der Redner in Bezug auf Demosthenes fragt: 'welche Trieren sind wohl auf seine Veranlassung gebaut worden, wie unter Eubulos, oder welche Schiffshäuser sind unter seiner Verwaltung ent-

standen?' Daß aber Eubulos das eine oder das andere Werk vollendet habe, wird nirgends angegeben, und verträgt sich auch gar nicht mit dem bestimmten Zeugniß des erhaltenen Volksbeschlusses zu Ehren des Eukurg, dessen betreffende Stelle so zu schreiben und zu interpungieren ist: *ἡμίεργα παραλαβὼν τοὺς τε νεωσοίκους καὶ τὴν σκευοθήκην καὶ τὸ θέατρον τὸ Διονυσιακὸν ἐξεργάσατο καὶ ἐπετέλεσε, καὶ τὸ τε στάδιον τὸ Παναθηναϊκὸν καὶ τὸ γυμνάσιον τὸ Λύκειον κατεσκεύασε*, wie der Rec., in Bezug auf die Aeußerungen des Verf. S. 50. 52, von neuem zu erinnern vrranlaßt wird. Der Rec. versetzt dabey das καὶ, das vor τὸ Λύκειον steht, vor τὸ τε στάδιον, gewiß die leichteste Aenderung, da τὸ κατὰ Λύκειον, wie von andern neuerdings vorgeschlagen worden ist, sich mit dem gewöhnlichen Sprachgebrauche nicht wohl vertragen möchte. Was aber den Philon anlangt, den der Verf. als ersten Gründer der σκευοθήκη nennt, so wissen wir vielmehr durch Cicero, daß Philon nach Vollendung dieses Werks dem Volke ausführliche Rechenenschaft darüber ablegte, und in Vitruv's Zeit existierte noch eine Schrift des Philon über diesen Bau; auch heißt dieß viel bewunderte Bauwerk bey den Alten öfter das Arsenal des Philon. Wir kennen aber diesen Philon, aus eben dieser Vorrede des Vitruv zum siebenten Buch, auch als den Vollender des Eleusinischen Weihetempels in der Zeit des Phalereer Demetrios (nach Ol. 115, 4), wozu nach sein Zeitalter nicht vor Alexander zu setzen ist, und durch ein erwünschtes Zusammentreffen aller Umstände außer Zweifel gesetzt wird, daß Philon eben der Architect gewesen ist, dem Eukurg als Schatzmeister der Verwaltung jenen wichtigen Bau aufgetragen hat.



Der Ref. erwartete, daß Hr Dr Nissen bey dieser Frage auch den Holländischen Gelehrten, J. Bafe, erwähnen würde, der in einer ausführlichen Recension in der Bibliotheca critica nova Vol. V. p. 456 sqq. die Ergebnisse von Böckh's Untersuchungen über Lykurgos Verwaltung bestritten, und die Meinung zu begründen gesucht hat, daß Lykurg als Schatzmeister der Verwaltung oder, was einerley damit sey, Aufseher des Theorikon's zwölf Jahre, aber nicht hinter einander, sondern unterbrochen, den Finanzen Athens vorgestanden habe, und die Abrechnung im Corp. Inscr. n. 157 nur zum Theil von ihm, zum Theil aber von Andern herrühre. Wir übergehen dabey die Bemerkungen, welche die oben erwähnte Rechenschaft des Lykurg vor seinem Tode betreffen, in der Bafe nur darum Vieles unbegreiflich findet, weil er sie für eine regelmäßige *εὐδύνη* nimmt, was sie nicht seyn konnte und sollte (vgl. Meier Attischer Proceß S. 223), und eben so die folgenden Einwendungen in Bezug auf das *δεματικόν* (die Einnahme von den Häuten der Opferthiere), die bey einer sorgfältigen Erwägung der Probabilität ganz anders ausgefallen wären, und wollen hier nur nach dem Grunde fragen, um dessentwillen Bafe den Schatzmeister der Verwaltung mit dem Aufseher des Theorikon identificiert. Dieser Grund liegt fast allein in der Stelle des Aeschines, aus der indessen nur dieß erhellt, daß von Eubulos an bis Olymp. 110, 2 eine über ihre eigentlichen Gränzen weit ausgedehnte Gewalt der Theorikon-Vorsteher bestanden habe. Als Aeschines die Rede hielt (Olymp. 112, 3), war diese weitere Ausdehnung auf jeden Fall schon lange vorüber, und Aeschines muß sie den Athenern erst in Erinnerung bringen, um daraus ein Argu-

ment gegen Demosthenes entnehmen zu können. Es erhellt daher aus der Stelle des Aeschines gerade das Gegentheil von dem was Hr Prof. Bafe daraus erweisen wollte, nämlich die Unmöglichkeit, daß noch um Olymp. 112 der Schatzmeister der Verwaltung und die Vorsteher des Theorikon (deren Mehrzahl nach Aeschines und Pollux VIII, 99 nicht zu läugnen ist) dieselben Behörden gewesen seyn könnten. Wenn aber Plutarch von Demades in Beziehung auf Olymp. 112, 2 sagt, daß er damals die Einkünfte des Staats unter sich gehabt habe, so läßt sich das doch auf keine Weise mit Eukurgs zwölfjähriger Verwaltung vereinigen, außer so, daß man es als hyperbolische Bezeichnung des Theoriken-Amtes nimmt, welches auch damals noch den Ueberschuß aus der Verwaltungscasse erhalten haben muß, da kein neuer Schatz daraus gegründet wurde. Auch stimmt dieß ganz gut mit der dort erzählten Geschichte, wo Demades die Athener von einer Unternehmung gegen Alexander dadurch abbringt, daß er ihnen bemerklich macht, wie in diesem Fall das Geld, das sie an den bevorstehenden Choen vertrinken sollten, auf die Ausrüstung der Flotte verwandt werden müsse. Denn daß Eukurgs Verwaltung ein ununterbrochenes Ganzes bildete, und also Ol. 112, 2 im Gange gewesen seyn muß — von welchem Datum man auch ausgehe — läßt sich doch nach den Worten der Vitae X Oratt. 'Er war Schatzmeister drey Pentaeteriden hindurch, zuerst in eigner Person, dann unter fremden Namen, und war mit der Verwaltung beschäftigt ohne Unterlaß, des Sommers und Winters' kaum bezweifeln.

Wir verbinden hiermit die Anzeige einer vorzüglichen Schrift, die noch zu einigen weitern Bemerk-

kungen über diesen wichtigen Punct der Athenischen Geschichte Veranlassung geben kann:

### H a l l e.

In der Waisenhaus-Buchhandlung: *Lycurgi deperditarum orationum fragmenta collegit, disposuit, illustravit Frider. Gustav. Kiesslingius, Ph. D. Aa. Ll. M. superiorum ordinum in gymnasio Cizensi praecceptor* (gegenwärtig als Professor an das neu organisierte Gymnasium zu Meiningen berufen). Praecedit vita Lycurgi, quae Plutarcho tribuitur. XVI und 128 S. in 8.

Der eigentliche Gegenstand dieser Arbeit ist eine ausführliche Erläuterung der Bruchstücke, die uns aus Lykurgos Reden, mit Ausnahme der gegen Leocrates gehaltenen, allein noch übrig sind, und eine Entwicklung, so weit sie nach diesen Bruchstücken und anderweitigen Nachrichten möglich ist, von den Gegenständen und der Anlage der einzelnen Reden. Dabey werden nicht bloß mehrere Puncte aus Lykurg's Lebensgeschichte und den gleichzeitigen Zuständen Athens, sondern auch aus den Attischen Alterthümern überhaupt, und — da Lykurgos Reden zum großen Theile die Rechte der Priester und Priestergeschlechter und das ganze jus sacrum der Athener betrafen — besonders aus dem gottesdienstlichen Leben des Attischen Volks, mit Liebe und Eifer abgehandelt. Wir machen in dieser Beziehung aufmerksam auf die Bemerkungen über die Hyacinthiden S. 42, die Sage von Ubaris S. 50, die Pynopsia S. 56, mehrere Puncte des Athena-Dienstes S. 96 ff., die Procharisterien (im Frühjahre bey der *avodos* der Kora) S. 107 und Andereß.

Da Nachrichten über die einzelnen Reden zu erörtern, an dieser Stelle unsere Absicht nicht seyn kann, wollen wir das Thema festhalten, das wir bey der Schrift des Hn Dr Nissen aufgenommen haben, und den Abschnitt welcher: IX. Ἀπολογισμὸς ὧν πεπολίτευται. X. Περὶ διοικήσεως überschrieben ist, S. 69 — 90, mit besonderer Rücksicht auf die Zeit der Lykurgischen Verwaltung prüfen. Die erstere unter diesen beiden Reden wird von Hn Kießling für einerley gehalten mit einer Rede ὑπὲρ τῶν εὐδυνῶν, welche Suidas erwähnt und die durch Deinarkos Rede: Κατὰ Λυκούργου εὐδύναι, veranlaßt worden zu seyn scheint; jedoch scheint der Ausdruck: ἀπολογισμὸς ὧν πεπολίτευται mehr auf eine allgemeine Rechenschaft über die Maximen der ganzen Verwaltung, wie sie Lykurg freywillig vor seinem Ende gab, als auf eine für eine einzelne Amtsführung abgelegte εὐδύνη zu gehen. Auch beruht die Rede ὑπὲρ τῶν εὐδυνῶν nur auf einer von Hn Pinzger vorgeschlagenen Interpunction bey Suidas, wo ἀπολογία πρὸς τὸν αὐτὸν und ὑπὲρ τῶν εὐδυνῶν durch ein Kolon getrennt werden soll, schwerlich richtig, da ὑπὲρ τῶν εὐδυνῶν sich recht gut mit ἀπολογία verbindet (eine Bertheidigungsrede wegen der Euthyne), aber für sich nicht eine Rede bey der Rechenschaftsleistung (ἐν εὐδύναις) heißen kann. Nachdem der Verf. hierauf die Fragmente dieser Rede angeführt, die außer dem oben berührten *δερματικὸν* meist das Bau- und Schiffswesen der Athener, namentlich die *νεώρια καὶ νεώσοικοι*, betreffen, sucht er die Veranlassung der andern Rede *περὶ διοικήσεως* nachzuweisen, die nach ihm nicht in den Vorwürfen des Menefachmos, die dieser feindselige Staatsmann und Finanzier dem Lykurg noch kurz vor seinem Tode

machte, gelegen haben kann, weil Lykurg, der kein Talent zu improvisieren hatte, damals schwerlich eine ordentliche Rede gehalten haben könne. Dieß Argument würde, wenn es schlagend wäre, allerdings auch die obige Annahme über den ἀπολογισμὸς des Lykurg treffen: aber was dem Lykurg an leichtem Fluß unvorbereiteter Rede abging, ersetzte, bey diesem Gegenstande, reichlich seine Geschäftskunde, die kein Athener in dem Grade besessen haben kann. Dabey geht der Vf. auf die Frage über die drey Pentaeteriden der Lykurgischen Verwaltung ein, und indem er, mit Böckh, gegen Hn Pinzger, annimmt, daß Lykurg erst nach Ablauf dieser ganzen Zeit gestorben sey, bestreitet er doch die Ansetzung derselben von Ol. 109, 3 oder 110, 3 bis 112, 3 oder 113, 3. Wir übergehen dabey solche Bemerkungen, welche in dieser Anzeige bereits aus andern Schriften angeführt und erledigt sind, und heben nur einiges dem Verfasser Eigenthümliche hervor. Die Zeit des Baues des See-Arsenals will Hr Dr Kießling nicht als ein Argument für die Zeitbestimmung seines Amtes ἐπὶ διοικήσεως gelten lassen, weil es vielmehr wahrscheinlich sey, daß jene Bauten dem Lykurg, unter dem Namen eines ἐπιστάτης δημοσίων ἔργων, aufgetragen worden seyen, als er die erste Pentaeteride hindurch Athens Finanzen zur Zufriedenheit des Volks verwaltet hatte. Allein der erhaltene Volksbeschluß und der Verf. der X Oratt. Vitae sprechen von keinem besondern Amte, wodurch Lykurg den öffentlichen Bauten vorgesetzt wurde, und aus Hyperides Stelle bey Apfines in den Aldinischen Rhetoren I. p. 708 (welche Stelle der Verf. S. 71 auch erwähnt): οὗτος ἐβίω μὲν σωφρόνως, ταχδεὶς δὲ ἐπὶ τῇ διοικήσει τῶν χρημάτων εὖρε πόρους, ὀκλοδόμησε δὲ τὸ δέα-

τρον, τὸ ᾠδεῖον, νεώρια, τριήρεις, ἐποιήσατο λιμένας, erhellt daß alle diese Unternehmungen zu Lykurgs Amt ἐπὶ διοικήσεως gehörten, und es geht daraus wenigstens mit großer Wahrscheinlichkeit hervor, daß die διοίξεις mit der Aufsicht über diese Bauten zugleich in seine Hände kam, also nicht vor Ol. 110, 2. Das Argument, welches der Vf. aus Plutarchs schon oben berührter Angabe über Demades: ὅτε τὰς προσόδους εἶχεν ὑφ' ἑαυτῷ τῆς πόλεως entnimmt, zerstört er selbst durch den weitem Gang seiner Argumentation. Wenn nämlich jene Stelle den Demades wirklich als ταμίαν ἐπὶ διοικήσεως bezeichnen soll, so müßte er dieß von Ol. 111, 3 an gewesen seyn, denn jene Stelle bezieht sich auf 112, 2, und eine Pentaeteris scheint wenigstens damals die regelmäßige Zeit dieses Amtes gewesen zu seyn. Nun war es aber nicht Demades, sondern Menesächmos, der auf Lykurgos unmittelbar folgte, wie der Verfasser selbst, nach Böckh's Vorgange, aus Dionysios T. V. p. 660. R. erweist. Diesem würde also die Zeit von Ol. 110, 3 an zuzutheilen seyn. Folglich fiel Lykurgs Verwaltung ganz in die Zeit vor der Schlacht von Chäronea, wo doch wahrhaftig Demosthenes Schilderungen dem Zustande Athens unter Lykurgs Verwaltung nach dem Bilde, das uns davon überliefert wird, auf eine solche Weise widersprechen, daß eins mit dem andern nicht bestehen kann. Wenn also der Verf. bescheiden zum Schlusse sagt, er habe dieß nur ausgeführt, ut posse impugnari conjecturam illam ostenderet pro viriam modulo, so würde ihn eine nur um ein Weniges stringentere Beweisführung gerade dahin geführt haben, non posse impugnari conjecturam illam. Ungefähr dieselbe Folgerung macht, wie

der Rec. sieht, auch Herr Prof. Westermann in der Zeitschr. f. Alterth. 1834. No. 14. Dagegen hat neuerlich ein anderer jüngerer Schriftsteller Ehardy De Demade, oratore Atheniensi p. 31 ff. alles Ernstes behauptet, daß Demades von Olymp. 110, 3 bis 113, 3 ταμίας ἐπὶ διοικήσεως gewesen sey, in welchem Falle Lykurg seine Verwaltung sogar schon 106, 3 angefangen haben müßte, das heißt gerade in derselben Zeit wo Eubulos als Theoriken-Vorsieger ziemlich die ganze διοίκησις an sich gerissen hatte.

Der Rec. will diese Gelegenheit nicht versäumen, um eine zu

### Z u r i c h

bey Drell und Füßli unter dem Titel: *Lycurgi Oratoris Attici reliquiae*, ediderunt Joannes Georgius Baiterus et Hermannus Sauppius 1834 erschienene neue Ausgabe der Leocratea und der Fragmente des Lykurg (auf VIII u. 271 S. in 8.) unsern Lesern, wenn auch nur oberflächlich, bekannt zu machen. Zwar ist der Zweck derselben nicht so, wie bey den vorher angeführten Werken, Ergründung der geschichtlichen Bedeutung des Redner Lykurg, und wiewohl sich die Herausgeber über die in diesem Blatte besonders behandelte Frage im Sinne des Rec. erklären, und nur auf der andern Seite zu weit gehen, indem sie die Zeit von Ol. 111, 1 bis 114, 1 für Lykurgs Verwaltung annehmen (s. indeß H. Sauppe in der Zeitschr. f. Alterth. 1835. No. 77 S. 623): so kann Rec. doch nicht behaupten, daß diese und ähnliche

Fragen hier zum Gegenstande eindringender Forschung gemacht worden wären, wenn auch die dazu erforderlichen Kenntnisse den Herausgebern keinesweges abgehen. Vielmehr haben die beiden ausgezeichneten jüngern Philologen, die sich zu dieser Ausgabe vereinigt haben, hauptsächlich die Kritik im Auge gehabt, und, wiewohl sie nur die handschriftlichen Hülfsmittel dabey benutzt haben, die Imm. Bekker und Osann mitgetheilt haben: so haben sie doch durch Erörterungen über Punkte der Grammatik und des Sprachgebrauches die Kritik an vielen Stellen sehr gefördert, und gelegentlich auch zur Kritik des Isokrates, Demosthenes und anderer Redner und Historiker manchen trefflichen Beytrag geliefert. Ref. wundert sich auch hier die oben erwähnte Recension von Bake nicht berücksichtigt zu finden, die auch zur Kritik manches Beachtenswerthe enthält, worunter wir nur die schöne Verbesserung von §. 88 Ὀρᾶτε ὁμοίως ἐφίλοvv, in einem Zusammenhange, in dem Ὀρᾶτε schwerlich an seinem Platze ist, in Ἀρά τι ὁμ. ἐφ. erwähnen wollen. Der Unterz. hält es um so mehr für nöthig diese Recension in Erinnerung zu bringen, da sie auch von einer neuen ausführlichen Bearbeitung dieser Lieblings-Rede der neuesten Philologie von Herrn Ed. Mähner, die ihm eben erst beym Abschluß dieser Recension in die Hände kommt, unbenuzt geblieben ist.

K. D. M.

---



G ö t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

105. Stück.

Den 4. Julius 1836.

---

L o n d o n.

Printed for the Oriental Translation Fund, 1832: Raghuvansa Kalidasae carmen sanskrite et latine edidit Adolphus Fridericus Stenzler. — X, 177 und 173 S. in gr. Quart.

Wie die Alexandriner und Römer das Epos der alten Griechen wieder aufzuwecken suchten, so hat auch in Indien die jüngere Dichterswelt, welche Kalidasas Name bezeichnet, von Gelehrsamkeit und Kunde alter Sagen nicht minder unterstützt als von der aufmunternden Gunst späterer Könige geleitet, in vielen und zum Theil sehr gelungenen Versuchen das alte Epos in neues Leben gerufen. In der Form halten sich diese gelehrten Epiker gern an alte Muster: so bleiben meist die alten Metra, im vorliegenden Raghuvansa sind nur wenige ganz neue. Auch als eigentlicher Stoff bleibt unverändert dieselbe heilige Sagengeschichte, welche die alten Epiker schon geweiht und zu diesem Gebrauche geeignet

hatten. Nur genügt den Spätern nicht mehr die ärmlich scheinende Einfachheit der alten epischen Sprache und Kunst: die alten Sagen werden in neuere, künstlichere Bilder und Zeichnungen gebracht, der leichte, kaum merkbare Schmuck weicht einer zur Schau gestellten feineren, überlegteren Bearbeitung; nicht mehr die Größe der Sache, sondern die Gewandtheit und Ausführung des Dichters soll den Reiz machen und die Bewunderung erregen. Das hier gedruckte Epos hält zwar unter diesen spätern sich noch am nächsten und treuesten an die alten Vorbilder, eine schöne Nachahmung der alten epischen Weisen, so weit solche später unter ganz veränderten, unepischen Zeiten gelingen konnte: doch ist auch hier schon ein durchgängiges Streben nach kürzer, spitzer Rede, ein auf die Länge ermüdendes Haschen nach seltenen Bildern und Vergleichen. Während aber so die Kunst sich mit Vorliebe zum Einzelnen wendet und in einzelner Ausschmückung sich erschöpft, geht nur zu leicht die dichterische Kraft im Uebersehen und Zusammenhalten des Ganzen zu Grunde; etwas dieses Mangels läßt auch das hier gedruckte Raghuvansa verspüren. Der Dichter will das berühmte Geschlecht der Raghuiden, eines uralten mächtigen Königshauses von Ajodhya, in fortlaufender Folge preisen. So fängt er mit Dilipa an, kommt auf die aus dem Ramajana bekannten Könige Dasaratha und Rama, und führt die Reihe noch um viele Könige weiter herab bis auf Agnivarna's Tod. Die Thaten Ramas, von den alten Epikern oft besungen, und die Größe des Reichs von Ajodhya unter ihm bilden so zwar den glänzenden Mittelpunkt des Epos: aber das Ende entspricht dem Anfange sehr wenig. Während vorn die hohen Lu-

genden der ersten Könige mit den ausgefuchtesten Farben gezeichnet werden, entwirft das letzte Buch in abschreckenden Schilderungen das Leben und den frühen, schimpflichen Tod des in Wollust untergehenden Agnivarna: wie entspricht da in künstlerischer Hinsicht das Ende dem Anfange und dem Zweck des Ganzen? wo bleibt hier die Abschließung, Vollendung und Befriedigung? Der Abstand des Endes vom Anfange ist in der That so groß und grell, daß man vermuthen muß, wenn derselbe Dichter dieses Ende schrieb, so habe er durch sein episches Gedicht nicht bloß erheben, sondern auch warnen und schrecken wollen: nur wäre dann einem moralischen Zwecke die Reinheit der Kunst geopfert.

Solche Fragen werden hier übrigens zum erstenmale aufgeworfen. Der gegenwärtige Herausgeber hat seine Mühe auf die ersten Bedürfnisse gewandt, die Herausgabe des Textes und eine Uebersetzung; die Anmerkungen sind sehr sparsam. Die Herausgabe eines so umfassenden und in mancher Hinsicht sehr wichtigen, noch nie vorher gedruckten Gedichts war in der That ein würdiger Gegenstand der Anstrengung und Sorgfalt; das Verdienst des ersten Herausgebers wird immer anerkannt bleiben. Der Text ist vorläufig nur nach einer Recension, wie die Vorrede die Sache auffaßt, mit Ausschließung der Varianten anderer, gedruckt; von Scholien, welche bey Dichtern des zweyten Zeitalters immer sehr nützlich und oft beynahe unentbehrlich sind, konnten in den Anmerkungen nur wenige aufgenommen werden. Die Uebersetzung, deutlich und lesbar, schließt sich zwar noch nicht genug an alle die Farben der Urschrift, fast durchaus einbüßend die Schärpen und Spizen der Sprache eines fast keinen Vers ohne überlegte

Kunst lassenden Dichters: indeß war die Arbeit des Uebersetzers weder gering noch kurz, so daß eine Entschuldigung mancher Unvollkommenheiten nahe liegt. Daß sie dem Sinne nach überall zuverlässig sey, läßt sich zwar auch nicht verbürgen, und der Mangel der Scholien macht hier das Urtheil denen, welche die Handschriften nicht vergleichen können, oft schwerer: doch besitzt der Uebersetzer eine tüchtige Kenntniß des Sanskrit, so daß bedeutendere Mißverständnisse nicht leicht vorkommen, obwohl das Gedicht viel schwerer zu verstehen ist als die alten epischen. Zum Schluß einige Beyspiele: I, 19 bey Stenzler: *exercitus non nisi comitatus loco ei serviebat, duae vero res ad incepta peragenda: mens in libris haud perturbata nervusque in arcu intentus.* Dagegen ist schon, daß so der Vers in zwey Gedanken zerrissen wird, welche Spaltung der gemessenen Kunst dieses Dichters ganz entgegen läuft. Ueberlegt man, wie Kalidasa unter Dilipa das goldene Zeitalter allgemeinen Friedens setzt, so wird der Sinn vielmehr seyn, daß ihm als Heer und Bedeckung (*senâparikh'adam* als *Compositum*) zwey genügende Dinge dienten: fester Sinn und stete Wachsamkeit; ein anderer als dieser spitze Sinn ist schwerlich weder zu Kalidasa's Sprache, noch zu der Art, wie er den König Dilipa zeichnet, passend; vergl. I, 37. — I, 32 übersetzt St. so, als wenn der König zwey Gemahlinnen gehabt; aber dieß scheint ganz gegen den Sinn des Dichters. Denn Kalidasa ist ein zu fein arbeitender Epiker, als daß er irgend etwas Einzelnes müßig und unpassend setzte: in der ganzen folgenden Erzählung wird aber überall nur eine einzige Königin vorausgesetzt; vgl. besonders I, 33. Und so unerwartet es manchen scheinen mag, den

Dichter hier auf dem Wege der Billigung des monogamischen Verhältnisses als des ursprünglich natürlichen und reinen zu finden, so gewiß wird dieß aus dem überall hervortretenden Streben, Dilipa, den ersten König, als Muster des häuslichen Lebens dem letzten Könige Agniwarna gegenüber zu stellen. Diese und andere Gründe rathen genugsam zu einer andern Erklärung. — I, 58 undeutlich durch Uebergehung des *âtithjakrijâ* 'durch gastlichen Dienst'.

### P a r i s.

Bey Firmin Didot, 1833: *Essais sur la philosophie des Hindous*, par M. H. T. Colebrooke, Esq. — traduits de l'anglais et augmentés de textes sanskrits et de notes nombreuses. Par G. Pauthier. — 115 u. VIII S. in 8.

Das Englische Werk ist in diesen Blättern angezeigt. Der Uebersetzer hat nur sehr wenige wirklich bedeutende Zusätze gegeben; die Vergleichen anderer Philosopheme mit den indischen sind für Sachkenner ohne Werth; nützlich ist die häufige Zugabe der Urtexte. Da das Englische Werk selten ist, wird indeß diese Uebertragung vielen Lesern willkommen seyn. Jene erste Hälfte enthält die beiden *Sankhja*, die *Njaja* und die *Waiseschika*, also in rein philosophischer Hinsicht die wichtigsten Systeme der indischen.

H. C.

### B e r l i n.

Bey Ferdinand Dümmler: *Die wahrscheinliche Lebensdauer des Menschen*, in den verschiedenen bürgerlichen und geselligen Verhält-

nissen, nach ihren Bedingungen und Hemmnissen untersucht vom Dr. J. E. Casper, Kön. Preussischem Geheimen Medicinal-Rathe u. Mit 17 Tafeln und drey graphischen Darstellungen. XXIV und 216 Seiten. 1835. Octav.

Diese Schrift liefert einen wichtigen Beytrag zur medicinischen Statistik, weil sie auf einer mühsamen und gründlichen Vergleichung zahlreicher Belege basiert ist, und also die Folgerungen, welche daraus gezogen sind, ein wesentliches Eigenthum der Wissenschaft bleiben. Die Hauptfrage, welche hier abgehandelt wird, hat aber eben so sehr ein practisches als ein theoretisches Interesse, und man könnte die ganze Untersuchung wohl eine 'Biostatik' nennen. Den ersten Grund dazu legte der berühmte Astronom Halley (in einer in den Philos. Transact. vom J. 1691 mitgetheilten Abhandlung). Er ging von dem Satze aus, daß wenn z. B. von 100 Menschen, wovon jeder 38 Jahre alt ist, bis zum 62sten Jahre 50 verstorben sind, die Hoffnung 62 Jahre alt zu werden für die 100 eben so groß ist, als die, es nicht zu werden; daß also für jeden dieser 100 im 38sten Jahre gleiche Wahrscheinlichkeit vorhanden war noch 24 Jahre zu leben. Dieses nennt der Vf. die 'wahrscheinliche Lebensdauer'. Späterhin hat Déparcieux (in s. Essai sur les probabilités de la durée de la vie humaine. Paris 1746. 4.) folgende Methode angewendet: Wenn z. B. 100 Menschen von ihrer Geburt an zusammen 2800 Jahre durchlebt hatten, so würde der Quotient beider Zahlen, d. h. 28 Jahre ihre 'mittlere Lebensdauer' bey der Geburt gewesen seyn. Eine Beurtheilung beider Methoden lieferte schon Lambert (Beyträge zum Gebrauche der Mathematik und deren Anwendung. Berlin 1772. 3r Theil), und der Verf. macht hier von jeder

derselben mehrfachen Gebrauch. Die Basis des Ganzen ist, wie gesagt, die Zusammenstellung von gehörig ermittelten Zahlen-Uebersichten, die in den wohlgeordneten Tabellen vorliegen. Solche Schlüsse lassen sich durchaus nicht aus einzelnen Fällen, aus wenigen Zahlenreihen, die von kurzen Zeiträumen oder beschränkten Gegenden entnommen sind, ziehen. 'Aus dem Wirrwarr der Meinungen, Traditionen, Einzelfälle, retten uns nur Massen-Erfahrungen.'

Wir können hier unmöglich in die speciellen numerischen Entwicklungen eingehen, sondern halten für hinreichend, die vornehmsten Resultate, welche der Vf. daraus gewonnen hat, noch anzuführen. 1) Aus der vollständigen Sterblichkeits-Tafel für Berlin ergibt sich Folgendes (und dieß möchte wohl für alle größeren Städte des nördlichen Deutschlands gelten): a) Von allen Gebornen erreichen das erste Jahr nur 72 vom Hundert ( $\frac{2}{3}$ ). b) Das 7te Jahr, oder das Alter, wo im Allgemeinen der erste Unterricht beginnt, erreichen nur 55 p. C. ( $\frac{1}{2}\frac{1}{5}$ ) der Gebornen. c) Das 15te Jahr, oder das Ende der Kinderjahre erleben nur 52 p. C. ( $\frac{1}{2}\frac{2}{5}$ ). d) Im männlichen Geschlechte erreichen das 20. Jahr nur 50 p. C., oder die Hälfte der gebornen Knaben. e) Das 22. Jahr erleben unter den Frauen nur 49 p. C. ( $\frac{1}{2}$ ), das 28ste unter Männern nur 44 p. C. ( $\frac{1}{2}\frac{1}{5}$ ). f) Kaum mehr als einem Drittel, oder 34 p. C. der Gebornen ist es gegönnt, das 40. Jahr, das Alter der vollen rüstigen Thatkraft, des Schaffens und Wirkens zu erleben, während g) zu dem Alter, von wo ab sie die Früchte ihrer Thätigkeit zu genießen sich vorsehen, zu dem 50sten, oder in das climacterische Alter, gar nur 28 p. C. ( $\frac{2}{7}$ ) der Menschen gelangen. h) Das oft sogenannte natürliche Lebensziel, das 70. Jahr erreichen nur 10 p. C. oder  $\frac{1}{10}$  der Menschen; das 85ste nur 1 p. C. — 2) Das weibliche Geschlecht

hat fast durch das ganze Leben eine größere Lebensdauer als das männliche. Doch findet in der Entwickelungsperiode eine etwas größere Sterblichkeit Statt. Schwangerschaft und Entbindungen bedingen einen Verlust, der im Großen kaum in Anschlag zu bringen ist. — 3) Die sogenannten climacterischen Jahre haben in beiden Geschlechtern für das Leben nicht die geringste Gefahr und besondere Bedeutung. — 4) Die allerhöchsten Lebensjahre scheinen mehr von Männern, als von Frauen erreicht zu werden. — 5) Die wahrscheinliche Lebensdauer hat im gegenwärtigen Jahrhundert auf eine überraschende Art zugenommen. Die Zunahme ist als das erfreulichste Ergebnis der Fortschritte der Civilisation zu betrachten. 6) Nach Ständen betrachtet zeigt der Stand der Aerzte die kürzeste, der der Theologen die längste Lebensdauer. Einer langen Lebensdauer erfreuen sich im Allgemeinen auch Landwirthe, Forstleute und höhere Beamte; kürzer leben Lehrer und Künstler. Die Militärs stehen in Beziehung auf die Lebensdauer in der Mitte der Extreme, erreichen jedoch verhältnißmäßig am häufigsten die höchsten Lebensalter. 7) Die Lebensdauer ist nicht unbedeutend größer im ehelichen Stande, als bey Unverehelichten. Der Vortheil ist hier indeß größer für Männer als für Frauen. 8) Auf jeder Stufe des Lebens ist die Sterblichkeit größer unter Armen als unter Wohlhabenden; namentlich erreichen das 70. Jahr noch einmal so viel Wohlhabende als Arme. 9) Den entschiedensten Einfluß auf Sterblichkeit und Lebensdauer in einer Bevölkerung hat das Verhältniß der Zeugungen in derselben, das mit jenem der Sterblichkeit immer gleichen Schritt hält. Die Ehen sind der Regulator des Todes.



G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

106. 107. Stück.

D e n 7. J u l i u s 1 8 3 6.

H a m b u r g.

Bei Perthes: Johann Wessel, ein Vorgänger Luthers. Zur Charakteristik der christlichen Kirche und Theologie in ihrem Uebergange aus dem Mittelalter in die Reformationszeit. Von Dr. C. Ullmann, ordentlichem Professor der Theologie zu Halle. 1834. 480 S. in 8.

E b e n d a s e l b s t.

Hieronymus Savonarola und seine Zeit. Aus den Quellen dargestellt von A. G. Rudelbach, Doctor der Philosophie. 1835. 503 S. in 8.

Beide Männer, deren Leben monographisch bearbeitet vor uns liegt, waren Zeitgenossen: Wessel starb zu Gröningen 1489, Savonarola ward verbrannt zu Florenz 1498; ja was mehr ist, sie waren Geistesverwandte, denn beide werden unter den Vorgängern der Reformation als Zeugen der Wahrheit aufgezählt, standen durchaus auf dem bald hernach in der Reformation wie

der geltend gemachten evangelischen Boden; und doch war sowohl ihre Persönlichkeit, als ihr Eingreifen in den Umschwung jener Periode der Gährung ein sehr verschiedenes, was natürlich auch nicht ohne Einfluß auf die vorliegenden Bearbeitungen geblieben ist. Johann Wessel ist ganz das Ideal eines frischen, von dem evangelischen Princip tief ergriffenen niederdeutschen Gemüthes, das anspruchlos und selbst ohne äußere Stellung nur anregend, mittheilend durch Wort und Schrift in seinem Kreise ein biblisches Christenthum zu begründen suchte, dessen ausgestreuter Same eben so still aufging und bald der Reformation von Deutschland her trefflich entgegen reifte. Dagegen Hieronymus Savonarola verläugnet bey gleicher Entschiedenheit für die Grundsätze des Evangeliums, doch den Südländer nicht, der in seiner ganzen Eigenthümlichkeit schärfer ausgeprägt, seine Reformationspläne stürmischer beginnt, sein Hoffen und Erwarten in Drakeln ausspricht, sein Zürnen über Schlechtheit der Zeit mit politischen Umständen in Verbindung bringt, ein Reformator mit dem ganzen Ungestüm und vollen Fanatismus eines Dominicaners. Die beiden Hn Bearbeiter haben sich Männer derselben Zeit ausgewählt, wie sie ihrer theologischen Anschauung zusagen, und darum wohl mit gleicher Vorliebe von ihnen behandelt werden konnten. Auch das Urtheil der Leser wird sich deshalb gleichmäßig günstig über die Arbeiten aussprechen, je nachdem Jedem mehr der gemüthsfräftige Deutsche, oder der stürmische Italiäner zusagt. Ref. erklärt sich sofort für den ersten, und stellt auch schon wegen dieser glücklichen Wahl des behandelten Stoffes die Arbeit des Hn Dr Ullmann nicht allein der daneben gestellten, sondern jeder Monographie in diesem genre, wie

sie die neueste Zeit so reichlich geliefert hat, unbedingt als Muster auf.

Das Höchste, was das Einzelbild zu leisten vermag, besteht doch gewiß darin, daß nicht nur das Individuum gezeichnet wird, sondern daß mit ihm zugleich das ganze Fach, dessen Repräsentant es ist, vor uns steht, zugleich die ganzen Umgebungen, unter denen und auf die es wirkt, mit gezeichnet sind. Gerade darin hat Hr Dr Ullmann Ausgezeichnetes geleistet; denn durch kunstgerechte Ausführung des Hintergrundes, auf dem Johann Wessel hervortritt, durch zweckmäßige Anordnung der Staffage, die um ihn her gereiht ist, haben wir nicht allein den Mann, sondern auch seine Zeit, ja Mann und Zeit in der innigsten Wechselwirkung vor uns. Wir möchten solche Behandlung der Zeit gerade von dem Mittelpuncte der Person eines Wessel aus theils leicht, theils entsetzlich schwer nennen: leicht, denn es drängt sich die Person des zu zeichnenden Mannes durchaus nicht vor, da er selbst sich jedes andern als geistigen Einflusses auf seine Zeit enthielt. Der Biograph ist schon gezwungen, sich um die Umgebungen selbst zu kümmern. Will er die Stellung seines Mannes zu den damals herrschenden Richtungen angeben, die Thätigkeit desselben wirkt scheinbar so wenig auf dieselben ein, daß sie nicht den Faden der Entwickelung herleiht, sondern ein von ihr unabhängiges Studium der Umgebungen nöthig wird. Aber zugleich entsetzlich schwer wird solche Zeichnung seyn, und eine sichere Probe der Meisterschaft auf dem kirchenhistorischen Gebiete; denn die Verbindung zwischen dem Manne und seiner Zeit fehlt nicht etwa, sondern ist nur an so zarte Fäden gereiht, und dabey so innig und wahrhaft theologisch, daß nur das Kennerauge, nur

die Seelenverwandtschaft zwischen dem zu zeichnenden Manne und seinem Biographen Alles so zu enthüllen, und die durchgehenden Nerven bloß zu legen versteht. Der Herr Verfasser hat einen Theologen gezeichnet, wie ihn nicht allein glücklich genug seine Zeit hervorbrachte, sondern auch wie seiner die Zeit bedurfte, ja wie ihn jede Zeit bedarf, die vorzugsweise zur Gährung und Umgestaltung des bis dahin stagnierenden kirchlichen und theologischen Sinnes bestimmt ist.

In der Einleitung, welche die kirchlichen Zustände während des 15. Jahrhunderts darlegt, werden mit einer Klarheit, die nur das Ergebnis des sorgfältigsten Quellenstudiums ist, und zugleich mit einer Lebendigkeit, die den Leser unwiderstehlich in den geschilderten historischen Kreis hineinzieht, die gerade damals in der Entwicklung begriffenen, oder ihrem Ablaufe nahen geschichtlichen Fäden enthüllt. Die Repräsentanten der Kirche während jener Zeit schienen, nachdem die Stürme der reformierenden Synoden fruchtlos vorüber gegangen waren, sich so recht gemächlich auf langen Genuß ihrer unkirchlichen Stellung einzurichten, wenigstens thaten die Päpste von Martin V. bis auf Leo X. Alles, was ihren kirchlichen Pflichten möglichst fern lag. Die Theologie jener Zeit, noch immer eine Fortsetzung der beiden früheren Richtungen, der Scholastik und Mystik, die sich nur in einigen ausgezeichneten Geistern harmonisch vereinten, hatte doch wenigstens in einzelnen Erscheinungen ein neues Element, die biblischen Theologen hervorgebracht, unter denen nun gerade Wessel eine Hauptstelle einnimmt, und von denen allein eine Erneuerung des christlichen Lebens zu erwarten stand. Wichtig für diese Entwicklung war die neue Form eines religiösen Sinnes, der alle Vorzüge des

Klosterlebens in sich aufnahm, ohne im geringsten dessen Mängel zu theilen, der Verein der Brüder des gemeinsamen Lebens, gestiftet von Gerhard Groot zu Deventer († 1384). Dieselbe Idee, die dem canonischen Leben der Kleriker, und dem Mönchstande in seiner bessern Gestalt zu Grunde lag, Aneinanderschließen zu religiösen, theologischen und wohlthätigen Zwecken, erhielt in den Brüderhäusern, wie sie sich bald über Niederland, die Rheingegenden und Niederdeutschland verbreiteten, eine wirklich überraschende Ausföhrung. Der beste Beweis dafür, daß in diesen Vereinen eine lebendigere Auffassung des Christenthums sich ausbildete, liegt darin, daß sie sofort den Argwohn wie die Verfolgung der clericalischen Behörden und der Bettelmönche auf sich zogen; auch Wessel entging kaum dem Inquisitionsproceß, dem sein gleich gestimmter Freund, Johann von Wesel, erlag. Und wirklich stach die warme Auffassung der christlichen Sätze in diesen Vereinen merklich gegen das ab, was damals auf Universitäten Theologie hieß; die Mystik früherer Zeit setzte sich hier fort, aber befreyet von dem scholastischen Beywerk, das sie im 12. und 13. Jahrhunderte bey Bonaventura und den noch früheren Victorinern an sich trug; geläutert von der fast orientalischen Excentricität eines Ruysbroek, entfaltete sie die harmlose, innige, dabey rein practische und auf biblischem Grunde fußende Tendenz, wie sie bey Thomas von Kempen in seiner hochberühmten Nachfolge Christi sich ausspricht, deren Entstehung aus jenen Vereinen, und darum ihre deutsche Authenticität trotz der bis jetzt dauernden Widersprüche, doch immer allgemeiner zugestanden wird. Johann Wessel ist ein Glied aus jener Kette, aber vollkommen theologisch durchgebildet, und eine der

reinsten Blüthen, die das 15. Jahrhundert überhaupt, und jene Vereine besonders getrieben haben.

Wir haben weder zur Empfehlung des Buches noch zur weitem Würdigung desselben im geringsten noch Etwas beizufügen, versprechen aber Jedem, dem es um klare Ansicht der kirchlichen, theologischen, wie wissenschaftlichen Zustände jener Zeit zu thun ist, daran einen Führer, wie er wohl nur für wenige geschichtliche Zeiträume angetroffen wird. Bey Gelegenheit der Reisen Wessels und des längeren Aufenthalts in Paris, Italien, Heidelberg versteht der Verfasser sofort, ein so lebendig gezeichnetes Bild jener Punkte zu entwerfen, daß wer auch in Wessel nicht den Theologen kennen lernen will, sich schon durch bloße Schilderung der allgemeinen Zustände der damaligen Zeit angezogen fühlen muß. Ueberraschend und wahrhaft wohlthuend ist dann aber dabey die theologische Stellung des Mannes, die von Luthers Ansicht ungefähr so viel abweicht, als die beiderseitige Individualität forderte, da der eine sich begnügt in seinem Kreise umher in empfänglichen Gemüthern den Samen des reinen Evangeliums zu erwecken und zu pflegen, während der andere sich gedrungen fühlte, mit der erkannten Wahrheit kühn hervor zu treten zum unausbleiblichen Kampfe mit der alten verderbten Form. Sonst ist die Grundansicht Wessels über Rechtfertigung und Heilsordnung nach evangelischen Principien so durchaus durchgebildet, daß der Hr Verf. eine wirklich überraschende Parallele zwischen Wessels Thesen und den berühmten Lutherschen aufstellen, ja daß er als Motto Luthers Worte auswählen konnte: 'Wenn ich den Wessel zuvor gelesen, so ließen meine Widersacher sich dünken, Luther hätte alles vom Wessel genom-

men, also stimmt unser beider Geist zusammen.' Gerade Nachweisungen dieser Art sind die beste Apologie für die Reformation gegen die neuerliche Verläumdung eines namhaften Symbolikers, sie sey Sache des Eigenwillens solcher Theologen gewesen, die nicht länger der Mutterkirche hätten gehorchen wollen. Luther wiederholt ja nur, aber freylich kräftig und unter besonders günstigen Umständen, was schon so manches fromme Gemüth bewegt, und sich als Grundwahrheit der heiligen Schrift bewährt hatte.

Nur die Notiz heben wir noch aus, daß der Beyname, den Wessel führt, nicht, wie man wohl angegeben findet, Goesvoet, Ganzevoet, Gänsefuß gewesen, auch nicht auf den freylich vorhanden gewesenen Fehler am Fuße und im Gange Wessels zu deuten ist, sondern Gansefort, Gosvort, von einem Familiengute dieses Namens in Westphalen, woher Wessels Familie vermuthlich stammt.

Der Italiänische Dominicaner Hieronymus Savonarola, dessen Lebensschilderung wir hiermit zusammenstellen, hatte freylich gleichfalls sehr entschieden die evangelischen Principien aufgefaßt, so daß Hr Dr Rudelbach dem Biographen Wessels nicht einräumen will, daß dieser am meisten sich der Lehre Luthers um jene Zeit genähert habe. In der That enthalten sowohl Savonarolas Predigten als seine theologischen Werke sehr tiefe Blicke in den Zusammenhang der christlichen Oeconomie; allein, wie schon angegeben, das entschieden Mönchische dabey fornt doch daraus in gewisser Hinsicht ein Zerrbild, entwickelt eine Ueberspanntheit, die dem Biographen nur deßhalb gefällt, weil auch er es liebt, dogmatische Betrachtungen ziemlich extremer Art einzuwoben. Dahin rechnen wir vor Allen die prophetischen

Gaben, deren Savonarola sich selbst rühmte, und die der Verf. dadurch in Schutz nimmt, daß er ihnen dogmatisch in der neutestamentlichen Prophetie eine Stelle anweist. Er übernimmt dabey die schwere Aufgabe, zugleich die bekannten Drakel des schwärmerischen Abts Joachim von Calabrien, der heil. Brigitte u. dgl. als Beweise einer Fortdauer der Geistesgaben in der Kirche, wenn auch nur in untergeordnetem Grade, zu vertreten. Es hat uns leid gethan, die sonst tüchtige historische Leistung des Verfassers durch solche Einseitigkeit getrübt zu sehen; denn meint er etwa, dadurch eine tiefere Auffassung der Kirchengeschichte, eine engere Durchdringung des historischen und dogmatischen Stoffes zu bewirken, daß er Erscheinungen, die im neutestamentlichen Gebiete ihre volle Anerkennung finden, auch auf diese spätern Jahrhunderte auszudehnen sucht: so fürchten wir, er leistet durch solche Vermengung einer offenen Schwärmerey mit den wahrhaft religiösen Erscheinungen der christlichen Urzeit, gerade der Sache einen schlechten Dienst, die er zu heben beabsichtigt. Die Drakel jener mittelalterlichen Propheten, eines Abts Joachim, Savonarola's, können höchstens für den festen Glauben der Männer Zeugniß sey, womit sie eine Regeneration der Kirche erwarteten; allein Alles, was bey ihnen als eigentliche Prophezeiung gefunden wird, erhält doch gerade darin seine Widerlegung, daß es theils gar nicht, theils durchaus nicht in der Form in Erfüllung gegangen ist, in der sie es ankündigten. Sie verhießen stets neue Belebung der römischen Kirche, Savonarola sogar der Florentinischen, nach großen Drangsalen. Das Vorbild der alttestamentlichen Propheten, die dem abgöttischen Volke stets mit Züchtigung durch auswärtige Eroberer drohen,



läßt auch sie stets in nördlichen Feinden, den Deutschen, den Franzosen die Rächer erblicken: ziehet man bey Joachim ab, was erweisbar spätere Interpolation besonders der Bettelmönche ist, so bleibt nichts als die angegebene Idee zurück, wozu ihm leicht die drohende Stellung der deutschen Kaiser, wie dem Florentinischen Propheten im 15. Jahrh., die der eroberungsfüchtigen Franzosen Veranlassung geben konnte. Erfolg hat nun doch diese Erwartung nicht gehabt; denn wo sind die Beweise, daß die Eroberungen jener Völker in Italien zur Regeneration der Kirche gedient hätten? Zieht man aber die ganze Erwartung auf die Reformation des 16. Jahrhunderts, so bekommt die Auslegung etwas so Gezwungenes, und erst durch spätere Deutung Hineingetragenes, daß unter solcher Bedingung für jede noch so abenteuerliche Prophezeiung der Erfolg in späterer Zeit sich wird auffinden lassen. Der Hr Verf. hätte seinem Helden einen wahrhaft bessern Dienst geleistet, für ihn nur die feste Erwartung einer bessern kirchlichen Zeit in Anspruch zu nehmen, und das wirklich Ueberspannte dabey einzugestehen. Dehnt sich eine Apologie auf solche Abnormitäten aus, so verliert sie auch an Gewicht für das, was sonst wirklich vertreten werden kann. Der Verf. würde durch seine dogmatische Einseitigkeit eben so gezwungen werden, den Apologeten für die Wunder des heil. Franz und Dominicus zu spielen; denn wer wollte selbst bey deren bettelmönchischer Verzerrung wohl das religiöse Substrat ablängen können, das sich dort nun in so bizarrer Form ausgesprochen hat? Die Consequenz wird sich leicht auf die ungeheuern Daten der Acta Sanctorum ausdehnen lassen; denn wo soll die Grenze in der Beurtheilung der mittelalterlichen

Legenden gesteckt werden? Selbst auf die Gefahr hin, daß der Verf. uns das dogmatische Verstandniß des Begriffs der Prophetie abspricht, können wir uns nicht dazu verstehen, mit der Weissagung ein solches Spiel zu treiben.

Dagegen zeigt der Hr Verf., wo ihn seine Dogmatik nicht beengt, ein eben so gründliches Studium als klares Verstandniß der so verwickelten Italiänischen Staatengeschichte. Er hat auch hier eher zu viel als zu wenig gethan, da es kaum nöthig schien, zur Darlegung der durchaus localen Thätigkeit Savonarola's in Florenz, zugleich die gesammten Italiänischen Zustände, namentlich den Zug Carls VIII. von Frankreich gegen Neapel, auch in seiner Bedeutung für Unteritalien so ausführlich zu schildern. Indes der Zusammenhang der Facta mag hier die größere Anlage der Darstellung entschuldigen, und mit Vergnügen sieht man doch die einmahl angelegten Fäden zu Ende geführt.

Savonarola war begeisterter Freund der Freyheit gegen die Unterdrückung seiner Stadt durch das Haus Medici, und der ungeheuere Einfluß, den er als beliebter Kanzelredner auf das Volk ausübte, trug bey dem Anrücken der Franzosen das meiste zur Vertreibung Pietros von Medici aus Florenz bey. Zu seiner Vernichtung vereinten sich dann mehrere Factionen, die er gleichmäÙig durch seinen religiösen und sittlichen Ernst unangenehm berührt hatte. Vor allen die Libertins in Florenz, denen sein Dringen auf Reform der Sitten lästig war, und die zugleich als Anhänger der Medici in ihm den volksthümlichen Eiferer zu stürzen suchten. Die sicherste Stütze fand diese Faction bey dem päpstlichen Hofe; vergeblich hatte der schändliche Alexander VI. versucht, durch Bestechung und Anbieten hoher kirch-

licher Würden den unerschrockenen Mann in seinem Zeterruf über das Verderben der Römischen Kirche zum Schweigen zu bringen, und ließ jetzt durch seinen Bann den Vorwand zu jeder Gewaltthat gegen ihn her. Endlich trat auch noch die Eifersucht der Franciscaner gegen den Predigermönch auf, vor dessen Beredsamkeit und Gewalt über die Herzen ihre Redner hatten verstummen müssen. Bey dem gegen Savonarola sich erhebenden Sturm verdarb er selbst vieles durch den Ungestüm, womit er sich zum Beweis seiner Unschuld zur Feuerprobe drängte: die Sache blieb unausgeführt, und selbst die getäuschte Neugier des schaulustigen Volks erwarb ihm neue Feinde. Bey dem sofort eröffneten Proceß ward der Ausschlag durch ein verfälschtes Protocoll gegeben, und Savonarola als Ketzer, Schismatiker, Verfolger der heil. Kirche und Volksverführer hingerichtet. Seine Ruhe, sein unerschütterlicher Glaubensmuth erinnert zunächst an den ihm in mancher Hinsicht gleich gestimmten Johann Hus.

Bey der Sorgfalt, womit der Hr Verf. Savonarola's theologische Ansichten und Schriften analysirt, vermiffen wir ungeru eine Nachweisung, ob und wie weit die dort in Florenz gegebene Anregung etwa mit dem Eindringen evangelischer Principien in Italien überhaupt zusammenhängt, wovon sofort die Reformationszeit so erfreuliche Beweise liefert. Ganz ohne Einfluß hat die kühne Stimme des Dominicaners gewiß nicht bleiben können, und wird die so auffallende Stimmung für die in Wittenberg und Genf bald darauf geltend gemachten Grundsätze, wie sie sich selbst am Römischen Hofe unter hochgestellten Prälaten ausspricht, und in

mehrfacher Ordensstiftung endet, gewiß zum Theil mit hieraus erklärt werden können.

Im Begriff, Vorstehendes dem Drucke zu übergeben, erhalten wir über den genannten Märtyrer evangelischer Grundsätze noch eine zweyte interessante Bearbeitung, über die ein kurzer Bericht beizufügen ist.

### B e r l i n .

Von G. Reimer: Girolamo Savonarola aus großen Theils handschriftlichen Quellen dargestellt von Fr. K. Meier, außerordentlichem Professor der Theologie zu Jena. Mit dem Bilde und Facsimile der Handschrift Savonarola's. 1836. XIV u. 401 S. in 8.

Der Herr Verf. wurde während einer Reise nach Italien durch längern Aufenthalt in Florenz in den Stand gesetzt, über das Leben und die Wirksamkeit des dort einst so thätigen Mönchs, sich handschriftliche Quellen zu eröffnen, wodurch er neben Hn Dr Rudelbach eine besonders günstige Stellung erhalten, auf dessen Arbeit nicht selten verbessernd zurück gesehen hat, und gewiß noch weit öfter hätte zurück sehen können, wenn es ihm um geschichtliche Polemik zu thun gewesen wäre. Namentlich wird auf den Anfang des Processes gegen Savonarola ein erhebendes Licht durch die Correspondenz geworfen, die zwischen ihm und Papst Alexander VI. gewechselt ist, und die hier in Beylagen mitgetheilt wird. Der schlaue Borgia sucht den gefährlichen Eiferer zuerst durch eine höfliche Einladung nach Rom zu locken, angeblich um mit ihm über seine Prophetengaben zu reden; allein Savonarola merkte die Schlinge, und verweigert

unter mancherley Vorwande die Ueberkunft: hiernach ist also, wie gewöhnlich angegeben wird, der erste Schritt von Rom aus nicht mit einem Predigtverbote geschehen.

Indessen sind es nicht nur die einzelnen materiellen Berichtigungen, wodurch diese zweyte Arbeit für die erst genannte Biographie des merkwürdigen Mannes so manches Correctiv enthält, sondern es ist vor allen der streng objective Standpunct, der mit ungetrübtem, sicherem Auge die historischen Gestaltungen anschaut, und sich deshalb der dogmatisierenden Einseitigkeiten enthält, über die wir so eben Klage zu führen hatten. Die beste Probe dafür gibt wiederum Savonarola's prophetische Gabe: anstatt derselben ein irgendwie dogmatisches Fundament unterzuschieben, führt der Hr Vf. dieselbe einfach darauf hinaus, Savonarola entlehnte seine Orakel allein aus Vergleichung der damaligen Zeitumstände mit Worten der Schrift, und die ganze Gewißheit, die er dafür in Anspruch nahm, war eine subjective: er hatte sich davon überzeugt, und verlangte von den Andern keine weitere Annahme der Sätze, als wie weit allgemeine Gründe und die Wahrheit der Schrift dafür sprechen: nie rühmt er sich einer gehaltenen Offenbarung, oder dringt auf unbedingten Glauben an seine Orakel. Schon hiernach wird sich beurtheilen lassen, von wie ganz verschiedenen Standpuncten beide Verfasser ihren Helden aufgefaßt haben, und wie gewiß dem zweyten Biographen die historische Besonnenheit und Klarheit zuzusprechen ist. Was Hr Dr Rudelbach mehr gegeben hat, besteht außer dem geschilderten Dogmatisieren in zahlreichen, freylich sorgfältig gewonnenen Blicken auf den allgemeinen Zustand Italiens; während der zweyte Biograph sich mehr an die Localität von Florenz

hielt. Im Ganzen ist das Resultat der Untersuchungen für das Leben und die Schicksale des Mannes dasselbe, das Urtheil über sein redliches, wenn auch weniger umsichtiges Verfahren gleich günstig.

Bei der Anordnung der Theologie Savonarola's wird auch hier das gewöhnliche Schema einer Dogmatik zu Grunde gelegt, ein Verfahren, zu dessen Vertheidigung nicht allein der Vorzug der Klarheit und Uebersichtlichkeit, sondern auch eine gewisse Nothwendigkeit angeführt werden kann, die in dem inneren Zusammenhange der christlichen Oeconomie begründet, sich überall wiederfinden müsse. Sonst freylich halten wir es bey der Schilderung einer theologischen Gestaltung für viel verdienstlicher, wenn der Verfasser gerade das Individuelle aufspürt und darlegt, wodurch sein Heros sich auf dem gemeinsamen Gebiete des Dogmatischen unterscheidet, als wenn er durch Beweisstellen darthut, wie sehr er den gemeinsamen Sätzen seinerseits gleichfalls entspreche. Gerade für diese portraittierende Thätigkeit hätten wir hier etwas Mehreres gewünscht. Dagegen für die Uebereinstimmung Savonarola's mit dem Allgemeinen der hergebrachten Lehre würde ein anderer Gesichtspunct sich geeignet haben, nämlich das Zurückführen seiner Dogmatik auf das große Feld scholastischer Erudition. Manche Sätze, die hier als Eigenthum des Mannes ausgeführt werden, sind durchaus nur die Gestalt, in die damals seit drey Jahrhunderten das dogmatische Material gebracht war: z. B. die Lehre von der Trinität, die aus den drey Personen nichts anders machte, als die Eigenschaften der Macht, Weisheit, Liebe, findet sich in demselben Maße schon bey Anselm und Abälard: die Zeugung des Sohns zurückgeführt auf das Hervorgehen eines Aehnlichen aus jedem

dynamischen Dinge, ist nichts anders als ein Neuplatonischer Zug, der seit Augustin sich durch die dogmatischen Systeme des Mittelalters durchzieht. Wir meinen, der Hr Vf. hätte durch solches Anknüpfen der Einzelheit seines Mannes an die traditionellen Formen damaliger Wissenschaft, oder durch Unterscheidung dessen, was jedem Systeme auf scholastischer Grundlage anklebt, von dem eigenthümlich Gegebenen, Gelegenheit gehabt, seinen Mann noch immer schärfer in die charakteristischen Züge zu zerlegen. Indessen auch so bleibt ihm der Ruhm einer vollständigen gut geordneten Uebersicht des behandelten dogmatischen Systems.

Die Beylagen enthalten interessante religiöse Poesien und Actenstücke, zum Theil bisher ungedruckt. Die Critik der Schriften ist nur in einer chronologischen Uebersicht gegeben: das Bildniß, nach einem Karniol in der Großherzogl. Gallerie zu Florenz gefertigt, macht den Eindruck des ernstesten, zum Fanatismus geneigten Asceten. Das ganze Werk ist ein sehr erfreulicher Beytrag für die Aufhellung der so denkwürdigen Uebergangsperiode zur Reformation und zur Berichtigung des Urtheils über einen so vielfach verschieden aufgefaßten Mann.

R—g.

### K ö n i g s b e r g.

Leitfaden zu Vorträgen über die allgemeine Weltgeschichte für die obere Gymnasial-Classen von Dr. Carl Friedrich Merleker, Oberlehrer am K. Friedrichs-Collegium und Privat-Dozent zu Königsberg. 1835. XVIII u. 323 S. in 8.

Bey einer Schrift dieser Art können wir nicht sowohl den Stoff beurtheilen, der allgemein bekannt ist, als das Eigenthümliche der Methode angeben. Der Vf. bestimmt sein Buch für die

drey obern Gymnasial-Classen, so daß es die ganze Geschichte umfaßt, indem er es in vier Abschnitte oder Zeiträume theilt, alte, mittlere und neue Geschichte, von welcher er die neueste als eigenen Zeitraum seit der französischen Revolution absondert. Das Eigenthümliche in der Methode ist, daß er nicht den erzählenden Ton gewählt hat, sondern vielmehr nur in kurzen Sätzen die Rubriken angibt, die der weitem Erläuterung bedürfen. Das Buch scheint uns daher mehr für die Lehrer geschrieben, um ihnen anzudeuten was sie zu erörtern haben, als für die Schüler, denen es nur dazu dienen kann das, was sie in der Classe gehört haben, ins Gedächtniß zurückzurufen. Es kam hier zunächst auf die richtige Auswahl der Gegenstände an, um das wichtigere von dem unwichtigern zu trennen, und wir räumen es dem Verf. gern ein, daß er darin das rechte Maß getroffen habe. Auch konnte er, bey dieser bloßen Bezeichnung der Gegenstände in einem mäßigen Bande vieles zusammen drängen, wie er denn auch außer der politischen Geschichte nicht nur die Geographie als Hülfswissenschaft derselben, sondern auch die Culturgeschichte mit hineingezogen hat. In der alten Geschichte geht er nach den Völkern. In der mittlern nach allgemeinen Gesichtspuncten, so daß die Geschichte des Occidents der des Orients gegenüber gestellt wird. In der neuern Geschichte geht er auch nicht nach den einzelnen Staaten, sondern nach den Perioden des Europäischen Staatsystems, in der Ordnung wie sie in dem Handbuche des Ref. befolgt ist. Dasselbe gilt auch von der neuesten Geschichte. Ob dieses für den Gymnasial-Unterricht passend sey müssen wir bezweifeln, da bey dieser Behandlung die Kenntniß der Geschichte der einzelnen Staaten vorausgesetzt werden muß.

Hn.



# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

108. Stück.

Den 9. Julius 1836

---

R o m.

Hier erscheint seit 1829 ein Prachtwerk: *Il Vaticano, descritto ed illustrato da Erasmo Pistolesi, con disegni a Contorni, diretti dal Pittore Camillo Guerra.* Fol., von dem bereits fünf Bände Text und eben so viele Bände Kupfer in 45 Lieferungen vor uns liegen. Unter dem Namen des Vaticans werden alle dazu gehörigen Gebäude, nicht bloß die Kirche und der Pallast, sondern auch die Museen inbegriffen. Von allen darin befindlichen Kunstwerken, werden Abbildungen und Beschreibungen gegeben. Die Beschreibungen, welche den Text bilden, sind in einem oft zu sehr lobpreisenden Tone; die Abbildungen, in Kupfer gestochene Umriffe, auf fast 500 Blättern, verdienen das größte Lob. Das Werk beginnt in dem ersten Theile mit den Monumenten in der Peterkirche, und steht im fünften Bande noch bey denen in den Vaticanischen Museen befindlichen.

Eine genauere Angabe der einzelnen wird man um so weniger erwarten, da sie fast alle schon aus andern Werken bekannt sind.

Hn.

### L e i p z i g.

Bey Brockhaus: Die Probleme und Grund-  
lehren der allgemeinen Metaphysik, dargestellt  
von G. Hartenstein, außerord. Professor der  
Philosophie an der Universität zu Leipzig. 1836.  
XXXII und 537 S. in Octav.

Der Bericht über dieß schätzbare Buch soll zum Theil mit den eigenen Worten des Herrn Verfassers abgestattet werden. Derselbe hat zunächst im Kreiße seiner academischen Wirksamkeit das Bedürfniß eines Buches gefühlt, welches jungen Männern, in denen ihm gelang einen ernstern Untersuchungsgeist anzuregen, als ein ausreichendes und zugängliches Hülfsmittel in die Hand gegeben werden könnte. Daraus entstand der Plan, die Darstellung der metaphysischen Probleme in einer solchen Weise mit der Entwicklung der aus ihnen hervorgehenden Lehrsätze zu verbinden, daß der ganze Zusammenhang der theoretischen Wissenschaft bis zu dem Punkte, wo die allgemeinen Untersuchungen in das Specielle der Naturphilosophie und Psychologie übergehen, mit vollkommener Klarheit und Bestimmtheit vor Augen läge. Er wollte kein Lehrbuch schreiben; hatte aber doch vorzugsweise die Lernenden im Auge; und in philosophischen Dingen ist Jeder ein Lernender, der noch zwischen divergierenden Meinungen schwankt, und keine sicheren Ruhepunkte seines Denkens, keine wissenschaftliche Ue-

berzeugung gewonnen hat. Er strebte nach Deutlichkeit und Verständlichkeit; doch war nichts weniger seine Absicht, als etwa eine sogenannte populäre Darstellung der Wissenschaft zu geben, denn Metaphysik läßt sich eben so wenig popularisieren als Mathematik. Thöricht ist, Schwierigkeiten zu machen, wo keine sind; aber diejenigen Schwierigkeiten, die in der Sache liegen, — und deren sind gerade hier nicht wenige! — dürfen nicht bey Seite geschoben, sondern müssen ins vollste Licht gesetzt werden, um die Untersuchung auch nur in Gang zu bringen. Die natürlichen Anfänge derselben liegen in der allgemeinen, jedem Individuum zu aller Zeit sich aufdringenden Erfahrung. Wird dagegen die Geschichte der Philosophie als die Eingangspforte zur Wissenschaft gewählt, so findet man sich von einem Strome widerstreitender Meinungen ergriffen. Philosophie soll sich aber nicht traditionell fortpflanzen. Die ersten Versuche des speculativen Denkens müssen unabhängig von schon ausgebildeten philosophischen Sätzen entstanden seyn; heraus getrieben, ja heraus gestoßen aus der gemeinen Ansicht der Dinge müssen sich die ersten Denker gefühlt haben; und mit der nämlichen Selbständigkeit, nur vollständiger und umfassender, muß sich noch heute in der Beschaffenheit der gemeinen Ansicht der Dinge jedem das Bedürfniß der Philosophie aufdringen, wie einst einem Anaximander, Parmenides, und Platon. Um diese Unbefangenheit der Untersuchung zu sichern, ist selbst im propädeutischen Theile nur sehr wenig Rücksicht auf die Geschichte der Philosophie genommen worden; die Geschichte einer Wissenschaft ist nicht sie selbst; so geneigt man auch jetzt ist, hier jeden festen Unterschied

in einander fließen zu lassen, und sogar die Möglichkeit philosophischer Irrthümer zu läugnen, indem man die Sphäre, wo Wahrheit und Irrthum einander noch entgegen gesetzt sind, eben so als eine niedere Entwicklungsstufe des erkennenden Geistes betrachtet, als die, wo Tugend und Laster unvereinbar einander gegenüber stehen. In den sublimen Regionen der — Zeitphilosophie verschmilzt das Alles.

Man sieht schon aus dem Gesagten, daß der Verf. sich in diese sublimen Regionen nicht hat erheben wollen, obgleich ihm dieselben sehr wohl bekannt sind. Er will nicht von vorn herein Einbildungen an die Stelle der Thatsachen setzen; will nicht in die Luft bauen. Der Anfang der Untersuchung liegt nirgends anders als im Gegebenen. Eine Hinweisung auf den Zwang, mit welchem sich uns das Gegebene ankündigt, würde in früheren Zeiten nicht nöthig gewesen seyn; in unserer Zeit, seit man sich dessen, was niemals Gegenstand einer Erfahrung werden kann, durch innere Anschauung zu bemächtigen sich überredet hat, setzt man Alles Andere eher voraus, als man sich für verpflichtet achtet, der Aufforderung Kants Genüge zu leisten: 'man solle sich wenigstens darüber rechtfertigen, wie und vermittelst welcher Erleuchtung man sich denn getraue, alle Erfahrung durch die Macht bloßer Ideen zu überfliegen, und wie man es anfangen wolle, seine Erkenntniß ganz und gar a priori zu erweitern.' Doch der Verf. hat sich gegen die Zeitphilosophie noch stärker ausgesprochen: Er sagt: 'Wenn man fortfährt, die Vernunft für ein Orakel zu halten, dessen Aussprüche der Verstand nicht zu dollmetschen, dessen Ansprüche

er nicht zu fassen vermöge, so braucht es keine Bewunderung zu erregen, wenn die Philosophie sich zu Zeiten so unverständig wie möglich benommen hat, um nur einige Ansprüche auf Vernunft zu documentieren.' Hierbey wollen wir uns jedoch erinnern, daß dieß keinesweges allgemein ist. Manche, die jener Zeitphilosophie angehören, haben gar wohl gewußt, daß man mit der Negation des Verstandes nicht weit kommt; und haben sich wohl gehütet, sich, nach S. 100, des 'bacchantischen Taumels, an dem kein Glied nicht trunken sey', zu rühmen. Sie sahen nur nicht, und wußten nicht und wollten nicht glauben, daß und wie man aus dem Widersprechenden der gegebenen Erfahrungsbegriffe herausgehen, und eben damit den Weg zur Erklärung der Erfahrung antreten könne. Nur mit diesen wird ohne Zweifel Herr Prof. Hartenstein sich ferner beschäftigen wollen, in wiefern er überhaupt die erwähnte Zeitphilosophie zu berücksichtigen für gut findet. Uebrigens hat er die Untersuchungen des Unterz. benutzt; dieß ist von ihm selbst nicht bloß in der Vorrede angezeigt, sondern mit einer solchen Pünctlichkeit im ganzen Buche nachgewiesen, daß es auch hier nicht passend wäre, darüber zu schweigen. Vielmehr kann es Ueberlegungen veranlassen, die wenigstens indirect mögen angedeutet werden. Versetzt man sich in Gedanken in das letzte Decennium des vorigen Jahrhunderts, und nimmt man an, Krug und Fries wären früher aufgetreten als Reinhold und Fichte: so erhellet leicht, daß die große Genauigkeit, womit jene beiden die Lehre Kants bearbeitet haben, auf Reinhold sehr vortheilhaft würde gewirkt, und ihn zu einer Behutsamkeit würde bewogen haben, der auch Fichte sich nicht

hätte entziehen können. Wie weit nun auch der Abstand zwischen dort und hier seyn möge: Herr Prof. Hartenstein hat ein Beyspiel von Genauigkeit gegeben, welches öffentlich zu verdanken der Unterz. nicht umhin kann. Mißverständnisse pflegen bey solcher Genauigkeit nicht vorzukommen; bey der Durchsicht des Buches ist dergleichen nicht bemerkt worden; dagegen tritt überall eine Freyheit der Behandlung hervor, die vom ängstlichen Anklammern an die Worte eines Andern das gerade Gegentheil ist. Daß in der schon bekannten Ordnung Methodologie, Ontologie, Synchologie und Eidologie, als die Abschnitte der allgemeinen Metaphysik, sind abgehandelt worden, dieß ist die Folge der nämlichen Nothwendigkeit, worin sich der Unterz. selbst befand, da er im Jahre 1828 den zweyten Theil seiner allgemeinen Metaphysik genau nach demselben Plane ausführen mußte, welchen er sich in den Hauptpuncten der Metaphysik, die im Jahre 1808 herauskamen, schon vorgezeichnet hatte. Wohl möchte es ganz gut gelautet haben, man sey in zwanzig Jahren viel weiter gekommen, man habe in Folge der inzwischen ausgearbeiteten Psychologie und Naturphilosophie ganz neue Aufschlüsse über die Metaphysik gewonnen, man wolle sich mit den Fortschritten der Zeit ins Gleichgewicht setzen, und dergleichen mehr. Das Alles ließ sich nicht sagen; und Herr H. hat auch jetzt nicht möglich gefunden, etwas Aehnliches zu sagen. Dagegen hat er das Zufällige beseitigt, was darin liegt, daß erst die Hauptpuncte der Metaphysik, dann das Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie, hierauf die kleinere und später die größere Psychologie, zuletzt aber die allgemeine Metaphysik vom Unterzeich-

neten herausgegeben waren. Herr H. wollte in einem Buche von bequiemem Umfange, nicht überladen mit Gelehrsamkeit und noch weniger mit Polemik, jedoch versehen mit den nöthigen Hinweisen sowohl auf alte als auf neuere Philosophie, in faßlichem Vortrage Alles das vereinigen, worauf der Titel: *Metaphysik*, dem Leser Anspruch geben könnte. Er vereinigte demnach die *Methodologie* mit der *Propädeutik*, gab der *Eidologie* zurück was ihr in jenen Schriften die *Psychologie* vorweg genommen hatte, und ließ die *Naturphilosophie* weg. Daß es nun dennoch Gründe gibt, früher eine *Propädeutik* vorzutragen, die *Methodologie* der *Wissenschaft* selbst vorzubehalten, die *Psychologie* abge sondert zu stellen und dagegen die Anfänge der *Naturphilosophie* mit der allgemeinen *Metaphysik* zu verbinden: dieß braucht hier nicht erörtert zu werden; denn auch jene Zusammenstellung hat ihre guten Gründe, besonders da, wo die Rücksichten des academischen Vortrags wegfallen. Und schwerlich hätte sich, nach der Meinung des Unterzeichneten, der Plan des Verfassers besser ausführen lassen, als so, wie er es wirklich geleistet hat.

Herbart.

### M e i ß e n.

Sumptibus et typis C. E. Klinkichtii et fil. 1835: *Commentatio de C. Sallustii Crispi historiarum lib. III. fragmentis, ex bibliotheca Christinae, Suecorum reginae, in Vaticanam translatis, atque Carminis Latini de bello Actiaco sive Alexandrino fragmen-*

ta, ex volumine Herculaneensi evulgata. Iterum edidit Joannes Theophilus Kreyssig. XIV und 249 Seiten in Octav.

Mit seltener Ausdauer, worin sich die Liebe für das Alterthum am sichersten bewährt, hat der Herausg. in vorliegender Schrift seine angestrenzte Aufmerksamkeit nochmals auf die Herstellung und allseitige Beleuchtung der Salustischen Bruchstücke gewandt, deren frühere Bearbeitung diese Blätter zu ihrer Zeit gebührend hervorgehoben haben (1831. S. 1397 ff.). Ein merkwürdiges Schicksal ist diesen zertrümmerten Blättern des köstlichen Geschichtswerks in der That zu Theil geworden, indem sie den ältesten Nachrichten zufolge zuerst in Frankreich gefunden, und bereits 1580 von Douza zu Antwerpen theilweise heraus gegeben wurden. In der Folge kaufte sie die Königin Christine von Schweden, in deren reichhaltiger Bibliothek zu Stockholm sie von Isaac Voss und Freinsheim abermals benützt worden sind. Als Christine die Regierung niedergelegt hatte, zog sie mit ihrem Bücherschatze bekanntlich nach Rom, um daselbst ungestört den Wissenschaften leben zu können. Hier starb die Königin 1689, und ihre Bibliothek wurde von Papst Alexander VIII. angekauft, und unter dessen Namen dem Vatican einverleibt. Bey irgend einer Gelegenheit, die wir nicht näher kennen, hatte sich nachher ein gelehrter Jurist, Jacob Augustin von Chevannes, eine anonyme Abschrift der Salustischen Bruchstücke aus Christinens Nachlasse im Vatican zu verschaffen gewußt, von welcher aber kein Gebrauch gemacht worden ist, bis nach seinem Tode dieselbe mit der übrigen Erbschaft in



Thomas von Islan's Hände kam, bey dem sie der Baron Bimard la Bastie 1728 sorgfältig copierte, und die gemachte Copie, ohne zu wissen wessen Bruchstücke sie enthielt, dem gelehrten Muratori als Fragment eines alten Denkmals, oder der annales maximi oder gar der libri lintei, zusandte, um dieselbe in seinen thesaurus inscriptionum aufzunehmen, was denn auch 1739 geschehen ist. Bald sah jedoch Bimard nach einer Bekanntschaft mit Doussa's frühern Leistungen seinen Irrthum, etwas Ubediertes bekannt gemacht zu haben, ein, und sang deshalb eine Palinodie, in welcher er aber noch immer hartnäckig der Meinung anhing, daß das vermeinte ineditum eine alte Inschrift, und kein Bruchstück des Salust sey. Dieß hat ihm aber Niemand geglaubt, und viele Ausgaben und Bearbeitungen der Salustischen Werke haben bis auf die neuesten Zeiten die genannten Bruchstücke aus Muratori unter dem Nachlasse des großen Historikers aufgeführt. Aber es mangelte ihnen noch immer die nöthige Beglaubigung, welche sich auf Autopsie und auf Vollständigkeit der Abschrift, bis zu den kleinsten Umständen herab, gründet. Dieß Geschäft ist nun von Niebuhr 1817 mit der ihm eigenthümlichen scrupulösen Genauigkeit besorgt worden. Die Abschrift, worin Niebuhr die Schriftzüge jener mit einer Menge anderer, meistens unbedeutender Bruchstücke in einen Band vereinigten uralten Blätter so genau, wie es sich ohne Dutzzeichnung thun ließ, nachgebildet hatte, ist bereits 1830 lithographirt und in vorliegender Ausgabe mit Uncialen gesetzt worden, nachdem auch Mai dieselben Urkunden 1828 in Kupferstichen mitgetheilt hatte. Mit der festesten Ue-

berzeugung erklärte Niebuhr die Schriftart für älter als Constantin, indem sie den ersten drey Jahrhunderten unserer Zeitrechnung angehört. Zu dem Muratorischen Abdrucke bietet die neue Abschrift keine unbedeutende Berichtigungen dar, enthält auch einiges mehr als jener, und fördert die Uebersicht ihres Zusammenhanges, welchen der neue Herausg. durch bedeutende aber glückliche Umstellungen ziemlich sicher ermittelt hat, mehr, als die frühern Gelehrten je haben ahnden können. Selbst Mai ist der innere Zusammenhang fremd geblieben, indem er die einzelnen Columnen ohne genaue Prüfung, welche den deutschen Bearbeiter vortheilhaft auszeichnet, willkürlich durch einander wirft, die letzte sogar an die Spitze stellt, mehrere bequeme und unbequeme Lücken statuiert, und noch dazu voraussetzt, daß mehrere Seiten ausgefallen sind, so daß der Leser in die größte Verwirrung geräth, und kaum begreifen kann, wie man solchen Unsinn hat zusammenstellen können. Der deutsche Herausg. hingegen hat sowohl durch die lichtvollere Anordnung der einzelnen Fragmente als auch durch die gelehrte Begründung seiner Umstellungen und Ansichten überall die gründlichste Sachkenntniß und den glücklichsten Scharfsinn bewiesen.

Die andere Hälfte des vorliegenden Werks enthält die wichtigsten Abhandlungen der Gelehrten über die vor mehr als dreyßig Jahren aus einer zu Herkulanum entdeckten Papyros-Rolle entwickelten Bruchstücke des Römischen Dichters *Rabirius* (wie man glaubt), worin die Schlacht bey Actium und Cleopatra's Tod besungen wird. Den Text der Bruchstücke hat der Herausg. abermals nach dem ersten Drucke Ciampitti's mit

Uncialen sehen lassen, wie dieß bereits in seiner ersten Ausgabe (Schneeberg, 1814) geschehen war. Die zweifelhaften und unleserlichen Buchstaben sind ergänzt, aber zugleich von den übrigen durch den Druck unterschieden worden; und nach Anführung aller verschiedenen Lesarten und nach einer ausführlichen kritischen Begründung des Textes und der Ergänzungen, folgt der Text noch einmal mit gewöhnlichen Schriften, um die Uebersicht des Ganzen dem Leser zu erleichtern. Die Gött. gel. Anz. 1811. S. 638 ff. enthalten bereits die größeren Bruchstücke des Rabirius, welche Heyne damals durch Morgenstern in Dorpat erlangt hatte, und die auch Carl Fea zu Rom noch in demselben Jahre in der Vorrede zu seiner Ausgabe des Horatius als Urkunden des Augustischen Zeitalters drucken ließ. Bald darauf gab sie Morgenstern in seiner Reise in Italien im Jahre 1809 (Dorpat und Leipzig 1813, B. 1. S. 160 — 177) selbst heraus, und versuchte, wie seine Vorgänger, dieselben zu ergänzen und zu erklären. In der Folge hat auch Jo. Conr. Drelli diese Bruchstücke in die Vorrede zu den Fragmenten Epikurs über die Natur (1818) aufgenommen, und zwar nach den ersten, einzig glaubwürdigen, Kupferstichen Ciampitti's (Herculanensium Voluminum, quae supersunt, Tom. II. Neapel, 1809). Die letzte Ausgabe mit einer Italiänischen Uebersetzung in Versen erschien 1830 unter dem Titel: Frammenti di Rabirio poeta tradotti ed illustrati da Giulio Ignazio Montanari. S. Torli, appresso Casali. Montanari's Abhandlung, welche die Geschichte der Bruchstücke erzählt und die Untersuchung über den Verfasser derselben von Neuem anregt, ist nebst der

Italiänischen Uebersetzung der vorliegenden Ausgabe einverleibt worden. Ihr gehen Ciampitti's Forschungen und Ergänzungs-Versuche voran, denen der Text abermals beygefügt worden ist. Was übrigens im Alterthume von dem Dichter Rabirius vorkömmt, hat neulich Weichert de Varro poeta S. 21 ff. so vollständig zusammengestellt, und so befriedigend beurtheilt, daß kaum noch eine Nachlese für eine neue Untersuchung übrig geblieben zu seyn scheint. Rabirius, wiewohl von Dvid, Bellejus und Quinctilian mit Auszeichnung genannt, scheint sich doch, wie Ponticus, in der Menge der gleichzeitigen oder bald auf ihn folgenden epischen Nebenbuhler früh verloren zu haben. Die vorherrschende rhetorische Richtung der damaligen Zeit spricht selbst noch aus den verwitterten Trümmern des Rabirischen Epos. Mit mehr poetischer Kraft hat bald darauf Lucanus dieselbe Richtung in der Behandlung eines ähnlichen Stoffes verfolgt; und wie viele Epiker dieser Gattung sind nicht verloren gegangen! Auch Petronius stimmt in der epischen Besingung des Römischen Bürgerkrieges denselben Ton an, wie schon Heyne richtig bemerkt hat, welcher im Ganzen weniger günstig über den Rabirius urtheilte, als der offenbar befangene Montanari in den Worten: Egli tiene nello stile un non so che, direi quasi di Lucreziano, un nerbo tale ha nella frase, una vivezza nelle immagini da non cedere ad alcun altro scrittore latino. — Angehängt sind in vorliegender Ausgabe 6 Bruchstücke aus dem elften Buche Epikurs *περὶ φύσεως*, welche Drelli's Ausgabe nicht enthält.

## Bern und St. Gallen.

Von dem Gemählde der Schweiz nach den einzelnen Cantons, wovon wir im vorigen Jahrgänge St. 35 den Anfang, der mit dem Canton Zürich gemacht ward, anzeigten, haben wir die Fortsetzung von zwey andern Cantons, dem von Schwyz und dem von Tessin erhalten. Die Leser werden sich erinnern mit welcher Auszeichnung wir damals von jenem ersten Theile sprachen, der von Meyer von Knona u, dem Sohne des berühmten Geschichtschreibers und Fortsetzers von J. v. Müller verfaßt war. Derselbe hat uns auch jetzt den Canton Schwyz geliefert, der in der Reihe der Cantons den fünften Platz einnimmt: Der Canton Schwyz, historisch, geographisch, statistisch geschildert; Beschreibung aller in demselben befindlichen Berge, Seen, Flüsse, Flecken, Dörfer, so wie der Burgen und Klöster; nebst Anweisung denselben auf die genußvollste und nützlichste Weise zu bereisen. Ein Hand- und Hausbuch für Cantons-Bürger und Reisende, von Gerold Meyer von Knona u. 1835. 385 S. in 8. Der Titel zeigt schon hinreichend, was der Leser darin zu erwarten hat, und der Name des Verf. bürgt schon für die sorgfältige und zweckmäßige Ausführung. Plan und Anordnung sind ganz dieselben wie bey dem Canton Zürich. Nach einer kurzen Literatur der Schriften und Karten enthält der erste Theil: Allgemeine Uebersicht der Geschichte, und zwar von den frühesten bis auf die jetzigen Zeiten. Es ist eine musterhafte Behandlung, in der keinesweges das

frühere dem neuern aufgeopfert ist, wenn gleich das letztere seit der Französischen Staatsumwälzung und ihren Folgen für die Schweiz in Beziehung auf den Canton, wie billig ausführlicher behandelt ist. Niemand wird die Erzählung des heldenmüthigen Widerstandes dieses Bergvolks im Jahre 1798 ohne Theilnahme lesen. Nach dieser historischen Uebersicht folgt unter den vier Rubriken, die jede wiederum ihre Unterabtheilungen haben: Land, Volk, Staat und Kirche, die allgemeine Beschreibung. Sie geht sehr ins Einzelne (so sind bey der Botanik sorgfältig alle Pflanzen nach ihren Kunstnamen angeführt). Wir können begreiflich hier nicht ins Einzelne folgen; nichts ist darin vergessen; nichts zu viel oder zu wenig. Die Bevölkerung wird jetzt zu 38351 angegeben, doch sey die Angabe nicht genau zu nennen. Bey dem Nahrungszustande werden die einzelnen Zweige desselben sorgfältig behandelt. Bey dem gesellschaftlichen Zustande auch Proben der Sprache. Bey dem Staat zuerst Zustand vor 1798; dann die einzelnen Umänderungen von da bis zu der jetzigen Verfassung vom 13. October 1813. Staatsverfassung und Staatsverwaltung; zuletzt die Kirche. Die Anleitung den Canton zu bereisen, welche den allgemeinen Theil beschließt, ist sehr zweckmäßig nach den einzelnen Classen der Reisenden abgetheilt. Zum Vergnügen — für den Botaniker — den Mineralogen — den Geschichtsforscher — den Künstler — den Kaufmann und Fabricanten, nebst Anzeige der Entfernungen der Orter. Der zweyte specielle Theil zählt nach alphabetischer Ordnung die Ortschaften, Berge u. s. w. auf, und gibt nebst der

Beschreibung bey einzelnen auch das Geschichtliche. So bey Uri und Goldau, die Geschichte des furchtbaren Bergfalls; bey Einsiedeln, dem berühmten Wallfahrtsorte; bey dem Rigi, was manchem frohe Erinnerungen zurückrufen wird; dem Flecken Schwyz u. a.

Der Canton Tessin historisch, geographisch, statistisch geschildert, ein Hand- und Hausbuch für Cantons-Bürger und Reisende, von Stefano Francini; nach der Staliänischen Handschrift von G. Wagnauer. 1835. VIII und 436 Seiten. Die Behandlung dieses Cantons, des achtzehnten in der Reihe, mit 109000 Seelen, ist um so verdienstlicher, da er viel weniger als die andern bekannt ist. Der Verfasser ist schon durch eine Statistik der Schweiz 1827 bekannt, in welcher er bereits auch diesen Canton — wie man ihm vorwarf mit zu hartem Urtheile — behandelt hatte. Plan und Anordnung ist ganz nach dem Muster der Cantone von Zürich und Schwyz. Auch in dieser neuen Behandlung hat er die Mängel nicht verschwiegen. 'Alles habe ich sagen wollen, heißt es in der Vorrede, erstlich weil ich glaube daß kein vollkommenes Regiment hienieden bestehen könne; zweytens weil daraus daß ein Regiment republicanisch ist, nicht folgt daß es vortrefflich sey; drittens, weil aus Zeitumständen Hindernisse der Entwicklung entstehen können.' 'Bey uns, heißt es S. 293, thun die Namen Alles; um die Sachen bekümmert man sich wenig.' Wenn wir gleich die Arbeit des Herrn Francini nicht ganz auf gleiche Stufe mit der des Herrn Meyer

stellen können, so werden die Leser doch auch hier einen großen Reichthum sorgfältig gesammelter Materialien finden, und nicht leicht etwas vermissen, worüber sie Belehrung wünschen.

Sollten die übrigen Cantone auch so sorgfältige Beschreibungen erhalten, wie die angezeigten, so wird die Schweiz sich einer Statistik rühmen können, wie wir sie nicht leicht von einem andern Lande unsers Welttheils besitzen.

Gn.

### B e r l i n .

Die Erkenntniß und Heilung der Ohrenkrankheiten von Dr. Wilhelm Krausmer. 1835. X und 400 S. in 8.

Diese Schrift ist eine zweyte Ausgabe seiner Erfahrungen über die Erkenntniß und Heilung der langwierigen Schwerhörigkeit, welche in diesen Blättern 1833. St. 161 mit verdientem Lobe angezeigt ist. Diese zweyte Ausgabe heißt mit Recht eine sehr verbesserte und vermehrte, wie schon die Seitenzahl, die von 100 bis auf 400 angewachsen ist, und auch die reichere Ausstattung mit Abbildungen im Kupferstich beweiset. Wir glauben daher, mit Bezugnahme auf jene frühere Anzeige, daß es keiner neuen Empfehlung derselben bedürfen wird.

---



# G ö t t i n g e r g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

109. Stück.

Den 11. Julius 1836.

---

G ö t t i n g e n. \*)

Physiologischer Preis,

gestiftet

von einem Freunde der Wissenschaft.

Ungeachtet der wichtigen Fortschritte, welche, besonders in neuerer Zeit, die Hämatologie gemacht hat, ist die eigentliche physiologische Bedeutung der einzelnen nächsten Blutbestandtheile nur wenig aufgeklärt worden. Demnach wird gefragt:

Welches physiologische Wechselverhältniß findet zwischen den einzelnen Bestandtheilen des Blutes überhaupt, besonders aber zwischen den sogenannten nächsten Bestandtheilen desselben statt, und welchen Antheil hat jeder einzelne dieser letztern an dem Sanguifications-, Ernährungs-, und Absonderungs-Process?

\*) Die Redaction ist ersucht worden das Folgende bekannt zu machen.

Bey der, auch mit Rücksicht auf die Embryonen und die niedern Thiere anzustellenden, Lösung dieser Frage wird nicht allein eine bündige Prüfung der über den Gegenstand bestehenden hauptsächlichsten Ansichten gewünscht, sondern vorzüglich, und zwar durch die erforderlichen eigenen Versuche unterstützt, zu erörtern verlangt: — Welche Veränderungen der in die Blutmasse ergoffene Chylus durch den Vorgang der Sanguification erleidet, und welche Bedeutung bey diesem Vorgange die einzelnen Blutbestandtheile, besonders aber auch die Kerne der Blutkörperchen haben; — ob der Chylus in das Blut überhaupt, d. h. in die nächsten Bestandtheile zugleich, oder vielmehr zunächst nur in einen derselben umgewandelt wird, aus welchem dann nach und nach die andern sich bilden, — welche Reihenfolge der Umbildung in letzterm Falle statt findet; — ob an der Ernährung des Körpers und seiner verschiedenen Gebilde, so wie an den Absonderungen die sämtlichen nächsten Bestandtheile des Blutes Antheil haben, so daß jene Vorgänge aus der gesammten Blutmasse geschehen, und wie viel Bedeutung alsdann jeder einzelne dieser Bestandtheile bey den Vorgängen hat, — oder ob der Ernährung gewisser Gebilde der Eiweißstoff, anderer der Cruor, noch anderer der Faserstoff vorsteht, — oder ob die Ernährung aller Körpergebilde aus einem der genannten nächsten Bestandtheile zu erklären ist; — welcher von den Bestandtheilen alsdann als der eigentliche Nährstoff erscheint, und worin der Festwerdungsproceß, d. h. der Uebergang des Nährstoffes oder Bildungsstoffes in die feste Körpermasse besteht.

Der Preis für die genügende Beantwortung der obigen Frage beträgt

Einhundert Ducaten,

welche bey einer hiesigen öffentlichen Casse deponiert sind.

Die Preiszuerkennung geschieht am 28. May 1838; die Concursschriften, deren Beurtheilung Professoren der hiesigen Königl. Universität zu steht, müssen entweder in deutscher, oder in lateinischer, oder in französischer Sprache und leserlich geschrieben, so wie mit einem Motto und einem versiegelten Zettel, welcher äußerlich dasselbe Motto, inwendig aber den Namen, Stand und Wohnort des Verfassers enthält, vor dem 1. Januar 1838 an einen der Unterzeichneten portofrey eingesandt werden.

Der Name des Stifters dieses Preises wird dem Verfasser der des Preises für würdig erkannten Schrift genannt. Diese Schrift wird durch den Druck der Deffentlichkeit übergeben und dem Verfasser eine Anzahl von 15 Frey-exemplaren zur Disposition gestellt; sollte jedoch der Verf. selbst die Herausgabe besorgen wollen, was aber jedenfalls vor Ablauf des J. 1838 geschehen seyn muß, so wird ihm solches unter der Bedingung der Ablieferung einer gleichen Anzahl von Exemplaren zugestanden.

Die Gelehrten aller Länder werden, mit Ausschluß derjenigen, welche mit der Beurtheilung der einlaufenden Beantwortungen beauftragt sind, eingeladen sich um diesen Preis zu bewerben.

Die mit der Bekanntmachung des Vorstehenden Beauftragten:

F. G. Bartling. A. A. Berthold. Fr. Wöhler.  
Professoren zu Göttingen.

## M i t a u.

Römische Briefe aus den letzten Zeiten der Republik von Otto v. Mirbach; erster Theil VI. u. 472 S. Zweiter Theil 302 S. in 8. 1836 (bey Keyher). Es ist immer eine erfreuliche Erscheinung, wenn die Studien der Jugend auch noch das Alter verschönern, wovon die vorliegenden Briefe uns einen Beweis geben. Sie waren, zufolge der Vorrede, nicht für den Druck, sondern für die literarische Gesellschaft von Mitau bestimmt; ihre Bekanntmachung bedarf indeß keiner Rechtfertigung. Ihre Bestimmung ist den Zustand der Römischen Welt in einem bestimmten Zeitpunkt, den Jahren 64 u. 63 v. Chr. darzustellen, in welche das Consulat des Cicero, die Verschwörung des Catilina, und des Pompejus glänzendste Rolle nach dem Sturz des großen Mithridates in Asien fällt. Der Vf. hat dazu aus guten Gründen die Briefform gewählt. Indesß ist es kein Briefwechsel zwischen den damals ersten Männern im Staate, sondern bis auf wenige Ausnahmen zwischen dem Legaten bey der Armee des Pompejus, dem P. Servilius Patia (Sohn des Servilius Tauricus), und dem Kriegstribunen C. Cassius Longinus, nachmaligem Mörder des Cäsars. Beide waren den größten Theil der Jahre abwesend in Asien, unter den Befehlen des Pompejus, der eine in den Ländern am schwarzen Meere, der andere in Syrien und Phönicien; so daß der Verf. dadurch Gelegenheit hatte, den Zustand dieser Provinzen, wo Pompejus damals als Imperator herrschte, zu schildern, ehe er uns nach Rom selber führte. Der Briefe sind 20 an der Zahl, von denen jeder Theil 10 enthält. Die Briefform gewährte dem Vf. den Vortheil einer lebendigen Darstel-

lung und mehr Abwechslung als die Form etwa einer Reisebeschreibung, oder eines anderen zusammenhängenden Vortrags. Freylich mußte der Vf. oft ausführlicher seyn als der Römer, in dessen Namen sie geschrieben werden, gewesen seyn würde, da sie für die Belehrung eines deutschen Publicums bestimmt sind. Uebrigens glaube man nicht, daß der Vf. seine Arbeit sich zu leicht gemacht habe. Sie erforderte lange Vorstudien; denn der Vf. verlangt nicht, daß wir ihm auf sein Wort glauben sollen. Die Beweisstellen sind jedesmal nachgewiesen; die vertraute Bekanntschaft mit Herodot, Strabo, Polybius und andern Classikern leuchtet auf jedem Blatte hervor.

Der erste Brief des Servilius aus Panticapäum im Taurischen Chersones geschrieben, enthält die Fahrt mit der Flotte, welche Servilius auf Befehl des Pompejus nach Theodosia, und der zweyte die Fortsetzung, von da bis Byzanz, führen mußte. Wir lernen hier den damaligen Zustand der griechischen Städte längs der Nordküste des Pontus, wie der Völker, die dort ihre Wohnsitze haben, kennen. Die Leser werden die Reise gern in der Gesellschaft des Verfs. machen. Der dritte Brief von Cassius aus Tyrus datiert, versetzt uns nach Syrien, wo damals Pompejus über Fürstenthümer und Reiche schaltete. Wir erhalten hier Nachrichten über die syrischen Städte. Besonders aber über Judäa, aus seiner Hauptstadt, die von Pompejus eingenommen war, da er als Schiedsrichter zwischen Hyrcan und seinem Bruder Aristobul austrat; und selbst den Tempel besuchte. Der vierte Brief des Servilius gibt die Reise desselben nach Italien, anfangs mit der Flotte, deren Oberfehl er dann bey Sigäum dem Quästor Marcellus übergibt,

und nun als Privatmann seine Reise durch Macedonien fortsetzt, bis er in dem fünften Briefe zu Hydruntum (Otranto) in Italien landet. Die Reise durch Macedonien lehrt uns das Innere des Landes, seine Städte, und das berühmte Schlachtfeld kennen, wo Perseus seinem Schicksale erlag. Der sechste Brief von Cassius ist aus Antiochien datiert. Es enthält ein Gemälde der Phönicischen Küste, der dortigen Städte, und ihres Handels in den früheren Zeiten. Die vier folgenden Briefe des Servilius sind nun aus Rom geschrieben, und versehen uns in diese Weltstadt um die Zeit der Catilinarischen Verschwörung. Um klar zu seyn, wird in dem fünften Briefe eine kurze Entwicklungsgeschichte der Römischen Verfassung vorangeschickt, an welche sich wieder eine Schilderung des sittlichen Zustandes in jener Zeit anschließt. Wir lernen nun die Hauptpersonen, einen Cicero, Cäsar, Cato, so wie einen Catilina und andere genauer kennen. Die Erzählung der Catilinarischen Händel geht bis auf seine Entfernung von Rom durch Cicero's bekannte Rede.

Der zweite Theil beginnt mit drey Briefen der Kriegstribunen C. Licinius Crassus, der unter dem Consul Antonius mit dessen Armee gegen Catilina zog, der mit seinen Truppen bey Vistoria stand. Der Zug durch Etrurien wird benutzt, um über den Zustand dieser Länder in früherer und späterer Zeit Nachrichten zu geben, wo es nicht an Gelegenheit fehlt, Untersuchungen über Sprache und Religion der Etrusker einzuschalten. Zuletzt ausführliche Nachrichten über die Schlacht und die Niederlage und Tod des Catilina. Mit dem vierzehnten Brief beginnt wieder die Correspondenz zwischen C. Cassius und Servilius; der erstere schreibt wieder

von Amisus aus Vorderasien, wohin er aus Antiochien in Syrien hatte reisen müssen. Die Rückerinnerung an Antiochien verschafft dem Leser eine Beschreibung dieser prachtvollen und üppigen Stadt und ihrer Umgebungen. Der folgende Brief von Servilius aus Rom schildert die dortigen Zustände nach dem Untergange des Catilina, und gibt bey der Beschreibung der Wahl Cäsars zum Pontifex maximus ein lebendiges Bild solcher Scenen in Rom. Cassius erwiedert diese mit Nachrichten aus Amisus, das sich begünstigt vom Pompejus wieder aus seinen Trümmern erhob. Die Rückreise des Cassius von Rom geschah im Gefolge des Pompejus zu Schiffe längs der Küsten von Kleinasien, wo die Beschreibungen der dortigen Städte und ihrer Merkwürdigkeiten, wie von Smyrna, Miletus u. a. den Leser unterhalten; auch Pergamus wird besucht und beschrieben. Ein Schreiben des Servilius aus seiner Villa bey Ostia gibt die Beschreibung einer solchen Anlage der Römischen Großen. — Die Fahrt des Cassius führt ihn auch nach Rhodus, wo der Besuch, den Pompejus dem als Philosoph und Geschichtschreiber gleich berühmten Posidonius abstattete, beschrieben wird.

Wir haben genug gesagt, um die Leser auf das vorliegende Werk aufmerksam zu machen. Es ist nicht zunächst für gelehrte Historiker, sondern für gebildete Freunde der Geschichte und des Alterthums geschrieben, und diese werden es nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Der Verf. läßt hoffen, es bis zur Ermordung Cäsars fortzusetzen, und wir wünschen, daß diese Hoffnung nicht unerfüllt bleiben möge.

## L e m g o.

(Meyer'sche Hofbuchhandlung) von dem Archiv der Pharmacie des Apotheker-Vereins im nördlichen Deutschland, herausgegeben von Rudolph Brandes, sind uns bereits von der zweyten Reihe, fünfter Band, die drey ersten Hefte zugesandt. Wir müßten uns bey diesen, heftweise erscheinenden, Zeitschriften begnügen, von Zeit zu Zeit ihre Fortsetzung anzuzeigen, da eine Angabe der einzelnen Hefte mit ihrem Inhalt nicht in dem Plane dieser Blätter liegen kann. Dem ersten Hest ist ein Aufsatz über das Leben und Wirken des durch Alter und Verdienste gleich ehrwürdigen Wurzer in Marburg vorgefetzt.

Die obige Bemerkung gilt auch von dem, in demselben Verlage gleichfalls heftweise erscheinenden Handbuch der Reagentien und Zerlegungslehre, oder chemisch-analytische Studien, mit einem dreyfachen Register bearbeitet vom Hofrath Dr du Mesnil, wovon uns erst das erste Hest, 128 S., zugekommen ist.

---



G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

110. 111. Stück.

D e n 14. J u l i u s 1 8 3 6.

---

H a n n o v e r.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung.  
Ueber das Seebaden und das Norderney-  
er Seebad. Von Dr Carl Mühry practi-  
schem Arzte ic. zu Hannover. VIII. u. 184 S.  
1836. 8.

Das Seebad auf der Insel Norderney hat ei-  
nen solchen Ruf erlangt, daß es einer besondern  
Empfehlung kaum mehr bedarf. Aber es ist ge-  
wisß angemessen und nützlich, von Zeit zu Zeit  
auf seine sich verbessernden und vergrößernden  
Einrichtungen aufmerksam zu machen, und von  
dem jedesmaligen Standpuncte der Wissenschaft  
aus die Wirkungen zu betrachten, welche es auf  
den menschlichen Körper ausübt.

Wenn auch nicht den ersten, doch gewisß den  
stärksten Impuls zur Errichtung von Seebädern  
in Deutschland hat die Aufforderung Lichten-  
berg's gegeben, die er im Jahre 1793 (im  
Göttingischen Taschen = Calendar S. 62 — 109)  
an Aerzte und Laien ergehen ließ. Die Heils-

samkeit, Gefahrlosigkeit und zweckmäßigste Einrichtung hob er mit wenigen Worten hervor. Er bemerkte, daß er die gesündesten Tage seines Lebens seinem Aufenthalte zu Margate verdankte, und daß weder der Médecin penseur noch der Médecin signeur den Nutzen zu läugnen vermöchte. Vor dem Schicksale des Jonas dürfe Niemand bange seyn; die Fische, die einen Propheten fressen könnten, seyen dort so selten als die Propheten. Ein Jahr darauf wurde das Seebad zu Doberan und drei Jahre später das zu Norderney gegründet. Seitdem haben sich noch 14 ähnliche Institute, theils an der Nordsee-, theils an der Ostsee-Küste erhoben. Ueber das Norderneyer Seebad haben von Halem und Bluhm bereits mehrere Schriften herausgegeben.

Die vorliegende zeichnet sich ebenso durch eine belehrende Vollständigkeit als durch eine frische, ansprechende Darstellung und durch verschiedene beachtungswerthe wissenschaftliche Betrachtungen aus. Wir freuen uns dem Hrn Verf., der vor mehreren Jahren unser academischer Mitbürger war, auf diesem Wege zu begegnen.

Das Ganze zerfällt in zwei Abschnitte, deren erster allgemeine Bemerkungen über das Seebaden, der andere die specielle topographische Schilderung enthält. Der einleitende Theil begreift im ersten Capitel die practische Darstellung der Wirkungen des Seebadens, welche als psychische, resolutorische und tonisierende bezeichnet werden. Genau wird entwickelt, wie der erste Eindruck, den das Seebad auf den Organismus äußert, scheinbar beunruhigend ist; wie das Hautsystem durch Ausschläge und Anschwellung, der Digestionsapparat durch mannigfache Beschwerden, das Gefäßsystem durch vermehrte Aufregung affi-

ciert erscheinen, wie aber allmählich diese Zufälle verschwinden. 'Langsam aber ununterbrochen schreitet der Auflösungsproceß in der Tiefe des Organismus vorwärts, indem ein System nach dem andern den wohlthätigen Einfluß erfährt, welchen die erhöhte Thätigkeit aller der Organe bewirkt, welche der Digestion, der Blutbereitung, den Secretionen und dem Stoffwechsel vorstehen.' Gegen das 21ste bis 28ste Bad pflegen wieder heftigere Erscheinungen aufzutreten, welche die allgemeine Theilnahme und Reaction der Organe anzeigen. Sie sind kritischer Natur und bald gastrisch, bald rheumatisch. 'Gewöhnlich enden diese *molimina critica* mit einem reichlichen Schweiß, und der Kranke empfindet von nun an ein besonderes Wohlbehagen; namentlich lassen nun alle Neuralgien, Rheumatalgien, spastischen Zustände, Leukorrhöen *re.* auffallend nach oder verschwinden ganz; das Gefühl der Ermattung nach dem Bade hört ganz und gar auf, und macht dagegen dem der Kraft und Gesundheit Platz. Jedes nun folgende Seebad übt eine wahrhafte tonisierende Wirkung auf Geist und Körper aus.' Der Verf. geht hierauf in eine Vergleichung des Fluß- und Seebades ein und sucht sowohl aus den immediaten als secundären Wirkungen darzuthun, daß die erprobte Wirksamkeit des Seebades, nicht, wie so Viele glauben, hauptsächlich in seiner Einwirkung als kaltes Bad begründet liege. Wir halten die Parallele zwischen beiden Arten kalter Bäder für gelungen; wenn aber der Verf. (S. 54) sagt: 'Wir sehen nach dem Flußbade nur Abhärtung der Haut und Kräftigung des Nerven- und Muskelsystems im Allgemeinen, jedoch in geringerem Grade als nach dem Seebade entstehen; aber weder Kropf noch Scropheln, weder Amenorrhoe

noch Epilepsie, weder chronische Exantheme noch Warzenbildung, weder Sicht noch Neuralgien, weder Lähmungen noch Unfruchtbarkeit, weder fluor albus noch Chlorosis sind durch Flußbäder geheilt werden,' so glauben wir nach unsern Erfahrungen, was die Scropheln, die chronischen Ausschläge, den fluor albus und die Chlorose betrifft, widersprechen zu dürfen.

Das zweite Capitel untersucht die Gründe, weshalb die Seelust einen so wohlthätigen Einfluß auf die Gesundheit äußert. Diese Untersuchung besteht in einer ziemlich getreuen Uebersetzung der 8ten Abtheilung der Bridgewater treatises, book II. of meteorology von Prout. Lond. 1834. Die Temperatur-Grade, welche bis dahin nach Reaumur angegeben wurden, werden nun immer nach Fahrenheit bezeichnet. Alles geht hier darauf hinaus, die Einflüsse anzugeben, welche Wärme und Licht auf die festen, flüssigen und gasförmigen Bestandtheile unsers Planeten ausüben. Zu dem Ende werden die Verhältnisse des festen Landes, des Meeres und der Atmosphäre, die Verbreitung der Wärme und des Lichts betrachtet, die Theorie Humboldt's von den Isothermen und Isotheren entwickelt und durch Tabellen erläutert; dann die Bedingungen dessen, was man Klima nennt, der Land- und Seewinde, sowie der Passate auseinandergesetzt und hierzu ein Drittheil der ganzen Bogenzahl der Schrift verwandt.

So interessant die Gegenstände an sich sind, so hätten sie wohl können hier kürzer zusammengefaßt werden, um die zwey Resultate abzuleiten: die Ursache der Salubrität der Seelust beruhe vorzüglich 1) in der auffallend größern Gleichmäßigkeit in der Temperatur, und 2) in dem größern Gehalt von Feuchtigkeit unter der

Form von Wasserdunst in der See-Atmosphäre. Der Vf. führt (S. 111) anmerkungsweise noch als eine dritte Ursache an: 'den gänzlichen Mangel an schädlichen, von der Oberfläche des festen Landes exhalirten Dünsten, Gasarten und sonstigen Stoffen.' Aber wir glauben, daß, abgesehen von anerkannt ungesunden Gegenden, die Vegetation des Festlandes, zum Ersatz mancher andern, der Luft viele wohlthätige und balsamische Stoffe mittheile. Auch sollte man meinen, daß die See, diese alma mater rerum, bey der unendlichen Fülle ihrer belebten Bewohner, welche in beständiger Zersehung und Umbildung begriffen sind, den Luftkreis mit nachtheiligeren Exhalationen schwängere, als Binnenländer es vermögen. An einigen Küsten ist es auch wirklich vor widrigem Geruche nicht auszuhalten. Die Macht der Winde ist es, welche fast allerwärts das Gleichgewicht wieder herstellt. Was (ebend.) von einer Beobachtung Prout's angegeben wird, der zur Zeit der Cholera in London eine Gewichtszunahme der Luft gefunden, als wahrscheinlich von der Gegenwart eines gasförmigen Stoffes herrührend, so scheint uns dieses höchst problematisch.

Das dritte Capitel bespricht die Frage: ist die Wahl des Seebades gleichgültig? Der Verf. stellt als Bedingungen, die ein Seebad erfüllen müsse, um den Anforderungen des Arztes und des Kranken vollkommen zu genügen, folgende auf: a) in Bezug auf das Seewasser: 1) einen starken Gehalt an Salzen und sonstigen das Seewasser als solches charakterisirenden Bestandtheilen; 2) eine hinreichende Entfernung von den Mündungen der Flüsse, um gegen die Beymischung des süßen Wassers geschützt zu seyn; 3) Reinheit des Seewassers, ohne Schmutz und Schlamm; 4) kräftigen Wellenschlag; und 5)

Ebbe und Fluth. b) in Bezug auf den Strand: 1) festen, sandigen Boden, frey von sogenanntem Schlack, Steinen und Muscheln; 2) allmälisches Abdachen des Ufers ohne Tiefen; 3) gänzliche Gefahrlosigkeit für die Badenden. c) in Bezug auf die Atmosphäre: 1) stets reine, frische Seeluft, ungemischt mit durchgeschwängelter Landluft, aber auch frey von dem verpestenden Geruche, welcher sich bey der Entwicklung des Seetangs entwickelt; 2) milde und möglichst gleichmäßige Temperatur der Atmosphäre, weder zu rauh und unfreundlich, noch zu heiß und drückend. Daher um beiden Anforderungen zu genügen, vor allen Dingen eine insularische Lage. d) in Bezug auf das Terrain: angenehme und so gelegene Umgebungen, daß sie zur nothwendigen körperlichen Bewegung in freyer Seeluft sich eignen.

Hierauf zeigt der Verf., daß Norderney in allen diesen Beziehungen den übrigen Nordsee- und Ostsee-Bädern in Deutschland und Holland entweder gleichkomme, oder sie noch übertrefte. Namentlich wird vom Strande angeführt, daß er ein ganz allmällich sich vertiefender, sammetartiger Sandboden sey, der eine solche Festigkeit besitze, daß ein Wagen, der während der Ebbezeit über ihn hinfährt, kaum eine dem Auge merkbare Spur hinterläßt. Und auf diesem als Badegrund dienenden Boden treibt wenige Stunden hernach die Fluth 10 — 20 Fuß hohe schäumende Wellen daher.

Der zweite Abschnitt behandelt in drey Capiteln die Topographie der Insel, die Communicationswege und Mittel, um zu ihr zu gelangen und die innere Organisation der Badeanstalt und des Bades. Die vielen hier mitgetheilten Notizen erwecken ein anschauliches Bild des Ge-

genstandes und sind ganz geeignet, Jedem, der seine Blicke nach diesem wohlthätigen Seebade wendet, eine befriedigende Nachweisung über seine statistischen und öconomischen Verhältnisse zu ertheilen. Zugleich geht auch daraus hervor, mit welcher Sorgfalt die Behörde, der die Verwaltung der Anstalt anvertraut ist, sich ihre Handhabung und Verbesserung angelegen seyn läßt, und wie der steigende Zuspruch des Publicums ihre Anstrengungen belohnt.

M.

### B e r l i n.

Bey dem Verfasser, und in Commission der Nikolaischen Buchhandlung. Althochdeutscher Sprachschatz, oder Wörterbuch der althochdeutschen Sprache, in welchem nicht nur zur Aufstellung der ursprünglichen Form und Bedeutung der heutigen hochdeutschen Wörter, und zur Erklärung der althochdeutschen Schriften alle aus den Zeiten vor dem 12ten Jahrhundert uns aufbewahrten hochdeutschen Wörter unmittelbar aus den handschriftlichen Quellen vollständig gesammelt, sondern auch durch Vergleichung des Althochdeutschen mit dem Indischen, Griechischen, Römischen, Litauischen, Altpreussischen, Gothischen, Angelsächsischen, Altniederdeutschen, Altnordischen die schwesterliche Verwandtschaft dieser Sprachen, so wie die dem Hoch- und Niederdeutschen, dem Englischen und Holländischen, Dänischen, Schwedischen gemeinschaftlichen Wurzelwörter nachgewiesen sind: etymologisch und grammatisch bearbeitet von Dr. E. G. Graff, Königl. Preuss.

Regierungsrathe, und ordentl. Mitgl. der Königl. Academie der Wissenschaften zu Berlin. Erster Theil, die mit Vocalen und den Halbvocalen J und W anlautenden Wörter. 1834. in Quart. LXXIV Seiten Vorrede u. 1167 Seiten Wörterbuch. — Zweiter Theil, die mit den Liquiden L R M N anlautenden Wörter. Berlin 1836. bis jetzt 104 Seiten. (Zusammen 5 Lieferungen, jede zu 15 Bogen; der Preis jeder Lieferung für die Subscribenten 5 Thaler).

Von diesem für die Sprachwissenschaft überhaupt und für die genauere Kenntniß unserer Muttersprache besonders so höchst wichtigen Unternehmen ist in unsern Blättern schon mehrmals die Rede gewesen, am ausführlichsten im Jahrg. 1824 S. 721 bey der Anzeige der Schrift des Hn Graff über die althochdeutschen Präpositionen, welche als Probe und Vorläuferin des Sprachschazes in jenem Jahre erschienen war. Um so mehr gereicht es uns zur innigen Freude, jetzt den ersten vor wenig Monaten vollendeten Theil des eben so gelehrten und mühsamen als nützlichen und verdienstvollen Werkes anzukündigen, und wir thun dieses in der festen Ueberzeugung, daß die ganze gelehrte Welt unsere Freude theilen wird. Der Verf. klagt in der Vorrede über verschiedene hemmende Umstände, durch welche die frühere Erscheinung dieses ersten Theiles verhindert wurde, rühmt aber auch von der andern Seite die 'Obhut und Gnade, mit welcher der Kronprinz von Preußen aus eigenem Antriebe das Werk in rettenden Schutz nahm', welches daher auch mit vollem Rechte dem allgemein verehrten Fürsten gewidmet ist. Ein ausgezeichnet rascher Absatz eines Werkes, das nicht für vorübergehende Unterhaltung, sondern für ernstern



Gebrauch berechnet, daß von dem Verf. selbst eben so wohl für die Nachwelt als für die Mitwelt bestimmt ist, läßt sich billiger Weise nicht erwarten; eben so wenig aber läßt sich an fortschreitender Zunahme der Käufer eines als vortrefflich anerkannten Buches zweifeln, und wir hoffen daher zuversichtlich, daß Hr. G. den Muth nicht sinken lasse, und wünschen von ganzem Herzen, daß seine Gesundheit mit diesem Muth gleichen Schritt halte.

Daß bey einem Unternehmen dieser Art nicht daran zu denken war, frühere Arbeiten zu ergänzen und auszufüllen, braucht kaum erwähnt zu werden. Hr. G. mußte den gesammten Stoff seines Werkes sammeln, eine Menge entstellter Formen berichtigen; dieß erforderte Vergleichung der Handschriften, die in den Archiven und Bibliotheken mehrerer Länder zerstreut sind. Eine zweyte Aufgabe war die Einreihung des gesammelten Stoffes unter die Wurzel- und Stammwörter, so wie drittens die zum Theil darauf begründete Erklärung derselben. Mit einer kleinen Ausnahme in Hinsicht der Versuche zur Erklärung der Wörter ist von allem diesem in dem Schilterschen Thesaurus nicht eine Spur zu finden, oder vielmehr bey dem damaligen Stande der deutschen Philologie nicht zu erwarten. Erst mußte eine Grammatik vorhanden seyn, wie die welche wir Grimm verdanken, ehe an ein Wörterbuch, wie dieses ist, vernünftiger Weise nur gedacht werden konnte. Eben deshalb würde es auch unbesonnen seyn, bey der Beurtheilung eines solchen Werkes, den Maßstab anzulegen, der bey einem heutigen griechischen oder lateinischen Wörterbuche passend seyn möchte. Wir haben noch gar viel zu lernen, bis unsere deutsche Sprachwissenschaft die Höhe erreicht, zu der so

viele scharfsinnige und fleißige Männer seit einer Reihe von Jahrhunderten die so genannte classische Sprachwissenschaft erhoben haben. Was bey dieser aus einem ganz gewöhnlichen Schulunterricht, aus Büchern, die jedem Belehrung suchenden zugänglich sind, mit Recht voraus gesetzt werden kann, kann bey jener nicht voraus gesetzt werden.

Was die innere Einrichtung des Buches in Hinsicht auf die Anordnung der Wörter betrifft, so mußte diese, begreiflicher Weise, den voraus gesetzten Wurzeln oder den wirklichen Stämmen folgen. Den Verwickelungen, zu welchen dieses unvermeidlich führt, ist theils durch eine in der Vorrede S. XXIX gegebene Erläuterung theils durch Verweisungen in dem Buche selbst bereits abgeholfen, und ein strenge alphabetisches Register am Ende des Sprachschazes wird das schnelle Auffinden jedes Wortes noch mehr sichern und erleichtern. Ein solches Register ist schon deswegen unerläßlich, weil, in Folge neuer Entdeckungen und fortschreitender Untersuchungen, jeder Band Nachträge zu liefern haben wird, wie dergleichen schon bey diesem erscheinen. Mittler Weile wird aber auch das S. 1137 bis S. 1143 beygefügte 'Alphabetische Verzeichniß der neuhochdeutschen Wörter, die im ersten Theile des althochdeutschen Sprachschazes ihre Erläuterung finden' in den meisten Fällen zur Hülfe dienen. Dieses Verzeichniß erscheint aber auch in einer andern Hinsicht höchst zweckmäßig. Untersuchungen nämlich über den Ursprung der Wörter und über die Entwickelung der Bedeutungen derselben haben immer für denkende Köpfe etwas sehr anziehendes, und so läßt sich also ohne Zweifel hoffen, daß ein solches Verzeichniß dazu dienen wird, der Sprach-

wissenschaft gleichsam im Vorbeygehen Liebhaber und Beförderer zu gewinnen, und mithin die Zahl der Käufer zu vermehren. Wir sind weit entfernt die höhere Sprachwissenschaft, sey es die allgemeine oder die auf einzelne Sprachen angewandte, in den Kreis des Schulunterrichtes zu ziehen; aber dem Lehrer in unsern höhern Schulen darf sie nicht fremd seyn. So wie in jedem Fache der Lehrer, wenn sein Unterricht ergreifend und Frucht bringend seyn soll, weit mehr wissen muß als er seinem Schüler vorträgt, so auch in dem Fache des Sprachunterrichtes, Mit Recht erwartet man von jeder höhern Schule, daß der Schüler, was auch immer seine künftige Bestimmung sey, angeleitet und geübt werde, seine Gedanken richtig und verständlich in seiner Muttersprache vorzutragen, und dazu ist, nebst manchem andern, was hier erwähnt zu werden nicht noth thut, vor allem erforderlich, daß der Lehrer erstens erfüllt sey von einem lebendigen Gefühle für die durchsichtige Klarheit und innere Verständlichkeit, die seiner Muttersprache vorzugsweise eigen ist, und durch welche sie vor jeder andern mehr oder minder gemischten Sprache sich auszeichnet, so wie daß er zweitens die ursprüngliche Bedeutung der Wörter, den innern Reichthum, die echte Bildsamkeit der Sprache kenne, damit er aufmerksam mache auf die Mißgeburten des Unverständes und der Neuerungsucht, von denen es in unsern neuesten Büchern wimmelt, besonders aber auf das Ueberspringen von einem bildlichen Ausdrucke zum andern, dem gewöhnlichsten Fehler der Mode, vor dem schon die Griechischen Lehrer der Redekunst warnten, und der gerade im Deutschen am widerlichsten erscheint. In beiden Hinsichten wird dem Lehrer dieser 'Sprachschatz' höchst er-

sprießliche Dienste leisten, und es steht daher zu wünschen, daß das Buch in jeder Schulbibliothek eine Stelle erhalte, die ihm auch für andere Zwecke mit so vielem Rechte gebürt. Was wir bisher zum Lobe des Buches gesagt haben, beschränkt sich indeß nicht auf Deutschland; auch die Gelehrten der übrigen sprachverwandten Länder werden dankbar es aufnehmen, und in Holland, England, Dänemark, Schweden ist die Kenntniß unserer Sprache unter den Gelehrten, besonders den eigentlichen Sprachgelehrten, so verbreitet, daß nicht nur das Buch selbst, sondern auch das 'Verzeichniß der neuhochdeutschen Wörter welche in dem althochdeutschen Sprachschätze ihre Erläuterung finden', dort eben so gut gebraucht werden kann als in unserm Vaterlande. Um so mehr wünschen wir, daß dieses Verzeichniß bey jedem Bande wiederholt und mit den neu hinzu gekommenen Wörtern vermehrt werde, bis es endlich mit dem letzten Bande ganz vollständig erscheint: Einwendungen, welche die liebe Sparsamkeit dagegen machen möchte, können hier gar nicht in Betracht kommen. Mittler Weile mögen Sprachkenner dem Verf. ihre nachträglichen Bemerkungen mittheilen, der, wie wir überzeugt sind, dankbar den angemessensten Gebrauch davon machen wird. Unberufene Beurtheiler aber bitten wir recht sehr ihre weisen Einfälle, wie dieß und jenes hätte anders eingerichtet werden sollen, bis zur Beendigung des Werkes zurück zu halten, damit nicht etwa der Verfasser aus Unmuth eine Arbeit aufgebe, welcher er so viele Jahre seines Lebens geopfert hat, und welche nach ihm wohl nicht so bald ein Anderer unternehmen wird.

## M a n n h e i m.

In der Schwanz- und Götz'schen Hofbuchhandlung: Kriton, ein Platonischer Dialog über Geseßlichkeit, Volksurtheil und Selbstbestimmung, übersetzt und erläutert von Fr. Aug. Müßlin. Als Beylage zu dem Mannheimer Lyceumsprogramme von 1835. 45 S. in 8.

Sieht man von einzelnen Mängeln und Unrichtigkeiten der Uebertragung weg, so ist dem Verfasser der Versuch im Allgemeinen gelungen, den lehrreichen und erhebenden Inhalt des Platonischen Kriton gebildeten Kreissen zugänglich zu machen, die, des Griechischen wenig oder gar nicht kundig, zum vollen Verständnisse der Uebersetzung einige Nachhülfe in Sache und Sprache und eine treue, selbständige Ueberlieferung begehren werden. Der Verf. denkt sich nur geistvolle, wahrheitliebende Leser, welcher politischen Farbe sie auch immer angehören, die ohne Haß und Liebe die Stimme des Sokrates über Wahrheiten zu hören vermögen, welchen, wie sie Platon darstellt, jeder, bey dem Kopf und Herz gesund ist, zu huldigen sich gedrungen fühlt, gerade zu einer Zeit, wo die Worte Freyheit und Geseßlichkeit in der buntesten Verwirrung aus jedem Munde ertönen und die noch verkehrtere Anwendung dieser übel verstandenen Begriffe hie und da die Staaten unterwühlt. Darum geben die mit besonnener Auswahl beygefüigten Erläuterungen zunächst aus dem Gebiete der Sokratis meistens nur die sittlich religiösen Belege für den Text, die, wenn auch nicht für den Gelehrten berechnet, doch hin und wieder, wie bey der sinnreichen Beziehung der Homerischen Worte (S. 44. B), von ihm beachtet zu werden verdienen. Daß Wolf's Text zum Grunde gelegt

ist, müssen wir billigen; bedeutendere Abweichungen davon finden sich nur zwey: S. 45. E. entscheidet sich der Uebersetzer für das unbezweifelt richtige ὡς εἰς ἡλθεσ, welches aber auffallend genug in die übrigens dort doppelt verfehlte Uebersetzung nicht aufgenommen ist; während er S. 46. C. zu der frühern Abtheilung der Worte zurückkehrt und die Frage πῶς οὖν — αὐτά dem Kriton zuschiebt, um, wie er glaubt, eine unangenehme Stockung in der Rede gänzlich zu heben. Allein das Einsprechen einer fremden Person ist dort, nachdem sich Kriton ausgesprochen, so wenig zulässig, daß es vielmehr zu den eigenthümlichen Schönheiten des Platonischen Dialogs gehört, die Untersuchung durch eine von dem Leiter des Gesprächs sich selbst aufgeworfene und sich selbst beantwortete Frage zu motivieren und dadurch der Rede einen besonders lebhaften Farbenton zu leihen. Weitere Bemerkungen wären hier nicht am Orte.

Dr Kr.

### D r e s d e n.

Ueber den Geschichtsunterricht auf Schulen, von Karl August Müller. 1835. 8. 108 S. Die Schrift eines Schulmannes, der über die Wissenschaft die er lehrt und ihre Behandlung nachgedacht hat. Er theilt seine Schrift in fünf Abschnitte; in welchen nachdem er in dem ersten den Werth der Geschichte in Beziehung auf unsere Geistesbildung überhaupt, und die verschiedenen Zweige derselben im Einzelnen dargelegt hat, in den folgenden der Werth und Zweck der Geschichte als Gegenstand des Schulunterrichts betrachtet wird. Wenn der Unterricht sich nicht bloß auf das Intellectuelle be-

schränken soll, sondern auch daß rein Menschliche in seinen Kreis ziehen soll, so ist damit auch entschieden, daß die Geschichte in demselben ihren Platz finden muß. Es wird daher gezeigt, wie sie den beiden andern Hauptgegenständen des Unterrichts, der classischen Literatur und Mathematik, in dieser Rücksicht nicht nachstehe, sondern selbst über sie hervorrage, indem sie den ganzen Menschen in Anspruch nimmt. Die Empfänglichkeit für Geschichte und geschichtliche Erkenntniß beginnt schon bey dem Kinde mit seinem Sprachvermögen, und entwickelt sich bey geistigem Wachsthum mit gleichem Fortschritte. 'Erzähle mir doch etwas' ist die Bitte des Knaben, sobald er nur sprechen kann; und bleibt es, wenn er heranwächst; es ist die Schuld des Lehrers, wenn diese Neigung durch verkehrten Unterricht erstickt wird. Dieß führt daher den Vf. in dem dritten Abschnitt auf die Methode des Geschichtsunterrichts auf Schulen. Die allgemeine Regel ist: wähle und behandle den historischen Stoff so, daß er mit der Entwicklung der geistigen, sittlichen und gemüthlichen Anlagen der Schüler im richtigen Verhältnisse steht. Dieß wird wieder durch einige besondere Regeln genauer bestimmt, indem man von dem Einzelnen auf das Allgemeiner und von diesem auf das Ganze übergeht. Wir stimmen dem Vf. in seinen Forderungen bey; nur hätten wir gewünscht, daß er die Geschichte auch als Gedächtnissache betrachtet, und in dieser Rücksicht, wo so leicht und oft gefehlt wird, die Methode angegeben hätte. Der vierte Abschnitt handelt von dem Geschichtslehrer und von den Lehrmitteln, wo auch die Frage aufgeworfen wird, ob der Geschichtslehrer auch Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber seyn solle? Wenn diese drey, wie der

Verf. mit Recht sagt, verschiedene Personen sind, so wird man wohl nicht fordern, daß alle drey in gleicher Vollendung im Geschichtslehrer vereinigt seyn sollen; aber in einem gewissen Grade muß er allerdings erst Forscher seyn, ohne welches kein gründlicher Unterricht statt finden kann. Der letzte Abschnitt spricht einige Wünsche aus in Beziehung auf den historischen Unterricht in den sächsischen Gelehrtenschulen.

Hn.

### L e i p z i g.

Der Apostel Paulus, fünfter Theil. Oder Uebersetzung und Erklärung der Briefe des Apostels Paulus an die Thessalonicher, die Epheser, die Colosser, den Philemon, die Philipper, die Galater, den Timotheus und den Titus, und der Apostelgeschichte, von Karl Schrader, Doctor der Theologie und Prediger. 1836. 8. 574 S. (bey A. G. Kollmann).

Mit diesem fünften Theile endigt das Werk, über dessen frühere Bände in diesen Blättern (G. g. N. 1830. St. 162 und 1833. St. 187. 188.) bereits so ausführlich gesprochen ist, daß wir für hinreichend halten, den vorliegenden Schlußband desselben bloß anzuzeigen, dessen Inhalt bereits auf dem Titel angegeben ist.

---



G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e   A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

112. Stück.

Den 16. Julius 1836.

---

B r e m e n.

Englisches Lesebuch für höhere Schulclassen.  
Erste Abtheilung: Handbuch der Englischen Poesie, mit einer Einleitung über die historische Entwicklung der Englischen Poesie, von D. W. A. Huber, ordentl. Professor in Rostock, (jetzt in Marburg), (bey W. Kaiser 1833. 8. 816 S.)

Wir halten es am passendsten bey der Anzeige dieses Bandes, den Verf. selber sprechen zu lassen, wie er sich in der Vorrede über den Zweck desselben erklärt hat. 'Das Buch, welches hier dem Publicum übergeben wird, (heißt es darin) ist durch ein Bedürfniß veranlaßt worden, welches sich mir sowohl als meinen Schülern bey dem Unterricht in einer Gelehrtenschule unabweislich aufdrängte, und schon in so fern kann mir aus der Vermehrung der großen Zahl ähnlicher Lehrbücher billigerweise kein Vorwurf gemacht werden.

Ob dieses Buch aber auch bey andern Lehrern und Schülern und bey dem größeren Publicum einem vorhandenen Bedürfniß entsprechen werde, muß der Erfolg lehren. Doch liegen die Mängel der sonstigen (mir bekannten) Lesebücher dieser Art so am Tage, daß ich kaum glauben kann, daß sie mir allein fühlbar geworden seyn sollten. Keines von ihnen gibt eine auch nur einigermaßen vollständige Uebersicht der englischen Poesie, indem zumal die eigentlich mittelalterliche und die Volkspoesie ganz übergangen, die neueste Zeit ebenfalls entweder gar nicht oder nur sehr spärlich berücksichtigt, die Poesie des achtzehnten Jahrhunderts dagegen über alles Verdienst hervorgehoben wird. Diese beiden letzten Uebelstände erklären sich zum Theil daraus, daß einige der bessern Handbücher, z. B. das Idelersche, zu alt sind, andere sich zu sehr darauf verlassen, daß die bedeutendsten neueren Dichter auf andrem Wege bekannt und zugänglich geworden sind. Wie wenig aber mit diesem letztern Trost in der Schule geholfen ist, wird jeder leicht bezeugen können, der erfahren hat, wie wenig die Schüler und die Eltern geneigt sind, auf den Schulunterricht, zumal in neueren Sprachen mehr, als das Allerunentbehrlichste zu verwenden — wie sie sich gegen jede außerordentliche Ausgabe der Art sträuben. Auch müßte in der That, damit der Unterricht in neueren Sprachen für die höheren Classen das werde, was er seyn soll, für Bücher in diesem allein mehr ausgegeben werden, als irgend billigerweise zugemuthet werden kann. Es muß nemlich dieser Theil des Unterrichts besonders auf Gelehrtenschulen, hauptsächlich angesehen und behandelt werden als höheres allgemei-

nes Bildungsmittel, als Theil des historischen Unterrichts. Die Schüler sollen dadurch eine hinreichende Bekanntschaft mit der Literatur wenigstens zweyer der wichtigsten Völker des neueren Europa's, oder doch wenigstens ein hinreichendes Interesse für dieselbe und hinreichende Fertigkeit in dem Verständniß der Sprache und ihres Geistes erlangen, um später auf Universitäten durch Selbststudium oder auf andere Weise dies Gebiet ihrer geistigen Herrschaft zu erweitern und anzubauen. Nur auf diese Weise wird es möglich seyn dahin zu gelangen, daß jeder auf Bildung Anspruch machende junge Mann sich der argen Vernachlässigung des Studiums der neueren Sprachen und Literaturen schämt, an der unsere Universitäten fast ohne Ausnahme leiden. Dieser Hauptrückzicht muß meines Erachtens auf Gelehrtenschulen jede andere, unmittelbar practische Rückzicht weichen, und zwar um so mehr, da eine practische Fertigkeit im Sprechen und Schreiben, bey der geringen Zeit, welche überall diesem Theil des Unterrichts in der Schule und zu Hause zugewendet werden kann — doch nie zu erlangen ist; wie jeder aufrichtige Schüler und Lehrer gestehen wird. Dagegen wird durch das scheinbare, angebliche Streben nach einem anerkannt unerreichbaren Ziel das Interesse an diesem Unterricht von vorne herein getödtet und die gänzliche Vernachlässigung, sobald der Schulzwang aufhört, vorbereitet, ja gerechtfertigt. In wie weit die gewöhnliche Unterrichtsmethode bey allem Anspruch auf Gründlichkeit, bey allem klappernden Apparat von Regeln, Tabellen, Uebungsstücken, Aufsätzen &c. eine wirklich gründliche und practische genannt werden darf? kann hier nicht

weiter erörtert werden. Daß aber ein verhältnißmäßig sehr kurzer grammatischer Cursus in den untern Classen die Schüler vollkommen in den Stand setzt unter gehöriger Anleitung auch die schwersten classischen Schriftsteller zu lesen, davon hat mich meine eigene Schulerfahrung eben so vollkommen überzeugt, als meine Lebens- erfahrung mich davon überzeugt hat, daß durch möglichst vieles Lesen, Eindringen in den Geist der Sprache in ihren herrlichsten Denkmählern auch die unmittelbar practischen Zwecke des Sprach- studiums mehr gefördert werden als meistens durch jenen sogenannten gründlichen Unterricht geschieht. Eben deßhalb wird auch für die höhern Classen der Handel-, Gewerbs- und anderer Nichtgelehr- tenschulen, in denen ja neben der practischen auch eine allgemeine höhere Ausbildung bezweckt wird, das Bedürfniß eines solchen Lehrbuchs eintreten, welches eine practische Uebersicht der Literatur der Sprache, die gelehrt wird, darbietet, und dem Schüler die Anschaffung einer Anzahl oft kostba- rer Bücher erspart. Ob nun das vorliegende Werk diesen Anforderungen entspreche, mögen billige und sachkundige Urtheile entscheiden. Daß die getroffene Auswahl nicht Jedem zusagen kann, ist bey Werken der Art ein unvermeidliches Uebel und billigerweise muß es genügen, wenn jeder für seine Auswahl auf einem so umfassenden fruchtbaren Felde hinreichende Gründe hat. Ich muß mich aber um so mehr auf manchen Tadel gefaßt machen, da ich gegen manche hergebrachte Ansichten über den Werth mancher Dichter und Dichterschulen verstoße. Die Gründe sind zum Theil in der vorangeschickten historischen Uebersicht entwickelt, soweit es der beschränkte Raum er-

laubte, und muß ich es immerhin darauf ankommen lassen, ob ich Muße, Hülfsmittel und Veranlassung finden werde, meine Ansichten anderswo ausführlicher zu rechtfertigen und zu begründen. Jedenfalls aber wäre es endlich Zeit für uns die Englische Literatur von unserm Standpunkte aus, nach unserm Maßstabe zu beurtheilen, und nicht immer wieder die Urtheile der beschränkten, befangenen Englischen Kritik nachzusprechen. Daß in dem Werke durchaus keine erklärende Noten angebracht sind, hat seinen Grund nicht bloß in der Nothwendigkeit der Raumersparniß, sondern auch in der Ueberzeugung, daß der Unterricht in neueren Sprachen, zumal für die höheren Classen nur in den Händen solcher Lehrer ersprießlich seyn kann, welche solcher Nachhülfe nicht bedürfen.'

Soweit die Vorrede. Ueber den Inhalt und die Einrichtung des Buchs mag ein Auszug des Registers das Wesentliche andeuten; woran der Verf. noch einige Bemerkungen über den Academischen Unterricht in neueren Sprachen und Literaturen, (wofür er gleichfalls dieses Buch bestimmt) knüpft, die wir als sehr zeitgemäß unseren Lesern auch mit seinen eigenen Worten mittheilen wollen. 'Das Buch umfaßt:

1. Chaucer, 2. Spencer, 3. Ancient popular ballads etc., 4. Shakspeare, 5. Milton, 6. Butler, 7. Waller, 8. Dryden, 9. Pope, 10. Young, 11. Thomson, 12. Gray, 13. Cowper, 14. Burns, 15. Jacobite poetry, 17. Scott, 18. Byron, 19. Moore, 20. Crabbe, 21. Rogers, 22. Campbell, 23. Miscellaneous proetry of the day (poems by Kirk

White, Coleridge, Wordsworth, miss Landon, Barton, Montgomery, Southey, Barry-Cornwall, Gifford, Wolcott, Wilson, P. B. Shelley, Johanna Baillie, Keats, Canning, Felicia Hemans).’ Am meisten auffallen dürfte in dieser Auswahl die geringe Zahl der Namen aus der sogenannten goldenen Zeit der englischen Poesie, der Mitte des 18ten Jahrhunderts und die Aufnahme oder doch jedenfalls die große Begünstigung der Blüthen der eigentlichen Volkspoesie (N<sup>o</sup> 3 u. 15.). Ueber diese Punkte uns zu rechtfertigen, kann aber nicht hier der Ort seyn, zumal gegen solche Beurtheiler, welche unsere Gründe nicht im Allgemeinen schon errathen und billigen, und wo es sich bloß um Details handeln könnte, in denen am Ende nur das individuelle Gefühl und Bewußtseyn entscheiden kann. Dagegen sey es uns erlaubt, dem Gesagten noch einige Andeutungen darüber beizufügen, inwiefern wir bey der Einrichtung des vorliegenden Werks. auch die academische Bildungszeit der Jugend im Auge hatten.’

‘Wer mit einiger Aufrichtigkeit die Gelegenheit, die Fähigkeit und den Willen der Beachtung solcher Dinge verbindet, der wird nicht anstehen es mit uns zu beklagen, daß seit einiger Zeit die öffentliche Meinung anfängt, sich von der bisherigen academischen Bildung mit Gleichgültigkeit, um nicht zu sagen Geringschätzung abzuwenden und eine gewisse entweder durchaus speciale practische oder allgemeine, oberflächliche, leichtsinnige, aber oft gewandte, schimmernde Bildung zu begünstigen, welche außerhalb der Gränzen des academischen Lebens durch die mannigfachen Hebel der Presse und der Rede verbreit-

tet wird. Sollte man sich aber auch mit vornehm pedantischer Selbstgefälligkeit über öffentliche Meinung und Ehre, und ihre Verwandlungen wegsetzen wollen — was doch kaum über einen gewissen Punct hinaus durchzuführen seyn dürfte — so läge immer noch die allerdings wichtigere Frage vor, ob nicht auch andere höhere unabweislichere Gründe in diesem Falle eine ähnliche Mahnung, wenn auch in anderem Sinne geben, als diejenige, welche man von Seiten der öffentlichen Meinung übersehen zu können glaubt? Wir meinen nun allerdings, daß die Universitäten, sofern sie ihre bisherige Stellung behaupten und nicht zu einem Aggregat von Specialschulen für die verschiedenen Brotsfächer herabsinken sollen, kein Element, keine Bewegung der allgemeinen rationellen Bildung (sofern es kein an und für sich und unbedingt unreines und gefährliches ist) ignorieren, ausschließen oder auch nur vernachlässigen dürfen — daß es vielmehr ihre Aufgabe und Pflicht ist, jede Bewegung, jedes Element der Art, welches irgend ein erspriessliches oder nothwendiges Moment zu enthalten scheint, in sich aufzunehmen und mit besonnener gewissenhafter Liebe seine gesunde Entwicklung, Begründung nach allen Seiten, seine Verbindung mit verwandten Momenten aller Art zu betreiben. Die Erkenntniß und Erfüllung dieser Aufgabe wird aber um so dringendere Pflicht je näher in unsern Tagen die Gefahr liegt, daß solche Elemente und Bewegungen außerhalb der Schranken ernster Wissenschaftlichkeit von gewissenlosen, leichtsinnigen Händen ergriffen in unerspriesslicher oder gefährlicher Verwilderung untergehen. Gegen den Vorwurf, daß wir das hö-

here geistige Leben als Monopol der Universitäten behandeln, wollen wir uns nicht verantworten, weil er theils nur von Unkundigen oder Uebellwollenden kommen kann, theils aber auch weil wir uns in gewissem Sinne nicht nur bewusst sind diesen Vorwurf zu verdienen, sondern sogar uns dessen rühmen. Allerdings vindicieren wir den Universitäten die Art von Monopol, welche auf allen Bahnen des Strebens der Menschen der geistigen und sittlichen Ueberlegenheit aller Art von selbst zufällt. Eben deshalb aber halten wir es für Pflicht aller Mitglieder deutscher Universität die Mängel, welche dieses ruhmvolle Monopol gefährden könnten, nicht zu beschönigen oder zu ignorieren, sondern ihre Abhülfe auf alle Weise zu betreiben — so lange es noch Zeit ist. Die unerläßliche, vorläufige Bedingung der Abhülfe irgend eines Uebels ist aber, daß dasselbe zur rechten Zeit und am rechten Orte nachgewiesen und erkannt werde.

Ein sehr wesentlicher und hier besonders in Erwägung zu ziehender Mangel nun in dem gegenwärtigen Zustande unserer academischen Bildung scheint uns die schon oben berührte Vernachlässigung der neueren Sprachen und ihrer Literaturen. Mit denjenigen, welche diese Thatsache läugnen und sich etwa auf diesen oder jenen academischen Küchensettel berufen, wo allerdings auch Gerichte der Art nicht ganz fehlen, haben wir es hier nicht zu thun, sondern müssen die Entscheidung denen überlassen, die aus Erfahrung wissen, wie viel oder wenig von diesen Speisen wirklich consumiert werden. Jene Thatsache scheint uns aber um so bedenklicher, da



gerade diese Zweige der allgemeinen Bildung seit einigen Jahren außerhalb der Gränzen der academischen Studien mit besonderer Vorliebe und Thätigkeit entwickelt worden sind, so daß ein größerer oder geringerer Grad von Bekanntheit, wenigstens mit der Sprache der Engländer und Franzosen und den bedeutendern Erscheinungen ihrer Literatur bey den Gebildetern der nicht academischen Jugend eben so häufig, als bey der academischen Jugend selten ist. Ja sogar die Bildung des weiblichen Geschlechts hat in dieser Hinsicht unsere academische Bildung schon sehr überflügelt. Mit einigen sehr nahe liegenden geringschätzenden Phrasen oder wohlfeilen Witzen ist aber diese Sache wahrlich nicht abgemacht. Fehlt es jenseits der Gränzen des academischen Lebens jenen Bestrebungen oft an Ernst und Tiefe, so ist es um so mehr — wie schon eben gesagt — die Aufgabe der Universitäten diese Mängel zu ersehen. Oder wer möchte läugnen, daß die Resultate der academischen Bildung am Ende doch wieder der allgemeinen nationalen Bildung, deren edelstes, höchstes Organ die Universitäten sind, oder doch seyn sollten, zu Gute kommen? Wer aber behauptet, daß die Gegenstände jener Bestrebungen einer ernsteren wissenschaftlichen Behandlung nicht fähig sind, sie nicht verdienen, der beweist bloß seine eigene Unkunde und Beschränktheit. Vielmehr tritt gerade in unsern Tagen das Bedürfniß und das Streben hervor, die Literatur der Völker als wesentlichen Theil ihrer Geschichte zu erkennen und die Wechselbeziehungen in den verschiedenen Aeußerungen des rationellen Lebens in Religion, Politik, Wissenschaft, Poesie und Kunst zu erforschen und dar-

zulegen. Und gerade in diesem Sinne bedarf es eines kräftigen Einschrittes der academischen Thätigkeit um dieses Moment der fortschreitenden Bildung der Mishandlung und Verzerrung in den Händen leichtfertiger, gewissenloser, eiteler Dilettanten zu entreißen.'

'Eine Erörterung der Ursachen, wodurch jener Mangel in unserer academischen Bildung herbeigeführt worden und der Mittel, wodurch ihm abgeholfen werden könnte, würde uns hier viel zu weit führen. Einige Bemerkungen aber seyen uns gestattet. Daß die Ursachen bis in die Schulbildung der Jugend zurückgehen, haben wir schon oben angedeutet. Kann aber auch dem Unterricht in neuern Sprachen kein größeres Maaß von Zeit und Thätigkeit auf gelehrten Schulen zugewandt werden, so müßte derselbe jedenfalls andern Händen anvertraut werden als auf den meisten Schulen der Fall ist, wo man glauben sollte, es sey ausdrücklich darauf abgesehen, diese Gegenstände zu verleiden und lächerlich zu machen. Oder wer kennt nicht die Bedrängnisse der Schreib-, Rechen- und Sprachlehrer an den meisten Schulen? — Findet sich unter den wissenschaftlich gebildeten und geachteten Lehrern keiner, der diese Gegenstände übernehmen könnte oder möchte; so thäte man wahrlich besser, die Zeit überall nicht damit zu verderben, und wenigstens die Möglichkeit nicht auszuschließen, daß künftig einmal, etwa auf der Universität mehr Lust an der Sache und eine verständigere Würdigung derselben sich einstelle. Ist aber die Schwierigkeit, solche Lehrer zu finden, welche die Sache auf eine erspriessliche und würdige Weise zu betreiben im Stande

sind, nicht abzuläugnen, so führt uns dieß wieder auf die Mängel der academischen Bildung zurück. Die Wechselwirkung ist nicht zu verkennen. Der Schüler geht voll Ueberdruß und Verachtung gegen alles, was ihn irgend an jene unseligen französischen oder englischen Stunden erinnert auf die Universität, wie sollte er dazu kommen, die Lücken seiner Bildung ausgefüllt zu haben, wenn er nach Beschluß seiner academischen Laufbahn selbst als Lehrer der Jugend auftritt? Vorausgesetzt auch, daß auf der Universität ihm Alles geboten würde, was dazu gehörte, ihn zu befehren; so würde er es weder benutzen wollen noch können. Wie es nun aber mit der eben gestellten Voraussetzung sich in vielen Fällen verhält, lassen wir begreiflich auf sich beruhen. Soviel aber scheint uns gewiß, daß nur durch eine engere Verbindung der Kräfte und Thätigkeiten, welche bisher meist zwischen den eigentlichen Sprachlehrern (mit ihrer practischen lebendigen Kenntniß der Sprache) den Lehrern der Aesthetik, der Litterärsgeschichte zu sehr versplittert waren, das Studium der neueren Sprachen und Literaturen auf unsern Universitäten zu einer wahrhaft zeitgemäßen Höhe gefördert werden kann. In welcher Art und Weise eine solche engere Verbindung statt finden könnte, ist hier nicht unsere Sache; erlaubt sey uns indessen zu hoffen und zu wünschen, daß wir durch das vorliegende Werk auch unser Scherflein zur Beförderung dieser wichtigen Sache beygetragen haben mögen, insofern der Inhalt desselben theils als ein practischer Course der Entwicklungsgeschichte der englischen Poesie, deren Hauptmomente die Einleitung andeutet, theils und eben dadurch als eine

Auswahl der herrlichsten Blüthen jenes gewaltigen vielverzweigten Baumes auch der reichern academischen Jugend, wie jedem Gebildeten werth und willkommen seyn dürfte; während der niedrige Preis eines Schulbuchs ein wesentliches materielles Hinderniß beseitigen wird, welches den Eifer der studierenden Jugend, wo er überall vorhanden, gar leicht zu lähmen pflegt.'

### D ü s s e l d o r f.

Bey F. H. C. Schreiner: Geschichte der Französischen Gerichtsverfassung vom Ursprung der Fränkischen Monarchie bis zu unsern Zeiten. Aus den Quellen und besten Schriftstellern dargestellt von Joh. Paul Brewer, Professor der Physik zu Düsseldorf. Erster Theil. 1835. XXVII u. 673 S. 8.

Ein Werk, das unter den Erscheinungen des verflossenen Jahrs im Fache der Geschichtsforschung eine der vorzüglichsten Stellen einnimmt. Der schon durch einige frühere Arbeiten im geschichtlich-gerichtlichen Fache rühmlich bekannte Verfasser benutzte seit mehreren Jahren die ihm von Amtsarbeiten übrig bleibende Muße um über das Gerichtswesen und die damit zusammenhängende Gesetzgebung Frankreichs in den verschiedenen Epochen seiner Geschichte Untersuchungen anzustellen, von deren Gang und Ergebnissen er in dem vorliegenden Werke Rechenschaft ablegt. Wer in demselben außerhalb Frankreich und der nach Französischem Rechte organisierten Provinzen einen unmittelbaren Gewinn für die ausübende Rechtsgelehrsamkeit suchen wollte, würde seine Rechnung

nicht finden. Der Freund der Geschichte hingegen, der Philosoph und der Staatsmann werden hier einen reichen Vorrath von Belehrungen antreffen, welche ihnen die Uebersicht über den Zustand und den Entwicklungsgang der Gesetzgebung in einem der wichtigsten Fächer der Staatsverfassung dieses merkwürdigen Völkerstammes wesentlich erleichtern und ihr Urtheil darüber vor Uebertreibungen jeder Art rein halten können.

Das Ganze zerfällt nach einer kurzen historischen Einleitung über die Hauptepochen der nachfolgenden Erörterungen in 6 Abschnitte, von denen die 3 ersten den vorliegenden Band ausmachen, die übrigen aber nebst einem vollständigen Register einem zweyten Bande aufbewahrt sind, welcher in kurzer Zeit folgen soll. Abschn. I. handelt von der Französischen Gerichtsverfassung unter den beiden ersten Königsgeschlechtern überhaupt und unter den ersten Königen des dritten Geschlechts insbesondere, von dem Anfange der Monarchie bis zur höchsten Ausdehnung der Herrschaft der Lehnsbarone (ungefähr v. J. 486 — 1108). Abschn. II. beschreibt den Zustand der Gerichtsverfassung von dem Zeitpunkte des Wiederauflebens der königlichen Macht bis zur vollständigen Einrichtung des Parlaments zu Paris, mit einem Anhang über die Privatkriege. Abschn. III. zerfällt in folgende 7 §§. über die Französische Gerichtsverfassung von Ludwig dem Heiligen bis zu unsern Zeiten. 1) Geschichte des Rechts der Gesetzgebung in Frankreich vom Anfange der Monarchie bis zu unsern Zeiten. Gesetze und Gesetzbücher die in verschiedenen Zeiten galten. 2) Aufzählung der ordentlichen Gerichte

in Frankreich vor der Revolution, nebst kurzer Erläuterung ihrer Amtsbefugnisse. Die grundherrliche Gerichtsbarkeit. 3) Kurze Darstellung des ehemaligen und jetzigen Verfahrens in Civilsachen. 4) Ehemaliges und jetziges Verfahren in Criminalsachen. 5) Kurze Geschichte der Geschwornen-Anstalt in Frankreich. Instruction der Criminalprocesse während der Revolution. 6) Die Ernennung und Besoldung der Richter in dem ehemaligen Frankreich. Allgemeine Verköuflichkeit der Stellen. 7) Kurze Uebersicht der Gerichtsverfassung während der intermediären Gesetzgebung, vom Anfange der Revolution bis zur Abfassung der fünf Codes und dem Untergange des Kaiserreichs.

Der Verf. benutzte bey dieser Arbeit theils die Quellen, theils die besten historischen und juristischen Hülfsmittel, so viel er sich derselben verschaffen konnte, und man wird ihm das Zeugniß nicht versagen können, daß noch kein Deutscher sie mit dieser Genauigkeit, mit diesem Scharfblick und in diesem Umfange benutzte. Er fürchtet zwar selbst (S. IV der Borr.), daß Einige ihm die zu große Menge von Citaten und mitgetheilten Stellen zum Vorwurf machen werden. Allein, setzt er hinzu, ohne dieses Mittel wäre es ihm nicht möglich gewesen, weder bey dem Leser für seine Mittheilungen Zutrauen zu erwerben, noch ihn mit dem Geiste der alten Gesetzgeber und Rechtsgelehrten gehörig bekannt zu machen. — Vielleicht würde sich, nach Erscheinung des zweyten Theils, durch einen von dem Verf. selbst zu veranstaltenden Auszug auch für nicht eigentlich gelehrte deut-

sche Leser das Mittel finden, ihnen auf kürzerem Wege die für sie interessantesten Ergebnisse dieser geist- und mühevollen Untersuchungen zur Kenntniß zu bringen.

Böhmer.

### L e m g o.

Seit dem Frühlinge des vorigen Jahrs erscheint daselbst vierteljährig ein Pippisches Magazin für vaterländische Cultur und Gemeinwohl, in Quart, von dem wir bereits die ersten vier Hefte mit 50 Nummern bis Ende des Jahrs vor uns liegen haben. Die darin enthaltenen Aufsätze empfehlen sich durch ihre Mannigfaltigkeit, und die meisten derselben auch durch die Gediegenheit des Inhalts und der Behandlung. Die mehrsten beziehen sich auf das Fürstenthum selbst; jedoch auch mehrere auf allgemeine Gegenstände der Literatur und der Statistik. Auch Gedichte sind nicht ausgeschlossen, wenn gleich in geringerer Anzahl. Die ersteren sind theils historischen, theils statistischen Inhalts. Unter denen, die sich auf Lippe beziehen, möchte wohl die Untersuchung über den Anschluß des Fürstenthums an die Preußische Zollverbindung der wichtigste seyn, und der mit großer Unparteilichkeit über das für und wieder sich ausspricht. Nächst ihm der über die Brandasscuranz-Anstalten. Denselben Character der Unparteilichkeit tragen auch die literarischen Aufsätze; wir haben sie durchgehends mit Interesse gelesen. Aus dem vierten Hefte, das uns erst so eben zu Hän

ben kommt, und welches bereits die drey ersten Monate des laufenden Jahrs umfaßt, machen wir besonders auf den ausführlichen Aufsatz über die Hexenproceße im Pippischen (von N<sup>o</sup> 40 — 44) aufmerksam, da es actenmäßige Berichte sind. Wir haben bereits bey anderer Gelegenheit, wie noch kürzlich bey Anzeige der Berichte über das Großherzogthum Hessen darauf aufmerksam gemacht, wie viel die specielle Statistik unseres gemeinschaftlichen Vaterlandes durch solche locale Zeitschriften gewinnen kann. Allerdings muß in ihnen das Allgemeine mit dem Speciellen wechseln, wenn sie ihr Publicum finden sollen. Daß dieses auch bey der hier vorliegenden Zeitschrift beobachtet ist, haben wir bereits bemerkt. Wir wünschen ihr daher um so mehr einen guten Fortgang, da es an interessanten inländischen Beyträgen ihr keinesweges zu fehlen scheint.

Hn.

---



G e t t i n g e n  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

113. Stück.

D e n 18. J u l i u s 1 8 3 6.

G e t t i n g e n.

Am 6. Julius entschlief, in 70jährigem Alter, unser erster Universitätsprediger, Herr Christ. Friedrich Ruperti, Dr. der Theologie und Ritter des G.-Ord., auch Superintendent und erster Prediger an der Jacobi Kirche allhier. Heilig bleibt sein Andenken der Universität, wie seiner Gemeinde, die er beide durch seine Vorträge erbaute, und von denen er sich, auch bey den ehrenvollsten ihm gemachten Anerbietungen, nicht trennen wollte.

H a n n o v e r.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. Anleitung zur Mittheilung der Religion und zur Einführung ins Christenthum; gebildeten Vätern und Müttern — zunächst gewidmet, aber auch eigentlichen Religionslehrern dargeboten von Friedrich Busch, Pastor in Nordheim. Mit einem Vorworte von Dr. Lücke. 1835, XX. 186 S. in 8.

Die christliche Theologie gehört als Wissenschaft zunächst der Schule. Aber die wahre theo-

logische Schule hat ihre eigentliche Wurzel im Leben der Kirche und ist von diesem Leben in beständiger Wechselwirkung umgeben. Hört diese Wechselwirkung auf, so ist das eben der Tod der Theologie.

Der neue Umschwung des christlichen Lebens in der Europäischen Menschheit hat allermeist in Deutschland zu einer neuen Theologie geführt. Es ist vergebens, das mächtige Werden einer neuen theologischen Denkweise, welche das Wahre der früheren will, ohne ihr Falsches, zu leugnen und sich ihm zu entziehen. Sie kämpft noch, aber schon nicht mehr um ihre Geburt und Existenz, sondern um ihre Ausbreitung und Anwendung in der kirchlichen Praxis. Die vorliegende Schrift gehört zu dieser ausbreitenden und anwendenden Litteratur der neueren Theologie. Neue dogmatische Systeme bringen neue Methoden und Formen des katechetischen Unterrichts. Wer dabei nur das Neue und Wechselnde ins Auge faßt, dem kann leicht bange werden, oder er kann, wenn er eben keinen Ernst hat, sich zum Spotte aufgelegt fühlen. Aber nur der Oberflächliche verkennet, daß in dem Neuen und dem Wechsel der Fortschritt liegt zu einer immer reineren und richtigeren Erkenntniß und Aneignung der ewigen christlichen Wahrheit, die nicht weniger eine unendliche Aufgabe ist, als die Erkenntniß der Natur und ihrer ewigen Gesetze. Ref. hat durch eine kurze Vorrede dem befreundeten Verfasser seine Uebereinstimmung in allem Wesentlichen gern bezeugt, und kann nach dem Maaße seiner Erfahrungen nicht anders, als die Schrift wegen ihres nach seiner Ansicht richtigen Standpunctes, so wie wegen der Lebendigkeit und Klarheit, womit die Grundsätze einer frischeren und anregenderen Art des Religionsunterrichts im Hause und in der Schule erörtert sind, zur weiteren Prü-

fung und Beherzigung empfehlen. Die Einleitung verbreitet sich über die bisherigen Methoden des Religionsunterrichtes, und begründet, indem sie jene tadelt, die Nothwendigkeit einer besseren, die statt abstracter Begriffe und äußerer Kenntnisse stufenweise das religiöse Leben selbst im Kinde weckt, anregt, klar und hell und zusammenhängend fest macht so im Herzen, wie im Verstande des Zöglings. Der Verf. zeigt, dann im ersten Abschnitte, wie durch die Offenbarung in der Natur, in Verbindung mit der heiligen Schrift zunächst des A. Testaments, das allgemeine Gottesbewußtseyn angeregt und so gebildet werden müsse, daß die vollkommene Offenbarung Gottes im N. T. aus innerm Bedürfnisse des Geistes ergriffen und verstanden werden könne. Der zweyte Abschnitt mit der Ueberschrift Christus, entwickelt zuerst mehr einleitend aus dem sittlichen Gewissen und dem in ihm angeregten Bewußtseyn der Sünde die Idee und Sehnsucht der Erlösung, und geht dann ein in die Verständigung über das Leben und das Werk Christi, woraus sich von selbst der Zusammenhang sowohl der Glaubens-, als der Sittenlehre des Reiches und der Gemeinschaft Christi ergibt. —

Aus demselben Geiste ist eine frühere Schrift, die wir hier nachträglich zur Anzeige bringen, hervorgegangen: über den Religionsunterricht in Volksschullehrer-Seminarien. Ein Beytrag zur Verständigung über einige für jeden Religionsunterricht wichtige Fragen von Chst. Ad. Hafert Dr. der Philosophie und Diakonus an der St. Nikolai-Kirche zu Greifswalde. Greifswalde 1832. 73 S. in 8. Der Verf., ein Schüler des seligen Dr Schleiermacher, versucht nach den dogmatischen Grundsätzen seines Lehrers klar und geschickt zu zeigen, wie der

Religionsunterricht in Schullehrerseminarien einzurichten sey. Zweck, Maasß, Methode desselben zum Unterschiede von der gelehrten theologischen Bildung werden verständig besprochen und bestimmt. Der Verf. erklärt sich mit Recht gegen dieerspaltung des Christenthums in positive und rationale Wahrheit, weil beides im Wesen desselben eins sey. Er legt ein großes Gewicht auf einen verständigen Unterricht in der Erklärung der Schrift, will aber keinesweges die systematische Construction, d. h. das innere Verständniß des Zusammenhanges der heil. Schriftlehre ausgeschlossen haben. Er verschmäht die Kunst der Katechetik nicht, er fordert sie vielmehr; der theoretische Unterricht darin wird aber beschränkt auf eine verständige Mittheilung und practische Veranschaulichung der Hauptregeln, und die spitzfindige casuistische Richtung der neueren Zeit, welche mit weitschweifiger Ausführlichkeit 'Dinge behandelt, die sich von selbst verstehen, wenn der Geist des Hauptgesetzes, der leitenden Grundidee begriffen sey,' — entschieden verworfen. Alle katechetische Theorie und Zustuhung der Volkslehrer ohne Erregung und Bildung des eigenen religiösen Lebens derselben ist eine Form ohne lebendigen Inhalt und Grund, und führt, wie die Erfahrung lehrt, zu nichts, ja zu mehr, als nichts.

Bemerkt man nun, daß die litterairische Thätigkeit auf dem Gebiete des christlichen Religionsunterrichtes für das Volk mit jedem Jahre häufiger und bedeutender wird, so soll man sich nicht wundern, daß so lange die jetzige theologische Krisis dauert, dabey mehr Verschiedenheit und Kampf als Uebereinstimmung zu Tage kommt. Eben damit es zu einer Entscheidung komme, ist es gut, daß alle Richtungen, die irgend Grund und Verstand haben, entschieden hervortreten. Nur

sehe ein jeder darnach, daß das christliche Volk nicht mehr als nöthig ist, in die zum Theil krankhafte Krisis der verschiedenen Principien und Methoden des Unterrichts hineingezogen werde und darüber das Bewußtseyn der höhern Einheit und Gemeinschaft in der Kirche verliere. Dieser Verlust wäre unerseßlich. Sonst können wir es wohl vertragen, daß z. B. Dr Theodr Knivels (Archidiaconus in Danzig) Christliches Religionsbuch für mündige Christen und die es werden wollen, auch zum Gebrauch in Lehrererseminarien und nach der Ordnung des Luther. Katechismus. Danzig 1815. 8. VIII. 240 S. sich im Princip ganz an die orthodoxe Schule anschließt, und den Lutherischen Lehrbegriff der Kirche auch im Sacrament festhält, während es in der Methode freyer ist, und auf die Bedürfnisse und Forderungen der Zeit Rücksicht nimmt. Nach der Einleitung über den Unterschied der natürlichen und geoffenbarten Religion, Glaube, Begriff der heil. Schrift, folgt der katechetische Unterricht (auf 100 Stunden vertheilt) in drey Cursen, von denen der erste von der Natur, dem natürlichen Menschen und der Sünde, dem Gesetz (Dekalog) ausgeht und zum Bedürfniß der Erlösung, des Evangeliums führt; der zweyte den christlichen Glauben, das Gnadenreich darstellt; der dritte Cursus, das Kind Gottes überschrieben, vom Gebet und den Sacramenten handelt. Die Darstellung ist einfach, klar, belebt und scharf zugleich; und das Werkchen verdient eben der scharfen lebendigen Eigenthümlichkeit wegen, womit die kirchliche Lehre aufgefaßt ist, alle Aufmerksamkeit. Rec. kann sich aber bey aller Achtung in manches Einzelne nicht finden, im Ganzen auch die Art der Vertheilung der Materien nicht billigen. Die Ueberschrift des dritten Cur-

fus das 'Kind Gottes' halten wir für falsch. Denn die Kindschafft Gottes ist mehr als Gebet und Sacrament, und ist in ihrem vollen Wesen schon im zweyten Cursus, in der Lehre vom Gnadenreich, dargestellt. Außerdem müssen wir tadeln, daß der Verf. im zweyten Cursus von der Kirche zu handeln vermag ohne die wesentlichen Elemente derselben, das Gebet des Herrn und die Saeramente; die er im dritten Cursus nachträgt. Wir mißbilligen es an sich nicht, daß der erste Cursus den Dekalog erörtert, aber gerade, wenn demselben der Schrift gemäß die rechte historische Stellung vor dem Evangelium gegeben wird, kann man bey dem dritten Gebot das christliche Kirchenjahr noch nicht abhandeln. Auch war bey der Lehre vom Gesetz darauf aufmerksam zu machen, daß dasselbe, wiewohl es dem Evangelium als verschieden davon vorangeht, im Evangelium selbst wiederkommt in verklärterer Gestalt. — Hieran knüpfen wir die kurze Anzeige einer uns so eben zugesickten besondern exegetisch historisch kritischen Untersuchung über Sinn und Gebrauch der Worte Gesetz und Evangelium in theoretischer wie in practischer Beziehung von Joh. Balth. Guth, protest. Pfarrer von Walderstein-Ehringen. Dünkelsbühl 1836. 8. Hierin wird der schwierige Gegensatz zum Behuf der practischen Behandlung so erörtert, daß als Resultat gewonnen wird: Nur wenn des Gesetzes Werke verstanden werden von den Werken äußerer Gesetzhlichkeit und Werkheiligkeit, könne man ohne Widerspruch sagen, des Gesetzes Werke seyen unnöthig zur Seligkeit, und wiederum, daß gesammte Werk Gottes zerfalle in Gesetz und Evangelium. Der Verf. hat manches Gute darüber gesagt, und den Mißverstand abzuwehren gesucht, aber wir fürchten sehr, daß

er den tieferen Grund und Zusammenhang der Paulinischen Lehre von Gesetz und die darauf beruhende protest. Kirchenlehre nicht recht begriffen hat. Der Begriff des Gesetzes ist im alten und neuen Testamente wesentlich derselbe, nur seine Stellung im religiösen Leben ist wesentlich verschieden. —

Muß man nach mancherley Erfahrungen der Zeit einräumen, daß besonders die Gymnasien einer Reformation und Neubelebung des Religionsunterrichts bedürfen, so ist jeder Versuch und Beytrag dazu willkommen. In dieser Hinsicht empfehlen wir den Männern vom Fach und von Erfahrung zur Beachtung, die Lehre und Geschichte der christlichen Kirche, ein Lehrbuch der Religion für die oberen Classen höherer Schulen von Lud. Bender. Elberfeld 1834. 8. 129 S. Darin ist Lehrsystem und Kirchengeschichte verbunden. Die Verbindung ist für den Zweck nothwendig. Aber man muß für den jetzigen Standpunct der Kirche wünschen, daß die Geschichte ideenvoller, universalhistorischer, und die Lehre gerade je mehr sie sich an den kirchlichen Lehrbegriff anschließt, apologetischer vorgetragen werde, als hier geschehen ist. L.

### G d t t i n g e n.

Bey Dieterich, 1836: *Libri Proverbiorum Abi-'Obaid Elqasimi filii Salami Elchuzami lectiones duae, octava et septima decima, quas — ex apographo codicis bibliothec. ducal. Guelpherbytan. arabice edidit, latine vertit et annotationibus instruxit Ernestus Bertheau Hamburgensis.* VIII. u. 32 S. mit 20 S. arab. Text, in Großoctav.

Diese academische Gelegenheitschrift verdient auch im weitern Kreiße bekannt zu werden. Sieht man auf die große Wichtigkeit der arabischen

Volksprüche für Geschichte sowohl als Sprache der alten Araber, und beachtet man, wie ungemain fleißig und sorgfältig diese alten Sprüche in vielen Werken berühmter arabischer Gelehrten gesammelt sind: so leidet es keinen Zweifel, daß unsere arabische Philologie, einiger rühmlichen Anfänge ungeachtet, sich noch zu wenig mit diesem Gebiete arabischer Literatur beschäftigt hat. Von Maidani's großer Sammlung sind indeß schon mehrere Stücke bekannt gemacht, woraus man die Art dieses Werks vollkommen erkennen kann: von den unter Abu-Obaid's Namen geschriebenen Werken kannte man dagegen bis jetzt noch nichts, und so wird man das oben genannte Buch schon deswegen willkommen heißen, weil es ein bis jetzt nicht untersuchtes ungedrucktes Werk nach zwey vollständig abgedruckten größern Stücken kennen lehrt. Man findet aber auch hier eine fast durchgängig zuverlässige Uebersetzung und Erklärung dieser wegen der kernigen Art arabischer Sprichwörter, der vielen Dichterstellen und der oft sehr abgerissenen historischen Erklärung des Sammlers ziemlich schweren Stücke; die gedrängten Anmerkungen geben die erfreulichsten Beweise von dem Fleiße und den Kenntnissen des Herausgebers. — Um die Anzeige dieses Buches nicht ohne Beytrag zur Vollenbung der richtigen Erklärung zu schließen, werde hier noch bemerkt, daß die Worte **وكان صاحب الجيـش قال** S. 20. des arabischen Textes nicht getrennt, sondern eng verbunden werden müssen: der auch sonst bekannte Dichter Farazdak war nicht der Heerführer, welcher die letzte Veranlassung zu dem hier erklärten Sprichworte wurde, sondern von ihm rührt nur das Sprichwort her: der Name des Heerführers aber als nicht zur Sache gehörig fehlt.



# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

114. Stück.

Den 21. Julius 1836.

---

L o n d o n.

Printed for the Oriental Translation Fund  
of Great Britain and Ireland, 1833 u. 1834.

Tuhfut-ul-Mujahideen, an historical  
work in the arabic language. Trans-  
lated into english by Lieut. M. J. Row-  
landson. XVI u. 181 S. in 8.

Diese Englische Aufschrift ist sehr undeutlich;  
nicht viel deutlicher wäre die Uebersetzung des  
Arabischen Titels 'Geschenk der Glaubenskämp-  
fer.' Das Werk enthält eine Geschichte der  
Schicksale des Islams auf der Küste Malabar  
bis zum Jahre 1583 n. Chr., in welchem der  
erste Vicekönig Philipps II. von Spanien in die  
indischen Besitzungen der Portugiesen kam. Scheikh  
Zein-eddin schrieb dieß Werk während unter der  
Portugiesischen Herrschaft der Islam auf der  
Küste Malabar in tiefen Verfall gerathen war:  
durch Beschreibung der grausamen Vertilgungs-

Kriege der Portugiesen eben so wohl wie durch eine an die Spitze des Buchs gestellte Sammlung der zum Kriege gegen die Ungläubigen ermunternden Aussprüche Muhammeds nach Koran und Sunna wollte er den Born der verzweifelnden Islamiten reizen und ihren Kriegsmuth stacheln. Abgesehen von diesem nächsten Zwecke, gibt das Werk Gelegenheit, mit den Portugiesischen Berichten die einheimischen zu vergleichen, und kann als eine nicht zu verachtende Quelle für den Geschichtsforscher jener Zeiten nützliche Dienste leisten. Ueber die Zeiten der ersten Ansiedelung von Muhammedanern in Malabar finden sich dagegen hier nur dürftige, sagenhafte Berichte: eine wahre Geschichte des Islams in Malabar fängt erst mit der Ankunft der Portugiesen an. Eingeschaltet ist S. 61 — 73 eine Skizze über die Sitten der Heiden von Malabar, auf welche man besonders aufmerksam machen muß. Gemeldet werden hier die Malabarischen Gebräuche und Einrichtungen bey Heirathen, Vererbungen und Begräbnissen: welche eben so weit von den Brahmanischen oder auch den Buddhistischen Sitten abweichen, wie sie sich den Tibetischen nähern; die in Malabar fest gegründete Herrschaft der Brahmanischen Religion hat diese ältern Volks sitten so wenig aufzuheben vermocht, daß diese vielmehr auf jene mächtig zurückgewirkt haben.

Miscellaneous Translations from Oriental Languages. Vol. II. in Octav. — Enthält

1) Genealogical catalogue of the kings of Armenia, by Prince Hubboff. Translated from the armenian into the russian language, by Lazar Kooznets. Trans-

lated from the russian into english, and compared with the original armenian manuscript, by James Glen of Astrachan. 94 Seiten. — Ein erst im Jahre 1829 geschriebenes, ziemlich unbedeutendes Werk; wichtige bis jetzt unbekannte Thatsachen können nicht in einem Werkchen enthalten seyn, welches die Armenische Geschichte durch drey Jahrtausende auszugswise verfolgt; da indeß Armenische Geschichte noch wenig allgemeiner bekannt ist, so mag dieser kurze Abriß derselben für manche Leser nicht ohne allen Nutzen seyn. Die Namen sind, da Hr Glen nur eine Aferübersetzung geben konnte, oft sehr entstellt, wie Taakeed S. 47 für den bekannten Cornelius Tacitus.

2) An Account of the siege and reduction of Chaitúr, by the Emperor Akbar. From the Akbar-Namah of Shaikh Abul-Fazl. Translated by Major David Price. 42 Seiten. — Dieß Ereigniß, in die Jahre 1567 — 1568 n. Chr. fallend, ist in der Geschichte des kriegerischen westlichen Indiens sehr wichtig geworden: die für unbesiegbar gehaltene Festung im Rag'puten-Staate Méwar oder Udipur ergab sich nach der tapfersten Gegenwehr von Seiten der Rag'puten dem persönlich sie angreifenden mächtigen Kaiser Akbar, welcher die größte Mühe hatte sie zu unterwerfen. Ueber diese ausgezeichnete Scene in der Geschichte der muhammedanischen Herrschaft in Indien hat der erste Band von Tod's Rajasthan (s. Gdt. gel. Anz. 1831. S. 1018) viele Nachrichten auch aus Indischen Quellen zusammengestellt: man kann nun damit die hier übersetzte echt muhammedanische Beschreibung im blü-

hendsten Style sammt den in sie verflochtenen Anekdoten und Wundergeschichten vergleichen.

### B i e l e f e l d.

Bey Aug. Belhagen, 1835: D. Iunii Iuvenalis Aquinatis satirarum delectus. In lectionis scholasticae academicaeque usus cum lectis tam aliorum notis quam suis edidit Dr Carolus Schmidt. 390 Seiten in gr. Octav.

Diese neue Auswahl aus Iuvenals Satyren enthält mehr als die Hälfte des vollständigen Nachlasses des Römischen Dichters, indem aus gewissen Rücksichten, welche der Herausg. weder angibt noch vertheidigt, von der ersten Satyre nur die ersten 21 Verse aufgenommen, und N<sup>o</sup> 2. 3. 6. 9. 10. 11. und 16. gänzlich ausgeschlossen sind. Das letzte Stück wurde bekanntlich schon von den ältern Grammatikern als ein in Geist und Sprache von den übrigen sehr abstechendes Gedicht dem Iuvenal abgesprochen. Ein unbekannter Freund oder vielmehr Feind soll es dem Dichter untergeschoben haben; was immer noch wahrscheinlicher ist, als die Annahme, daß es von Iuvenal zwar herrühre, aber von diesem nur flüchtig entworfen und nicht vollendet sey. Denn hiermit thut man dem großen Satyriker offenbar Unrecht; und die Freunde desselben werden gewiß das Urtheil des Hn Dr S. billigen, der durch die Entfernung dieses Gedichts sich zu der ältesten Meinung hinzuneigen scheint, welche es für schwach und verdächtig ausgibt. Wegen der Auswahl selbst wollen wir im Uebrigen mit dem Herausg. nicht rechten. Offenbar hat er in

seinem Buche das Herrlichste zusammengestellt und ausführlich zu erklären gesucht, was Juvenal, als poetischer Seneca, der Nachwelt hinterlassen hat. Unter den Sittengemälden, welche hier ausgefallen sind, befinden sich aber auch noch einige, welche mit ganz eigenthümlichen Farben und scharfen Zügen das Treiben der Gegenwart und der nächsten Vergangenheit sehr treffend darstellen; und da Juvenal, als ein anerkannt unbescholtener Mann, es überall ehrlich meint, so kann man es ihm in der That nicht übel nehmen, wenn er in der Heftigkeit seiner Stimmung und im Feuer seiner poetischen Combination, die Sachen mit dem wahren Namen nennt, den die Heuchler und Pseudo-Philosophen, wie er sie in N<sup>o</sup> 2. schildert, sorgfältig vermeiden. Die Schilderungen des Römischen Sittenverderbnisses und der Unbequemlichkeit des Stadtlebens, sowie auch der weiblichen Ausschweifungen, der einädischen Laster, der unsinnigen Gebete und Wünsche und Fressereyen der Römer haben, ungeachtet ihres vielleicht übertriebenen sinnlichen Farbenglanzes und ihrer zu gedehnten rhetorischen Ethik, doch zugleich die herrlichsten Partien im Einzelnen aufzuweisen, wo der künstlerische Sinn des Dichters sich stets auf der rechten Linie zu erhalten, und durch die scharfsinnigste Diction das Interesse immer wieder von Neuem zu beleben weiß.

Der Grund, warum der Herausg. die 4te u. 5te Satyre erst nach der 15ten hat drucken lassen, ist nicht recht einleuchtend. In dem Commentare zu der 4ten Satyre hat er freylich eine Stelle aus Francke's Schrift abdrucken lassen, worin angedeutet wird, daß das 4te Gedicht nach dem ersten geschrieben sey, weil es den Crispian

nus wiederum durchzieht, der weiter nirgends als in 1, 26. vorkommt. Da nun N<sup>o</sup> 1. als Vorrede oder Einleitung zu dem ganzen Werke, welches die Alten in 5 Bücher zerlegten, zuletzt geschrieben ist, so folgt daraus, daß das Gedicht, welches den Crispinus noch einmal angreift, später als die erste Ausgabe der Satyren entstanden seyn muß. Aber Francke wollte daraus nur beweisen, daß der Anfang des 4ten Gedichts späterhin von Juvenal umgearbeitet seyn müsse. Und nichts anderes läßt sich auch in der That daraus abnehmen. Ferner ist für die Versetzung der 5ten Satyre an das Ende des Ganzen kein Wort vom Herausg. gesagt worden, als wenn die Sache sich von selbst verstände, oder als wenn nichts darauf ankäme, in welcher Reihenfolge man die einzelnen Satyren drucken lasse.

Dem Ganzen ist die bekannte Biographie Juvenals von Sueton oder Probus vorangeschickt und mit einigen Notizen über die angebliche Verbannung des Satyrikers, welche Francke neulich für erdichtet ausgegeben hat, versehen worden: die Schlußworte über Juvenals Rückkehr nach Rom werden von dem Herausg. für eine Erfindung der Grammatiker gehalten und daher von der genannten Biographie getrennt. Es ist schwer, solchen Ansichten, wenn sie nicht mit durchgreifender Schärfe der Argumentation vorgetragen werden, beyzustimmen. So lange man namentlich die wahre Veranlassung einer angeblichen historischen Unwahrheit nicht klar darlegen, und aus den Zeitumständen sowohl als auch aus geradezu widersprechenden Nachrichten, die glaubwürdiger sind, überzeugend entwickeln kann, wird das positive Zeugniß selbst eines verhältnißmäßig späten Schriftstellers immer mehr gelten müssen,

als jede neuere Hypothese. Juvenals Verbannung nach Ober-Aegypten, unter dem Vorwande, dort die Präfectur einer Cohorte zu übernehmen, soll z. B. von dem alten Biographen nach Sat. 15, 44 — 48 erdichtet worden seyn, wo der Dichter selbst seine Anwesenheit in Aegypten bezeugt, ohne jedoch auf die Verbannung nur im entferntesten hinzudeuten — offenbar, weil er in frühern Jahren, ehe er mit seinen poetischen Versuchen hervorgetreten war, Aegypten besucht hatte; denn nach dem Exile, welches in sein hohes Alter fällt, hat er nichts mehr geschrieben, indem er entweder noch in Aegypten oder gleich nach seiner Rückkehr in Rom starb. Da nun obige Stelle auf keine Weise Juvenals Exil andeuten kann, und da es auch Niemanden einfallen wird, sie auf dasselbe zu beziehen, so ist es in der That sehr lächerlich, sie als Veranlassung zu der frühen Annahme eines Exils für unecht zu erklären, um so das Exil aus dem Leben Juvenals streichen zu können. Aber die Verbannung selbst steht durch die sichere Ueberlieferung der Scholiasten fest, von denen man nicht nachweisen kann, daß sie irgend einen Grund gehabt hätten, dieselbe zu erdichten, zumal da die Veranlassung dazu in den bekannten Versen 7, 90. ff. gelegen haben soll, die indeß der Thatsache nur als Vorwand dienen konnten, indem jene gewiß nicht durch einzelne zweydeutige Anspielungen, auf die man gern ein so wichtiges Ereigniß zurückführen möchte, sondern vielmehr durch die ganze Richtung der Juvenalischen Satire veranlaßt worden ist, wodurch sich die mächtigen Günstlinge des Römischen Hofes vielfach verletzt fühlen mußten.

Uebrigens enthält der ausführliche exegetische Commentar, womit der Herausg. vorliegendes Buch ausgestattet hat, manche gute und treffende Bemerkung, welcher man die gebührende Anerkennung um so weniger versagen muß, da die Auslegung des Juvenal im Ganzen wie im Einzelnen noch mancher Erweiterung und Berichtigung bedarf, so ernstlich sich auch die neuesten Bearbeiter, jeder in seiner Art, angestrengt haben. Unter den Text hat Hr Dr. S. eine zweckmäßige Auswahl aus den von Cramer herausgegebenen Scholien setzen lassen, welche für das richtige Verständniß der sehr häufigen und oft sehr versteckten Anspielungen durchaus unentbehrlich sind, und sicherere und befriedigendere Aufschlüsse über das Einzelne geben, als ein neuerer Ausleger selbst mit der größten Belesenheit und Urtheilskraft je geben kann. Manches in der sehr verschiedenartigen Scholiensammlung scheint noch aus Juvenals Zeitalter selbst oder aus der unmittelbar darauf folgenden Periode zu stammen, und erhält dadurch schon einen unerseßlichen Werth für uns Spätlinge. Dem neuen Herausg. scheint es bey seiner erweiterten Erklärung mitunter an Hülfsmitteln gefehlt zu haben. So klagt er z. B. S. 149 bey der Wiederholung einer Stelle aus Statius, welche ein anderer Erklärer ungenau angeführt hat, daß es ihm unmöglich sey, die Stelle genauer anzugeben, da er in der sonst berühmten Stadt Bielefeld kein Exemplar des Statius habe finden können. Die Stelle steht Theb. 5, 386.

G. H. B.

---



G ö t t i n g e r  
 gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
 der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

115. Stück.

Den 23. Julius 1836.

G ö t t i n g e n.

Die Königliche Societät der Wissenschaften hatte für den Julius d. J. folgende öconomische Preisfrage aufgegeben:

‘Welchen Einfluß hat der gebrannte Thon bey seiner Anwendung zur Verbesserung der Aecker; wie ist seine Wirksamkeit zu erklären; und auf welche Weise und unter welchen Verhältnissen macht man davon den vortheilhaftesten Gebrauch?’

Zur Beantwortung war nur eine Schrift eingegangen, mit dem Motto:

‘Prüfe Alles und das Beste behalte.’

Nach Anleitung der Aufgabe hat der Verfasser seine Arbeit in drey Hauptabschnitte getheilt. In dem ersten wird von ihm der Einfluß des gebrannten Thons bey seiner Anwendung zur Verbesserung der Aecker betrachtet. Der Verf. gibt an, was man in öconomischer Hinsicht unter Thon zu verstehen habe, und handelt darauf

von der Mannigfaltigkeit der Thonarten; faßt aber hierbey das Wesen des Thons und seine Modificationen nicht nach dem jetzigen Zustande unserer Kenntnisse von seiner Natur gehörig auf, daher es den nachfolgenden Untersuchungen an einer sicheren, wissenschaftlichen Grundlage fehlt. Nur ganz im Allgemeinen wird davon geredet, wie man es zu beurtheilen habe, auf welchen Aeckern der gebrannte Thon angewandt werden könne; worauf dann die erfahrungsmäßigen Einwirkungen des gebrannten Thons auf verschiedene Bodenarten mitgetheilt werden. Eine möglichst vollständige Zusammenstellung der bekanntesten Erfahrungen wird hier vermißt, indem der Verf. nur von dem in Eibland gebräuchlichen, sogenannten Rüttisbrennen, dem Rasenbrennen der Engländer, der Anwendung des Schuttes von Brandstellen redet, und am Ende im Allgemeinen, ohne genauere Nachweisungen angibt, daß man in Norddeutschland in neuerer Zeit versucht habe, das Brennen des Thons zur Verbesserung der Aecker anzuwenden.

Da der Verfasser der befriedigenden Beantwortung des ersten Theils der Frage nicht völlig gewachsen war, so konnte es ihm auch nicht wohl gelingen, den zweyten, ungleich schwierigeren Theil der Aufgabe genügend zu lösen. Wenn es bey jenem nur auf eine gute Darstellung schon vorhandener Thatsachen ankam, so erforderte dieser dagegen eigene Untersuchungen; eine Beleuchtung der bereits versuchten Erklärungen über die Wirksamkeit des gebrannten Thons, und die Anstellung neuer Versuche, um das was in jener Hinsicht noch nicht ausgemacht ist, völlig aufzuhellen. Der Verf. setzt die Eigenschaften auseinander, welche die einzelnen Bestandtheile des Thons im ungebrannten Zustande

besitzen; zeigt darauf, wie diese Eigenschaften durch die Einwirkung des Feuers abgeändert werden, und sucht auf diese Weise zu einer Erklärung der Wirksamkeit des gebrannten Thons zu gelangen. Die vorzüglichste Wirkung desselben besteht nach seiner Meinung nicht in der Zuführung von Nahrungstheilen, also nicht in seiner directen Düngkraft, sondern vielmehr in der Aufschließung der im Boden im unauflösliehen Zustande befindlichen Nahrungstoffe. Eigene Versuche zur Begründung dieser Ansicht werden vermisst, und eben so wenig ist angegeben, was bereits von mehreren Agronomen zur Aufklärung dieses Gegenstandes geschehen.

Im dritten Abschnitte wird von der zweckmäßigsten Art den Thon zu brennen und den Bedingungen gehandelt, unter welchen der gebrannte Thon am vortheilhaftesten angewandt werden kann. Wenn das Ackerland ein fester thoniger Boden, oder auch nur ein Lehmboden mit ziemlicher Bindung ist, so rath der Verf. unbedingt, das Brennen unmittelbar auf dem Lande vorzunehmen, und das zu brennende Material in der Ackererde selbst bestehen zu lassen. Vor oder unmittelbar nach dem Brennen müsse eine Mistdüngung erfolgen. Am besten sey es vor dem Brennen zu düngen, wobey aber die größte Vorsicht angewendet werden müsse, um die Erdoberfläche über dem Feuer immer geschlossen zu halten. Der Verf. führt nicht an, daß dieß letztere Verfahren, welches in mehrerer Hinsicht etwas bedenklich erscheint, bey Versuchen sich bewährt habe. Bey lockeren Bodenarten, welche das Brennen des Ackers nicht gestatten, müsse der Thon in besonderen Oefen, z. B. in Kalköfen, gebrannt, und wo möglich im warmen Zustande pulverisirt, und sofort auf den Acker

gestreut werden, der zuvor mit einer Mißbilligung zu versehen sey.

Wenn nun gleich nicht zu verkennen, daß der Verfasser vielen Fleiß auf die Ausarbeitung seiner Abhandlung verwandt hat, so entspricht diese doch den Erwartungen der Königlichen Societät nicht in dem Grade, daß ihr der Preis zuerkannt werden konnte; daher beschlossen worden, obige Aufgabe für einen späteren Termin zu erneuern.

Folgende öconomische Preisfragen sind für die nächsten Termine bestimmt:

Für den November d. J.:

Der günstige Einfluß des durch Verwitterung des Basaltes und einiger anderer ihm nahe verwandter Gesteine gebildeten Bodens auf viele Gewächse ist zwar im Allgemeinen bekannt; aber noch nicht genügend sind seine physicalischen und chemischen Beschaffenheiten untersucht, und seine Einwirkungen auf die Vegetation nachgewiesen und erklärt. Die Königl. Societät verlangt daher:

‘Eine gründliche Prüfung der physicalischen und chemischen Eigenschaften des Basaltischen Bodens, nebst einer Erörterung seines Einflusses auf die Vegetation überhaupt, und die Culturgewächse insbesondere.’

Für den Julius 1837:

In einigen Gegenden Frankreichs und zumal in England wird bekanntlich die Knochendüngung schon seit langer Zeit mit großem Vortheil angewandt. In mehreren deutschen Ländern, und

auch in den hiesigen Gegenden hat man neuerlich die Benutzung der Knochen zur Düngung versucht, wobey sich abweichende, zum Theil sehr ungünstige Resultate ergeben haben. Die in Großbritannien gemachten Erfahrungen lehren ebenfalls, daß die Knochendüngung nicht auf jedem Boden und bey jeder Culturpflanze gleiche Wirkung äußert; auch ist dabey ohne Zweifel die verschiedene Art der Anwendung von Einfluß. Da es nun sehr wünschenswerth erscheinen muß, sichere Aufschlüsse über diesen, für die Landwirthschaft wichtigen Gegenstand zu erlangen und zu verbreiten, um dadurch wo möglich dahin zu wirken, daß obiges Düngemittel, welches von Norddeutschland in großer Menge nach England ausgeführt wird, dem vaterländischen Boden mehr als bisher zu Gute komme, so verlangt die Königl. Societät eine, auf möglichst vollständige Sammlung der bisherigen, in verschiedenen Ländern und Gegenden gemachten Erfahrungen, und auf genaue Versuche gegründete Beantwortung der Frage:

‘Unter welchen Umständen, zumal bey welchen Boden- und Fruchtarten, ist die Knochendüngung mit Vortheil anzuwenden, und welches Verfahren hat sich dabey als das vorzüglichste bewährt?’

Für den November 1837:

Wenn gleich in einigen Gegenden des Königreichs Hannover der Hansbau in größerer Ausdehnung getrieben wird,

so ist doch dieser Culturzweig im Ganzen zu wenig berücksichtigt, und noch sehr weit davon entfernt; das Bedürfnis des Landes befriedigen zu können. Auch ist man da, wo der Hanfbau im Hannoverschen Statt findet, so wohl hinsichtlich der Cultur der Pflanze, als auch in den der Ernte nachfolgenden Zubereitungsarbeiten im Vergleich mit einigen anderen Ländern, z. B. mit Flandern, dem südwestlichen Deutschland, dem Elsaß, zurück. Um nun die Aufmerksamkeit auf jenen nützlichen Culturzweig mehr zu lenken, verlangt die Kön. Societät:

‘Eine gründliche Untersuchung, auf welche Weise der Hanfbau im Königreiche Hannover mit Nutzen zu erweitern, und unter Berücksichtigung der in anderen Ländern üblichen Verfahrungsarten, wesentlich zu verbessern seyn dürfte.’

Für den Julius 1838 ist folgende Preisfrage von neuem aufgegeben:

‘Welchen Einfluß hat der gebrannte Thon bey seiner Anwendung zur Verbesserung der Aecker; wie ist seine Wirksamkeit zu erklären; und auf welche Weise und unter welchen Verhältnissen macht man davon den vortheilhaftesten Gebrauch.’

\* \* \*

Der gewöhnliche Preis für die beste Lösung jeder der vorstehenden öconomischen Aufgaben, be-

trägt zwölf Ducaten, und der äußerste Termin, bis zu welchem die zur Concurrnz zulässigen Schriften bey der Kön. Societät postfrey eingesandt seyn müssen, ist für die auf den Julius ausgesetzten Preisfragen der Ausgang des Mayes, so wie hinsichtlich der für den November aufgegebenen, das Ende des Septembers.

### Paris.

Ordonnances des Rois de France de la troisième race, recueillies par ordre chronologique, dix neuvième volume, contenant les ordonnances rendues depuis le mois de Mars 1482 jusqu'au mois d'Avril 1486 par M. le Marquis de Pastoret, membre de l'Institut etc. LXVIII und 842 Seiten in Fol. 1835.

Der vorliegende neunzehnte Band dieser großen Sammlung, den wir dem unermüdeten Fleiße des Herrn Marquis Pastoret allein verdanken, umfaßt, wie aus dem Titel erhellt, nur einen Zeitraum von etwas über vier Jahren, das letzte Jahr der Regierung von Ludwig XI. und die ersten drey Jahre seines Nachfolgers Carl VIII. Die Einrichtung ist ganz dieselbe wie bey den früheren Bänden (s. Gött. gel. Anz. 1825. St. 87). Die Preface enthält eine Untersuchung über die Geseze und Verwaltung der Staatseinkünfte und Abgaben in Gallien unter der Herrschaft der Römer, und der fränkischen Monarchie unter den beiden ersten Rassen der französischen Könige,

den Merovingern, und den Carolingern von dem Herausgeber. Die Vorreden der vier vorhergehenden Bände enthielten bekanntlich die Geschichte des Französischen Abgabendwesens seit Hugo Capet bis auf Carl VIII., so daß durch die vorliegende Arbeit nun die Untersuchung bis auf den bemerkten Zeitpunkt vervollständigt ist. Sie zerfällt von selbst in die beiden Abschnitte unter den Römern und den Franken. Wer die großen Schwierigkeiten dieses Gegenstandes kennt, wird dem gelehrten Verfasser den lebhaftesten Dank für seine Arbeit zollen, die eines Auszuges nicht wohl fähig ist. Beygefligt sind dem Bande am Ende 1. eine Table Chronologique des Ordonnances. 2. Eine Table des matières, wodurch das Auffinden erleichtert ist.

Zugleich bemerken wir, daß auch von dem großen Werke der Histoire littéraire de la France Vol. XVIII. auf XLIX und 850 Seiten in Octav uns zugekommen ist (s. Göt. gel. Anz. 1817. St. 201). Er enthält die Fortsetzung des 13ten Jahrhunderts, beginnt mit Etienne de Nemours, Evêque de Nojen, und endigt mit le Pretre Hermann. Daß auch dieser Band, besonders für die Geschichte der ältern Französischen Poesie sehr lehrreich ist, ergibt schon die Bestimmung des Zeitraums den er umfaßt.

Sh.



G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

116. Stück.

D e n 23. J u l i u s 1 8 3 6.

---

S t. P e t e r s b u r g.

Von dort erhalten wir (durch Zufall verspätet) Bericht an S. M. den Kaiser über das Ministerium des öffentlichen Unterrichts für das Jahr 1834. 80 S. in 4. Dieser von S. E. dem Minister von Uwarow bereits im verflossenen Jahre abgestattete Bericht kam uns erst jetzt zu Händen. Wenn die Unterrichtsanstalten in dem größten Reich der Erde schon an und für sich zu den interessantesten Gegenständen gehören, so ist dieses doch noch in einem höhern Grade der Fall, wenn sie nicht nur im Wachsthum begriffen sind, sondern wenn auch der Monarch selber sie seiner persönlichen Aufsicht und selbst seines Besuches würdigt, wie wir hier die Beweise davon lesen. Wir theilen aus diesem Bericht dasjenige mit, was auch für deutsche Leser passend seyn wird. Der Bericht gibt zuerst Nachricht von den allgemeinen Verfügungen des Jahrs 1834.

Es wird darin berichtet, daß der Besuch der Vorlesungen auf den Universitäten auch den Beamten, unter Beobachtung der vorgeschriebenen Formen, gestattet ist. Ferner Vorschriften über die strenge Wahl der Schuldirectoren, von denen die Blüthe der Institute, denen sie vorstehen, hauptsächlich abhängt. Zu den wichtigsten Einrichtungen gehört, daß auch die Vorsteher von Pensionen, und selbst Hauslehrer und Lehrerinnen, unter Inspection gesetzt sind; aber auch ein Unterstützungsfonds für sie errichtet ist. Wer es weiß wie groß sonst die damit verbundenen Mißbräuche waren, da nicht selten Abenteuerer mancher Art des Privat-Unterrichts sich bemächtigten, wird das Bedürfniß einer solchen Aufsicht in Rußland sehr begreiflich finden. Bestimmungen über die Auszahlung von Pensionen, auch an die Religionslehrer aller christlichen Confessionen. Die andern allgemeinen Verfügungen haben nur locales Interesse.

Die speciellen Verfügungen sind nach den Lehrbezirken der Universitäten, welchen die Aufsicht darüber gegeben ist, geordnet. Die Lehranstalten selbst zerfallen in die Universitäten, die Gymnasien, die Kreisschulen, und die Pfarrschulen.

I. St. Petersburger Lehrbezirk. Auf der Universität daselbst befanden sich im Jahre 1834 angestellte Beamte und Lehrer 52, und 230 Studierende. Der Lehrbezirk umfaßt 6 Gouvernements mit 8 Gymnasien, 49 Kreisschulen, und 76 Pfarrschulen. Außerdem 76 Privatpensionen. Die Bibliothek der Universität war 21,751 Bände stark, nebst mehreren Sammlungen und Apparaten. In den Gymnasien ward auf Verlaufs

gen der Eltern den Zöglingen die nicht studieren wollten die Erlernung des Lateins erlassen, aber unter der Bedingung dafür desto mehr Fleiß auf die Erlernung neuerer Sprachen zu wenden. In Peterssburg selbst bestanden drey Gymnasien, zu denen noch ein viertes, das Lavinsche, gekommen ist. In mehreren Gouvernements, wie in Nowgorod und Wologda, gründet der Adel Pensionen bey den Gymnasien; über jedes derselben wird Bericht abgestattet.

II. Moskauer Lehrbezirk. Auf der Universität, der ältesten in Rußland, befinden sich 168 angestellte Beamte und Lehrer und 456 Studierende. Der Lehrbezirk umfaßt 9 Gouvernements mit 1 Lyceum, 8 Gymnasien, 75 Kreis- und 152 Pfarrschulen. Der Minister besuchte im October die Universität; außer dem Besuch der Vorlesungen der Professoren wurden mehrere Tage Prüfungen der Studierenden angestellt, und Bericht darüber an S. M. erstattet. Die Universitäts-Bibliothek ist 48,881 Bände stark. Auch hier mehrere Sammlungen für Naturgeschichte zc., zu deren Vermehrungen die nöthigen Gelder bewilligt werden. Zuletzt werden immer die Veränderungen im Lehrer-Personal und die gemachten Schenkungen angegeben. Zu der Aufsicht über die Sittlichkeit ward ein eigener Inspector mit fünf Gehülfen ernannt. Das Moskauer Gouvernements-Gymnasium ward von S. M. dem Kaiser mit einem höchst eigenem Besuche beglückt. Privat-Pensionen sind in Moskau 24, wovon 10 für Knaben und 14 für Mädchen. Die Demidowsche Lehranstalt ward zu einem Lyceum umgeformt, mit 17 Lehrern und Beamten und 80 Schülern. Dieses, so wie das Gym-

nasium zu Kostroma wurden gleichfalls von dem Kaiser selbst besucht, Examen angestellt, und ein Bauerknabe, der außerordentliche Anlagen zur Mathematik zeigte, sofort in Pension gesetzt. Solche Dinge müssen bemerkt werden; eines Commentars bedürfen sie nicht.

III. Charkow'scher Lehrbezirk. Die Universität hat 54 angestellte Beamte und Lehrer und 389 Studierende. Der Lehrbezirk umfaßt 8 Gouvernements mit 7 Gymnasien, 81 Kreißschulen, und 98 Pfarrschulen. Die Universitäts-Bibliothek enthält 24,210 Bände. Das Gymnasium zu Drel ward von S. M. persönlich besucht. Bey demselben ist eine adlige Pension.

IV. Kasan'scher Lehrbezirk. Die Universität zu Kasan zählt 70 angestellte Beamte und Lehrer mit 238 Studenten. Der Lehrbezirk umfaßt 9 Gouvernements, mit 9 Gymnasien, 1 Armenische Schule, 60 Kreiß- und 62 Pfarrschulen. Mit dem ersten Gymnasium ist eine Lehranstalt für orientalische Sprachen, die Persische, Türkische, Arabische und Mongolische verbunden. Die Universitäts-Bibliothek besitzt 28,502 Bände, nebst 241 Handschriften.

V. Dorpat'scher Lehrbezirk. Die Universität zu Dorpat hat 58 angestellte Beamte und Lehrer, und 524 Studenten. Der Lehrbezirk umfaßt drey Gouvernements mit 4 Gymnasien, 24 Kreiß- und 60 Pfarrschulen. Die Universitäts-Bibliothek hat gegen 59000 Bände, nebst mehreren andern Sammlungen. Sie besitzt ein eigenes Professor-Institut, in dem junge Männer zu künftigen öffentlichen Lehrern gebildet wer-

den. Vor allen andern zeichnete sich diese Universität durch ihre literarische Thätigkeit aus.

Zu diesen ältern Universitäten kommt noch die neu errichtete in Kiew, und für Finnland die von Ubo nach dem großen Brande daselbst 1829 nach Helsingfors verlegte. Gründer des ganzen jetzigen Systems des öffentlichen Unterrichts in Rußland war bekanntlich im Jahre 1803 Kaiser Alexander der Erste. Auf dem von ihm gelegten Grunde baut der jetzige Beherrscher des unermesslichen Reichs fort; mit welcher Kraft und mit welchem Erfolge zeigt die obige Uebersicht; denn nicht Umstürzen, sondern Erhalten und Verbessern ist Sein Zweck.

Sn.

### N a u p l i a.

E lithographia Regia, typis C. A. Rhal-  
lis. Inscriptiones Graecae ineditae. Colle-  
git edidit Ludovicus Rossius, Holsa-  
tus Phil. D. Aa. Ll. M. antiquitt. regni  
Graeciae conservandis colligendisque praef.  
Fasciculus I. Insunt inscriptiones Arcadicae,  
Laconicae, Argivae, Corinthiae, Megaricae,  
Phocicae. III und 38 S. in 4. nebst 8 Tafeln  
in Steindruck.

Wir begrüßen diesen Erstling der gelehrten  
Literatur aus dem neuen Königreich Griechen-  
land, wie der Herausg. sein Werkchen selbst in  
der Zueignung an den König der Griechen nennt,  
mit um so lebhafterer Freude, je größer die  
Schwierigkeiten waren, die überwunden werden  
mußten, ehe er ans Licht treten konnte. Man  
kann sich leicht denken, wie schwer alle literari-

ſchen Arbeiten, die über die Aufzeichnung von Beobachtungen hinausgehen, welche an den Denkmälern ſelbſt gemacht werden, in einem Lande auszuführen ſind, daß noch zu viel damit zu thun hat, ſich die Bedingungen ſeiner politiſchen Exiſtenz zu ſichern, um für Bibliotheken u. dgl. ſorgen zu können. Die Koſten der Bekanntmachung hatte die Regierung übernommen, und die aus der Königl. Lithographie zu Nauplia hervorgegangenen Steindrücke der Inſchriften laſſen an Deutlichkeit und Sorgfalt der Arbeit kaum etwas zu wünſchen übrig. Weniger geſällig iſt die typographiſche Ausſtattung, die die Königl. Druckerey nicht übernehmen konnte, da ihre Preſſen in der ganzen Zeit, wie der Verſ. ſagt, mit dem Druck von Geſetzen und Verordnungen überhäuft waren.

Die Sammlung von Inſchriften, wovon das erſte Heft vor uns liegt, enthält nur unedierte Denkmäler, oder doch ſolche, die biſher nicht in ſo genauen Copien bekannt gemacht worden waren. Sie würde viel reicher ſeyn können, wenn nicht Hr Dr Roß ſo viele neuerlich gefundene und von ihm copierte Steiſchriften für Böckh's Corpus Inſcriptionum Graecarum, andere für Schorn's Kunſtblatt mitgetheilt hätte, die hier nicht von neuem erſcheinen ſollen; auch haben gewiß noch Andere, wie der Unterz., Anlaß die zuvorkommende Liberalität dieſes trefflichen Gelehrten zu preiſen, den ein gutes Geſchick an dieſen Platz geführt hat, um Schätze gemein zu machen; die wohl manche Andere nur gehütet und vor fremden Augen bewahrt wiſſen wollen.

Die Inſchriften, die zuerſt aus Arkadien gegeben werden (n. 1 — 12), ſind freylich ziem-

lich jung, mit Ausnahme einer von Tegea, die drey Gottheiten nennt und darunter den Poseidon ΠΟΣΙΔΑΑΝ in recht alten Zügen. Doch lernt man auch aus den andern, daß zu Tegea (wie Böckh vermuthet hatte) die Priesterinnen der Athena = Alea, zu Mantinea die Priester des Poseidon = Hippios, gerade so wie die Priesterinnen der Hera zu Argos, zu Zeitangaben dienten. Die Inschriften im Corp. Inscr. 1536, 1537, aus Megalopolis, erscheinen hier in besseren Abschriften, doch bleibt die erstere immer noch ein dunkles Fragment, worin man jetzt indes einige Beziehungen auf Opfer bestimmter wahrnimmt.

Die Inschriften aus Lakonika (n. 13 — 53) gehören in der Regel der Römischen Zeit an, und auch diese sind lange nicht mehr so zahlreich, als sie es in den Zeiten der Reisen von Fourmont waren. Zum Theil wohl deswegen, weil eben dieser Fourmont, der in der Zeit der höchsten literarischen Bildung, der feinsten Cultur der Franzosen Griechenland bereiste, die von ihm gefundenen und copierten Denkmäler zum großen Theil mit barbarischer Zerstörungslust vernichtet hat. Fourmont rühmt sich dieser Zerstörungen selber in seinen Berichten; er hätte verdient dafür gestäupt zu werden; aber man hielt es vielleicht damals für eine leere Prahlerey; die traurige Wahrheit kommt indes dadurch an den Tag, daß sich namentlich eine Steinschrift findet (Corp. Inscr. n. 35, bey Noß 47), die Fourmont gekannt hat und deren Buchstaben, mit Ausnahme des Wortes *Εὐχρησίδα* mit einem scharfen Werkzeug künstlich zerstört sind — gewiß in der Absicht, damit Niemand nach ihm

Kommen und das Lesen sollte, was seine Unwissenheit nicht zu enträthseln vermochte. Wir haben aus den neuen Auffindungen des Herausg. die metrische Inschrift einer Herme aus Sparta hervor, die den Kopf eines gewissen Damokrates getragen haben muß, der sich als Ephebe in den Gymnasien auszeichnete, und darum von seinen Synepheben oder Genossen in der gymnastischen Erziehung geehrt wird. Diese Synepheben sagen in den nicht ungeschickten Versen, die vorn an der Herme standen, daß sie den Damokrates als einen neuen Hermes bey ihrer Ringschule aufstellten, sie die unbefiegliehen, kräftigen Synepheben, die des Hermes, des Vorstehers der Gymnasien, sich doppelt erfreuten durch Philumenos Weisheit, der ein besserer Vorsteher gymnastischer Uebungen sey als Andere.

*Συνέφηβοι Δαμοκράτους.*

*Δαμοκράτη, νέον Ἑρμείαν, υἱὸν Διοκλῆος,  
ἀμφὶ παλαιστραῖσιν στήσαμεν ἡμετέραις,  
παῖδες ἀνίκατοι, σθεναροὶ, κρατεροὶ συνέφηβοι,  
Ἑρμάωνι δεῶ πλεῖον ἀγαλλόμενοι  
βουλαῖσιν πινυτοῖο Φιλουμένου, ὃς πλεόν  
ἄλλων*

*ἔστιν ἐπιστατέων γυμνασῖαις πρότανις.*

Unter den Argivischen Inschriften (n. 54 — 59) ist eine neue Copie des schon im Corpus Inscr. n. 17 publicierten alterthümlichen Denkmals, die zwar nur um wenige Zeichen vollständiger ist, als die früher vorhandene Abschrift, aber dabey so genau und sorgfältig gemacht, daß man erst dadurch eine vollkommen klare Vorstellung von dem Ganzen bekommt. Indem wir sie hler mit gewöhnlichen Buchstaben wiedergeben, müssen wir bemerken, daß auf



dem Stein das O einen Punct in der Mitte, das Θ ein Kreuz, das Λ diese Gestalt †, das Δ diese D hat, und zwischen den Zeilen doppelte Linien eine nicht ungefällige Absonderung bilden.

. . OONANEΘEKE  
 τεNTEAΙΣΧΤΑΛΟΣ  
 ΘΙΟΠΟΣΤΟΙΣΔΑΜ  
 ΟΣΙΟΙΣΕΝΑΕΘΛΟ  
 ΙΣ : ΤΕΤΡΑΚΙΤΕσ  
 ΠΑΔΙΟΝΝΙΚΕΚΑι  
 ΔΙΣΤΟΝΟΠΑΙΤΑν

Ergänzt sind hierbey nur die wenigen Buchstaben, die mit kleiner Schrift bezeichnet sind, und die Form der Inschrift ergibt, daß man auch nicht einen einzigen über diese Zahl hinzufügen darf. Sonst ist nur in Z. 3 der letzte Buchstabe vervollständigt, und in Z. 2 ein † und + vertauscht, denn eigentlich steht ΙΣΑΤΧΑΟ in der Roffischen Copie. Der erste Buchstabe ist ein leerer Kreis und kann ein O, Θ, Φ gewesen seyn. Hieraus ergibt sich folgende Lesung:

. . . . . θων ανέθηκε τήντεα.

Ἰσχυλλος Θίοπος τοῖς δαμοσίοις ἐν ἀέθλοις  
 Τετράκι τε σπάδιον νίκη καὶ δις τὸν ὀπλίταν.

‘Der und der (aller Wahrscheinlichkeit nach Ischylos, Theops Sohn, selbst) hat . . . . . die Rüstung geweiht. (Dann in Versen) Ischylos, Theops Sohn, siegte in den öffentlichen Spielen (von Argos nämlich) viermal im Stadion und zweymal im Hopliten-Lauf.’ Ueber die sprachlichen Formen ist nur zu bemerken, daß der Name Ischylos auch sonst, namentlich auf einer Base von Volci, vorkommt und Θίοψ streng Dorische Form für Θεόψ ist. Σπάδιον für στάδιον

ist nicht bloß Aeolisch, wie in den Grammatiken meist angeführt wird, sondern auch Dorisch, nach Gregor. Korinth., und namentlich Kretisch, nach dem Joannes Grammat. Neben diesem starken Dorismus kann die echt Dorische Contraction *νίχη* aus *ἐνίκηε* gar nicht befremden. Wer kann überhaupt die Gränzen angeben, wie weit der Local-Dialect in diesen Epigrammen auf Weihgeschenke u. dergl. angewandt werden durfte. Derselbe Dorismus ist auch bey der Ergänzung von Z. 2 in der Krasis *τῆν τεα* für *τὰ ἐν τεα* angenommen worden. Uebrigens wird bey dieser Herstellung vorausgesetzt, daß über der ersten Zeile der Copie noch mehrere andere gestanden, was auch nach der Art, wie das Denkmal in der gegebenen Abbildung Taf. V. n. 55 erscheint, sehr wohl angeht. Die Weihung wird in Prosa angegeben, das Gedächtniß der Siege in Versen gefeyert; auffallend ist nur, daß dazwischen gar keine Interpunction, die doch sonst in der Inschrift vorkommt, zu entdecken ist.

Der Herausgeber des großen Corpus Inscriptionum der Berliner Academie hatte von dieser interessanten Inschrift nur eine Fourmontsche Copie, in der zwar nur wenige Buchstaben fehlen oder verfälscht sind, aber durch falsche Unterstellung die Gestalt der Inschrift so unkenntlich gemacht ist, daß es schien, als müßte viel mehr fehlen. Daher Böckh sich nur auf die Herstellung einzelner Worte eingelassen hat. Dagegen hat kürzlich G. Hermann in einem Programm der Leipziger Universität vom 5. März 1835 dieselbe Inschrift zum Gegenstande einer ausführlichen Erörterung gemacht, und dabey die Copie in Rose's Inscrip. vetustiss. p. 81 zum

Grunde gelegt, weil sie aliquanto fidelius expressa scheine, als die Böckhsche. Dem Refs scheint dieß zweifelhaft; übrigens ist auch die Rose'sche nur eine Abschrift aus Fourmont's Papiere, und leistete also auch nur geringen Vor- schub. Ohne nun die weitere gelehrte Discus- sion des Programms hier im Auszuge mitthei- len zu können, geben wir nur die Herstellung an, wozu sie den Weg bahnen sollte:

Ἰπποκόων ἀνέθηκε τὰδ' ἔντεα, ἰσχυρὴ λώβης  
χωρὶς ἐν ἡδέοις τοῖς δαμοσίοις ἐν ἕδλοῖς  
τετράκι τῆκ πάντων νικῆ κάρτιστος ὄπλιτας.

Hierin ist *δαμοσίοις* richtig, und zwar zuerst von Seidler, hergestellt; in wiefern das An- dere getroffen ist, entscheidet die neue genauere Copie. Jedoch durften auch schon vor deren Be- kanntmachung, wenn einmal *δαμοσίοις* als rich- tig anerkannt war, nicht so viel Worte zwischen *ἰσχυρὴ* und *τοῖς δαμοσίοις* eingeschoben werden. Noch ist zu erwähnen, daß der Herausgeber die- ser Sammlung, Herr Dr Rosß, *δις τον ὄπλι- ταν* erkannt, das Uebrige aber unentziffert ge- lassen hat.

Nach einigen nicht bedeutenden Fragmenten aus Corinth und Megaris (n. 60 — 66) folgt der an wichtigen Denkmälern viel reichere Abschnitt der Phokischen Inschriften (n. 67 — 86). Wir heben hervor ein Delphisches Eh- rendecret zu Ehren des Kaisars Antanors Sohn von Herakleia, besonders gut und vollständig erhalten, in Dorischem Dialect mit interessanten Eigenthümlichkeiten. Der Herausg. schützt mit Recht die Dative *ἀγώνοις*, *ἐντογχανόντοισ* gegen Aenderungsversuche, und erinnert an densel- ben Metaplasmos bey den Aetolern, welche γε-

ῥόντοις, παθηάτοις von γέρων und πάθημα bildeten; auch konnte in Bezug auf ἀγῶνοις, welches noch in einer andern Delphischen Inschrift gefunden wird, darauf verwiesen werden, daß nach Hesych und Photios die Aeoler, wie Ἀλκᾶος, gerade in demselben Worte dieselbe Ausweichung aus der dritten in die zweyte Declination zuließen. Uebrigens scheinen die neuen Beispiele dieses Metaplasmos Buttman n's Ansicht zu bestätigen, wonach er auf den Dativ des Pluralis zu beschränkt ist. Etwas Aehnliches aber doch wieder Verschiedenes ist τὸ ἡμῶσιν für ἡμῶν in den Inschriften von Steiris, welche in dieser Sammlung n. 73. 74 stehen. Dann ein Decret der Amphiktyonen, dem ähnlich, welches im Corp. Inscr. 1689 b steht, aber vollständiger erhalten, aus der Zeit, in welcher die Aeoler Delphi und die Amphiktyonie in ihrer Gewalt hatten (s. Corp. Inscr. 1694). Daher zuerst acht Aetolische Hieromnemonen genannt werden, dann ein einzelner für die Aetolische Stadt Konope (ein schwer zu erklärender Umstand), außerdem zwey für Delphi, zwey für Böotien, einer für Phokis, Landschaften die sich damals den Aetolern angeschlossen hatten. Dann einige Urkunden von Steiris, die sich auf Freylassung von Slaven beziehen, welche man dabey zugleich unter den Schirm des dortigen Asklepios-Heiligthum stellte, und der Form nach dem Gotte weihte, Urkunden, die durch manche Besonderheit, so wie durch den Dorischen Dialect — der hier lange fest gehalten wurde — interessant sind. Endlich ein ähnliches Denkmal von Daulis, wo die freyzulassenden Slaven der Athena-Polias geweiht werden. Besonders wichtig sind diese Inschriften, um un-

seye bisher noch sehr unvollkommene Vorstellung von dem Dorisch-Aeolischen Dialecte von Phokis zu vervollständigen. Wir heben hier nur einen auffallenden Idiotismus hervor, worin die Steirier und Daulier genau übereinstimmen, daß nämlich der Wurzelvocal von  $\tau\acute{\iota}\delta\eta\mu\iota$  und  $\acute{\iota}\eta\mu\iota$  im Perfect des Activums und Passivums unverlängert bleibt, daher  $\acute{\alpha}\nu\alpha\tau\epsilon\delta\acute{\epsilon}\lambda\alpha\tau\iota$ ,  $\acute{\alpha}\nu\alpha\tau\epsilon\delta\epsilon\mu\acute{\epsilon}\nu\omicron\upsilon\varsigma$ ,  $\acute{\alpha}\phi\epsilon\mu\acute{\epsilon}\nu\alpha$  für  $\acute{\alpha}\nu\alpha\tau\epsilon\delta\epsilon\lambda\alpha\sigma\iota$ ,  $\acute{\alpha}\nu\alpha\tau\epsilon\delta\epsilon\mu\acute{\epsilon}\nu\omicron\upsilon\varsigma$ ,  $\acute{\alpha}\phi\epsilon\mu\acute{\epsilon}\nu\eta$  geschrieben wird.

Hiernach ist es leicht das Interesse zu beurtheilen, welches diese neue Sammlung epigraphischer Monumente einflößt, und die Erwartungen, welche die verheißene Fortsetzung erregt. Die Bemerkungen, durch die der erste Herausg. auch sogleich der Kritik und Auslegung sehr vorgearbeitet und oft mehr als das gethan hat, erhöhen den Werth der Bekanntmachung in hohem Grade. Auch wird der alterthumskundige Leser gern manche gelegentliche Notiz über die Geographie Griechenlands, z. B. über das alte Krisa und das neue Chryso (nicht Kriso), über die zwiefachen Ruinen von Steiris, so wie über die Herkunft mancher Eigenheiten des neugriechischen Idioms aus alten Volksdialecten eingestreut finden.

A. D. M.

B o n n.

Ben Eduard Weber: Commentar über die Schriften des Evangelisten Johannes. Von Dr. Friedrich Lücke. Dritter Theil. Einleitende Untersuchungen und Commentar über die Joh.

Briefe. Zweyte, verbesserte Auflage. VIII und 399 S. in 8.

Zweyte Ausgaben sind auch in dem Sinne curae secundae, daß sie neben der Freude, die sie bringen, auch ihre neuen Sorgen, ja Leiden haben. Ist das Buch in seiner Geburt irgend ein Ganzes gewesen, ein lebendiges Erzeugniß des Geistes auf einer bestimmten Stufe der Bildung und in einer bestimmten Richtung, — und es kommt nun nach längeren Jahren von seinem ersten Laufe durch die Welt zu seinem Verfasser zurück, und findet, während es selbst daselbe geblieben ist, diesen doch unterdeß fortgeschritten, in andern Richtungen und Stimmungen, so entsteht zunächst eine theilweise gegenseitige Befremdung, die erst überwunden und aufgehoben werden muß, wenn es zu einer wahren Wiedergeburt und neuen Lebensgestalt kommen soll. Dieß hat aber seine Schwierigkeit. Es ist leichter und freudiger ein ganz neues Werk zu schaffen, als das schon geschaffene so zu bessern und zu ändern, daß es wesentlich daselbe bleibt und doch ein neues wird, und altes und neues sich in ihm organisch vereinigen. Auf das gute Alte hat die Welt das Recht des Behaltens, das Bessern und Neuern aber ist Pflicht des Verfassers. Man kann leicht zu weit gehen im Bessern und im Behalten, man soll aber in beiden immer nur so weit gehen, daß ein neues Ganzes entsteht. Ist dieß nun mehr eine Arbeit im Kleinen und Einzelnen, als aus dem Vollen und im Ganzen, und hat diese Arbeit, vergleichbar der Restauration von Kunstwerken, etwas Künstliches und Mühevolleres, so gewährt sie auch eben deshalb selten wahre Befriedigung und reine Lust. Gehört

man nicht zu den Glücklichen, die alles gleich recht machen, zu jenen Sichern und Festen; welche sprechen quae scripsi, scripsi, so verwickelt man sich in eine endlose Arbeit des Besserns und Aenderns, man kommt wohl äußerlich zu Ende, aber innerlich wird man nicht fertig. Man möchte das Werk nicht ohne volle Befriedigung fortlaffen, aber gerade je mehr man gewissenhaft im Einzelnen das Amt der Kritik an sich selbst ausübt, desto mehr fliehet das Gefühl der Befriedigung und Vollendung. — Dieß sind die Erfahrungen und Stimmungen, unter denen ich diese neue Ausgabe meines Commentars über die Joh. Briefe in die Welt schicke. Ist die Bescheidenheit im Gefühl der Unvollkommenheit eine Empfehlung, so fehlt diese Empfehlung meinem Buche am wenigsten. Je länger ich die Exegese der heiligen Schrift treibe, desto größer und schwieriger erscheint mir ihre Aufgabe. Ich glaubte vor zehn Jahren die Joh. Briefe wohl verstanden zu haben. Aber ich hoffe, daß die neue Ausgabe mehr Verständnis und weniger Mißverständnis enthalten wird. Ich rechne zu dem Hauptgewinn dieser neuen Arbeit für mich, daß ich mehr als je einsehe, wie die völlige Auslegung namentlich des ersten Joh. Briefes zu den schwierigsten Problemen der neutestamentlichen Exegese gehört. Die Lösung dieser Aufgabe ist in der neueren Zeit bedeutend vorwärts geschritten, aber wir sind noch nicht am Ziele.

Die neue Ausgabe ist etwas über vier Bogen stärker geworden. Diese Vermehrung liegt theils in der größeren Ausführlichkeit, womit einzelne schwierige Stellen behandelt worden

sind, theils darin, daß in der Einleitung ein siebentes Kapitel, die Geschichte der Auslegung besonders des ersten Briefes enthaltend, hinzugekommen ist. In diese Geschichte habe ich aufgenommen, was in der ersten Ausgabe der Anhang noch jetzt Brauchbares enthielt. Ich gestehe, daß ich an solchen geschichtlichen Versuchen besondere Freude habe. Wird man auch an diesem unvollkommenen erkennen, daß dergleichen Arbeiten ungleich lehrreicher und erspriesslicher sind, als die gewöhnlichen literarischen Verzeichnisse, die man den Commentarien voranzuschicken pflegt, auch wohl mit Lob und Tadel nach Belieben, und die Notizen früherer Auslegungen bey jedem einzelnen Verse, so bin ich nicht abgeneigt, einmahl im größern Umfange eine allgemeine Geschichte der neuteamentlichen Exegese zu versuchen, wobey aber das wahre Muster weder Rosenmüller noch Meher ist, sondern der classische Mann, Richard Simon, in seiner *Histoire des principaux Commentateurs du N. T.*

Zum Schlusse bemerke ich noch, daß bey aller Sorgfalt der Correctur und letzten Revision doch S. 233 Z. 2 v. u. der sinnstörende Druckfehler richtig statt nichtig stehen geblieben ist.



# G ö t t i n g e r g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

117. Stück.

Den 25. Julius 1836.

---

L e i p z i g.

Bey Brockhaus: Gespräche mit Göthe in den letzten Jahren seines Lebens. 1823—1832. Von Johann Peter Eckermann. 1836. Erster Theil. XIV u. 386 S. Zweyter Theil 360 S.

Mit Ausnahme weniger Personen in den gebildeten Ständen Deutschlands, und zwar solcher, welche die Literatur und den umfassenden geistigen Aufschwung des Vaterlandes weder kennen noch kennen lernen wollen, vereinigen sich die Stimmen Aller dahin, daß Göthe mindestens ein höchst ausgezeichnetes Mann gewesen sey. Selbst die meisten seiner Gegner räumen dieß ein. Für jetzt aber ist ein ganz vollständiges Urtheil über ihn noch nicht zu fällen. Er hat darin Aehnlichkeit mit allen großen Männern, welche auf irgend eine Weise mächtig und nachhaltig in das bewegte Rad des Lebens ihrer Zeit eingegriffen haben. Auch nachdem er schon vier Jahre in dem Großherzoglichen Begräbniß zur Seite seines fürstlichen Freundes von seinem flei-

figen Tagewerke ausruhet, kann man noch immer nur von den meist auffallend sich widersprechenden Urtheilen reden, welche über ihn in unsern öffentlichen Blättern und Literaturwerken sich verlauten lassen. Manche darunter wollen sich zwar das Ansehen geben, als sey ihr Für oder Wider schon gänzlich entschieden. Einige nehmen alles gegen ihn Vorgebrachte als das Product einer niedrigen Parteylichkeit, allgemeine Hohnsprecheren gegen das Ehrwürdige und in sich Vollendete, als Unfähigkeit und Unverstand von ihrer Würdigung gänzlich aus. Auch sie thun Unrecht aus Parteylichkeit. Andere schmähen in ungezogenem Tone den immer doch werthen Namen und stellen sich dadurch freylich unter die Kritik hinab; während ehrbarere Gegner für Sittlichkeit, Geschmack und vaterländische Literatur zu streiten glauben, wenn sie viele von Göthe's Leistungen bitter angreifen und die meisten mindestens beträchtlich heruntersetzen. — Die Anzeige des vorliegenden Buches veranlaßt den Ref., diese Betrachtung voranzuschicken; wobey fast unabweislich ist, ein wenig weiter auszuholen und zu zeigen, wie sowohl Anhänger als Gegner des verewigten Dichters der unbefangenen Beurtheilung desselben oft geschadet haben.

Wenn wir über die allererste Zeit seiner Wirksamkeit, aus welcher Götz von Berlichingen und Werthers Leiden stammen, als über eine längst vergangene und gewissermaßen überstandene Periode hinweggehen dürfen: so müssen wir bey Musterung seiner Lobredner zunächst der Klasse gedenken, welche, ohne rechts und links zu sehen, in einem ästhetischen Rausche den Dichter als den einzigen Hohenpriester des Schönen überhaupt präconisirten, seine scheinbare

Hintansetzung des Sittlichen in der Kunst als das Fundamental-Princip des rein Schönen anzunehmen schienen und dadurch natürlich alle ehrbaren und sorglichen Leser erschreckten. Sie gingen bekanntlich so weit, ihm jede kleinste Eigenthümlichkeit als ein hohes Verdienst anzurechnen, das Abschabtel seiner Nägel als eine Reliquie zu betrachten, und es äußerst bedeutungsvoll zu finden, daß sein Name mit dem Göttlichen die ersten drey Buchstaben gemein habe. Alle diese faden Lobhudler haben sich nachher allerdings untreu gegen ihn und völlig impotent erwiesen, sind auch schon jetzt, meist alle, der Vergessenheit verfallen. Sie haben aber ihrem Göthen ausnehmend geschadet. Jedes Lob, um so mehr jedes übertriebene Lob, erregt von selbst die Betrachtung der Schattenseite. Außerdem konnte das Göthen angegedichtete Princip einer unsittlichen oder wenigstens nicht-sittlichen Schönheit vor dem Richterstuhle der Philosophie und gesunden Aesthetik nicht bestehen. Der Gepriesene mußte nun alle Mißverständnisse, Seltsamkeiten und Uebertreibungen der lobenden Parthey entgelten, welcher gegenüber eine eben so eifernde Faction nichts eiliger zu thun hatte, als durch alle Mittel das Uebergewicht wieder auf ihre Seite zu ziehen. — Nicht gering war auch eine andere Klasse seiner Anhänger, die große Zahl derjenigen Verehrer und Verehrerinnen des Dichters, welche er durch seine, unwidersprechlich zauberische, Persönlichkeit in seinen Kreis gebannt hatte. Manche davon schienen in der That mit der vollendetsten Selbstverläugnung nur seinen Namen anzurufen und bloß in der Liebe zu ihm zu existieren; man findet darunter Leute, die ähnlich dem Bären in Billi's Park mit einem Filet-Schurz gefangen zu seyn scheinen und hat dergleichen mitunter sehr

nachdrücklich, selbst im Generalbasse, brummen gehört. Feinere Stimmen gefellten sich vernehmlich zu diesem Chore, und noch der Greis hatte die lieblichsten Eroberungen gemacht. Je hingerrissener diese Anbetenden waren, je weniger sie irgend etwas Anderes für ihn zu sagen pflegten, als: 'wir lieben und vergöttern ihn, weil wir ihn lieben und vergöttern' — mit desto größerm Rechte behandelten die Kühnern und Unverzückten jene Schaar wie mit Blindheit geschlagene Thoren. Es verdroß die ruhigern Beobachter nicht selten, daß von den andern bisher verehrten Zierden der deutschen Literatur nicht mehr die Rede, daß deren Sterne verblichen seyn sollten vor der herrschenden Sonne. Je größer dieser Verdruß, desto mächtiger die Reaction. Mußte man nun freylich das Verbleichen vieler deutschen Dichtersterne willig oder unwillig zugestehen: so freuete man sich dann um so mehr, an Schiller einen Gegenhalt und mächtigen Hort der anti-göthischen Parthey behaupten zu können, ohne zu ahnden, wie Schiller selbst von seinem Freunde dachte. Die Klasse der Schiller-Verehrer darf Ref. des Zusammenhanges wegen hier nicht mit Stillschweigen übergehen. Die überirdische Richtung des Gemüths und des Dichter-Geistes unsers unverglichen Schiller ist von Niemanden richtiger anerkannt und lieblicher ausgesprochen, als von Göthe selbst im 6ten Theile des Zelterschen Briefwechsels. Schiller hatte Genie und Talent im eminenten Grade, aber er war wesentlich unzufrieden und ohne Genügen an der Welt, wie er sie erkannte; unzufrieden mit der Lage des Menschengeschlechts und alles dessen was diesem gegönnt und zu eigen geworden ist; unzufrieden mit seiner eigenen Bildung, mit seinen Verhältnissen und Leistungen. Dieser Zug be-

wirkte, daß er sich und fast Alles was ihn umgab, aus dem pathologischen Gesichtspuncte betrachtete. Von dem ihm widerwärtigen Thatsächlichen ('der rauhen Wirklichkeit' wie er sie nannte) stieg sein edler Geist idealisierend zu einer höhern Existenz empor, welche zu erreichen dem Menschen nicht gegeben ist. Sein Stolz bestand in der hochherzigen Verachtung des Unvollkommenen und Gemeinen, und da sein Fuß auf diese Weise den wohlgegründeten Boden der Erde verlassen hatte, um nach den Sternen zu greifen: schwebt er in seinen Werken zwischen dem Wirklichen, das er zurückstößt, und dem Idealen, das er nicht erreichen kann. Mit dieser eigenthümlichen Gefühls- und Urtheils-Weise begegnete er einem theils ähnlicher Idealisierung geneigten, theils sentimentalern Zeitalter; und es wäre wohl in jeder Zeit eine Unmöglichkeit zu nennen, wenn junge, aufstrebende, fühlende Herzen die Kraft des Schillerschen Genius nicht anerkennen sollten. Aber es ist auffallend, wenn auch erfahrene, umsichtige Welt- und Menschenkenner, oder die es seyn wollten, das gefährliche Gift unter diesen köstlichen Blumen nicht wahrnehmen; wenn sie, von der überschwänglichen Bildersprache Schillers und von seinen brillanten Antithesen bestochen, nicht einsehen, in wie hohem Grade die Richtung dieses Dichters von bedenklichem Einfluß auf die Ansicht des Bestehenden ist. Er, mit nichts Wirklichem zufrieden, die Moral, die positive Religion, die Wissenschaft, die Kunst, die Gewerbe, das tägliche Leben, immer nur mit den Augen eines wohlmeinenden und um so kühnern Umwälzers betrachtend, ist der wahre Mann einer unabsehblichen äußern und innern Revolution. Er mußte einem Zeitalter höchlich gefallen, daß in so vielen Beziehungen

nach den Extremen griff und noch greift; durch Kühne Experimente und heroische Mittel oft kleine Uebel heilen will, und in allem Betracht an das Motto erinnert, welches Schiller vor seinen Räubern stehen hat. Ref. bezüchtigt die zahlreiche Schaar der fast ausschließlichen Verehrer Schillers keinesweges revolutionärer Absichten. Aber er behauptet, daß ihre Weltbesserungs=Pläne, so gutmüthig und im Stillen gehegt sie seyn mögen, in der Schillerschen Unzufriedenheits=Poesie ihren vollständigsten Anklang finden; woneben dann klar wird, daß und warum ihnen der mit dem Bestehenden zufriedene, von aller Umwälzung weit entfernte Göthe nicht gefallen konnte. Er sagte ja meistens bloß, was sich wirklich so verhielt, was ein jeder Leser (freylich besonders erst wenn es ihm eingefallen wäre!) auch hätte sagen können. Ref. erinnert sich genau der Worte eines ehrwürdigen alten Staatsmannes, welcher ein gewisses Götthisches Gedicht eben deswegen gar nicht für Poesie gelten lassen wollte, weil die Sache sich genau so verhalte und gerade nichts weiter als die pure Wahrheit sey. Diese Klasse von Lesern wollte also außer der Dichtung, auch noch die Erdichtung. — Noch Andere wurden Göthe's Verehrer wegen seines realistischen Natur=Dienstes. Die Naturphilosophen, die Aerzte, die nicht ausschließlich mathematischen Physiker, die Zoologen, Botaniker und Mineralogen fanden in ihm den geistvollen Vertreter ihrer höheren Bestrebungen und wurden Verkündiger seines Namens. Ihnen wollte bedünken, als habe er Alle vom Ringen nach dem Unsichtbaren, Ueber-sinnlichen und Unbegreiflichen befreuet, dagegen zur stets verständlichen, unendlich reichen, aber greiflichen Natur, zum Wirklichen und Wahren gerettet, wo Irrthum und Schwärmerey leichter

abzuwehren seyen. Manche dieser Anhänger predigten dann einen frechen Hylozoismus, der zuweilen in einen noch frechern Pantheismus umzuschlagen drohete, und auf ihrem Panier fand man den Namen Göthe. Es war nicht ganz unnatürlich, daß diejenigen, denen aus Bedürfniß oder Gewohnheit die innere Welt des Gemüths heimatlicher war, als die äußere der eben so ewig räthselhaften Körpererscheinungen — und in neueren Zeiten Alle, denen das allerdings sehr schädliche Vorherrschen und drohende Alleinherrschen der materiellen Interessen ängstlich werden mochte, einen Widerwillen gegen den gewaltigen (angeblichen) Repräsentanten des Naturdienstes fassen konnten, wenn sie nicht näher untersuchten. Und sie haben ihn gefaßt. Man hat sich nicht gescheuet den Dichter einen Heiden zu nennen, der nur abwechselnd zum Islam sich kehre, aber auch von diesem wieder abfalle. — Endlich darf man nicht ganz die bunte Schaar oberflächlicher, geckenhafter Schwärzer übersehen, welche in der Universalität Göthe's einen Grund finden, seine Herolde zu werden, — ohne wahr's Gemüth und eigene Gedanken aus seinem großen Reichthume sich Worte, Bilder und Ansichten pflücken um damit ihre geistige Blöße zu bedecken, zum Dank dafür aber den hohen Greis auf das platteste loben und ihn allein erheben. Noch neuerdings hat man mit Bedauern gelesen, wie ein solcher Sarkoch sein armes Ich und wieder sein Ich zur Kagenpastete zugerichtet, mit etwas Göthischer Soja gewürzt und dem Idol, um es zu ehren, das saubere Gericht über den Kopf gegossen hat. Man verzeihe dieß Bild in der Manier des curiosen Liebhabers. Der würdige Mann muß nun entgelten, was die Unge-

schießen sündigen, die für ihn zu kämpfen mit so viel Geräusch Speer und Schild nehmen!

Aber allerdings ist der große Dichter auch von Mißwollenden, Neidern, Beschränkten und Pedanten aller Art verkannt und zum Theil unmittelbar angefeindet worden; Leuten, welche sich zur Unterhaltung des Publicums ganz interessant gruppieren und classificieren ließen. Ja, man hat sich entblödet ihm Genie abzusprechen! Die Pedanterie trivialer Moralisten hält den Darsteller der Wahrheit des Lebens für gefährlicher als das Leben selbst, und kann ihm nicht verzeihen, daß er der Heuchelei dürftige Maske verschmäh't hat. Die Pedanterie, die neben ihrem moralisierenden Grundtone noch immer etwas von der Formenlehre des guten Batteur von den Tendenzen aus den Zeiten Gellerts und von den todten, aprioristischen Classifications-Principien der Compendien über die Aesthetik in ihre Beurtheilung der Dichter überträgt; die nicht zu bedenken im Stande ist, daß vor allen Dingen die Güte des Menschen sich von selbst versteht und in den Werken des Schriftstellers bloß als etwas rein Natürliches durchscheinen, aber daß eine Absicht, moralisch zu wirken, den Aufschwung des freyen Genies zum Schönen nicht niederhalten darf; diese Pedanterie ist eigentlich die verbreitetste, eben weil sie eine gemeine ist. Jeder beschränkte oder bevorurtheilte Kopf kann sich damit das Ansehen eines Denkers und zwar eines solchen geben, welcher dem Manne von Europäischem Ruhm überlegen sey.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

---



# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

118. 119. S t ü c k .

D e n 28. J u l i u s 1836.

---

L e i p z i g .

Beschluß der Anzeige: Gespräche mit Göthe in den letzten Jahren seines Lebens. 2c.

Es scheint ein gar zu großer Genuß, dem Heroen eine angebliche Schwäche schulmeisterisch nachzuweisen, die ihn in den Augen eines ganzen Leserkreises herunter setze. Lebten die großen Dichter der Griechen und Shakspeare heute und unter uns: so würden sie dieselbe Unbill leiden müssen; die Scheidewand der Jahrhunderte allein sichert sie meistens davor. — Wir wollen mit dieser Pedanterie jene eben so triviale, jedoch immer respectablere Ansicht nicht verwechseln, welche die Werke großer Dichter überhaupt und so auch Göthe's für die gewöhnliche Klasse bloß Unterhaltung und Zerstreuung suchender, in Bildung und Grundsätzen schwankender Leser oder Leserinnen dann für etwas gefährlich hält, wenn in den dichterischen Darstellungen die Welt, wie sie ist, sich geschildert

findet. Für diese Leser ist allerdings ein solcher Dichter der Wahrheit niemals gemacht, so bald nicht ein ziemlich entferntes Zeitalter ihm einigermaßen einen fremden Character aufgedrückt und der unbewußten Vergleichungslust entrückt hat. Homer, Sophokles, Dante, Cervantes und Shakspeare sind, aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, bloß deswegen nicht so schädlich für sie, weil die Jahrhunderte oder Jahrtausende, welche zwischen uns und ihnen liegen, schon einen Grad von Wirksamkeit der darin enthaltenen Wahrheit genommen zu haben scheint. Für diese respectablen Einseitigen gibt es freylich keine zusagenden Dichter, als diejenigen, welche, bey einer gewissen (in der That revolutionären) Unzufriedenheit über den jetzigen Zustand der Freyheit und der Gesittung, ein anderes, angeblich höheres, ideales Daseyn fortwährend verlangen und schildern, in welchem der Mensch edler, freyer, überhaupt großartiger seyn müßte als ihn der Schöpfer gemacht hat.

Auch an einer literarischen Pedanterie hat es, wie sich bey unserer zum literarischen Philistertume so geneigten Nation leicht erklären läßt, in der Beurtheilung Göthe's nicht gefehlt. Daß der Mann auf seinem Wege die Vollkommenheiten nicht zu erreichen strebte, welche unsere älteren und jüngeren Literatoren mit ihrem Stempel, als solche, erfunden, abstrahiert und ausgezeichnet haben; — daß er dagegen widerwillig von ihnen anerkannte Meisterstücke schuf, die jedesmal die Grenzen der Kunst selbst erweiterten; — daß er dadurch den Zuschnitt, mittelst dessen manche classificierenden Handlanger der Kunst und der Wissenschaft das ganze naturweite Reich des Schönen in eine übersichtliche Gartenanlage ver-

wandeln wollten und zum Theil noch wollen, als unbrauchbar, oder doch als ungenügend, mittelbar bey Seite schob; daß er das heraus gerechnete Ernte=Facit dieser guten Gärtnerleute so oft betrog, und seine Blüthen und Früchte da und dann und in solcher Gestalt immer mit derselben vollen Kraft des Genies entfaltete und wachsen ließ, wo und wann und wie es ihnen nicht dans les formes zu seyn schien; — das konnten und können sie ihm nicht vergessen; und wir müssen den neuen Aristoteles noch erwarten, der wieder mit allseitiger Unparteylichkeit die sämtlichen Kunstschöpfungen, welche in den Dichtwerken aller Nationen dem gegenwärtigen Zeitalter vorliegen, nach dem reinen und vorurtheilslosen Maßstabe des Schönen zu beurtheilen verstehe. Unglücklicherweise hat sich unter einer großen Zahl der neueren Literatoren aus einer, oder auch aus keiner Schule eine gewisse sich selbst irre machende Aburtheilung ausgebildet, eine raffinierte und parfümierte Hyperkritik, welche in der That nicht weiß, was sie will, — und abtrünnig dem rein natürlichen Gefühle für das Schöne, in welchem das unverdorrene Gemüth sein Behagen und Genügen findet, bald nach dunkel vorschwebenden, für normal angesehenen Beyspielen, bald nach verwachsenen Theorien, die Schöpfungen des Genies jetzt so und jetzt wieder anders zu tadeln und zu loben sich erlaubt; verwirrt in eine unter dem Ballast gelehrter Beziehungen und Nebenbegriffe versinkenden und vergebens dann und wann zur Erkenntniß des wahren Schönen die Flügel hebenden Speculation.

Doch meinen es diese Kritiker immer noch ehrlich. Sie wollen das, was sie als verstandes-

mäßig erschlossene Wahrheit, als Ergebnis ihrer gründlichen und nüchternen Bemühungen, gefunden zu haben meinen, wiederum mittheilen. Sie sind sehr zu unterscheiden von den theils böshaf-ten, theils bloß um das liebe Tagelohn auftretenden Schreyern von Profession, welche mit der getreuen Darstellung des tausendfältig gestal-ten Wirklichen sich zu befassen nicht im Stande, in die freylich niemals endende Nega-tive sich werfen, und, da sie das Große und Vollendete in ihrer betrübten Befangenheit oder Feilheit auch nicht einmal gelten zu lassen, viel weniger zu lieben vermögen, es schlechterdings herunter zu reißen sich gedrungen fühlen. 'Zaun-könige gewinnen Stimme' auf unserm großen, viel durchkreuzten Marke der Literatur; es bleibt ihnen nichts übrig, als durch Ungezogenheit und Absurdität sich einen eben so geeigenschafteten Anhang zu erwerben, der ihre Journale und Bücher kauft, und an der Scurrilität ihrer Aus-fälle sein rohes Vergnügen hat. Wenn man be-denkt, daß gemeine Journalisten und die verwe-gene Klasse der den Pöbel belustigenden literari-schen Possentreißer (seit mehreren Jahren ein neues einträgliches Gewerbe!) — ohne Mühe und Stu-dium, durch bloße Abnormität des Urtheils und Tons sich den wohlfeilen Ruhm einer gewissen Originalität (auch Thersites war ein Ori-ginal) und, was ihnen die Hauptsache bleibt, Käu-fer und Abnehmer erwerben: so kann man, von ihrem Standpuncte aus, dieser Klasse von Handwerkern ihre Industrie gerade nicht verden-ken. Auch sind sie sich bewußt, daß nach kur-zer Zeit niemand mehr nach ihnen fragt, und können sich glücklich schätzen, wenn ihre Hantie-rung, so lange sie es bedürfen, Brot für sie abwirft.

Wenn Pietisten, die es vielleicht als Selbsttäuscher ganz ehrlich gemeint haben, — wenn patriotische Schwindler, denen Göthe die mehr oder minder democratisierende Deutschthümeley nicht nachmachte, — wenn Orthodoxen, denen er vom Pelagianismus und anderer Häresie angesteckt schien, — ihn anklagten, verspotteten und bedauerten: so wollen wir dieß Alles dahin gestellt seyn lassen, und nicht vergessen, daß es hier nur darauf ankommt, den Dichter, den Darsteller des Lebens und den Menschenkenner zu würdigen. Daß er ein Mensch war, daß er als solcher seine Fehler hatte, daß er auch als Dichter keinen höhern Grad der Vollkommenheit in seinen Werken hat erreichen können, als ein mit vielseitigstem Studium und seltenster Herrschaft über den Stoff verbündetes dichterisches Genie in seiner Zeit, welche noch zum Theil die unsrige ist, zu leisten vermochte, — das hat noch kein verständiger Freund der Göthelchen Muse in Abrede gestellt. Röhr wiederholt in seiner Trauerrede die treffenden Worte: 'an den Fehlern erkennt man den Menschen, an den Vorzügen den Einzelnen; Mängel haben wir alle gemein, die Tugenden gehören jedem besonders.'

Man dürfte auch die Urtheile und Aferurtheile der imbecillen Menge über alle die größten Erscheinungen und Leistungen unserer Zeit, ohne ein Wort zu verlieren, vorüber ziehen lassen, wenn man nicht besorgen müßte, daß besonders für die sich bildende Jugend der Wirrwar sich noch vergrößern und Mißurtheile herbeiführen möchte, deren Auflösung und Entfernung erst wieder Nachdenken und Erfahrung eines ganzen Lebens kosten könnte. Ueber Göthe, wie über alles Gleichzeitige, das nicht etwa aus einem ganz einsa-

chen Factum besteht, wird sich das Urtheil mit der Zeit von selbst berichtigen. Dazu müssen die jetzt erschienenen und demnächst noch erscheinenden, partyischen und unpartyischen Schriften über ihn, jede das ihrige, beitragen. In einigen hat er selbst von sich ein ganz unpartyisches, weil unabsichtliches, Zeugniß abgelegt, das jedoch bey weitem nicht genügt, da er darin nicht alle seine Eigenthümlichkeiten berührte; in anderen haben Freunde und Feinde, Berufene und Unberufene, Vorurtheilsvolle und Einsichtige den Heroen uns näher kennen zu lehren gesucht. — Bisher ist aber kein Buch erschienen, das nach dem unmittelbar in ihm liegenden Kriterium der Wahrheit, so wie nach dem Ausspruche der nächsten Umgebung des Dichters, — welcher man, bey allen liebevollen Vorurtheilen, redliche Wahrheitsliebe nicht absprechen kann, — den Menschen, Gelehrten und Dichter so ohne alle fremde Zuthat durch seine eigenen Worte und Handlungsweisen aus den letzten neun Jahren seines Lebens darstellt, wie das anzuzeigende Buch des Herrn Eckermann:

Von dem Inhalte dieses Buchs einigermaßen genügende Rechenschaft zu geben oder nur eine Anzeige zu machen, aus welcher man einen ungefähren Begriff seines Werthes sich bilden könne, ist bey aller Einfachheit und Kunstlosigkeit des Werkes nicht leicht. Außer einer Abspiegelung dessen, was in den letzten neun Jahren seines Lebens der Greis war, dachte und wirkte, empfangen wir in den beiden kleinen und doch mit überraschend großem Reichthum ausgestatteten Bänden, auch die wichtigsten Aufschlüsse über viele zum Theil verkannte, dichterische Leistungen

Göthe's. Die hin und her.wogende, kritisch seyn wollende Besprechung des Neuesten wird einen lang vorhaltenden Stoff daran finden, und sicherlich werden wir sehen, wie die Schreibselustigen 'auf das Büchlein ein Buch mit (nicht mehr) seltener Fertigkeit pflropfen.' Denn über dessen Inhalt umfassend, ausführlich und umständlich zu reden, ist bequem und lockend; dagegen schwierig, übersichtlich kurz davon Rechenschaft zu geben, ohne wesentliche Punkte zu übergehen. In dem Ref. daher auf die absichtlich vorausgeschickte Uebersicht des Streit'es darüber, was Göthe gewesen, sich bezieht und dadurch den Standpunct gewonnen zu haben hofft, von welchem ausgegangen werden muß, will er nur versuchsweise den Inhalt des Buchs anzeigen, welcher die vollkommenste, obgleich nur mittelbare Widerlegung und Ausglei chung jenes Streit'es darreicht. Was man auch wegen natürlicher Unvollständigkeit der immer nur tagebuchartigen und darum aphoristis chen Mittheilung vermiffen und als mangelnde Ergänzung entbehren mag; was auch eben deswegen darin widersprechend ist oder zu seyn scheint; und wie wenig Jemand sich geneigt fühlen könnte, jede erzählte Aeußerung des Greises zu unterschreiben: so wird doch im Allgemeinen, was er mit Tiefe, Klarheit, Billigkeit und Menschenkenntniß über verflochtenste Lebensrathsel, Welt, Menschenbehandlung, Kunst, Literatur und Poesie gesprächsweise seinen Freunden und Bekannten eröffnet hat, viele mitkundige oder empfängliche Gemüther erfreuen und aufrichtig Strebende belehren. Hierzu gesellen sich noch einzelne überraschende, oder doch im höchsten Grade anziehende Urtheile über Religion, Wissenschaft, Studium und Politik. Wir ver-

weilen nicht gerade bey den gleichsam polemischen Gegensätzen wider die gemeine Meinung, die sich von einigen Eigenthümlichkeiten des übrigen am wenigsten polemischen unter allen deutschen Dichtern und Kritikern ausgebildet zu haben scheint. Hierauf kommt am wenigsten an; auch deswegen, weil jene Meinung mitunter im hohen Grade einseitig und beschränkt genannt werden darf. Es versteht sich von selbst, daß er, bey seiner fast beispiellosen Billigkeit und Anerkennungslust den Herren Tiedge oder Uhland u. dgl. a. m. nicht Unrecht gethan, und daß der mit dem Maßstabe für das Höchste so vertraute Kenner einen Scott, Byron und Rückert wahrhaft geschätzt hat. Es kann hier vielmehr nur auf dasjenige ankommen, worin sich das, man möchte sagen specifisch Götthesche am klarsten manifestiert. Man muß dieß aus den verschiedensten Stellen des Buchs zusammen lesen. Der Verf. hat von Zeit zu Zeit seine Unterhaltungen mit dem Dichter aus der Erinnerung niedergeschrieben; es ist deßhalb in ihnen keine andere Ordnung möglich gewesen, als die chronologische der Aufzeichnung, und wir sagen ihm warmen Dank dafür, daß er die frisch hingezzeichnete Skizze ohne weitere Umarbeitung und Ausführung uns geschenkt hat. Aus der Frische und Gegenwärtigkeit des Erzählten erwächst dem Leser das anmuthige Gefühl eines fortschreitenden Mittebens in jenen immer noch sehr schönen Tagen des gegen den dankbaren Jüngling väterlich gesinnten Greises. Man sieht und hört jeden der Redenden vor sich. Manches Kleine ist mitgetheilt, aber es ist feiner Zug am Großen. Anderes ist erzählt, was vielleicht ein minder Treuer besorglich weggelassen hatte. Wenn



so gar, wie uns von guter Hand kund geworden, Hr Eckermann diejenigen Stellen offen mittheilen wollte, in denen Göthe sich scharf kritisierend gegen des Verfassers eigene dichterische und kritische Arbeiten heraus gelassen hat, — Stellen, die erst von einer revidierenden andern Hand schonend gestrichen sind — so danken wir einer solchen Treue, welche durchdrungen ist von dem Gefühle dessen, was es heißt: unverkürzte Wahrheit über Göthe mittheilen. Je urkundlicher die Aeußerungen sind, die uns in dem Buche vorliegen, desto reicher und nachhaltiger muß ihre Wirkung seyn, und wir glauben diese verbürgen zu können. Oft quillt gerade aus den einfachsten Stellen eine Fülle von Weisheit hervor, wie denn zu bemerken ist, daß Göthe auch hier niemals auf Stelzen geht; z. B. 'möge ich Sie', äußert er einmal, 'in stiller Thätigkeit antreffen, aus der denn doch zuletzt am sichersten und reinsten Weltumsicht und Erfahrung hervorgeht.'

Mit welchem Fleiße, mit welcher Ausdauer Göthe die wichtigsten seiner Werke, namentlich auch seinen Faust, vollendet hat, wird man aus diesen Gesprächen vollends gewahr, und es mag den vorschnell fertigen Federhelden zur Beherzigung dienen. Hierbey erlaubt sich Ref. auszusprechen, daß, während der Dichter in allen seinen übrigen Werken für ein größeres oder kleineres Publicum gearbeitet hat, er im zweyten Theile seines Faust vorzugsweise für sich selbst einmal etwas geschaffen zu haben, sich selbst auch einmal befriedigen zu wollen scheint; und daß daher die an Dante erinnernde Schwerverständlichkeit des Gedichts, welche Manche als aus dem Bereich der Poesie heraustretend bezüchtigt ha-

ben, wohl herzuleiten und zu entschuldigen seyn möchte. Uebrigens trägt Hn Eckermanns Buch zum Verständniß der zweyten Hälfte des Faust sehr viel bey; wie es denn für viele der Göttheschen Productionen einem künftigen Commentator den Weg zeigt. Der Dichter selbst redet oft und ohne eine Spur von Affectation über seine Arbeiten. Mit Selbstkenntniß bemerkt er, daß und warum sie niemals populär werden können; doch respectiert er eine gewisse edlere Popularität, wie sie es verdient. Dem Ref. scheint er sie, vielleicht aus einer dem Greise auch sonst schon vorgeworfenen, übertriebenen Billigkeit für jede Art dichterischer Erzeugnisse, selbst zu hoch anzuschlagen, indem er ihren Werth an dem Maße der Wirkungen abzumessen geneigt ist; da doch hiernach, wie namhafte Beyspiele in unserer Literatur beweisen (gleichsam nach dem alltäglichen Verbrauche), immer nur das gemeine Bedürfniß zu beurtheilen seyn wird. Aber gerecht und billig ist Göthe sogar gegen Kosebue (Th. 1. S. 67 und 140), der es gewiß nicht persönlich um ihn verdient hatte; doch Persönlichkeit mischt sich in seine Urtheile nicht.

Jungen Schriftstellern können wir vorzugsweise das Werk mit wahrer Ueberzeugung empfehlen. Sie werden daraus viel lernen, wenn sie wollen. Göthe spricht sich nachdrücklich darüber aus, daß Niemand sein Talent forcieren, daß der Darsteller einen Gegenstand lange und von allen Seiten betrachten müsse, um ihn wahr wiederzugeben, wozu denn anhaltende Studien gehören und was Niemanden im Schlafe gegeben werde; — daß etwas Gutes nur nach freyer, ungetrübter, voller Empfängniß, bey innigem Gefühle, größtem Fleiße, genauesten Sprachstudien, neben geist-

voller Beachtung der griechischen und römischen Klassiker, und unversplitteter Thätigkeit in der Ausführung, gelingen könne; — daß der Dichter ohne Auffassung des Individuellen zum Gipfel der Kunst nicht durchdringe; — daß die Poesie, und jede andere schöne Kunst nicht aus bloßer, subjectiver Gefühlweise und Begeisterung etwas Würdigeres schaffe, sondern daß auch der einzelne Gegenstand an sich dazu geeigenschaftet seyn müsse, und daß daher die Lehre von den Gegenständen der ganzen Kunstlehre erst Anwendbarkeit verleihe; — reflectierende Poesie vollende sich mehr durch discursives Denken, objective mehr durch instinctmäßige, gleichsam organische Entwicklung; — jene componiere absichtlich und zielend, diese unbewußter und wie Naturkraft; — eine gewisse Anticipation, eine Vorahnung des Wirklichen und Wahren müsse, wie der Stempel des Genies, dem Künstler angeboren, dieser aber bescheiden und emsig genug seyn, das Geahndete in der äußern Welt aufzusuchen und ins Einzelne zergliedernd zu erkennen; — wie viel Studium zum guten, d. i. zum zweckmäßigen Styl gehöre; — revolutionärer Sinn und die damit verbundene beständige Aufregung des Gemüths lasse das Talent nicht zur gehörigen Entwicklung kommen und entziehe daher dem Schriftsteller nothwendig die Meisterschaft; — man lerne nur von dem, welchen man liebe; — jedes Talent müsse sich eben so sehr durch Kenntnisse und Studien nähren, um dadurch zum vollen Gebrauche seiner Kräfte zu gelangen, als mit einem tüchtigen sittlichen Character beharrlich verbinden, um nicht durch das bloß Geistreiche (die schädliche Puppe des Zeitalters!) sich zu verwirren und bald ins Ziellose zu verfallen. Ref.

hat von den Lehren des Meisters für noch strebende Schriftsteller nur das erste sich anbietende zusammengefaßt; doch der Leser wird gewiß kein Blatt des Buchs umwenden, ohne Lehre, Warnung, Fingerzeig zu empfangen.

Eben so könnte man für viele andere Rücksichten Blumen aus diesem reichen Beete pflücken. Von hohem Interesse ist die Erwähnung so zahlreicher großer oder doch bedeutender Namen. Wir stoßen z. B. öfters auf den gloriwürdigen Großherzog Karl August, seine unvergeßliche Mutter Amalie, Ihre Kaiserl. Hoheit die jetzt wohlthätigst wirkende Frau Großherzogin von Weimar, Ihre Königl. Hoheit die dankbar erwähnte Frau Herzogin von Cumberland; den sehr geschätzten Eugen Beauharnais Herz. v. Leuchtenberg, den unerschöpflich erquicklichen Alexander v. Humboldt, den biedern und hellen Zelter, Napoleon als das 'Compendium der Welt', und viele andere. Von Schriftstellern finden wir ebenfalls eine beträchtliche Anzahl genannt und beurtheilt, z. B. Klopstock, den unschätzbaren Lessing, Winkelmann, den auch auf Göthe einflußreichen Kant, Walter Scott, den ewigen Selbstquäler und doch so großen Byron, weltumfassenden und dabey stets unschuldig heitern Shakspeare, Calderon als höchst verständiges Genie, die immer noch des Studiums würdigen Voltaire und Moliere, den als Philosophen und als Poeten mangelhaften, sonst ehrenvoll erwähnten Friedrich Heinrich Jacobi; von den Alten besonders Homer, Sophokles, Aristoteles und Menander.

Auch von Künstlern sind viele Namen hervorgehoben, wie denn die Freunde der Malerey, der Bildhauerkunst, der Musik und der Schau-

spiellkunst reiche Ausbeute aus diesen Blättern gewinnen können. Woran es der schönen Kunst unserer Zeit fehle, hat der Kenner gar wohl gesehen und ausgesprochen, — besonders daß der Künstler sich mit persönlicher Großheit an die Natur wenden müsse, um, von ihr lernend, das Tüchtigste und Vorzüglichste darzustellen; daß aber ohne eine Rückkehr zum Männlichen die neuere Kunst immer schwach bleiben werde. Neuester bezeichnend ist, was G. von den Dilettanten in der Kunst sagt (und es paßt auf die Dilettanten in allen Fächern): ‘das ist das Wesen der Dilettanten, daß sie die Schwierigkeiten nicht kennen, die in einer Sache liegen, und daß sie immer etwas unternehmen wollen, wozu sie keine Kräfte haben.’ — Natürlich begegnen wir in dem Buche auch vielen Bemerkungen über das Theater, die eine lange Erfahrung den alten Schauspielfreund gelehrt hat. Wir überlassen andern Zeitschriften seine Winke darüber zu besprechen. — Ueber die Poesie sind seine Aeußerungen am zahlreichsten. Wir erwähnen nur seine Unterordnung des sogenannten Gesezes der drey Einheiten unter den höhern Grundsatz des Faßlichen, und die Bemerkung, daß alles opponierende Wirken in der Poesie auf die Negative, diese aber auf ein Nichts hinausgehe. — Was er von der Englischen und Französichen (auch der damals neuesten) Literatur äußert, verräth überall den Kenner. Daß der Mangel an Character, im sittlichen Sinne des Wortes, bey unsern forschenden und schreibenden Individuen jüngerer Generation die Quelle des Uebels unserer neuesten Literatur ist, hat auch schon G. klar ausgesprochen. Er macht wiederholt bemerklich, daß den meisten

die Wissenschaft nur in sofern etwas ist, als sie davon leben, und daß sie sogar den Irrthum vergöttern, wenn sie ihre Subsistenz davon haben. — Göthe will das Gesunde (in alter oder neuer Literatur) als das Klassische characterisieren, das Kranke als das Romantische. Er findet alle fortschreitenden Perioden mehr objectiv, alle rückschreitenden mehr subjectiv.

Während das definitive Schicksal der Götheschen Farbenlehre noch einige Jahrzehende abgewartet werden mag, wird Naturforschern und Meteorologen Vieles in diesen Gesprächen lieb seyn, anregend oder belehrend, wenn auch nur wegen des Ernstes und der Treue, mit denen man der Natur nachgehen muß.

Ungetheilten Beyfall wird jeder erfahrene Staatskundige der gesunden Politik Göthe's geben, der es mit Vaterland und Fürsten wahrhaft redlich meint und wie ein von Vorurtheilen freyer scharfsichtiger Mann weder rechts noch links abirrt. Er gehört durchaus zu den Conservativen, haßt jede demokratische Uebertreibung wie ein gefährliches Kinderspiel und ist der jugendlich experimentierenden Pfuscheren im Regieren auf das Entschiedenste feind, ohne liberales Rathgeben der Fähigen zu verbieten. Vortrefflich ist, was er über die Fronde der Zeit gegen alles Große sagt, und über die echte Freyheit jedes Standes in seinen historisch begründeten Schranken. Wie wahr sind die Behauptungen, daß ein großer Regent nichts, als seine Größe brauche, um bey der Nation beliebt zu seyn; daß das Regierungsgeschäft ein großes Metier sey, welches den ganzen Menschen verlange und dem Regenten keine beträcht-

liche Nebenverrichtung erlaube; desgleichen aber auch die gelegentliche Bemerkung, daß die Stumme von Portici eine wahre Satyre auf das darin im äußersten Grade absurd und lächerlich erscheinende Volk abgebe. — Auch von den religiösen Aeußerungen Göthe's muß Ref. wenigstens anführen, daß er nicht an die göttlichen Geheimnisse zu rühren rath, weil die Menschen dabey in ein ihnen nicht zugetheiltes Element gerathen, wie der ihnen unerklärliche Widerstreit zwischen der Freyheit des Willens und der Allwissenheit Gottes zeige; daß die christliche Religion über alle Philosophie erhaben und deren Stütze nicht bedürftig sey; und daß Unsterblichkeit der Seele innere Nothwendigkeit habe.

Zum Schluß hebt Referent nur noch einige zerstreute Bemerkungen hervor, die ihm der Erwähnung werth scheinen. — Die strengen Grundsätze, die Göthe über die Ehe hatte, und namentlich in den Wahlverwandtschaften an einer bekannten Stelle aussprach, wurden selbst von Reinhard bewundert; sie stehen aber mit seiner Ansicht der häuslichen Sitten, als der einzig sichern Grundlage einer richtigen Politik in erklärender Verbindung. Oftmals weist er darauf hin, wie die moralische Güte des Characters zu den unentbehrlichen Vorbedingungen jeder nachhaltigeren Wirksamkeit gehöre, und daß ein guter Mensch, mit Talent begabt, stets zum Heile der Welt sittlich wirken werde, in welcher Art es auch sey. An einer andern Stelle ist der unermessliche Werth des gesunden Menschenverstandes ausgedrückt, der ohne Schulspeculation nicht allein eins der nothwendigen Elemente wahrer Poesie sey, sondern

auch in der Philosophie selbst immer wieder zum Aufseher und Berichtiger der Speculation gebraucht werden müsse. Göthe kommt daher auf den Gedanken, es sey, der Kantischen Kritik der reinen Vernunft gegenüber, an der Zeit, eine Kritik der Sinne und des Verstandes zu schreiben. Er verwirft den Begriff einer Originalität, die Alles nur aus sich selbst haben wolle; und bey dem unendlichen Einflusse, bewußten und unbewußten, der schon vorhandenen Bildungs-Momente, ohnehin als unmöglich angesehen werden müsse. Wenn er im vertraulichen Gespräche sein Verhältniß zu Tieck offen angibt, desgleichen wenn er seine Gegner classificiert (Gegner 'aus Dummheit, aus Neid, aus Mangel eigenen Erfolgs, bloß aus abweichender Denkart, aus wahren Gründen'), wobey sich nothwendig ein gewisses Selbstgefühl zu Tage legt, welches einem solchen Heroen besser steht, als falsche Bescheidenheit: so werden ihm dieß freylich gewisse triumphierende Mückenfänger ausnehmend aufmuhen. — Doch Ref. muß hier schließen. Die Freunde der Göttheschen Muse, und daneben auch manche, wenigstens nicht persönliche, Gegner derselben werden das Büchlein mit großem Genusse lesen; aber vorzüglich muß man es in den Händen der angehenden Schriftsteller und Künstler zu sehen wünschen.

B. M.

---



# E s t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

120. Stück.

D e n 30. J u l i u s 1 8 3 6.

A m s t e r d a m.

Sumtibus J. Müller et Soc.: Parmenidis Eleatae Carminis Reliquiae. De vita ejus et studiis disseruit, fragmenta explicuit, philosophiam illustravit Simon Karsten, phil. theor. mag. litt. doct. instituti regii Belg. sod. corresp. gymn. Amisfurt. rect.; auch unter dem besondern Titel: Philosophorum Graecorum veterum praesertim qui ante Platonem floruerunt operum reliquiae. Vol. prim. pars altera. 1835. 298 S. in 8. Mit dem Index zum ersten Theile.

Daß wir erst nach fünf Jahren als Fortsetzung der Bearbeitung der vorplatonischen Denker diese Sammlung des Parmenideischen Gedichts erhalten, die nach dem Erscheinen der Xenophanischen Bruchstücke rasch ins Werk gesetzt und fast schon vollendet war, lag in den gestörten Verhältnissen des Verfassers, der bey dem Aufstande in Brüssel seine Stelle am Athenäum niederlegte und nach Holland zurückging, dort aber erst Ruhe für seine Studien abwarten und einen neuen Verleger für sein begonnenes Werk gewinnen mußte. Ist die Weise der Behandlung, wie sie die alte Wytttenbachsche Schule in

diesem Gebiete der Alterthumswissenschaft einschlug, auch hier dieselbe geblieben, so wollen wir durch unsere Gegenbemerkungen keineswegs ein ungünstiges Vorurtheil gegen Karstens Leistungen erregen, vielmehr vornherein den wesentlichen Fortschritt anerkennen, der dadurch in der Aufklärung des Eleatismus im Besondern und der alten Philosophie im Allgemeinen gemacht ist. Zwar sind die neu eröffneten Quellen mit den von Fülleborn und Brandis benutzten zusammengehalten kaum der Rede werth, andere freylich gleich unbedeutende übergegangen, indeß ist was von den Trümmern des Parmenideischen Gedichts und sonstigen Nachrichten der Alten bekannt war, durch eine richtigere Anordnung und besonnene Auslegung mit philosophischem Geiste zu einem Ganzen verarbeitet. Freyer und weniger beyfallswerth ist die Kritik gehandhabt, da sich keine feste Norm in der Behandlung der Parmenideischen Poesie zeigt; doch ist Einzelnes trefflich gebessert, hauptsächlich durch Benutzung von Scaligers Sammlung, die durch Geels Vermittlung aus der Leydener Bibliothek herausgezogen uns jetzt erst auch für Empedokles in kritischer Hinsicht viel hoffen läßt.

Als Einleitung zu dem Werke, welches in dem ersten Theile die Bruchstücke des Parmenides nebst Commentar, in dem zweyten eine auf jene und die Zeugnisse der Alten gegründete Darstellung seiner Lehre enthält, wird eine Untersuchung über Leben und Studien des Eleaten vorausgeschickt. Die chronologischen Entwicklungen genügen uns hier nicht. Die scheinbar widersprechenden Berichte der Spätern finden zunächst in der absichtlich wiederholten Erzählung des Platonischen Sokrates ihre Anknüpfung, daß Zeno in einem Alter von etwa 40, und Parmenides als hochbejahrter Greis von wohl 65 Jahren zur

Feyer der großen Panathenäen nach Athen gekommen sey, bey welcher Gelegenheit Sokrates noch sehr jung die ergreifenden Vorträge des Parmenides gehört und dessen Tiefe und dialectischen Scharfsinn bewundert habe. Diese Erzählung, die durchaus nicht nach den Freyheiten der dramatischen Kunst beurtheilt werden darf, bildet zunächst eine Verherrlichung des jungen Sokrates, und soll auf chronologische Genauigkeit Anspruch machen. War der sehr junge Sokrates damals 15 Jahr alt, so mochte Parmenides Ol. 81, 3 in Athen gewesen, demnach in Ol. 65 geboren seyn. Für diese Olymp. entscheidet sich auch Karsten, findet aber damit die Angabe bey Diogenes (IX, 23) im Widerspruch, Parmenides habe Ol. 69 geblüht, zumal Athenäus (IX, 15) und Macrobius (Sat. I, 1) e vulgari chronologorum ratione den Cleaten für etwas älter hielten. Allein, was letztere betrifft, so bemerkt K. nicht, daß sie, zunächst Athenäus, in der einfältigen Polemik gegen Plato diesen nur durch ihn selbst widerlegen können, demnach auch auf keine anderweitige und wohl bekanntere Berechnungen von einem höhern Alter des Parmenides hinweisen, die sich überhaupt im Alterthum nicht vorfinden. Denn schwerlich hatte Theophrast (bey Diog. IX, 21) den Parmenides zum Zuhörer des Anaximander gemacht, eher jenen auf dieser in einzelnen physischen Bestimmungen zurückgeführt, was Spätere nur nach dem sehr beliebten Begriffe der Schule umzusetzen vermochten. Für die Aenderung der Zahl 69 in 79 will sich K. nicht entscheiden, weil Diogenes (IX, 29) auf Ol. 79 das *ἡλικία* für Zeno ansehe und somit Lehrer und Schüler zugleich geblühet haben müßten; darum soll man unter der *ἀκμή* des Parmenides seine Jugendblüthe verstehen. Abgesehen davon, daß man dadurch zu wider-

sprechenden Beziehungen des Ausdrucks gendthigt ist, so fixirt kein Chronolog bey irgend einem Philosophen durch ἀκμή jenes Moment, so daß Diogenes Angabe überhaupt nur dann in Betracht kommen kann, wenn man mit Scaliger jene Aenderung vornimmt. Beym Zeno gibt es Auswege, wenn man beachtet, daß er durch seine Stellung zu der Lehre vom absoluten Seyn und dem empirischen Realismus immer in die unmittelbarste Verbindung mit Parmenides tritt; welche Verbindung auch die von K. übersehene Erwähnung beym Theod. Metochita (Misc. p. 165 Müll.) andeuten soll. Beym Plato wird sie durch den Ausdruck, Zeno hätte dafür gegolten, Liebling des Parmenides gewesen zu seyn, zu einer persönlichen, die K. (S. 14) wiederum ganz verwischt, wenn er die unzweydeutige Nachricht des Apollodorus bey Diog. (IX, 25), Zeno sey Adoptivsohn des Parmenides gewesen, aus einer falschen Erklärung von πατήρ für Parmenides als Schöpfer der von Zeno verfolgten Richtung ableitet. Wir halten diese Verbindung fest und vermuthen, daß der von Diogenes benutzte Chronolog Dl. 79 als die Epoche in dem Leben beider Männer herausgehoben hatte, worein die von ihnen den Cleaten gegebene Gesetzgebung falle; denn beiden schreibt sie Strabo (VI, init.) zu; sie soll so vorzüglich gewesen seyn, daß die Magistrate Cleas in jedem Jahre die Bürger hätten schwören lassen, Parmenides Gesetze beobachten zu wollen, Plut. adv. Colot. c. 32.

Das Verhältniß des Parmenides zu der Pythagorischen Schule, in welchem er wie sein Schüler begreiflicherweise zu Anhängern derselben gemacht werden mußten, welches aber ohne Vorurtheil nicht für so unsicher und unbestimmt erklärt werden darf, können wir mit K. (S. 10)

nicht in dem Sinne auffassen, daß es mehr von Einfluß gewesen sey ad excitandum Parm. studium et ingenium promovendum. Denn wenn Gebeß den Παρμενίδειος βίος neben dem Πυθαγόρειος rühmt, so denken wir uns edlen Zustand im Aeußern, Ernst, sittliche Strenge und Characterstärke als die hervorragendsten Züge desselben, die sich zunächst nur durch den Umgang mit den gleichzeitigen Pythagoreern herausbilden konnten. Darauf ist bloß das καλὸς κάγαδὸς τὴν ὄψιν und das Homerische αἰδοῖος bey Plato (Parm. p. 127. Theaet. p. 183) berechnet, wodurch er Parmenides Persönlichkeit feyert. Pythagorische Stärke und Gesinnung bewies auch Zeno gegen den Tyrannen Demylus. Allein auch im Philosophischen, aber nur in dem Theile, wo sich der Eleat weniger selbständig zeigte, werden wir nachher ohne uns durch scheinbare Aehnlichkeiten täuschen zu lassen, fremdartige Elemente vorfinden, die mit der Pythagorischen Lehre eng verwachsen, nur durch diese ihre Aufklärung erhalten können. Indes Spuren einer mathematischen Anschauungsweise, die den echten Pythagoreer auszeichnet, sind uns bey dem Parmenides auch nicht in der leifesten Andeutung gegeben; darum erscheint uns die Nachricht bey Laurent. Lydus (de Mensib. p. 16 R.), die K. entgangen ist, um so seltsamer, wonach dem Parmenides eine eigenthümliche Anwendung der δεκάς als der vollendetsten Zahl, welche Pythagorisch die ganze Natur der Zahlen umfaßt und das höchste Entwicklungsgesetz darstellt, auf das Gebiet des Intelligibeln und Sinnlichen zugeschrieben wird. Daß hier (wie nachher p. 58) im Sinne des Platonischen Parmenides gesprochen werde, da der Artikel hinzutritt, würden wir augenblicklich abweisen; wir denken um so mehr an eine Verwechslung,

als die nach den ursprünglichen Zahlen gemachten Bestimmungen unpythagorisch und ganz im Geiste späterer Platoniker ausgefallen sind.

Was Karsten §. 4 über Parmenides mündliche und schriftliche Darstellung und nächst dem im Besondern über die Schicksale seines Gedichts mittheilt, erhält im Allgemeinen durchaus unsern Beyfall. Einheit der Schrift bedingt auch hier noch richtig verstanden Einheit der Lehre. Der Glaube an profaische Schriften, der durch die bekannte eingeschobene Glosse bey Simplicius genährt wurde, entstand aus den falsch gedeuteten Worten des Plato im Sophist (p. 237 A), die offenbar auf Parmenides mündliche Vorträge in Athen, wobey Stellen seiner Schrift mit einspielten, zurückzuführen sind, und erst von K. in dieser zwiefachen Beziehung richtig aufgefaßt und in die Fragmente eingetragen werden. Um hier jeden Zweifel zu heben, wollen wir noch das von K. unbeachtet gelassene Zeugniß des unbekanntem Biographen des Plato (Bibl. d. alt. Lit. u. Kunst St. 5 Ined. p. 18) berichtigen, der die dialogische Form zwar vom Plato erfunden seyn läßt, aber doch meint: *εἰ γὰρ τις εἶποι ὅτι καὶ Ζήνων πρὸ αὐτοῦ διαλόγους ἔγραψε καὶ Παρμενίδης, ἐροῦμεν ὅτι οὗτος μάλιστα αὐτῷ ἐχρήσατο.* Bey letzterm halten wir uns nicht auf und dürfen auch nicht, da Zenos dialogische Schriften erwähnt werden, den Alexamenus an Parmenides Stelle einschieben (Diog. III, 48), um dem Biographen besser aufzuhelfen, sondern die erotematisch = dialectische Methode des Parm. im Mündlichen ist nach Platos Sophist (p. 217 C) von jenem Verfasser mißverstanden und in schriftliche Darstellungen umgesetzt. Wie weit die Freyheit der Spätern hierin ging, beweist auch Olympiodor dadurch, daß er den Parm. selbst zum

Lehrer des Plato macht, wobey wir es jedem anheimstellen wollen zu wählen, ob dieser Commentator dazu veranlaßt worden sey entweder durch das Verhältniß, in welches die Platonische Lehre zu der des Parm. im gleichnamigen Dialog oder allgemeiner in dem Eleatischen Gedichte tritt, oder dadurch, daß er die dem Socrates geliebten Worte von dem Umgange mit dem Eleaten auf Plato selbst zurückbezogen hatte. Uns liegt es jetzt daran, Karsten zu p. 8. not. 15 auf diese Nachricht hinzuweisen, s. Olymp. Schol. in Alcib. pr. bey Creuzer Init. phil. etc. T. II. p. 199. 200.

Indem wir von hier aus auf den ersten Theil des Werkes eingehen, betrachten wir die jetzige Sammlung der Bruchstücke in ihrem Verhältniß zu der bisherigen. Jene kann sich vor dieser nur eines kleinen Zuwachses rühmen, indem eigentlich bloß ein Uebergang zur Betrachtung des Seyns, daß es ist, zwischen B. 46 und 47 bey Brandis aus Proklus gestellt worden ist. Denn die eine Hälfte, wodurch B. 46, bey K. B. 40, ausgefüllt ist, war bereits bekannt aber nicht als Vertheil erkannt, nämlich die Worte bey Plotin und Clemens τὸ γὰρ αὐτὸ νοεῖν ἐστὶ τε καὶ εἶναι. Allein durchaus verwerflich ist die Stellung derselben, da die hier ausgesprochene Identität des Seyns und Denkens bey Beschreibung des doppelten Weges der Forschung ganz unzeitig einschreitet. Der Sinn der Stelle ist verkannt; man mußte vielmehr annehmen, daß Parm. anfangs wie das Nichtseyn so daß Seyn von Seiten des Denkens und Erkennens vorgenommen und hierbey jenen Gedanken angefügt hätte. Indes erfolgte letzteres erst sehr spät im Gedichte, nachdem die μάλα πολλά σήματα für das ἔον durch die einfache Dialectik bestimmt waren. Darum knüpft auch

Simplicius (ad Phys. fol. 19 A. 31 A) die Identität erst an B. 93 ff., nur daß er dabey zu stark aristotelisirt. Die sonstigen Verknüpfungen und Umstellungen entsprechen weit richtiger der Abfolge der Gedanken. Zunächst verliert die Stelle aus Sextus ihren alten Platz bey Brandis B. 33 — 38, und tritt nach Simplicius Anleitung hinter B. 55 ein, durch welche Verbindung zugleich die Worte *μόνος* — *λείπεται* B. 37 und 38 ausfallen müssen. Dafür entschied sich schon Scaliger. Ueber B. 56 und 57, denken wir, wird jetzt kein Zweifel mehr obwalten, wenn man bey Plato scheidet, was Parmenides im Mündlichen eingeschärft, daß das Nichtseyende nicht sey, und darauf mit Hindeutung auf die Polemik im Gedichte den Vers aushebt, in welchem er den Geist von dem Wege der Forschung abhält, worauf man das Seyn läugnend nur das Nichtseyende festhalte. Der mündliche Satz, zumal die Worte Platonisch sind, man mag ihn drehen wie man will, läßt sich metrisch nicht einzwängen; von dem wirklichen Verse vermuthen wir aber, daß er nach epischer Weise im Gedichte öfters wiederkehrte, und schlagen darnach die einfache Verbesserung des B. 49 vor: *πρῶτον σὺ τῆσδ' ἀφ' ὁδοῦ διζήσιος εἶργε νόημα*, der sich bey Brandis metrisch nicht halten läßt. Weiter bilden jetzt die bey B. 72 abgebrochenen Worte eine natürliche Reihe, da Karsten mit Scaliger den Bericht des Simplicius nicht unterbricht, sondern Alles mit Recht als Parmenideisch aufnimmt. Dadurch haben denn auch die eingeschobenen Verse 73 — 76 aus Clemens und Theodoret weichen und erst zwischen B. 94 und 95 ihren Platz finden müssen. In der andern Hälfte des Gedichts, die wir nur durch die moderne wenn gleich die Uebersicht fördernde Aufschrift *τὰ πρὸς δόξαν* un-



angenehm gesondert sehen, ist zunächst die von Simplicius selbst angezweifelte Glosse, welche indeß nicht gegen die Bedeutung der beiden Weltprincipe deren Eigenschaften zusammenzufassen sucht, passend ausgeschieden und für sich abgesetzt; sodann, worauf nichts ankommt, die Stelle der Verse 145 und 146 gewechselt, aber nach B. 150 der Satz bey Galen (von Brandis S. 170 Note q bemerkt) als Vers eingeschaltet, der vielleicht, wer weiß es, erst nach B. 156 folgte. Zuletzt merzt K. die drey Worte (B. 157) bey Suidas aus, die zweifelsohne dem Platonischen Parmenides angehören, gedenkt indeß nirgends der beiden Verse bey Stobäus I. p. 354, die, weil auch Proklus (in Tim. p. 160) den zweyten Theil des letzten Verses dem Parmenides zuspricht, nach Brandis Urtheil ursprünglich dem Eleaten und zwar dem physischen Theile seiner Lehre angehören, nachher aber vom Empedokles nachgeahmt seyn sollen, dem zunächst der zweyte Vers vom Simplicius bestimmt beygelegt wird. Allein, wiewohl wir den starken Einfluß anerkennen, den Empedokles von dieser Seite in sich aufnahm, so ist doch dort dem Eleaten mehr geliehet, als seine Lehre zuläßt. Dieser gibt seinem Seyenden, in sofern es sich auf sich selbst bezieht (dafür kommt jetzt noch die von K. übersehene Stelle bey Procl. in Alcib. I. p. 20 Cr. in Betracht), nach allen Seiten gleich und dadurch vollendet ist, Aehnlichkeit mit einer wohlgerundeten Kugel, aber nur als Bild seiner vollendeten Gleichheit; in dieser Hinsicht könnte auf ihn aus beiden Versen nur das πάντοθεν ἴσος bezogen werden, während der unendliche rund gedrehte Sphairos, der vergnüglicher Ruhe sich freut (nach Peyron), allein dem Empedokles angehört. Bey beiden tritt aber die Beziehung zur sinnlichen Welt

durchaus zurück. Alles dürfte hier wohl bloß auf einer Verwechslung beruhen, bey Stobäus in der Ueberschrift, zumal er kurz vorher dem Parmenides das Richtige geliehen hatte, bey Proklus darin, daß er die Aehnlichkeit zweyer Lehren festhaltend das Empedokleische von dem Parmenideischen nicht schied, da er dem εὖν das χαίρων gibt, welches dem Σφαῖρος zukommt.

Wir verzichten hier wiewohl ungern darauf, dasjenige mit unsern Bemerkungen zu begleiten, was K. außerdem durch consequente Wiederherstellung des Ionischen Dialects, durch verschiedene Interpunctionen und kritische Versuche, endlich durch gründliche Exegese für die Bruchstücke geleistet hat. Auch die ganze Darstellung des Seyns im zweyten Abschnitte des Werkes, wobey sich selbst Manches nachtragen ließe, übergehen wir, lediglich aus dem Grunde, um die verhältnißmäßig weit dunklern Hauptpuncte in Parmenides Weltconstruction herauszuheben, die nach den dürftigen Ueberresten und den verworrenen Berichten aufgefaßt eine ganz andere Entwicklung zu fordern scheinen, als sie K. hier zu stark getäuscht, gegeben hat. Ueber das Wesen der beiden Principien kann zuvörderst kein Zweifel obwalten, da die Bezeichnungen derselben in den Fragmenten bestimmt hervortreten, die zunächst Aristoteles, um einen schulgemäßen Ausdruck für das Elementarische und dessen Bedeutung zu erhalten, in den Gegensatz von Feuer und Erde oder des Bewegenden und Materiellen umsetzt. Nur beziehe man die Stelle der Met. I, 3. p. 12, 15 Br. mit K. nicht auf Parmenides, sondern auf Empedokles, wie c. 4. p. 14, 27 lehrt. Wir sind damit einverstanden, daß sich der Cleat B. 113 gegen die Einheit des Grundstoffs erklärt; um so mehr verlangen wir aber von der andern Seite,

seine Richtung auf die Pythagoreer zurückzuführen, je schärfer er nach ihrem Vorbilde die Gegensätze, wiewohl mehr physisch, ausprägt. Allein das Abgeborgte mußte hier auf diesem eigenthümlichen Standpuncte etwas besonderes annehmen, welches Karsten (S. 223) vermöge einer durchaus falschen Auslegung abzulaugnen sucht. Wenn nämlich Aristoteles (Met. I, 5. p. 18, 29) von jenen beiden Principien sagt: *‘τούτων δὲ κατὰ μὲν τὸ ὄν τὸ θερμὸν τάρτει, δάτερον δὲ κατὰ τὸ μὴ ὄν’*, so soll darin nach K., der aber auch hier (wie beym Theophrast) nur die alten Texte kennt, das Positive und Negative oder das Wirkende und Leidende der Elemente nach Aristotelischer Sprach- und Denkweise ausgedrückt seyn. Ja, nimmt man wie hier einen Ausdruck des Aristoteles an und für sich, so wird auch niemand etwas dagegen haben, seinem Systeme gemäß das *ὄν* als Energie und das *μὴ ὄν* als Dynamis in gleicher Entgegenstellung anzusehen, wohl aber jeder dem Verfasser einwenden, daß er das *μὴ ὄν* unaristotelisch als *στέρησις* ansieht, welche nie das mit der Negation behaftete Seyn der Materie, sondern der Form bezeichnet, also auch den einen Gegensatz des Materiellen nicht bildet. Aristoteles Andeutung ist für Parmenides bedeutsamer, wenn man die ganze Verknüpfung begreift und besonders das *κατὰ τάρτει* festhält. Nicht etwa soll der Eleat das Warme das Seyende und das Kalte das Nichtseyende genannt, sondern ein jedes dem andern zugeordnet, also nach Aristoteles Auffassung die Principien ihrer Bedeutung nach in das Verhältniß des Seyenden und Nichtseyenden, wie sich dieses so zu sagen metaphysisch herausstellt, gebracht haben. Wie Aristoteles hierbey nur an den Eleatischen Begriff denkt, ebenso vorher

bey den Atomisten (Met. c. 4), was Karsten schon früher (S. 155. 56) selbst gegen Simplicius Worte deutet.

Die Vereinigung beider elementarischer Stoffe machte Parmenides dadurch möglich, daß er eine allgemeine Grundkraft nachwies, welche durch Mischung das Gegensätzliche in Liebe einigte und Alles beherrschte. Er beschreibt sie als ἀρχὴ μίξις B. 127 flg., und darnach betrachtet sie Karsten (S. 230) ganz richtig als Genitalis vis, schiebt aber dabey dem Alterthume eine Verwechslung der vereinigenden Kräfte unter, deren es sich in dieser Hinsicht nicht schuldig gemacht hat. Wir fassen den Denker so auf: jener ἀρχὴ gibt er, weil er sie als allgemeine erzeugende Grundkraft ansieht, die allgemeine Benennung einer Δαίμων, scheidet sie aber, wie natürlich, von der Göttinn, aus deren Munde er die Lehren der Wahrheit und die menschlichen Meinungen vernimmt; diese Δαίμων (B. 3) oder Θεὰ (B. 22) konnte er sich unserer Vermuthung nach nur als Ἀλήθεια denken. Beide vermischt zu haben, müssen wir dem Berichte bey Stob. I. p. 482 flg. vorwerfen, wornach die physische Gottheit anfangs richtig als Grund der Bewegung und Erzeugung, die Alles regiere (κυβερνήτης s. B. 127), beschrieben, darauf aber durch die Benennungen κληδοῦχος (wie mit Rücksicht auf B. 14 ἔχει κληίδας ἀμοιβοῦς zu ändern ist), δίκη und ἀνάγκη mit unserer Ἀλήθεια verwechselt wird, der Parmenides die Δίκη als Vorsteherinn ihres Tempels beyordnet, aber zugleich die absolute Nothwendigkeit, die er wie alle ältere Denker nicht aufgeben konnte, überordnet. Bezeichnet Plutarch (Erot. c. 12) dieses kosmogonische Wesen bestimmt als Aphrodite, so ist er hier, da er das Fragment sichtbar bloß aus Plato entlehnt, entweder durch die Empe-

dokleische Ehre, oder überhaupt durch das Ver-  
 hältniß des Groß zu jenem Wesen verleitet wor-  
 den. Als der erste Act nämlich, wodurch sich  
 die Gottheit im Weltbilden wirksam zeigte, wird  
 hier die Erzeugung des Groß dargestellt; er er-  
 scheint in seiner secundären Stellung zur Mut-  
 ter als die bewegende und zusammenführende  
 Kraft im Einzelnen. Groß ist ein Ueberbleibsel  
 alter kosmogonischer Vorstellungen, wie schon Plato  
 und Aristoteles andeuten, wenn sie den Parm. hier  
 mit Hesiod zusammenstellen. Der bekannte Vers  
 von Groß Geburt: *‘πρώτιστον (πρώτον der beste  
 Cod. bey Nr.) μὲν Ἐρώτα θεῶν μητίσατο πάν-  
 των’* ist dadurch, daß man um das Subject ver-  
 legen war, vielfach mißdeutet worden. Die früheren  
 Auslegungen sind durch das Bisherige widerlegt,  
 so daß wir es bloß mit K. (S. 120) zu thun ha-  
 ben, der jetzt ohne sein Wissen mit Hommel zu-  
 sammentrifft und durch diesen schon von zwey Seiten  
 (Fr. Hermann und Winckelmann) Beystimmung er-  
 halten hat. K. findet bey Plato (Symp. p. 178 B)  
 das Schaffende bey *μητίσατο* in *τὴν γένεσιν*  
*λέγει*, und erhebt dadurch die Göttinn zu einer  
*Γένεσις*, aus der zunächst die übrigen Götter  
 hervorgehen. Dasselbe soll, wie man jetzt meint,  
 auch Arist. (Met. I, 4.) an die Hand geben.  
 Ohne zu läugnen, daß dieses dem weiten Be-  
 griffe von physiologischen Hymnen zusagt, wie  
 der Rhetor Menander Parm. Gedicht nennt, so  
 müssen wir uns durchaus gegen die Auffindungs-  
 weise erklären. Denn bey Plato soll Groß als  
 der Erstgeborne geschildert werden; die *γένεσις*  
 ist seine Geburt, nicht das ihn Erzeugende, da  
 die Worte *τὴν γένεσιν λέγει* auf das ankündi-  
 gende *οὐχ ἥκιστα δὲ κατὰ τὴν γένεσιν* zurück-  
 gehen. Bey Aristoteles liegt aber die Vorstellung  
 von einer dynamischen Grundkraft so fern, daß  
 er vielmehr bloß von einer Welterzeugung (*τὴν*

τοῦ παντός γένεσιν) spricht, er selbst aber wie Plato den kundigen Leser hinzudenken läßt, wer bey Parmenides den Eros zuerst unter allen Göttern schuf. Bestimmte Aushülfe gibt, wenn nicht schon die allgemeine Anschauung helfen sollte, Simplicius (ad Phys. fol. 9. A.), der uns an die im Mittelpunct wohnende *Δαίμων* erinnert, die durchaus der Pythagorischen Gottheit als *μητέρα θεῶν* vergleichbar ist. Allein ob man bey ihrem Sitze an den Mittelpunct im All oder in den gemischten Kugelkronen zu denken habe, darüber möchten wir uns hier mit K. in Berücksichtigung seiner Vorstellung von dem Parmenideischen Weltgebäude zu verständigen suchen.

Den Bericht bey Stobäus I. p. 482 seqq. versteht K. p. 241 seqq. in der Weise, daß der Eleat übereinandergeslochtene Kronen gesetzt, die eine aus dem Dünnen, die andere aus dem Dichten, zwischen diesen wieder andere aus beiden Principien gemischte, und zwar soll darin schon eine Anordnung gegeben seyn, der das Folgende entspreche, indem die äußerste die gesammten umschließende Krone jene aus dem dünnen Stoffe sey, unter welcher eine feurige, nämlich die gemischten, liege, während die entgegengesetzte mittlere, also die aus dem Dichten, (wie man supplieren müsse) das Centrum bilde, an welche sich dann von dieser Seite die gemischten anknüpfen. Mitten in diesen gemischten thront dann nach dem Excerpt, dem K. Glauben schenkt, die Gottheit. Diese erzwungene Ansicht durchdringt der Grundirrtum, daß ihr Vertheidiger meint, durch die Anfangsworte bei Stob. sollte schon eine bestimmte Lage der Kronen und nicht vielmehr erst ihre Natur im Allgemeinen beschrieben werden. Darum muß die äußerste *στεφάνη* der *ἐκ τοῦ ἀραιοῦ* entsprechen, während es doch nachher bey der wirk-

lichen Anordnung heißt: *καὶ τὸ περιέχον δὲ πάσας τείχους δίκην στερεὸν ὑπάρχειν, ὅφ' ᾧ πυρώδης στεφάνη.* Diese Worte werden durch eine gewaltsame Erklärung bloß für die Feuerkrone gewonnen, um nur das dunkle Princip aus dem obersten Diakosmos wegzubannen, da sie doch wie unmanuirt seyn soll durch das Dichte; denn das *στερεὸν* lassen wir uns nicht nehmen für die äußere Krone aus dem dichten Princip, weil es der alterthümlichen Ansicht von dem Fixsternhimmel recht zusagt und weil Parmenides, wiewohl der Vorstellung von den concentrischen Kreisen folgend, dennoch keine Bewegung um den Heerd des Alls kennt. Und wie hätte er die Milchstraße aus dem Feuer oder bestimmter aus dem Dichten und Dünnen ableiten können (Stob. I. p. 574.), wenn er nicht schon das *πυκνὸν* nach Oben verwendet hätte! Nun aber fährt der Bericht fort: *καὶ τὸ μεσαίτατον πασῶν περὶ ὃν* (Cod.) *πάλιν πυρώδης.* Nach *πασῶν* soll eine Lücke angenommen und ganz gegen die Folge des Gedankens etwa *κέντρον τάξιν ἔχειν* ergänzt werden, was schon darin liegt; vielmehr erinnert das *πάλιν*, daß auch die mittlere Krone fest ist und darum wieder Feuer liegt; denn dem Parm. erscheint auch hier sein dichter Stoff brauchbar, um die Mitte festzustellen. Das verdorbene *περὶ ὃν* hat Boeckh längst in *περὶ ὃ* gebessert und zur richtigen Ergänzung angeleitet. Allein jetzt heißt es weiter: *τῶν δὲ συμμιγῶν τὴν μεταίτατην ἀπάταις τοκέα* (Dav.) *πάσης κινήσεως καὶ γενέσεως ὑπάρχειν* etc. Wie dieser Sitz mitten in den gemischten Kronen, also in dem mittlern Diakosmos oder dem ätherischen Gebiete, in welches die Gestirne versetzt werden, für die Gottheit recht passend gewählt sey, wie K. behauptet, ist uns wahrlich nicht einleuchtend;

wir hätten davon ein Analogon aus der alten Physik gewünscht. Da diese Stelle des Compilator offenbar aus B. 127 geflossen ist, so vermuthen wir eine falsche Beziehung von τούτων daselbst, um so mehr als der weit besonnere Simplicius (ad Phys. fol. 8. A.), dem wir die Erhaltung jenes Verses verdanken, nicht wie Stobäus von den gemischten, sondern von τούτων als von allen Kronen redet, dadurch also der thätigen Ursache den mittlern Sitz im All einräumen durfte. Schon Boeckh nimmt hier sehr treffend die Pythagorische Hestia zu Hülfe, zumal Parmenides wie Philolaus den obersten Kreis als Olymp ansieht. Daß der Alles mißverstehende Cicero (de Nat. D. I, 11.) von diesem mittlern Kreise gelesen, denselben aber durch seinen die στεφάνη erläuternden Beysatz zu dem ihm geläufigeren (de Rep. VI, 17.) umschließenden gemacht, und dann das ihm etwa vorliegende ἤντινα δαίμονα ἐπονομάζει durch quem appellat deum wiedergegeben habe, wollen wir hier bloß andeuten, um die Entwicklung einer andern Zeit zu überlassen. Nur noch dieses gegen K. (p. 274.), daß man dem Eleaten die Paliggenese nicht aufdringen kann, sondern daß die Worte bey Simplicius (ad Phys. fol. 9. A.), die physische Gottheit sende die Seelen bald aus dem Lichten in das Dunkle, bald aber umgekehrt, nur die Annahme zulassen, daß die Seele durch das Einlassen mit der Körperwelt ihren Ursitz verlassen habe und dadurch in ein Scheinleben versetzt sey, welches hier im Sinnlichen herrscht. Freyheit des Seelenlebens ist dann durch den Rückschritt in das Ursprüngliche gegeben. Von einer Buße oder Reinigung, die nach der echt griechischen Idee der Wanderrung stets zum Grunde liegt, ist nicht die Rede.

Krische, Dr.



# G ö t t i n g e g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

121. Stück.

Den 1. August 1836.

---

G ö t t i n g e n.

In der Sitzung der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften am 9ten Julius hielt der Professor Marx die Vorlesung de Herophili celeberrimi medici vita, scriptis atque in medicina meritis.

Der Name Herophilus bezeichnet für das Alterthum den Beginn einer neuen Aera der Medicin. Zwar besaß sie bereits eine reiche und bedeutungsvolle Vergangenheit. Hippocrates und die Reihe seiner nächsten Nachfolger hatten die Bahn gebrochen; aber ihre Bemühungen waren doch nur Anfänge, glückliche Blicke und Griffe in das große Gebiet der Wissenschaft, dessen Umfang sie selbst kaum ahneten, oder wovon sie nur einzelne Abschnitte bearbeiteten. Erst mit dem Auftreten von Herophilus ward ihr eine universelle Behandlung und eine festere Begränzung und Begründung zu Theil.

Die selbständigen Werke dieses Mannes haben die Unbilden der Jahrhunderte nicht überdauert;

nur Bruchstücke derselben finden sich in anderen Schriften aufbewahrt. Was jedoch von ihnen noch übrig ist, verbunden mit den wohlverstandenen Zeugnissen des Alterthums, müssen den Gedanken erwecken, daß ein großer Theil der wissenschaftlichen Arzneykunde der Griechen und Römer in den Lehren, Anregungen und Entdeckungen bestand, die von ihm ausgingen, und daß sehr oft auch da, wo er nicht genannt ist, seine Arbeiten benutzt und ausgezogen wurden.

Von den äußeren Lebensverhältnissen des Herophilus ist sehr wenig bekannt. Er war in Chalcedon, einer kleinen Stadt Bithyniens, in Kleinasien, Byzant gegenüber, geboren, weshalb er der Chalcedonier heißt. Wo er seine ersten Studien gemacht, wird nirgends angegeben. Möglich daß er sie bey Aristoteles, der auch im nördlichen Griechenland zu Hause war, zum Theil wenigstens, begann, und von diesem den Eifer für anatomische Forschungen überkam. In der eigentlichen Medicin hatte er zum Lehrer den Praxagoras, einen unmittelbaren Nachfolger des Hippocrates, der auch wie dieser auf der Insel Kos zu Hause war, wo damals der Hauptsitz für das ärztliche Studium gewesen zu seyn scheint. Sein Mitschüler war Philotimus, der sich späterhin durch mehrere anatomische Entdeckungen und Paradoxien bekannt machte.

Die Ansichten und Verordnungen des Praxagoras, des letzten von der Familie der Aesclepiaden, besaßen lange bey den Griechen Ansehen und Gewicht; wenigstens werden sie oft als Auctorität angeführt. Es konnte jedoch nicht anders seyn, als daß Herophilus allmählich viele Behauptungen seines früheren Lehrers als unstatthaft verwerfen oder widerlegen mußte. Aber er that dieses mit Zurückhaltung, mehr andeu-

tend als ausführlich, so daß er lieber in den Fehler einer dunkeln Schreibart verfallen, als durch deutliche Entwicklung dem Ruhme seines Lehrers zu nahe treten wollte.

Später nahm er seinen Wohnsitz in Alexandria, wo er, unter dem Schutze und wohl auch unter der Begünstigung der Aegyptischen Könige, in diesem neu aufblühenden Sitze der Wissenschaft und Literatur eine Reihe von Jahren als Arzt und Lehrer thätig war. Ptolemäus, mit dem Beynamen der Erretter, der Halbbruder Alexanders des Großen, hatte nach dessen Tode Aegypten zugetheilt erhalten und die von diesem angelegte Stadt zu einem Vereinigungsorte der Gelehrten aller Fächer erhoben. Unter diesen befand sich auch Diodorus, genannt Kronos, der sich durch sophistisch-verfängliche Fragen und Trugschlüsse hervorthat. Dieser hatte sich einmal die Schulter ausgefetzt, und wandte sich, um geheilt zu werden, an Herophilus. Scherzend hielt ihm dieser seine Argumentation, daß es keine Bewegung gebe, entgegen, indem er sagte: entweder ist deine Schulter an dem Orte heraus getreten, wo sie war, oder wo sie nicht war; sie ist es aber weder in dem, wo sie war, noch in dem, wo sie nicht war, also ist sie gar nicht heraus getreten. Da bat ihn der Sophist inständig, er möge doch solche Redensarten lassen und Sorge tragen, daß ihm die nach den Regeln der Kunst passende Behandlung zu Theil werde.

Bald versammelte sich um Herophilus eine große Zahl von Zuhörern aus allen Gegenden. Anfangs lehrte er mehr in dem Sinne seiner Vorgänger, welche als Stifter und Anhänger der dogmatischen oder rationalen Secte bezeichnet werden. Durch Aufstellung bestimmter Sätze

und Erfahrungen ward er aber der Begründer der empirischen Schule, welche von seinem Schüler Rhilinus aus Kos mehr ausgebildet und zur eigenen Secte erhoben wurde. Galen nennt deswegen auch den Herophilus nur zur Hälfte einen Dogmatiker. Am besten würde er nicht mit dem Beynamen 'der empirische, sondern mit dem der beobachtende' belegt.

Von weiteren Ereignissen seines Lebens ist keine Angabe vorhanden, und eben so wenig wie lange er gelebt und in welchem Jahre er gestorben. Nach seinem Tode wurde der Ruhm seiner Verdienste durch zahlreiche Schüler weit verbreitet und seine Lehre durch viele Nachfolger bis in die spätesten Zeiten hinab fortgepflanzt.

Auch von einem Frauenzimmer geschieht Erwähnung, welches in einem Mannes-Anzuge verkleidet sich zu ihm begab, um von ihm in der Geburtshülfe, welche früher nicht von gelernten Hebammen ausgeübt werden durfte, Unterricht zu erhalten.

Dem Herophilus hauptsächlich verdankte Alexandrien die Auszeichnung, daß es einem Arzte zur größten Empfehlung galt, daselbst unterrichtet worden zu seyn. Eine Abzweigung seiner Schule ward späterhin nach Kleinasien versetzt, in die Gegend von Laodicea, welches bey dem großen Verkehre, der zwischen beiden Städten bestand, nicht zu verwundern ist. Die Arzneykunde behielt auch großes Ansehen in Laodicea, und noch jetzt sind Münzen dieser Stadt vorhanden, worauf Herophileische Arzte als Magistratspersonen bezeichnet sind. Jedoch blieb Alexandrien der Hauptsitz medicinischer Studien; Galenus selbst hatte sich eine Zeitlang dort aufgehalten und den Rath ertheilt, daß Studierende dorthin sich begeben möchten, weil

die Lehrer daselbst so großen Werth auf anatomische Selbstanschauung legten.

Herophilus theilte die Resultate seiner Forschungen nicht bloß mündlich in seinem näheren Kreiße mit, sondern legte sie auch in besonders abgefaßten Werken nieder. Diese gewannen ein großes Ansehen bey den Griechen, das sich bis in die späten Jahrhunderte behauptete; wenigstens finden wir Anführungen daraus auch bey Scribenten aus den Zeiten des Verfalls der Wissenschaften. Deshalb ist zu verwundern, daß bey Erhaltung so vieler anderen medicinischen Werke keine seiner Originalschriften sich bis in das Mittelalter durchgerettet hat. Es ist jedoch nicht unwahrscheinlich oder unmöglich, daß man bey sorgfältiger Durchsuhung Manuscripten-reicher Bibliotheken entweder einzelne Abhandlungen oder doch größere Bruchstücke von ihm wieder an das Tageslicht ziehen könnte.

Die Titel der von ihm verfaßten Schriften, aus welchen bey den Alten einzelne Stellen citiert, oder welche sonst genannt werden, sind folgende:

1) Von den Ursachen, wahrscheinlich ein umfassendes ätiologisches Werk, das die anatomischen und physiologischen Gründe der Krankheiten mit Nebenbemerkungen über ihre Behandlung nach seinen eigenthümlichen Beobachtungen entwickelte. Hieraus ist vor nicht langer Zeit ein beträchtliches Fragment von Antonio Cocchi mitgetheilt worden, aus einem handschriftlichen Commentar des Apollonius von Citium (eines Zeitgenossen des Mithridates) zu einem Buche des Hippocrates über die Gelenke, der sich in der Sammlung Griechischer Chirurgen in der Medicischen Bibliothek von S. Lorenzo zu Florenz befindet. Dieses Fragment ist sowohl seit

nes Inhaltes wegen, als auch weil es eine Probe der Darstellung und Schreibart des Herophilus gewährt, interessant.

2) Die Anatomie, nach allem Vermuthen das Hauptwerk des Herophilus, woraus Galen das zweyte und dritte Buch und zugleich mehrere große Stellen anführt, und gewiß durchgehends in seiner Schrift: von der Handhabung der Anatomie, benutzt hat.

3) Untersuchungen über den Puls, woraus Galen namentlich das erste und dritte Buch anführt, manche darin enthaltene Lehrsätze bekämpft und auf eine (nicht erschienene oder nicht mehr vorhandene) eigene Schrift darüber von sich selbst verweist.

Auch der Tarentiner Heraclidēs hatte eine Gesangsschrift verfaßt.

Der Abschnitt von den Rhythmen bildete vermuthlich einen besonderen Theil der allgemeinen Pulslehre des Herophilus.

4) Die Heilungen, deren erstes Buch von Cälius Aurelianus genannt wird, der wahrscheinlich einen großen Theil seiner Vorschriften daraus geschöpft hat. Auch pflegt dieser bey vielen Krankheiten ausdrücklich zu bemerken, wenn er darüber bey Herophilus nichts gefunden.

Wahrscheinlich ist das hier genannte Werk dasselbe, welches Galen unter dem Namen der 'therapeutischen Abhandlungen' erwähnt, und worin auch von der Anwendung der Arzneymittel die Rede ist.

5) Commentar über die Prognostica des Hippocrates. Diese Schrift enthielt theils Erläuterungen, theils Darlegung von Ansichten, welche denen des alten Meisters entgegen gesetzt waren.

6) Von den Augen, eine Schrift, welche, wie zu vermuthen, dieses Organ anatomisch und nach seinen Krankheiten pathologisch, therapeutisch behandelte.

7) Diätetik, woraus uns eine schöne Stelle aufbewahrt wurde. Möglich, daß diese Schrift es ist, welche als von Herophilus herrührend, unter dem Titel: über die Lebensweise, wie über die Kräfte der Nahrungsmittel als Handschrift in der Kaiserlichen Bibliothek zu Wien existiert.

8) Erklärung der bey Hippocrates vorkommenden dunkeln Ausdrücke. Dieser Abhandlung gedenkt Galen. Erotian in seiner Erläuterung Hippocratischer Wörter führt im Eingange mehrere Herophileer an (die er von den Empirikern, z. B. dem Philinus unterscheidet), welche eben solche Erläuterungen geliefert hätten. Den Herophilus selbst nennt er späterhin bey einem Worte, das 'ängstlich seyn' bedeute, und das er unrichtig durch 'irren' erklärt habe.

9) Commentar über die Aphorismen des Hippocrates. Diese Schrift kömmt bey den Alten nicht vor; sie findet sich aber als noch vorhanden unter der Sammlung von Manuscripten in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand verzeichnet.

Die Anhänger und Nachfolger des Herophilus baueten nicht das Feld der vorbereitenden anatomischen und physiologischen Studien, dem er den besten Theil seiner Kraft gewidmet hatte, weiter fort; sondern sie hielten sich mehr an die streitigen prognostischen und therapeutischen Sätze desselben, wodurch sie leicht in allzu subtile Unterscheidungen und Definitionen geriethen. Jedoch mag Galen zu weit gehen, wenn er, im Eifer über einige von ihnen aufgestellte ihm nicht zusagende Behauptungen, sie fast alle Sophisten

und Schwäger nennt und ihnen vorwirft, sie hätten keines der Theoreme ihres Meisters auf practischem Wege geprüft und weiter geführt.

Auch von ihren zahlreichen Schriften sind nur fragmentarische Anführungen uns aufbehalten. Einige derselben, wie die von Zeuxis, waren schon zu Galen's Zeit selten geworden. Deshalb ist ebenso zu begreifen als zu bedauern, daß ein Werk dieses Zeuxis, betitelt: Denkwürdigkeiten von Herophilus und seinen Anhängern, sich nicht bis auf unsere Tage hat erhalten können; so wenig als die Schriften des Apollonius Mys, des Heraclides Eruthraus und des Aristorenius über denselben Gegenstand. Diese Schriften enthielten wiederum an 20 bis 30 einzelne Bücher, und schon daraus ist zu ersehen, welche Bedeutung die Schule des Herophilus im Alterthume haben mußte.

Zuweilen werden die Herophiler in solche unterschieden, welche die reine, unveränderte Lehre des Gründers ihrer Schule vortrugen, und in solche, welche nach der systematischen Ausbildung derselben durch Philinus den Namen Empiriker angenommen hatten.

Bei seinen Lebzeiten mag Herophilus, mit anstrengenden und vielseitigen Untersuchungen beschäftigt, wenige Gegner und noch weniger Streitigkeiten gehabt haben. Eine Rivalität bestand zwischen ihm und seinem Kunstgenossen Erasistratus, die aber mehr in der Verschiedenheit bestimmter medicinischer Ansichten, als in persönlichen Berwürfnissen sich aussprach.

(Die Fortsetzung im nächsten Stück.)

---



# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

122. 123. Stück.

Den 4. August 1836.

---

G ö t t i n g e n.

Fortsetzung der Anzeige der Vorlesung des Prof. Marr: *de Herophili celeberrimi medici vita, scriptis atque in medicina meritis.*

Anders aber ward es nach seinem Tode, wo sofort die nach beiden Männern benannten Schulen sich gestalteten und bis in späte Zeiten herab, wegen abweichender Erklärungen und Hypothesen, sich gegenseitig anfeindeten. Die Wissenschaft wurde dadurch nicht gefördert und der Streit nicht selten auf Unkosten der Wahrheit und des ursprünglichen Sinnes, namentlich des Herophilus, durchgeföchten.

Wenn zugegeben werden muß, daß wir das Meiste, was wir noch von Herophilus besitzen, dem Fleiße und der Gewissenhaftigkeit des trefflichen Galen's verdanken, so finden wir doch gerade in diesem nicht selten den strengsten Beurtheiler und Gegner desselben. In anatomischen Lehren wagt er ihm zwar kaum zu widersprechen,

und äußert sich stets mit bescheidener Zurückhaltung über das, was er selbst Neues und Eigenthümliches glaubt bemerkt zu haben. Um so entschiedener tritt er ihm aber in anderen Gebieten, besonders in der Aufstellung und Entwicklung theoretischer Definitionen entgegen, und wird alsdann leicht heftig und ungerecht. Dieses scheint wenigstens aus den von ihm angefochtenen Sätzen hie und da hervorzugehen. In seinem Streite mit den Herophilicern wendet er die Argumente, die jenen gelten, gegen ihn selbst. So sagt er einmal: 'Ihrem Meister und Vorstande widerfährt gerade das Entgegengesetzte als ihnen, denn er ist zweifelhaft in sehr Vielem, was einen leichten Beweis zuläßt und erklärt sich bestimmt in Anderem, wovon die Beweise unmöglich sind und die Annahme falsch.'

Auch die Sprache des Herophilus tadelt er als nicht schön Griechisch, ja in einzelnen Ausdrücken als barbarisch. So weit jedoch aus den erhaltenen Bruchstücken geurtheilt werden darf, so hat Herophilus in dem zu seiner Zeit zur Sprache der Gelehrten ausgebildeten Alexandrinischen Griechisch geschrieben, welches bestimmt und deutlich, keine Ansprüche machte an Attische Eleganz, welche indessen auch der Galenischen Schreibart fremd ist. Seine Darstellungsweise war einfach, mehr nach der natürlichen als einer streng-systematischen Folge der Gegenstände. So ist ein Wort von ihm aufbewahrt: 'Dieses soll nun das erste seyn, auch wenn es nicht das erste ist.' Er selbst rieth, man möge sich von dialectischen Beweisführungen ferne halten.

Den Unterschied, welchen Herophilus zwischen Vorhersagung und Vorherverkündigung aufstellte, findet Galen nicht nur überflüssig, sondern er nennt ihn auch unnütz, ungereimt, ja sophistisch

und lügenhaft. Seine Ansichten vom Pulse hingegen bestreitet er, weil Herophilus mehr eine Reihe von Beobachtungen und eine Empirie darlege, als eine logische Methode entwickle. Bey der Lehre vom Zittern, welches Herophilus als ein Nervenleiden betrachtete, hält er ihm vor, er habe die Kraft mit dem Organe verwechselt. Auch macht er ihm einen Vorwurf daraus, daß er, da er doch die übrigen Krankheiten der einzelnen Theile rationell behandle, die Heilung der Geschwüre empirisch vornehme.

Obgleich nicht zu verkennen ist, daß Galen aus einer gewissen Empfindlichkeit und Vorliebe für sein eigenes System manchen Tadel zu einseitig und hart ausspricht, so ist es doch nicht möglich, ein bestimmtes Urtheil darüber zu fassen, da ihm die vollständigen Acten der streitigen Fragen zu Gebote standen, welche uns fehlen. Daß aber neuere Schriftsteller, aus halb- oder mißverstandenen Stellen der Alten, Veranlassung nehmen den Herophilus mit herabwürdigenden Ausdrücken zu belegen, dieses Verfahren ist in keiner Art zu rechtfertigen.

Wenn bey der ausgebildeten Höhe, auf der jetzt die Medicin sich befindet, es schwierig ist, ihre einzelnen Theile, die vorbereitenden und die practischen, bey ihrem Studium oder bey ihrer Ausübung von einander scharf zu sondern oder getrennt zu erhalten, wie viel mehr in jener Zeit, wo das Zimmerwerk der ganzen Lehre sich erst aufzurichten und zu befestigen begann. Deshalb findet man ihre ersten und vornehmsten Bearbeiter in allen Zweigen und Richtungen derselben thätig und nur nach der Eigenthümlichkeit eines jeden in diesem oder in jenem Theile besonders ausgezeichnet.

Herophilus scheint keine Seite der Medi-

ein von seinen Bemühungen ausgeschlossen, jedoch ihre Begründung durch anatomische und semiotische Untersuchungen zu seiner hauptsächlichen Aufgabe gemacht zu haben. Selten wird er von den Alten anders genannt als der große, der berühmte Arzt, der Priester der Arzneykunde; nicht selten wird er mit Hippocrates zusammengestellt; aber am meisten wird von ihm gerühmt, daß er die Zergliederungskunst in ihren rechten Besitz eingesetzt habe. Galenus sagt mit bestimmten Worten: 'Herophilus sey zwar in allen andern Theilen seiner Kunst tüchtig gewesen, aber in dem, was durch Anatomie erkannt werde, habe er die genaueste Einsicht erreicht.' Es lag jedoch keiner der andern medicinischen Theile außer dem Bereiche seiner Bestrebungen, und so wird er mit Wahrheit zu den Männern des Alterthums gerechnet, welche die volle und ganze Heilkunde inne hatten. Seine scharfsinnigen, epochemachenden Leistungen in der Pulslehre werden als ein Denkmal bewunderungswürdiger Beobachtungsgabe genannt. Seine practischen Vorschriften zeugen von einem allseitigen und tiefen Studium der Natur. Es ist dieses überhaupt von den Alten anerkannt worden, daß er die Welt der Erscheinungen mit sicherem, prüfendem Blicke aufgefaßt und verfolgt habe, und weder durch Analogie noch durch Induction verleitet weiter gegangen sey, als das unmittelbare Object der Beobachtung oder der sinnlichen Anschauung gestatte. In dieser Beziehung bietet er manche Vergleichungspuncte dar mit dem scharf und bestimmt beobachtenden Aristoteles, und es wird auch ausdrücklich bemerkt, daß, wenn er gleich nicht so viel als dieser geschrieben, er es doch mit nicht geringerer Gewissenhaftigkeit gethan habe.

Das Bestreben des Herophilus ging dahin, die Natur zur Leiterin zu haben, und, obgleich er selbst Gründer einer Schule wurde, von Schulmeinungen und künstlichen Systemen sich frey zu halten. Hierauf geht eine Aeußerung des Plinius, nachdem er die Secte des Chrysippus, Erasistratus und Akron genannt: 'diese waren lange in Zwiespalt mit einander und sie alle hat Herophilus verworfen.' Wäre auf dem Wege, den er betrat, fortgeschritten und der Versuch gemacht worden, seine reine Naturbeobachtung und Analyse mit dem tiefgreifenden Blick und Tact Hippocratischer Weisheit zu verbinden, so würde die Medicin sich rascher und glücklicher entfaltet und bereits im Alterthume mehr Umfang und Sicherheit erlangt haben.

Den Werth der Schriften des Herophilus haben auch Manche der Neueren erkannt und das Bedauern ausgesprochen, daß nur so wenige Ueberreste und diese wenige nicht gesammelt und geordnet vorhanden seyen. Auch hat sich Manchem bey dem genaueren Studium der alten Aerzte, namentlich des Galen's, die Ueberzeugung aufgedrängt, daß sie ihr Bestes aus dem Herophilus geschöpft haben.

Als eine der wesentlichsten und fruchtbringendsten Neuerungen wird von Herophilus gerühmt, daß er zuerst, nicht wie bis dahin geschah, nur Thiere, sondern menschliche Leichname zergliederte. Welcher Fortschritt dadurch bedingt wurde, springt von selbst in die Augen. Das Licht, welches hievon auf die Erkenntniß der Krankheiten fiel, ward so auffallend, daß sogar angegeben wird, die Aegyptischen Könige hätten sich mit der Zergliederung todter Menschen beschäftigt. Ob jedoch der Eifer der damaligen Anatomen so weit ging, auch lebende Verbrecher,

welche dem Tode anheim gefallen waren, ihrem Messer zu unterwerfen, läßt sich weder behaupten noch verneinen. Die Sage davon war im Alterthume verbreitet. Galen erwähnt ihrer nicht, wohl aber Celsus, wo er angibt: 'Es sey nothwendig die Körper der Gestorbenen zu zerlegen und ihre inneren Theile und Eingeweide zu untersuchen. Weitauß am besten habe Herophilus gehandelt, da er Verbrecher, die er von den Königen aus den Gefängnissen erhielt, lebendig zergliederte; so habe er, bey noch verharrendem Athem, die Theile beobachten können, welche die Natur vorher verschlossen gehalten, so wie ihre Lage, Farbe, Form, Größe, Ordnung, Härte, Weichheit, Glätte, Berührung; sodann die Verlängerungen und Verkürzungen der einzelnen Theile.' Viel lebhafter malt dieses Bild der Kirchenvater Tertullian aus, mit den Worten: 'Herophilus, jener Arzt oder vielmehr Metzger, hat unzählige zerschnitten, damit er die Natur untersuche; er haßte den Menschen, damit er ihn kennen lernte. Und doch zweifle ich, ob er sein ganzes Innere mit Sicherheit erforschen konnte, da ja der Tod veränderte, was kurz zuvor lebendig war, und nicht ein einfacher Tod, sondern einer, der unter den Kunststücken der Zergliederung herumirrte.' Das Wahre an der Sache möchte bey dem Mangel anderer Quellen nicht mehr zu ermitteln seyn. Möglich, daß die Zergliederung menschlicher Todten, welche an sich schon den Aegyptern und Griechen ein Gräuel war, Veranlassung zu noch schlimmeren Gerüchten gab; möglich auch, daß in einem oder dem anderen Falle die Wißbegierde die Gelegenheit benutzte, Versuche auch an lebenden menschlichen Körpern anzustellen. Sicher ist es, daß Aristot-

teles lebende Thiere zergliederte, um ihren Bau und ihre Functionen kennen zu lernen.

Obgleich es nicht mehr möglich ist, den Gang und Umfang der anatomischen Untersuchungen des Herophilus genau anzugeben, so wird die Uebersicht der aufbewahrten Bruchstücke doch geeignet seyn, einigen Begriff von ihrem Gehalte und ihrer Bedeutung zu erwecken.

Was zunächst die Hülfsmittel der anatomischen Untersuchung betrifft, so scheint er nicht bloß, wie seine Vorgänger, die einzelnen Gebilde mit dem Messer getrennt, sondern sie noch auf andere Weise präpariert zu haben. Galen gibt an: 'man müsse bey der Zergliederung eines Körpertheils zuerst die obere Haut entfernen, aber nicht auß Gerathewohl, wie die Gerber, welche zugleich damit die unten befindliche, durch welche die Adern gehen, welche die obere ernähren, abziehen. Die Operation, wodurch eine Haut von den unter ihr befindlichen Theilen abgelöst werde, nenne Herophilus Abhäutung oder Darfis.'

Von dem Nervensysteme hatte Herophilus bereits umfassende Kenntnisse; Galen nennt ihn als denjenigen, welcher hauptsächlich, nach Hippocrates, die Anatomie der Nerven sorgfältig beschrieben habe.

Er lehrte, daß diejenigen, welche aus dem Gehirne und Rückenmarke entspringen, entweder der Empfindung oder der Willensthätigkeit dienen.

Galenus sagt: 'Die das Gehirn einschließenden, mit mannigfachen Gefäßen durchwebten Hirnhäute, nannte er Chorion-artige Umbüllungen, nach der Aehnlichkeit der Chorion-Häute, welche den Fötus rings umschließen, als ein Ge-

flechte von Arterien und Venen zusammengehalten durch zarte Membranen.'

'An dem Scheitel des Kopfs treffen die Verdoppelungen der Meninx, welche das Blut führen, in eine leere Stelle, wie in eine Cisterne, zusammen, die deshalb Herophilus die Kelter zu nennen pflegt.'

'Von hoher Bedeutung ist das Geflecht, welches Herophilus das netzförmige nannte; die Halsschlagadern, welche zu dem Gehirne gehen, spalten sich, ehe sie die harte Hirnhaut durchdringen, vielgestaltig unter derselben, indem sie sich in viele Reihen herumflechten, als wenn man sich dächte, es lägen viele Netze über einander.'

'Herophilus nannte das große Gehirn "Gehirn", das kleine "Nebengehirn", indem er jenem wegen seiner Größe den Namen des Ganzen beylegte. Denn da dieses zweyfach ist, so ist von seinen beiden Hälften jede größer als das ganze Nebengehirn.'

Auf die Untersuchung der Hirnhöhlen verwandte Herophilus besondere Mühe, da er in ihnen den Sitz der Kraft suchte, welche das animalische und geistige Leben beherrscht. Als die bedeutungsvollste Höhle betrachtete er die vierte, im kleinen Gehirne befindliche.

'In der Mitte des Bodens der vierten Hirnhöhle, bemerkt Galen, geht eine schmale Furche herab, die sich am unteren Ende derselben im verlängerten Marke in ein hohles rinnenförmiges Ende zuspitzt. Diese nannte Herophilus, wegen ihrer auffallenden Aehnlichkeit, die Schreibfeder.'



‘Dem vom Gehirne nach dem Auge gehenden Sehnerven gab Herophilus den Namen Gang.’ Es scheint jedoch, als habe er alle Nerven, welche zu den Sinneswerkzeugen gehen, Gänge oder Wege genannt. Eine schöne Beschreibung der beiden Sehnerven, die erst als zwey verbundene von einer Wurzel ausgehende Pfade, dann getrennt zu den Augenhöhlen gelangen, nach Herophilus, findet sich bey einem späteren lateinischen Schriftsteller, bey Chalcidius. Galen sagt: ‘die empfindenden Nerven, welche von dem Gehirne in die Augen treten, nenne Herophilus Gänge, weil in ihnen allein die Wege des Nervengeistes erkennbar und deutlich seyen.

Die Häute des Auges beschrieb er sehr genau und belegte sie zum Theil zuerst mit besonderen Benennungen. Von der Aderhaut gibt er an: ‘sie sey glatt nach Außen hin, da wo sie mit der Hornhaut zusammenhänge, aber rauh auf der abgekehrten Seite, ähnlich dem Fell eines Traubenkerns und mit Gefäßen durchflochten.’ ‘Die höchst zarte Haut, welche die gläserne Feuchtigkeit umschließt, hieß er Spinnenwebhaut und verglich sie mit einem in die Höhe gezogenen Zuggarne, weshalb sie später als netzförmige, oder nach ihrem Inhalte als glasartige aufgeführt wird.’

In Betreff des Gefäßsystems unterschied er Schlag- und Blutadern schon so gut, daß er sogar die Verschiedenheit in der Dicke ihrer Häute bestimmte, die er bey den Arterien sechs- fach so stark annahm, als bey den Venen. Die sehr große und dicke Blutader, welche von dem Herzen nach der Lunge geht, nannte er arterielle Vene, wegen ihrer von andern Venen abweichenden Structur.

Ob das Herz Nerven habe, welches Aristoteles behauptete, der in ihnen den Ursprung der Herzthätigkeit suchte, ist durch Herophilus nicht ausgemacht worden. Er fand in ihm nur 'nervenartige Fäden', wovon aber Galen behauptete, daß es nur die Enden der Häute seyen, welche an den Mündungen des Herzens sich befänden, die Erasistratus sorgfältig, Herophilus aber nachlässig beschrieben habe. Daß die Arterien am Herzen ihre Wurzeln haben, galt bey den Alten als eine ausgemachte Sache; ebenso bey den Meisten, daß die Venen aus der Leber entspringen. Darüber hatte jedoch Herophilus manches Bedenken. Die Herzohren rechnete er zum Herzen und nicht zu den Gefäßen.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die einfache aber strenge anatomische Betrachtung den Herophilus ganz nahe an die Entdeckung der Milchgefäße geführt habe. Galen sucht zu zeigen, 'die Natur habe bewunderungswürdig für die Ernährung des Magens und der Gedärme gesorgt, und namentlich dem Gekröse einen eigenthümlichen Venen-Apparat, der nicht in die Leber überginge, gegeben. Denn, wie auch Herophilus sage, endigen sich diese Venen in drüsenartige Körper, während alle andern in die Thore (da wo die Pfortader in die Leber einströme) sich verlören.'

Hieraus geht hervor, daß auch eine andere diesen Gegenstand betreffende Angabe von Galen, daß nämlich Venen in das Gekröse dringen, welche sich daselbst in Drüsen verlieren, aus Herophilus entnommen ist, obgleich dessen Name nicht genannt wird.

Von den Drüsen, namentlich den Speicheldrüsen und dem Pankreas stellte er zuerst be-

stimmte Ansichten auf, welche den späteren Anatomen Stoff zu vielen Discussionen lieferten.

Dem Anfange der Gedärme, ehe sie sich in Bindungen zusammenschlagen, ertheilte er den Namen 'Zwölffingerdarm.'

'Ueber die Leber, bemerkt Galen, hat Herophilus am genauesten gehandelt und zwar mit folgenden seinen eigenen Worten:

'Die Leber des Menschen ist sehr ansehnlich und groß gegen die in andern Thieren, welche gleichen Umfang mit dem Menschen haben. Da wo sie das Zwerchfell berührt, ist sie erhaben und glatt; wo sie aber den Magen und dessen Wölbung berührt, ist sie einwärts gebogen und uneben. Sie hat das Ansehen einer Kluft da, wo beym Fötus die Nabelvene in sie eindringt. Sie ist nicht bey allen ähnlich, sondern an Breite, Länge, Dicke und Höhe, an Zahl der Loben, an der Unebenheit nach vorn, wo sie am dicksten ist, an den Erhabenheiten ihres Umfangs, wo sie sich verdünnt, bey dem einen so, bey dem andern anders. Bey dem einen hat sie keine Loben, sondern ist ganz rund und gerade, bey einigen hat sie zwey, bey andern drey, bey vielen auch vier.'

Dieses hat Herophilus richtig gesagt und noch dazu, daß bey wenigen Menschen, aber nicht weniger Thieren, namentlich beym Hasen, sie einen Theil der linken Seite einnehme.'

Die Ermittlung, wo und wie der Same beym Manne gebildet und wohin er gebracht wird, beschäftigte Herophilus viel. In den Blutgefäßen, welche zu den Hoden gehen, sey der Same vorgebildet; von den Hoden gelange er

zu den Nebenhoden; von diesen in den Samengang und von da in die Samenbläschen. Mehrere dieser Gebilde belegte er mit neuen Benennungen.

Hinsichtlich der Genitalien des Weibes stützte sich Herophilus bey seinen Angaben nicht bloß auf Untersuchungen bey Thieren, sondern, wie Galen ausdrücklich hervorhebt, auch auf die bey dem Menschen. Er unterschied die Gestalt des Halses des Uterus und die des Muttermundes, je nachdem eine Frau noch nicht oder schon mehrere Male schwanger war. Er vergleicht jenen dann mit dem Kopfe eines Polypen oder mit dem Kehlkopfe. 'Bevor das Weib geboren habe, wäre man nicht im Stande die Spitze einer Sonde in den Muttermund zu bringen.' 'Vor der Geburt stehe er durchaus nicht offen; allein während des Herbeyströmens des Monatsflusses öffne er sich etwas.' 'Merkwürdig sey es, wie weit diese Deffnung, welche während der Schwangerschaft vollkommen geschlossen sey, bey der Niederkunft ausgedehnt werden könne.' Die Gefäße, welche in den Uterus gehen, beschrieb er ausführlich, so daß er selbst auf die Ausnahmen bey dem Verlaufe aufmerksam machte. Die Fallopischen Röhren scheint er gekannt zu haben.

Von den Ovarien liefert er eine ausführliche Beschreibung; er sagt, wo sie liegen, von welcher Membran sie umgeben werden und wie ihre Structur beschaffen ist. Und wie er überhaupt die männlichen und weiblichen Geschlechtsorgane zu parallelisieren sucht, so nennt er die Eierstöcke Hoden oder Zwillinge. Seine eigenen Worte sind:

'An den Uterus sind die Hoden angewachsen, auf beiden Seiten und wenig von denen des

Mannes verschieden. Sie befinden sich an jeder Seite der Mutter, der auf der rechten, jener auf der linken; nicht beide in Einem Hodensack, sondern jeder getrennt, umgeben von einer dünnen, häutigen Membran, klein und etwas breit zulaufend, den Drüsen ähnlich; gegen die umschließende Haut hin nervig; ihrer Substanz nach nicht zerreiblich, wie auch die der Männer. Bey den Stuten sind sie sehr bedeutend. Sie sind angeheftet mit nicht wenigen Häuten an den Uterus, auch mit einer Arterie und Vene, die aus dem Uterus in sie eindringen, die Vene von der Vene, die Arterie von der Arterie. Der Samengang ist an jedem nicht sehr sichtbar; er hängt von Außen her mit dem Uterus zusammen, der eine von der rechten, der andere von der linken Seite; sein vorderer Theil hat Windungen ähnlich wie bey'm Manne, und das übrige ist bis ans Ende aufgetrieben. Von jedem der beiden Hoden ist er, ähnlich wie bey'm Manne, in das Fleischige des Halses der Blase (?) verwachsen, dünn und gekrümmt am vordern Theil, wo er die Hüftknochen berührt, wo er auch endigt, an die Scham von beiden Seiten nach Innen zu eingefügt.

Aus der Osteologie wird von ihm angegeben, er habe das Zungenbein, weil es bey den Mandeln sich befinde, den Bepsteher und das Wadenbein die Röhre genannt.

Bey der innigen Verbindung, welche besonders in den früheren Zeiten zwischen anatomischen und physiologischen Forschungen Statt fand, läßt sich kaum annehmen, daß Herophilus beide Lehren getrennt abgehandelt habe. Doch mögen, der leichteren Auffassung wegen, seine mehr-der

Physiologie angehörenden Sätze hier zusammengefaßt werden.

Den Sitz der Seele nahm er im Gehirne, und zwar, wie zu vermuthen, in der vierten Hirnhöhle an.

Auch auf die Seelenthätigkeiten während des Schlafzustandes dehnte er seine Beobachtungen aus. Von den Träumen glaubte er, daß sie dreyfacher Art wären. 'Die einen seyen Gottgesandte und kämen nach einer höheren Nothwendigkeit; die andern wären physisch, indem die Seele das, was ihr zuträglich sey, oder künftig ihr begegnen könnte, in Schattenbildern sich darstellte; wieder andere wären gemischter Natur, durch zufälliges Zusammentreffen von Bildern entstanden, wenn wir das sähen, was wir wünschten, wie das bey Liebenden der Fall sey, die den Gegenstand ihres Verlangens im Traume zu umfassen wäñnen.'

Die Nerven seyen die Leiter der Empfindungs- und Willenskraft. Bey der bewegenden Kraft seyen Nerven, Arterien und Muskeln thätig.

Von vier Kräften läßt er das Leben regieren, von der ernährenden, welche ihre Wurzel in der Leber, von der animalischen oder erwärmenden, welche ihre Quelle im Herzen, von der denkenden, welche ihren Sitz im Gehirne und von der empfindenden wie bewegenden, welche ihren Grund in den Nerven habe.

Von dem Athmen hatte er sich, wie Plutarch angibt, eine eigenthümliche Vorstellung gebildet: 'Die Lunge hat von Natur ein Begehren nach Ausdehnung und Zusammenziehung; das Andere folgt hieraus. Die Wirksamkeit der Lunge besteht in dem Anziehen der Luft von Außen her.

Sie zieht aber an sich, weil Alles von Außen angefüllt ist. Auf eine entsprechende Art leitet, nach einem zweyten Begehren, der Thorax den Athem in sich; ist er aber voll und nicht mehr zu ziehen vermögend, so ergießt er das Ueberflüssige wieder in die Lunge, aus welcher, nach der Wechselbeziehung der Körper, die Abscheidung nach Außen geschieht. So entstünden vier Bewegungen bey der Lunge; die erste, wo sie die äußere Luft aufnimmt; die zweyte, wenn sie das Aufgenommene nach Innen in den Thorax ausgießt; die dritte, wo sie das vom Thorax Ausgetriebene wieder in sich aufnimmt; die vierte, wo sie das bey der Wiederkehr in ihr Gesammelte nach Außen stößt. Von diesen Bewegungen seyen zwey Ausdehnungen, nämlich wenn die Lunge den Athem von Außen her und vom Thorax erhält, und zwey Zusammenziehungen; die eine, wenn der Thorax das Lustige in sich zieht; die andere, wenn er es wieder in die Lunge ausgießt.

Diese Ansicht des Herophilus vom Athmen hat sich mit einigen Modificationen lange erhalten.

In Hinsicht des Blutlaufs möchte man glauben, daß er den Zusammenhang der Bewegung in den Arterien mit der des Herzens erkannt und das Vorhandenseyn des bewegten Blutes in ihnen vorausgesetzt habe, ohne jedoch der alten Meinung, als fände sich auch noch ein luftiges Wesen in ihnen, ganz zu entsagen. 'Das Blut erhielten sie vom Herzen, und wenn man auch noch die Gegenwart des Luftgeistes in ihnen anzunehmen hätte, so müßten sie diesen aus den übrigen Körpertheilen an sich ziehen.' Dann lehrte er von den Schlagadern,

daß sie wirklich pulsierten, indem sich ihre Häute ausdehnten und zusammenzögen, wie bey dem Herzen, daß aber diese Kraft ihnen nicht ursprünglich und unbedingt zukäme, sondern daß sie dieselbe von dem Herzen empfingen; daß aber außerdem noch andere Umstände zur Bildung des Pulses beytrügen.

Was Herophilus über die Function der zum Zeugungsapparate gehörenden Organe, so wie über die Bereitung des Samens annahm, ist bey seiner anatomischen Beschreibung dieser Theile mit angegeben. Doch findet sich auch außerdem eine Stelle, woraus hervorgeht, daß er die Umwandlung des Blutes in Samen theils anatomisch zu erhärten suchte, indem der innerste Theil der Samengefäße vom Blute geröthet, der äußere vom ausgebildeten Samen schon weißlich sey; theils physiologisch, da auf analoge Art sich bey den Frauen nach der Geburt das Blut, welches nun nicht mehr zur Ernährung des Uterus verwandt würde, nach den Brüsten bringe und daselbst die weißliche Beschaffenheit der Milch annehme.

Von dem Fötus äußerte er, daß dieser eine mehr allgemeine physische, nicht durch das Athmen bedingte Bewegung besitze. Die Nerven aber seyen Ursache der Bewegung. Jener werde erst dann zu einem lebendigen Geschöpfe, wenn er zur Welt gebracht etwas Luft in sich aufgenommen.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

---



# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

124. Stück.

Den 6. August 1836.

G ö t t i n g e n.

Beschluß der Anzeige der Vorlesung des Prof. Marx: de Herophili celeberrimi medici vita, scriptis atque in medicina meritis.

So wie Herophilus von dem Bau, der Gestalt, Lage und Verrichtung der Körpertheile gründliche Einsichten zu erlangen strebte, so ging er auch in Untersuchungen ein über die Ursachen und das Wesen der Krankheiten, ihren Verlauf, ihre Erscheinungen und über die Mittel, welche der Mensch besitzt sie zu vermeiden, oder welche die Natur ihm darbietet, sie zu entfernen.

Von diesen seinen Bemühungen im Gebiete der allgemeinen und angewandten Medicin sind mehrere Bruchstücke vorhanden.

Alle ärztliche Thätigkeit kann nur zum Zweck die Erhaltung oder Wiederherstellung des gesunden Zustandes haben. Welchen Werth aber ein solcher besitze, drückte Herophilus also aus:

‘Keine Weisheit kann sich entfalten, keine Kunst sich offenbaren, keine Stärke in den

Kampf treten, kein Reichthum Genuß gewähren, keine Rednergewalt sich geltend machen, wenn Gesundheit fehlt.'

Seine Definition der Arzneykunde war: 'sie sey die Kunst, die Gesundheit zu bewirken.' Eine andere mehr ins Einzelne gehende war diese: 'Sie sey die Wissenschaft von den gesunden, kranken und gleichgültigen Dingen. Von diesen dreyen habe sie Einsicht; von den gesunden, in sofern sie die Zustände im Menschen so bedingen, daß aus ihrem gegenseitigen passenden Ineinandergreifen das Gesundseyn hervorgeht; von den kranken, als denjenigen, welche die gesunde Harmonie zerstören. Zu den an sich gleichgültigen gehöre Alles, was in Krankheiten Hülfe bringe, dem Stoffe nach: Denn das Hülfsmittel sey, bevor es von dem Arzte angewandt werde, ein Gleichgültiges, weder gesundes noch krankes.'

Die dreyfache Eintheilung scheint Herophilus überhaupt geliebt zu haben, und sie wird als etwas seine Darstellung Bezeichnendes ausdrücklich hervor gehoben. So unterschied er eine kräftige, schwächliche und eine dazwischen inneliegende Körperbeschaffenheit, wie sie namentlich nach überstandenen starken Fiebern zur Zeit der Reconvalescenz und im Greisenalter sich zeige. So nahm er bey den Klassen der Arzneystoffe immer die Dreytheilung an: warme, kalte; saure, süße und was dazwischen liegt.

Die Krankheit definierte er als ein Leiden der Säfte; oder, wie Galen es ausdrückt, er nahm an, daß die Bedingung der natürlichen wie der widernatürlichen Zustände in den Säften enthalten sey; welches humoral-pathologische Dogma lange sein Ansehen behauptete.

Herophilus legte übrigens, seiner ganzen wissenschaftlichen Richtung nach, weniger Werth auf

die Auffuchung der Ursachen, als auf die reine Beobachtung der Thatsachen. So bedauert Galen, daß derselbe nicht die Erklärung seiner so wichtigen Beobachtung aufgesucht habe, warum bey gewissen Lähmungen bloß die Empfindung, bey andern die willkührliche Bewegung, bey andern beide aufgehoben werden.

Die Sucht, Alles nach theoretischen Voraussetzungen deuten zu wollen, welche gerade damals überhand nahm, mag Herophilus gerade auf die entgegen gesetzte Bahn getrieben haben. Er erklärte sich gegen jedes Eingehen in die zu fern liegenden veranlassenden Momente, namentlich gegen die Sitte, beym Kommen zu einem Fieberkranken sofort zu fragen, ob das Fieber von der Wärme oder der Kälte oder der Ueberfüllung herrühre.

Ein um so größeres Gewicht legte er auf die genauere Unterscheidung der wahrnehmbaren Zeichen der Krankheiten. Hieraus ergebe sich eben so sehr die Erkenntniß ihrer Natur als die Vorauskenntniß ihres Verlaufes und Ausganges. 'Von der Vorauskenntniß sey die Vorhersagung zu unterscheiden, welche von äußeren Einflüssen bedingt, äußerst oft der Zuverlässigkeit ermangele.' Er behauptete, 'hiermit einen in Thatsachen begründeten Unterschied, nicht willkührliche Angaben aufzustellen.'

Als eine seiner prognostischen Bemerkungen wird angeführt, daß das Weggehen todter oder lebendiger Spulwürmer kein schlimmes Zeichen sey.

Die wichtigste Bereicherung jedoch, welche die Semiotik und somit eine Hauptstütze der theoretischen wie practischen Medicin durch Herophilus erhielt, war die Begründung der Pulslehre.

Wohl mag man vor ihm das Phänomen des

Pulses schon beobachtet und namentlich Praxagoras ihn als ein Attribut der Arterien angesprochen haben; aber wie konnte dieser, da er annahm, in den Arterien seyen keine Säfte enthalten, einen Zusammenhang zwischen dem Phänomen ihres Pulsierens und den andern organischen Vorgängen ahnen?

Als einen bestimmten Ausdruck des individuellen inneren Zustandes, als ein physiologisches und pathognomisches Zeichen, als ein Maß der Kräfte, als einen Führer bey den wechselnden Krankheitserscheinungen erkannte ihn zuerst Herophilus. Er gab ihm den Werth und die Stellung, welche ihm in der Reihe der medicinischen Hülfsmittel gebührt und wandte auf seine Beobachtung eine große Sorgfalt. Wenn wir die von ihm hiezüber verfaßte Schrift besäßen, würden wir wahrscheinlich die Ueberzeugung gewinnen, daß die Hauptsätze der Pulslehre von ihm aufgefunden und von späteren Griechen wenig Wesentliches hinzugefügt worden sey.

Dieses läßt sich aus den ausführlichen Abhandlungen des Galens über den Puls schließen, wo er indessen seine und des Herophilus Ansichten so durch einander gemischt hat, daß die Abtrennung dessen, was dem letzteren allein gehört, sehr schwierig ist. Einzelne daraus ablösbare Stellen sind folgende:

Das Wort Puls ist in dem auch jetzt noch geltenden Sinne zuerst, nächst Praxagoras, von Herophilus gebraucht worden.

Der Puls, so lehrte Herophilus, 'sey eine dynamische Oseillation, welche aus der natürlichen Thätigkeit des Herzens und der Arterien entspringe und durchaus der Art nach von den Bewegungen verschieden, welche ihren Ursprung in andern Systemen hätten, sich als Zittern und

Krampf darstellten, und denen auch wohl das Herz mit seinen Gefäßen unterworfen seyn könnten. Hierin müsse er natürlich seinem Lehrer Praxagoras widersprechen, welcher der Meinung gewesen, beide Erscheinungen seyen nicht der Art oder dem Wesen nach, sondern bloß dem Grade nach verschieden.'

Unter der Benennung Puls begriff Herophilus jede fühlbare Bewegung der Arterien. 'Man findet, äußert Galen, daß Herophilus im Anfange seiner Schrift über die Pulse, den Puls von dem Bittern unterscheidet. Es scheint dieser Mann jegliche Bewegung der Arterien, welche wir an uns von Anfang bis zu Ende wahrnehmen, Puls zu nennen, woraus wir die Diagnose der gegenwärtigen und die Prognose der künftigen Zustände feststellen, ohne daß wir dabey des Pulses am Herzen oder dem Gehirne oder den Hirnhäuten bedürfen.' 'Nach der Ansicht des Herophilus, bemerkt derselbe an einem andern Orte, ist die Zusammenziehung die wahre Energie der Arterien und die Ausdehnung ist auf das gewöhnliche und natürliche Verhalten des Körpers zu beziehen. Denn er will, daß wie bey den Todten die Haut der Arterie auseinanderstehend gesehen wird, so auch, so viel an ihr ist, sie bey dem Lebenden auseinanderstehe.'

'Herophilus, wo er die verschiedenen Pulsarten auseinandersetzt, zählt als Unterscheidungs-Momente auf: die Größe, Schnelligkeit, Heftigkeit und den Rhythmus, und erwähnt sodann noch besonders der Ordnung und Störung, der Gleichförmigkeit und der Ungleichheit.'

'Der gemsenartige oder hüpfende Puls, wie ihn Herophilus nannte, ist von der Classe derjenigen, welche nach einer Diastole ungleich sind, wenn nach der Ruhe die zweyte Bewegung schnell-

ler und heftiger als die vorhergehende ist; hiervon allein ist auch der Name genommen nach einer Aehnlichkeit des Springens bey den Gemsen oder Ziegen.'

Den Unterschied des hüpfenden oder doppelt-schlägigen Pulses so wie des wellenförmigen und wurmartigen entwickelt Galen, wie es scheint, nach Herophilus.

'Herophilus sagt, die Stärke der in den Arterien befindlichen animalischen Kraft sey die Ursache des heftigen Pulses.'

'Den Puls der Knaben nannte er den großen.' 'Den ameisenartigen hielt er nicht für schnell.'

Einen vollen Puls, wie ihn Spätere definieren, nahm er nicht an.

Höchst eigenthümlich war seine Betrachtung derjenigen Eigenschaft des Pulses, die er den Rhythmus nannte.

Da er nämlich von dem Principe ausging, daß die Arterien, obgleich sie ihren Hauptimpuls vom Herzen erhielten, mit einer besonderen Kraft begabt, sich auszudehnen und zusammen zu ziehen vermöchten, so setzte er das Wesen des arteriellen Pulses in die regelmäßige Folge dieser Thätigkeiten. Immer erscheine zuerst eine Ausdehnung, welche einen Moment dauere; dann komme die Zusammenziehung, welche wieder einen Moment anhalte. So entstünden zwey Zwischenmomente, die er mit dem Ausdrucke Intervalle oder Pausen belegte. Die beiden Hauptmomente der gerade eintretenden Expansion und Contraction verglich er mit dem Aufschlag und Niederschlag in der Musik. Die vier Momente zusammen nannte er Zeiten (Längen und Kürzen) oder Maße.

Indem er nun den Puls durch alle Lebensalter

und viele Krankheitsformen hindurch beobachtete, kam er auf die Entdeckung des verschiedenen Verhaltens jener vier Momente, je nach Verschiedenheit der Körperzustände, so daß der natürliche Rhythmus einen vierzeitigen Tact hält, und nach dem Vorherrschen des einen oder andern Moments, ganz andere Abtheilungen zeigt. Diese Ansicht geht aus der Relation Galens hervor; doch führt dieser ihn namentlich nur dann an, wenn er eine seiner Behauptungen für unklar oder unhaltbar hält, während er sonst alle Ergebnisse der mühsamen Beobachtungen des Herophilus als ein bekanntes Gemeingut hinnimmt. So sagt er: 'Obgleich Herophilus vielfach der Rhythmen für die Prognose erwähnt, so ist doch nicht ganz leicht herauszufinden, was er unter Rhythmus versteht; ob bloß das Verhältniß der Dauer der Diastole zur bloßen Systole, oder ob er auch noch die Dauer der einer jeden dieser Bewegungen folgende Ruhe hinzufügt.'

'Herophilus bestimmt zuerst eine für die Wahrnehmung mit der Hand merkbare Zeit oder Länge, nach welcher er die andern mißt, und nun äußert er, die letzteren enthielten von jener zwey oder drey oder auch mehrere, wie wenn er bey allen Pulsarten ganz genau die Zeiten erkannte, so wohl von den bloßen Bewegungen als auch von den auf sie folgenden Pausen.' Ferner:

'Herophilus hat in seiner Zeitmessung bey der Zusammenziehung und Ausdehnung das, was die verschiedenen Lebensalter betrifft, in Rhythmen oder Tacte gebracht. Denn so wie die Musiker sie nach bestimmten Zeitverhältnissen zusammenstellen, indem sie Hebung und Senkung oder Anschlag und Niederschlag mit einander vergleichen, so hat Herophilus angenommen, es sey dem Anschlage die Diastole, dem Niederschlag

die Systole der Arterie analog. Er stellte nun seine Beobachtungen so an, daß er mit dem neugebornen Kinde begann und als erstes wahrnehmbares Zeitmoment das annahm, wo er die Arterie ausgedehnt fand; ganz gleich sey hier für sie auch die Zeitdauer der Zusammenziehung.' In wiefern nun Herophilus den Puls-Rhythmus bey Neugebornen gleichförmig annimmt, darin (fährt Galen fort) scheine er ganz Recht zu haben; wenn er aber die Ausdehnung bey der Arterie der Greise so weit hinauszieht, daß sie bis zum zehnfachen der Zeitdauer der vorangegangenen anhalte, so täusche er sich, indem er die Ausdehnung nach den wahrnehmbaren Bewegungen beurtheilt, welche wir aus dem Schlage gegen die Finger erkennen, die Zusammenziehung aber auf die ganze übrige Zeit verlegt, wo er die Bewegung nicht wahrnahm.' 'Die Zusammenziehung ist zuweilen von kürzerer Dauer, zuweilen von gleicher, zuweilen auch, wie Herophilus schreibt, von längerer als die Ausdehnung; aber nicht, wie er meint, um das fünffache, sondern nur um ein wenig größer.'

Es steht uns nicht mehr zu die Kritik des Galens im Einzelnen zu beleuchten; gewiß aber ist, daß der metrische Theil der Pulslehre des Herophilus zwar im Alterthume bewundert, aber wenig gekannt oder verstanden war.

So sagt Plinius: 'Der Puls der Arterien, welcher besonders an den äußeren Theilen der Glieder erkennbar und fast ein Anzeiger der Krankheiten ist, wird nach gewissen Weisen und metrischen Gesetzen, je nach den Lebens-Altern (ob er gleichförmig oder beschleunigt oder langsam) beschrieben von Herophilus, einem berühmten Arzte, mit bewunderungswürdiger Kunst, die man aber wegen ihrer zu großen Feinheit



verlassen hat.' Da, wo er an einem andern Orte dieses wiederholt, setzt er hinzu: 'diese Lehre des Herophilus sey verlassen worden; weil man, um sie zu verstehen, eine mehr als gewöhnliche Bildung besitzen müsse.'

Indessen war eine allgemeine Vorstellung von seiner Lehre sehr verbreitet, und bey verschiedenen Autoren finden sich Anführungen und Andeutungen von seinem Verfahren, die musikalischen Bezeichnungen auf die fühlbaren Bewegungen der Schlagadern anzuwenden.

Vielfach waren auch die Bemühungen des Herophilus in der Erweiterung der Arzneymittel-Lehre.

Der Beruf dazu lag nahe. Durch die Untersuchungen und Entdeckungen des Aristoteles, durch die Eroberungen Alexanders des Großen waren neue Welten gewonnen worden. Die Schätze Indiens aus allen drey Reichen der Natur, die Wunder der bis dahin verschlossenen Barbaren-Länder strömten herüber zu den erstaunten Griechen. Herophilus befand sich zu Alexandrien, im Mittelpuncte dieser Zuflüsse; hier hatte er die günstigste Gelegenheit die neuen Formen der Thiere, Pflanzen und Gesteine, die neuen daraus gewonnenen natürlichen und verarbeiteten Producte, so wie die kräftige Wirkung, welche viele derselben auf den menschlichen Körper ausübten, kennen zu lernen. Einem so erfahrenen Beobachter entging die Bereicherung nicht, welche hierdurch dem Arzneyschatze zu Theil wurde oder doch werden konnte. Der bisherige Medicamenten-Vorrath der Griechen, wie wir ihn aus den Hippokratishen Schriften kennen, war klein beyammen, und näherte sich in Manchem den simplen Hausmitteln, so wie der einfachen Kost, womit die Alten sich begnügten. Nun

entfaltete sich eine Fülle von Gewürzen, Salzen, ja sogar Giften, die alle, mit Vorsicht angewandt, dem Wohle der Kranken und der Erweiterung der Medicin dienen zu können schienen. Welch eine hohe Meinung Herophilus von ihrem Werthe und ihrer Bedeutung hatte, darüber ist bey den alten Schriftstellern nur Eine Stimme. Er pries sie als eine Gabe des Himmels. Er glaubte, daß es kaum eine Krankheit gebe, die nicht mit ihrer Hülfe bezwungen werden könnte. Namentlich hielt er viel von den Eigenschaften der Pflanzen, von welchen die wirksamsten noch lange nicht hinreichend erkannt wären, obgleich manche solche Heilkräfte besäßen, daß man sie fast empfände, wenn man nur mit dem Fuße über sie hintrete. Bemerkenswerth ist in dieser Hinsicht eine Stelle des Plinius: 'Dieses waren nun bey den Alten die Heilmittel, da die Natur selbst gewissermaßen den Arzt machte, und sie blieben es lange. Wenigstens finden wir die Schriften des Hippocrates erfüllt mit Erwähnung von Kräutern; dann auch die des Diocles Carystius; eben so des Praxagoras und Chrysippus und dann des Erasistratus. Auch Herophilus, obgleich Gründer einer Schule, die sich mit feineren Untersuchungen beschäftigte, vertheidigte vor allen jene herrliche Methode durch eine wirksame Erfahrung (die Meisterin aller Dinge, besonders in der Medicin) gegen Wortgepränge und Schulgeschwätz seiner Zeit; denn in diesen Schulen zu sitzen, nur mit dem Zuhören beschäftigt, behagte weit mehr, als in die Wildnisse zu gehen und Pflanzen zu suchen, einige zu dieser, andere zu einer andern Zeit des Jahrs.'

Derselbe führt auch an, 'daß obgleich andere Aerzte die Nießewurz zu zwey Drachmen gege-

ben, Herophilus diese zu vier Drachmen verordnet und dieses Mittel mit einem tapfern Feldherrn verglichen hätte, der, wenn innen Alles in der größten Aufregung sich befände, selbst unter den ersten heraustrete.

Wie Herophilus jedoch von den Arzneymitteln an sich dachte, ist aus einer uns aufbewahrten Aeußerung von ihm ersichtlich: 'Wenn du behaupten wolltest, die Mittel seyen einzeln und für sich betrachtet nichts nütze, so möchtest du ganz schicklich reden; denn nichts sind sie, wenn der, so sich ihrer bedient, sie nicht recht anwendet; ist es aber anders, dann mag man sie füglich Hände der Götter nennen.'

Weit anderer Meinung war auch hier wieder Erasistratus, welcher behauptete, der Körper dürfe nicht durch heftig wirkende, starke Mittel, sondern durch Diät, schmale Kost, Bewegung und milde Arzneystoffe der Gesundheit zugeführt werden. 'Es sey eine übel verstandene Neuerung und Überwichtigkeit gewisser Leute (daß er Herophilus darunter versteht, ist nicht zu verkennen), welche metallische und vegetabilische Stoffe, ja solche, die aus giftigen Thieren genommen, aus den Eingeweiden der Erde gegraben oder von dem Grunde des Meeres hergeholt worden, in Eins zusammen mische. Viel besser würde man handeln, wenn man dieses Alles fahren ließe und sich begnügte die Medicin in dem Kreise von Zisfanen, Gurken und einer Mischung von Del mit Wasser zu lassen.' Hieraus ist auch erklärbar, warum er den Gebrauch des Opiums als todbringend verbot.

So ergibt sich, daß in jener frühen Zeit, wo eine wissenschaftliche Medicin sich erst gestaltete, die wichtigsten Wahrheiten schon in Frage gestellt wurden und ein Zwiespalt sich bildete, der

unter mannigfachen Formen verlarvt sich auch in den jüngsten Tagen wiederholte.

Von den zusammengesetzten Mitteln des Herophilus werden noch zwey aufgeführt, eines gegen die Tagblindheit und dann ein Pflaster.

Uebrigens wird von Galen ausdrücklich bemerkt, daß Herophilus, wie manche der Alten, seine Anweisung über den Gebrauch der Arzneymittel in seinen therapeutischen Schriften selbst niederlegte.

Seinem Beyspiele folgend haben seine Schüler sich mit diesem Theile der Arzneywissenschaft viel beschäftigt, und wie zu vermuthen, hierin am meisten practisch Brauchbares geleistet und geliefert. Sehr viel, vielleicht der größte Theil vom Inhalte seiner pharmacologischen Schriften hat Galen aus denen des Mantias und Heraklides geschöpft. Von jenem sagt er: 'Mantias, wie er von Anfang an ein Herophileer war, blieb er es durchweg; Heraklides aber neigte mehr hin zur Richtung der empirischen Aerzte, er der in allem übrigen der trefflichste Arzt war und kundig der meisten Arzneymittel.'

Daß übrigens Herophilus nicht einzig und allein die Arzneymittel als Waffe führte, sondern jede Hülfe, welche Einsicht und Erfahrung darboten, geht daraus hervor, daß er von den Alten unter die gründlichsten Kenner der Gymnastik gerechnet wurde, und daß er eine eigene Schrift über die Diätetik heraus gab.

Von der Betrachtungsweise und der Behandlungsmethode der speciellen Pathologie und Therapie finden sich nur noch wenige Nachrichten.

Wie wir Herophilus als Empfehler kräftiger Arzneymittel kennen gelernt haben, so kann es uns nicht verwundern, ihn im Alterthume unter

denen Aerzten aufgezählt zu finden, welche das Aderlassen in vielen Fällen für angezeigt und wohlthätig hielten; wiederum im Gegensatze mit Erasistratus und dessen Schule, welche durchaus gegen alle Blutentziehungen sich erklärten.

Wie von physiologischer Seite, so verwandte er auch von pathologischer auf die Krankheiten der bewegenden und empfindenden Organe seine Aufmerksamkeit. Von der Lähmung wußte er, daß sie zuweilen nur die Kraft der Empfindung, zuweilen nur die der Bewegung, zuweilen beide zerstöre.

Den plötzlich eintretenden Tod, ohne deutliche Ursache, leitete er von einer Lähmung des Herzens ab.

Das Zittern erklärte er für ein Leiden der Muskeln, den Krampf hingegen für eine Affection der Nerven.

In Bezug auf den Starrkrampf sagte Herophilus, 'daß ein heftiger Dysthotonus das mehr gerade mache, was durch die Verknüpfung der Rückgrathswirbel gekrümmt erscheint, und daß ein leichtes hinzukommendes Fieber jenes Uebel hebe.' Auch beobachtete er, daß Manche durch das Ausziehen eines Zahnes gestorben seyen.

Von seiner Behandlung der Augenkrankheiten ist uns bloß ein Recept gegen die Tagblindheit aufbewahrt.

In der Lungensucht und bey dem Blutspenen gab schon Herophilus, ohne etwas Anderes, Gefalzenes mit Brot, und ließ Wasser nachtrinken. Bey Blutflüssen war er für die Unterbindung am Kopfe, an den Armen und Schenkeln.

Auch die Wunderarzneykunst verdankt ihm einige eigenthümliche Beobachtungen. Daß er sie selbst practisch geübt, geht aus der bereits erzählten Geschichte von der Wiedereinrichtung der

verrenkten Schulter des Diodorus hervor. Auch ist ein bedeutendes Fragment von einer Schrift des Herophilus uns erhalten, worin von der Wiedereinrichtung des ausgewichenen Schenkelkopfs die Rede ist. Seine eigenen Worte lauten:

‘Wartim versucht man nicht eine andere Einrichtung des Schenkelkopfs neben denen, die bis jetzt fehlgeschlagen sind; eine, wobey, wenn er verrenkt war, er nachher fest bleibt? Denn gewöhnlich folgt man der Analogie, daß Ausrenkungen sich bleibend wieder einrenken lassen, bey der unteren Kinnlade und dem Schulterkopf; dann beym Arme, Knie und den einzelnen Fingern, ja bey fast allen den Gliedern, die sich zu verrenken pflegen. Auch wissen die Wundärzte keinen Grund anzugeben, warum gerade bey diesem Gliede die Einsetzung nicht haften will. Sie würden ihn aber aus der Anatomie erkannt haben. Denn es trifft sich, daß in dem Kopfe des Schenkelknochens ein Band angewachsen ist, das mitten in die Gelenkhöhle hineinwächst. So lange dieses bleibt, kann der Schenkelknochen nicht herausfallen. Ist dasselbe aber zerrissen, so geht es nicht an, daß es eine Zusammenwachsung erhält. Findet aber diese nicht Statt, so kann auch das Glied nicht in seiner früheren Lage verharren. Da also hier die Ursache offenbar geworden, so sollte man in diesem Falle ganz von dem Wiedereinbringen des herausgefallenen Schenkels abstehen und nicht viel mit fruchtlosen Versuchen sich abmühen.’

Daß Herophilus sich mit der Heilung der Geschwüre beschäftigte, erwähnt Galen; aber er ist mit seiner Behandlung, die er indessen nicht näher angibt, unzufrieden, weil er dabey nicht auf die Naturen, ob sie feucht oder trocken, Rücksicht

genommen. 'Bey den Geschwüren (erwähnt Cassius Tatrosophista) beobachtete Herophilus, daß die runden viel schwerer zur Heilung zu bringen seyen, als die von andern Formen. Als Grund gab er an, daß sie wegen ihres kreisförmigen Umfangs einen größeren Raum einnahmen, als es dem Auge schiene, und daß sie deshalb mehr Zeit zur Vernarbung bedürften als andere.'

Sogar die Geburtshülfe hatte Herophilus von seinen ärztlichen Bemühungen nicht ausgeschlossen. Früher wurde bemerkt, daß er darin Unterricht erteilt und daß er die weiblichen Geburtsorgane, namentlich den Wechsel der Gestalt des Mutterhalses, das verschiedene Verhalten des Muttermundes, im schwangern und nicht schwangern Zustande, die Bewegung des Fötus, die Bildung der Milch in den Brüsten zc. beschrieben habe. Alles dieses scheint anzudeuten, daß er auch practischer Geburtshelfer war, wozu noch kommt, daß er unter denen genannt wird, welche in gewissen Fällen den Fötus tödteten und sich dazu eines eigenen Instruments bedienten.

Wenn aus den vereinzeltten Ueberresten auf den ganzen Mann geschlossen werden darf, so kann man wohl von Herophilus behaupten, daß er in allen Theilen der Arzneywissenschaft erfahren und thätig erfunden werde, und man darf ihn als ein Muster seiner Kunst aussprechen, wenn anders das Wort Galen's wahr ist, daß jener Arzt nur vollendet sey, der in der Theorie wie in der Praxis sich gleich vollkommen erweist.

### U t r e c h t.

Ex officina van der Monde: Specimen anatomico-pathologicum de Otorrhoea, at-

que de variis modis, quibus pus profluere, et quorsum delabi soleat, auctore G. A. F. Quarin Willemier, Chirurgo Militari Secundi Ordinis. 1835. IV u. 73, S. in 8.

Diese Erstlingsarbeit des Verfassers, woran Schröder van der Kolk einigen Antheil hat, ist schon wegen des Gegenstandes, der noch wenig bearbeitet wurde, beachtungswerth. Der Ausfluß aus den Ohren, der in Folge einer Reizung der auskleidenden Schleimhaut idiopathisch, oder nach Unterdrückung einer catarrhalischen Affection sympathisch erscheint, kommt mit und ohne Knochenfraß oder Polypen vor. Die krankhafte Absonderung wird entweder durch den äußeren Gehörgang, nach Durchbohrung des Paukenfells, ergossen; oder durch die Eustachische Röhre in den Mund, in die Nase, in die Speise- oder Luftröhre; oder nach Zerstörung der Knochenwände in die Gehirn- und Rückenmarkshöhle; oder nach erfolgtem Knochenfraß des processus mastoideus in die unten liegenden benachbarten Theile. Diese Fälle werden vom Verfasser entwickelt und zur Erläuterung 16 Fälle mit beigefügten Leichenuntersuchungen mitgetheilt. Die Symptome werden kurz erläutert. Da das deutlichste Zeichen dieses krankhaften Zustandes, nämlich der Ausfluß, fehlen kann, wenn der Schleim oder Eiter bey Verschließung der Eustachischen Röhre oder bey nicht erfolglicher Zerreißung der membrana tympani in der Paukenhöhle zurückbleibt, so wird die Diagnose durch Hervorheben der wesentlichen Symptome näher bezeichnet.

---



# G ö t t i n g e r g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

125. Stück,

Den 8. August 1836.

---

W i e n.

Bey F. Beck: Catalogus codicum manuscriptorum bibliothecae palatinae vindobonensis Pars I. Codices philologici latini. Digessit Stephanus Endlicher. 1836. X und 402 Seiten in Hochquart.

Seit dem Erscheinen der früher gedruckten Verzeichnisse von Lambek, Nessel, Kollar und Denis, hat es der Wiener Hofbibliothek nicht an thätigen Beamten gefehlt, welche auf Bervollständigung und Fortsetzung jener Arbeiten bedacht waren. So entstanden neue Cataloge von Heyrenbach und Schwandtner (aus welchen wir auch schon durch Perz, im dritten Bande des Archivs für deutsche Geschichte, Auszüge erhalten haben), ferner Auszüge und Notizensammlungen von Gentilotti, Forlosia, Kopitar und Eichenfeld. Die Ungleichheit dieser Materialien veranlaßte den obersten Beamten der Bibliothek, Grafen Moriz von

Dietrichstein; unsern Verf. mit der Herausgabe eines neuen Catalogs, zunächst über die Handschriften der römischen Literatur, zu beauftragen; und es bedarf nur eines Blickes auf das glänzende Aeußere des Buches, um sich zu überzeugen, daß dabey nur an die Ehre der Bibliothek, und nicht an buchhändlerischen Gewinn gedacht worden ist. Es sind 632 Handschriften, welche hier mit angemessener, nicht übertriebener Ausführlichkeit beschrieben werden, worauf dann sämtliche Auctoren und anonyme Werke noch wieder in alphabetischer Ordnung zusammengestellt sind. Drey sehr saubere Schriftproben — über das S. C. de Bacchanalibus, die älteste Handschrift des Livius, und über die neuerdings entdeckten Fragmente von Ulpian's Institutionen beschließen den Band.

Wenn nun die gegenwärtige Anzeige bestimmt wäre, dem Urtheil der Philologen über den Hauptinhalt des Buches vorzugreifen, so würde vor Allem der hier S. 125—131 zuerst abgedruckten Fragmente des Plinius (Hist. nat. 33, 50—34, 29) zu gedenken seyn, deren Werth zwar der Verf. nur gering anschlägt, von denen wir aber doch eine Schriftprobe noch lieber gesehen hätten, als von dem ohnehin schon mehrfach verbreiteten S. C. de Bacchanalibus. Allein es soll zunächst nur der Umstand herausgehoben werden, daß dieser Catalog noch mehr darbietet, als die sogenannte classische Literatur, an welche wir zunächst bey philologischen Handschriften zu denken pflegen. Denn so wie dem Theologen die Handschriften des Tertullianus, Augustinus, Martinus von Braga; dem Historiker die historia miscella und manche An-

dere in Betracht kommen werden, so ist für den Juristen zunächst die vorhin gedachte Schriftprobe von Ulpian's Institutionen sehr erheblich. Herr Endlicher hatte den Text bereits im vorigen Jahre in einem Sendschreiben an Savigny abdrucken lassen (s. G. g. U. St. 10. 11. von diesem Jahre, und die beiden ersten Abhandlungen von Savigny und Rudorff im neunten Bande der Zeitschr. f. geschichtl. Rechtswissenschaft); es waren aber damals einige critische Zweifel und Bedenken entstanden, deren Lösung nun theils durch die Schriftprobe, theils durch einen verbesserten Abdruck des Textes (S. 402) gewährt worden ist. Nur einmal ist Hr Endlicher noch bey einer mindestens gewagten Lesart geblieben, indem er den Buchstaben q durch quod, nicht durch quae auflöset (reddis quod accepisti), obwohl die Schriftprobe jetzt deutlich zeigt, daß es die ganz gewöhnliche Sigle für quae, und namentlich kein ungewöhnlich gekrümmtes q ist, wie das Siglenverzeichnis des früheren Abdrucks es darstellte (vgl. Savigny a. a. D. S. 5).

Auch ein Bartolus de insigniis et armis kommt in diesem Cataloge vor (S. 207), jedoch nur wegen seiner zufälligen Verbindung mit einem Vegetius. Dagegen finden sich für Böcking's Abhandlung über die Notitia dignitatum (1834) noch zwey, aus Trient stammende Handschriften derselben (S. 232. 33), welche freylich, so wie alle anderen, lediglich auf die Urschrift aus Speyer zurückweisen. Erheblicher dürfte der Gewinn für die Agrimensoren seyn, indem der Catalog unter den Handschriften der Arithmetik und Geometrie des Boethius we-

nigstens zwey nennt (S. 254. 260 — 62) welche nach der vom Ref. neuerdings aufgestellten Eintheilung (Rhein. Museum für Jurisprudenz Bd. 7) zu der etwas räthselhaften vierten Classe der Agrimensorenhandschriften gehören, und deren Eine mit den beiden Berner Handschriften (Rhein. Mus. a. a. D. S. 232) manche Uebereinstimmung bietet. Dagegen vermissen ich die von Pez benutzte Salzburger Handschrift des Gerbertus de geometria (Rh. Mus. S. 236) in diesem Catalog, obwohl sie wahrscheinlich nach Wien gekommen ist.

Auch für das, eben jetzt mit dem vierten Bande beschlossene Iter italicum des Ref. findet sich hier schon etwas nachzutragen: eine sichere Spur über die späteren Schicksale der Dombibliothek zu Trient (Iter Bd. I. S. 197. Bd. IV. S. 163. 64). In Endlicher's Catalog nennt nämlich öfters Handschriften, welche von dorthier stammen, wie namentlich die zwey vorhin erwähnten der Notitia dignitatum, die des Vegetius und Bartolus (deren auch schon von Gentilotti monum. Trident. T. III. p. 376 gedacht worden ist), und zwey Handschriften der Historia miscella von Paul Barnefried (p. 307. 311).

Mit Bedauern haben wir in der Dedication wie in der Vorrede des Verf. das Lebewohl gefunden, welches er seinem seit sieben Jahren bekleideten Amte an der Hofbibliothek zuruft. Seine Entdeckung der Fragmente Ulpian's hatte uns zu der Hoffnung berechtigt, daß wir ihm noch Manches ähnlicher Art künftig zu verdanken haben würden.

## B o n n.

Hey Adolph Marcus: Beyträge zur Lehre von den Eyhüllen des menschlichen Fötus von Theodor Ludwig Wilhelm Bischoff, Doctor der Philosophie und Medicin, Privatdocenten an der Universität zu Bonn. Mit zwey Stein- tafeln. 112 S. in 8.

Hey der Durchlesung dieser Schrift könnte man die Ansicht gewinnen, daß der Verf. zur Ausarbeitung derselben besonders durch das bekannte Werk von Belpeau veranlaßt worden sey, und seine Arbeit sich auch zum Theil auf des Französischen Naturforschers Werk stütze. Doch verwahrt sich Herr B. gegen diese Ansicht ausdrücklich durch die Bemerkung, daß er, bevor ihm jenes Werk zu Gesicht gekommen, seine eigene Arbeit schon ganz vollendet gehabt und nur nachher die Belpeausche Schrift mit der seinigen verglichen habe; auch sey er durch seine frühere Stellung als Assistentz- Arzt der Universitäts- Entbindungsanstalt in Berlin genugsam im Stande gewesen eigene Untersuchungen über den vorliegenden Gegenstand anzustellen. Die häufige Uebereinstimmung mit dem Werke des Herrn Belpeau kann unserm Verfasser um so weniger zum Vorwurf gemacht werden, da er bey seinen Untersuchungen einen ganz verschiedenen Weg eingeschlagen hat. Während nämlich Belpeau seine schätzbaren Beobachtungen an Ethern aus einer frühen und zum Theil sehr frühen Periode gemacht, hat Herr B. sich auf die Untersuchung ausgezogener Eyhüllen beschränkt.

Das Werkchen zerfällt in drey Kapitel und einen Anhang. Das erste Kapitel handelt von

der Decidua Hunteri. Die neuerlich von verschiedenen Seiten ausgesprochene Ansicht, daß diese Membran nichts anderes als die entwickelte Schleimhaut der Gebärmutter sey, glaubt der Verfasser verwerfen zu müssen, und neigt sich statt dessen zu der älteren Meinung hin, nach welcher dieselbe ihre Entstehung einem entzündungsähnlichen Vorgange im Uterus verdankt. Es gelang ihm in dieser Haut, gleich nach Entfernung der Nachgeburt aus dem Uterus, zahlreiche Gefäße, als abgerissene kurze Stämme, die sich fingerförmig und auf eigenthümliche Weise gekräuselt in ihr verbreiteten, wahrzunehmen, und dieselben zu wiederholten Malen mit Quecksilber und andern Materien anzufüllen. Bey der auch gegenwärtig noch Statt findenden Meinungsverschiedenheit über das Vorhandenseyn solcher Gefäße würde eine Mittheilung der Injectionsweise des Verfassers nicht unwillkommen gewesen seyn. Die decidua reflexa läßt er durch Einwärtsstülpung der d. vera entstehen. Da er aber nicht Gelegenheit hatte Eyer aus einer frühen Periode, wo vera und reflexa weniger fest mit einander vereinigt sind, im frischen Zustande zu untersuchen, so war es ihm nicht möglich bestimmt zu entscheiden ob jene Gefäße einer oder beider Lagen der decidua angehören, doch hält er es für wahrscheinlich daß auch die d. reflexa Gefäße besitzt, so wie er auch den Zweck der letztern Haut nicht auf die Befestigung des Eyes beschränkt, sondern das Ey soll auch seinen Nahrungstoff, bis zur vollständigen Entwicklung des Mutterkuchens, aus derselben entnehmen.

Das zweyte Kapitel handelt von dem Chorion. Hinsichtlich dieser Haut ist der Verfasser

in sofern den neueren Beobachtungen gefolgt; daß er dieselbe für eine, die Keimflüssigkeit schon im Eyerstock umgebende, völlig geschlossene Blase ansieht. Er läßt sie aus zwey Blättern bestehen, von denen das innere ganz besonders fein ist. Das äußere Blatt sey zu allen Seiten mit Flocken besetzt, die dadurch entstehen, daß die zwischen den beiden Blättern fortlaufenden Umbilicalgefäße die äußere Lamelle nach außen drücken und als Scheide vor sich her treiben. Nette der Nabelgefäße, so wohl Arterien als Venen, läßt er zu allen Flocken des Chorion treten, obgleich er weder im Stande war selbige durch Injectionen deutlich darzustellen, noch mittelst des Mikroscoops überhaupt genau zu unterscheiden. Das an und für sich ganz gefäßlose Chorion sey weder zellig noch faserig, am meisten aber noch den serösen Membranen ähnlich. Die übrigen Theile des Eies sind im dritten und vierten Kapitel abgehandelt. An der inneren Fläche des Chorion, nämlich zwischen Chorion und Amnion nimmt Herr B. eine sehr feine Membran an, welche er die mittlere Eyhaut nennt. Zur Untersuchung ließ sich diese Haut dadurch darstellen, daß die Fläche des Amnion oder Chorion, an welchem selbige sitzen geblieben war, über einer Glasplatte ausgebreitet und hierauf Amnion oder Chorion vorsichtig entfernt wurde, so daß jene mittlere Haut auf der Glasplatte ausgespannt zurück blieb. In Wasser schwillt sie auf, nimmt eine gallertartige, schleimige Beschaffenheit an, in Weingeist wird sie fester, und bey einer 250 — 300maligen Vergrößerung sah der Verfasser viele in den verschiedensten Richtungen laufende Streifchen, die er

für Blutgefäße zu halten geneigt ist. \* Das Nabelbläschen läßt er durch einen offenen Gang mit dem Embryo in Verbindung stehen, und leitet, nach Burdach's Vorgange, die Entstehung desselben von der Keimhaut ab. Weniger entschieden spricht sich der Verfasser über das Vorhandenseyn der Allantois bey'm Menschen aus; er selbst fand in dem Zwischenraum zwischen Amnion und Chorion außer dem Nabelbläschen niemals ein anderes blasenartiges Gebilde. Bey der Untersuchung des Amnion zeigte sich keine Spur von Gefäßen. In dem Anhang theilt der Verfasser seine Ansichten über die erste Ernährung des Fötus mit, wobey er die Analogie zwischen der Bildung des Vogeleys und der Eyer der Säugethiere hervorhebt, hieraus eine Aehnlichkeit in der Entwickelungsweise folgert und seine Vermuthung von der bedeutenden Wichtigkeit des gefäßreichen Gewebes der mittleren Eyhaut in Beziehung auf die Bildung der Placenta und die Hervorbringung eines mittelbaren Zusammenhanges zwischen Mutter und Kind ausführlich erörtert.

Die Untersuchungen über die früheste Entwickelung des thierischen Organismus unterliegen überaus großen Schwierigkeiten; um so mehr verdient deshalb jeder, auf eigene mit Sorgfalt angestellte Beobachtungen sich stützende Beytrag mit Anerkennung aufgenommen zu werden.

S . . . ft.

---



# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

126. 127. Stück.

Den 11. August 1836.

G ö t t i n g e n.

Geschichte der Italiänisch-Französischen Kriege von 1494 bis 1515, von Wilhelm Havemann, Lehrer am K. Pädagogium zu Giefeld. Zweyter Band (auch unter dem Titel: Geschichte der Kämpfe Frankreichs in Italien unter Ludwig XII.). 1835. VIII u. 483 Seiten in 8. (bey Wandenhoeck u. Ruprecht).

Es ist der erste Theil dieses Werks, der die Geschichte der Kriege unter Carl VIII. umfaßt, in diesen Blättern 1833. St. 168 von anderer Hand angezeigt worden. Dieser zweyte Band, der jedoch unter dem zuletzt bemerkten Titel auch einzeln verkauft wird, umfaßt den größten Theil des Zeitraums, den der Verfasser behandelt, von 1498 an, wo Ludwig XII. zur Regierung kam. Der Stoff den der Verf. sich wählte ist nicht leicht zu behandeln. Es ist nicht der Mangel an Quellen, es ist eher der Ueberfluß daran, der die Vergleichung erfordert und die Critik erschwert;

aber auch in dem Stoff selbst liegen große Schwierigkeiten. Wenn gleich der Verfasser nur die Geschichte der Kriege zu geben verspricht, so war es doch nicht möglich dieß ohne eine Geschichte der Politik zu thun. Die Politik aber trägt in diesem Zeitraum noch keinen festen Character. Es war der Zeitraum wo das Europäische Staatensystem sich anfang zu bilden, und Eroberungen und Vergrößerungen das allgemeine Ziel der Staaten des westlichen Europas wurden, durch welche Mittel man auch glaubte dazu gelangen zu können. Italien selber aber war in sich zerfallen; da es nicht möglich war ein Nationalinteresse hier ins Leben zu rufen, da jeder Staat auf Kosten des Nachbarn sich hier zu vergrößern strebte, und es nicht an Fürsten fehlte, die selber die Fremden ins Land riefen. Die natürliche Folge davon war der häufige Wechsel der Parteyen; je nachdem jeder glaubte seinen besondern Vortheil dadurch zu erlangen. Dazu kam der gänzliche Mangel der Moral in der Politik, da nicht bloß das Schwert sondern auch der Dolch und der Giftbecher gewöhnliche Waffen waren. Indes sind es zweyerley Ursachen, welche dem hier zu entwerfenden Gemälde sein Leben geben. Theils nämlich einzelne hervorragende Charactere im Guten wie im Bösen; theils die Verschiedenheit der auftretenden Völker, Italiäner, Franzosen, Deutsche, Spanier, und Schweizer. 'Es war erforderlich, sagt der Verf., daß die Eigenthümlichkeiten dieser sich feindlich berührenden Völker hervortraten; daß einer jeden Erscheinung die Farbe blieb, die sie im Leben trug; daß ihre Verhältnisse und die Grenzen ihrer Wirksamkeit kenntlich sich unsern Blicken zeigten.' Man wird daraus sehen, daß der Verfasser seine Aufgabe sich nicht zu leicht

gemacht, aber auch dadurch es vermieden hat, daß seine Geschichte nicht eine bloße Kriegsgeschichte wurde.

Der ganze starke Band umfaßt nur einen Zeitraum von sechzehn Jahren, woraus sich also von selbst ergibt, daß die Erzählung des Verf. sehr ausführlich ist. Dieß mußte sie werden, wenn sie nicht bloß compendiarisch seyn sollte. Sie ist aber deshalb nicht weitschweifig und ermüdend; denn gerade in der Ausführlichkeit lag hier das Interesse. Der Verf. hatte hier in den Quellen aus denen er schöpfte, den Italiänischen Geschichtschreibern, unter denen bey ihm, wie man leicht erwarten wird, Guicciardini oben an steht, die besten Muster vor sich, und daß er nach diesen sich hauptsächlich gebildet hat, fällt in die Augen. Aber nicht bloß Italiänische, sondern auch deutsche und Spanische Schriftsteller, so weit der Verf. sie sich verschaffen konnte, sind mit Fleiß und Critik benutzt.

Er hat das Ganze in Kapitel abgetheilt, 31 an der Zahl. Die Geschichte beginnt mit dem Eroberungszuge Ludwigs gegen Mailand, und dem Sturz und der Gefangenschaft seines Herzogs Ludovico, in den ersten 7 Kapiteln. Seine Gefangennehmung wird auch hier so berichtet, daß er bey dem Auszuge in dem er unerkannt zu entkommen hoffte, durch einen Schweizer aus Uri verrathen wurde. Wir lernen in diesen ersten Kapiteln schon mehrere der nachmaligen Hauptpersonen kennen, und werden überhaupt schon in dem damaligen Italien einheimisch. Bekanntlich war es Ludovico, der in dem vorigen Zeitraum unter Carl VIII. die Fremden ins Land gerufen hatte, um unter ihrem Beystande die usurpierte Herrschaft zu behaupten, und jetzt dafür den verdienten Lohn

erntete, durch eben diese Thron und Freyheit zu verlieren. So hatten sich durch die Eroberung Mailands die Franzosen in Italien festgesetzt, und ihre Vertreibung wäre wohl bald das allgemeine Ziel der Politik in Italien geworden, wenn bey der politischen Zerstückelung und den daraus hervorgehenden Verhältnissen ein solches allgemeines Ziel hätte Statt finden können. Aber an den glücklichen Erfolg in Mailand knüpfte sich nun bey König Ludwig das Project die Ansprüche seines Vorgängers auf Neapel geltend zu machen, die diesen zu einem mißlungenen Versuch bewogen hatten. Die Ausführung dieses Projects war aber eine Aufgabe nicht bloß für die Waffen, sondern fast noch mehr für die Politik, da das Interesse nicht bloß der Italiänischen, sondern auch der auswärtigen Staaten, besonders Spaniens, dessen König Ferdinand der Catholische der nahe Verwandte des Königs Friedrich von Neapel war, dadurch berührt ward. Kap. 8 — 13. Die Politik zeigt sich hier in ihrer tiefsten Ausartung; da bey den geschlossenen Verträgen stets der Betrug im Hinterhalte lag. Es war nicht schwer Ferdinand zu einem, im tiefsten Geheim abgeschlossenen, Vertrage zu bringen, dem zufolge nach der Eroberung das Reich getheilt werden sollte. Auch der Pappst Alexander VI. trug kein Bedenken, unter dem Vorbehalt der Oberlehnsherrschaft, der ungerechten Verbindung beyzutreten; da er dadurch sein Lieblingsproject, seinem nichtswürdigen Sohne Cesar Borgia ein Fürstenthum in der Romagna zu verschaffen, der Ausführung näher zu bringen hoffte. Am schwarzesten erscheint bey diesen Verhandlungen König Ferdinand, durch den Betrug seines Betters des zu gutmüthigen Königs Friedrich, den er

durch vorgespiegelte Freundschaft so lange sicher machte, bis es ihm gelegen war die Maske abzuwerfen. Es ist bekannt wie Neapel fast ohne Widerstand eingenommen ward, und der unglückliche Friedrich sich dem König Ludwig ergab, und von diesem nach Frankreich geführt ward, wo er sein Leben halb als Gefangener beschloß. Aber es ist auch bekannt, wie die Eroberer sofort über die Theilung ihrer Beute zerfielen, und nach den Niederlagen der Franzosen bey Seminara und am Garigliano König Ludwig seine Hoffnungen auf Neapel aufgeben mußte. Die Geschichte dieses Krieges erhält ein höheres Interesse, weil an der Spitze der Spanier ein ausgezeichneteter Feldherr stand, Gonzalvo von Cordua, der große Capitano. Wenn auch bey der Französischen Armee der gefeyerte Bayard sich befand, so glänzt dieser doch nur als Ritter, nicht als Heerführer. Uebrigens verdankte Ferdinand auch hier seiner Falschheit und seiner Hinterlist, durch die er unter der Vorspiegelung von Unterhandlungen, wobey er seinen eigenen damit beauftragten Schwiegersohn Philipp von Oesterreich compromittierte, Zeit gewann seine Armee zu verstärken, einen Theil des Erfolges. So hatten sich also nur zwey fremde Herrscher in Italien festgesetzt, die Franzosen im Norden, die Spanier im Süden.

Papst Alexander erlebte diese Entwicklung nicht; er starb am 18. August 1503 an dem für andere bereiteten Gifte, das er durch eine Verwechselung nahm. Dasselbe Schicksal würde auch sein Sohn Cesar Borgia gehabt haben, wenn nicht seine starke Natur ihn gerettet hätte. Der Verf. hat sowohl diesen Unmenschen als auch seinen Vater in ihrer ganzen Scheußlichkeit dargestellt, Kap. 14, was wir nicht unbemerkt las-

sen dürfen, da neuere Schriftsteller auch sie zu entschuldigen versucht haben.

Noch in demselben Jahre, nach der kurzen Regierung von Pius III. bestieg Julius II. den päpstlichen Stuhl. Mit ihm beginnt ein neuer Abschnitt in der Geschichte Italiens, da seine zehnjährige Regierung hindurch die dortige Politik hauptsächlich durch ihn geleitet wurde. 'Unbeschreiblich, heißt es, war das Erstaunen in allen Länden über die Wahl eines Mannes, der, von allen gefürchtet, von vielen gehaßt, mit seinem unsteten ränkevollen Geiste auch den mächtigsten Herrn bisher entgegen getreten war. Das Ansehn, in welchem er gestanden hatte, so lange er Cardinal gewesen war, seine Alles überrtreffende Prachtliebe, die sich besonders in den kostbarsten Bauten kund gab, eine gewisse Größe der Seele, die seine Freunde zur Bewunderung hinriß, und selbst von Feinden anerkannt werden mußte, die Ungebeugtheit seines Geistes im Unglück, die unversöhnliche Strenge, mit welcher er die Feinde der Kirche verfolgte, die Freyheit von jeder Beschuldigung des Nepotismus, der furchtbare Ernst, mit welchem er die geistliche Würde aufrecht zu erhalten bemüht gewesen war; vor allen Dingen aber die ungemessenen Verheißungen, durch welche er die Wähler zu gewinnen verstand, bewirkten daß er über alle Nebenbuhler den Sieg davon trug.' Freylich, setzen wir hinzu, konnte kein Friede werden, so lange ein solcher Papst die Christenheit regierte. Sein nächstes Ziel, die ursprünglich dem päpstlichen Stuhl unterworfenen Länderteile in der Romagna wieder an denselben zu bringen, mußte ihn mit Venedig, das darnach nicht weniger lüstern war, entzweyen; das entfernte größere, die Franzosen aus Italien zu vertrei-

ben, blieb noch fürs erste im Hintergrunde. — Der im Jahre 1504 erfolgte Tod der Königin Isabelle in Spanien, und die daraus hervorgegangenen Familienhändel zwischen Ferdinand und seinem Schwiegersohne Philipp von Oesterreich beschäftigen den Verf. im 17ten Kapitel, bis den letztern in der Blüthe des Lebens am 25. Sept. 1506 der Tod unerwartet abrief, und Ferdinand im Besitz von Castilien ließ, dessen Herrschaft er an den Schwiegersohn hatte abtreten müssen. Der Volksaufstand in Genua gegen die Nobili, welchen der Verf. im 18. Kapitel erzählt, führte König Ludwig 1507 wieder nach Italien, um den Nobili Beystand zu leisten, und die demokratische Partey, welcher der Papst den Sieg gewünscht hätte, zu unterdrücken. Nach verzweifelter Gegenwehr zog der König am 28. April in die Stadt ein. Auf ein hohes Gerüst wurden die Urkunden gelegt, welche die Privilegien der Stadt enthielten, und zu Asche verbrannt. Seit dieser Zeit wurden die Genuesischen Münzen mit dem Bilde des Königs geprägt, und das alte Wapen der Stadt verschwand. Die folgenden Kapitel, vom 19ten an bis 23sten, sind nun dem merkwürdigen Resultate gewidmet, der Ligue von Cambrai, welche die Beraubung des Gebiets des Venezianischen Staats zum Zweck hatte; ein wahres Gegenstück zu der ersten Polnischen Theilung; nur daß der Ausgang verschieden war. Der Verf. hat diese Geschichte mit großer Genauigkeit und Ausführlichkeit behandelt, wie sie es auch verdiente. Allerdings hatte Venedig, da es die Vergrößerung seines Gebiets auf dem Festlande Italiens zu dem Hauptziel seiner Politik machte, dazu beygetragen die Eifersucht der Landmächte gegen sich zu reizen; aber die unersättliche Ver-

größerungssucht von diesen war doch der Hauptgrund; zumal da das stolze Benehmen der Republik auch den persönlichen Haß der Herrscher erregt hatte. Der erste Ursprung des Projectes liegt im Dunkeln, wie es ja auch mit dem der ersten Polnischen Theilung lange Zeit der Fall war. Bekanntlich sieht man gewöhnlich Papst Julius II. als ersten Stifter an, um sich der Plätze in der Romagna, deren sich die Venetianer bemächtigt hatten, als zu dem Kirchenstaat gehörend wieder zu bemächtigen. Der Verfasser glaubt die ersten Spuren davon in der persönlichen Zusammenkunft, dem Besuche den König Ferdinand Ludwig XII. in Savona abstattete, zu entdecken. Es war eine glänzende Zusammenkunft. Die Könige kamen im Gefolge ihrer Großen. Aus dem von Ferdinand strahlte vor allen der große Capitano, der berühmteste Feldherr seiner Zeit, hervor. Mehr noch als auf die beiden Herrscher richteten sich des Volkes Augen auf ihn. Seine ruhige Tapferkeit, die heißen Siege die er erstritten, und durch welche er den Ruhm der Französischen Waffen so oft gebrochen hatte, bewirkten daß man mit heiliger Scheu und Ehrfurcht zu ihm hinaufblickte. Von der Schnelligkeit in seinen kriegerischen Bewegungen, von seiner List und Kühnheit, kalten Todesverachtung und Ausdauer in Gefahr, von seiner Gewandtheit Führer und Heere bis zur Anbetung an sich zu fesseln, wußte man sich stets neues zu erzählen. Und wie man im tiefen Frieden ihn nun vor sich erblickte, eine schöne hohe Gestalt, Besonnenheit im Blick, bezeichnende Kürze und Ausdruck in seinen Worten, im Gange Adel, in allen Bewegungen und Mienen Ernst und herablassende Milde, da ward jeder von höchstem Erstaunen über diese seltene



Erscheinung ergriffen. Selbst Ludwig, der ihm an seiner Seite den Platz an der Tafel anwies, fühlte sich durch des Mannes Nähe gedrückt, und mehrte durch sein scheues Benehmen gegen den Feldherrn des letztern Ruf in den Augen des Volks.' Freylich waren es die letzten glücklichen Tage des großen Mannes; Ferdinand konnte einen solchen nicht neben sich ertragen, und an seine Stelle trat in die Gunst des Königs der Herzog von Alba. — Die von dem Verfasser angeführten Autoritäten machen es allerdings sehr wahrscheinlich, daß hier der erste Grund zu der nachmaligen Ligue gelegt ward, wenn sie auch noch nicht in ihrem ganzen Umfange beschlossen ward. In Einem Puncte, dem Haß gegen Venedig, kamen die nachmaligen Verbündeten, auch der Papst und Maximilian, überein, wenn auch jeder seine besondern Absichten dabey hatte. Solche Verbindungen schließen sich leicht, hängen aber auch schwach zusammen, und lösen sich auf, so bald Einzelne ihre Zwecke erreicht haben. Die Ligue von Cambrais, in der sich Ferdinand, Ludwig, Maximilian und Julius II. verbanden, war das, was man in unsern Tagen eine Coalition genannt hat; mit gleich schlechtem Erfolge, in sofern von der Erreichung des Hauptzwecks die Rede war. Venedig ging aus derselben triumphierend hervor, theils durch seinen Heldenmuth, der in der Vertheidigung von Padua sich zeigte; theils durch seine Politik, indem es, wenn auch durch scheinbare Demüthigungen, zuerst den Gegner zu gewinnen wußte, der — wenn auch an materiellen Mitteln der schwächste, doch durch seinen Bannfluch am meisten auf den Geist seines Zeitalters wirkte — den Papst. Aber eben dieses machte es auch dem letztern möglich, aus der

aufgelöseten Ligue von Cambrais eine zweyte gegen Ludwig zu bilden, die angeblich zum Schutze des päpstlichen Stuhls bestimmt, den Namen der heiligen Ligue trug. Ihr Zweck war die Vertreibung der Franzosen aus Italien, deren Nähe für den Papst, als weltlichen Herrscher, zu drückend geworden war. Es gelang Julius II. nicht bloß Venedig, und Ferdinand, der bey der Gelegenheit sich des Spanischen Navarras bemächtigen wollte, und durch diesen selbst seinen Schwiegersohn Heinrich VIII. von England, sondern was die Hauptsache war, die Schweizer, durch deren Fußvolk der Besitz des nahen Mailands am ersten erreicht werden konnte, für sich zu gewinnen, und Maximilian wenigstens durch einen Waffenstillstand mit Venedig unthätig zu machen. Die Geschichte der Auflösung des vorigen, und des Abschlusses dieses neuen Bundes gehört zu den interessantesten Theilen dieses Werks. Julius II. erlebte es noch Mailand durch die Schweizer eingenommen zu sehen; doch wäre er vielleicht unterlegen, hätte nicht der Heldenjüngling Gaston de Foix in der Schlacht von Ravenna, schon Sieger, den Tod gefunden. Er selber aber folgte ihm bereits nach neun Monaten im Februar 1513. Sein Nachfolger Leo X. hatte eine andere Politik. Die Ligue fiel auseinander, und König Ludwig kam durch Verträge mit einzelnen seiner Feinde aus der Verlegenheit; aber Mailand blieb für ihn verloren, da der Sieg der Schweizer bey Novara auch den letzten Versuch vereitelte, den er zu seiner Wiedereroberung machte.

Das Werk des Verf. ruft Betrachtungen mancherley Art in uns hervor. Welche Ströme von Blut, und welche Schätze verschwendete Frankreich um den Besitz von Mailand! Hatte dieß

Land eine solche Wichtigkeit daß sein Besitz dafür Ersatz gegeben hätte? Es ist aber nicht das einzige Beyspiel in der Geschichte, daß unter einem Zusammenfluß von Umständen Ländern ein übertriebener Werth beygelegt wird. Frankreich knüpfte daran die Idee eines großen politischen Einflusses in Italien. Trug dieser zum Glück des Staats und des Volkes bey? Ludwig XII., den seine Nation in Beziehung auf die Verwaltung des Innern unter seine besten Könige zählt, erscheint bey seiner auswärtigen Politik in keinem so glänzenden Lichte. Sie ward durch die Leidenschaft geleitet, welche ihn in Unternehmungen verwickelte, die er nur zu sehr Ursache hatte zu bereuen, und welche, wie die gegen Venedig, keine ruhige Ueberlegung billigen konnte. Er erscheint nicht als großer Feldherr; die Kriegskunst hat durch ihn keine bedeutende Fortschritte gemacht. Auch Kaiser Maximilian zeigt sich uns hier gerade von seiner schwachen Seite. Bereit sich in große und kostspielige Unternehmungen einzulassen, berechnete er nicht vorher die Mittel die ihm zu Gebote standen; seine Geldverlegenheiten verhinderten ihn gewöhnlich zu der rechten Zeit aufzutreten. Seine Italiänischen Handel kamen Deutschland theuer zu stehen; sie verhinderten daß seine heilsamen Einrichtungen in demselben nicht ganz zur Ausführung kamen. Von Ferdinand wäre es überflüssig zu sprechen. Seine schlechten Eigenschaften wurden durch keine einzige gute ersetzt. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen ist unstreitig Papsst Julius II. Er paßte mehr auf einen weltlichen als auf einen geistlichen Thron. Zwar lassen bey dem Beherrscher des Kirchenstaats sich beide nicht gänzlich trennen. Auch

vergab er der geistlichen Würde nichts, wie sein Benehmen gegen Venedig vor der bewilligten Freysprechung von dem Bann zeigt. Aber das weltliche Interesse stand doch so bey ihm voran, daß die Erhaltung oder Wiederherstellung des Friedens, welches die eigentliche Aufgabe für den Kirchenfürsten hätte seyn sollen, nicht damit zu vereinigen war.

Wir glauben genug gesagt zu haben, um die Aufmerksamkeit der Leser auf dieß ausgezeichnete Werk des Vf. zu richten. Die hier beschriebenen Italiänischen Handel sind der Anfang der neueren Geschichte unsers Welttheils; und wir können es als eine vortreffliche Einleitung dazu, besonders den jüngern Freunden der Geschichte empfehlen. Die Behandlung des Verf. ist eben so geistreich als gründlich. Er hat die Gefahr durch eine bloße Kriegsgeschichte zu ermüden, glücklich zu vermeiden gewußt, und seiner Ausführlichkeit die gehörigen Grenzen gesetzt. Er endet mit dem Jahre 1513, wo freylich die durch die h. Ligue entstandenen Kriege endeten; doch hätten wir gewünscht daß er sie noch durch das folgende Jahr, bis auf den Tod von Ludwig XII., der bereits am 1. Januar 1515 erfolgte, fortgeführt hätte.

Hn.

L o n d o n.

For Burgess and Hill: Observations on Injuries and Diseases of the Rectum. By Herbert Mayo, Surgeon to the Middlesex hospital. 1833. VII und 220 Seiten in Octav.

Die krankhaften Zustände des untersten Theils des Darmcanals, namentlich die Risse und Stricturen, sind erst in der neuesten Zeit einer sorgfältigen Untersuchung gewürdigt worden. Sie finden sich weit mehr in den höheren, als in den unteren Ständen. Der Verf. spricht zuerst von der Fissur der Schleimhaut des Mastdarms. Diese komme gewöhnlich unmittelbar hinter dem Sphinkter an der hintern Seite vor. Unhaltende Hitze und Schmerz daselbst müßten Verdacht erwecken. Bey großer Reinlichkeit heile die Natur. Wie die Zerreißung mehr mechanisch entstehe, so auch der Vorfall des Afters. Bey zarten und zur Verstopfung neigenden Kindern, bey welchem Alter die Beweglichkeit der Gedärme überhaupt sehr stark sey, weswegen sich auch öfters Invagination bilde, sey der Vorfall eine bekannte Erscheinung. Müßte bey Erwachsenen eine Operation vorgenommen werden, so würde diese von dem Kranken kaum gefühlt; so gering verhalte sich die Sensibilität der inneren Theile (S. 41). Bey einem Vorfall, der mit Schmerz verbunden keinen großen Umfang habe, denke man zu schnell an Hämorrhoidalgeschwülste. Diese letzteren betrachtet der Verf. als den Ausdruck einer allgemeinen Krankheit (S. 48 substantive disorder), insonderheit als einer zu starken Blutanhäufung im Unterleibe. Gegen die Knoten (piles) empfiehlt er das Waschen mit Seifenwasser (S. 65) und innerlich die *confectio piperis composita* (Ward's paste). Die Anwendung der Ligatur wäre der Excision vorzuziehen, nicht des Schmerzes wegen, denn der sey in beiden Fällen gleich, sondern weil bey dem letzteren Verfahren eine starke Blutung erfolgen könne. Elastische, gespannte, klopfende

Knoten punctiere er (S. 91). — Abscesse am Rectum könnten nie frühe genug geöffnet werden. — Die anhaltende Stricture des Mastdarms bestehe in einer theilweisen Verdickung der submucösen Darmhaut und des naheliegenden Zellgewebes, wodurch ein Ring sich bilde, der den Canal verengere. Die Diagnose bleibe schon deswegen selten zweifelhaft, weil man in der Regel die Stelle mit dem Finger erreichen könne. Als die besten Mittel dagegen werden genannt: eine regelmäßige Diät, sanfte Laxanzien, wie Ricinusöl, und Klystiere von lauwarmem Wasser. Uebrigens sey die Unterscheidung der Stricture von beginnendem Carcinom nicht so leicht. Carcinom gebe sich kund durch schießende Schmerzen im Mastdarme, Schmerz am Kreuzbeine beym Beugen oder Sitzen, durch ein Gefühl von Zusammenschnürung und inwendigem Geschwollenseyn, durch häufiges Drängen zur Ausleerung, durch beschwerliches Hervorbringen dünner faeces, denen oft etwas Blut oder eine ehweißartige Feuchtigkeit vorhergehe. Dieses schlimme Uebel habe er schon im 12ten Lebensjahre beobachtet, am häufigsten zwischen dem 20sten und 40sten. Frauen seyen ihm mehr als Männer unterworfen. Er empfiehlt dagegen Bougies, Opium, die Operation.

Am Schlusse dieser bloß practischen Schrift bemerkt der Verfasser selbst, daß es besser gewesen wäre, wenn er den Gegenstand als einfaches Geschwür nach Zerreißung und als Folliculargeschwür des Rectums und Colons mit phagedänischem Character so wie in Folge der Ruhr abgehandelt hätte.

## H a l l e.

Von den neuen Mittheilungen aus dem Gebiete historisch = antiquarischer Forschungen des Thüringisch = Sächsischen Vereins, herausgegeben von Dr. Förstemann, haben wir das zweyte Heft des zweyten Bandes erhalten. 1835. S. 168 — 352. Es enthält 1. Bericht über die Wahl und Einführung des Nicolaus von Ambsdorf als Bischof zu Naumburg durch Dr. Martin Luther im Jahre 1542. S. 156 — 228. Ein ausführlicher und interessanter Beytrag zur Reformations = Geschichte, mitgetheilt aus dem Archive in Naumburg durch den Herrn Landrath Lepsius. 2. Calendarium Merseburgense S. XIV. Aus dem Jahre 1223. Nur für das Stift wichtig. 3. Verzeichniß der untergegangenen Dörfer &c. im Regierungsbezirk Erfurt, von Dr. Förstemann wie das vorige mitgetheilt. Nicht weniger als 236 an der Zahl. Von den meisten werden auch historische Nachrichten mitgetheilt. 4. Vermischte Urkunden, 17 an der Zahl. Sie betreffen theils Besitzungen des Klosters Ilfenburg; theils der Stadt Kroppenstedt; wozu noch zehn aus dem Archive der Stadt Halle kommen. Correspondenz = Nachrichten und Miscellen. Unter diesen bemerken wir das Album der vormaligen Universität Erfurt, in fünf starken Folioebänden, beginnend mit dem Jahre 1392. Auch wegen der vielen in demselben befindlichen Malereyen, unter denen vor allen eine Madonna sich auszeichnet. Ferner die Nachricht über das archäologische Museum zu Leyden, welches unter der Aufsicht des verstor-

benen Professor Reubens an Aegyptischen Alterthümern, besonders der 1828 angekauften Sammlung des Schwedischen Consuls Anastasius in Alexandrien so gewonnen hat, daß es in linguistischer Hinsicht als das erste in Europa betrachtet werden muß. Es enthält über 140 Papyrus-Rollen, und 25 Mumien mit und ohne Inschriften.

Indem diese Anzeige dem Druck übergeben werden sollte, erhalten wir auch das dritte und vierte Heft, welche 16 Artikel (von № XIV — XXX) enthalten. Auch diese beiden Hefte zeichnen sich durch die Mannigfaltigkeit ihres Inhalts aus. Wir machen aufmerksam auf № XVI: Beitrag zur Geschichte der Stadt Merseburg von Herrn v. Meden; № XXI: der erste Landfrieden in deutscher Sprache vom Jahre 1236, von Herrn Doctor Bernhard Thiersch; auf № XXII drey ungedruckte Briefe Melanchthon's; und auf die Aufsätze № XXIV — XXX über veranstaltete Ausgrabungen und ihre Ergebnisse von Herrn Friedrich Krug von Nidda, Herrn Prof. Danneil zu Salzwedel und Herrn Prof. Wiggert in Magdeburg.

Hn.

---



G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

128. Stück.

Den 13. August 1836.

G ö t t i n g e n.

Der Liberalität der Commission, welche mit der Herausgabe desselben beauftragt ist, verdanke unsere öffentliche Bibliothek das folgende Werk:

State Papers, published under the authority of His Majesty's Commission. Volume I. King Henry the Eight. Parts I. and II. XXXIII u. 901 S. Vol. II. 572 S. Vol. III. Part III. 596 S. in 4. 1831 — 1834. (bey John Murray).

Noch unter der Regierung König Georg IV. ward bereits 1825 eine Commission errichtet, mit dem Auftrage die in dem Staats-Archive (States Papers Office) befindlichen Papiere seit dem Anfange der Regierung König Heinrich VIII. bekannt zu machen. Die Commission besteht aus folgenden Mitgliedern: the R. honorable Charles Manner Sutton; the R. H. Robert Peel; the R. H. Charles Watkin Williams Wynn; the R. H. John William Kroker; and the R. H. Henry Hobhouse. Die vorliegenden

drey Bände umfassen die Regierung K. Heinrich VIII. und enthalten folgendes. Der erste Band: die Correspondenz des Königs und seiner Minister, betreffend die Englischen, Schottischen und auswärtigen Angelegenheiten, Part I. in CCXLVI und Part II. in CCLXVI Nummern. Die beiden folgenden Bände sind bloß Irland gewidmet, und enthalten die dasselbe betreffende Correspondenz in CCCXLVIII Nummern. In dem wir unsern Dank für dieß ehrenwerthe Geschenk aussprechen, brauchen wir nicht hinzuzusetzen, welche mannigfaltige Aufklärungen die Britische Geschichte unter der Regierung dieses Königs dadurch erhält. Wir hoffen und wünschen daß das Werk auch durch die nachfolgenden Regierungen werde fortgesetzt werden.

Mit der Anzeige dieses Werks verbinden wir die der Fortsetzung eines ähnlichen zweyten, das wir gleichfalls höherer Liberalität verdanken, dessen erste beiden Theile bereits von uns angezeigt sind (S. g. N. 1835. St. 187), worauf wir uns, was die Einrichtung und die Wichtigkeit desselben betrifft, beziehen:

### L e y d e n .

Archives ou correspondance inédite de la maison d'Orange Nassau; Recueil publié avec autorisation de S. M. le Roi par Mr G. Groen van Prinsteren, Conseiller d'Etat etc. Première Serie T. III. 1567 — 1572 avec des Facsimile. 1836. CII u. 512 S. in 8. (bey Luchtmans).

Dieser dritte Theil enthält die Fortsetzung durch die auf dem Titel bemerkten sechs Jahre in fortlaufenden Nummern von CCLIII bis CCCLXXXVIII, also 135 Stück, lauter Brie-

fe, meist von Wilhelm von Oranien und den Mitgliedern seines Hauses, theils aber auch von andern an den Verhandlungen der Zeit theilnehmenden Personen. Wer sich aus der Entstehung der Republik der vereinten Niederlande der Begebenheiten jener sechs verhängnißvollen Jahre erinnert, wovon nun die eigenhändigen Belege der Haupttheilnehmer (nur mit Ausnahme des Herzogs von Alba, von dem sich nichts vorfand) hier geliefert werden, wird auch die Wichtigkeit dieses Bandes leicht zu schätzen wissen. Vorgesetzt ist eine Einleitung, an deren Schluß der Herausgeber den Prinzen von Oranien gegen die ihm von Hn Prof. Leo in der Geschichte der Niederlande gemachten Vorwürfe rechtfertigt; wozu unstreitig die hier bekannt gemachten urkundlichen Belege die besten Hülfsmittel darbieten.

Hn.

### L e i p z i g.

Bey Leopold Voss: Neue Darstellung der Logik nach ihren einfachsten Verhältnissen. Nebst einem logisch-mathematischen Anhang. Von M. W. Drobisch, Prof. an der Universität zu Leipzig. 1836. XVI u. 167 S. in Octav.

Bekanntlich war Kant der Meinung, die Logik habe seit Aristoteles keinen Schritt rückwärts gethan, aber auch keinen vorwärts thun können. An dem letzten Theile des Satzes möchte man beym Anblicke dieser zwar kleinen, aber äußerst gehaltreichen Schrift wohl zweifeln. Sie hat einen logisch-mathematischen Anhang; schon dieser einzige Umstand kann bemerklich machen, die Logik müsse doch wohl nicht so ganz abgeschlossen und isoliert dastehen, als ob sie keiner Verbin-

dungen fähig sey, wodurch sie selbst einen Zuwachs erlangen würde. Aber auch abgesehen hiervon hat sie von den scharfen Augen eines Mathematikers eine solche Musterung sich müssen gefallen lassen, daß schwerlich ein Fleckchen in ihrem Bezirke übrig geblieben ist, welches nicht wäre von neuem besichtigt worden. Gleichwohl ist der Hr Vf. von Ueberschätzung der Logik sehr weit entfernt. Er sagt in der Vorrede: 'Man rühmt die Logik wie einen tüchtigen Elementarlehrer, der zwar nur einen beschränkten Gesichtskreis übersieht, aber darin vollkommen zu Hause ist, und überdieß Zucht und Ordnung zu halten versteht. Und man hat gar nicht Unrecht daran. Die Logik ist viel zu arm, um auf unmittelbare Weise zur Erweiterung menschlicher Wissenschaft etwas Wesentliches beytragen zu können. Sie ist bloßer Formalismus, — aber: wer sein Denken vollständig auszubilden beabsichtigt, der kann eine exacte Kenntniß dieser Formen nicht entbehren, so wenig wie sich der Maler dem Studium der Anatomie, der Componist dem Studium des Generalbasses entziehen darf.' Wir können hinzufügen: die Verächter der Logik richten nicht mehr aus, als die Verächter der Grammatik. Beide bewirken bloß, daß diejenigen Männer, welche die Unentbehrlichkeit dieser Studien kennen, sich die Mühe nehmen, durch verbesserte Darstellungen der Geringschätzung zu begegnen, welche, wenn sie weiter um sich griffe, gemeinschädlich werden würde.

Die Einrichtung des Buchs ist zwar im Ganzen die gewöhnliche; nach der Einleitung (über das Verhältniß der Logik zu den andern Theilen der Philosophie, worüber der Hr Vf. mit dem Unterz. durchgehends übereinstimmt) folgen vier

Abschnitte über Begriffe, Urtheile, Schlüsse, und systematische Formen; im letztern wird von Erklärungen, Eintheilungen, und Beweisen gehandelt. Im Einzelnen aber wird vielleicht jeder bisherige Logiker bedeutende Abweichungen von seiner gewohnten Darstellungsweise finden, deren Gewicht jedoch schwerlich von Allen gleichmäßig möchte geschätzt werden. Es ist zu bedauern, daß der Vf. nicht mehr von den Beyspielen und Anwendungen, die ihm ohne Zweifel vorschwebten, mitgetheilt hat; durch solche möchte z. B. gleich die Unterscheidung von Aggregation, Separation, Determination und Abstraction (welche mit Addition, Subtraction, Multiplication und Division verglichen werden) mehr Licht erhalten haben, und die Bemerkung: es sey nicht genau richtig, den Inhalt eines Begriffs die Summe seiner Merkmale zu nennen, vor der Frage geschützt seyn, ob es überall möglich sey, die Verbindung dieser Merkmale in der Logik für alle Begriffe gültig zu bestimmen? Daß es Fälle gibt, wo sehr nothwendig die Merkmale eines Begriffs als dessen Factoren betrachtet werden, ist gewiß; dennoch sind die Merkmale des Sollens und Müßens im Begriffe eines Staats, anders verbunden als Geschwindigkeit und Zeit in der Bewegung; und Asymptoten, Axen, Brennpuncte der Hyperbel anders als die practischen Ideen im Begriffe der Tugend. Uebrigens hat der Hr Vf. wohl nur sagen wollen, daß wenn ein Merkmal eines Begriffs = 0 gesetzt wird, der Begriff verschwindet (so bey Schlüssen *modo tollente*), welches allerdings der Multiplication entspricht, nicht aber der Addition. Sollte sich indessen durch Sonderung verschiedener Fälle etwas Näheres über die möglichen Verbindungen der Merkmale in den Begriffen festsetzen lassen,

so würde dieß zu dem Wichtigsten gehören, was die Logik darbringen könnte, und wir erwähnen dieses Gegenstandes absichtlich hier, weil Hr Prof. Drobisch Einer von den Wenigen ist, die Umsicht genug in den verschiedensten Zweigen der Wissenschaften besitzen, um mit einer solchen Frage sich überall nur beschäftigen zu können. Es wäre am Ende wohl möglich, daß die Logik darum keine Fortschritte macht, weil Männer von dem universellen Geiste des Aristoteles so äußerst selten sind. Schwärmerereyen über das Universum haben wir genug; aber diese führen bekanntlich nicht zur Logik.

Verwandt mit dem Vorigen ist es, daß der Vf. in der Logik auch der Beziehungen erwähnt, welches der Unterz. nicht gewagt hatte. Hier hilft ein kurzes Beispiel zur Klarheit. 'Verbinde ich mit dem Begriffe des gleichschenkligen Dreyecks den der Rechtwinklichkeit, so determinire, beschränke ich den erstern; steige von der Gattung zur Art herab und bilde hiemit einen neuen Begriff. Bezeichne ich dagegen das gleichseitige Dreyeck als gleichwinklich, so findet durchaus nichts Aehnliches statt: denn das gleichwinkliche und gleichseitige Dreyeck ist nicht mehr und nicht weniger als das gleichseitige ohne den Zusatz der Gleichwinklichkeit.' Solcher Beispiele hätten wir viele gewünscht. Der Vf. nennt die Synthesis eine Thatsache, welche die Logik nicht unberücksichtigt lassen dürfe. Das ist wirklich so; und nicht mehr noch minder ist auch der conträre Gegensatz, welcher von jeher in der Logik behandelt wurde, eine Thatsache. Die Frage ist, ob man dergleichen im Gebiete der Begriffe vorkommende Thatsachen nicht vollständiger, als bisher, in der Logik verzeichnen können? — Als Folge aus dem Angegebenen findet sich nun schon (§. 30)

ein mittelbarer conträrer Gegensatz, dessen man sonst auch nicht zu erwähnen pflegte; desgleichen die Unterscheidung des Widerstreits vom eigentlichen Widerspruch; wozu die Beispiele: gleichseitiges und zugleich rechtwinkliches Dreieck, durchsichtiger Geist, angeführt sind; und die Unterscheidung der Einstimmung von der Vereinbarkeit, indem jene dem Decken zweyer Figuren, diese dem Aneinander-Passen verglichen wird.

Der Kürze wegen übergehen wir den Gebrauch, welchen der Vf. von der Bemerkung des Unterz. über hypothetische und categorische Urtheile gemacht hat; und erwähnen nur im Vorbeygehen, daß zwar nicht die Ansicht, aber der Ausdruck über Existentialsätze sich doch etwas verändern möchte, wenn man bey der Formel  $A = A$  die Betrachtung des §. 59 nicht abbräche, sondern anfinge. Denn dieser Satz hat noch volle Beschränkung des Prädicats auf das ihm gleiche Subject; gerade der Umstand aber, daß von nun an, falls man den Inhalt des Subjects vermindert, eine Quantitätsbeschränkung in die Form des Urtheils eintritt, erinnert daran, daß der Begriff des Subjects, für sich genommen, diese Beschränkung nicht mehr so auszuüben vermag, wie verlangt wird. Dabey darf wohl auch an die letzte Zeile der Anmerkung zum §. 41 erinnert werden. — Doch wir müssen den Raum sparen, und Vieles übergehen, um nicht gerade in Ansehung des Wichtigsten unsern Bericht abkürzen zu müssen.

Das Ausgezeichnetste dieser Logik nämlich besteht in zweyen, mit ganz ungewohnter Sorgfalt ausgeführten Untersuchungen; zu welchen zwar der Unterz. vor vielen Jahren Anlaß gegeben hatte, aber ohne eine solche Entwicklung zu er-

warten. Eine davon betrifft die Classificationen, die andre die Kettenchlüsse. Auch hier mit der Theorie fast allein beschäftigt, ist der Vf. sparsam mit Beispielen und Anwendungen; daher mag erlaubt seyn, einige Worte voranzuschicken. Als der Unterz. zuerst mit der Combinationslehre sich bekannt machte, fiel ihm sogleich auf, daß diejenige Operation, welche man Barrieren mehrerer Reihen nennt, auf Begriffsreihen bezogen, nämlich auf Reihen von Merkmalen vorliegender Gegenstände, zu Classificationen dieser Gegenstände führe; und zwar so, daß man zwischen mehreren Classificationen die Wahl habe, je nachdem man die erwähnten Reihen unter einander versehe. Bald darauf mit practischer Philosophie, und insbesondere mit systematischer Aufstellung der Pädagogik, daher häufig auch mit den berühmten Niemeyerschen Grundsätzen beschäftigt, bemerkte er, daß in diesem Werke unzählige rhetorische Dispositionen vorkommen, die eigentlich logische Eintheilungen seyn sollten; so daß in der Pädagogik, deren Ganzes der Practiker so leicht und so sicher als möglich muß übersehen können, um nicht Eins über dem Andern zu vernachlässigen, sehr viel an Klarheit würde gewonnen werden, wenn eine mäßige Anzahl genau bestimmter Begriffsreihen zur combinatorischen Verbindung, ähnlich den Classificationen, bereit gelegt würde. Ohne Zweifel paßt dieß auf alle practischen Wissenschaften gerade um desto mehr, je mehr sie ganz eigentlich practische Anleitungen geben sollen; es paßt aber auch auf die vorgängige theoretische Untersuchung der Begriffsreihen selbst, die man nicht leicht aus einem Vorrath gegebener Kenntnisse richtig herausfinden wird, wenn man nicht schon im Voraus auf die Vortheile rechnet, welche die combinatorische Form hinten-



nach von selbst darbietet. Als nun diese Uebersetzungen an die Logik sollten geknüpft werden, fand sich eine leichte Vorfrage: wie vielfach kann ein Begriff unter seine logisch höheren subsumiert werden? Hier beginnt Hr Prof. Drobisch seine Rechnungen. Der erste Artikel seines Anhangs betrifft die Lehre von der Unterordnung der Begriffe. Damit steht der vierte in Verbindung: zur Theorie der Eintheilungen und Classificationen. Jener erste löset vier Aufgaben: 1) die Anzahl der Begriffe zu bestimmen, denen ein aus  $m$  Merkmalen zusammengesetzter Begriff kann untergeordnet werden. 2) Die Anzahl der zwischen einem gegebenen Begriffe und irgend einem seiner  $m$  Merkmale möglichen Reihen einander untergeordneter Begriffe zu bestimmen. 3) Die Anzahl der zwischen dem gegebenen und einem bestimmten höheren Begriffe der  $n$ ten Ordnung möglichen Reihen aufzufinden. 4) Unter gleicher Voraussetzung wie vorhin, die Anzahl der Uebergänge von irgend einer Ordnung höherer Begriffe zur nächst höheren, so wie die Summe sämtlicher Uebergänge von jeder Ordnung zur nächst höheren zu finden. — Auf Plouquet und Lambert wird im zweyten Artikel: Algebraische Construction der einfachsten Urtheilsformen und Ableitung der Schlüsse, Rücksicht genommen. Auf Twisten im dritten Artikel: zur Theorie der Schlußketten; nachdem schon vorher dem Unterz. war nachgewiesen worden, daß seine Aufstellung von vier Formen derselben noch nicht vollständig sey. Auf Fries, der vielfältig im Buche benutzt ist, scheint insbesondere der fünfte Artikel sich zu beziehen: zur Theorie der Beweise; hier findet sich auch ein interessanter Satz von Hauber über Umkehrbarkeit allgemein bejahender Urtheile beleuchtet. Von dem außerordentlichen Fleiße,

den der Verf. an die Syllogistik gewendet hat, wäre nun noch viel zu sagen, wenn man es unternehmen könnte, über einen solchen Gegenstand ohne große Weitläufigkeit deutlich zu berichten. Das ganze Buch will studiert seyn; und vielleicht muß man es gebrauchen, um es gehödig studieren zu können; welches wenigstens von der Logik selbst Niemand bezweifeln wird, der sie wirklich kennt.

Herbart.

### Queblinburg und Leipzig.

Plautus und seine neuesten Diorthosen. Philologisch-kritische Abhandlung von Karl Herm. Weise. 1836. IV u. 108 S. in 8.

Schon sehr früh vorgenommene Aenderungen, die theilweise lange Vernachlässigung im Mittelalter und die nach dem Wiederauffinden der letzten zwölf Plautinischen Stücke in der Zeit der neuerwachten Liebe zum classischen Alterthum desto eifrigern Bemühungen, den alten Komiker lesbar zu machen und sich in der Ergänzung der Lücken selbst zu üben, haben dem Texte des Plautus eine ganz fremdartige Gestalt gegeben. Die neuesten Herausgeber einzelner Stücke sind — besonders seit Schneiders Bearbeitung des Reizischen Rudens — darin im Allgemeinen einig, daß nur durch enges Anschließen an die Lesarten der besten Handschriften dem unsichern Schwanken in der Kritik ein Ziel gesteckt werden könne. Auch waltet darüber im Ganzen kein Zweifel, daß mit Ausnahme des Ambrosianischen Palimpsestes, den Mai gar ins fünfte Jahrhundert hinaufrückt, unter den bekannten Handschriften der erste Rang den beiden Codd. Camerarii gebühre: unter ihnen dem Vetus Codex mehr,

als dem in Heidelberg noch vorhandenen Decur-  
tatus. Sehr verzeihlich ist es, daß der wackere  
Lindemann auf den von ihm zuerst vollständig  
benutzten codex Suritanus aus Leipzig ein un-  
geführliches Gewicht gelegt hat, da diese Hand-  
schrift in den unzweideutigsten Spuren die küh-  
ne Hand späterer Emendatoren verräth. Wei-  
ter als Lindemann in dem Streben, einen mög-  
lichst urkundlichen Text durch festes Anschmie-  
gen an die nicht-interpolierten genannten Hand-  
schriften aufzustellen, gehen zwey ausgezeichnete  
Alterthumsforscher, Jacob in Lübeck, dessen  
Epidicus, und Ritschl in Breslau, dessen  
Bacchides in einer größeren und kleineren Aus-  
gabe im verwichenen Jahre erschienen. Beide  
lassen meistens die offenbaren Schreibfehler der  
Palatinischen Handschriften im Texte stehen, ohne  
auf der andern Seite der verführerischen Lockung  
zu widerstehen, in den schwierigen Fällen ihre  
Emendationen in den Text zu setzen. Hr Ritschl  
hat die Richtigkeit seines Verfahrens darzulegen  
gesucht in einer sehr genau gearbeiteten Ueber-  
sicht sämmtlicher bekannter Handschriften, der  
alten Ausgaben und ihrer Quellen und Schick-  
sale, s. Rhein. Mus. 1836.

Diese Bestrebungen haben einen entschiedenen  
Gegner gefunden in Hn Weise. Er behauptet  
im Uerger über jenes Verfahren, die gedruckten  
Bücher seyen gleich den geschriebenen: von Fa-  
milien der Handschriften dürfe man nicht viel  
reden, sondern müsse froh seyn, wenn sie in der  
Mehrzahl vorhanden seyen. In dem Maße ver-  
kennt Herr W. die glänzenden Resultate, die  
auf dem von ihm verworfenen Wege in neuerer  
Zeit im Pindar, den lateinischen Elegikern, in  
manchen Ciceronianischen Werken, im Varro und  
andern Auctoren erzielt wurden. Da er auf

diese Weise das Princip der obigen Gelehrten angreift, kann ein eigentlicher Streit kaum Statt finden.

Auch mit Hn Lindemann ist Hr W. nicht zufrieden, da jener im Fortgange seiner Plautinischen Studien zu hohe Anforderungen an sich gemacht und angefangen habe, über Principien zu philosophieren. Allein man müsse den Nachkommen auch etwas zu thun übrig lassen. Lindemanns neueste Stücke haben sich nicht unrecht ausgenommen, nur daß sie zu viel des kritischen Zeuges an sich hätten. Diese Ausgabe aber gerieth in ein bedenkliches Stocken. 'Dazu' — hören wir Herrn W. selbst — 'machte der alte Sarsinas im Himmel ein halb grämliches, halb lächerliches Gesicht. Er lief mit seinem großen Kopfe und breiten Füßen eiligen Schritts zu den Andern und erzählte ihnen die vielen mißlungenen Versuche deutscher Gelehrten, ihn von den Schlacken des medii aevi zu befreien und in möglich ursprüngliche Gestalt herzustellen.' Da wird noch gar ergeßlich von 'den gräulichen Fehlschüssen, die die Conjecturalkritik in neuerer Zeit gemacht', geredet, bis endlich 'der würdige und gelehrte Quinctilian' das Wort nahm und folgendermaßen sprach:

'Die Sache ist die Hauptsache: an ihr ist dem menschlichen Geschlechte gelegen. Die Form, die Antiquität, die Authenticität sind zwar auch wichtige Dinge, aber sie müssen doch alle der Sache selbst weichen.' Und so fort. Und doch ist ja gerade die vollkommenste Harmonie der Form und des Inhalts das, was wir an den Classikern bewundern. Seite 7 nennt Quinctilian den alten Plautus: 'treuer, Marcus aus dem heerdenreichen Umbrien.' Ein wissenschaftlicher Gegenstand sollte mit größerm Ernst und

würdigerer Haltung besprochen werden. Und das Resultat des langen Geredes? Niemand möge erwarten, die Hand des Autors selbst durchgängig herstellen zu können, sondern man müsse sich mit dem approximativ Richtigen begnügen. Wie sollte das aber ohne festes Anhalten an die besten Urkunden möglich seyn?

Haben nun die Palatini auch nicht einen so bedeutenden objectiven Vorzug vor allen übrigen Handschriften, wie z. B. der Urbinas im Isokrates oder der Ravennas im Aristophanes, oder der Erfurtensis in einzelnen Reden des Cicero, so sind sie doch frey von absichtlicher Fälschung neuerer Jahrhunderte. Darum muß man bey nöthigen Aenderungen ihren Spuren treu bleiben und danach selbst emendieren, ohne sich von den oft scheinbaren Besarten verfälschter Codd. verlocken zu lassen. Doch sollte man sich ein noch höheres Ziel bey diesem Verfahren stecken und durch genaue Beobachtung der verschiedenen Arten der Corruptelen in den Palatinis der Schreibart auf die Spur zu kommen suchen, die in der Urhandschrift gewesen seyn mag, auf welche alle Plautinischen Handschriften zurückgehen. Da diese verstümmelt war, so fehlt in allen Handschriften die Vidularia.

Uebrigens erkennen wir es mit Vergnügen an, daß Herr W. an jenen beiden Ausgaben manches mit Recht ausgesetzt und beachtenswerthe verschiedene Ansichten über manche einzelne Stellen wie über metrische Grundsätze aufgestellt hat. Ob seine eigene Bearbeitung des Plautus, dessen Text nach Bentley, Reiz, Hermannschen Principien metrisch angeordnet, nach

den vorhandenen ältern (!) Besarten verbessert und, was die Hauptsache sey, durchgängig erläutert vor ihm liegt, dem Leser, der den Dichter um des Dichters willen liest, in allen nöthigen Fällen die erwünschte Auskunft geben wird, wie Herr W. versichert, steht dahin. Allerdings wäre es schon ein großes Verdienst, die so ganz vernachlässigte Interpretation des Dichters mit richtigem Tacte zu handhaben; wie das aber ohne vorhergehende richtige kritische Herstellung mit Glück ausführbar seyn soll, ist schwer zu begreifen. Herrn Mitschls Gesammtausgabe wird neben der, des Herrn Weise bestehen können.

Werthvolle Beyträge zur Kritik und Erklärung des Plautus enthält folgendes in

### L e i p z i g

erschienene Werk: Fred. G. E. Rostii Opuscula Plautina. Post auctoris mortem edidit C. H. A. Lipsius. Vol. I. Continens Commentationes Plautinas 1836. Octav.

Dieser erste Band enthält die zum Theil von dem verstorbenen Verfasser selbst gesammelten Schulschriften über Plautus, die in mancher Beziehung verbessert und mit vielfachen neuen Bemerkungen ausgestattet zum Abdruck bestimmt wurden. Der größte Theil führte den Namen *Fercula cupediorum Plautinorum*. Nur die ersten 7 Abhandlungen indeß hat der Verfasser selbst zur Ausgabe zugerichtet: den letztern hat Herr Lipsius die Bemerkungen beygefügt, die er in dessen Handexemplare notiert fand. Ein

dreyfacher Index der entweder verbesserten oder erläuterten Stellen aus Plautus, aus andern Schriftstellern und endlich der Worte und Sachen macht diesen ersten Band noch brauchbarer, dem ein zweyter nachfolgen soll. Er wird die von Rost übersetzten neun Plautinischen Lustspiele enthalten.

Kürzlich erschien in

B r e s l a u :

De Plauti Bacchidibus disputatio. Scripsit Frid. Ritschellius. Vratislaviae 1836. Quart.

Diese schön geschriebene Abhandlung zerfällt in acht Paragraphen. Herr Ritschl meint, die Bacchides seyen von Varro, der die Plautinischen Stücke nach den Anfangsbuchstaben ordnete, eigentlich vor die Capteivei gestellt gewesen und erst später von einem Grammatiker religiosa sedulitate hinter den Epidicus gestellt, weil der Dichter selbst in den Bacchides den Epidicus als fertig erwähnt. Und daraus erkläre sich, wie der Anfang der Bacchides fehle — welches Stück deßhalb in den ältesten Ausgaben Bacchides Dimidiatae heißt — da diese Comödie den Anfang des zweyten Volumens der Plautinischen Stücke gebildet hätte. Erst Nicolaus Angelius fügte in der Iuntina von 1514 das fehlende Argumentum, den Prologus und Scena I. hinzu, bezeichnete sie indesß als subditiva. Niebuhr erklärte sie für schlechtes Nachwerk. Durch einen glücklichen Fund ist es Herrn R. gelungen, den Urheber dieser Supplemente nachzuweisen. Es ist Anz

tonius Beccadellus, gewöhnlich Panormita genannt, der Stifter der Neapolitanischen Academie und Freund des Königs Alfonso. Im fünften § vermuthet Herr R., Plautus folge in den Bacchides Menanders  $\Delta\iota\varsigma \epsilon\kappa\alpha\pi\alpha\tau\omega\nu\tau\iota$  und sucht durch Vergleichung des Plautinischen Stücks einigen incertis Menandreis eine Stelle in jener Comödie anzuweisen: wenig überzeugend. Dann wird Kofst's Meinung widerlegt, als fehle den Bacchides nichts, und gegen die Annahme einer doppelten Recension der Bacchides gesprochen. Endlich wird aus dem Stücke selbst das Jahr 564 u. c. als das bezeichnet, nach welchem nicht lange die Aufführung des Stücks zu setzen sey.

Unter den gelegentlichen Bemerkungen zeichnet sich p. 10 die Nachweisung aus, daß Plautus stets ludos facere alicui oder aliquem, nie ludum f. aliq. sage. S. 19 not. wird unter andern Glossen des Codex Decurtatus angeführt zu Bacch. IV, 8, 60. I, vise estne] imp̄. exūbo eo, *quae quid sibi velint nondum exputavi*, fügt der Verf. hinzu. Es sollte heißen: i] imperativus ex verbo eo.

Die Fortsetzung dieser Untersuchungen, die nun mehr das Innere des Stückes selbst zum Vorwurfe haben werden, wird erwünscht seyn.

Schneidewin.

---



G ö t t i n g e  
g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

129. Stück.

Den 15. August 1836.

---

B e r l i n.

Bey Reimer auf VII und 216 S., nach den Signaturen in Duodez, ist denn 1836 die auch schon länger versprochene Handausgabe der Institutionen schlechtweg, mit dem Titel: Imperatoris Justiniani institutionum libri IV., dann aber anders als bey der großen Ausgabe, ad fidem antiquorum librorum edidit variantium lectionum locorumque parallelorum delectum adjecit Eduardus Schrader, Ictus, in operis societatem accedentibus, ferner in derselben Construction die drey Gelehrte, deren man sich ja wohl aus der großen Schraderschen Ausgabe erinnert, oder wofür auf unsere Anzeigen von 1832, St. 170 verwiesen werden mag, endlich noch, was gewissermaßen das Wichtigste ist: editio stereotypa, erschienen. Alles das vorausgesetzt, was der Unterz. in jener eben angeführten Anzeige gesagt hat, kommt es nun hier nur darauf an, das Verhältniß dieser Ste-

reotypen-Ausgabe zu der großen, anzugeben. Der Text ist ganz unverändert geblieben, denn selbst die Abweichung, über die sich der Unterz. ein wenig freute, daß es in der Ueberschrift heiße: *de capitis minutione*, da es sonst, wie seit *Halander* gewöhnlich, *deminutione* geheissen habe, ist keine, da die Ueberschrift schon dort zwischen *e* und *i* neutral war, weil zu einer Ueberschrift die Kürze (auch daß zwey Buchstaben weniger sind?) passe. Daß auch hier auf jeder Seite der allgemeine Titel *institutiones*, wiederholt ist, ist wohl überflüssig, da es hier keinen allgemeinen Titel gibt, der darauf deutete, daß auch alles übrige noch zu Erwartende der großen Ausgabe *stereotyp* gedruckt werden soll. Sonst ist in dem Columnentitel das Minuszeichen, wobey man sich freuen konnte daß es bey den angeführten Worten mehreren Puncten hinter einander gewichen sey, hier wieder für *bis* hergestellt, da es in der großen Ausgabe wegen der Anmerkungen nicht leicht vorkam, daß mehr als vier Paragraphen auf derselben Seite gedruckt waren. Was die Anmerkungen betrifft, so sind denn auch in dieser Handausgabe die kritischen und die erklärenden getrennt, die Ersteren sind, wie die in andern Handausgaben oft bemerkten verschiedenen Besarten; die erklärenden Anmerkungen aber, wobey denn auch die Parallelstellen angegeben sind, hat man wohl sicher in keiner Handausgabe so vollständig, aber beide sind doch, wie die Vorrede erinnert, eigentlich nur Verweisungen auf die größere Ausgabe. Zuletzt noch ein alphabetisches Verzeichniß der Titel und sogar eines der Paragraphen, welches freylich mehr nur für ältere Werke, von Nutzen ist, da bey den Paragraphen so gut wie bey den Stellen eines Rechtsgelehrten

in den Digesten, oder bey den Constitutionen der Kaiser, die Zahlen statt der Anfangsworte auch von Denen schon lange gebraucht werden, die, bey den Ueberschriften der Titel, die Zahlen entweder für ganz überflüssig oder doch für nicht hinreichend halten. Die in dem Titel von den Graden der Verwandtschaft von den Verfassern unserer Institutionen, nicht nach denen von Gajus, vielleicht aber nach dessen *res quotidianae*, mitten im Zusammenhange angekündigte, von den Abschreibern und den Herausgebern aber so sehr oft weggelassene Versinnlichung der Verwandtschaftsgrade für das Auge, hat hier wieder dieselben Fehler, welche an der in der großen Ausgabe gerügt worden sind; daneben aber noch den, daß sie nicht, wie vielleicht noch nirgends, als in jener großen Ausgabe, im Zusammenhange des Textes steht, sondern ganz hinten, wie dieß bey Kupfertafeln so gewöhnlich ist. Die Veranlassung zu dieser Abweichung vom Texte, der kein Wort davon sagt, daß man die Versinnlichung ganz anderswo suchen müsse, ist vielleicht das Format, welches man für zu klein hielt, um auf einer einzigen Seite desselben eine solche Zusammenstellung der sechs, und einmal auch der sieben, Grade, die zur B. P. und cognati berufen waren, zu liefern. Der Unterz. hat aber in der neuesten Ausgabe seiner Rechtsgeschichte eine solche Zusammenstellung, die alles Wesentliche enthält, sogar auch den einzelnen Fall des siebenten Grades, der hier fehlt, auf einer kl. Octav-Seite abdrucken lassen. Beyläufig mag hier noch die Erklärung dessen Platz finden, was in der großen Ausgabe an der von Cujas bekannt gemachten Versinnlichung getadelt wird, daß nämlich die Personen weiblichen Geschlechts

links stehen, also vorn, die Mannspersonen aber rechts, also hinten, da doch sonst immer, man könnte sagen ungalant genug, das männliche Geschlecht vor dem weiblichen genannt wird. Die ganze Sache erklärt sich, so bald man annimmt, bey dem Holzschnitte sey, wie es oft geschehen ist, das Umzeichnen vergessen worden.

Hugo.

### F r e y b e r g.

Ben J. G. Engelhardt: Geognostische Skizze der wichtigsten Porphyrgebilde zwischen Freyberg, Frauenstein, Tharandt und Rossen, entworfen von Fried. Const. Freyh. von Beust, K. Sächs. Bergamtsassessor. Nebst 1 petrogr. Uebersichtscharte und 7 Bl. geognost. Zeichnungen. 1835. 112 S. in 8.

Zu den bedeutenden Fortschritten, die seit ungefähr dreyßig bis vierzig Jahren in der Geologie gethan worden sind, gehören die seit jener Zeit gewonnenen Ansichten von dem gangförmigen Erscheinen mehrerer dem Mineralreiche angehörenden Massen. Lange Zeit hindurch gab man den Namen der Gänge nur den meist schmalen plattenförmigen Felsmassen, welche andere weit verbreitete Felsarten in verschiedenen ziemlich regelmäßig anhaltenden Richtungen (Streichen und Fallen) durchschneiden, auch wieder andere ihnen ähnliche Platten durchkreuzen, und welche vornehmlich Gegenstand des Bergbaues, und zwar des Bergbaues auf Erz waren und noch sind. Ihr eigenthümliches, von der Ablagerung der größeren ganze Gebirge bildenden Felsmassen abweichendes Verhalten veranlaßte

verschiedene Muthmaßungen und Theorien über ihre Entstehung. Die ihnen eigene Gestalt so wohl als die von den sie umgebenden Felsarten verschiedenen Stoffe aus denen sie bestehen, und viele andere an denselben sich zeigende Erscheinungen, ließen die Mehrheit der Geologen in den Gängen Spalten der größeren Gebirgsmassen erblicken, welche durch später gebildete verschiedenartige Massen ausgefüllt worden waren. Werner stellte eine ausführliche Theorie der Gänge auf, welche sie als solche ausgefüllte Spalten betrachtete und von der Ansicht ausging, daß die Ausfüllung von oben herab erfolgt wäre. Diese Ansicht wurde von Anderen bestritten; indem Einige zwar gleichfalls die Ausfüllung von Spalten annahmen, diese aber von unten herauf, oder von innen heraus, durch einen Sublimationsproceß erfolgt wissen wollten; wieder andere hingegen sich die Möglichkeit einer mit der Bildung der Hauptgebirgsmassen gleichzeitig oder beynähe gleichzeitig erfolgte Ausscheidung der die Gänge bildenden Substanzen aus dem Nebengesteine dachten.

Der Begriff Gang erweiterte sich aber sehr durch die Erscheinungen, welche vornehmlich und zuerst eine sorgfältigere Beobachtung des Basaltes und der ihm verwandten Felsarten darbot. Die an diesen Gesteinen wahrgenommenen Verhältnisse gaben den sogenannten plutonischen Ansichten von Bildung der Felsmassen zuerst ein bedeutendes Gewicht. Man mußte sich bald überzeugen, daß gewisse durch Erhitzung bewirkte oder mit Erhitzung begleitete Vorgänge im Innern der Erde Zerreißen der festen Erdrinde und Ausfüllung der dadurch her-

vorgebrachten Spalten mit fremdartigen aus dem Innern emporgehobenen Substanzen verursachen konnten. Man fand daß die wahrscheinlich auf diese Weise entstandenen Ausfüllungen sich in vielen Stücken völlig so verhielten wie die eigentlich sogenannten Erzgänge; daß sie nur oft etwas weniger regelmäßige Plattenformen bildeten, und sich oft in weit größerem Maßstabe zeigten als diese. Man würde durch diese Wahrnehmungen weiter auf ganz ähnliche Verhältnisse anderer von dem Basalte verschiedener Felsarten geleitet, die man von diesem Augenblicke an aus einem ganz andern Lichte betrachtete als die ältere Geologie gethan hatte, welche in denselben die uranfängliche unbewegte Grundlage aller anderen Felsarten gefunden zu haben glaubte. Man erweiterte endlich den Begriff des gangartigen Verhaltens einer Felsart auf die Formen der größten Gebirgsketten.

Unter den vorher und bis zum Feststellen dieser Ansicht als sehr räthselhaft in Hinsicht auf ihr Entstehen erschienenen Felsmassen, auf welche sich dieselbe nächst den Basalten vornehmlich anwenden läßt, und die in ihrem Verhalten die größte Aehnlichkeit mit diesen zeigen, auch wie die Basalte diese Verhältnisse fast in allen Dimensionen, den größten wie den kleinsten, darlegen, ist der Porphyry die ausgezeichnetste. Lange Zeit ist man darüber im Zweifel gewesen, welchen Platz man dem Porphyry im geognostischen Systeme anweisen sollte, da er sich in die Systeme, denen die Altersfolge der Felsarten zum Grunde lag, nicht fügen wollte. Man mußte, um ihn in die Rei-

he zu bringen, Porphyr verschiedenen Alters annehmen, vom Urporphyr bis zum Flözporphyr. Insbesondere bot das Sächsische Erzgebirge und der Meißnische Kreis mannigfaltige Verhältnisse des Porphyrs dar; indem man ihn theils als oberstes verbreitetes Gebirgslager große Flächen überziehen, theils in eine der ältesten Felsarten, den Gneus eingeschaltet findet, und zwar so daß man abwechselnde Lagerung des Porphyrs mit dem Gneuse annehmen zu können glaubte.

Dieses letztere Verhalten hat indessen schon vor längerer Zeit Zweifel erregt. Der Herr Verfasser der vorliegenden Schrift legt in derselben seine Wahrnehmungen vor über die Verhältnisse der in dem Gneusgebirge der Gegend um Freyberg, Frauenstein u. s. w. befindlichen Porphyrmassen, und erläutert sie durch sehr wohl entworfene und elegant ausgeführte Abbildungen. Der Gang seiner Darstellung ist natürlich, geordnet und klar, die Beschreibung der Erscheinungen ist anschaulich. Wirkliche Wahrnehmungen sind von bloßen auf Analogie gegründeten Schlüssen und Muthmaßungen gehörig gesondert; die Anwendung der Wahrnehmung auf die Vorstellung der Bildungsweisen ist folgerecht. Den Zweifeln welche gegen die Anwendung erhoben werden könnten ist mit logischer Bestimmtheit und Ruhe begegnet; — und die ganze Arbeit ist ohne Frage ein werthvoller Beytrag zur Ausbildung richtiger geologischer Ansichten.

Das Resultat, zu welchem den Herrn Verfasser sämtliche von ihm selbst so wohl als

von Anderen vor ihm (unter denen er namentlich Charpentier, Herder, Freiesleben, Ström etc. anführt) über die Verhältnisse des Porphyrs in den genannten Gegenden gemachten Wahrnehmungen führen, ist: daß an eine abwechselnde Lagerung des Porphyrs mit dem Gneuse dort nicht zu denken ist; sondern daß vielmehr der Porphyr sich dort zum Gneuse und zum Thonschiefer als Gangmasse verhält, d. i. daß er diese Gebirgsarten durchbricht, und gewöhnlich die Richtung ihrer Blätter oder anscheinenden Schichtungsflüße schneidet. Der Verfasser hält sich auch überzeugt, daß die im Erzgebirge und in dessen Nachbarschaft vorkommenden größeren, und Flächen von nicht unbedeutendem Umfange bedeckenden, oder lange Züge bildenden Porphyrmassen auf gleiche Weise, wie die gangartig auftretenden entstanden seyn müssen. — Einen besonderen Abschnitt hat der Verfasser dem Verhalten der Erzgänge zum Porphyr in der geschilderten Gegend gewidmet, in welchem er — und wie uns dünkt, mit Erfolg — darzuthun sucht, daß diese Erzgänge für jünger als die Porphyrbildung anzusehen sind.

\*\*



# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

130. Stück.

Den 18. August 1836.

---

G ö t t i n g e n.

Früh am 10. August entschlief allhier Herr August Wilhelm Rehbberg, Dr., geheimer Cabinets-Rath und Comthur des G. D., in seinem 80sten Lebensjahre. Gehörte er gleich nicht im engern Sinne der Georgia Augusta an, so knüpfte ihn an dieselbe doch nicht bloß sein hiesiger Aufenthalt in seinen letzten Jahren, sondern auch von jeher die innige Freundschaft mit mehreren ihrer ältern Mitglieder, von denen manche ihm schon vorangingen, einige ihn noch überleben. Sie verlieren an ihm einen Freund, der ihnen unvergeßlich bleibt; Deutschland einen Schriftsteller von hohem, vielfach ausgebildeten, Geist, dessen Werke sein Andenken noch lange erhalten werden.

E b e n d a s e l b s t.

Apud Vandenhoeck et Ruprecht: De Christiano capitis poenae vel admittendae vel

repudiandae fundamento Commentatio in certamine litterario — — die IV. Jun. MDCCCXXXIV. ex decreto Venerabilis Theologorum Ordinis praemio ornata, auctore Car. Georgio Wieselero, Palaeocellensi, Seminarii Regii homiletici et catechetici sodali. 1835. 78 S. in 4.

Der Gegenstand dieser Preisschrift gehört bekanntlich zu den Hauptfragen des Tages. Solche Fragen jungen Männern vorzulegen, kann etwas Bedenkliches haben. Sie fordern die Umsicht und Erfahrung der Gereiftesten. Auf der andern Seite aber ist heilsam, die Jüngeren bey Zeiten zu einer aufmerksamen Beobachtung und besonnenen Beurtheilung der Gegenwart anzuregen und anzuleiten. Nach diesem Gesichtspuncte wagte die theologische Facultät, vorbestimmte Frage gleichsam aus der Zeit aufzuwerfen. Der Verf. der gekrönten Preisschrift hat dieselbe richtig aufgefaßt und mit Gelehrsamkeit, Geist und Geschick nach dem Maas der Jugend behandelt. In der Aufgabe lag eine kurze biblische Geschichte oder biblische Archäologie der Todesstrafen. Der Verf. geht dabey, so weit es die Kürze erlaubt, auch in einzelne archäologische Schwierigkeiten ein und erörtert sie auf eine verständige Weise. Die erste bestimmte Erwähnung der Todesstrafe geschieht allerdings erst Genes. 9, 6. Aber der Verf. übersieht nicht, daß schon Genes. 4, 14 der Brudermörder Kain vor Gott das Bewußtseyn ausspricht, daß, wer ihn finde, ihn ermorden werde. Darin liegt die Idee der Todesstrafe, wie es scheint, als Element des natürlichen sttlichen Gefühls. Aber da Gott die Todesstrafe an Kain auszuüben verbietet, und den Brudermörder nur verbannt, 4, 12. 15, wie stimmt dieß mit der Erklärung

Gottes nachher 9, 6, daß, wer Menschenblut vergießt, des Blut wieder vergossen werden solle durch Menschen? Auch der durchaus dunkle Fall Lamechs, von dem der Verf. annimmt, daß er in der Nothwehr einen andern getödtet, wird berührt. Es hätte aber können deutlicher gezeigt werden, wie sich in diesen scheinbaren Differenzen allmählich das verwandte Verhältniß der Blutrache und der Todesstrafe entwickelt und auseinandersetzt. — Auf die biblische Archäologie der Todesstrafen folgt die exegetische Erörterung der Frage selbst. Da von dem christlichen Princip die Rede ist, so können zunächst nur neutestamentliche Stellen entscheiden. Das Resultat ist, daß zwar Matth. 5, 21. 22. 15, 3 — 7. 26, 52. Joh. 8, 3 — 11. A.G. 5, 1 flg. 25, 11. Offenb. 13, 10. nichts Betreffendes enthalten, daß aber aus Joh. 19, 10. 11 und Röm. 13, 4 folge, daß Christus und Paulus die Todesstrafe an sich mit den christlichen Principien nicht in Widerspruch gedacht haben. Die eigentliche Entscheidung der Frage liegt aber im dritten Theile der Abhandlung, dem systematischen, wie der Verf. ihn nennt. Hier wird nun aus dem Begriffe des christlichen Staates und dem darin liegenden christlichen Princip der Gerechtigkeit gefolgert, daß nach der Idee der Vergeltung im Straffsysteme nur der Tod für gewisse Verbrechen (namentlich den Mord) die entsprechende Strafe sey, und daß der christliche Staat, über alle diejenigen Verbrechen, wodurch er in seiner Existenz von Außen oder Innen wesentlich gefährdet werde, die Todesstrafe verhängen müsse. Die entgegengesetzten Theorien sowohl für als wider die Todesstrafe werden erörtert und widerlegt. Der Verf. kommt am Ende auf eine Abstufung der Nothwendigkeit der Todesstrafe. Er

fest eine absolute Nothwendigkeit aus der Idee der Gerechtigkeit im Fall des Menschenmordes, und eine relative aus der Idee der Staatsicherheit voraus. So gewinnt er für den Fall der Staatsverbrechen den Satz, daß je staatsgefährlicher ein Verbrechen sey, desto größere Strafe nothwendig werde, daß aber je sicherer und befestigter der Staat sey und sich fühle, desto mehr auch bey staatsgefährlichen Verbrechen der christlichen Milde die strenge Gerechtigkeitsstrafe weichen müsse. Hierin ist unstreitig viel Wahres, nämlich dieß, daß, wie die Geschichte zeige, die Nothwendigkeit der Todesstrafe, je mehr der christliche Staat Sicherheit gewinnt, desto mehr sich zurückzieht auf wenige Fälle, wie denn auch bey fortschreitender christlicher Bildung aus der Todesstrafe alle Barbarey und Grausamkeit als Ausdruck der Rache verschwindet, und nur das rein ethische Moment der Gerechtigkeit zurückbleibt, endlich aber auch das Begnadigungsrecht als nothwendige Correctur der unvollkommenen menschlichen Gerechtigkeitspflege hervortritt.

Wiewohl nun der Versuch des Verfassers eben als ein jugendlicher die Nachsicht in Anspruch nimmt, so enthält er doch so viel Lobenswerthes, daß er auch in weiteren Kreisen alle Beachtung verdient.

Die theologische Preisschrift vom Jahre 1835 führt den Titel:

De Evangeliorum Apocryphorum in canonicis usu historico, critico, exegetico. Scripsit Fridericus Julius Arens, Osnabrugensis, Seminarii Regii Homiletici Sodalis. Göttingae, Typis Dieterichianis. 61 S. in 4.

In einer Zeit, in der die theologische Jugend übergeneigt ist, zum Parteystreit über die letzten

oder ersten Gründe des Christenthums und der Theologie, und durch das Gezänk des Tages über Rationalismus und Supernaturalismus u. s. w., woran auch die Unerfahrensten und Oberflächlichsten und diese gerade oft am lautesten Theil nehmen, leicht in Gefahr kommt, von einem ruhigen und besonnenen Lernen des theologischen Materials, und einem stillen und bescheidenen Erfahren und Erleben des Christenthums immer mehr abgebracht zu werden, wird es immer nothwendiger, sie durch Aufgaben, wie die vorliegende, zum arbeitsamen gelehrten Fleiß, und zur Erforschung des Einzelnen zu nöthigen und zu gewöhnen. Die Jugend soll wissen, daß auch die Theologie Arbeit kostet und gerade in ihrem historischen Theile unendlich reicher ist, als jede abstracte Schulformel. — Die vortreffliche neue Ausgabe der neutestamentlichen Apokryphen von Thilo gab Veranlassung zu der bezeichneten Aufgabe. Und die vorliegende Arbeit zeigt, daß sie einen jungen Mann getroffen, der zu mühsamen und unmittelbar wenig erheiternden Arbeiten der Art nicht nur aufgelegt, sondern auch geschickt ist.

Nach den Prolegomenen über den Begriff des Apokryphischen, die Entstehungsmomente, Character der apokryphischen Literatur überhaupt, den Unterschied der alt- und neutestamentlichen Apokryphen, die verschiedenen Arten der letzteren, insbesondere über die apokryphischen Evangelien, endlich den theologischen Werth der apokryphischen Bücher und die Geschichte der Meinungen darüber, erörtert der Verfasser im ersten Theile der Abhandlung den historischen Gebrauch der apokryphischen Evangelien in Beziehung auf die kanonischen, wobey er das, was daraus für den religiösen und historischen Inhalt der kan-

nonischen Evangelien überhaupt benutzt werden kann, und das was darin für die Lebensgeschichte Christi insbesondere brauchbar ist, unterscheidet, im zweyten Theile den kritischen, theils in Beziehung auf kritisch angefochtene und streitige Abschnitte, theils in Beziehung auf die *varia lectio* der kanonischen Evangelien, endlich den exegetischen Gebrauch, sowohl was die Kenntniß des neutestamentlichen Sprachgebietes, als die Auslegung einzelner Stellen unserer Evangelien betrifft.

Man kann wünschen, daß manches schärfer gefaßt wäre, aber Fleiß, gebildetes Urtheil und entsprechende Darstellung und guten Lateinischen Styl wird man nirgends vermissen. Indem wir deshalb diesen Erstlingsversuch empfehlen, können wir nicht unterlassen in Beziehung auf eine theologische Frage des Tages, die sogar in die gebildete Laienwelt gekommen und in politischen Flugblättern mit gehöriger Oberflächlichkeit besprochen wird, das Leben Jesu von Strauß betreffend, die Bemerkung hinzuzufügen, daß nichts so sehr geeignet ist, sich von dem historischen Grund und Werth unserer kanonischen Evangelien zu überzeugen, als das Studium der apokryphischen. Der Unterschied ist augenscheinlich. Hier ist das, was man Mythos und Fabel über das Leben Christi nennt, zu Hause; während dort, wenn man die Sache auch rein historisch betrachtet, ohne theologisches Interesse, der gesunde Stamm geschichtlicher Tradition wurzelt. Eine heilige Geschichte, die am hellen Mittag der Geschichte geschieht und der Anfangspunct einer eigenthümlichen religiösen Entwicklung geworden ist, wodurch aller mythischen, wie aller gnostischen speculativen Religion ein Ende gemacht, und beiden ein ewiger Krieg angekündigt

ist, kann eben so wenig aus dem Mythos und der Fabel erwachsen seyn, als Etwas aus Nichts, Wahrheit aus Lüge und Gutes aus Bösem. Nur das kann vernünftiger Weise geschehen seyn, daß, indem das heilige Factum zuerst in die mündliche Tradition eintrat, und die evangelische Tradition der ursprünglichen Zeugen sich aus der vorchristlichen Denkweise der Zeit herausarbeitete, Einwirkungen oder Nachwirkungen dieser Denkweise Statt fanden, daraus aber Schwankungen und Uebergänge entstanden in die apokryphische Literatur. Diese Schwankungen und Uebergänge — wenn man will, mythische Elemente — können, sofern das Christenthum nicht etwa die Gesundheit mit der Krankheit angefangen hat, nur an den äußersten Puncten gedacht werden, wo Factum und Dogma in einander übergehen, niemals in dem eigentlichen Kern und Mittelpunkt der historischen Erfahrung des öffentlichen Lebens Christi. Aus diesem Kern und Mittelpunkt sind unsere kanonischen Evangelien. Sie enthalten für jeden, der nicht vor vorn herein aus irgend einem speculativen Schulbegriff die heilige Geschichte für unmöglich hält, so hinreichende und entscheidende Kriterien für das, was in der Erzählung schwankt und ins Apokryphische übergehen will; daß nur guter Wille dazu gehört, es in seiner Gefährlosigkeit und Geringheit zu erkennen. Wer freylich bey aller speculativen Tiefe eben nur das für geschichtlich möglich hält, was alle Tage geschieht, und was jeder in jeder Zeit hervorzubringen vermag, und bey allem Schein von Unbefangenheit und Schärfe der Kritik doch so befangen und unerfahren in der Kritik ist, daß er in jedem Widerspruch verschiedener Relationen das Merkzeichen des Mythos und der Fabel findet, für den ist nichts sicher, daß es

wirklich geschehen ist, und wenn kürzlich scherzhaft versucht worden ist, nach den Grundsätzen der Kritik von Strauß im Leben Jesu das Leben Luthers und das Leben Napoleons zu Mythen zu machen, so ist nicht einzusehen, wie so etwas nicht am Ende Ernst werden müßte, wenn jenes wirklich der Ernst der allein wahren Wissenschaft wäre.

£.

### P a r i s.

A l'imprimerie royale, 1834: *Les oeuvres de Wali, publiées en hindoustani par M. Garcin de Tassy, professeur d'hindoustani à l'école des langues orientales etc.* — XX. und 144 Seiten in groß 4.

Durch den starken Zusammenstoß des Islamitischen und des Indischen Lebens hat sich in Indien seit Jahrhunderten eine neue Sprache gebildet, das Hindustani, aus Arabischen, Persischen und Indischen Bestandtheilen; mehrere große Dichter haben diese Mischsprache zu einer gewissen Bedeutung erhoben und eine reiche Literatur ist in ihr entstanden. Da man in Europa erst wenig Drucksachen über diese Sprache und Literatur besitzt: so kommt der hier gedruckte Divan eines ausgezeichneten Dichters aus dem 17ten Jahrhundert n. Chr. gewiß vielen erwünscht. Man erhält hier indeß vorläufig den bloßen Text: Uebersetzung und Anmerkungen werden für die Zukunft versprochen.

---



G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

131. Stück.

D e n 20. A u g u s t 1 8 3 6.

---

B e r l i n.

Bey Duncker und Humblot: G. W. Fr. Hegel's vermischte Schriften, herausgegeben von Förster und Boumann. Erster Band 1834. VI und 506 S. Zweyter Band 1835. VI und 634 S. Octav.

Auch mit dem zweyten Titel:

G. W. Fr. Hegel's Werke, 16ter und 17ter Bd. der vollständigen Ausgabe durch einen Verein von Freunden des Verewigten. Mit dem Motto aus dem Sophocles: Τάληδες ἀεὶ πλεῖστον ἰσχύει λόγον.

Ref. erwartet die Anzeige der übrigen Werke Hegel's von einer andern Hand, kann sich aber nicht versagen, über diese beiden Theile, welche ein Ganzes für sich, als 'vermischte Schriften' ausmachen sollen, kurz zu berichten. Sie sind in mehr als einer Hinsicht vorzüglich merkwürdig und besonders geschickt, uns einen Blick in das eigenthümliche Wesen des gefeyerten Man-

neß thun zu lassen, der viel zu früh aus dem Kreiße seiner Thätigkeit geschieden ist. — Sie enthalten Folgendes:

I. *Dissertatio philosophica de orbitis planetarum* (S. 1 — 29), deren Beurtheilung den Mathematikern und Astronomen überlassen bleiben mag, wenn sie überhaupt noch von irgend einem Werthe ist. Hegel hat sie pro licentia docendi zu Jena 1801 geschrieben. Für den Ref. war sie nur in sofern interessant, als er darin schon die ersten Spuren der nachherigen Richtung des Philosophen zu entdecken glaubt.

II. Aufsätze aus dem kritischen Journal der Philosophie (S. 33 — 130), nämlich 1) über das Wesen der philosophischen Kritik überhaupt und ihr Verhältniß zum gegenwärtigen Zustande der Philosophie insbesondere; 2) wie der gemeine Menschenverstand die Philosophie nehme, dargestellt an den Werken des Herrn Krug; 3) Verhältniß des Skepticismus zur Philosophie, Darstellung seiner verschiedenen Modificationen, und Vergleichung des neuesten mit dem alten (besonders gegen unsern sel. Schulze). Hier finden wir nun schon die viel bekannte Hegelsche Grobheit in ihrer Stärke fast auf allen Seiten des Buchs ausgesprochen, und erinnern nur an Stellen, wie diese: 'es gibt noch eine Manier (d. i. eine andere als die von Hegel anerkannte, oder die seinige), an die sich die Kritik vorzüglich zu heften hat, nämlich diejenige, welche im Besiß der Philosophie zu seyn vorgibt, die Formen und Worte, in welchen große philosophische Systeme sich ausdrücken, gebraucht, viel mißspricht, aber im Grunde ein leerer Worddunst ohne innern Gehalt ist. Ein solches Geschwätze

ohne die Idee der Philosophie erwirbt sich durch seine Weitläufigkeit und eigene Anmaßung eine Art von Autorität, theils weil es fast unglaublich scheint, daß so viel Schale ohne Kern seyn soll, theils weil die Leerheit eine Art von allgemeiner Verständlichkeit hat. Da es nichts Ekelhafteres gibt, als diese Verwandlung des Ernsts der Philosophie in Plattheit, so hat die Kritik alles aufzubieten, um dieß Unglück abzuwehren' (S. 38). Dahin gehört denn auch der 'gemeine' Menschenverstand im zweyten Aufsatze, der sich von dem philosophischen Geiste wie ein Bettelnabe von einem übermüthigen Parvenu behandeln lassen muß; und der 'Sandsack von — vor der Hand vier Alphabeten', mit welchem Ehrennamen des sel. Schulze Kritik der theoret. Philosophie von 1802 beehrt worden ist, — vieles Anderen nicht zu gedenken, was wenigstens nicht von ruhigem Forschen nach Wahrheit und practischem Einfluß des Studiums der Humaniora oder der Geschichte der Philosophie zeugt. Diese Hegelsche Grobheit, — denn so wird sie doch wohl für lange Zeit heißen müssen, — entstand aus der dem Character Hegels eigenthümlichen Gluth für seine Ansicht und gefühlte Erkenntniß, mit welcher er, leider, Unbefangenheit, Bescheidenheit und Scheu vor der Verunglimpfung eines respectierten Namens nicht vereinigen konnte. Ref. muß bekennen, daß er bey dem Lesen dieser beiden Theile im Ganzen sich durchdrungen fühlt von Achtung für des Abgeschiedenen kräftige Liebe zur Wahrheit und für das rücksichtslose, offenbar aus der Tiefe des Gemüths aufflammende Feuer mit welchem Hegel den Tempel des Irrthums, der hohlen Gespen-

ster und des unfruchtbaren Hergebrachten niederbrennen und auf immer vertilgen wollte. Er war offenbar nicht bloß ein Wortphilosoph, ein Kathederheld, ein in sylbenstechender Um- und Abklärung des schalen, alten Trankes versunkener Täuscher seiner selbst und Anderer. Er suchte einen redlichen Gewinn für die Wahrheit. Er war eins mit seiner Lehre. Sie war das Product eines genialen Herrschens über den Stoff; und in dieser Beziehung durfte er mit Göthe einigermaßen verglichen werden. Einem Manne wie Hegel möchte man ein Leben von drey oder vier Menschenaltern wünschen, damit er ans Ziel seines herrlichen Strebens gelangen könnte. — Was er geleistet hat, wird noch nicht richtig beurtheilt. Seine Schüler und Freunde, denen dieser Mann mit der ergreifenden Gluth der Wahrheitsliebe, dem Seherblick und dem Reichthume einer wirklich ausgezeichneten Gelehrsamkeit imponierte, haben ihn schülerhaft oder freundschaftlich in den Himmel erhoben; seine Gegner entweder auf eigenem Systeme bestehend und von Hegel nicht überzeugt, oder von seinem übermüthigen Tone absprechenden Alleinbesizes beleidigt, oder von seiner barbarischen und ins Unausstehliche verbildeten Sprache zurückgeschreckt, haben ihn mit Unrecht viel zu tief gestellt. Hegel wird immer ein großer Mann bleiben; was Kant, Fichte und Schelling nicht gekonnt, hat er mit großem Glück versucht, das Ideale mit dem Realen zu vereinigen. Wie er dabey wieder abgeirrt und sich nicht selten in seinem Neze ungeschickt selbst gefangen, wird in den nächsten zehn Jahren auch von der größten Zahl derer erkannt werden, welche jetzt noch auf die Worte des Meisters schwören. Die Art,

wie er als ein stolzer Imperator gegen die übrigen Denker Deutschlands meist verachtend heran oder an ihnen vorüber schritt, kann Ref. nur beklagen; sie hat nicht nur dem wahren und bleibenden Ruhme Hegels sehr geschadet, sondern auch der höchsten Wissenschaft selbst.

III. Fünf Gymnasialreden aus den Jahren 1809 bis 1815, zu Nürnberg gehalten, woselbst Hegel in dieser Zeit Rector an der Gelehrtenschule war (S. 133—199). Die Reden enthalten manche recht gute, doch keine ausgezeichnete Gedanken, und hätten füglich ungedruckt bleiben können, wenn es nicht angenehm wäre, auch von der Schullehrer-Thätigkeit des Philosophen einige Documente zu haben. Er selbst macht in einem der im folgenden Bande enthaltenen Briefe darauf aufmerksam, daß er sich auf dem Schulkatheder vorzüglich ausgebildet habe. Und läßt sich verkennen, daß seine Art des Vortrags und der Behauptungsweise nicht immer einen Anstrich davon behalten hat?

IV. Kritiken (S. 203 bis zu Ende des Theils). 1. Ueber Fr. H. Jacobi's Werke 1. Bd. (Aus den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur von 1813 abgedruckt). Bekannt, und gerechter als man wohl von Seiten der Freunde Jacobi's bisher zugegeben hat. — 2. Beurtheilung der im Druck erschienenen Verhandlungen in der Versammlung der Landstände des Königreichs Württemberg im Jahre 1815 u. 1816. (Aus den Heidelberger Jahrb. d. Lit. v. 1817 abgedruckt). Eine der Arbeiten durch welche H. zu seinem Systeme im öffentlichen Rechte gelangt zu seyn scheint. — 3. Ueber die unter dem Namen Bhagavad-Gita bekannte Epi-

sode des Mahabharata, von W. v. Humboldt. (Aus den Berliner Jahrb. für wiss. Kritik v. 1827 abgedruckt). Immer noch sehr anziehend; von Hegel geschickt und eigenthümlich für seine Lehre benutzt. — 4. Ueber Solger's nachgelassene Schriften u. Briefwechsel, herausgegeben von E. Tietz und Fr. v. Raumer. (Aus den Berl. Jahrb. für wiss. Kritik v. 1828 abgedruckt). Höchst interessant, so wenig man auch in das ungemeine Lob Solger's, der persönlich gefallen, bestochen, gefesselt haben mag, einstimmen kann. Uebrigens ist er offenbar zu früh vergessen und die Herausgeber haben Dank verdient, dieß edle Freundesopfer, welches dem früh Geschiedenen gebracht worden, den Werken Hegel's einzuverleiben. (Hier endigt der erste Band).

Fortsetzung der Kritiken (von S. 3 — 276).

5. Ueber Friedr. Heinr. Jacobi's Werke 3. Bd. (aus den Heidelb. Jahrb. der Lit. v. 1817). Siehe oben IV. 1. — 6. Ueber Hamann's Schriften, herausgeg. v. Fr. Roth (aus den Jahrb. f. wissensch. Kritik v. 1828), eine redliche Beurtheilung, welche aber doch nicht ganz frey von gewissen Einflüssen seyn möchte, ohne die Hegeln vermuthlich eine etwas andere Beurtheilung Hamanns näher gelegen hätte. — 7. Ueber: Aphorismen über Nichtwissen und absolutes Wissen zur christlichen Glaubenserkenntniß von K. Fr. G.....l (abgedruckt aus denselben Jahrb. von 1829). Wir übergehen diesen Aufsatz. — 8. Recensionen über zwey antihegelsche Schriften; leider, nicht auch über das dabey ebenfalls zum Gegenstande vorgesezte Werk von Weiße: über den gegenwärtigen Standpunct

der philos. Wissensch. in besonderer Beziehung auf das System Hegel's (aus den Berl. Jahrb. f. wiss. Kritik v. 1829 abgedruckt). — 9. Ueber: der Idealrealismus u. von Ohlert (aus denselben Jahrb. v. 1831).

V. Die Vorrede zu Heinrich's Religionsphilosophie (S. 279 — 304). Gewiß Allen, die sich für Philosophie interessieren, höchst anziehend, und das Werk selbst, zu dem sie die Vorrede bildet, an Werth weit überwiegend.

VI. Drey lateinische Reden, gehalten an der Universität zu Berlin (S. 307 — 330), den 9. Dec. 1829 bey einer Promotion, den 18. October 1829 bey dem Antritt des Rectorats an der Universität, den 25. Jun. 1830 bey der dritten Secularfeier der Uebergabe der Augsb. Confession. Die letzte ist lesenswerth.

VII. Schreiben in amtlichen Angelegenheiten (S. 333 — 390). Sie verdienen sehr, beachtet zu werden. Das erste handelt von dem Vortrage der philosophischen Vorbereitungs-Wissenschaften auf Gymnasien; ist (mit dem dritten) auch jetzt ein Wort zu seiner Zeit. Das zweyte: über den Vortrag der Philosophie auf Universitäten. Das dritte wieder: über den Unterricht in der Philosophie auf Gymnasien (an das Ministerium des Unterrichts). Characteristisch ist darin Einiges, z. B. S. 360: 'Unter diesem Gesichtspunct' (der enthaltenen Wahrheit und des unmittelbaren Zusammenhangs mit dem Formellen des speculativen Denkens) 'würde ich hier den dogmatischen Inhalt unserer Religion in Erwägung bringen, indem derselbe nicht nur die Wahrheit an und für sich, sondern sie auch dem speculativen Denken

so sehr entgegen gehoben enthält, daß er sogleich selbst den Widerspruch gegen den Verstand und das Darniederschlagen des Raisonnements mit sich führt.' Desgleichen, 'daß derselbe (der Unterricht in Psychologie und Logik) die Fassungskraft der Gymnasial-Schüler nicht übersteige, dafür spricht schon für sich die allgemeine ältere Erfahrung, und — so habe ich nicht nur als mehrjähriger Professor der philosophischen Vorbereitungs Wissenschaften und Rector an einem Gymnasium, die Fähigkeit und Empfänglichkeit solcher Schüler dafür vor Augen gehabt, sondern erinnere mich auch in meinem zwölften Lebensjahre wegen meiner Bestimmung für das theologische Seminarium meines Vaterlandes, die Wolffschen Definitionen von der sogenannten idea clara an erlernt, und im vierzehnten Jahre die sämtlichen Figuren und Regeln der Schlüsse inne gehabt zu haben und sie von daher noch jetzt zu wissen.' Nicht ohne nachhaltige Wirkung nie völlig abgelegter scholastischer Pedanterie auf das ganze Leben Hegel's. — Der vierte Aufsatz: über die Einrichtung einer kritischen Zeitschrift der Literatur. Sehr lesenswerth, mit trefflichen Blicken in das gemeine Recensirwesen; aber auch mit sichtbarem Hang zum Einexercieren einer vorgeschriebenen Weise. Hegel scheint dabey die Idee einer kritischen Zeitschrift der Literatur mit der Idee einer Zeitschrift für ausführliche und selbst abhandelnde Beurtheilungen dessen, was ihm wichtig schien, zu wechseln zu haben. Die Literatur war denn doch nicht in so enge Gränzen einzuzäunen; und das scheint sich ja nun auch an der Erweiterung des Planes der Berliner Jahrbücher gezeigt zu haben.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

---



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

132. Stück.

Den 20. August 1836.

---

B e r l i n.

Beschluß der Anzeige: G. W. Fr. Hegel's vermischte Schriften 2c. 2c.

Wie Hegel von Göttingen dachte ist S. 547 in einem Briefe an seine Frau zu lesen. Wir können dieß übergehen. Was er aber von unsern gelehrten Anzeigen sagt, möchte eine Beleuchtung verdienen und bedürfen. 'Sie haben, sagt er, so leicht ihre Verfasser es sich mit der intelligenzartigen Redaction machen, dazu doch mitgewirkt, die dasige gelehrte Gesellschaft zur Würde eines Mittelpunctes zu erheben, dem mancher Gelehrte und Staatsmann seine Arbeiten, Entdeckungen, Merkwürdigkeiten u. dergl. vorlegte und widmete, weil es daselbst eine Beachtung und öffentliche Würdigung zu erwarten hatte.' Eine intelligenz=blatt=artige Redaction, wie Hegel meinte, wird nun Jeder, der mit unsern Anzeigen etwas bekannt ist, darin nicht finden; wenn die Referenten derselben sich aber von

einer buchähnlichen Breite zurückhalten, welche leichter ist, als eine auf das Eigenthümliche und Ausgezeichnete einer literarischen Arbeit in der Kürze aufmerksam machende Anzeige: so gehen sie eben von dem Wunsche aus keine beachtenswerthe Erscheinung in der Literatur zu vergessen und wollen mehr den Leser zum Selbststudium anregen, als den Effect dictieren.

VIII. Aufsätze vermischten Inhalts (S. 393 — 470). 1. Maximen des Journals der deutschen Literatur (welches nicht ins Leben getreten ist). 2. Wer denkt abstract? Man muß den populären Aufsatz, der beynahе wichtig wäre, im Buche selbst nachlesen. 3. Ueber Lessings Briefwechsel mit seiner Frau. Bis auf einige tiefere Bemerkungen ein mittelmäßiger Aufsatz. 4. Verkehrt und schwach ist der über Schillers Wallenstein, und macht einen seltsamen Contrast mit der Recension über dieß Werk in den Götting. gel. Anz. von 1800 S. 1274 — 1279. 5. Ueber die Bekehrten von Raupach, antikritisch Voll sichtslichen Strebens nach Gerechtigkeit auf einem dem Verfasser eigentlich fremden Felde. 6) Ueber die englische Reform-Bill. (aus der allgem. preuß Staats-Zeitung v. 1831.) Geht ohne großes Interesse; wir sehen schon, wie die Reformbill wirkt.

IX. Bey weitem der anziehendste Theil dieser beiden Bände Hegelscher Werke sind die Briefe, welche den zweyten Band beschließen (von S. 473 — 634). Es sey uns erlaubt bey ihnen, in denen der Vf. oft so deutlich sein Inneres, seine Vorsätze, Meinungen, Lebensansichten und Urtheilsweise zeigt, ein wenig zu verweilen. — Wundern mußten wir uns über den Inhalt des (übrigens schon im Jahre 1805 entworfenen)

Beisconceptß an F. H. Wosß, in welchem dieser gerade zu mit Luther parallelisirt wird; wie Luther die Bibel, so habe Wosß den Homer deutsch reden gemacht; er (Hegel) wolle nur versuchen, 'die Philosophie deutsch sprechen zu lehren'. Hätte er diesen trefflichen Vorsatz ausgeführt! Aber wer unter den deutschen Philosophen hat mehr das Gegentheil gethan? — Des übertriebenen Complimentes gegen den verdienten Uebersetzer ungeachtet, sagt H. in der oben berühmten Kritik über Solger's Werke sehr richtig, es zeige sich in einer von Solger ausgearbeiteten Abhandlung über die älteste Ansicht der Griechen von der Gestalt der Welt, wie Wosß, 'dieser leidenschaftliche Volterer bey seinem Pochen auf Historie und Genauigkeit der Daten sich erlaubte, seine an und für sich kahlen Vorstellungen mit selbst gemachten Erdichtungen auszustatten.' 2) Briefe an van Ghert in Amsterdam, fünf, aus den Jahren von 1809 — 1817. Hegel wünschte im Jahre 1809 auf eine holländische Universität berufen zu werden und dieß durch van Ghert zu erreichen, scheint aber bald davon zurückgekommen zu seyn. Sein Verhältniß zu v. Ghert tritt nicht besonders hervor. Dieser hat ihm Jacob Böhme's Werke geschenkt, von dessen Theosophie Hegel mit Wahrheit sagt, sie sey immer einer der merkwürdigsten Versuche eines tiefen, jedoch ungebildeten Menschen, die innerste Natur des absoluten Wesens zu erfassen [und auszudrücken]. — Urtheil über Frdr. Schlegel: H. meint, derselbe sey geneigt, gegen Freiheit von ultramontanen Grundsätzen in der katholischen Kirche Deutschlands oder der Niederlande thätig zu seyn. 3) Neun Briefe an Daub, von 1816 — 1829, bezeugen ein würdiges, freundschaftlich gesteigertes Ver-

hältniß von da an, wo Hegel nach Heidelberg berufen war, bis wenige Jahre vor seinem Tode. In einem Briefe aus Berlin von 1821 schreibt H. an Daub, nachdem er dessen Judas Ischarioth erwähnt und die Hoffnung auf dessen Dogmatik u. Moral berührt hat: 'Schleiermacher läßt gleichfalls an einer Dogmatik drucken; die Femie fällt mir dabey ein: lange kann man mit Rechenpfennigen zahlen, endlich muß man den Beutel doch ziehen! Ob dieser Beutel aber auch weiter nichts als Rechenpfennige ausschütten wird, müssen wir sehen; seine Abhandlung über die Prädestination ist mir doch höchst kahl vorgekommen.' Daub hat damals die Revision oder gar die Correctur der Hegelschen in Heidelberg gedruckten Bücher gelesen. In einem andern Briefe aus Berlin von 1827 heißt es: Herr A. W. Schlegel halte seit acht Tagen Vorlesungen über die bildenden Künste vor einem zahlreichen gemischten Publikum — tief könne er freylich nicht gehen —, aber für sein Publikum sey seine deutliche und beredte Art sehr passend. In dem letzten Briefe dieser Reihe kommt er auf die (oben IV. 8. erwähnte) Recension gegen antihegelsche Schriften und sagt, mit gewohnter Feinheit: 'es ist in der That in diesen Schriften vieles zu niederträchtig.' 4) Es folgen drey kleine Schreiben Göthe's an H. und ein Brief Hegels an Erstern (v. J. 1821). Man weiß, wie der große Meister über Hegel dachte, schon aus manchem Andern, namentlich dem Briefwechsel mit Zelter. Kein Terrain ist dem lebenskundigen Dichter unbekannter geblieben als das der speculativen Philosophie; doch hatte er auch über sie, wenn gleich nicht in ihr, etwas gefunden, woran er sich hielt und was er mit seiner Welt- und Menschenansicht harmonisch ver-

einigte. Den bewundernden und zugleich tüchtigen Gelehrten schätzte und hegte er gern, so auch in Hegel; warb auch ein wenig um ihn zu Beförderung der Farbenlehre; ließ überhaupt jedes eigenthümliche Wesen gelten und wirken, erkannte gern an und wollte wieder erkannt seyn. Jeder, dem das Glück gelächelt hat, Briefe aus Göthe's Greisenzeit zu besitzen, wird eingestehen, daß der große Mann außerordentlich gütig war. Uebrigens drückt er das Eine, was Noth ist, mit den treffendsten Worten in einem Briefchen an Hegel v. J. 1820 aus: 'es thut freylich Noth, daß in dieser wunderlichen Zeit irgendwo aus einem Mittelpunct eine Lehre sich verbreite, woraus theoretisch und praktisch ein Leben zu fördern sey. Die hohlen Köpfe wird man freylich nicht hindern sich in vagen Vorstellungen und tönenden Wortschällen zu ergehen; die guten Köpfe sind jedoch auch übel daran, denn indem sie falsche Methoden gewahren, indem man sie von Jugend auf verstrickt, ziehen sie sich auf sich selbst zurück, werden abstrus oder transcendiren.' 5) An Hinrichs vier Briefe v. 1821 u. 22. 6) An Gabler ein Brief. 7) An Duboc zwey Briefe v. 1822 u. 23., von denen der erste besonders geschickt ist, in die Hegelsche Philosophie einzuführen. 8) An Hrn. Ravenstein. 9) An Wernhagen von Ense. 10) An Prof. Gans. 11) An Göschel. 12) An Förster drey kleine Briefe. 13) An Hrn. Minister v. Altenstein ein Schreiben v. J. 1830 über den Tod der Schwester desselben; sehr erfreulich, trefflich, voll des edelsten Gefühls und einer großartigen Beurtheilung des individuellen und allgemeinen Verhältnisses; ein Brief, durch welchen sowohl der Empfänger als der Verfasser auf das wür-

bigste geehrt wird. Die Antwort des Erstern ist beygefügt und bestärkt die Meinung, die man von dem Charakter desselben hegen muß. 14) Auszüge aus Hegel's Briefen an seine Gattin v. Jahre 1822, 1824, 1827, Zeugen eines schönen, achtungswerthen, innigen Verhältnisses zu seiner Lebensgenossin, einer Frau die auch hoch gestanden haben muß, da sie ihrem Manne so viel seyn konnte. Viel Theilnahme und Sorgfalt für die Erziehung seiner beiden Knaben; nicht gerade wärmste Zärtlichkeit, die nicht in H's Charakter gelegen haben mag, wenigstens keine weiche und liebliche. 'Die Jungen, hoffe ich, sind fleißig und ordentlich' — schreibt er einmal; — ein andermal heißt es: 'die Jungen sollen auf der Charte zum siebenjährigen Krieg nachsehen.' Doch findet sich auch väterlich Zärtlicheres. Bemerklich ist, daß Hegel sich zwar nicht in einen süßlichen oder in einen auf Stelzen gehenden Ton der Liebe zu seiner Frau verliert, wohl aber in seinen Briefen an sie sich zu sehr gehen läßt, ins Ordinaire der Sprache und Darstellung verfällt und dann doch wieder steif schulmeisterlich heranschreitet. Welt- und Menschenlust hat H. eben nicht; er ist auch auf seinen Reisen ein wenig grämlich und nur da recht vergnügt, wo man ihm gern zuhört. Es fehlt ihm das reine, wohlwollende Gefallen an dem harmlosen Treiben Andern. So schreibt er von Töplitz: 'das Reisen mit jeder ersten besten Gesellschaft wird mir immer langweiliger, — ja, wenn es mit Dir wäre! aber da Du einmal nicht dabey bist, so reise ich am liebsten allein.' — Marburg nennt er eine 'bucklige, schlecht behäuferte Universitäts-Stadt;' doch gefällt ihm die dortige Elisabeth-Kirche besser als der magdeburger Dom. — In Bonn

sucht er Windischmann auf, und setzt im strengsten Ernste hinzu: 'der durch Vereinigung im Gebet mit Fürst Hohenlohe seit einem Jahre von einem sechsjährigen Augenübel geheilt worden und nun vollkommen gesund ist.' Bei Gelegenheit der Burg von Prag, von der er seiner Frau einen Begriff zu machen wünscht, sagt er: 'stelle Dir aber darunter einen modernen Pallast vor, nicht so ein eckiges, winkelhafes und indefinissables, ungewöhnliches, unförmliches, fensterloses, fünfeckiges, ungestaltetes Ding, wie die Burg von Nürnberg.' In Wien wird er gar nicht satt, immer wieder von der italienischen Oper lobpreisend zu sprechen, wobei denn auch der 'am meisten bewunderte und gebeifallte David' vorkommt. Auch schreibt er einmal: 'ich verstehe nun vollkommen, warum die rossinische Musik in Deutschland, insbesondre in Berlin geschmäht wird, — weil, wie der Atlas nur für Damen, Gänseleberpasteten nur für gelehrte Munde, — so sie nur für italienische Kehlen geschaffen ist; es ist nicht die Musik als solche, sondern der Gesang für sich, für den Alles gemacht ist; die Musik, die für sich gelten soll, kann auch geigeit, auf dem Flügel gespielt werden u. s. f., aber rossinische Musik hat nur Sinn als gesungen.' Er besucht in Wien auch den Professor der dasigen 'Lehrkanzel' der Philosophie Reinbold und sagt von ihm: 'ein ordentlicher Landmann von mir, dem meine Schriften nicht unbekannt sind, — [nun kommt eine seltsame Wendung!] — nur bleiben die Leute hier alle zu sehr verhockt.' Trotz alles Anziehenden in Wien, dem er oft Berlin nachseht, ist er denn doch aber bald, 'mit der Sehnsucht und dem Wunsche beschäftigt, die Reiselangeweile überstanden zu haben,' haupt-

sächlich um wieder bey den Seinigen zu seyn, 'auszuruhen und auch zu arbeiten.' Hierin liegt etwas eben so Charakteristisches, wie in seiner ganzen Art zu sehen und zu urtheilen. Man vergleiche damit, was Göthe von seinen Reisen nach Hause, oder an Schiller oder an Zelter schreibt. Welch' ein fruchtbares Sehen! Der Lebens- und Weltkennner ist mit den Menschen und Gegenständen im Einklang, zu ihnen gehörig und gleichsam in Wechselwirkung; dagegen geht Hegel an ihnen vorbey und besieht sie wie etwas Fremdes, das er bewundert, durchsieht, zählt, mißt und registriert. Dieß ist auch einer von den Gründen, warum ihm die Reise lange Weile macht; er scheint Arbeiten nur das Hest-Ausarbeiten, Bücher-Machen und Collegien-Lesen zu nennen. — Aus Paris: Das freundliche Beybehaltten artiger und gemüthlicher Sitte ist des derben Philosophen Lust nun eben nicht; er schreibt daher an seine Frau: 'die alberne deutsche Ehre auch diesen und diesen gesprochen zu haben, ist überhaupt hier nicht zu Hause.' Ein Brieffschreiber läßt sich immer einige Kennzeichen seines eigentlichsten Wesens entschlüpfen, und man erräth oft den ganzen Mann an einer kleinen Bemerkung. So hat H. zu Paris eine englische Schauspielertruppe den Othello geben sehen und berichtet seiner Frau davon, wie die Art der Sache eigenthümlich und von der unsrigen abweichend sey; diese Abweichung falle bey den gesehenen englischen Schauspielern, namentlich Kemble und Miß Smithson, in die nationale Weise, an die man sich erst müsse gewöhnt haben, bevor man von einem Gefallen oder Mißfallen rede; solche Leidenschaft, Diction und Declamation komme keinem deutschen Schauspieler und Publicum in den Sinn; oft



komme ein tief anhaltendes, langsam feyerliches oder auch löwenartig kurrendes Tönen und Sprechen, dann wieder ein schnarrendes Herausstoßen der Sylben vor, wovon manches freylich Folge der englischen Sprache sey; dann werde wieder schnell gesprochen, schmerzlich geschrien; was besonders auffalle, sey das Zerarbeiten der Muskeln um den Mund und die Backen, Verzerren und häßliches Grimaciren. Und H. setzt dann hinzu: 'das Ganze ist ein neuer, merkwürdiger Anblick, auf jeden Fall eine hohe gründliche Ausbildung der Kunst, eine Kühnheit, Freiheit und Vertiefung, die wir nicht gewohnt sind und die bei uns meist nur Caricaturen hervorbringt. Ich werde dieß noch öfter sehen.' Hier ist ganz Hegel! Das Angestregte, mit Kraft nach Gründlichkeit und Wahrheit schwer Ringende, mag es auch zu einem caricaturartigen Producte führen, gilt ihm für hohe gründliche Ausbildung und Vertiefung. Wie hat sich hier der treu und ernsthaft, aber schwerfällig und widerwärtig Anstrebende charakterisirt! Wer denkt hier nicht an Göthe's Wort: 'die Grazien sind leider ausgeblieben' —? Hegel's dramatischer Geschmack beurkundet sich auch, indem er ausruft: 'Wie kann doch das kritische Gesindel bey uns ewig über Scribe, den Verfasser der Valerie, schimpfen?' — Sehr anziehend ist das letzte Schreiben an H's Frau aus Weimar, und des Reisenden Zusammenseyn mit dem alten, großen Meister. — In einem Nachtrage befindet sich noch ein lesenswerther Brief an v. Knebel. — Die ganze Brieffammlung läßt einen im Ganzen angenehmen Eindruck zurück. Man muß Hegel, den Menschen, recht sehr schätzen, sollte man ihn auch nicht lieben und noch we-

niger seiner für die alleinseligmachende sich aus-  
gebenden Philosophie beytreten können.

W. M.

### L e i p z i g.

Bei Karl Franz Köhler, 1835: Geschichte der deutschen Bibelübersetzung D. Martin Luthers und der fortdauernde Werth derselben aus den Quellen ausführlich dargestellt und wider alte und neue Gegner vertheidigt von Heinrich Schott, Doctor der Philosophie, Pfarrer zu Boritz bey Meissen, Mitglied der deutschen Gesellschaft u. zu Leipzig. XII und 204 Seiten gr. Octav. 20 Gr.

Zur Gedächtnißfeyer der vor 300 Jahren erschienenen ersten vollständigen deutschen Bibel Luthers wurden im Jahre 1834 an mehreren Orten über die Geschichte und den Werth die er Uebersetzung öffentliche Vorträge gehalten, von denen einige in weiterer Bearbeitung auch dem Drucke übergeben sind. Unter diesen möchte die vorliegende leicht die erste Stelle einnehmen, da sie, mit Benutzung der früher diesen Gegenstand behandelnden Schriften, von Neuem aus den Quellen geschöpft ist, was auf eine gründliche Weise erst in der letzten Zeit geschehen konnte, nachdem die Briefe Luthers, eine der Hauptquellen, da er fast in jedem aus den Jahren 1520 — 34 von seinem wichtigen Werke spricht, vollständig und, so weit es sich ermitteln ließ, chronologisch gesammelt sind. Daher kommt es auch, daß Herr Sch. seine Vorgänger an Vollständigkeit übertrifft und in der Bestimmung einzelner Thatsachen mehrfach von ihnen abweicht. Wir sehen jetzt, wie Luther von einem kleinen

Anfange Schritt vor Schritt seinen Plan verfolgte, wie er ein Stück der Bibel nach dem andern dem nach dem Gottesworte begierigen Volke übergab, bis er endlich durch die Vollendung des Ganzen sein großes Werk der Reformation krönte. Wir geben in dem Folgenden die Resultate der 11 Kapitel, in welche diese Schrift getheilt ist.

1. Kap. Außer der gothischen Uebersetzung des Wiflas, die noch im 9. Jahrh. dem deutschen Volke verständlich gewesen seyn soll, wurden um diese Zeit einzelne Theile der Bibel ins Hochdeutsche übertragen, wie die Evangelien von Dtfried, in dem Gedichte Krist, und von Tactian, die Evangelienharmonie; die Psalmen von Notker, das hohe Lied Fränkisch von Williram, das ganze alte Testament von Rudolph von Emse. Aber ohne die Buchdruckerkunst hatte das Volk hiervon keinen Nutzen. Die ersten Buchdrucker Fust und Schöffer gaben dann bald nach der lateinischen Bibel von 1462 auch eine deutsche heraus, vielleicht von letzterem selbst übersetzt, welche bis zum J. 1518 an verschiedenen Orten nachgedruckt überhaupt 14 Auflagen erlebte. Diese Uebersetzung, die nur nach der Vulgata gemacht war, verdiente kaum den Namen einer deutschen und wird von einem Zeitgenossen Luthers eine unteutsche teutsche Bibel genannt; das Bedürfniß einer besseren wurde nach dem Wenigen, was man aus dieser verstand, um so fühlbarer.

2. Kap. Luther besaß alle Fähigkeiten, um ein guter Uebersetzer der Bibel zu werden; mit einer für die damalige Zeit gründlich zu nennenden Kenntniß der Grundsprachen des A. u. N. T. und einer bis dahin nicht gekannten Gewandtheit in seiner Muttersprache, verband er

eine hohe, heilige Begeisterung für das Gotteswort und einen nie ermüdenden Eifer; denn zum Dollmetschen gehört, wie er selbst sagt, ein recht fromm, treu, fleißig, furchtsam, christlich, gelehrt, erfahren, geübt Herz. Er übte und zeigte sein Talent durch mehrere kleinere Proben; zuerst erschienen die 7 Bußpsalme 1517, dann mehrere andere Psalme, das Vater Unser, die 10 Gebote und einige Perikopen.

3. Kap. Auf der Wartburg reiste der Plan, die ganze Bibel zu übersetzen und er vollendete hier auch schon in 3 — 4 Monaten, vom December 1521 bis Anfang März 1522 das neue Testament, welches er bey seiner Rückkehr nach Wittenberg mit Melanchthon nochmals durchging und dann drucken ließ, so daß am 21. September 1522 die erste Ausgabe des deutschen N. T. erschien und zu 1½ Gulden so schnell verkauft wurde, daß sogleich eine neue, revidierte Ausgabe veranstaltet und bis zum December desselben Jahrs fertig wurde. Bis zur Vollendung der ganzen Bibel 1534 erschienen in Wittenberg 17 mehrmals verbesserte Ausgaben und in andern Städten 52 verschiedene Nachdrücke. — 4. Kap. Im J. 1522 bearbeitete und edierte Luther noch kleinere Abschnitte des N. T., besonders acht Psalme in seinem Betbüchlein.

5. Kap. Das alte Testament erforderte wegen des größeren Umfanges und der größeren Schwierigkeiten längere Zeit und Luther beschloß, dasselbe in 3 Theilen herauszugeben. Bis zum December 1522 übersetzte er noch den Pentateuch, so daß er zu Anfange des J. 1523 von Lotther zu Wittenberg in Folio gedruckt, in demselben Jahre neu aufgelegt, auch von Hans Lust in Wittenberg in kl. Octav ediert und in 4 verschiedenen Nachdrücken zu Augsburg und

Basel verbreitet wurde. — Der zweyte Theil, die historischen Bücher enthaltend, wurde auch im J. 1523 übersezt und gedruckt, so daß er gleich zu Anfang des J. 1524 ausgegeben werden konnte. — Der dritte, größte und schwerste Theil kam stückweise heraus, zuerst 1524 Hiob, die Psalmen und die Salomonischen Schriften, jedoch die Psalmen kurz vorher schon einzeln in einer Octavausgabe und nachher 1525 verbessert in gr. Sedez. Von den Propheten erschienen zuerst Jonas, Habakuk, Zacharias, Jesaias und Daniel einzeln, die drey ersteren mit Commentaren, und waren noch nicht für die große Folio-Ausgabe berechnet; diese erfolgte von allen Propheten erst im J. 1532, da Luther durch Besorgung neuer Auflagen und durch wichtige Geschäfte zur Beförderung und Befestigung der Reformation vielfach unterbrochen wurde. Auch von den Apokryphen wurde schon 1529 das Buch der Weisheit, dann 1533 Jesus Sirach und Maccabäer und 1534 Judith einzeln herausgegeben, die übrigen erschienen erst in der Gesammtausgabe.

6. Kap. Nun waren alle Schriften des A. und N. T. übersezt und Luther beeilte sich, eine vollständige Bibelausgabe zu veranstalten, die auch schon im August 1534 in Folio erschien, in kurzer Zeit mehrmals neu aufgelegt und vielfach, auch 1538 zu Straßburg in der ersten vollständigen Octavausgabe nachgedruckt wurde. Schon früher waren zu Zürich, Worms, Augsburg, Straßburg und Frankfurt vollständige Bibeln herausgekommen, zu denen andere, besonders Schweizer Theologen die von Luther bis dahin noch nicht übersezten Stücke geliefert hatten; Luther konnte aber mit ihren Uebersetzungen nicht zufrieden seyn.

Das 7. Kap. handelt von den Schwierigkeiten des deutschen Bibelwerkes und von dem Fleiße und der Sorgfalt, womit Luther es vollbrachte, wie er keine Mühe scheute, um eine treue und verständliche Uebersetzung zu liefern, wie er ununterbrochen bey jeder neuen Auflage mit neuem Eifern auch an der Verbesserung derselben arbeitete, um sie auf den möglichst höchsten Grad der Vollkommenheit zu erheben. — 8. Kap. So begann er im J. 1539 eine neue Revision der ganzen Bibel, wobey ihm seine gelehrten Freunde Joh. Bugenhagen, Justus Jonas, Kreuziger, Melancthon, Aurogallus und der Corrector Röder treulich halfen; indem sie wöchentlich mehrere Male des Abends sich bey ihm versammelten. Aus dieser Bearbeitung ging die im J. 1541 in Med. Fol. prachtvoll gedruckte Bibel hervor und nach wiederholten Verbesserungen erschien im J. 1545 die Ausgabe letzter Hand.

9. Kap. Der besondere Werth der Lutherischen Bibelübersetzung liegt in ihrer Treue, Klarheit und Würde und heiliger Erhabenheit; unschätzbar ist derselbe dadurch, daß sie den Völkern deutscher Zunge das lautere, klare Gotteswort verständlich gemacht hat; mit ihr beginnt ferner nicht nur für die deutsche Kanzelberedsamkeit und heilige Poesie, sondern für die deutsche Sprache überhaupt eine neue Epoche.

Das 10. Kap. beschreibt die fernern Schicksale der deutschen Bibel bis auf die neuesten Zeiten. Daß Luthers Uebersetzung den Papisten ein großes Uergerniß seyn mußte, läßt sich leicht denken; auf Befehl des Herzogs Georg von Sachsen mußte sein Sekretär Emser eine neue Uebersetzung des N. T. für Katholiken machen,

wozu der Herzog selbst eine bittere Vorrede gegen Luther schrieb; es zeigte sich aber bald, daß Emsers Werk nichts anderes, als Luthers Testament war, nur nach der Vulgata verschlechtert; ebenso verhielt es sich mit Dietenbergers Uebersetzung des N. T. — Nach Luthers Tode besorgte der bisherige Corrector Röder eine neue Ausgabe mit neuen, angeblich noch von Luther herrührenden Veränderungen; diese waren aber untergeschoben und nach einem darüber entstandenen Streite ließ der Kurfürst August von Sachsen im J. 1581 durch die Wittenberger Theologen Schüz und Polycarp Lyser nach der Original Ausgabe von 1545 den Druck einer Normalbibel besorgen, welche bis auf den heutigen Tag in kirchlichem Gebrauche ist. — In dem Streite der Lutheraner und Reformirten änderten die Zürcher Theologen die Lutherische Uebersetzung nach und nach so um, daß sie jetzt als ein ganz anderes Werk zu betrachten ist. Unter den Lutheranern selbst wurden die aufrichtigen Bemühungen Franke's in Halle, zur weiteren Verbesserung der Luther. Uebers., verkannt und verkehrt.

Die Wittenb. theologische Facultät sorgte für möglichst correcte Bibeln, dagegen andere sehr von Druckfehlern entstellt waren; große Verdienste in dieser Hinsicht und auch besonders um die allgemeine Verbreitung der Bibel erwarb sich der Baron von Canstein, in dem von 1712 bis 1834 aus der von ihm gestifteten Bibelanstalt zu Halle 2,754,350 correcte und sehr wohlfeile Bibeln hervorgegangen sind. — Luther selbst hatte der Uebersetzung nur sehr wenige, kurze Anmerkungen beydrucken lassen, es folgten aber

bald vollständig glossirte Bibeln, besonders von Osiander, Cramer, die Nürnberger u. a. Die neuern Uebersetzungen von Bahrdt, Heumann, Bengel, Michaelis, Hezel, Seiler, Augusti und de Wette, von Meyer und die glossirten Bibeln von Dinter, Brandt und Visco werden kurz, aber meist treffend beurtheilt.

Im 11. Kap. kommt der Verf. zu der in der neueren Zeit öfters aufgeworfenen Frage: soll die Lutherische Bibel unverändert beyhalten werden? Es ist nicht zu leugnen, daß in Luthers Uebers. manche dunkle und wirklich fehlerhafte Stellen vorkommen; Luther selbst würde, wenn er länger gelebt hätte, gewiß immer fort geändert und gebessert haben, mithin muß dies auch der Lutherischen Kirche erlaubt seyn. Es ist daher auch schon von andern gelehrten und geachteten Theologen die Meinung und der Wunsch ausgesprochen, daß dazu befähigte und autorisirte Männer eine in Luthers Geiste verbesserte Bibelausgabe veranstalteten, welche alsdann durch Synodalbeschlüsse für den kirchlichen Gebrauch sanctionirt würde. Die Ausführung dieses Planes bleibt indes einer spätern Zeit vorbehalten, wo die Lutherische Kirche nicht in solche Parteyen zerspalten ist, wie jetzt, denn keine wird der andern dies Recht und diese Ehre zugestehen, die eine mehr, die andere weniger und auf verschiedene Weise ändern wollen; jetzt finden eben alle Parteyen ihre Vereinigung nur in der unveränderten Uebersetzung Luthers.

---



# G ö t t i n g e g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

133. Stück.

Den 22. August 1836.

---

G ö t t i n g e n.

Dieterichsche Buchhandlung: Die Lehre vom Versuche der Verbrechen. Von Dr. H. A. Zacharia, außerord. Professor und Besitzer des Spruchcollegiums zu Göttingen. Erster Theil. 1836. XXII u. 288 S. in 8.

So häufig auch einzelne Theile der Lehre vom Versuche der Verbrechen in der neuern Zeit Gegenstand wissenschaftlicher Bearbeitung gewesen sind, so fehlte es doch bisher an einer umfassenden Erörterung derselben. Diesem Bedürfniß wo möglich auf eine dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft entsprechende Weise abzu- helfen, war der Zweck, welchen der Verf. vor Augen hatte. Die Einleitung S. I—XVIII zeigt in einer Uebersicht und kurzen Beurtheilung der bisher über den Versuch der Verbrechen erschienenen Schriften und Abhandlungen, was bis jetzt geleistet worden ist.

Der erste Theil, welchen der Verf. zunächst dem Urtheil des juristischen Publicums unterwirft, zerfällt in vier Kapitel, deren Inhalt kurz dahin bestimmt werden kann, daß sie den Begriff und die zur absoluten Strafbarkeit des Versuches gehörigen Fragen behandeln. Der zweyte Theil, welcher sobald wie möglich folgen soll, wird die relative Strafbarkeit (dabey von den Eintheilungen oder Graden des Versuches) und die Aufhebung der Strafbarkeit desselben umfassen. Genauer bestimmt ist der Inhalt des ersten Theils folgender:

Erstes Kapitel. Vom Unterschied zwischen Versuch und Vollendung. — Begriff des Versuches. Das Kap. beginnt mit einer allgemeinen Begriffsbestimmung des Versuches und der Vollendung und erörtert den Sprachgebrauch der Quellen (S. 1—6). Hieran schließt sich die Betrachtung des juristischen Begriffs, oder die Erörterung der Frage, wie der Begriff des Versuches mit Rücksicht auf das positive Criminalrecht festgestellt werden müsse? Widerlegt wird die Ansicht, daß dabey bloß auf den Eintritt des beabsichtigten Erfolgs zu sehen sey, und gezeigt, in wie weit die Absicht des Handelnden in Betracht komme (S. 7—12). Als allgemeine Rücksichten für die Bestimmung des gesetzlichen Begriffs werden hervorgehoben und weiter ausgeführt: 1. Die Principien der Gesetzgebung über die bürgerliche Strafbarkeit überhaupt; 2. die Ansichten der Gesetzgebung über die Beschaffenheit und den Grund der Strafbarkeit der einzelnen Verbrechen, wovon eine Anwendung auf einzelne Fälle gemacht wird; 3. die Beschaffenheit des vom Gesetzgeber bey

Bezeichnung der verbrecherischen Handlung gewählten Ausdrucks (S. 13—20). Erörtert wird dann die Frage, wie sich der Versuch vom Mangel am Thatbestande überhaupt unterscheide und der gewöhnliche Begriff der Vollendung berichtigt (S. 20—27). Auf diese Deduction stützt sich die juristische Begriffsbestimmung des Versuchs, dessen Anerkennung im gemeinen Rechte und in den neuern Legislationen weiter verfolgt wird (S. 27—33).

Zweites Kapitel. Erfordernisse des Versuchs überhaupt. Aus dem Begriffe des Versuchs werden die eigenthümlichen Erfordernisse einer verbrecherischen Versuchshandlung abgeleitet, d. h. es ist nicht die Rede von den Gränzen der bürgerlichen Strafbarkeit oder denjenigen Bedingungen, welche der Versuch mit jeder verbrecherischen Handlung gemein hat. Zu diesen eigenthümlichen Erfordernissen wird gerechnet:

A. Eine absichtliche oder vorsehliche auf Begehung des Verbrechens gerichtete Handlung. Es wird hier besonders gegen Hepp ausgeführt, daß es keinen culposen Versuch der Verbrechen gebe (S. 34—42), auch die Frage einer nähern Erörterung unterworfen, ob ein Versuch mit unbestimmtem Vorsatz möglich sey; dabey insbesondere vom Versuche des Todtschlags (S. 42—51).

B. Es darf durch die Handlung noch nicht Alles geschehen oder bewirkt worden seyn, was zur Beendigung des Verbrechens vermöge seines gesetzlichen Begriffs gehört. Der Verf. zeigt hier zunächst, daß im Allgemeinen die Unterscheidung von Versuch und Vollendung auf alle dolosen verbrecherischen Handlungen an-

wendbar seyn müsse (S. 51—54). Anwendung hiervon wird dann gemacht: A. auf die verschiedenen Arten der Theilnehmer an einem Verbrechen, (mittelbare und unmittelbare Urheber; Complottanten,) und insbesondere ausführlicher zu beweisen gesucht, daß es keinen Versuch der Verbrechenshülfsen gebe (S. 54—66). Dagegen wird B. gezeigt, daß bey Unterlassungs-Verbrechen allerdings ein Versuch möglich sey (S. 66—70). Den Beschluß des Kapitels macht eine Untersuchung über einzelne bestimmte Verbrechen, bey welchen man wohl die Möglichkeit eines Versuchs geleugnet hat, z. B. Hochverrath, was als unrichtig widerlegt wird (S. 70—76).

Drittes Kapitel. Von der absoluten Strafbarkeit des Versuchs. Dieses Kapitel, welches den größten Theil des Buches einnimmt, zerfällt wieder in drey Abtheilungen oder Titel.

Erster Titel. Ist der verbrecherische Versuch überhaupt strafbar? und zwar I. Nach allgemeinen strafrechtlichen Principien und mit Rücksicht auf die verschiedenen Strafrechtstheorien. Hier wird zunächst der Einfluß der verschiedenen Theorien über Begründung des Strafrechts auf die Beantwortung jener Frage entwickelt und dann zu zeigen gesucht, daß zwar vom Standpuncte des Gesetzgebers aus der Versuch als criminell strafbar erscheine, daß dagegen der Richter den Versuch nur insofern und insoweit strafen könne, als er in dem positiven Rechte mit Strafe bedacht sey, daß sich also die bürgerliche Strafbarkeit des Versuchs keineswegs von selbst verstehe (S. 78—89). Hierauf folgt II. eine Betrachtung des

positiven Rechts und zwar A. des römischen Rechts, wobey der Verf. insbesondere zu zeigen sucht, daß die gewöhnliche Meinung, wonach das römische Recht hinsichtlich der Strafbarkeit des Versuchs einen Unterschied zwischen *crimina publica* und *privata* oder *delicta atrociora* und *leviora* mache, unrichtig sey, und daß das römische Recht durchaus kein allgemeines Princip über die Strafbarkeit des Versuchs enthalte. Nach einer Geschichte der Entwicklung der entgegenstehenden Ansicht von der Glosse an bis auf die neueste Zeit (S. 90 — 106), folgt eine ausführliche Untersuchung über das römische Recht. Zunächst werden hierbey die Bruchstücke vom ältesten Rechte betrachtet (S. 106 — 110), dann die Bestimmungen der wichtigsten *Leges publicorum judiciorum* (S. 111 — 125) und das Recht zur Zeit der Kaiser und classischen Juristen (S. 125 — 137). Hieran schließt sich noch eine besondere Untersuchung über die römischen Privatdelicte und über einige im Edict des Prätors bedrohte Handlungen (S. 137 — 147), so wie über die *crimina extraordinaria* (S. 147 — 158). Zum Schluß der Untersuchung über das römische Recht noch einige Worte über die Unterscheidung zwischen *delicta atrociora* und *leviora* und über die Aeußerungen nichtjuristischer römischer Schriftsteller (S. 158 — 161). — B. Das Mosaische, ältere Germanische und Canonische Recht (S. 162 — 171). — C. Die peinliche Gerichtsordnung Kaisers Carl V. Dabey über die Frage, inwieweit zufolge der allgemeinen Verordnung des Art. 173 der P. G. D. der Versuch heutiges Tages als strafbar betrachtet werden könne? (S. 172 — 178). End-

lich D. über neuere Legislationen (S. 178 — 181).

Zweyter Titel. Ueber den Anfangspunct der Strafbarkeit der Versuchshandlungen. Eine nähere Betrachtung findet hier I. die Nothwendigkeit der äußern Erkennbarkeit der Handlung, sowohl nach allgemeinen Principien des Strafrechts, als nach positiven Rechten (S. 182 — 192). Es wird dann weiter verlangt zur Strafbarkeit des Versuchs II. daß die Handlung auf Hervorbringung des Verbrechens gerichtet sey. Dabey ausführlicher von der Drohung mit Begehung eines Verbrechens (S. 192 — 197). III. Eine Handlung, welche einen Anfang der Ausführung enthält. Die Handlungen, welche zur Vorbereitung und zur Ausführung gehören, werden näher bestimmt und ein Princip für die Frage festgestellt, wann überhaupt Anfang der Ausführung anzunehmen sey? (S. 198 — 205). Es wird dann zu zeigen gesucht, daß nach allgemeinen Principien des bürgerlichen Strafrechts 'Anfang der Ausführung' nothwendig zur Strafbarkeit des Versuchs gehöre, so wie auch nach gemeinem Rechte, insbesondere nach der peincl. Gerichtsordnung (S. 205 — 227). Bestimmungen neuerer Legislationen (S. 227 — 232). Zugegeben wird, daß der Gesetzgeber Grund habe, einzelne Ausnahmen zu machen und gezeigt, daß sich dergleichen auch im positiven Rechte finden.

Dritter Titel. Von der zur Strafbarkeit des Versuchs erforderlichen objectiven Gefährlichkeit der Handlung. Feststellung der Streitfrage und Relation der verschiedenen Ansichten (S. 233 — 238). I. Ueber den Versuch

mit untauglichen Mitteln. Unterscheidung der untauglichen von den unzulänglichen und unwirksamen (an sich tauglichen) Mitteln. Beweis, daß ein Versuch mit völlig untauglichen Mitteln bürgerlich straflos sey (S. 239 — 248). II. Ueber die Strafbarkeit des Versuchs, wenn es an einem wesentlichen Requisite des Thatbestandes fehlte, dessen Vorhandenseyn der Thäter supponirte (S. 248 — 252). Betrachtung der positiven Rechte (S. 252 — 263).

Viertes Kapitel. Von der Concurrrenz versuchter und vollendeter Verbrechen. I. Fälle der idealen Concurrrenz. Es wird hier A. die Frage näher erörtert, ob überall ein Zusammenfluß eines versuchten und vollendeten Verbrechens angenommen werden könne, wo Jemand eine auf Verübung eines Verbrechens gerichtete Handlung vornimmt, welche, wenn man des Verbrechers weiter gehende Absicht unberücksichtigt läßt, schon an sich ein selbständiges Delict bildet? Dabey über den s. g. qualificirten Versuch (S. 264 — 270). B. Ueber die mit Begehung eines Verbrechens verbundene Absicht, eventuell noch ein anderes Delict zu verüben (S. 270 — 272). C. Ueber die s. g. aberratio ictus und inwiefern dabey von einer Concurrrenz eines versuchten und vollendeten Verbrechens gesprochen werden könne? (S. 272 — 277). D. Ueber den Fall, wenn das Gesetz verschiedene Grade oder Species des nämlichen Verbrechens unterscheidet, die Vollendung aber der Absicht des Thäters nicht entspricht (S. 277 — 279). — II. Fälle der materialen Concurrrenz. Hierbey werden wieder zwey Fälle einer nähern Betrachtung unterworfen, nämlich A. der Fall, wo Jemand, nach dem er unab-

sichtlich einen rechtswidrigen Erfolg bewirkt hat, in der irrthümlichen Voraussetzung, daß dieser Erfolg noch nicht eingetreten sey, denselben durch eine vorsehliche Handlung zu erreichen strebt (S. 279—281) und B. der Fall, wenn ein vorsehlicher Verbrecher, in der Meinung, daß er den beabsichtigten Erfolg bewirkt habe, eine andere Handlung vornimmt, durch welche in der That erst die strafbare Wirkung ohne sein Wissen herbeygeführt wird.

Zum Schluß fügen wir noch die Bemerkung hinzu, daß dem Verf. erst nach beendigtem Drucke des Buches das erste Heft des Jahrgangs 1836 des Archiv's für das Criminalrecht zugekommen ist, worin sich eine noch unvollendete Abhandlung des verdienstvollen Hepp 'Ueber den gegenwärtigen Stand der Lehre vom versuchten Verbrechen' (S. 31—68) findet. Namentlich wird hier wieder auszuführen gesucht, daß es auch einen culpösen Versuch gebe. Wir haben uns indeß auch nach dieser Ausführung nicht von der Richtigkeit der Hepp'schen Ansicht überzeugen können und glauben, daß auch diese neue Darstellung in der obigen Ausführung ihre Widerlegung findet. Es ist hier nicht der Ort weiter auf die Frage einzugehen. Vielleicht findet sich im zweyten Theile eine Gelegenheit dazu.

Zachariaä.

---



# G e t t i n g e n s e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

134. 135. S t ü c k.

D e n 25. A u g u s t 1836.

---

K ö n i g s b e r g.

Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa von Dr. Fr. Wilh. Schubert, ordentlichem Professor der Geschichte und Staatskunde an der Universität zu Königsberg. Ersten Bandes, erster Theil: die allgemeine Einleitung und das Russische Reich. 1835. 8. X u. 378 S. (bey Vorträger).

Wir kündigen hier den Anfang eines Werks von bedeutendem Umfange an, dessen Bedürfniß wohl zu fühlbar ist, als daß wir dieses erst darzuthun brauchten. In keiner andern Wissenschaft veraltern die Lehrbücher so schnell, als in der Statistik; denn bey den erstaunlichen Umwandlungen der Staaten müssen auch die Darstellungen derselben sich verwandeln. Auch die besten Lehrbücher der Statistik, nicht nur die eines Meusel, sondern selbst die eines Hassel, sie haben fast nur noch historischen Werth. Nun ist seit dreyzehn Jahren, wo, wie der Verf. in der Vorrede

bemerkt, daß Hasselsche Lehrbuch erschien, kein anderes ihm gefolgt, daß es sich zum Ziel gesetzt hätte, die sämtlichen Staaten Europas zu behandeln, und sie, wie es das gegenwärtige soll, in einem möglichst vollständigen zusammenhängenden Bilde der Betrachtung darzustellen. Wir müssen aber auffer diesem Veralten, woran die Verfasser jener frühern Werke nicht die Schuld tragen, noch einen zweyten Mangel hinzufügen. Die Ausartung der Wissenschaft, die hauptsächlich durch das Tabellenmachen und den damit getriebenen Mißbrauch herbeygeführt ward, indem man den Gesichtskreis so beschrieb, daß nur das Formelle und Materielle, das sich durch Zahlen bezeichnen ließ, - gegeben, und bloße Staatskörper statt Staaten geschildert werden. Zu welchen Irrthümern und falschen Ansichten dieß führte, und welche verderbliche Folgen daraus hervorgingen, hat die Geschichte der letzten drey oder vier Decennien wohl nur zu deutlich gezeigt. Daß der Verf. sich einen freyern Gesichtskreis gewählt hat, zeigt schon dieser erste Theil.

Er beginnt mit einer Einleitung, (S. 1—120) in welcher zuerst der Begriff und Inhalt der Statistik oder Staatskunde bestimmt wird. 'Sie ist, heißt es, die Wissenschaft, welche von der gegenwärtigen Gestaltung der Staaten unter den politisch gebildeten Völkern des Erdbodens in ihrem gesammten innern und äußern Leben, und in ihrer gegenwärtigen Zusammenwirkung handelt.' Man weiß wie sich die Statistiker mit der Definition ihrer Wissenschaft gequält haben, die, wie der Verf. mit Recht bemerkt, bald zu eng, bald zu weit, gefaßt wurde. Wir haben gegen die Erklärung des Verf. nichts einzuwenden als nur daß die Frage übrig bleibt, was dazu gehöre

daß ein Volk als politisch gebildet angenommen werden könne. Wenn wir den Begriff des Staates im practischen Sinne nehmen, — und von solchen Staaten ist und kann in dem Werke doch nur die Rede seyn, — so scheint uns in der Lebensart eines Volks eine Bedingung zu liegen, ohne welche man nicht von ihm sagen kann, daß es einen Staat bilde. Da nämlich die Grundkraft des Staats allerdings in dem Lande oder Staatsgebiet, und dem Volke oder der Bevölkerung liegt, so scheint uns das Verhältnis in welchem das letzte gegen das erste steht, hier einen entscheidenden Character zu geben; ob nämlich ein Volk durch Einführung des Landeigenthums für den Einzelnen zu festen Wohnsitzen fortgegangen ist oder nicht. Von Nomaden-Horden, auch wenn sie ein Land als allgemeines Eigenthum betrachten, in dem sie umherziehen, wie etwa Kirgisen, Buräten u. a. sagt man im practischen Sinne des Wortes nicht daß sie einen Staat bilden; erst durch feste Wohnplätze werden sie politisch gebildete Völker. Unseres Erachtens hätte dieses, wo der Verf. von den beiden Grundkräften des Staats handelt, nicht unbemerkt gelassen werden sollen, da dadurch der wesentliche Character des Staates bestimmt wird.

Die Einleitung überhaupt zerfällt in dreizehn Paragraphen. Nachdem der Verf. in dem zweyten das Verhältnis der Staatskunde zu den Hülfswissenschaften, der Geschichte, der Politik und der Geographie, bestimmt hat, folgt in dem dritten die Angabe der Theile derselben, wie sie nachher bey jedem einzelnen Volke statt finden soll. Das gesammte statistische Material jedes Staats soll in vier Abtheilungen behandelt werden. I. Grundmacht, II. Cultur, III. Verfassung, IV.

Verwaltung. Bey der Grundmacht ist zu untersuchen der gegenwärtige Länderbestand (Staatsgebiet) nach seiner politischen Eintheilung und physischen Beschaffenheit. Die Bevölkerung, und diese in vierfacher Rücksicht, Volkszahl — Stammverschiedenheit — Ständerverschiedenheit (diese scheint uns doch mehr in den Abschnitt von den Verfassungen zu gehören) und Religionsverschiedenheit. Sollte nicht auch noch eine fünfte Verschiedenheit, die der Nationalcharactere hier in Betrachtung kommen, in sofern gewisse Eigenheiten derselben für den Staat wichtig sind?

Die Untersuchung über die Cultur zerfällt bey dem Verfasser gleichfalls in vier Abtheilungen: physische Cultur, oder die Hervorbringung roher Producte: Ackerbau, Viehzucht, Seidenbau und Bienenzucht, Forstzucht und Jagd, Fischerey und Bergbau. — Technische Cultur, Manufacturen und Fabriken — Handel. Geistige Cultur. Hier über die Lehranstalten höherer und niederer Schulen und geistigen Verkehr. Nach der gewöhnlichen Ansicht machen jene Gegenstände einen Zweig der Staatsverwaltung aus; und wenn man von dem Gesichtspunct ausgeht, daß sie in die Statistick nur so weit hinein gehören als der Staat sich ihrer annimmt, mit Recht.

Die Verfassung des Staates läßt sich vollständig übersehen aus den Grundgesetzen desselben; und aus dem Verhältniß der obersten Regierungsgewalt zu den Regenten. Wir kommen darauf noch unten zurück.

Die Verwaltung zerfällt in die der innern Verhältnisse, nach den bekannten Hauptzügen derselben, und in die der äußern.

Bey dem was der Verf. über die Behandlung der Statistick sagt, legt er der vergleichenden, im

Gegensatz gegen die der einzelnen Staaten, zum academischen Vortrage große Vorzüge aus eigener Erfahrung bey. Wir verkennen zwar die Vortheile nicht, die mit der vergleichenden Methode verbunden sind; aber an sich geben diese Vergleichenungen doch keine klare und vollständige Einsicht in die Verfassung und Verwaltung der einzelnen. Nach der mehr als dreyßigjährigen Erfahrung des Ref. lassen sich beide in sofern mit einander verbinden, daß indem man die der einzelnen Staaten befolgt, sich der Gelegenheiten genug darbieten vergleichende Blicke auf die der andern zu werfen.

Wir übergehen was der Verf. von dem Hauptvorteile der Staatskunde sagt; um auf die Geschichte der Wissenschaft aufmerksam zu machen, wovon uns der Verf. eine sehr schätzbare Uebersicht gibt. Nachdem er von dem wenigen, was das Alterthum und das Mittelalter darin geleistet haben, gesprochen, geht er die neue Zeit vom sechzehnten Jahrhundert an nach der Folge der Jahrhunderte durch; und zwar bis auf die neuesten Zeiten herunter; wo auch die Verdienste, welche sich die hiesige Universität seit Achenwall und Schlözer besonders durch den letzten, durch den zuerst P u b l i c i t ä t in die Statistik gebracht wurde, an der Wissenschaft erworben hat, bemerklich gemacht werden.

Die Einleitung schließt mit einer Uebersicht der Staaten Europas nach ihrem Alter als souveraine Staaten, ihrem Range, ihren Regierungsformen, ihren Finanzen, ihrer Land- und Seemacht.

In Rücksicht der Regierungsformen werden vier Arten der Monarchien unterschieden. 1. Die Autokratien wo der Selbstherrscher alleinige Quelle der Gesetzgebung und der Verwaltung ist. (Wäre

aber auch nicht die Gränzlinie zwischen der Autocratie und Despotie zu ziehen gewesen, die in dem Besiz oder dem Mangel der persönlichen Freyheit zu suchen ist?) 2. Monarchie wo die Centralverwaltung und Gesetzgebung allein dem Monarchen zusteht, wo aber den einzelnen Provinzen durch Vertreter der einzelnen Stände derselben eine berathende Stimme in den Provinzial-Ständeverhandlungen überwiesen ist. 3. Constitutionell beschränkte Monarchien. — Die zweyte Classe ist bisher nicht als eigene monarchische Regierungsform aufgeführt; und man kann dagegen einwenden, daß der autocratische Character durch bloß berathende Behörden nicht verändert wird. Bey Republiken unterscheidet der Verf. wie gewöhnlich Aristocratieen und Democratieen. Wir hätten nur gewünscht daß es dem Verf. beliebt hätte, hier die feste Gränzlinie zwischen Monarchie und Republik zu ziehen, die keineswegs in der Zahl der Regenten, sondern in der Stellung zu suchen ist, in der derselbe gegen die Nation steht; der zu Folge er in der Monarchie als Fürst über dem Volke steht; in der Republik aber als Magistrat ihm untergeordnet seyn muß; worüber Ref. das Weitere schon andernwärts erörtert hat. Welche verderbliche Folgen die Nichtbeachtung dieser Gränzlinie in manchen Staaten gehabt hat, — wir brauchen nur an die Spanische Constitution zu erinnern, — ist allgemein bekannt.

Auf diese Einleitung folgt nun die Staatskunde des Russischen Reichs, welche die größte Hälfte dieses Bandes einnimmt. Wir sind dem Verf. großen Dank schuldig, daß er mit diesem Reiche sein Werk begonnen hat. Nicht nur weil dasselbe durch seinen Umfang das erste ist, sondern weil dadurch eine der fühlbarsten Lücken in der

Statistik unsers Welttheils ausgefüllt wird. Für die Statistik Rußlands sind in den letzten Jahren zwar wohl einzelne werthvolle Beyträge geliefert; aber seit der Erscheinung des unvollendet gebliebenen Werks des verstorbenen Baron v. Wichmann im Jahre 1813 ist keine allgemeine Statistik Rußlands erschienen. Und welche Veränderungen sind doch nicht während dieses Zeitraums von mehr als zwey Decennien eingetreten? Freylich gehört das Unternehmen zu den schwierigsten. Die Hindernisse welche durch die Entfernung, durch die Verschiedenheit der Sprache, und vor allem durch die Mangelhaftigkeit der Quellen bey der großen Beschränktheit der Publicität verursacht werden, leuchten wohl von selbst ein. Der Verf. hat diese Hindernisse so weit besiegt, als Umstände und Verhältnisse es zuließen. Es sind besonders zwey Puncte, welche ihm zum großen Verdienst angerechnet werden müssen. Erstlich nämlich sein eifriges Streben, sich die Quellen die ihm zugänglich seyn konnten zu verschaffen; nämlich die kaiserlichen Ukasen. Bey den Gegenständen, welche durch diese bestimmt werden, ist stets in den Citaten auf sie zurückgewiesen. Dieß hat keiner seiner Vorgänger gethan; und ihm bleibt daher das große Verdienst, so weit dieß anging, aus den ersten Quellen geschöpft zu haben. Der zweyte Punct betrifft die offenen Geständnisse der bloßen Wahrscheinlichkeit statt der Gewisheit, wo er nur durch Combinationen Resultate ziehen konnte. Durch Befolgung dieser Grundsätze ist sein Werk bey weitem das erste und wichtigste geworden, das wir für die Statistik des Russischen Reichs gegenwärtig besitzen.

Die in demselben befolgte Anordnung der Materialien ist dieselbe, welche bereits in der Ein-

leitung für die allgemeine Statistik statt fand. Nach einer kurzen Angabe der allgemeinen Quellen und Hülfsmittel zerfällt das Ganze in die vier Haupttheile: Grundmacht des Russischen Staats; Cultur des Russischen Staats; Verfassung des Russischen Staats; und Verwaltung desselben. Wenn wir gleich uns nicht anheischig machen können, einen ins Einzelne gehenden Auszug aus demselben zu geben, so glauben wir doch den Lesern unserer Blätter einen Gefallen zu erzeigen, wenn wir einige Hauptangaben aus demselben mittheilen.

Zu der Grundmacht des Staats gehört das Staatsgebiet, und die Bevölkerung. Der Flächeninhalt des gesammten Staatsgebiets in drey Welttheilen wird angegeben zu 363,404 □Meilen. Von diesen kommen I. auf das Europäische Rußland 75,154 das Czarthum Polen mit eingeschlossen; also die Hälfte von ganz Europa. Es zerfällt in die Ostseeprovinzen, mit 9023 □M. das Großfürstenthum Finnland mit einbegriffen. Großrußland mit 43,390, Kleinrußland mit 4178, Südrußland mit 8773, Westrußland mit 7573 und Polen mit 2,203 □M. II. Auf das Asiatische Rußland 270,950, enthaltend das Czarthum Kasan mit 11500, das Czarthum Astrachan mit 13800, die Kaukasusländer mit 5940, das Czarthum Sibirien mit 208,600; die Steppen der Kirgisen mit 30000, und die Russisch Asiatischen Inseln mit 1110 □M. Endlich III. die Besitzungen in America mit 17,500 □M. Bey Europa und Asien werden die zu jenen gehörenden einzelnen Statthalterschaften und Provinzen nach ihrem Flächeninhalt und Bevölkerung aufgeführt. Wir bemerken dabey Folgendes: Erstlich bey dem Asiatischen Rußland ist das Czarthum



Kasan, mit der Statthalterschaft Kasan, Wiatka, Perm, Simbirsk und Pensa mit Recht der Russischen Staatsgeographie zufolge zu Asien mitgerechnet; statt daß unsre neuen Geographen, um für Europa natürliche Gränze, das Gebirge und den Fluß Ural zu bekommen, es zu diesen zählen. Ferner bey Sibirien, daß der Verf. noch in drey Statthalterschaften theilt, wundern wir uns, daß bey seiner sonstigen Genauigkeit ihm die von Alexander durch den Ukas vom 7. März 1822 gemachte, und noch bestehende Eintheilung entgangen ist; der zufolge ganz Sibirien in West- und Ostsibirien, jedes unter einem General-Gouverneur, in zwey Statthalterschaften, nämlich Westsibirien in Tobolsk und Tomsk, Ostsibirien in Irkutsk und Jeniseisk, jedes unter einem Gouverneur und Vicegouverneur getheilt ist. Was die Kirgisischen Steppen betrifft, so ist es noch wohl zweifelhaft ob sie, in sofern sie jenseit des Ural-Stromes liegen, als Theile des Reiches betrachtet werden können. — Bey der physischen Beschaffenheit, die in vier Erdstriche, den arctischen, den kalten, den gemäßigten, und den warmen zerfällt, werden außer den Hauptflüssen auch die Canäle, 15 an der Zahl, angegeben.

Die Bevölkerung, welche nach den Kirchenlisten und dem Kopfgelde berechnet wird, betrug nach diesen im Jahre 1832 bereits 51,756,517 Seelen. Da sie jährlich einen Zuwachs von mehr als einer halben Million erhält, schätzt sie der Verf. jetzt zu 55 Millionen, von welchen im Durchschnitt auf die □Meile nur 151 Seelen fallen. Wie ungleich sie vertheilt sey, ist bekannt. Das Reich hat nur drey Städte über 50000 Einwohner, St. Petersburg mit 445,135 E. die Besatzung mitgerechnet; Moskau mit 311,463 E.

und Warschau mit 129,705 E. und nur noch fünf Städte zwischen 30 und 50000 E., unter denen Riga und Odessa obenan stehen. Der Stammverschiedenheit nach zerfallen die Bewohner in Slaven, Letten, Finnen, Deutsche, Tartaren, Juden, und die Asiatischen Völkerschaften; überhaupt 87 an der Zahl. Die Verschiedenheit nach den Ständen und Range (nach den 14 Rangclassen); Adel, Bürgerstand und Bauern. Die Anzahl der letztern wird von dem Verf. auf 47 Millionen geschätzt, die des Bürgerstandes auf  $4\frac{1}{2}$  Million; die des Adels gegen 900000 Köpfe. Die Verhältnisse und Rechte dieser Stände, so wie sie durch die Adelsordnung und die Städteordnung von Katharina II. gesetzlich bestimmt, und von Alexander bestätigt und verbessert worden, so wie auch die jetzigen Verhältnisse der verschiedenen Classen des Bauernstandes sind von dem Verf. sorgfältig auseinander gesetzt. Die Religionsverschiedenheit, da nicht nur christliche sondern auch andere, selbst heidnische Religionen geduldet werden, ist zwar sehr groß; doch glaubt der Verf. daß eilf Zwölftel der Bevölkerung sich zum Christenthum bekennen. Die herrschende Kirche ist bekanntlich die griechische, deren Geistlichkeit in die Klostergeistlichkeit und Weltgeistlichkeit zerfällt. Die erste, aus der allein die hohen geistlichen Stellen der Metropolitnen, der Erzbischöfe und Bischöfe besetzt werden, genießt ein höheres Ansehen. Es gibt 350 Mönchsklöster mit 5330 Mönchen; und 98 Nonnenklöster mit 4162 Nonnen. Das Reich ist in 36 Eparchien getheilt. Der Kaiser ist Oberhaupt der Kirche, seitdem Peter I. die Patriarchenwürde eingehen ließ; und läßt die kirchlichen Angelegenheiten durch den heiligen Synod verwalten. Zu den nichtchristlichen

Religionsparteyen gehören die Bekenner des Islam, des Mosaismus, des Lamaismus, und des Fetischismus und Schamanismus. Die Anzahl der Lehrern, oder der Heiden, soll nicht über 600000 steigen.

Der folgende Hauptabschnitt ist der Cultur des Russischen Staats gewidmet. Zuerst die physische Cultur. Der Ackerbau steht noch auf einer sehr niederen Stufe, als Folge der herrschenden Leibeigenschaft; die Viehzucht ist verschieden nach den verschiedenen Climates des Reichs, von dem Kamele des Südens bis zum Rennthiere des äußersten Nordens. Der jetzt immer wichtiger werdende Ertrag der Bergwerke und der Salze wird auf 42 Millionen Rthlr. angegeben. Am stärksten ist der Bergbau in der Statthalterschaft Perm, zu diesen kommen nun an der Ostseite des Staats die so reichen Gold- und Platinawäschen. — Die verschiedenen Zweige der technischen Cultur werden nach ihrer Wichtigkeit aufgezählt; Leinen-, Wolle-, Baumwolle und Seidenmanufakturen u. a. Ihre Fortschritte, so wie auch wohl ihre Rückschritte hängen meist von den Maassregeln der Regierung ab. Die meisten finden sich in dem Gouvernement Moskwa, und nächstdem Tula, Nischgerod, Saratow u. a. — Die verschiedenen Zweige des Handels. Kurze Uebersicht der Geschichte desselben nach den verschiedenen Regierungen. Der auswärtige Handel, Ausfuhr und Einfuhr. Das Maximum der Ausfuhr betrug im Jahre 1830 nicht weniger als 219 Mill. Rub. Pap. (48½ Mill. Thaler). Unter den Gegenständen der Einfuhr steht der rohe Zucker oben an; mit 32 Mill. Rubel; der Caffee dagegen nur mit 6 Millionen. Baumwolle, roh und gesponnenes Garn ist bis auf 38 Mill. gestiegen. Un-

ter den Färbestoffen der Indigo mit 23 Mill. Bey der Ausfuhr stehen Hanf und Flachs oben an; jener mit 23 dieser mit 20 Mill. Nächstdem Talg, jährlich für 40 Mill. (?) Erst den dritten Platz nimmt das Getraide ein. Demnächst Eisen, Bauholz, Pelzwerk. Bey dem Außereuropäischen Handel wird der mit Nord-America immer wichtiger. Unter den Handelshäfen steht Petersburg oben an; den zweyten Platz an der Ostsee nimmt Riga ein; am schwarzen Meere den ersten Odessa, das zum Freyhafen erklärt ist. Für den innern Verkehr ist Neu-Nowgorod durch seine Messe ein Hauptpunct; nächstdem die beiden Hauptstädte Moskwa und St. Petersburg.

Die geistige Cultur, nach den Unterrichtsanstalten; Schöpfer derselben war R. Alexander. Universitäten, Gymnasien, Kreisschulen. Die Universitäten werden hier noch nach den Landesbezirken aufgeführt, von denen jeder die Aufsicht über die niederen Lehranstalten innerhalb desselben übertragen war; wodurch die Professoren zu vielen und entfernten Reisen, da jeder Bezirk mehrere Statthalterschaften umfaßte, verpflichtet waren. Seit der Erscheinung des gegenwärtigen Werks, ist nach öffentlichen Nachrichten dieß lästige und störende Geschäft ihnen abgenommen. Die Zahl der Lehranstalten jeder Art, der Lehrer und der Schüler werden von dem Verf. angegeben. Wenn die Universitäten auch wenig zahlreich besucht werden, so ist die Schuld gewiß weder an der Regierung, noch an den Lehrern. Die höheren Classen der Nation sind noch zu wenig daran gewöhnt.

Der dritte Haupttheil erläutert die Verfassung des Reichs. Da hier alle Gewalten in der Hand des Selbstherrschers vereinigt sind, so wäre

es hier überflüssig einzeln davon zu sprechen. Eine früher verschieden beantwortete Frage, in wiefern das Russische Reich Grundgesetze habe, wird von dem Verf. mit Recht so beantwortet: nur in sofern dieß mit der einer Autocratie zu vereinigen ist, wo dem Nachfolger es überlassen ist, die Verordnungen seines Vorgängers aufzuheben oder zu bestätigen. Nur das Gesetz durch welches im Jahre 1613 das Haus Romanow von dem Volke mit unumschränkter Gewalt auf den Thron erhoben worden, macht davon eine Ausnahme. Freylich können mehrere Gesetze, wie z. B. Adelsordnung, Städteordnung, Successionsordnung und andere in so weit als Grundgesetze betrachtet werden, als sich aus leicht einzusehenden Ursachen voraussehen läßt, daß sie nicht leicht werden aufgehoben werden. Der Streit darüber war eigentlich ein Wortstreit. — Rechte der Stände, welche in den Adelsversammlungen, die in jeder Stadthalterschaft, und den Bürgerversammlungen die in jeder Stadt alle drey Jahre mit Erlaubniß des Stadthalters gehalten werden, auszuüben sind. Sie bestehen hauptsächlich in den Wahlen derer die zu den adlichen und bürgerlichen Stellen der Stadthalterschaften und Städte vorzuschlagen sind. Wir haben im verflossenen Jahre in den öffentlichen Blättern einen strengen kaiserlichen Ukas gegen die Vernachlässigung derselben, und daraus hervorgehende unpassende Wahlen gelesen. — In Finnland, das sehr begünstigt ist, steht dem Generalgouverneur ein Regierungsrath zur Seite, von 14 Personen, der jährlich von dem Kaiser aus dem Adel und Bürgerstande ernannt wird. Er hat jedoch nur eine beratende Stimme; das Recht der Beschwerde-

führung, und die Fürsorge für die gleichmäßige Vertheilung der öffentlichen Lasten.

Den letzten Hauptabschnitt bildet die Staatsverwaltung. Zuerst die Central oder allgemeinen Regierungsbehörden. Das Russische Reich hat deren vier; zwey neuere, von K. Alexander, und zwey ältere von Peter I. gegründete. Die beiden ersten für das Ministerium, aus acht Ministern und vier Generaldirectoren bestehend; von denen jeder an der Spitze eines Zweiges der Staatsverwaltung steht; das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, des Kriegs, der Marine, der innern Angelegenheiten, des kaiserlichen Hauses, der Justiz, des öffentlichen Unterrichts, der Finanzen; von welchen von jeder der Geschäftskreis und die Organisation genauer angegeben wird. Die vier Generaldirectoren sind die Reichs=Controle, die der Posten, der kirchlichen Angelegenheiten für die auswärtigen Confessionen, und die der Straßen und Wasserbaues. Die zweyte von K. Alexander errichtete allgemeine Behörde ist der Reichsrath als höchste berathende Behörde, aber ohne ausübende Gewalt. Er zerfällt jetzt in vier Sectionen für die Gesetzgebung, Landmacht und Marine, innere und Kirchenangelegenheiten, und die Finanzen, wozu kürzlich noch eine fünfte für Polen gekommen ist. Die beiden ältern Behörden sind der Senat, dessen Hauptbestimmung (nebst der Promulgation der Ukasen) jetzt die oberste Rechtspflege als höchste richterliche Instanz ist; und der schon oben erwähnte dirigierende Synod. Die innere Provinzialverwaltung steht unter dem Generalgouverneur, Gouverneur und Vicegouverneur; deren Wirkungskreise genau angegeben werden. Dem Gouverneur steht zur Seite der Gouvernementsrath; dem Vicegouverneur der Kam-

meralrath, in welchem er den Vorsitz führt; wie der Gouverneur in der Kammer der allgemeinen Fürsorge. — Bey der Justizverwaltung wird das neue Corpus juris Russici, oder Gesetzsammlung (Swod) die als vollständige Quelle für die gesammten Russischen Rechte und Staatsverhältnisse gelten soll, und woraus, so viel wir wissen auch schon das Gesetzbuch selbst, geliefert ist, angeführt. Besondere Sorgfalt ist auf die Darstellung der Finanzverwaltung verwendet; die wenigstens theilweise Publicität erhalten hat. Sowohl die Einnahmen aus den Steuern und den Regalien, unter welche Classen sie sämmtlich zerfallen, werden einzeln aufgeführt. Die Steuern werden zu 177,218 Mill. Rub. Pap. die Regalien zu 177,050,000 Rub. Pap. angegeben; unter jenen stehen das Kopfgeld mit 75,000000, die See- und Landzölle mit 84,000768 Rub.; unter den Regalien ist bey weitem das wichtigste das Branntwein-Regal mit 116,000000 Rub. Pap. Die Generalsumme der Einnahme wird angesetzt zu 394,546,189 = 122,262,508 Rthl. Pr., also in runder Summe zu 400 Mill. Rub. Pap. Die Ausgaben zu 122,091,508 Rthl. Die jetzige verzinsliche Staatsschuld 903,871,673 Rub. Pap. = 279,441,616 Rthl. Die unverzinsliche (Bank-Assignationen) auf 595,776,310 Rub. = 183,697,696 Rthl. Also in runder Summe 600 Mill. Rub. Für das ungeheuerere Reich mit seinen unermesslichen Hülfquellen im Vergleich mit den andern Hauptstaaten unsers Welttheils eine mäßige Schuld. Bey der Kriegsverwaltung wird der Bestand der Landmacht folgendermaßen angegeben: Kaiserliche Garden 41,200 Mann, Linieninfanterie in 138 Regimentern und Garnisonstruppen zu 435,843 M., regelmäßige Cavallerie 84000 M., Artillerie

rie 40,800 M., Geniewesen 10500 M. So daß die ganze regelmäßige Heeresmacht 612,332 M. beträgt.

Ueber die Seemacht wird nur der Bestand von 1805 und 1813 gegeben zu 32 segelfertigen Linienschiffen und 18 Fregatten nebst mehreren Cuttern u. ; der jetzt wohl nicht mehr gelten kann. Daß bey der Landmacht sowohl als bey der Seemacht die auf sie Bezug habenden Einrichtungen und Institute bemerklich gemacht werden, brauchen wir nicht erst zu erinnern.

Auf diese Statistik des Innern, folgt zuletzt die der auswärtigen Verhältnisse, mit Aufzählung der noch als gültig bestehenden Staatsverträge und Bündnisse nach ihren Hauptbeziehungen.

Wir glauben genug gesagt zu haben, um unser früher gefälltes Urtheil zu bestätigen. Nach der Versicherung des Verf. in der Vorrede dürfen wir dem zweyten Bande, der die beiden Hauptstaaten des Deutschen Bundes enthalten wird, und so auch der weitem Fortsetzung noch in diesem Jahre entgegensehen.

(Die Anzeige des uns so eben zu Händen gekommenen zweyten Theils, Frankreich und England umfassend, werden wir demnächst liefern).

Hn.

---



G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

136. Stück.

Den 30. August 1836.

---

S t r a l f u n d.

Böfflersche Buchhandlung: Ein Beitrag zur Kirchengeschichte. Basilius der Große nach seinem Leben und seiner Lehre dargestellt von Dr. C. R. W. Klose, Privatdocent zu Kiel. 1835. VII. u. 247 S. in 8.

L e i p z i g.

Dybsche Buchhandlung. Gregors des Bischofs von Nyssa Leben und Meinungen zusammengestellt und erläutert von Dr. Julius Rupp, Privatdocent an der Königsberger Universität. 1834. VIII. u. 262 S. in 8.

L e y d e n.

Apud J. C. Cyfveer. Disputatio historico-theologica de Gregorio Nysseno. Scripsit Dr. S. P. Heyns. IV. et 183 S. in Quart.

Das Cappadocische Brüderpaar Basilius der Große und Gregor von Nyssa erhalten hier eine monographische Behandlung, die längst zu erwarten stand, da ihr treuer Genoss, Gregor von Nazianz schon früher seine Bearbeiter gefunden

hatte. Wirklich ist aber auch die Zeit ihrer kirchlichen Thätigkeit, zweyte Hälfte des 4. Jahrhunderts, so reich an neuen Entwicklungen, daß die Geschichte dort nicht genau genug ins Einzelne gehen kann. Der Arianische Streit nahet seinem Ende, und wird größtentheils durch diese Männer zu Ende geführt: das Mönchthum entwickelt sich bestimmter, und gewinnt dadurch auf Kirchenlehre und Kirchenverfassung einen so gewaltigen Einfluß, daß es aufs Neue gegen den weltlichen Sinn einen Gegensatz bildet, wie er früher zur Zeit der Unterdrückung von der Gesamtkirche gegen das Heidenthum ausgeübt war: fühlte sich früher jeder Christ im strengen Widerspruch gegen die Welt, saeculum, worunter er zunächst alles Heidnische verstand, das er dann zugleich mit dem Reiche des Teufels, und des Widerchrists in Verbindung brachte: so setzte das Mönchthum jetzt denselben Enthusiasmus fort, und theilte so der allmählich absterbenden römisch-griechischen Welt ein neues Lebensprincip mit. — Endlich erhielt die Zeit der Wirksamkeit jener Männer auch noch dadurch etwas Eigenthümliches, daß sie aufs Neue mit der weltlichen Macht in Conflict geriethen, und zwar des Glaubens wegen nicht wie früher, mit heidnischen, sondern mit christlichen Kaisern. Freylich hatte auch schon gleich bey dem Beginn des Arianischen Streits der große Athanasius die Schwere des weltlichen Arms für seine Orthodoxie empfunden, und an mancher bitteren Erfahrung gelernt, wie das Ineinanderfließen von Staat und Kirche, so daß der nunmehr christliche Kaiser aus dem Cabinette zugleich den Glauben decretierte, nicht gerade so segensreich sich gestalten, als es wohl vor dem Uebertritte Constantins erwartet war; schon im Verfolge des Arianischen Streits hatte oft die Politik sich in die Dogmatik gemischt: allein so schwer als während der

Thätigkeit jener drey Männer hatte sich doch jene verderbliche Folge noch nicht entwickelt; denn kein Keiser hatte so entschieden eine dogmatische Partey ergriffen, als Valens die Sache der Arianer. In der That ist deßhalb die Stellung jener Verfechter der Orthodorie um nichts sicherer gegen die Gewaltstreiche des Hofes, selbst ihre äußere Lage und bürgerliche Existenz um nichts sicherer, als 100 Jahr früher unter den heftigsten Verfolgungen heidnischer Gewalthaber: Exil, Confiscation des Vermögens, selbst bürgerliche Mißhandlungen drohen ihnen eben so gewiß von den arianisch gesinnten Behörden unter kaiserlicher Autorität, nur daß sie nicht gerade Todesstrafe zu fürchten hatten; und selbst dazu hätte sich wohl die Leidenschaft des Parteykampfes fortreißen lassen, wenn nicht der christliche Sinn auch in leidenschaftlicher Entstellung die Gewalthaber davor bewahrt hätte. Gewiß ist deßhalb vielleicht kein Zeitraum so reich an kirchlicher Entwicklung, keiner bot dem dogmatischen wie dem administrativen Talent so gewaltigen Stoff für tüchtiges Eingreifen dar, als diese Zeit zwischen den beiden ersten allgemeinen Concilien 325 — 381.

Eben deßhalb erwartet man von jeder monographischen Bearbeitung eines der dort handelnden Männer gewiß zunächst als Einleitung eine tüchtige Uebersicht der Zeitverhältnisse: schon die politische Seite der damaligen Kirchenverfassung muß klar verzeichnet werden, weil jene kirchlichen Heroen von ihr so unangenehm getroffen sind; dann aber, wer zählt nur alle die Secten auf, in welche allein die Arianer dadurch sich spalteten, daß sie nach dem theilweise errungenen Siege sich auf der zweyten Synode zu Sirmium, 357, von ihrer bisherigen meist negativen Stellung gegen das *ὁμοούσιος* nun selbst zu positiver Bestimmung ihrer Lehrart wandten?

wer fügt alle die Untersecten hinzu, die Frucht der sich darbietenden Parteyfragen? Hier war gewiß ein scharfer Durchschnitt durch die vielfach fortlaufenden Fäden unerläßlich, um die Mäner in ihrem amtlichen und dogmatischen Wirken zu verstehen. Von sämmtlichen drey vorliegenden Verfassern wird ein so dringendes Bedürfniß nicht berücksichtigt; die Erwähnung der frühern und damaligen Zustände ist sämmtlich nur eine theilweise und gelegentliche. So holt Hr. Dr. Heyns Manches über die dogmatische Entwicklung in einer Uebersicht der Geschichte vom λόγος nach, Hr. Dr. Klose geht in der Einleitung auf die Bedeutung des Mönchstandes ein: Hr. Dr. Rupp begnügt sich mit einigen recht geistreich klingenden Betrachtungen, indeß so allgemein gehalten, daß unmöglich der Leser sich dann für orientiert halten darf, wo der Biograph den Stammbaum seines Heroen aufrollt.

In einer allgemeinen Uebersicht der drey kirchenhistorischen Leistungen ist jedenfalls am leichtesten die Charakteristik der holländischen Arbeit entworfen: sie trägt ganz die Vorzüge wie die Mängel holländischer Dissertationen: die Lebensumstände des großen Kirchenlehrers erhalten durch sammelnden Fleiß und recht gesunde Critik manche erwünschte Aufklärung: die Schriften desselben werden sehr genau critisch gesichtet — ein Vorzug, dessen sich die beiden deutschen nicht rühmen dürfen: fast unverzeihlich haben sie die literarische Critic verabsäumt, während doch gerade dadurch die Monographie sich ein bleibendes Verdienst erwerben kann, und dann nicht der Resignation Hr. Rupp's bedarf, daß sie kein Kunstwerk für die Ewigkeit seyn wolle, sondern ihren Zweck erreicht habe, wenn sie zu den Quellen selbst leite, und sich dadurch nach einigen Decennien überflüssig mache. Gewiß übernimmt es doch der Monograph, die behandelte Geschichte.

partie so aufzuhellen, daß seine Bemühung für den gegenwärtigen Standpunct der Wissenschaft jede neue Durchforschung überflüssig macht: wozu Theilung der Arbeit, wenn doch wieder Jeder Alles durchforschen muß? Daß dazu die genaueste critische Sichtung der Schriften des behandelten Mannes gehört, versteht sich von selbst, und gebühret insofern dem Holländer ein literarischer Dank. Dagegen ist mit diesem Forschen im Einzelnen nun auch sein Verdienst abgeschlossen: Anforderungen an eine Biographie auf der Höhe der kirchengeschichtlichen Forschung, wie sie wenigstens Deutschland nach so manchen ausgezeichneten Leistungen auf diesem Gebiete zu stellen gewohnt und berechtigt ist, können von ihm nicht als erfüllt gelten. Zu jener tiefer eindringenden Geschichtsforschung, die den einzelnen Mann nur als Entwicklungsglied einer sich fortbildenden historischen Reihe betrachtet, von der sein Handeln eben so bestimmt wird, als er selbst bestimmend in sie eingreift, zu jener mehr realen als personalen Darstellung, die wahrhaft die Geschichte der Kirche gibt und nicht bloß des einzelnen dabey thätigen Individui, die den ganzen Kreis von Umständen und Bedingungen im Auge hat, unter denen der einzelne Mann seine Virtuosität erproben muß, zu einer kirchenhistorischen Biographie, die wirklich darthut, was jener Mann im organischen Zusammenhange der kirchlichen Dinge war und leistete: dazu findet sich hier wohl nur erst das Material gesammelt; die lebendige Durchdringung desselben, die Nachweisung der Schlagadern, in denen das individuelle Leben des Mannes entsprechend dem Leben der kirchlichen Gesammtheit, rollt, die nur dadurch mögliche allseitige Zeichnung seiner Persönlichkeit und geschichtlichen Bedeutung, wird hier wie bey vielen ähnlichen Abhandlungen holländischen Gepräges leider vermißt.

Den beiden deutschen Bearbeitern schwebte wenigstens das Unerläßliche dieser Forderung vor, und suchen sie derselben auf ihre Weise zu genügen. Dem Biographen des Basilius ist dieß in soweit gelungen, als er wirklich den Zusammenhang der Erscheinung seines Heroen mit dem Gesammtleben der Kirche nirgends verliert, seine Thätigkeit nach ihrer Veranlassung und ihrem Einfluß auf das Ganze hinreichend würdigt; nur muß man ihm dabey größere Uebersichtlichkeit, das Ordnen des Stoffes unter die leitenden Ideen wünschen. Im Einzelnen gibt der deutsche Fleiß jener holländischen Sorgfalt nichts nach, besitzt auch wenigstens die Ahnung eines tieferen historischen Zusammenhanges. Die einzelnen historischen Züge sind treu erforscht und redlich wiedergegeben: nur kommt der Leser aus dem Einzelnen nicht heraus: die kleinen Persönlichkeiten, die geschickt geordnet gewiß unerläßlich sind, um den Totaleindruck hervorzurufen, stehen überall isoliert: nirgends eine Anhöhe, um das Treiben der Einzelheiten zu überschauen, nirgends eine Durchsicht durch den Wald der Facta eröffnet. Es bleibt dem Leser überlassen, nach dem Eindrücke, den die vorgeführten Einzelheiten bey ihm zurücklassen, sich selbst ein Bild des Ganzen zu entwerfen, während doch Niemand besser als der Biograph dazu, wenn auch nur in einigen scharfen Zügen, hätte die Anleitung geben können.

: Diese Forderung ist dagegen von dem deutschen Bearbeiter des Mysseners allerdings beachtet, freylich aber auf eine Art, die auch nicht größeren Gewinn verheißt: seiner Darstellung der Einzelheiten fehlt es zwar nicht an leitenden Ideen, an allgemeineren Gesichtspuncten, zu deren Durchführung dann die Facta als erläuterndes Material verarbeitet werden. Indes sind jene leitenden Ideen keinesweges, wie es doch

erforderlich ist, aus dem Studium des Einzelnen hervorgegangen, sondern mehr Erzeugnisse einer dem behandelten Stoffe nicht selten fern stehenden Speculation. Hr Dr Rupp erklärt zwar gleich anfangs, daß er dabey durchaus nicht einer bestimmten philosophischen Schule folge, vielmehr Ansichten neben einander stelle, die wohl bisher noch nicht in einem System verbunden gewesen seyen; allein nichts ist leichter, als der Beweis, daß er trotz dieser philosophischen Unbefangtheit dennoch mit seinen aprioristischen Sätzen der Geschichte Gewalt anthue. So erinnert gleich die ganze Eintheilung der christlichen Ueberzeugung Gregors in polemische und apologetische Versuche, an die bekannte Schleiermachersche Anordnung der philosophischen Theologie in Polemik und Apologetik. Schon auf dem rein theoretischen Gebiete läßt sich über diese Anordnung bedeutend rechten, so daß wenigstens mit dem Namen Polemik bey Schleiermacher etwas ganz anders genannt erscheint, als der gewöhnliche Sprachgebrauch gestattet. Wer denkt bey der Streittheologie nicht sofort an die Beziehung auf den äußern Feind, so daß polemisch die fremde Theorie bekämpft, apologetisch die eigene geschützt werden muß? Die Polemik geht also doch wohl nach außen, die Apologetic nach innen. Wenn dagegen Schleiermacher die Polemik nach innen gerichtet seyn lassen will, indem sie das Krankhafte an dem eignen System aufsuchen und zerstören soll: so würde vielleicht passender eine Benennung vom Gebiete der Heilkunde entlehnt, etwa Pathologie und Therapie, oder es muß doch immer bey jener Construction der Begriffe beachtet werden, daß der Krieg solcher Polemik ein wahres bellum intestinum, und keineswegs dasselbe sey, was sonst mit jenem hergebrachten Namen bezeichnet wird. Was indefß bey der mehr speculativen Construction

unter jener Voraussetzung erträglich scheint, wird gänzlich unpassend, so wie es der Geschichte aufgedrängt, und rückwärts darnach der Sprachgebrauch bestimmt werden soll. Gemäß der Schleiermacherschen Angabe, die Polemik gehe nur nach innen, behauptet z. B. der Hr Verfasser S. 124 geradezu, es gebe keine Polemik vom christlichen Standpunkte gegen den nichtchristlichen: 'Daß die Christen gegen Heiden und Juden polemisieren, ist nicht denkbar.' Aber es ist doch wirklich geschehen, und zwar auch gegen Mahomedaner! Oder sind denn die Beweise, womit von Quadratus und Aristides herunter den Heiden die Nichtigkeit des Polytheismus, den Juden das Unrecht ihrer Zweifel an der Messianität bewiesen ist, nicht wirklich polemischer Art? Die Männer nannten sich selbst zwar Apologeten, weil der practische Zweck ihrer Schriften Vertheidigung des Eigenen war: aber ist es denn nicht als hergebrachter Sprachgebrauch zu betrachten, daß dort, wo sie den Fuß zum Kampfe auf das feindliche Gebiet setzten, auch die Polemik begann, und dasselbe Streben polemisch oder apologetisch heißen muß, je nachdem es mehr kämpfend nach außen oder schützend nach innen gekehrt ist? Die Behauptung des Verfassers, 'daß wir nur gegen diejenigen streiten, die derselben Form anzugehören vorgeben, die wir als die unsrige bekennen, nie gegen diejenigen, welche es zugeben, eine andere Religionsform zu repräsentieren' — ist also zum mindesten unhistorisch, so lange er nicht die vorhandenen Documente christlicher Polemik gegen unchristliche Formen zu tilgen vermag. Auf ähnliche Gehaltlosigkeit lassen sich so manche andere leitende Sätze des Verfassers zurückführen, die irgendwie speculativ gewonnen nicht Probe halten, so bald sie auf historischem Boden geprüft werden. Was soll man z. B. mit der Behaup-



tung anfangen, (S. 127) die 'Keger mögen als Repräsentanten des Rationalen in einem bestimmten System von Glaubenswahrheiten, die Vertheidiger der kirchlichen Rechtgläubigkeit als die Repräsentanten des Positiven' aufgefaßt werden? Ist etwa jene rationalisierende Thätigkeit auch bey Doketen, Manichäern und allen den Secten zu entdecken, die durch Ueberspanntheit und Zurückgehen vom Rationalen noch die Orthodoxie überboten? Den Kegernamen aber darf der Verfasser ihnen doch nicht wohl absprechen! Versteht er indeß unter Rationalem etwa nur die intellectuelle Thätigkeit, - die als solche dem Positiven entgegengesetzt seyn soll — so fragt sich, ob der Aufwand von geistiger Kraft etwa bey Athanasius und Augustinus geringer gewesen ist, als bey Arius und Pelagius. In der Regel mag das häretische Streben wohl auf Verflachung des Positiven hinausgehen, aber zu allen Zeiten hat es doch auf der andern Seite auch wohl die Orthodoxie an Widerspruch gegen das Rationale überboten: man denke nur an die schwärmerischen Secten des Mittelalters, Begharden, Tollharden, Bizochen, Catharer, die gewiß nicht wegen ihrer Rationalität Keger heißen. Das Gebiet des Kegerischen und des Orthodoxen kann also doch wohl nicht anders gegen einander gestellt werden, als daß jenes nach beiden Seiten hin über dieses hinauswache, so wohl zur Verflachung als zur Ueberspannung. Behauptungen, wie die des Verfassers, sind nur so erklärlich, daß die als leitende Wahrheit hingestellte Ansicht nicht als leeres Resultat aus der Analyse des Einzelnen sich herausstellt, sondern von irgend einem speculativen Principe entlehnt, den Einzelheiten gewaltsam aufgedrängt wird, und dann das natürliche Schicksal erfährt, daß die spröden Facta sich der Theorie nicht fügen wollen. Es

reicht deshalb nicht aus, daß der Verfasser darauf verzichtet, als irgend ein — aner, oder — ist die Geschichte zu behandeln: er muß sich auch vor den Gewaltstreichen gegen die Geschichte hüten, wozu jene vom ihrem speculativen Dreyfuße herab sich berechtigt halten.

An N<sup>o</sup> I. findet sich noch zweyerley auszustellen, das Eine durch Schuld des Verfassers; das Andere ohne dieselbe und wohl dem Drucker bezumessen. Es findet sich nämlich die Lehre des Basilius dem Leben vorangestellt, während doch: manches im ersten Theile nur erst durch die im zweyten geschilderten Umstände erklärlich wird. Man darf es dem Verfasser zutrauen, daß er die umgekehrte Ordnung beabsichtigt hat, und so die in das Ganze einführende Einleitung nicht vor den zweyten Theil gesetzt wissen wollte. Bey Entfernung des Druckorts ist eine Vertauschung der Folge im Manuscript wohl erklärlich, wie denn auch manche sehr störende Druckfehler dadurch entschuldigt werden müssen z. B. S. 113. 3. 19. eheliche statt ehelose. Doch hätte man zum Mindesten in der Vorrede eine Andeutung des jetzt so störenden Uebelstandes erwartet. Dagegen auf Rechnung des Verfassers selbst ist der eingenommene Standpunct zur Beurtheilung der Keßer, namentlich der Arianer, zu schieben. Gewiß kann der Historiker nicht dogmatisch indifferent bleiben gegen Kirchenlehre und Häresie, obgleich man wohl wiederholt die Forderung einer dogmatischen Farblosigkeit an ihn gestellt hat, um darauf die Unparteilichkeit zu begründen. Gewiß soll er auch in so fern ein Gericht in der Geschichte üben, als er häretische Depravation schonungslos aufdeckt. Allein sicher hat Hr. Dr. Klose bey seinem Urtheil über die Arianer sich von dem orthodoxen Eifer seines Heroen selbst bestimmen lassen, wenn er nicht nur über den dogmatischen Irrthum der

Arianer, sondern auch über ihre Sitte, ihre politische Stellung, ihre polemische Künste schonungslos den Stab bricht: sie heißen weniger fromm, ihnen werden List und Tücke beygelegt, jegliches Mittel sey ihnen anwendbar gewesen, um den Gegnern das Geständniß von der Nichtwesensgleichheit des Sohnes zu entreißen: sie werden der Verletzung der Kirchenverfassung beschuldigt, da sie der Willkühr bedurften u. dgl. Gegen alle diese Vorwürfe wollen wir keineswegs die Arianer vertheidigen; allein es ist Unrecht, nur ihnen dergleichen Schuld zu geben, und dieselben Erscheinungen bey der orthodoxen Parthey zu verschweigen. Hat denn die athanasianische Parthey namentlich zur Zeit der ersten Synode nicht auch ihre Hoffkünste zu gebrauchen verstanden, oder ist der Hochmuth des römischen Bischofs, der so oft einer Ausöhnung zwischen Orient und Occident im Wege stand, ist die Rücksicht auf äußere Dinge, die der Spaltung zu Antiochien zum Grunde lag, wohl so leicht zu entschuldigen? So gern der Verfasser den Kunstgriff des Basiliius, wie er zur Bischofswürde gelangte, vertuschen will, unredlich gegen seinen, Freund Gregor von Nazianz, bleibt sein Betragen immer. Da er wußte, daß dieser keinenfalls der Wahl wegen zu seiner Unterstützung nach Cäsarea kommen werde, lud er ihn unter dem Vorwande einer tödlichen Krankheit zu sich ein. Gregors Zorn über diese Unredlichkeit enthält den sichersten Widerspruch gegen die Entschuldigungen des Verfassers: die vorgeschlagene Auskunft, Basiliius habe die Sache wohl nicht so deutlich vor Augen, sondern, als er schrieb, nur das Verlangen nach der Gegenwart des Freundes gehabt, um sich dann zur That zu entschließen, — in welchem Moralsysteme ist doch wohl solche Auskunft gestattet? Es begreift sich recht wohl, wie der Verfasser durch das Stu-

dium seines Heroen von dessen Parteyeißer gegen jene Häresie mit ergriffen ist, und Beschuldigungen wiederholt, an die man im Munde der Orthodorie zu aller Zeit nur zu gewöhnt ist. Desto größere Vorsicht wird jedesmahl nöthig seyn, wenn von dem Glauben einer Parthey der Schluß auf deren Sitte gemacht wird. Uebrigens vermögen wir hier nicht weiter in die einzelnen Untersuchungen einzugehen, in denen allerdings der sorgsame Fleiß wie die tüchtige Beurtheilung dem Herrn Verfasser rühmlichst zu bezeugen ist.

Desto entfernter von einer unbilligen Verdammung der Häresie, als Folge eines eingenommenen orthodoxen Standpunctes ist dagegen N<sup>o</sup> II., indem hier der Verfasser sich zu einer wirklich weit getriebenen dogmatischen Liberalität hinüberneigt. Er findet alle Mißgriffe der Polemik darin begründet, daß die eine Parthey sich allein im Besitze der einen absoluten Wahrheit wähnt, und von hieraus jede Abweichung befiehlt. Im Gegensatz hiemit geht er so weit, daß er volle religiöse Wahrheit in ihrer idealen Gestalt nirgends anerkennt, sondern überall nur individuelle Gestaltungen der Glaubensweise, gegeben durch die Eigenthümlichkeit dessen, dem sie angehört. Der Verfasser kommt damit zu dem trostlosen Resultate, daß Polytheismus, ethischer und physischer Monotheismus u. s. w., Formen der religiösen Wahrheit sind, deren Verschiedenheit in der Eigenthümlichkeit derjenigen Völker ihren Grund findet, welche sie in sich erzeugt haben (S. 120). Es ist also der alte Satz de gustibus non est disputandum, auf das dogmatische Gebiet übertragen, sie haben Alle Recht, denn hier gilt Einer so viel, wie der Andere: der Polytheismus ist auch eine Form der Wahrheit, und vor ihm hat der Monotheismus nichts voraus, weil ja die Individualität

des Volks, das jenen in sich erzeugte, auch ihr Recht hat, sich geltend zu machen. Wir wollen nicht die Consequenz hieraus für die Bedeutung der christlichen Wahrheit ziehen: aber wie in aller Welt soll ein solcher Standpunct der Liberalität geeignet seyn, ein Zeitalter in seinen Eigenthümlichkeiten zu erfassen, das, wie die Zeit Gregors von Nyssa, starr an dem Begriff der einen orthodoxen Wahrheit hing, oder einen Character richtig zu erfassen, der selbst so gewaltig an Begründung und Durchsetzung jenes orthodoxen Princips gearbeitet hat? Wie viel besser hätte doch der Verfasser gethan, statt dieser, hier ganz zur Unzeit angebrachten allgemeinen Reflexionen sich noch etwas mehr um die Quellen zu kümmern, damit sein holländischer Rival ihm nicht vorwerfen könne, die sieben Briefe Gregors, zu Florenz 1731 von Caraccioli herausgegeben, gänzlich übersehen zu haben, durch deren Beachtung sein Urtheil über den ehelosen Stand und das Klosterleben des Mannes sicher würde ein anderes geworden seyn. Stand dem Hr. Verfasser dieß zwar seltene Buch nicht zu Gebote, so erwartet man sicher eine Entschuldigung deßhalb: durch dessen Nichtbeachtung aber macht er das eigene über Monographien ausgesprochene allgemeine Urtheil recht auf sich selbst geltend, daß sie nicht als völlige Erschöpfung ihres Gegenstandes gelten sollen. Hr. Dr. Heyns ist durch Benutzung jener Quelle vor Hr. Dr. Rupp im Vortheil, wiewohl auch jenem noch bedeutende Ergänzungen aus den Mittheilungen Angelo Mai's im Tom VIII Scrypt. Veter. nova Collect. & Vatic. Codd. hätten erwachsen können.

Ueber den ehelichen oder ehelosen Stand Gregors hat die Frage schon eine gewisse kirchenhistorische Berühmtheit erhalten; denn es ist doch gar zu interessant, beweisen zu können, daß Gregor von Nyssa, unter dessen Auspicien mönchischer Sinn

und der damit verwandte Calibat der Cleriker Eingang in die Kirche fand, der sich so gewaltig für Calibatsideen ausgesprochen hat, daß derselbe Mann in einer vergnügten, und gesegneten Ehe gelebt hat. Die Frage ist eben ihrer Bedeutsamkeit wegen hinreichend critisch und exegetisch verwickelt, und die Meinungen so getheilt, daß auch hier beide Biographen zu einem widersprechenden Resultate gelangen: der holländische Forscher erklärt sich für, der deutsche gegen die Verhelichung ihres Heroen, und schon hat man die Entscheidung nur auf den exegetischen Tact jedes Lesers hinausgeschoben, also hinreichend willkürlich gemacht. Hr. Dr. Rupp vermag aber die Ehelosigkeit Gregors nicht anders zu erhärten, als daß er die Lobsprüche des Calibats einem Manne nicht in den Mund legen will, dessen Gattin wohl noch am Leben, und so tugendhaft war, wie Gregor von Nazianz die Theosebia in einem Trostschreiben nach ihrem Tode geschildert hat; sie soll deßhalb nur als Schwester gelten: Wie aber, wenn Gregor von Nyssa zur Zeit, als er de virginitate schrieb, schon Wittwer war, also mit seinen Lobsprüchen keine Gattin mehr verletzen durfte? Eben so leicht wird sich auch der andere Einwand heben lassen, wornach die *παρθενία*, die der Nyssener lobt mit dem ausdrücklichen Geständniß, daß er selbst von ihrem Ruhme durch eine Kluft getrennt sey (*ἡμεῖς τινὶ χάσματι πρὸς τὸ τῆς παρθενίας καύχημα διεργόμεθα*) nicht von der leiblichen Virginität, sondern nur von der Reinheit der Seele im idealen Sinne gefaßt werden soll. Es ist immer schon mißlich, des Beweises wegen zu einer Allegorifirung greifen zu müssen: und wenn nun der holländische Biograph aus den von ihm benutzten Gregorischen Briefen (ed. Caracciolus) sogar den Sohn des Mannes mit Namen nennen kann, Bassilius, sicher nach dem berühmten Oheim ge-

nannt: so dürfte er doch wohl seine Sache gewonnen, und einen Grund mehr aus der Geschichte des Calibats den Segnern desselben erworben haben.

Anders wird wohl über das Streben des holländischen Biographen geurtheilt werden müssen, wenn er den frühern Mönchsstand des Nysseners weg demonstrieren will. Er gibt zu, daß er sich einige Zeit bey dem Bruder Basilus in der Einsamkeit aufgehalten habe, aber einer solchen, die reich an Naturschönheiten, gar nicht entfernt von menschlichen Wohnsitzen, nur als eine ländliche Zurückgezogenheit gelten könne. Allein mehr darf auch in damaliger Zeit von einem Asceten nicht erwartet werden, der nicht Eremit, sondern nach der von Basilus selbst getroffenen Umformung des mönchischen Strebens, Cönobit war. Am wenigsten darf dabey ein auf die ganze Lebenszeit bindendes Gelübde gefordert werden, etwa im Sinne Benedicts, der gerade durch diese Erfindung das Kloster zu einer Hölle ohne Ausgang machte.

Ueber die christliche Ueberzeugung des Brüderpaars verbreiten sich die Biographen gleichfalls auf verschiedene Weise. Hr. Dr. Klose hat am sorgfältigsten gesammelt, und ist auch hier nur der Wunsch zu wiederholen, daß seine im Einzelnen so ausführlichen Mittheilungen unter lichtvolle Gesichtspuncte gebracht wären: der Historiker hat gegen seine Leser jedenfalls die Pflicht, was er an Einzelheiten herausgeforscht hat, auch nur gehörig von ihm selbst durchdrungen und zur Uebersicht geordnet wiederzugeben, und das wird nicht durch noch so zahlreiche Mittheilungen der verschiedenen dogmatischen Aussprüche seines Mannes erreicht. Der holländische Biograph des Gregor leidet an dem, wenigstens in Deutschland, schon längst abgethanen Fehler, daß er die Ueberzeugung seines Heroen in ein vielleicht jetzt übliches Schema der Dogmatik bringt, und die

geistige Persönlichkeit desselben nach einem Compendio der Gegenwart, nach Theologie, Anthropologie, Christologie, Soterologie abhandelt. Daß ferner in seinem Systeme der reine Monotheismus vorkomme, daß er keine besondere Beweise für das Daseyn Gottes geliefert, daß er fest an die Unsterblichkeit der Seele geglaubt habe, und dgl. —, sind Sätze, die wohl kaum erwiesen zu werden brauchten, weil sie sich bey solchem Kirchenlehrer schon von selbst verstehen. Dagegen hätte, wenn ein anschauliches Bild von der dogmatischen Individualität des Mannes geliefert werden sollte, den Fäden nachgespürt werden müssen, an denen gerade in seinem Geiste sich jene christlichen Wahrheiten entwickelten, und gewiß konnte es dabey an ergreifenden Eigenthümlichkeiten nicht fehlen. Der Biograph leistet seinem Helden in der That keinen schlechtern Dienst, als durch bloßes Generalisiren und Parallelisiren: scharf und eigenthümlich, wie die Züge des Porträts, müssen die Lineamente seyn; womit eine solche geistige Persönlichkeit umrissen seyn will. Unter dem schon fertigen Schema eines dogmatischen Gebäudes aus unserer Zeit, werden gerade die zartesten und charakteristischsten Züge erdrückt, in denen sich die Ueberzeugung eines solchen Mannes ausprägte. In diesem Sinne ist wohl das Beste in den drey besprochenen Schriften, was der deutsche Biograph im Anhang über den Origenianismus Gregors von Nyssa gesagt hat.

R—g.



# G ö t t i n g e r g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

137. Stück.

Den 29. August 1836.

L e i p z i g.

Quaestionum mathematico-psychologicarum  
specimen primum.

Das Uebrige des Titels besagt, daß dieß Programm zu einer academischen Feyer, nämlich zu Anhörung einer Rede (ad memoriam Kregelio-Sternbachianam celebrandam) einzuladen bestimmt war. Der Verfasser ist Hr. Prof. Drobisch, der hier die ersten Fundamente der mathematischen Psychologie beleuchtet. Die Abhandlung zerfällt in drey Theile: 1) de definienda iacturae magnitudine. 2) de ratione distribuendae iacturae. 3) de limine apparitionis et valore liminari. Nicht ohne Grund beginnt das prooemium mit den Worten: Quae sequuntur quaestiones scriptae sunt lectoribus psychologiae mathematicae principiis iam aliquantulum imbutis; denn freylich für Leser, die noch nicht wissen, was für eine iactura hier gemeint seyn könne, wird die Abhandlung nicht verständlich seyn. Gemeint aber ist der Verlust, welchen das gesammte Vorstellen durch den Gegensatz gleichzeitiger Vorstellungen erleidet. Jedermann kann in jedem Augenblicke an sich selbst beobachten, daß er nicht im Stande ist, eine beliebige

Menge von Vorstellungen sich gleichzeitig zu vergegenwärtigen; daß vielmehr ältere Vorstellungen aus dem Bewußtseyn verschwinden, indem neue eintreten. Es wäre zu wünschen, daß Hr. Dr. sich auf einige Erläuterung darüber eingelassen hätte, wie diese ganz bekannte Erfahrung auf ihren einfachsten Ausdruck zurückzuführen sey, um denselben einer mathematischen Untersuchung zu unterwerfen. Aber von einem Programm darf man wohl nicht verlangen, daß es hätte länger seyn sollen; am wenigsten, wenn es bey aller Kürze wirklich so reichhaltig ist, als das vorliegende. Auch setzt der Verf. die Schriften des Unterzeichneten als bekannt voraus, indem er die schon dort angegebenen Resultate hier durch neue Wendungen der Rechnung bestätigt. Dies war in der That nützlicher, als Einwendungen zu beantworten, auf die keine Antwort gewünscht wird. Die Vorrede sagt: *neque huius loci erat, psychologiam mathematicam contra eorum obiectiones defendere, qui, in rebus tam arduis mathematicorum formulis aliquam auctoritatem concedendam esse, obstinate negant.* Dazu wird überall nirgends ein bequemer Ort zu finden seyn; und es ist nicht nöthig, daß man sich deßhalb bemühe. Wohl aber muß man suchen, sich Denjenigen verständlich zu machen, welche zu verstehen wünschen; und hiezu gehört eine bestimmte und sorgfältig gewählte Kunstsprache; die aber besonders im Lateinischen schwer zu finden ist. In dieser Hinsicht hat sich Hr. Dr. größtentheils, doch nicht ganz, dem Versuche angeschlossen, welchen der Unterzeichnete schon in der Abhandlung *de attentionis mensura* machte. Daß für das Deutsche: Vorstellung, kein passenderes Wort zu finden ist als *notio*, für Vorstellen kein passenderes als *cogitare*, ist freylich schlimm; aber noch schlechter wären re-

praesentatio und repraesentare; denn die Fundamente der mathematischen Psychologie liegen tiefer, als daß unter Vorstellungen sogleich Bilder dessen, was uns gleichsam gegenüber stehe, (Objecte dem Subjecte) dürften verstanden werden. Auch die Ausdrücke perceptio und apperceptio müssen hier noch vermieden werden; denn sie sind speciellen Untersuchungen vorzubehalten, an die bey der ersten Begründung noch gar nicht darf gedacht werden; sie beziehen sich auf das so eben geschehnde Auffassen, also auf einen Proceß, dessen Erklärung einer viel zu großen Meinungsverschiedenheit ausgesetzt ist, als daß davon könnte ausgegangen werden. Noch weniger passend wäre das Platonische idea; man würde dabey an Musterbegriffe, oder an Gattungsbegriffe, wo nicht gar an den Idealismus denken, oder vollends an den Spinozistischen Satz: ordo et connexio idearum idem est ac ordo et connexio rerum. Das Wort notio vermeidet wenigstens diese Unbequemlichkeiten; es hat nur den Fehler, daß es die Vorstellung von der Seite des Vorgestellten bezeichnet; während in der Grundlehre der Psychologie von dem Zustande des Vorstellenden die Rede ist; einem Zustande, der einer Hemmung unterworfen ist, sobald entgegengesetzte Vorstellungen zusammentreffen. Glücklich genug hat Hr. Dr. das Vorgestellte bezeichnet durch den Ausdruck: imago notionis; denn wiewohl hiebey nicht an ein Bild (mit räumlicher Gestalt) zu denken ist, so wird man doch hiedurch aufmerksam gemacht, daß imago notionis noch zu unterscheiden ist von der notio (das Vorgestellte, als ein Solches oder Anderes, zu unterscheiden von den Vorstellungen als den Zuständen des Vorstellenden.) Dies wird noch deutlicher durch den Ausdruck robur notionis; denn diese Stärke wird Niemand in dem Vorgestellten suchen, son-

bern nur in dem Zustande des Vorstellenden. Eben dahin zielt *contraria notionum indoles*; obgleich nämlich der Gegensatz im Vorgestellten liegt, so unterscheidet er doch auch die Vorstellungen selbst von einander. Bey dem Worte *Hemmungsgrad* aber, dessen sich der Unterzeichnete bedient hatte, bemerkt Hr. Dr. es sey zweydeutig, und deßhalb zu vermeiden. Man könnte nämlich glauben, es bezeichne den Grad, bis auf welchen eine Vorstellung (z. B. die vom Anfange eines Schauspiels, während die Aufführung schon bis zum dritten Acte vorgerückt ist,) sich müßte verdunkeln lassen; allein die Absicht des gewählten Ausdrucks war, das Mehr oder Weniger des Unterschiedes zweyer Vorstellungen anzuzeigen, z. B. so, daß zwischen schwarz und braun der *Hemmungsgrad* geringer sey als zwischen schwarz und gelb. Daher will Hr. Dr. nur den Ausdruck: *Grad des Gegensatzes*, gelten lassen; lateinisch: *gradus contrarietatis*. Ferner unterscheidet er *pressio* und *oppressio*. Es soll nämlich *oppressio* die gänzliche Hemmung, so daß nichts Vorgestelltes übrig bleibe, bezeichnen. Aber daneben steht: volle Hemmung. Gegen diesen Ausdruck möchte doch auch etwas zu erinnern seyn; richtiger wäre: völlige Hemmung. Das Wort voll muß dem Gegensatze, dem *gradus contrarietatis*, vorbehalten bleiben, für den Fall, daß er der größte mögliche ist, d. h. daß von zweyen Vorstellungen eine ganz gehemmt werden müßte, wosern die andre ungehemmt bleiben sollte. Es folgt das Wort *obscuratio*, Verdunkelung. Dieser Ausdruck ist bekanntlich in der Psychologie längst eingebürgert; man bezog ihn aber auf mangelnde Unterscheidung von andern Vorstellungen. Wolff hat in der *psychol. empirica* §. 41 den Satz: *si perceptiones particulares fuerint clarae, composita distincta est*. Also, wenn

die zusammengesetzte Vorstellung undeutlich, so sind die Theilvorstellungen nicht klar, sondern dunkel. Hieraus konnte man sehr leicht auf die Bemerkung kommen, daß, je bunter die Zusammensetzung, desto gewöhnlicher die zusammengesetzte Vorstellung undeutlich ausfällt; denn die Theilvorstellungen verdunkeln einander gegenseitig, d. h. sie hemmen sich. *Pressio* und *obscuratio* bedeuten also einerley; nur weist *pressio* auf den Grund hin, wovon *obscuratio* die bemerkbare Folge ist. Hiemit hängt *tensio*, die Spannung, zusammen; denn je mehr eine Vorstellung, im Verhältniß zu ihrer Stärke, an Hemmung erleiden muß, desto stärker strebt sie in ihren ursprünglichen Zustand zurück. Ob die Ausdrücke: *notionem coercere* und *notionem cohibere*, gleich passend seyen, könnte gefragt werden; vielleicht ist das *coercere* der eben jetzt geschehenden Hemmung angemessener, als *cohibere*, zurückhalten, so nahe auch das Halten mit dem Zurückdrängen zusammenhängt. *Ratio distribuendae iacturae* ist ohne Zweifel ein vollkommen verständlicher Ausdruck, sobald man eingesehen hat, daß die *iactura*, die Hemmungssumme, früher bestimmt seyn muß, ehe sich entscheiden kann, in welchem Verhältniß sie sich vertheilt. (So muß eine Last, die von mehreren Stützen soll getragen werden, erst als Ganzes gegeben seyn, ehe sich bestimmen läßt, wieviel jede einzelne Stütze zu tragen hat.) Daß endlich *animus*, das Bewußtseyn, unterschieden wird von dem Ausdrucke *mens*, der Geist: ergibt sich aus dem Vorigen. Denn die gehemmten Vorstellungen sind zwar nicht aus dem Geiste, wohl aber aus dem Bewußtseyn entwichen. Soviel über die Nomenclatur, wie der Verf. sie angiebt.

Von der Art, wie der Unterzeichnete die Größe der Hemmungssumme bestimmt hatte, sagt Hr.

Pr. Dr.: *sie sey paullo proluxa et captu difficilior.* Einem Mathematiker gegenüber, der so eben ein vortreffliches Lehrbuch der Logik herausgegeben hat, die frühere Darstellung ihrer Form nach zu vertheidigen, möchte nun wohl etwas gewagt seyn; da indessen die Resultate doch genau zusammentreffen, und da die frühere Darstellung wenigstens ohne alle Künsteley die Art anzeigt, wie die Sache zuerst ist gefunden worden: so kann dieß nur den Wunsch veranlassen, daß bald die Zeit kommen möge, wo es für einen philosophischen Vortrag ein ernstlicher Vorwurf seyn könne, einige Worte mehr zu enthalten, als die strenge Präcision erfordert. Hätte man durchgehends für solche Leser zu schreiben, deren Hr. Prof. Drobisch Einer ist, so würde eine ganz andre Schreibart nöthig werden. In dem hieher gehörigen Paragraphen der Psychologie war gegen Mißverständnisse zu warnen. Schon dort aber ist der nämliche Weg des Beweises eingeschlagen, den auch Hr. Dr. nimmt, indem gezeigt wird, die Hemmungssumme könne nicht größer und nicht kleiner seyn. Daß eine Absurdität herauskäme, wenn man sie größer nähme, hat Hr. Dr. sehr klar dargestellt. In dem Schlusssatz (3), nachdem auf die Verschiedenheit der Hemmungsgrade Rücksicht genommen worden, befindet sich jedoch ein kleines (gewiß nicht absichtliches) Versehen; es fehlt nämlich die kurz zuvor richtig angezeigte Ausnahme: *excepta illa notione maximi roboris.* Dabey können indessen Bestimmungen vorkommen, die am gehörigen Orte angegeben sind, aber schwerlich einen kurzgefaßten Ausdruck gestatten, daher man sie in diesem Programm nicht erwarten durfte.

Was ferner die Hemmungsverhältnisse anlangt: so hat Hr. Dr. es vorgezogen, sich von der Proportionsform so bald als möglich zu entfernen,

und dagegen der Rechnung die Form der Gleichungen zu geben. Er glaubt nämlich, die Addition der Hemmungsgrade in den Verhältniszahlen könnte auf den ersten Anblick befremden, wiewohl sie in der That richtig ist. Aber auch bey ihm kommt eine Addition vor; und wer nicht scharf genug nachdenkt, könnte auch hier fragen, ob die Stelle: *ex articulo antecedente sequitur, etc.* klar genug sey, da man im vorigen Artikel eine solche Anwendung nicht erwartet hatte. Freylich wäre diese Bedenklichkeit vollkommen grundlos; aber die andre, die er vermeiden wollte, hat nichts mehr zu bedeuten; eher möchte gesagt werden, der Paragraph 53 der Psychologie sey zu kurz gefaßt. Er bezieht sich nämlich auf §. 43, und muß aus diesem erklärt werden. Jedenfalls sind nun zwey Darstellungen des nämlichen Gegenstandes vorhanden, die einander gegenseitig zur Probe dienen; und solche Bestätigungen sind allemahl willkommen.

Der dritte Abschnitt ist überschrieben: *de limine apparitionis et de valore liminari.* Es soll nämlich für eine dritte schwächere Vorstellung der Grad der Stärke, welche ihr zum wenigsten eigen seyn muß, um sich neben zweyer stärkeren im Bewußtseyn halten zu können, durch Rechnung bestimmt werden; und diese Untersuchung, welche bey dreyen Vorstellungen zuerst vorkommt, soll auf jede beliebige Anzahl derselben erweitert werden. Der Ausdruck: Schwelle des Bewußtseyns, ist demnach verständlich genug; denn er zeigt an, daß es eine Gränze gibt zwischen solchen Vorstellungen, die stark genug, und andern, die zu schwach sind, um sich als ein wirkliches Vorstellen zu behaupten, und nicht von den stärksten gänzlich verdunkelt zu werden. Diese Schwelle liegt aber nicht etwan ein für allemahl fest, sondern sie richtet sich in jedem einzelnen Falle nach dem stärksten, — oft schon nach

den beiden stärksten Vorstellungen. Hier hat nun Hr. Dr. selbst nöthig gefunden, einige Worte gegen mögliche Mißverständnisse zu richten; und auch die seltsamsten sind möglich, daher das, was (bey 11) am Ende beygefügt ist, nicht überflüssig seyn wird. Für die Kunst des Calculs war hier ein etwas freyes Feld als in den vorigen Abschnitten. Das zeigt sich in einer sehr interessanten Rechnung, wodurch folgender Satz bewiesen wird: dato indefinito notionum maxime contrariarum et secundum ordinem magnitudinis descendentem dispositarum numero, si una ex iis, respectu reliquarum omnium in limine apparitionis est, quaevis notio insequens simul, si non sub limine, certe in hoc ipso erit; et quidem iam respectu earum notionum, quae restant exclusis iis, quae interiectae sunt. Der Satz mußte in Folge dessen, was in der Psychologie schon gezeigt war, erwartet werden; allein der Beweis ist gänzlich neu und durch seine Form überraschend. Ein Druckfehler in der Größe unter dem Wurzelzeichen, wo der Seher von einer Aehnlichkeit des Nenners mit dem Zähler ist verleitet worden, (es steht nämlich im Nenner auch

$\frac{1}{a_k + 1}$  anstatt  $a_k + 1$ ), ist so leicht zu verbessern, daß er wenig störend seyn wird.

In diesem ganzen Programm redet nur der Mathematiker. Die ersten Zeilen der Vorrede sagen: de his ipsis principiis, cum eo sensu, quo metaphysicis fundamentis superstruenda, tum eo, quo ex fontibus experientiae deducenda sunt, disputare, in aliud nobis reservamus tempus. Möge er den Zeitpunkt nicht zu weit hinaußeheben. Das hier Gelieferte zeigt jedoch schon hinreichend, mit welcher Pünctlichkeit Hr. Dr. das Fundament der mathematischen Psychologie geprüft hat.

Herbart.



Göttingische  
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der dritte Band  
auf das Jahr 1836.



Göttingen,  
gedruckt bey Friedrich Ernst Huth.

# Göttingische Gelehrte Anzeigen

volume: 1836

by unknown author

Göttingen; 1836

---

## Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: [gdz@sub.uni-goettingen.de](mailto:gdz@sub.uni-goettingen.de)

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e   A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

138. 139. S t ü c k.

Den 1. September 1836.

---

L o n d o n.

Printed for Longman, Rees. *Memoirs of the Life of Sir Humphry Davy Bart. By his Brother John Davy. M. D. Vol. I. XII und 507 Seiten nebst einem Porträt des H. D. Vol. II. 419 Seiten. 1836. 8.*

Man könnte sich wundern, daß nach der ausführlichen Biographie Davy's von Paris, welche in diesen Blättern (1834. St. 13. 14) gebührend ist angezeigt worden, eine neue eben so umfassende erscheinen mochte. Der Herausgeber erklärt sich hierüber in der Vorrede in der Art, daß er, dem als Bruder die nächste Pflicht zu solch einer Arbeit obgelegen, sie unabhängig von der seines Vorgängers, aber durch Berufsgeschäfte aufgehalten, in Malta begonnen und vollendet habe. Daß er nun dennoch und so spät damit hervortrete, glaubt er damit zu rechtfertigen, daß Paris Manches in dem Leben seines Bruders unrichtig angegeben und seinen Character nicht im günstigsten Lichte dargestellt habe. Er äußert sich

deßhalb mehrfach unwillig und bitter über jene Biographie. Da wir beide Schriften mit Sorgfalt gelesen haben, so glauben wir folgendes Urtheil aussprechen zu dürfen. Das Werk von Paris gibt die Lebensumstände Davy's der Hauptsache nach richtig und vollständig. Er wußte sich die Materialien hierzu von der Wittve und den Freunden des Verstorbenen zu verschaffen und sie mit Umsicht und Discretion nebst den bekannten Nachrichten zu einem anziehenden und belehrenden Ganzen zu verweben. Auch werden die von ihm beschafften Actenstücke von dem neueren Herausgeber öfter angeführt und benutzt (z. B. I. 303. II. 402). Daß er in kleineren Einzelheiten manches ungenau oder unvollständig berichtet habe, ist eben so leicht zu begreifen als zu entschuldigen.

Was nun die Darstellung des wissenschaftlichen und moralischen Characters betrifft, so erscheint in der von Paris gelieferten Schilderung H. D. als ein großartiger, großsinniger, von Beruf und Trieb zu neuen Entdeckungen erfüllter Mann, vielseitig thätig und gebildet, für die Sache des allgemeinen Wohls begeistert, mit vielen würdigen Männern bis zuletzt in inniger Freundschaft stehend, liberal und uneigennützig; aber zugleich auch reizbaren Sinnes, eifersüchtig auf seinen Ruhm und seine Leistungen, leicht kalt, verschlossen und abstoßend gegen mitlebende und mitstrebende Gelehrte. Gerade in dieser letzteren Beziehung stimmen damit anderweitige Angaben überein. Hierüber ist jedoch John Davy sehr entrüstet und behauptet, solche Urtheile seyen aus oberflächlicher, einseitiger Bekanntschaft, aus Mißverständnis oder bösem Willen entsprungen. Der Character seines Bruders sey in jeder Beziehung groß, rein, und frey von den gewöhnli-

chen Schwächen der Menschen gewesen; eine gewisse Reizbarkeit habe sich bey ihm erst in den späteren Jahren, — in Folge zunehmender Kranklichkeit, entwickelt. Wie viel von dieser Behauptung der brüderlichen Vorliebe zuzuschreiben sey, wollen wir nicht untersuchen; aber wir müssen gestehen, daß nach den hier mitgetheilten Tagebüchern, Reise = Journalen, Briefen an die Mutter und Geschwister H. Davy von einer neuen Seite erscheint, als ein höchst gefühlvoller, zartgesinnter, liebenswürdiger Mensch, voll religiöser Demuth und fortwährendem Ringen nach innerer Erleuchtung und Besserung. Besonders anziehend ist das Verhältniß des älteren Bruders Humphry zu John; wie er ihn allmählich zu sich heranbildet, ihn unterstützt, an allen seinen Entwürfen und Erfolgen Theil nehmen läßt und ihm stets ein treues, offenes Herz zeigt; ein schönes Bild inniger brüderlicher Freundschaft zwischen einem Naturforscher und einem Arzte!

Wie schon aus der früheren Lebensbeschreibung erwähnt worden, so versuchte sich H. D. auch viel in dichterischen Compositionen. Hier werden nun zahlreiche Erzeugnisse seiner Muse mitgetheilt, welche einen hohen Begriff von dem Schwung und dem Feuer seiner Einbildungskraft, seiner erhabenen Begeisterung und seiner ernstern Richtung erwecken, auch wenn man nicht gerade das Wort zugeben will (II. 406): »had not Davy been the first chemist, he probably would have been the first poet of his age.« Sehr viel hielt er auf Byron (dessen Geliebte, die Gräfin Guiccoli, er genau kannte II. 233), an den er auch mehrere Gedichte richtete; das auf den Tod desselben (II. 168) beginnt mit den Worten: *Gone is the bard, who, like a powerful spirit — A beautiful and fallen child of light.*

Wir können uns nicht versagen, eines seiner Gedichte, wenn auch nur in einer prosaischen Uebersetzung, wiederzugeben. Es ist überschrieben »Mont Blanc« (II. 473), als er diesen Berg zum ersten Male an den Ufern der Rhone bey Lyon (den 5ten Januar 1814) erblickte: »Mit Freuden sehe ich dich, gebadet in Purpurlicht, während rings herum Alles dunkel ist; mit Freuden sehe ich dich, ansteigend aus einem Meere pechschwarzer Wolken, in das Gewölbe des Himmels, gleich einem Tempel des Ewigen, von der ganzen Erde errichtet, gegründet auf den Säulen der Felsen und von dem Dache immerlastenden Schnees bedeckt. — Dieser liebliche Strom, der zu meinen Füßen seine schimmerndgrünen Wellen rollt, umengt von Felsen, die in ihrem braunen Laubgewande des Winters stehen, empfing von dir seine Wasserfluth. Obgleich sein Lauf sich mannigfach krümmt, obgleich er die fruchtbare Ebene bespült und die Mauern der Städte beneßt und sich vermischt mit den Flüssen von tieferem Ursprung, so behauptet er doch seinen angeborenen Character hochgebürgiger Kraft, seine Farbe und seine Bewegung. So sind jene zu erachten unter den Geschlechtern der Menschen, welchen der Strom des Gedankens vom Himmel herabsteigt, mit aller Kraft der Vernunft und der Gewalt des geheiligten Genius. Sie wandeln stets rein und unverfehrt durch die Welt, und was sie zu nehmen haben von dem geselligen Leben, dem ertheilen sie das Gepräge der Würde. Sie können an Größe und Umfang gewinnen, aber niemals ihre ursprüngliche Reinheit einbüßen.«

Ueber den Gang seiner wissenschaftlichen Untersuchungen und Entdeckungen werden hier viele anziehende Notizen und Auszüge aus seinen ver-

schiedenen Abhandlungen mitgetheilt, die jedoch im Wesentlichen mit der Angabe von Paris übereinstimmen. Eben so wird hier Davy's Liebhaberey für Jagd und Fischerey durch unterhaltende Erzählungen erläutert. Ganze Tage, ja Wochen und noch länger konnte er mit der Bogelflinte oder der Angel herumerschweifen und an Seen und Flüssen auf Beute lauern. Er war ein geübter Angler und hatte besonders das Studium der Fliegen, die jedem Fische zum Köder dienen, ernsthaft betrieben. Der Fang von Aalen, Forellen, Lachsen war bey allen seinen Reisen sein Hauptaugenmerk und die vielen Einzelheiten, die sich hierüber im Buche finden, müssen namentlich einem Deutschen gar seltsam vorkommen. Bey dieser Neigung wirkte jedoch eben so sehr frühe Gewohnheit als das Bedürfniß mit, freye, frische Luft aufzusuchen und die Natur mit Ruhe und Muße zu belauschen.

Da ein zusammenhängender Auszug hier überflüssig wäre, so wollen wir einige Bemerkungen, die im Buche von Paris sich nicht finden, einzeln hervorheben; sie mögen die früher gegebene Skizze von Davy's Persönlichkeit und Wirksamkeit vervollständigen.

Sein chemisches Laboratorium ist (I. 254) ausführlich beschrieben. Ein großes Buch lag darin beständig bereit, wo jede Beobachtung, jede Zahl von Gewichten und Maassen genau aufgezeichnet wurde; so daß, wäre D. auch plötzlich gestorben, das Wesentliche seiner Untersuchungen nicht mit ihm verloren gegangen wäre. — Als er im J. 1811 zu Dublin auf Verlangen einige chemische Vorlesungen hielt, wurden 550 Billets, jedes zu 2 Guineen ausgegeben; der Zudrang war so stark, daß die Billete bis zu 10 und 20 Guineen bezahlt wurden (I. 429). Als Beweis sei-

ner raschen Untersuchungsthätigkeit wird erzählt (II. 25), er habe im August 1815 einer Jagd in den Schottischen Hochlanden bengewohnt; auf dem Rückwege in Newcastle von der zerstörenden Wirkung der schlagenden Wetter in Kohlengruben sich überzeugt, einige Proben dieser Gase sich nach London kommen lassen, und schon im November das Princip seiner Sicherheitslampe der K. Gesellschaft vorgelegt. — Für dieses unschätzbare Instrument nahm er kein Patent, wodurch er hätte enorme Summen erlangen können. Als man ihn darauf anredete, antwortete er (II. 51): I have enough for all my views and purposes; more wealth might be troublesome and distract my attention from those pursuits, in which I delight.

Wie wahr er es mit sich und seiner Lebensaufgabe meinte, davon gibt folgende wahrhaft rührende Stelle aus seinem Tagebuche Zeugniß (II. 146): It is now eleven years since I have written anything in this book; I take it up again, February 17. 1821. I have gained much since that period, and I have lost something, yet I am thankful to Infinite Wisdom for blessings and benefits; and I bow with reverence beneath his chastisements, which have been always in mercy. May every year make me better, more useful, less selfish, and more devoted to the cause of humanity and science!

Seine Reise nach Norwegen, Schweden, Hamburg u. auf einem eignen Dampfschiffe hatte zwar vorzugsweise die Erprobung seines electrochemischen Mittels zur Beschützung der kupfernen Schiffsboden zum Zwecke; aber nicht minder benutzte er sie, um seine Neigung zur Jagd und Fischerey zu befriedigen. Das sehr instructive



Reisetagebuch wird ausführlich mitgetheilt. In diesem sowohl als in dem von andern Reisen finden sich auch sehr interessante Urtheile über ausgezeichnete Männer, die er kennen lernte, aufgezeichnet; so über Guyton de Morveau, Bauquelin, Cuvier, Humboldt, Gay-Lussac, Berthollet, La Place (I. 468—471); Berzelius, Dersted, Gauß, den er nebst Schumacher bey Olbers in Bremen antraf (II. 216). Der Raum erlaubt uns nicht, diese meist treffenden und wohlwollenden Urtheile hier aufzunehmen.

Bei Altona sah er Klopstock's Grab und nicht weit davon hart am Kirchhofe einen illuminirten Eingang At first I thought it was an honour paid to the grave and the memory of one of the greatest poets Germany has produced. It turned out to be a kind of Vauxhall, into which we entered, and saw a rabble, not one of whom had perhaps ever heard of Klopstock. Such is glory and greatness! such the illustrious dead! The poet of the 'Messiah' has, however a name for this generation and we know his birthplace and where his bones lie.

Nach Italien machte er verschiedene Reisen; Anfangs wissenschaftlicher Zwecke, dann seiner Gesundheit wegen. Jene sind bekannt genug; wir führen nur an, daß er zu Genua in den Meerschwämmen vergeblich nach der kurz zuvor entdeckten Jodine forschte. Sein Bruder bemerkt (I. 480), daß jene Schwämme wahrscheinlich ausgewaschen waren, wodurch ihnen alle Jodine, die sie wirklich enthielten, entzogen wurde. Er setzt noch die beachtungswerthe Note hinzu, daß er selbst in dem gemeinen Seesalz des mittelländischen Meers Spuren von Jodine aufgefunden habe, und daß er den Gebrauch dieses

Salzes in den Haushaltungen, und namentlich bey der Ernährung kleiner Kinder sehr empfehle. Er glaubt nämlich beobachtet zu haben, daß, seitdem man jenes Salz raffinire, die scrophulösen Krankheiten, besonders die knotige Lungenschwindsucht, in jenen Gegenden sehr überhand nehme. Vorher sey, wie auch anderwärts, jene geringe Menge Jodine ein Schutzmittel dagegen gewesen.

Von dem Besuv glaubte D., daß sein Regal aus der zerrissnen Somma hervorgetrieben sey; wahrscheinlich erst zu Plinius Zeit (I. 503 mit einer Abbildung).

Seine Krankheit offenbarte sich zuerst in Congestionen nach dem Gehirn, wozu sich allmählich lähmungsartige Zufälle in den Extremitäten gesellten. Die meiste Erleichterung empfand er bey dem Aufenthalte in einer gemäßigten Temperatur, in reiner Bergluft, auf Alpenwiesen, an frischen Seen und Strömen. Deshalb hielt er sich mehrere Jahre nach einander in den Hochgebürgen Tyrols, Steiermarks und Krains, weniger der Schweiz auf, und seine Tagebücher enthalten die schönsten Schilderungen jener großartigen Naturscenen, und vielfache Beweise, wie er inmitten schwerer körperlicher Leiden, an den unschuldigen Freuden der Natur und an erheben- den Betrachtungen sich erquickte.

Als er in Tyrol reiste, war der bekannte Speckbacher sehr krank. Da dieser hörte, ein berühmter Naturforscher sey in der Nähe, so schickte er zu ihm. Davy gab sich zwar für keinen Arzt aus; aber er wußte ihm doch einige Mittel zu rathen, die jenen erleichterten. Belohnung wollte er natürlich keine annehmen, und wie der alte Scharfschütze darüber betrübt war, so sagte er: nun so gib mir zum Andenken eine Waffe,

womit ihr euch im letzten Tyroler-Kriege vertheidigtet. Vergnügt rief Speckbacher aus: da sollt Ihr meine Büchse haben, mit der ich selbst an Einem Tage dreißig Baiern erlegte. Dieses Gewehr schenkte später D. nach Abbotsford in die Waffensammlung von Walter Scott, welcher diese Geschichte selbst dem Bruder erzählte (I. 506).

Von seinem Aufenthalte am Traun-Flusse und dessen schönem Wasserfall ist das ausführliche Tagebuch vorhanden (II. 259—262, wo auch ein schönes Gedicht über den Fall), aber kein Wort von einem Ereignisse, das ihn daselbst betroffen haben soll, wenn man nämlich die bekannte Erzählung in seinen 'Consolations in Travel' wirklich auf ihn beziehen darf. Nun wird hier weiterhin (II. 273) angeführt, daß ein Engländer nach dem Traunfall gereiset sey und dort wohl von dem Aufenthalte Davy's, aber nichts von seinem angeblichen Sturze (der in jenen Dialogen von Philalethes erzählt wird) habe erfahren können. Als sich der Dr. Babington deshalb an John D. wandte, so versicherte dieser, daß jene Erzählung eine bloße poetische Fiction seines Bruders gewesen sey. Wie reimt sich aber dieses mit der Anmerkung des deutschen Uebersetzers (vergl. diese Anzeigen 1833. St. 17. S. 166), daß D. wirklich den Traunfall hinabgestürzt sey, und daß ihn der damalige Kronprinz von Bayern gerettet habe? Möge es Herrn von Martius gefallen, sich darüber zu erklären.

Auch durch das übrige südliche Deutschland reiste D. In Baden-Baden gefiel es ihm . . . the scenery in the beginning of its autumnal tints is very beautiful and for a person well or becoming convalescent it would be a beautiful place and agreable residence: but I fear my light of life is burnt out, and that

there remains nothing but stink, and smoke, and dying snuff.

Trotz der niederdrückenden körperlichen Stimmung sind in seinen Tagebüchern viele lebhafte und schöne Empfindungen ausgedrückt und viele belehrende naturhistorische, physicalische und geognostische Bemerkungen über die besuchten Landschaften enthalten.

Den Winter 1829 brachte er in Rom zu und befand sich ziemlich leidlich, so daß er sein letztes Werk 'Trost auf Reisen' ausarbeiten konnte, als ein heftiger paralytischer Anfall ihn darnieder warf. Kaum hatte er noch so viel Kraft einen Brief an seinen Bruder zu dictieren (II. 345: My dear John, notwithstanding all my care and discipline and ascetic living, I am dying from a severe attack of palsy, which has seized the whole of the body with exception of the intellectual organ. I am under the usual severe discipline of bleeding and blistering; but the weakness increases and a few hours or days will finish my mortal existence. I shall leave my bones in the Eternal City. I bless God, that I have been able to finish all my philosophical labours. I have composed six dialogues and yesterday finished the last of them . . .). Dieser eilte was er vermochte von seiner Station zu Malta weg; sechs lange Tage dauerte die Ueberfahrt nach Neapel; den 14. März um Mitternacht landete er; den 16. des Morgens betrat er Rom. »Meine Empfindungen, sagt er, die mich damals bedrängten, kann ich nicht beschreiben; ich war im Begriff einen Bruder zu verlieren, der Vaters Stelle an mir vertreten hatte; er war mein Lehrer, mein zärtlichster Freund, dem ich fast Alles verdankte, was im Leben Werth

für mich hatte. In Rom wußte ich ihn nicht zu finden, da mir seine Adresse nicht gesandt war. Vergeblich lief ich von Hotel zu Hotel; Niemand war im Stande zu sagen, wo er wohne. Da fiel mir zum Glück ein, daß sein Freund, der Physiker Morichini in Rom lebe. Dieser war bald gefunden, und von ihm erfuhr ich, daß es meinem Bruder etwas besser gehe und wo er wohne. In wenigen Minuten war ich an seinem Bette. Nie werde ich vergessen, wie er mich empfing; nicht die Freude, die aus seinem blasen und abgemagerten Gesichte glänzte; nicht die zärtlichen, freundlichen Worte, womit er meinen Schmerz, den ich nicht verbergen konnte, zu besänftigen suchte . . .«

Die Gegenwart und umsichtige ärztliche Hülfe des Bruders wirkte augenblicklich wohlthätig; bald sprach er von wissenschaftlichen Gegenständen mit ihm, und besonders wünschte er, daß John die von ihm begonnenen Untersuchungen über den electrischen Zitterfisch fortsetzen möchte. (Er bat ihn ja to go next morning to the fish market and procure some torpedos II. 349. D. hatte sich in den letzten Jahren sehr und immer vergeblich bemüht, durch die Electricität dieses Fisches auch chemische und magnetische Wirkungen hervorzubringen. Späterhin setzte John diese Arbeit, nach Anleitung seines Bruders, mit großer Geschicklichkeit und wie bekannt, mit vollkommen glücklichem Erfolge fort). Ueberhaupt war der Seelenzustand seines Bruders ungetrübt, sein Geist hell und ruhig, sein Gemüth liebevoll, wie ja so oft bey der fast ganz zerrütteten und erschöpften Körperhülle paralytischer Kranken die Hobeit, Kraft und wundervolle Klarheit der Psyche den Arzt in Erstaunen setzt. Der Verfasser nennt diesen Zustand (II. 350) a lightning before death.

Menschliche Hülfe und Pflege vermochten den zusammensinkenden Körper noch wenige Monate hinzuhalten. Als die warme Fahrzeit näher rückte, begleitete John seinen Bruder, über die Alpen, damit er die Bäder zu Aix gebrauchen möchte. Noch auf dem Mont Genis und am See zu Bourget bewies H. D. seine alte Liebhaberey zum Fischfang, namentlich der Forellen. Aber kaum in Genf angelangt, machte ein neuer Anfall den 29. May seinem Leben ein Ende.

Ueber den eigentlichen Grund seines Uebels blieben die Aerzte ungewiß, da er gewünscht hatte, man möchte seinen Leichnam nicht seciren. Er hatte die seltsame Vorstellung, es könne in der thierischen Fiber nach dem Erlöschen aller Reizbarkeit doch noch einige Empfindung übrig bleiben. Auch hatte er Furcht vor dem Lebendigbegrabenwerden, und wünschte seine Bestattung erst nach dem zehnten Tage. Dieses war aber gegen die Genfer Policcy-Ordnung, und nur mit Mühe konnte sein Bruder erlangen, daß er drey Tage nach dem Tode noch über der Erde seyn durfte.

M.

### R i n t e l n.

Bey Osterwald: das *interdictum de itinere actuque privato*, kein derisorisches, aber auch kein schon in das *petitorium* herübergreifendes Rechtsmittel, eine exegetisch-praktische Abhandlung von J. C. Althof. 1836. X und 70 S.

Die vorliegende kleine Abhandlung will mehrere Aufgaben lösen: 1. versucht sie eine neue Erklärung der in l. 1. §. 2. D. de itinere actuque privato, 43, 19, enthaltenen Worte: *si modo*

anno usus est, vel modico tempore, id est non minus quam triginta diebus; 2. berührt sie den Zweck und das Erforderniß des zweyten Theils des interd. de itin. actuque priv.; 3. untersucht sie, welche Thatsachen der auf den ersten Theil des Interdicts Antragende beweisen müsse; und 4. bringt sie einige Gründe bey, warum der mit der Negatoria Beklagte sein Recht erweisen müsse; welchem endlich noch einige nachträgliche Bemerkungen angehängt sind. Man kann sich nur freuen, wenn Praktiker, zu denen sich der Verf. zählt, mit der Wissenschaft beschäftigt und diese zu fördern bedacht sind; die Praxis hat allerdings eine belebende Kraft für die Wissenschaft selbst, sofern die erforderlichen Vorbedingungen vorhanden sind, und sie wird dem Verständnisse des einzelnen Gesetzes öfters nachhelfen können. Allein man muß dieß dann doch wohl etwas anders anfangen, als der Verf., dem zu solchem Zwecke sehr Vieles zu fehlen scheint. Von der incorrecten Sprache, der ungeordneten Art des Vortrags, der wirklich an Romische gränzenden Fassung (so heißt buchstäblich der ganze §. 18. 'Nachfolgende Gründe mögen die vorgelegte Ansicht noch weiter rechtfertigen.' — und kein Wort weiter!) — dem Wust: durcheinander geworfener Behauptung und angeblicher Schlüsse abgesehen, ist für die obigen vier Aufgaben, die sich der Verf. gestellt hat, durch seine vermeinte Lösung auch gar nichts gewonnen, als der Beweis, daß er sie nicht lösen könnte, wenn sie noch einer Lösung bedürften. Die Lehre vom interd. de itin. actuque priv. ist im röm. Rechte überhaupt nicht mehr bestritten; v. Savigny, dessen Recht des Besizes der Verf. merkwürdiger Weise in der ersten Ausgabe citiert, hat in der fünften Ausg. seines Werks S. 540—547

beide Theile des Interdicts mit erschöpfender Ausführlichkeit behandelt. Es würde aber unstreitig sehr verdienstlich seyn, eine etwa irrige Annahme dieses Meisters zu berichtigen, und inwiefern dieß dem Verf. gelungen zu seyn scheint, wird Ref. nachher anmerken. Aber die l. 1. §. 2. D. cit. ist vom Verf. deswegen ganz irrig verstanden, weil er von der vorgefaßten Meinung ausgegangen ist, das Edict habe demjenigen, der innerhalb wenigstens eines Monats im verfloßenen von Imploration des Interdicts rückwärts gerechneten Jahre, einige Male fehlerfreyen Gebrauch von einem Fuß-, Fahr- oder Triftwege gemacht, ohne Rücksicht auf die Beschaffenheit seines nachherigen Besizes, den Gebrauch provisorisch sichern, und dieß Provisorium in hohem Grade erleichtern wollen. Wenn man den betreffenden Titel in den D. 43. 19. durchlieset: so findet man von dieser Absicht des Prätors, das Provisorium so sehr zu erleichtern, keine Spur; und l. 1. §. 2. cit. enthält in den oben angeführten Worten dieß eben so wenig, vielmehr ist der von Savigny angenommene Sinn, den auch keiner seiner Vorgänger bezweifelt zu haben scheint, für denjenigen, welcher das Material und die Sprache kennt, oder nicht einer vorgefaßten Meinung huldigt, unbezweifelt der richtige. Der Gedanke, daß der Prätor gerade einen verhältnißmäßig schwierigen Beweis (des Gebrauchs der Servitut an dreyßig Tagen) deswegen verlangt hat, weil sich sonst Jedermann, mit größter Leichtigkeit und gegen das wirkliche Recht, in dem Gebrauche einer Wegeservitut schützen lassen könnte, wenn er z. B. bey einem am 1. Sept. d. J. gemachten Antrage bewiese, daß er am 1., am 17. und am 30. Sept. des vorigen Jahrs jenen Gebrauch fehlerfrey ausgeübt habe, dieser Ge-



danke scheint dem Verf. gar nicht gekommen zu seyn. Der Besitz einer solchen Befugniß soll keineswegs mit Gefahr des materiellen Rechts von einem schlaun Benutzer der Umstände so leichten Kaufes erworben werden können. Die dreysig Tage des Gebrauchs, welche der Implorant nachweisen muß, sind vielmehr das Minimum zur Erlangung des Interdicts, und glaubt er diese nicht beweisen zu können: so muß er sofort die Confessoria anstellen. Der Prätor hat den Schutz des Besitzes dadurch genug erleichtert, daß er bloß diese 30 Tage im ganzen Raume des verfloßnen Jahres verlangt, den Gebrauch des Vorgängers mitzählen läßt, und auf fehlerhaften Gebrauch nach den erwiesenen 30 Tagen nicht reflectirt. Hier scheint nun v. Savigny's Meinung nicht jeder Mißdeutung frey, ob er die 30 Tage fehlerfreyen Gebrauchs auch in einer durch Tage fehlerhaften Gebrauchs unterbrochenen Folge zählt, oder (S. 543 der 5. Ausg. seines Rechts des Besitzes) den 'außer den 30 Tagen auch noch' mit Gewalt oder heimlich oder bittweise eingetretenen Gebrauch vom bloß nachher Statt findenden Gebrauche verstehet. Daß der Prätor Letzteres gemeint habe, nimmt auch Ref. an, und der Verf. dürfte dieß §. 26 u. 27 der Abhandlung genügend erwiesen haben; doch kann dieselbe Ansicht in v. Savigny's Worten ebenfalls liegen. — In Beziehung auf den zweyten Theil des interd. de itinere actaque priv. hat der Verf. nicht das Geringste beygebracht, was nicht schon völlig bekannt und nicht bey v. Savigny a. a. D. S. 545 — 547 besser zu finden wäre. — Wenn der Verf. meint, daß in l. 10. pr. D. si servit. vind. 8, 5, die Worte: 'ut ostendat, per annos forte tot usum se non vi, non clam, non precario

possedisse', ein sicherer Beleg dafür seyen, wie auch die Negation bewiesen werden müsse: so kann dieß nur als die Folge einer gewissen Unbekanntschaft mit der Sprache der Juristen angesehen werden. Beym obigen Interdicte bilden vi, clam, precario wahre Exceptionen, welche der Excipierende also beweisen muß; dem Imploranten liegt bloß der Beweis des Gebrauchs (Quasi-Besitzes) ob. Vergl. v. Savigny a. a. D. S. 542. Doch Ref. bricht ab, und geht auch über die unglückliche Distinction des Verf., welcher in dem berührten Verhältnisse den Besitz des Rechts vom 'Besitze des Gebrauchs' (!) unterscheiden will (S. 47 f.) hinweg. Das interd. de itin. actuque priv. für ein 'derisorisches' oder für ein ins Petitorium hinübergreifendes Rechtsmittel zu halten, wird übrigens schwerlich einem unbefangenen Kenner des gemeinen Rechts eingefallen seyn. — Für die Frage, ob der Kläger oder der Beklagte bey der Negatoria beweisen müsse, ist zur Unterstützung der richtigen Meinung nicht beygebracht. — Die nachträglichen Bemerkungen sind mittelbar der beste Theil der Abhandlung, indem sie einen neuen Beleg dafür geben, wie sehr die Rechtspflege, wegen schlechter Instruction einer Sache in der ersten Instanz, verzögert und schwankend werden muß.

W. M.

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

140. Stück.

Den 3. September 1836.

## G ö t t i n g e n.

Verzeichniß der Vorlesungen, die von den hiesigen öffentlichen Lehrern und von den Privat-Lehrern auf das künftige halbe Jahr angekündigt sind, nebst vorausgeschickter Anzeige öffentlicher gelehrter Anstalten zu Göttingen. — Die Vorlesungen werden insgesammt in der mit dem 24. October beginnenden Woche ihren Anfang nehmen, und in der mit dem 13. März beginnenden Woche geschlossen werden.

### Öffentliche gelehrte Anstalten.

Die Versammlungen der Königl. Societät der Wissenschaften werden, in dem öffentlichen Winter-Auditorio, Sonnabends um 3 Uhr gehalten.

Die Universitäts-Bibliothek wird alle Tage geöffnet; Montags, Dinstags, Donnerst. und Freyt. von 1 bis 2 Uhr; Mittwochs und Sonnabends von 2 bis 4 Uhr. Zur Ansicht auf der Bibliothek selbst erhält man jedes Werk, das man nach den Gesetzen verlangt; über Bücher, die man aus derselben geliehen zu bekommen wünscht, gibt man einen Schein, der von einem hiesigen Professor unterschrieben ist.

Die Sternwarte, der botanische und der öconomische Garten, das Museum, die Gemäldesammlung; die Sammlung von Maschinen und Modellen, der physicalische Apparat, und das chemische Laboratorium, können gleichfalls von Liebhabern, welche sich gehörigen Ortes melden, besucht werden.

## Vorlesungen.

## Theologische Wissenschaften.

Encyclopädie und Methodologie der theologischen Wissenschaften trägt Hr Prof. Liebner Dinst. und Donnerst. um 3 Uhr vor;

Eine Einleitung in die canonischen und apocryphischen Bücher des Alten Testaments Hr Prof. Ewald um 10 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Alte Testament. Hr Prof. Ewald erklärt die Psalmen um 2 Uhr; Hr Dr Wüstenfeld um 10 Uhr, und in einer unentgeltlichen Vorlesung die Propheten Joel, Amos, Hosea Mont. und Donnerst. um 1 Uhr.

Eine historisch-critische Einleitung in die canonischen Bücher des Neuen Testaments, nebst einer Uebersicht der Grundsätze der neutestamentlichen Critik und Hermeneutik gibt Hr Prof. Reiche um 11 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Neue Testament. Hr Consist. R. Pott erläutert öffentlich die vorzüglichsten in dem Neuen Testamente vorkommenden jüdischen Vorstellungen. Hr Consist. R. Lücke erklärt die Briefe des Apostels Paulus an die Corinthher und den Brief an die Hebräer 6 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Prof. Köllner, das Evangelium und die Briefe des Apostels Johannes, so wie auch die Geschichte der Apostel 6 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Licent. Matthäi, den Brief des Apostels Paulus an die Römer nebst dem an die Galater 6 St. wöch. um 9 Uhr, und die drey ersten Evangelien 5 St. wöch. um 1 Uhr.

Zu exegetischen Repetitorien erbiethet sich Hr Lic. Klener, so wie auch, vorzüglich für das Alte Testament, Hr Dr Bertheau.

Die Geschichte und das dogmatische System des symbolischen Lehrbegriffes der Lutherischen Kirche trägt Hr Prof. Köllner Mont. und Donnerst. um 3 Uhr öffentlich vor.

Die christliche Dogmatik lehrt Hr Consist. R. Lücke 6 St. wöch. um 11 Uhr.

Zu Repetitorien über die Dogmatik ist Hr Lic. Klener erbötig.

Die christliche Moral handelt Hr Prof. Rettberg 5 St. wöch. um 3 Uhr ab.

Vorlesungen über Kirchengeschichte: Hr. Prof. Gieseler trägt den ersten Theil seiner Vorlesung 6 St. wöch. um 8 Uhr vor, und öffentlich, 5 St. wöch. um 4 Uhr, den dritten Theil derselben; Hr Prof. Rettberg, die zweyte Hälfte der Kirchengeschichte, vom 11. Jahrh. bis auf unsere Zeit, 6 St. wöch. um 8 Uhr; Hr Licent. Holzhausen, die alte und mittlere Kirchengeschichte, um 8 Uhr, und, unentgeltlich um 1 Uhr, die neuere.

Die Pastoral-Theologie, nebst einem Abrisse des allgem. protestantischen Kirchenrechtes, trägt der Hr Prof. Honor. Gen. Superint. Dr Tresfurt, nach seinem 'Leitfaden zc. Göttingen 1825' um 3 Uhr oder in einer bequemern Stunde vor.

Die Homiletik wird Hr Consist. R. Pott um 2 Uhr abhandeln, und außerdem Sonnab. um 11 Uhr die Aufsicht über die verschiedenen Uebungen der Mitglieder des homiletischen Seminars fortsetzen. — Die Uebungen der homiletischen und liturgischen Gesellschaft unter der Aufsicht des Hn Prof. Liebner werden Mittw. um 3 Uhr statt finden.

Die Theorie der religiösen Catechetik trägt Hr Prof. Honor. Gen. Superint. Dr Tresfurt, nach seinem 'Leitfaden zc. Göttingen 1825' 4 St. wöch. um 1 Uhr vor, und verbindet damit die ersten practischen Uebungen.

Practische Uebungen im catechetischen Seminar stellt derselbe fernerhin Mittw. u. Sonnab. um 1 Uhr öffentlich an.

Zu Repetitorien und Examinatorien über die verschiedenen Zweige der theologischen Wissensch. erbietet sich Hr Pastor Fraas, Hr Rep. Wieseler.

Die Uebungen der exegetischen und dogmatischen Gesellschaft unter der Aufsicht des Hn Cons. R. Lücke werden auf die bisherige Weise fortgesetzt werden.

Hr Prof. Gieseler bestimmt für die von ihmerrichtete theologische Gesellschaft die Stunde Sonnab. um 4 Uhr.

Die exegetische Gesellschaft unter der Aufsicht des Hn Prof. Ewald versammelt sich Freyt. Ab. um 6 Uhr;

Die theologische Gesellschaft des Hn Prof. Rettberg Dinst. Ab. von 8 bis 10 Uhr;

Die theologische Gesellschaft des Hn Prof. Köllner in denselben Stunden;

Die Lateinische theologische Gesellschaft des Hn Lic. Klener gleichfalls Dinst. Ab. von 8 bis 10 Uhr;

Die theologische Privat-Societät des Hn Pastor Fraas Mittw. Ab. von 8 bis 10 Uhr.

In dem Repetenten-Collegium wird Hr Rep. Dr Bertheau Dinst. und Freyt. um 3 Uhr die Prophezen Hosea und Amos, Hr Rep. Wieseler die so genannten Pastoral-Briefe erklären.

### R e c h t s w i s s e n s c h a f t.

Die Encyclopädie des gesammten heutigen Rechtes trägt Hr Geh. Just. R. Hugo, nach der achten Ausg. seines Lehrbuches, um 9 Uhr vor; Hr Hofr. Bauer, Mont., Dinst., Donnerst. u. Freyt. um 2 Uhr; Hr Stadt-Synd. Dr Desterley 4 St. wöch. um 9 Uhr; Encyclopädie und Methodologie, Hr Dr Möbius 5 St. wöch. um 11 Uhr; Encyclopädie, Hr Dr Schumacher, um 8 Uhr;

Naturrecht, oder Philosophie des Rechtes, Hr Dr Schumacher um 3 Uhr;

- Das deutsche Staatsrecht, Hr Hofr. Albrecht 6 St. wöch. um 11 Uhr;

Das Staatsrecht des Königr. Hannover (mit dem Privat-Rechte), Hr Dr Quentin 5 St. wöch. um 1 Uhr;

Das Criminal-Recht, Hr Hofr. Bauer, nach der zweiten Ausgabe seines Lehrbuches, um 9 Uhr; Hr Prof. Zachariä, nach Feuerbach (Ausg. 12) um 9 Uhr.

Eine historisch-philosophische Darstellung des Criminal-Rechtes gibt Hr Dr Böhmer, nach Dictaten, mit Berücksichtigung der 7. Ausg. des Meisterschen Lehrbuches, um 3 Uhr.

Die Geschichte des Civil-Rechtes trägt Hr Geh. Just. R. Hugo nach der 11. Ausg. seines Lehrb. um 10 Uhr vor;

Die Geschichte und die Alterthümer des Röm. Rechtes, Hr Hofr. Goeschen 6 St. wöch. um 10 Uhr.

Die exegetische Vorlesung des Hn Prof. Ribbentrop wird, nach der dem Abrisse der Pandecten beyges

fügten Chrestomathie, 5 St. wöch. um 4 Uhr gehalten, und für die Erklärung nur die schwereren Stellen, aber aus der ganzen Chrestomathie, ausgewählt werden.

Die Institutionen des Römischen Rechtes, trägt Hr Hofr. Goeschen 6 St. wöch. um 11 Uhr vor; Hr Prof. Ribbentrop, mit kurzer Erläuterung der Geschichte und der Alterthümer des Röm. Rechtes, 6 St. wöch. um 11 Uhr, und Mittw. und Sonnab. auch um 9 Uhr; Hr Assess. Dr Balett, der die Geschichte des Röm. Rechtes damit verbindet, um 8 Uhr; Hr Dr Möbius 6 St. wöch. um 9 Uhr;

Die Pandecten, mit Einschluß des Erbrechtes, Hr Geh. Just. R. Mühlenbruch, nach seinem Handbuche, 12 St. wöch. um 10 und 11 Uhr, und Mittw. u. Freyt. auch um 1 Uhr; Hr Assessor Dr Balett, mit Einschluß des Erbrechtes, nach seinem 'Lehrbuch', um 9 und 11 Uhr;

Das Erbrecht, Hr Prof. Ribbentrop 5 St. wöch. um 2 Uhr (für diejenigen, welche seine Vorlesung über die Pandecten besucht haben, als Fortsetzung jener Vorlesung); Hr Dr Bensfey, nach Mühlenbruch, 5 St. wöch. um 2 Uhr;

Das Notherbenrecht, desgleichen die Lehre von der Usucapion, und den Präscriptionen, und die Lehre von der Ordnung der Gläubiger im Concourse, Hr Dr Grefe Mittw. u. Sonnab. um 11 Uhr.

Ein Civil-Practicum, als pract. Pandecten-Repetitorium, hält Hr Dr Ehöl 3 St. wöch. um 4 Uhr.

Privatissima über das Römische Recht gibt Hr Dr Rothamel, Hr Dr Wunderlich.

Das Kirchenrecht trägt Hr Hofr. Albrecht um 8 Uhr vor; Hr Dr Rothamel um 10 Uhr; Hr Dr Möbius 6 St. wöch. um 10 Uhr.

Eine historisch-philosophische Vorlesung über das Kirchenrecht wird Hr Dr Böhmer, nach Planck's Grundriß und Geschichte der kirchlichen Verfassung und des canonischen Rechtes, 5 St. wöch. um 8 Uhr halten.

Die Geschichte und die Alterthümer des deutschen Rechtes trägt Hr Hofr. Grimm 4 St. wöch. um 2 Uhr vor;

Das deutsche Privat-Recht (mit Ausschluß des Familien- und des Lehenrechtes), Hr Prof. Kraut, nach seinem 'Grundriß . . . nebst beygefüigten Quellen, Gött.

1830', 6 St. wöch. um 11 Uhr; das deutsche Familien-Recht, Hr Prof. Kraut, Donnerst. und Freyt. um 1 Uhr, öffentlich;

Das Lehnrrecht, Hr Prof. Kraut, Mont., Dinst., Mittw. um 1 Uhr; Hr Dr Rothamel 4 St. wöch. um 2 Uhr;

Die Geschichte des Hannoverschen Staates und Rechtes, Hr Dr Grefe 5 St. wöch. um 3 Uhr;

Das Privatrecht des Königr. Hannover (mit dem Staatsrechte), Hr Dr Quentin 5 St. wöch. um 1 Uhr.

Ueber das Nassauische Landesrecht hält Hr Hofr. Bauer für die hier studierenden Nassauer eine Vorlesung Mittw. und Sonnab. um 2 Uhr.

Das Preussische Landrecht lehrt Hr Dr Quentin 5 St. wöch. um 9 Uhr.

Ueber den Verkehr mit Staatspapieren hält Hr Dr Thöl Mont. um 2 Uhr eine unentgeltliche Vorlesung.

Den Criminal-Proceß trägt Hr Prof. Zachariä um 3 Uhr vor, verbunden mit practischen Uebungen und Hinweisung auf die 1835 von ihm heraus gegebenen 'Geschichtserzählungen aus Criminal-Acten'; Hr Dr Wunderlich, nach Martin, Mont., Dinst., Mittw. um 2 Uhr;

Die Theorie des bürgerlichen Processus, Hr Hofr. Bergmann 6 St. wöch. um 2 Uhr; Hr Assessor Dr Valett um 2 Uhr, verbunden mit pract. Uebungen; Hr Dr Wunderlich, nach Martin, um 3 Uhr;

Die Lehre von Klagen und Einreden, Hr Dr Benfen 4 St. wöch. um 3 Uhr.

Ein practisches Collegium über den Proceß hält Hr Hofr. Bergmann 5 St. wöch. um 9 Uhr; ein Relatorium, 3 St. wöch. um 10 Uhr, mit Hinweisung auf seine 'Beyträge zur Einleit. in die Praxis', und seine 'Anleit. zum Referieren'.

Die Extrajudicial-Jurisprudenz handelt Hr Stadt-Synd. Dr Desterley 4 St. wöch. um 1 Uhr ab.

General-Examinatoria über alle Rechtstheile, so wie auch Special-Examinatoria, und Repetitoria in deutscher oder lateinischer Sprache, hält Hr Dr Rothamel, Hr Ob Zimmermann.



## H e i l k u n d e.

Die Vorlesungen über Botanik und Chemie s. bey der Naturlehre.

Anatomische Demonstrationen gibt Hr Hofr. Langenbeck mit Hinweisung auf seine anatomischen Kupfertafeln um 1 Uhr; über Osteologie und Synthesmologie Mont., Mittw. und Freyt. um 11 Uhr. — Practischen Unterricht im Zergliedern gibt Hr Hofr. Langenbeck und Hr Professor Pauli von 10 bis 12 und von 2 bis 4 Uhr.

Die vergleichende Anatomie und Physiologie trägt Hr Ober-Medicinal=R. Blumenbach, Mont., Dinst. Donnerst. und Freyt. um 9 Uhr vor; Hr Prof. Berthold, 5 St. wöch. um 11 Uhr.

Zootomische Uebungen wird Hr Prof. Berthold privatissime leiten.

Die pathologische Anatomie handelt Hr Dr Herbst 4 St. wöch. um 4 Uhr ab.

Die Physiologie trägt Hr Prof. Berthold, nach seinem 'Lehrbuch 2c.' (Ausg. 2), 6 St. wöch. um 10 Uhr vor; Hr Dr Herbst, 5 St. wöch. um 8 Uhr: beide mit mannigfachen Erläuterungen durch anatomische Demonstrationen und Versuche;

Allgemeine Pathologie, nach der fünften Ausg. seines Handbuches, und allgemeine Therapie, nach seinem Lehrbuche, Hr Hofr. Conradi 5 St. wöch. um 3 Uhr;

Allgemeine Pathologie, nach seiner 'allgem. Krankheitslehre', Symptomatologie, und allgemeine Therapie, Hr Prof. Marx 5 St. wöch. um 3 Uhr;

Allgemeine Pathologie- und Therapie, Hr Dr Herbst 4 St. wöch. um 5 Uhr;

Allgemeine Heilmittel=Lehre, Hr Dr Kraus, nach seiner 'wissenschaftl. Uebersicht der gesammten Heilmittel=Lehre' 2 St. wöch. uentgeltlich;

Medicinische und chirurgische Arzneimittel=Lehre, derselbe, nach demselben Lehrbuche, 6 St. wöch.; Hr Dr Conradi, nach seiner 'Uebersicht der pract. Arzneimittel=Lehre. Gött. 1834.', 5 St. wöch. um 4 Uhr, verbunden mit besondern Stunden zur Vorzeigung der Arzneystoffe und der Abbildungen der Pflanzen; Hr Dr Rüete, Arzneimittel=Lehre und Receptier=Runde 5 St. wöchentlich;

Die Pharmacologie, Hr. Hofr. Schrader, Dinst., Mittw., Donnerst. u. Freyt. um 2 Uhr; Hr Dr Stromeyer, privatissime;

Die Receptier-Kunde, Hr Dr Conradi; Hr Dr Rüete, zugleich mit der Arzneymittel-Lehre.

Die Pharmacie, Hr Prof. Wöhler 5 St. wöch. um 3 Uhr; Hr Dr Stromeyer, privatissime.

Für pharmaceutische Uebungen bestimmt Hr Prof. Wöhler die Stunden von 11 bis 1 Uhr Mittw. u. Donnerstages.

Die Nosologie und Therapie der Verdauungs- Werkzeuge, der Respirations- Werkzeuge, der Haut, der Harn- Werkzeuge und der Geschlechtstheile, so wie auch des Gehirns, des Herzens, der Nerven, trägt Hr Hofr. Himly 6 St. wöch. um 10 Uhr vor;

Den zweyten Theil der speciellen Pathologie und Therapie, die abnormen Ausleerungen, Cachexien, Nervenkrankheiten, Seelenkrankheiten zc. enthaltend, Hr Hofr. Conradi, nach der vierten Ausgabe seines Lehrbuches, 5 St. wöch. um 5 Uhr;

Den ersten Theil der speciellen Pathologie und Therapie, oder die Lehre von den Nervenkrankheiten, Entzündungen, und Fiebern, Hr Prof. Marx 6 St. wöch. um 2 Uhr.

Die Krankheiten der Lungen, des Herzens, mit besonderer Rücksicht auf die Anwendung des Stethoscops, die Ausschläge, die Syphilis handelt Hr Dr Rüete 4 St. wöch. ab;

Die scrophulose Ophthalmie, derselbe, eine St. wöch. unentgeltlich.

Zu Repetitorien und Examinatorien über die practische Medicin ist Hr Dr Conradi, so wie auch Hr Dr Rüete erbötig.

Die zweyte Hälfte der Chirurgie trägt Hr Hofr. Langenbeck um 6 Uhr Ab. vor;

Die Manual- Chirurgie, Hr. Hofr. Langenbeck privatissime,

Uebungen in Operationen bey den Krankheiten der Augen stellt Hr Hofr. Langenbeck, so wie auch Hr Dr Rüete privatissime an.

Die Lehre von dem chirurgischen Verbands handelt Hr Dr Pauli Abends um 7 Uhr ab, und gibt zugleich eine Anleitung zu practischen Uebungen;

Die Zahnkrankheiten und die dabey vorkommens

den Operationen, so wie auch die Verfertigung und Einsetzung einzelner Zähne, und ganzer Gebisse, aus Email, derselbe, privatissime.

Die Lehre der Geburtshülfe trägt Hr Prof. von Siebold 5 St. wöch. um 8 Uhr vor, und verbindet mit dieser Vorlesung die nöthige Anleitung zu der practischen Geburtshülfe am Gebärbette bey jeder im Entbindungshause vorkommenden Gelegenheit; zu den geburtshülflichen Operationen am Fantome gibt er 4 St. wöch. um 2 Uhr Anleitung; die practischen Uebungen im Entbindungshause setzt er wie bisher fort; auch ist er bereit privatissime Anleitung zu der practischen Geburtshülfe zu geben. — Hr Prof. Oslander lehrt die Entbindungskunst 4 St. wöch. um 9 Uhr, und gibt um 2 Uhr privatissime Anleitung zu den geburtshülflichen Operationen. — Hr Dr Tresurt trägt Entbindungswissenschaft und Entbindungskunst verbunden mit den erforderlichen Uebungen 5 St. wöch. um 8 Uhr vor. Ueber die bloß chirurgischen Operationen hält er Sonnab. um 3 Uhr eine unentgeltliche Vorlesung.

Die gerichtliche Medicin trägt Hr Prof. von Siebold 4 Stunden wöchentlich um 4 Uhr vor.

Die medicinischen und chirurgischen clinischen Uebungen in dem academischen Hospitale und in den Privat-Wohnungen der Kranken wird Hr Hofr. Himly, nach der bisherigen Einrichtung, die er in einer kleinen Schrift 'Verfassung der medicinisch-chirurgischen Klinik zu Göttingen' entwickelt hat, fortsetzen, und bestimmt dazu die Stunde von 11 bis 12 täglich.

Für die clinischen Uebungen im chirurgischen Krankenhause bestimmt Hr Hofrath Langenbeck die Stunde von 9 bis 10 Uhr.

Anleitung zur medicinischen Klinik gibt Hr Hofr. Conradi in dem unter seiner Direction stehenden Institute um 10 Uhr.

Die Anatomie und Physiologie der landwirthschaftlichen Hausthiere trägt Hr Director Dr Lappe 5 St. wöch. um 1 Uhr vor;

Die Pathologie der Hausthiere, Hr Director Dr Lappe 4 St. wöch. um 2 Uhr.

Die practischen Uebungen in dem der Aufsicht des Hn Director Dr Lappe untergebenen Königl. Thierhospitale werden täglich um 10 Uhr gehalten.

## 1394 Göttingische gel. Anzeigen

Ueber das Neußere des Pferdes hält der Universitäts-Stallmeister, Hr. Rittmeister Kuwers, eine Vorlesung.

### Philosophische Wissenschaften.

Die Geschichte der alten Philosophie, vorzüglich der Griechen und Römer, trägt Hr. Hofr. Wendt, nach der von ihm besorgten fünften Ausgabe des Tennemannischen Lehrbucheß (Leipz. 1829), 5 St. wöch. um 2 Uhr vor;

Logik und allgemeine Einleitung in die Philosophie, Hr. Hofr. Herbart, nach seinem Lehrbuche, 5 St. wöch. um 4 Uhr;

Psychologie, Hr. Hofr. Wendt, nach Dictaten, 5 St. wöch. um 11 Uhr; Hr. Hofr. Herbart, nach seinem Lehrbuche, 5 St. wöch. um 11 Uhr;

Psychische Anthropologie, Hr. Dr. Bohß 4 St. wöch. um 5 Uhr;

Religions-Philosophie, Hr. Dr. Bohß, Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 8 Uhr;

Pädagogik, Hr. Hofr. Herbart Dinst., Mittw., Donnerst. um 5 Uhr.

Ueber einige Abschnitte der Staatsverwaltungslehre, zuerst über Polizen, hält Hr. Hofr. Dahlmann Mittw. um 3 Uhr eine öffentliche Vorlesung.

Die Forstwissenschaft, d. h. nach vorhergegangener so wohl geschichtlicher als literarischer Einleitung, erstens Forst-Bodenkunde, zweitens Forst-Climatologie, drittens Forstbau, handelt Hr. Hofr. Meyer 5 St. wöch. um 11 Uhr ab;

Die Lehre von dem Forstschuße, derselbe Dinst. und Freyt. um 9 Uhr;

Die Technologie, Hr. Hofr. Hausmann 5 St. wöch. um 8 Uhr.

### Mathematische Wissenschaften.

Die reine Mathematik trägt Hr. Prof. Ulrich, nach seinem Handbuche, um 3 Uhr vor; Hr. Dr. Köhler, nach Lorenz, um 2 Uhr; Hr. Dr. Stern, um 3 Uhr;

Die Theorie der Auflösung der Zahlengleichungen, Hr. Dr. Stern 4 St. wöch. um 11 Uhr;

Die analytische Geometrie, Hr Prof. Ulrich um 11 Uhr; Analysis des Endlichen und analytische Geometrie, Hr Dr Goldschmidt um 3 Uhr;

Differential- und Integral-Rechnung, Hr Prof. Ulrich, um 10 Uhr;

Die ebene und sphärische Trigonometrie, die Polygonometrie und die Stereometrie, Hr Prof. Ulrich, nach seinem Handbuche, um 2 Uhr;

Die Methode der kleinsten Quadrate, und die Anwendung derselben in der Astronomie, höhern Geodäsie, und Naturwissenschaft, Hr Hofr. Gauß um 10 Uhr;

Die Mathesis forensis, Hr. Dr Köhler Mittw. und Sonnab. um 10 Uhr;

Die Grundlehren der theoretischen Astronomie, Hr Dr Goldschmidt um 8 Uhr;

Populäre Astronomie, Hr Dr Stern, nach seiner 'Darstellung der popul. Astronomie', Mont. und Dinst. um 1 Uhr, oder in einer bequemern Stunde.

Die practische Astronomie lehrt Hr. Hofr. Gauß privatissime;

Die practische Arithmetik, Hr Dr Schrader in bequemen Stunden.

Die Theorie der bürgerlichen Baukunst, trägt Hr Dr Schrader, mit besonderer Hinsicht auf Camera-listen, um 11 Uhr vor; die bürgerliche Baukunst, verbunden mit architectonischem Zeichnen, Hr Dr Köhler, 4 St. wöch. um 11 Uhr.

Zum Privat-Unterricht in einzelnen Theilen der theoretischen so wohl als practischen Mathematik erbiethet sich Hr Dr Schrader, Hr Dr Focke, Hr Dr Köhler.

## N a t u r l e h r e.

Die Naturgeschichte trägt Hr Ober-Medicinal-R. Blumenbach, nach seinem Handbuche, 5 Stunden wöchentlich um 3 Uhr vor.

Die zweyte Hälfte der Botanik, welche die weniger bekannten Pflanzen-Familien, vorzüglich die cryptogamischen Gewächse begreift, handelt Hr Hofr. Schrader Freyt. u. Sonnab. um 11 Uhr ab; Hr Prof. Bartling Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 2 Uhr; auch werden von jedem dieser Herren, so wie bisher, botanische Excursionen angestellt werden.

Ueber die polypetalischen Pflanzen-Familien hält Hr. Prof. Bartling Mittw. und Sonnab. um 2 Uhr eine öffentliche Vorlesung.

Zur Kenntniß der seltenen in den Gewächshäusern des botanischen Gartens befindlichen Pflanzen gibt Hr. Hofr. Schrader Mittw. um 11 Uhr Anleitung.

Die Anatomie und Physiologie der Pflanzen handelt Hr. Hofr. Schrader Mont. und Dinst. um 11 Uhr ab; Hr. Prof. Bartling, Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 11 Uhr.

Ueber die Geschichte und Theorie der Vulcane hält der Hr. Hofr. Hausmann eine öffentliche Vorlesung Sonnab. um 11 Uhr.

Die Mineralogie trägt Hr. Hofr. Hausmann, nach der 2. Ausg. seines Handbuche, 6 St. wöch. um 10 Uhr vor;

Die physische Geographie, Hr. Prof. Bunsen um 8 Uhr.

Die Geologie des Königr. Hannover und des Herzogth. Braunschweig, wird Hr. Dr. Thospann, auf die Grundlage von Leibnizens Protogaea, in Verbindung mit der Geographie dieser Länder Mont., Mittw., Freyt. um 2 Uhr vortragen.

Die Experimental-Physik lehrt Hr. Prof. Weber um 2 Uhr.

Für Practisch-physicalische Uebungen, in dem academischen Laboratorium bestimmt Hr. Prof. Weber die Stunden von 11 bis 1 Uhr Sonnabends.

Die theoretische Chemie, mit den erforderlichen Versuchen erläutert, handelt Hr. Prof. Wöhler 6 St. wöch. um 9 Uhr ab; für die practischen Uebungen in dem academischen Laboratorium bestimmt er die Stunden von 11 bis 1 Uhr des Mont. und Dinstags.

Die Zoochemie lehrt Hr. Dr. Stromeyer 4 St. wöch. um 8 Uhr.

### Historische Wissenschaften.

Die Geschichte der alten Welt trägt Hr. Hofr. Heeren, nach seinem Handbuche, um 11 Uhr vor;

Die Römische Geschichte, Hr. Prof. Hoepf in einer am schwarzen Brete zu bestimmenden Stunde;

Die allgemeine Geschichte der neueren Zeiten, Hr. Prof. Gerwinus Mont., Dinst., Mittw., Donnerst. um 2 Uhr;

Die Geschichte von Deutschland, Hr Hofr. Dahlmann 6 St. wöch. um 8 Uhr, mit Verweisung auf die 1830 von ihm heraus gegebene Quellenkunde der deutschen Geschichte;

Die Geschichte des Königr. Hannover, verbunden mit der Geschichte des Hannoverschen Rechtes, Hr Dr Grefe 5 St. wöch. um 3 Uhr.

Die Geschichte der Französischen Revolution, Hr Hofr. Dahlmann 4 St. wöch. um 3 Uhr, in besonderer Hinsicht auf dasjenige was aus dieser Geschichte für politische Wissenschaft zu lernen ist;

Die Statistik, sowohl die allgemeine, als die besondere von Großbritannien, Frankreich, Rußland und den Nord-Americanischen Freystaaten, Hr Hofr. Heeren um 4 Uhr.

Die Kirchengeschichte s. bey den Theologischen Wissenschaften.

### Literär = Geschichte.

Die allgemeine Literär-Geschichte trägt Hr. Ober-Bibliothecar Neuß 4 St. wöch. vor;

Die Geschichte der Lateinischen Literatur, Hr Affess. Dr von Leutsch 5 St. wöch. um 2 Uhr.

Einen historischen und critischen Abriss der Geschichte der Französischen Literatur gibt Hr Prof. Artaud 4 Stunden wöchentlich, in Französischer Sprache.

Die Geschichte der neuern deutschen Literatur von Klopstock und Lessing an bis auf unsere Zeiten entwickelt Hr Prof. Servinus Mont., Dinst., Mittw., Donnerst. um 10 Uhr.

Die Vorlesungen über die Geschichte einzelner Wissenschaften und Künste sind bey jedem einzelnen Fache erwähnt.

### Schöne Künste.

Die Aesthetik und die Theorie der schönen Künste, durch die vorzüglichsten Kunstwerke erläutert, trägt Hr Hofr. Wendt, nach Dittaten, 4 St. wöch. um 5 Uhr vor.

Ueber den deutschen Stil hält Hr Prof. Bunsen 4 St. wöch. um 5 Uhr eine Vorlesung.

Die Vorlesungen über die Baukunst s. bey den Mathematischen Wissenschaften.

Die Geschichte der Mahlerkunst, Bildhauerkunst, Baukunst u. s. w. von der Wiederherstellung der Kunst bis auf unsere Zeit trägt Hr Prof. Desterley, mit Benutzung der hiesigen Gemälde- und Kupferstichsammlung 5 St. wöch. um 8 Uhr vor; auch ist er zum Unterricht im Zeichnen und Mahlen, so wie auch zur Leitung academischer Uebungen, Mont. und Donnerst. von 6 bis 8 Uhr Ab., erbötig. Hr Eberlein wird gleichfalls fortfahren Unterricht im Landschafts-Zeichnen zu geben.

Unterricht im Gesange, Clavierspiele, und Generalbasse ertheilt Hr Musik-Director Dr Heinroth. Für die Sing-Academie ist der Abend jedes Montags von 8 Uhr an bestimmt.

### Alterthumskunde.

Die Griechischen Alterthümer erläutert Hr Hofr. Müller 5 St. wöch. um 9 Uhr.

### Orientalische und alte Sprachen.

Die Hebräische Grammatik lehrt Hr Assessor Dr Wüstenfeld um 11 Uhr; Hr Lic. Klener, nach der zweyten Ausgabe der Ewaldischen kleinern Grammatik, 4 St. wöch. um 3 Uhr.

In der Arabischen Sprache ertheilt Hr Prof. Ewald 2 St. wöch. um 1 Uhr öffentlichen Unterricht. Hr Assessor Dr Wüstenfeld lehrt die Anfangsgründe derselben Dinst. und Freyt. um 1 Uhr unentgeltlich.

Den Unterricht im Sanskrit wird Hr Prof. Ewald um 1 Uhr in drey öffentlichen Stunden wöchentlich fortsetzen, und den Mahâ-Bhârat erklären. Hr Dr Benfey trägt Mont. u. Dinst. um 2 Uhr die Grammatik vor, und erläutert Donnerst. u. Freyt. um 2 Uhr aus dem Mahâ-Bhârat die Episode von Malus, so wie er auch zum Privat-Unterricht im Sanskrit erbötig ist.

Die Vorlesungen über das Alte und Neue Testament s. bey den Theologischen Wissenschaften.

Philologische Encyclopädie und Methodologie trägt Hr Dr Schneidewin 5 St. wöch. um 2 Uhr vor, und die Stunde von 4 bis 5 bestimmt zur Disputations-Uebungen der philologischen Gesellschaft.



Vorlesungen über die Griechische Sprache und über Griechische Schriftsteller. Hr Hofr. Mitscherlich übt Mont. und Dinst. um 11 Uhr die Mitglieder des philologischen Seminars in der Erklärung des dritten Buches des Apollonius von Rhodos, und erläutert die Hymnen von Homer und Callimachus um 2 Uhr. Hr Hofr. Dissen erklärt 5 St. wöch. um 3 Uhr die Wolken und die Frösche des Aristophanes. Hr Hofr. Müller hält eine Vorlesung über die Syntax der Griechischen und der Lateinischen Sprache 5 St. wöch. um 10 Uhr. Hr Assessor Dr Bode erklärt, nach einer voraus gehenden Entwicklung der tragischen Kunst der Griechen, Sophocles Ajax und Euripides Helena 5 St. wöch. um 4 Uhr. Hr Assessor Dr von Leutsch erläutert die Frösche und die Vögel des Aristophanes 5 St. wöch. um 4 Uhr; für die Griechische Gesellschaft bestimmt er das vierte Buch des Thucydides. Hr Dr Lion erklärt um 11 Uhr, nach der von ihm besorgten Ausgabe, Xenophons Anabasis; Hr Dr Bensley, die Odyssee vom 9. bis 12. Buche, 5 St. wöch. um 4 Uhr; Hr Dr Krische, Platons Theätet 5 St. wöch. um 3 Uhr; Hr Dr Schneidewin, Demosthenes Rede für die Krone 4 St. wöch. um 4 Uhr. — Zum Privat-Unterricht im Griechischen erbietet sich Hr Assessor Dr Bode, Hr Dr Lion, Hr Dr Bensley.

Vorlesungen über die Lateinische Sprache und Lateinische Schriftsteller: Hr Hofr. Dissen übt Donnerst. und Freyt. um 11 Uhr die Mitglieder des philologischen Seminars im Erklären des Properz; Hr Hofr. Müller leitet Mittw. um 11 Uhr die Disputations-Übungen derselben. Die Vorlesung des Hn Hofr. Müller über die Syntax ist so eben erwähnt; außer dem erläutert er 4 St. wöch. um 3 Uhr die Satiren des Persius und einige Satiren des Juvenals. Hr Assessor Dr Bode erklärt Mittw. und Sonnab. um 1 Uhr unentgeltlich eine Auswahl der Gedichte des Catullus. Hr Assessor Dr von Leutsch erklärt 3 St. wöch. um 11 Uhr einige der vorzüglichsten elegischen Gedichte der Römer, besonders solche die in Hinsicht des Inhaltes Stoff zur Vergleichung darbieten. Hr Dr Lion erklärt, nach der von ihm besorgten Ausgabe, die Attischen Nächte des Gellius um 1 Uhr. Hr Dr Bensley hält 4 St. wöch. um 3 Uhr eine Vorlesung über den Lateinischen Stil. Hr Dr Krische erläutert Cicero's Bücher über die Natur der Götter 5 St. wöch. um 2 Uhr. — Zum Privat-Unterricht im Lateinischen ist Hr Assessor Dr Bode, Hr Dr Lion, Hr Dr Bensley erbötig.

Ausgewählte Stücke mittelhochdeutscher Dichter erläutert Hr Hofr. Benecke 4 St. wöch. um 7 Uhr Abends.

Die deutsche Grammatik trägt Hr Hofr. Grimm 4 St. wöch. um 4 Uhr vor, und zwar so, daß er dieses Mal den etymologischen Theil kürzer, die Syntax dagegen ausführlicher abhandelt.

Die Lieder Walther's von der Vogelweide erklärt Hr Prof. Grimm, aus Bachmann's Ausgabe, Mont., Dinst., Donnerst. um 5 Uhr.

### Neuere Sprachen und Literatur.

Die Französische Sprache lehrt Hr. Prof. Artaud. Auch erbiethet sich Hr Dr Lion, so wie Hr Dr Thospan, und Hr Lector Melford zum Unterricht im Französischen.

Die Anfangsgründe der Englischen Sprache trägt, in Verbindung mit practischen Uebungen, Hr Hofr. Benecke Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 6 Uhr Ab. vor; Hr Lector Melford lehrt theoretisch und practisch die Anfangsgründe 4 St. wöch. um 7 Uhr Abends, die Sinnverwandtschafts-Lehre der Englischen Sprache 3 St. wöch. um 1 Uhr. — Hr Dr Lion erbiethet sich zum Privat-Unterricht im Englischen.

Die Anfangsgründe der Italiänischen, der Spanischen und der Portugiesischen Sprache lehrt Hr Prof. Bunsen 5 St. wöch. um 4 Uhr.

Im Italiänischen gibt außer dem Hr Dr Lion so wie auch Hr Lector Melford Unterricht;

Im Spanischen, Hr Lector Melford.

---

Die Reitbahn ist dem Univ. Stallmeister, Hn Rittm. Auwers untergeben; der Fechtboden, dem Univ. Fechtmeister, Hn Castropp; der Tanzboden, dem Univ. Tanzmeister, Hn Hölzke.

---

Bei dem Logis-Commissär, Pabell Dierking, können diejenigen, welche Wohnungen suchen, sowohl über die Preise, als andere Umstände, Nachricht erhalten, und durch ihn auch im voraus Bestellungen machen.

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

## 141. Stück.

Den 5. September 1836.

### C a r l s r u h e.

Geschichte der Grafen von Eberstein in Schwaben. Auf Befehl S. K. H. des Großherzogs Leopold von Baden aus den Quellen bearbeitet von G. H. Krieg von Hochfelden, Hauptmann und Flügeladjutant S. K. des Großherzogs. XVII u. 519 S. in 8. 1836. (bey W. Hasper).

Die Besitzungen des im Jahre 1660 in seinem Mannstamm erloschenen Hauses der Grafen Eberstein in Schwaben (verschieden von dem Hause gleichen Namens in Sachsen) machen jetzt einen Theil der Markgrafschaft Baden aus. S. K. H. der Großherzog, indem Sie die Geschichte dieses Hauses zu schreiben befohlen, sorgten also dafür, daß ein bedeutender Beytrag zu der Geschichte Ihres Staats ans Licht gestellt ward. Sie übertrugen dieß Geschäft dem Herausgeber, der dasselbe mit einem Fleiße besorgte, der ihm den Dank der Freunde und Kenner der deutschen Geschichte sichert. Der Stoff des Werkes

ist von der Art, daß er fast ganz aus archivalischen Quellen geschöpft werden mußte. Das Haus Eberstein hat nie eine glänzende Rolle in der deutschen Geschichte gespielt. Im Gegentheil stellt uns dasselbe nur meist eine Reihe schwacher Regenten dar, die sich höchstens nur durch Gutmüthigkeit und fromme Freygebigkeit auszeichneten, die nur zu sehr ihrem eigenen Hause zum Nachtheil gereichten. Man sieht also leicht, daß die Geschichtschreiber wenig Veranlassung hatten von demselben zu sprechen, und daß die Aufgabe, die der Vf. zu lösen hatte, nicht wenig dadurch erschwert ward. Die Data dazu mußten einzeln aus den Urkunden aufgesucht werden, welche außer dem Landesarchiv besonders das von Stuttgart darbot. Die Aufgabe die der Verf. sich vorsetzte, war zunächst die, zu zeigen wie die Besitzungen dieses Hauses, welches theilweise schon lange vor dem Erlöschen desselben geschah, an Baden kamen; aber dieß konnte ohne eine möglichst vollständige Geschichte desselben zu liefern, nicht geschehen. Dabey trat hier der Fall ein, daß die urkundliche Geschichte desselben gewissermaßen mit seinem Sinken beginnt, und uns meist nur die Nachrichten von Verlusten, die es durch Verleihungen an Stifter und Klöster, oder durch unglückliche Fehden, oder durch innere Zwiste erlitt, darstellt. Der Verf. selber bemerkt in der Einleitung, in welcher er von den von ihm benutzten gedruckten und ungedruckten Quellen Bericht gibt, daß sich der Umfang der Grafschaft vor dem Ende des dreyzehnten Jahrhunderts, wo er wohl am größten seyn mochte, aus Mangel an Quellen nicht mehr genau bestimmen lasse; seit welchem Zeitpunkt diesem Hause nur etwa die Hälfte seiner Besitzungen blieb; und diese Hälfte ist es, welche in den Urkunden und Sa-

gen noch jetzt mit dem Namen der Grafschaft Eberstein bezeichnet wird. Die Geschichte selbst ist von dem Verf. in sechs Kapiteln abgehandelt. Das erste Kapitel: Vermuthungen und Sagen, die der Verf. mit Recht nur kurz berührt, nach denen die Ebersteine vielleicht von den Gau grafen im Uffgau herkommen. Das erste urkundliche Auftreten in der Geschichte im Jahr 1085, wo ein Berthold I. von Eberstein nebst seinen beiden Söhnen als Zeugen bey einer Vergabung an die Abtey St. Gregorien-Zell im Murgthal auftreten. Auf ähnliche Weise theils als Zeugen, theils bey eigenen Vergabungen Berthold II., der III., welcher letztere Kaiser Conrad III. auf seinem Kreuzzuge begleitete, und nach seiner Zurückkunft das Kloster zu Herrenalb 1148 stiftete. Eine Reihe von Vergabungen seiner Nachfolger wird aufgeführt, bis auf die erste Abtretung an Baden 1283 von der Burg Alt-Eberstein von Otto II. an seinen Schwager den Markgraf Rudolf von Baden, und dessen Schwester Cunigunde. Schon in diesem ersten Zeitraum hatte das Geschlecht der Ebersteine durch ungemessene Schenkungen an die Kirche, und durch den Mangel zweckmäßiger Gesetze über die Erbfolge den Grund zu seinem zunehmenden Verfall gelegt. Das zweyte Kapitel entwickelt die Landeshoheit der Fürsten und den daraus hervorgehenden Verfall der kleinen Dynasten bis auf die zweyte Abtretung an Baden 1389, wo Wolf von Eberstein seinen Antheil an der Grafschaft an den Markgraf Rudolph X. von Baden, durch Geldnoth gedrungen, überließ. Um diese Zeit waren die meisten alten angesehenen Geschlechter bereits verarmt. Viele aus ihnen nahmen bey den mächtigen Reichsstädten Kriegsdienst und Sold. So auch Wolf von Eberstein als Haupt-

mann über die Söldner der Stadt Speyer mit 1000 Gulden jährlichen Dienstgeldern.' Das dritte Kapitel zeigt den zunehmenden Verfall des Geschlechts von Eberstein, von 1389 bis 1505. Bey dem Anfange dieses Zeitraums besaßen die Markgrafen von Baden bereits drey Vierteltheile des alten Ebersteinschen Grundeigenthums, und nur Ein Viertel blieb noch den Ebersteinen. Der fortdauernde Verfall ward in diesem Zeitraum besonders durch die unglückliche Theilnahme an Fehden herbeygeführt, deren Geschichte ausführlich erzählt wird. Sie zogen dem Grafen Bernhard selbst 1503 die Reichsacht zu, die erst 1505 von dem Kaiser aufgehoben wurde. Durch den Vertrag mit dem Markgrafen Christoph von Baden, durch welchen eine gemeinschaftliche Verwaltung der noch übrigen Grafschaft errichtet ward, wurden die Ebersteine Lehensleute von Baden, und ihr Land gewissermaßen ein Bestandtheil der Markgraffschaft. Der Verfall war zu tief, als daß selbst eine bessere Verwaltung ihm abhelfen konnte, und wie der Verf. am Schlusse des Kapitels sagt, ernteten die Söhne was die Väter gesäet hatten. Das vierte Kapitel, umfassend den Zeitraum von 1505 bis 1593, erörtert zuerst die zweckmäßigen Einrichtungen, welche unter der gemeinschaftlichen Verwaltung getroffen wurden, und alsdann die Folgen welche die Reformation für die Grafschaft hatte. Bey dem Reichstage zu Worms, wo Luther erschien, waren auch Graf Bernhard von Eberstein und seine beiden Söhne Wilhelm und Christoph zugegen. Unter Bernhard wurde in der Grafschaft einem jeden die Gewissensfreyheit gestattet, und auf diese Weise ist die Reformation auch in das Murgthal eingedrungen. Graf Bernhard hinterließ 1563 vier Söhne und sechs Töchter. Die

beiden ältesten Söhne Philipp II. und Otto IV. traten früh in kaiserlichen Kriegsdienst. Einer, Wilhelm, Domberr zu Eöln, hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet. Der vierte, Bruno, starb bereits 1557. Auf einer durch die Mutter veranlaßten Zusammenkunft auf Neu-Eberstein wurden ihre Verhältnisse und Rechte bestimmt. Otto fand im Jahre 1576 bey der Erstürmung von Antwerpen in der Schelde seinen Tod, und hinterließ nur Töchter. Philipp versiel in ältern Jahren in Melancholie, die in Wahnsinn überging; der Graf Hauptrecht von Eberstein aus der jüngern Linie ward ihm zum Curator gesetzt. Er starb, nachdem er zwölf Jahre in diesem Zustande zugebracht, 1589. Die dadurch veranlaßten Händel, da auch Hauptrecht durch Krankheit unfähig zu der Verwaltung wurde, werden ausführlich behandelt. Das fünfte Kapitel erzählt die Schicksale der Grafschaft während und nach dem dreyßigjährigen Kriege. Da auch Philipp ohne Nachkommen starb, so kam die Grafschaft an die jüngere Linie des Ebersteinschen Hauses, die von Johann Jacob abstammte, wovon jedoch, ohne die Stammtafel vor Augen zu haben, das Genauere sich nicht wohl deutlich machen läßt. Die Schicksale der Grafschaft, in der der Protestantismus herrschte, wurden durch die großen Wechsel des Krieges bestimmt, je nachdem die Kaiserliche oder die Protestantisch-Schwedische Partey die Oberhand hatte. Den größten Theil des Krieges hindurch, bis zum Jahre 1637, in dem er starb, war die Verwaltung in den Händen des Grafen Hans Jacob II., dem sein Sohn Johann Friedrich nebst seinem Bruder Otto Ludwig folgte, welcher letztere bereits vor dem Bruder unvermählt starb, dem aber auch Johann Friedrich bereits zwey Jahre nachher 1647 folgte. Mit seinem unmündigen Sohne Casimir, er war

als der Vater starb erst acht Jahr alt, erlosch der Mannsstamm des Hauses Eberstein im J. 1660, da er von seiner Gemahlin nur eine Tochter Albertine Sophie hinterließ, die in das Württembergische Haus vermählt wurde. Ein Theil der Grafschaft war durch Kauf 1673 an das Bisthum Speyer gekommen, und da dieses 1803 an Baden kam, so vereinigte dadurch der Großherzog Carl Friedrich das vielfach zersplitterte Besizthum zu einem Ganzen.

Zum Schluß wirft der Verf. noch einen übersichtlichen Blick auf die Geschichte des Hauses, den wir um so lieber mittheilen, da es die Geschichte so mancher erloschenen einst reichen und mächtigen Häuser ist. 'Wir finden dasselbe (heißt es) zuerst im 11. Jahrhundert, wie es reich und mächtig in unbestimmten Umrissen aus dem Dunkel der Vorzeit empor taucht. Im 13ten durch ungemessene Schenkungen an die Kirche und widerrechtliche Zugriffe während des Zwischenreichs geschwächt, konnte es im 14ten, wo die Städte empor kamen, und im 15ten, wo die Landeshoheit der Fürsten ihre Ausbildung fand, frühere Macht und Ansehen nicht mehr behaupten. Die Fehdelust, die nicht mehr an der Zeit war, führte zu Armuth. Nur im Fürstendienste, während des 16. Jahrh., gelang es dem Hause dem zunehmenden Verfall einigermaßen zu steuern. Da kam die Reformation, und in ihrem Gefolge der dreißigjährige Krieg; das spät gegebene und niemals recht beobachtete Erbfolge-Gesetz wurde gänzlich mißachtet im Streit der Parteyen, und die vielfach erschütterte Stütze des Hauses brach endlich zusammen.'

Die hinter der Geschichte zunächst folgenden Anmerkungen enthalten die Citate, auf welche der Vf. in dem Werke sich bezieht, mit eingestreuten einzelnen Erläuterungen. Auf diese folgt alsdann S. 347 — 518 das Urkundenbuch,



enthaltend die Belege der Geschichte in LV Nummern. Die Urkunden beziehen sich nach dem Obigen auf Verträge und Schenkungen. Sie sind vollständig mitgetheilt, mit steter Nachweisung, wo sie sich finden, und ob aus Originalen oder dem Ebersteiner Copialbuch, nebst den erforderlichen Stammtafeln. Das Ganze gibt den sprechendsten Beweis von dem Streben des Vfs., bey einem so schwierigen Gegenstande seine Pflicht als Geschichtsforscher zu erfüllen, wie auch den Forderungen, die man an ihn als Geschichtschreiber machen kann, Genüge zu leisten. Die Erzählung ist einfach und anspruchlos; sie versetzt uns in die Zeiten, die geschildert werden, und zieht den Leser an ohne zu ermüden.

Bemerken müssen wir aber noch die Ausstattung welche bey dem sehr eleganten Außern durch Abbildungen dem Werke zu Theil geworden ist. Außer einer Special-Karte der Grafschaft nach den Abtretungen im J. 1283, auf welcher die einzelnen Theile durch illuminierte Begrenzungslinien unterschieden werden, welche die Deutlichkeit der Geschichte so sehr erfordert, finden wir die Abbildungen von Graf Bernhard III. und seiner Gemahlin Kunigunde von Sonnenberg, und Graf Philipp II. und seiner Gemahlin Catharine von Stollberg, nach Wandgemälden und die Darstellung der Ruinen der Burg von Alt-Eberstein (dessen Fundamente vielleicht selbst aus den Römerzeiten herkommen), nebst dem wieder hergestellten Neu-Eberstein, dem Eingang dazu, und dem Rittersaale; alles mit den nöthigen historischen Erläuterungen, die gewiß manchem Leser, welche diese Monumente in der wunderschönen Gegend sahen, wie es auch bey dem Ref. der Fall war, angenehme Erinnerungen in das Gedächtniß zurück rufen werden.

## H a n n o v e r.

Handbuch der allgemeinen Weltgeschichte von Dr. W. Fr. Volger, Rector am Johanneum zu Lüneburg. Ersten Bandes zweyte Abtheilung: das Mittelalter. Mit Tabellen und vier Karten. 1836. 450 S. in 8.

Wir haben den ersten Theil dieses Handbuches, welcher das Alterthum umfaßt, bereits angezeigt (S. g. A. 1835. St. 162) und den Zweck und das Eigenthümliche desselben bemerklich gemacht. Das Gesagte gilt auch von diesem zweyten Theil, der das Mittelalter umfaßt, von dem Ende des westlichen Römischen Reiches bis zu der Entdeckung von America am Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Der Vf. hat demselben den vollen Umfang gegeben, indem er den Orient nicht weniger als den Occident behandelt. Er hat die synchronistische Methode mit der ethnographischen verbunden, indem er zwar die Geschichte der einzelnen Staaten erzählt, aber auch zugleich eigene Abschnitte über die allgemeinen Begebenheiten und Veränderungen, wie über die Germanischen Verfassungen, über die Kreuzzüge und über die christliche Kirche einschaltet. Wir wiederholen nicht was wir über den Geist und die Brauchbarkeit dieses Werkes bey der Anzeige des ersten Theils gesagt haben, können aber hinzufügen daß dieser zweyte uns mit noch größerm Fleiße scheint bearbeitet zu seyn. Die Brauchbarkeit wird durch die am Ende beygefügtten chronologischen Tabellen und die vier Karten, Europa zur Zeit Carls d. Gr. — in der Mitte des 10. Jahrhunderts — am Ende des 12. Jahrh. und am Ende des 14. Jahrh. darstellend, noch erhöht, wodurch man den ganzen Hülfapparat für diesen Theil der Geschichte beisammen findet.

Hn.

G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e   A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

142. 143. S t ü c k .

Den 8. September 1836.

---

L o n d o n .

Printed for Longman etc. A further inquiry concerning Constitutional Irritation, and the Pathology of the Nervous System. By Benjamin Travers, senior surgeon to St. Thomas's hospital. VIII und 444 Seiten. 1835. 8.

In einem früheren Werke (an inquiry concerning that disturbed state of the vital functions denominated constitutional irritation. 1827) entwickelte der Verf. die verschiedenen Verhältnisse der Eingriffe auf den Organismus, wobei dieser rasche Erschöpfung oder verschiedene Grade der Reaction zeigt, und die wechselnden Aeußerungen der Reizung nach einwirkenden örtlichen oder constitutionellen Ursachen.

Im gegenwärtigen handelt er, in der ersten Abtheilung, zuerst kurz von dem Einflusse der Temperamente, dann (Kap. 2. S. 10) von dem, was er die reflectierte Irritation nennt, nämlich von der vorher existierenden organischen Krankheit,

von der Metastase, und von denjenigen Störungen, welche in fremden Gebilden in Folge von Verletzung und Entzündung veranlaßt werden.

Er macht darauf aufmerksam, wie wunderbar lange ein bedeutendes Uebel verborgen bleiben könne, bis es, durch einen neuen organischen Eingriff gereizt, hervorbreche. Als den Grund des so häufigen frühzeitigen Todes nennt er Gemüthsunruhe und Mißbrauch spirituöser Getränke, wodurch eine Welkheit der Organe entstehe. Metastase sey eigentlich bloß Sympathie, die sich nach der physischen und psychischen Eigenthümlichkeit des Subjectis richte. Er führt merkwürdige Fälle an, wo nach anscheinender localer Heilung ähnliche oder andere Uebel an verwandten Organen sich ausbildeten, die größtentheils den Tod nach sich zogen. Die in der neuern Zeit oft besprochene Ablagerung von Eiter oder Lymphe in fremde Organe nach Verletzungen anderer wird vom Verf. durch neue Thatsachen hervorgehoben und gezeigt, daß dadurch das Krankheitsbild sehr getrübt und maskirt zu werden vermag. Zuweilen finde sich eine Erklärung in der Contiguität der Theile. Das 3te Kapitel (S. 42—66) bespricht die Verbindung zwischen directer und reflectirter Irritation, deren Reciprocität und gemischte Thätigkeit, indem das System auf den Theil und der Theil auf das System zurückwirke. Gegen das zu schnelle Operieren oder gegen die unüberlegte Anwendung bloß örtlicher Heilmittel werden beherzigenswerthe Warnungen ertheilt. Das ganze Geheimniß der Irritation liege in der gesunden und kranken Sympathie (m. vergl. später S. 201 f.). Den Wundärzten, welche ihren Beruf ebensowohl von der Seite der Wissenschaft als der Kunstfertigkeit ansehen, kann er nicht genug die praktische Bedeutung der reflectierten Ir-

itation bemerklich machen. Vor zwey Fehlern habe man sich bey Erklärung derartiger wie überhaupt dunkler Vorgänge zu bewahren, nämlich: zu großen Werth auf die Erforschung unbedeutender Kleinigkeiten zu legen und die Beachtung der Hauptgesichtspuncte zu unterlassen; dann allgemeine Principien und Schlußfolgen voreilig aus ungenügenden Einzelbeobachtungen zu ziehen (S. 63: The first is an error common to the humbler class of intellect, though not always that of least pretension, — the latter is the rock upon which natural quicksightedness and ambitious enthusiasm, wanting the discipline of patient and laborious and truthful habits, so often make shipwreck of reputation).

Im 4ten Kapitel (S. 66—117) folgen Auseinandersetzungen über örtliche Structurumänderungen, welche nicht in Entzündung begründet sind; über örtliche Entzündungen, welche zu constitutionellen Krankheiten hinzutreten, oder solche erzeugen; über Cachexieen. Die zu weit ausge dehnte Annahme von Entzündung wird beschränkt. Oft bilde sich der graue Staar, oft wandle sich eine Drüse in eine andre Masse um ohne eine Spur der Entzündung. Die Bedingung solcher anscheinender Entzündungsproceffe sey oft zu suchen in mangelnder Thätigkeit oder in Verstopfung der absorbierenden Gefäße, in Congestion, Druck, so wie in atonischer Ausschwitzung. In vielen Fällen sey Entzündung nicht Ursache, sondern Folge, besonders nach Ausdehnung oder Collapsus der Theile. Das Specificische der Ursache dürfe nie außer Acht gelassen werden. Der Mißbrauch des Quecksilbers gegen die venerische Entzündung sey das fürchterlichste Zerstörungsmittel der ganzen Constitution und Bedingung

der Lungenschwindsucht. Die Mercurialcacherie charakterisire sich durch gereizte Circulation, große Blässe, Abmagerung, Hautausschläge, bössartige Geschwüre, Exfoliation der Hirnschaale.

Im 5ten u. 6ten Kapitel (S. 117—227) folgt eine ausführliche Auseinandersetzung der constitutionellen Entzündungen als Beispiele reflectirter Irritation, namentlich Erysipelas, Gangrän, Carbunkel, bössartiger Bubo. Im Verlaufe der Zeit werde jede Entzündung durch die Statt findende Diathesis modificiert. So ende eine catarrhalische Entzündung in Phthisis und eine excorierte Lippe in ein krebshaftes Geschwür.

Als die zu Erysipelas leicht disponierten Theile nennt er die Haut, die Zellmembran unter derselben, die Schleim- und serösen Häute. Das auf der Haut, als die schwächste Form, heißt Erythem. Schon bedeutender ist es, wenn in die Zellmembran eine seröse Ergießung vor sich geht, so daß es zum Oedem, und bey fortdauernder entzündlicher Reizung zur Eiterung kömmt, wo dann das Zellgewebe zu Grunde geht. Das beste Mittel dagegen sind Einschnitte. Wird auch die Haut angegriffen, so ist dieß die brandichte Form, die nur selten beobachtet wird und ihren Grund in der Constitution hat. Uehnliche Vorgänge seyen anzunehmen bey der excessiven catarrhalischen Augenentzündung und bey der bössartigen Bräune im Scharlach. Der Verf. glaubt an die Möglichkeit der Mittheilung durch Ansteckung (S. 127. S. 141: it is a highly contagious disease. vergl. S. 149). Er ist nicht abgeneigt, einen Theil der Fälle von Kindbettesrinnsieber für Rothlauf in Anspruch zu nehmen (S. 128) und dieses überhaupt für eine nervöse Entzündung zu halten (S. 131. 150). Niemals sey Erysipelas eine primäre Krankheit, weder in

der acuten noch in der chronischen Form, weder nach einer deutlichen noch nach einer unbekanntem Ursache, weder bey leichter Heilbarkeit noch bey völliger Hartnäckigkeit. Leber, Magen, Gehirn seyen die zu beschuldigenden Organe. Der außerordentliche Einfluß des Gehirns bedinge hauptsächlich die Krankheiten der reflectierten Irritation. Die locale Eigenthümlichkeit des Erysipelas hänge ab von der seines Sitzes und von dem vermittelnden Verhalten des Nervensystems zwischen ihm, dem Herzen und den übrigen Organen (S. 138). Die prädisponierenden Ursachen seyen schwächerer Natur, wie unreine Luft, Diätfehler, chronische Krankheit, Einsperrung, Angst, Mißbrauch von Alkohol, Mercur, Spießglanz, zu reichliche Blutentziehung. Damit sey jedoch keineswegs gesagt, daß die Behandlung immer eine tonische seyn müsse; die Constitution entscheide. Zwischen gangränöser Entzündung und Gangrän müsse man gehörig unterscheiden; die erstere gehe oft vorüber, ohne die letztere nach sich zu ziehen. Die physiologische Erscheinung dürfe mit der physischen nicht verwechselt werden. Die hitzige gangränöse Entzündung würde durch das Sinken der Kräfte und durch drohenden Typhus weit gefährlicher, als durch die bloß zerstörende Einwirkung auf den ergriffenen Theil. Was in einem jungen, gesunden Körper Furunkel sey, das sey in einem alten, kranken Carbunkel. Der Pestbubo sey ein Symptom des Giftes, welches den Organismus durchdrungen. Unter den innern Gegenmitteln bey Gangrän gibt der Verf. vor allen dem Opium den Vorzug; dieses werde durch kein anderes ersetzt; es besänftige die Reizung und halte die Lebenskräfte aufrecht. Die Gabe dürfe zuweilen bedeutend seyn; selbst sechs Gran innerhalb 24 Stunden.

Schließlich warnt er vor der einseitigen Auffassung der organischen Vorgänge und verweist auf die eben so ausgedehnten als außerordentlichen Wirkungen der Nervenkraft. Die Hauptaufgabe des Arztes müsse seyn, tief in das ganze Verhalten der Reize vom Beginne der Krankheit an bis zu ihrem Ende einzudringen und die wechselnden Zustände der Säfte, namentlich des Blutes, kennen zu lernen. Man solle sich hüten, die Pathologie, das große Problem der lebenden Actionen und deren Störungen, einzig auf pathologische Anatomie zu bauen. Diese liefere die Wirkung statt der Ursache, die Gesetze der Physik statt der Gesetze des Lebens. Die Ursache des Todes sey nicht immer die der Krankheit. Uebrigens hofft er dennoch von dieser neueren Richtung viel Ersprießliches, wie er überhaupt von den regen Bestrebungen dieser Zeit Heil für die Wissenschaft erwartet. *A spirit of liberalism is the offspring of enlightened science, and weighs the value of discoveries by their intrinsic worth, from whatever quarter emanating, allows for the errors of persons unversed in the technicalities of the schools, and honestly and carefully separates valuable facts from trivial inaccuracies. Such a spirit, while it conduces to the progress, regulates the march of truth, and preserves us from the danger of relapsing into the solidism or humoralism of our predecessors.*

Die zweite Abtheilung ist dem Nervensystem und seiner Pathologie gewidmet. Das erste Kapitel (S. 227—264) enthält seine Ansichten über Empfindungs- und Willensthätigkeit, über Sympathie, krankhafte Empfindung und krankhafte Bewegung. Für die größte anatomisch-physiologische Entdeckung der neueren Zeit hält er die



von Charles Bell über den doppelten Ursprung und die verschiedenen Eigenschaften des symmetrischen Systems der Nerven, obgleich damit nur ein Versuch zu weiterer Forschung geschehen sey (S. 229: much as has been done, however, we have but obtained an entrance within the porch of the temple, and planted a foot or two securely in advance of our former station). Die Schwierigkeit, die sensitiven und motiven Abtheilungen mit vollständiger Genauigkeit zu unterscheiden, scheint unserm Verf. unüberwindbar, wegen der complicierten anastomotischen Verbindung bestimmter Primitivabtheilungen desselben Nervs und bestimmter Nerven mit einander. So die Anastomose des 5ten mit dem 3ten, 4ten, 6ten, 7ten, 8ten, dem ersten und zweyten Spinalnerven und dem Sympathicus; mit dem olfactorius durch den nasalis, mit dem opticus durch den ciliaris, mit dem auditorius durch die chorda tympani und mit dem facialis durch den vidianus. Auch frage es sich, ob die Kraft, die man zu theilen suche, nicht geeinigt sey? und wenn eine unwillkürliche Bewegung anzunehmen sey, warum nicht auch eine ungemeldete (unreported) Empfindung? Die Willensthätigkeit (volition) beginne, wo die Empfindungskraft (perceptive sensation) aufhöre. (Der Verf. gebraucht den Ausdruck sensation für perception, nämlich cerebral sensation, und setzt das Adjectiv vital vor, wenn die Empfindung nicht zum Gehirn gebracht wird). Der Verlust der Empfindung ziehe den der Bewegung, und so umgekehrt, nach sich; aber die Empfindung leide weniger, wenn die Bewegung aufgehoben werde; als im entgegengesetzten Falle. So wie die Muskeln nach ihrer Wirkung eingetheilt würden in Flexoren, Abductoren, Supinas

toren, Extensoren, Abductoren, Pronatoren ic., so könne man wohl auch die Nervenplexus eintheilen. Vom Sympathicus glaubt der Verf., daß derselbe das unwillkührliche oder consensuelle Princip und so die sogenannten vitalen Functionen unterhalte. Besser wäre es ihn Vitalnerven (vital nerve) zu nennen (S. 247). — Der Ursprung des Schmerzes sey entweder negativ in Folge eines Mangels natürlicher Reize für die Empfindung (wie bey Mangel an Luft, Nahrung, Blut), oder positiv, in Folge einer Umänderung in der Natur der Reize vom gesunden Zustande (wie nach ungeänderten Secretionen). Das Gehirn und die Ganglien seyen die Organe zum Herbeychaffen der impalpablen Materie, die von den Nerven geleitet würde. Empfindung und Bewegung kreisften in entgegengesetzten Strömungen. Die Empfindung, deren die Seele sich bewußt werde, habe ihren Sitz im Gehirn und sey der Reiz für Willen und willkührliche Bewegung; das was die unwillkührlichen Functionen ordne und deren die Seele sich nicht bewußt werde, habe wahrscheinlich seinen Sitz in den Ganglien. Die ganze Aufgabe des Nervensystems bestehe darin, die Irritabilität der Muskeln zu ordnen (S. 260).

Zweytes Kapitel (S. 264—339). Ueber Nervenaffectionen als Folgen örtlicher Eingriffe oder Irritation; über krankhafte Affectionen der sensitiven Nerven: Hysterie, Neuralgie; über krankhafte Affectionen der motiven Nerven: Krampf, Tetanus. Wie oft würden Personen an angeblichen Krankheiten der Lungen, des Herzens, der Leber, wo sie über Druck oder Schmerzen klagten, behandelt, ohne daß irgend die Function dieser Organe beeinträchtigt erscheine und wo einzig ein

hysterischer Zustand anzunehmen sey. Als Neuralgien durch die Genitalsphäre modificiert erschienen öfters dem scharfsichtigen Beobachter Uebel, welche mit ganz andern Namen belegt und mit völlig unpassenden Mitteln behandelt wurden. Die wichtige praktische Bemerkung, die bereits Benj. Brodie machte, bey Klagen über Schmerzen in den Gelenken bey dem weiblichen Geschlechte nicht gleich an Entzündung der Synovialhäute oder an Verschwärung der Knorpel, sondern an einen gestörten Zustand der Nerven, an eine locale hysterische Affection zu denken, wird von ihm wiederholt hervorgehoben. Zwischen Nerv und Muskel fände die innigste Verbindung Statt; die Wirkung der Reizung geschehe entweder durch den Nerv auf den Muskel oder durch den Muskel auf den Nerv. Der Sitz des Tetanus sey nicht im Muskel, sondern im Nerven. Bey den spasmodischen und convulsibischen Leiden scheine eine Störung im Gleichgewichte der Kraft und Action obzuwalten zwischen den motiven Nerven, die dem animalischen Leben (Gehirn) und dem organischen (Sympathicus) angehören; zur Vermittlung der Zusammenwirkung diene das Cerebro-Spinalsystem. Eines aber werde durch das andere in Unordnung versetzt.

Drittes Kapitel (S. 339 — 388). Ueber Nervenaffectionen in Folge einer Verletzung oder Umänderung der Textur der Nerven. Nach bedeutenden Krankheitszuständen, die auf das Gehirn als den Sitz derselben hinwiesen, fände man oft bey der Leichenuntersuchung keine Spur einer Umänderung, wohl aber zu viel oder zu wenig Blut; er glaube, daß in der Eigenthümlichkeit des Kreislaufes in diesem Organe eine Haupt-

quelle der Mannigfaltigkeit und Dunkelheit seiner pathologischen Erscheinungen zu suchen sey. Den Thatsachen, welche durch die Pathologie ihre Bestätigung erhielten, könne man ein festeres Vertrauen schenken, als denen, die durch die Resultate des Versuchs gewonnen würden. Die Ansicht des Dr. Ley, daß bloßer Druck auf den Nerven keinen Schmerz oder Reizung verursache, sondern daß ein congestiver oder vielmehr ein entzündlicher Zustand anzunehmen sey, vermag der Verf. nicht zu theilen. Es komme viel auf den Grad des Druckes an; ein schwacher veranlasse Schmerz; ein starker entferne ihn oft.

Viertes und fünftes Kapitel (S. 388 — 444). Ueber die Wirkungen der Gifte auf das Nervensystem. Pathologische und praktische Schlußfolgerungen. Bevor die Gifte das Gewebe der Theile angriffen oder die Qualität des Blutes umändereten, wirkten sie zerstörend ein durch Irritation oder Unordnung im Nervensystem. Das Blut sey das Vehikel, wodurch sie zu den Nerven gebracht würden. — Gegen die wahre Hydrophobie kenne er kein Mittel; auch glaube er nicht, daß sie je geheilt worden. Man habe sicherlich die bloße Furcht davor oder ein entzündliches spasmodisches Leiden dafür gehalten. — Die Imprägnation des Blutes mit dem Nervenprincip sey zur Erhaltung des Lebens so nothwendig, wie seine Imprägnation mit dem Sauerstoffe der atmosphärischen Luft. Die Störung des Verhältnisses zwischen den Gefäß- und Nervenactionen liefere den Begriff für constitutionelle Irritation. Bey der therapeutischen Behandlung müsse eine umsichtige Leitung und Unterstützung der Nervenkraft die Hauptindication bilden.

Indem wir dieses Werk, von dem wir nur einen kurzen Abriß seines Inhalts zu geben vermochten, mit dem Gefühle inniger Hochachtung vor dem Reichthum des Wissens, den Talenten und der Gesinnung des Verfassers aus der Hand legen, wünschen wir, daß seinen Einwendungen gegen anerkannte Lehren eine reife Prüfung und seinen mitgetheilten Beobachtungen und Erfahrungen eine dankbare Anerkennung zu Theil werde.

M.

### H a m b u r g.

Bey Campe: Erfahrungen über den Lebensmagnetismus und Somnambulismus. Commissions-Bericht an die Königl. med. Academie zu Paris, von Hufson, und Resultate der Praxis einiger Hamburger Aerzte, so wie des Verfassers J. F. Siemers. XXXV und 287 Seiten in 8. 1835.

Brandis erzählt (in seiner Nosologie und Therapie der Cachexien. B. I. S. 92), daß ihm John Abernethy auf die Uebersendung seiner Schrift über psychische Heilmittel geantwortet habe: I have had your book explaind to me, your theory seems to me very ingenious, but for the facts, I must doubt, for we English believe not in the magnetisme. Diese Antwort scheint jener Verfasser übel empfunden zu haben, aber wir wüßten in Wahrheit keine bessere zu geben. Auch wir glauben nicht an den sogenannten Lebens-Magnetismus, und wenn wir nicht sehr irren, so ist ein großer, ja der größte Theil der deutschen Aerzte derselben Ansicht. Es ist hier nicht die Rede von entschiede-

nen pathologischen Erscheinungen, die mit unsern Einsichten vom normalen oder gestörten Lebensproceß in Uebereinstimmung zu bringen sind; nein, es sind Postulate höchst subjectiver Eingebungen, denen wir gehorchen, denen wir alle klaren Begriffe von dem Wechselbezug der geistigen und körperlichen Zustände unterordnen sollen. Mit einem Worte, man verlangt, daß wir Vernunft und Erfahrung unter einen dunkeln, mystischen Glauben gefangen geben sollen. Dahin wird es trotz aller Bestrebungen berühmter und obscurer Scribenten nicht kommen, und der sichere, geprüfte Tact der Engländer wird es am wenigsten dahin kommen lassen. In Frankreich hingegen, wo kaum eine wissenschaftliche Wahrheit fest steht, wo der heutige Tag in den Abgrund wirft, was der gestrige in den Himmel erhoben hat und umgekehrt, wo nur das für den Augenblick gilt, was dem Spiele der übrigen Moden huldigt, da ist nicht zu verwundern, wenn der längst verschollene Mesmerismus wieder zur Sprache und zu Ehren kömmt. Da nun jede Fassung, die in Paris gegeben wird, sicherlich in Deutschland irgendwo wiederhallt, so ist leicht zu begreifen, wie das dort Verhandelte bey uns wieder aufgetischt wird.

Der Verf. vorliegender Schrift meint hiermit das beynabe erloschene Interesse für diese Angelegenheit zu erwecken und theilt erst ausführlich die Beobachtungen der Franzosen, sodann einige aus seinem eigenen Kreiße mit.

Nachdem, wie bekannt, der Commissionsbericht der Academie der Medicin im J. 1784 entschieden gegen das Treiben und die Angaben der Magnetiseurs sich ausgesprochen hatte, und lan-

ge Zeit hindurch im Schooße dieser gelehrten Gesellschaft keine Rede weiter davon war, veranlaßte Foissac, daß im Jahre 1825 wieder eine Commission ernannt wurde zur Entscheidung der Frage: ob die Academie sich mit dem animalischen Magnetismus beschäftigen wolle? Guffon berichtete darauf günstig in der Sitzung vom 21. Junius 1833.

In diesem Berichte werden verschiedene Facta, welche sich der Prüfung der Commission darboten und welche zu Gunsten der magnetischen Behandlung sprachen, aufgeführt. Wir sind auch weit entfernt sie alle für Irrthümer anzusehen; aber wir läugnen den Zusammenhang derselben, so wie jene Beobachter ihn statuieren; wir bestreiten die Folgerungen, welche sie daraus ziehen, und halten es für äußerst schwierig zu unterscheiden, was bey dem Complex der berichteten Zufälle reine Naturwirkung und was individuelle Aufregung oder Verstellung ist. Selbst die Commissions-Mitglieder, die ziemlich geneigt schienen sich bekehren zu lassen, können mehrere Anlässe zu absichtlichen oder zufälligen Täuschungen nicht in Abrede stellen. Sie fanden, daß das bey dem Magnetisieren zu beobachtende Stillschweigen Langeweile und die Müdigkeit Schlaf mache. Bey einem Manne mit einem Aneurysma des Herzens hatte sich dabey der Herzschlag vermindert; bey einer jungen Frauensperson der Pulsschlag vermehrt; auch hatte man bey ihr tiefe Seufzer beobachtet. Als sich einmahl der Magnetiseur statt vor die Kranke hinter dieselbe setzte, bemerkte man weniger Aufregung (S. 28). Bey einem Karrenführer zeigte sich Somnambulismus in einem solchen Grade, daß als man ihn fragte, was ihn schmerze

und er die Hand auf die Brust legte, er antwortete: Das ist die Leber (S. 43). Eine junge Person kündigte an, daß sie an einem bestimmten Tage das Detail über die Beschaffenheit ihres Uebels geben würde; der Tag kam, und sie sagte nichts (S. 45). Von einer Madame Couturier wurde behauptet, daß sie, außer andern Eigenschaften, auch diejenige besäße, die Gedanken ihres Magnetiseurs zu erkennen und die Befehle auszuführen, welche er ihr geistig auferlege; allein alle mit ihr vorgenommenen Versuche widersprachen dieser Behauptung. Demnach, heißt es im Berichte (S. 48) 'hat diese Dame keine der Versprechungen gehalten, die uns gemacht waren, und wir halten uns ermächtigt, zu glauben, daß Herr de Geslin nicht alle nöthigen Vorsichtsmaßregeln genommen hat, um nicht zum Irrthume verleitet zu werden, und daß dieser Mangel an Vorsicht die Ursache gewesen ist, weshalb er an die außerordentlichen Fähigkeiten seiner Kranken glaubte.' Eine andere sollte im somnambulen Zustande eine Stunde bestimmt haben, wo ein Bandwurm von ihr abgehen werde, allein nachdem man von Seiten der Commission alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, um nicht betrogen zu werden, so ging auch nichts ab (S. 50). Man wollte sich über die Clairvoyance vergewissern und man magnetisirte einen gewissen Petit; und siehe da, er äußerte (S. 69), daß er mit der Binde nicht sehen könne. 'Die Augen fand man immer genau geschlossen; man bemerkte indessen, daß der Augapfel sich unter dem Augenlide bewegte, und den verschiedenen Bewegungen der Hände folgte' (S. 73). Um das Vorhersagen vermittelst des Rapports zu



beweisen, wird angegeben, daß ein Epilepticus den Tag bestimmte, wo er einen Anfall bekommen und dann gesund werden würde; allein er starb vorher. Die Sensibilität soll während des Somnambulismus verschwinden, so daß man Operationen (Scirrhi mammae S. 64) vornehmen könne, ohne daß diese empfunden würden. Dieß erfuhrt jedoch die Commission bloß durchs Hörensagen.

Da der Verfasser nicht sicher genug ist, ob Jedermann an dem Mitgetheilten genug haben werde, um die eben so geheime als mächtige Wirkung des thierischen Magnetismus als fest begründete Thatsache hinzunehmen, fügt er noch eigene Beobachtungen wie mehrere seiner Collegen bey.

Ein junges Mädchen, welches in Folge von Schreck an Lähmung litt und der ihr Arzt 'gegen die häßlichen menschlichen Erscheinungen bey Nacht' ein Amulet gegeben hatte, wurde nach 11 Monaten hergestellt (S. 147). Durch bloßes Einhauchen in den Mund eines andern siebenzehnjährigen Mädchens heilte der Arzt, welcher selbst an Catarrh litt, augenblicklich den Catarrh der Somnambule (S. 152). Ein an Syphilis Leidender machte schon im Vorbeygehen, in einem Garten, auf eine wachende Kranke einen sehr übeln Eindruck (S. 155). Während die Cholera in Hamburg grasierte, sprach eine magnetisch Behandelte viel über die Cur dieser Krankheit. Der Verfasser wandte die Präservativ- und Curativmittel an, jedoch ohne den mindesten Erfolg. Es schienen ihm, wie er selbst zugibt (S. 213), alle diese somnambulen Ausfagen bloße Eingebungen des Tagesgesprächs

gewesen zu seyn. Dieselbe Person verlangte von einer Kranken, um mit ihrem Zustande genau vertraut zu werden, daß sie sich in den Finger stechen solle, um ihr Blut kosten zu können (S. 215). In einem anderen Falle (S. 224) kostete sie den Stuhlfgang. Der Verfasser zog sich übrigens von dieser merkwürdigen Somnambule später zurück, 'da sie versucht hatte, ihn durch einen fingierten Brief in der Art zu hintergehen, daß er glauben sollte, eine ihrer Aussagen, einen entfernten Todesfall betreffend, würde durch dieß Schreiben bestätigt' (S. 227).

In einem Anhange (S. 237 bis ans Ende) liefert der Verfasser noch eine theoretische Darstellung, namentlich des Somnambulismus. Sie mag den, für welchen dieser Gegenstand Wesen und Inhalt besitzt, interessiren; wer aber in seinem Innern vergeblich nach einem Anfluge an solche Theoreme sucht, wer keinen Strahl solcher Offenbarungen empfangen, dem bleibt auch ihr Verständniß ganz und gar verschlossen.

Wie Ref. über die Erscheinung des thierischen Magnetismus im Ganzen von physischer und psychischer Seite denkt, darüber hat er in diesen Blättern vor 8 Jahren (1828. St. 104. S. 1039) sich geäußert. Seine damalige Ansicht hat sich seitdem nur mehr und mehr befestigt.

M.

---

G e t t i n g e n  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

144. Stück.

Den 10. September 1836.

Quedlinburg und Leipzig.

Anakreon, nach seinem Leben beschrieben und in seinen poetischen Ueberresten nebst deren Nachahmungen übersetzt und erklärt vom Professor Franz W. Richter, Rector des gemeinschaftlichen Hennebergischen Gymnasiums zu Schleusingen. 1834. Octav. (in der Beckerschen Buchhandlung).

Schon das saubere Aeußere empfiehlt diese neue Uebersetzung der Anakreontischen Lieder und der wohlbekannte Name des Uebersetzers bürgt für ihren innern Werth. Während die früheren Uebersetzer meist nur die unechten Anakreontica verdeutscht haben, hat Herr R. einen großen Theil der anerkannt echten Reste des Leisichen Dichters mit übersetzt. Er hat dabey die Mehlhornsche 1825 erschienene Ausgabe zu Grunde gelegt, die ihre Vorgängerinnen weit hinter sich läßt, und dadurch ist manches in metrischer Hin-

sicht hier zum ersten Mahle richtig übersetzt. Der Uebersetzung selbst geht eine fleißig gearbeitete Biographie des Dichters voran: die hinzugefügten Anmerkungen sollen theils solchen Lesern, die keine gelehrte Bearbeitung des Textes daneben halten, die Uebersetzung verständlich und genießbar machen, theils das Verfahren des Uebersetzers rechtfertigen, wenn er sich zu Abweichungen von Mehlhorn oder zu eigener Zurechtstellung des corrupten Textes genöthigt sah.

Herr Richter hat den leichten Ton der Anakreontischen Lieder im Ganzen sehr gut getroffen: in den meisten Fällen vergißt man, daß man eine Uebersetzung vor sich hat. Auch ist der Sinn der Urschrift in solchen Stellen meist richtig wieder gegeben, wo nicht Schwierigkeiten obwalten: wo Herr R. selbst erst den Weg bahnen muß, kann man höchst selten mit seinen Ansichten sich einverstanden erklären, mag man auf Metrik oder auf Sprache sehen. So wird in der versuchten Herstellung von fr. XIV Metrum und Sprache gleichmäßig verlegt: nicht minder unglücklich ist die Behandlung von fr. XVII. XXVI. XXXIII. XXXVII. XLI und mancher andern Stelle; namentlich ist unter den vorgeschlagenen Aenderungen in den Anakreon-teen kaum eine und die andere beachtenswerth. Aber das ist bey dem Zwecke des Büchleins Nebensache und wir können von diesen Schwächen abgesehen allen denen, die Uebersetzungen lieben oder bedürfen, diese, so wie die von demselben Verfasser früher erschienenen der Sappho u. a. bestens empfehlen.

Ganz anders würde freylich die Bearbeitung der echten unschätzbaren Reste des Dichters aus-

gefallen seyn, hätte Herr Richter die zu gleicher Zeit in

### L e i p z i g

erschienene ausgezeichnete Bearbeitung derselben von Theodor Bergk benutzen können. Dann würde die Zahl der Bruchstücke um ein Bedeutendes vermehrt, irthümlich Aufgenommenes ausgeschieden und namentlich die Anordnung nach den Metris anders angelegt worden seyn. Ferner würde sich fr. IX. aus einem Gebet an Ceres in ein Gebet an Dionysos verwandelt haben, obwohl die evidente Besserung von Empirius, worauf diese Auffassung beruht, Widerspruch gefunden hat; dann hätte Herr R. auch dem Artemon schwerlich ‚Ochsenhüften‘ angedichtet, s. fr. VII, 2.

Ein Theil der Reste des Anacreon scheint von Herrn R. richtiger behandelt zu seyn, als von Herrn Bergk. In der Anthologia Palatina finden sich 19 Epigramme unter Anacreons Namen: bey Bergk stehen sie S. 272 ff. Während dieser treffliche Gelehrte sagt: *Unum tantum alterumve inest, quod satis probabili ratione ad Anacreontem possit referri*, scheidet Herr R. nur vier aus, N<sup>o</sup>. CXXI—CXXIII (Bergk XII. XVII. XVIII), deren Unechtheit die Chronologie erweist, und ein in der Anth. Pal. VI, 144 (Bergk XI) zufällig unter Anacreons Namen gestelltes, das dem Simonides von Keos zugehört. In den übrigen findet Hr. R. nichts, das an ihrer Echtheit zweifeln ließe. Und zwar mit vollem Rechte, da sämtliche Epigramme den echten Character des alten Epi-

gramms an sich tragen, d. h. Einfachheit und Bestimmung für einen practischen Zweck. Nur im XIX. Epigramm, bey Richter XLIV, erkennt Bergk mit Recht den Anfang eines längern Gedichts, wie der Ton und das Metrum beweiset. So verblieben denn dem Anacreon funfzehn Epigramme und die rechnen wir unbedingt zu den kostbarsten Ueberbleibseln dieser Gattung der Hellenischen Poesie, in der Simonides, Zeitgenosse und Freund Anacreons, weit den ersten Platz einnimmt. Bergk läßt nun für echt nur folgende Epigramme gelten: I. III. V. ('Anacreontisne sit nec ne non ausim iudicare') X. XIII. XIV. (aber nur unter der Bedingung, daß für σαμα geschrieben werde σήμα) XV. XVI. Die übrigen hält er mit theils größerer theils minderer Entschiedenheit für unecht. Die Gründe werden meist nicht angegeben, doch erräth man leicht aus einzelnen Aeußerungen, daß der Dorische Dialect Bergks Urtheil bestimmt und getrübt hat. So kommt im VIII. fr. vor ῥυσαμένα und δυσαχέος, wofür Suidas ῥυσαμένη und δυσηχέος bietet, 'quae recepissem, si Anacreontis hos esse versus constaret.' Und fr. IX., wo σάν, Θεσσαλίας und Ἐχερατίδας stehen, sagt Herr Bergk: Quod si ab Anacreonte haec profecta sunt, certe antiquam formam exuerunt.' Nun hat aber Unterzeichneter anderweitig nachgewiesen, wie der Dialect der echten Epigramme älterer Dichter sich je nach dem Vaterlande dessen, für den das Gedicht bestimmt, oder nach dem Orte, wo es eingegraben werden soll, richtet. Auch Anacreons Epigramme bestätigen diese in der Natur der Sache selbst begründete Annahme: Epigr. II.

ist für den Korinthier Pheidolaß geschrieben und deshalb Dorisch; Epigr. IX ist für den Theffalier Ekekratides gedichtet und deshalb im Dorischen Dialecte; bey Epigr. V. VI. VII. VIII. XIV., welche Dorische Formen zeigen, ist freylich das Vaterland der darin erwähnten Personen unbekannt, indeß wird der Schluß nicht voreilig seyn, daß sie sämmtlich für Dorier bestimmt waren. Nur Epigr. VIII würde Ref. *ῥοσαμῆνῃ* und *δυσνηχέος* mit Suidas lesen, da im zweyten Verse *Ἀθηναίης* steht und die Mischung der Dialecte bey ältern Epigrammendichtern ein gar zu lange geduldetes Monstrum ist.

So eben erschien in

### Schleußingen:

Simonides d. ä. von Keos nach seinem Leben beschrieben und in seinen poetischen Ueberresten übersezt vom Prof. Franz W. Richter, Rector u. s. w. 1836. 4.

Der Herr Verf. berichtet am Ende der Lebensbeschreibung des Dichters p. XXIV, er habe die Bearbeitung der Simonideischen Gedichte des Ref. erst zu Gesicht bekommen, 'als bereits der letzte Bogen dieser Lebensbeschreibung und Schrift überhaupt gedruckt werden sollte.' Diese Worte lassen eine doppelte Deutung zu: entweder hat Herr R. das freylich offenbar erst nach dem Drucke der Uebersetzung selbst eingetroffene Buch doch noch bey der Abfassung der Biographie benutzt oder nicht benutzt. Es thut dem Ref. leid, behaupten zu müssen, daß Ersteres

in einem starken Grade geschehen ist, obwohl in der Vorrede versichert wird: 'die Lebensbeschreibung des Dichters habe ich wieder nach eigener Forschung möglichst genau und vollständig zusammengestellt.'

Erklärlich ist es sonach, wie Ref. dem meisten in der Biographie und Characteristik des Dichters Gesagten vollkommen beystimmt: gefördert ist die Untersuchung indeß in nicht einem einzigen Puncte. Einen sehr widerlichen Eindruck macht aber die in derselben herrschende Sprache. Wer kann ohne Unwillen solche Ziererey lesen, wie p. X: 'Von seiner Kindheit — wissen wir wenig Zusammenhängendes, und dieß nur sorgsamst zusammengesetzt oder zusammengeflügelt (!) aus allen Winkelchen des klassischen Alterthums; denn der bekannte Plutarch Hellenischer Dichter, Chamäleon — ist in der Sündfluth späterer Schriftstellerey mit ertrunken.' Oder p. XVII: 'Lezten Asterschlusses würde ich mit keiner Sylbe gedenken, fände ich ihn nicht wirklich bey einem der neueren Literaturschreiber, von jener Spielart einem, die in Ermangelung gelehrten Rüstzeugs den Helden einer Lebensbeschreibung nöthigenfalls theilweise mit einem selbstgemachten von Jenem nie gelebten Leben, beschenkte.' Und gar p. XIX: 'Durch dieselbe Fürstentugend wußte er den Dichter zu fesseln, dem das Alterthum den negativen Pol dieses Magneten (des Geldes) in beträchtlichem Grade beylegt.' Aber endlich gar ebendasselbst: 'Auch starb er (Aeschylus) hier ziemlich gleichzeitig mit Simonides, bekanntlich durch das Versehen eines Adlers, der eine Schildkröte statt auf einen Stein, auf das kahle tragische Dich-



terhaupt fallen ließ.' — Geradezu unausföhrlich ist folgender Satz p. XX: 'Die eifersüchtige Feindschaft (zwischen Pindaros und Simonides) — scheinen bloß Scholiastennasen aus 4 Stellen herausgewittert zu haben, und wie sehr diese sich auch hier verrochen, — so glaubten an ihre Tradition doch die Literaturschreiber mit frommer Orthodorie.'

In der Uebersetzung stehen die Epigramme voran, echte und unechte ohne Unterschied: von Berichtigung des oft unglaublich fehlerhaften Textes findet Referent keine Spur. So steht Ep. 33:

Trauern die Freund' und zugleich Pole, die  
sämmtliche Stadt.

Man vergl. des Ref. Ausgabe Epigr. 177, 2. Epigr. 55 (Ref. 212) werden die Worte Πόδια, πύξ, Πόδιος überseht: 'Rhoder, mit pythischer Faust.' Wer kann das verstehen? Doch der Mißverständnisse sind zu viel, als daß sie hier aufgezählt werden möchten, wie z. B. Ep. 60 total verunglückt ist.

Bruchstücke sind im Ganzen — zwölf! überseht und von denen gehen mehrere ab, die dem ältern Simonides von Amorgos, dem Jambo-graphen zukommen, nämlich vier, №. 86. 88. 89. 90. So bleiben dem Keer acht! Und die allerherrlichsten fehlen gerade, z. B. das Enkomion auf die in den Thermopylen Gebliebenen, ja gar die Danae, das allerzarteste Gedicht des ganzen Alterthums, das allein im Stande wäre, in Simonides einen der größten Dichter aller Zeiten erkennen zu lassen. Im Anhang kommt dann nebst andern dem Simonides von Keos

nicht angehörigen Stücken das Gedicht von den Weibern mit der Note: 'Vielleicht von Simonides von Amorgos. Unseres Dichters ist der Inhalt größtentheils unwürdig.'

Erklärende Anmerkungen fehlen diesmal: 'die Texteskritik des Originals aber, die bey einer Uebersetzung doch am Ende meist nutzlos ist, habe ich für eine nächstens erscheinende Ausgabe des Simonides aufgespart.' So berichtet die Vorrede p. VI. Sollte das Ernst werden, so würde Herr R. erst noch ganz andere Studien machen und sich in Metrik, Grammatik, und besonders in seinen Begriffen von Griechischer Poesie noch fester setzen müssen.

Schneidewin.

### L e i p z i g.

In Baumgärtners Buchhandlung, 1836: Synonymisches Handwörterbuch der Lateinischen Sprache von Dr. Ludwig Ramshorn. XXXXVIII und 381 Seiten in gr. Octav.

Die Grundsätze, nach denen der Verf. sein größeres Werk über Lateinische Synonymik (G. g. U. 1833. S. 1070) bearbeitet hat, darf Ref. wohl als bekannt voraussetzen, da sich jenes Buch bereits einer sehr günstigen Aufnahme erfreut und den Eifer für Römische Sprachforschung gewiß noch mehr beleben und auf neu betretener Bahn zu einem sicherern Ziele leiten wird. Für das Bedürfniß der Schulen soll nun vorliegendes Handwörterbuch in einem zweckmäßigen Auszuge aus jenem größern Werke alles enthalten, was zu einer gründlichen Kenntniß der Lateinischen

Sprache nothwendig ist, und worüber die gangbaren Wörterbücher keine, oder nicht hinreichende Auskunft geben. In möglichster Kürze und Deutlichkeit sucht es dem Latein Schreibenden sein Urtheil bey zweifelhafter Wahl der Wörter zu bestimmen, und neben der Erleichterung eines tiefern Sprachstudiums das Verständniß der Lateinischen Schriftsteller nach Kräften zu fördern. Der Verf. hielt es, dem obigen Plane zufolge, für unnöthig, solche Synonymen aufzuführen, die sehr selten vorkommen, oder auch solche, die nicht leicht verwechselt werden können. Der etymologische Theil, worauf im größeren Werke viel Fleiß gewandt ist, tritt bey der praktischen Bestimmung des Handwörterbuchs mehr in den Hintergrund zurück. Jedoch ist das Stammwort überall angegeben, wo es nur dunkel durchschimmert und selbst für das geübtere Auge nicht leicht zu erkennen ist. Und in wie vielen Fällen ist nicht die etymologische Bestimmung zur genauen Auffassung des Begriffes eines Wortes unumgänglich nöthig! Die Deutschen Wörter, welche mit den Lateinischen gleichen Ursprungs zu seyn scheinen, sind durch den Druck besonders ausgezeichnet worden. Bey andern Synonymen springt nach Absonderung der Formen und der Vorsylben das Wurzelwort von selbst in die Augen. Was nun aber die Begriffsbestimmung und die Exegese anlangt, so ist diese, entfernt von allen weitläufigen Deductionen, doch auch unbeschadet der Klarheit und Sicherheit, in möglichster Kürze mitgetheilt worden. Besonders ist die große Anzahl von Beyspielen sehr zusammen geschrumpft, indem der Verf. nur die treffendsten zur Erklärung des Begriffes eines Wortes ausgewählt hat.

Andre gelehrte Citate gelehrter und ungelehrter Werke fielen von selbst weg. Doch ist auch manche passendere Beweisstelle jetzt erst hinzugekommen, die das größere Werk nicht hat. Endlich erscheint hier die Formenlehre in größerer Vollständigkeit und Correctheit, als früher; und das mit Recht. Denn oft beruhen gerade die feinsten synonymischen Begriffsverschiedenheiten der meisten Wörter auf der Form, und werden sehr häufig verwechselt oder übersehen.

Man hat sich in den neuesten Zeiten von der Wahrheit des Grundsatzes überzeugt, daß synonymische Forschungen ohne etymologische Unterlage nie zu dem erwünschten Ziele durchdringen können. Bey praktischen Hülfsmitteln für Schulen kömmt freylich auf die strenge Durchführung dieses Grundsatzes weniger an, als bey Werken, welche auf wissenschaftliche Gründlichkeit Anspruch machen, und die Grenzen der Sprachwissenschaft erweitern wollen. Erst nach sicherer Erforschung der Abstammung eines Wortes läßt sich aus seinen Elementen der Grundbegriff desselben feststellen. Aber wo sind hier die Grenzen zu bestimmen, die dem Etymologen ein endliches Ziel setzen sollen, sobald er annimmt, daß der Ursprung des zu erforschenden Wortes nicht im Gebiete der Lateinischen Sprache selbst, sondern vielmehr im fernsten Oriente im Zend zu suchen ist, und sobald er sich gestehen muß, daß ihm diese einzige Ursprache eben so fremd sey, als die unmittelbar aus dieser abgeleiteten Dialecte des alten Indiens? Sucht er den Stamm seines Wortes in der näher liegenden Germanischen oder Griechischen Sprache, so verfehlt er ja offenbar

seinen Zweck, indem er auch von diesen beiden Sprachen bekennen muß, daß sie aus entferntern Dialekten abgeleitet und aus verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt sind, so daß er sich genöthigt sieht, den Stamm des einen Wortes in diesem, und den eines andern in jenem Dialekte aufzusuchen. Und wie viele Fälle gibt's, wo sich für dasselbe Wort buchstäbliche Aehnlichkeiten in den verschiedensten Sprachen finden, von denen doch Niemand behaupten kann, daß sie aus einander entsprungen sind! Steht nicht der Willkühr hier alles frey? Ein Volk, wie die Römer, das selbst auf die Ehre, Autochthonen des Landes zu seyn, wo es wohnte, nie Ansprüche machte, sondern am liebsten seine Stammväter im fernen Auslande suchte, mußte schon vor seiner ersten Ansiedelung an der Tiber durch manchen Wechsel des äußern und innern Lebens gegangen, und mit manchem fremden Volke in freundliche oder feindliche Berührung gekommen seyn. Es bestand schon an und für sich aus sehr verschiedenen Elementen, und nahm in den frühesten Zeiten seines politischen Daseyns in Italien einen noch stärkern Zusatz des Fremdartigen in sich auf, so daß an eine einfache, reine und selbstständige Sprachentwicklung nicht zu denken war. Auch brachte der lebhafteste Verkehr mit andern Italienischen Völkern, die sich zum Theil für Autochthonen ausgaben, zum Theil aber auch fremde Pflanzler waren, beständig eine Menge neuer Begriffe und folglich auch neuer Wörter in Umlauf, deren Ursprung jetzt Niemand nachweisen kann, weil jede Spur von jenen Volksstämmen verschwunden ist. Wie oft mag nicht in vorkommenden Fällen die Form für ein Stamm-

wort, oder dieses für ein abgeleitetes und umgekehrt gehalten werden! Aehnlichkeit der Grundlaute ist auch nicht immer ein sicheres Zeichen gleicher Abstammung. Oft finden sich dieselben Grundlaute in den verschiedensten Sprachen für die entgegengesetztesten Begriffe. Gewöhnlich urtheilt man zu voreilig, besonders wenn man den Wörternvorrath derjenigen Sprachen, in deren Dunkel man die Wurzeln verborgen glaubt, selbst nicht in ihrem ganzen Umfange kennt, und nur für einzelne Fälle vergleichende Sammlungen zur Hand nimmt, wie es bey den meisten Sprachvergleichungen der Fall ist.

Mit Recht behauptet der Verf., daß nur das Verhältniß der gesammten Anzahl der Stammwörter, als der Grundlage einer jeden Sprache, den Grad der Verwandtschaft einer Sprache mit einer andern und ihre Abstammung bestimmen könne; nicht die Formen, Zusammensetzungen und Constructionsweisen, die bey dem Bedürfniß gegenseitiger Mittheilung erst durch besondere Eigenthümlichkeiten der Denkweise, der Sprachorgane, des Klima's und des Bodens, und durch specielle Verhältnisse eines Volkes zu einem Nachbar bedingt werden, und oft den verschiedensten Sprachen gemein sind. Eine Nachbildung der Griechischen Form gesteht der Verf. daher der Lateinischen im Einzelnen zu; aber die eigentlichen Wortstämme findet er vorläufig im Teutonischen, vermuthet jedoch zugleich eine noch entferntere Quelle in einer allen Europäischen Sprachen gemeinschaftlich zum Grunde liegenden unbekanntem Ursprache. Gleichzeitig mit der Lateinischen Sprache waren in Europa von Westen nach Osten zu

die Iberische oder Basckische, die Celtische, die Teutonische, die Griechische und Slavische, von denen man jetzt nachzuweisen sucht, daß sie sich in Asien an die Altperfsische und Sanscritsprache anschlossen. Die Lateinische Sprache, am äußersten südlichen Ende des Teutonischen Sprachgebiets einheimisch, und späterhin ganz von demselben geschieden, hat sich der neuen Ansicht zufolge, in ihren Compositionen selbständig gebildet, und sich von ihrer Schwester, der Deutschen, äußerlich oder formell entfernt; und wenn daneben viele Lateinische Wörter (nur noch in den ältern Celtischen Dialekten, im Bretonischen, Galischen, Esthnischen, und im noch ältern Basckischen wiederzufinden sind, so müssen wir sie im Deutschen für ausgestorben erklären; und die Aehnlichkeit anderer Lateinischer Wörter mit orientalischen Wurzeln, soll auf ein früheres Daseyn derselben im fernen Osten hindeuten, woher auch die Verwandtschaft mit dem Griechischen stammt. Nun werden aber den neuesten Forschungen zufolge gerade die meisten Wörter von denjenigen, die der Lateinischen und Deutschen Sprache gemeinschaftlich, der Griechischen aber fremd sind, im Altperfsischen und im Sanscrit ohne bedeutende Verschiedenheit angetroffen; ungleich weniger Griechische. Ja nach Klaproth sind noch viele Lateinische und Deutsche Wörter in den Sprachen solcher Nationen wieder zu erkennen, die ja bereits im höchsten Alterthume die Ursitze des Menschengeschlechts auf dem Himalaja-Gebirge verlassen haben, in denen der Mandschu und Mogolen und im Hebräischen. — Selbst die Lateinische Formlehre hat mit dem Sanscrit mehr Aehnlichkeit als mit dem Griechischen; und wenn dieß

mit dem Teutonischen weniger der Fall ist, so betrachtet der Verf. dieß als eine Folge des nördlichen Klima's. Kurz er zieht aus diesen Thatfachen den Schluß, daß die Grundstoffe der Lateinischen Sprache noch vorhanden sind, und daß weder der Verkehr der Lateiner mit Griechen, von denen sie nie unterjocht worden sind, noch gewaltsame Vertreibungen aus ihrer Heimath, was nie geschehen ist, noch fremde Unterwürfigkeit, die sie nur theilweise und auf kurze Zeit erlitten haben, der Eigenthümlichkeit ihrer Sprachentwicklung hat schaden können. Eben so wenig, behauptet er, kann die Deutsche Sprache je ihre Selbständigkeit verloren haben. Wohl manchen einzelnen Ausdruck für fremde Gegenstände haben die Deutschen von den Römern angenommen, besonders seitdem die Priester und Hofleute sich der Lateinischen Sprache in Deutschland bedienten; aber die einheimische Landessprache im Munde des Volks hat dadurch nie gelitten. Endlich liefert nach des Verf. Meinung die Vergleichung des Deutschen mit dem Lateinischen und Sanscrit auch den augenscheinlichsten Beweis, daß selbst die Zeit die ältesten Grundlagen der Deutschen Sprache nicht hat verwischen können. Eben die Abwandelung der Bedeutungen ihrer Urwörter im Fortgange ihrer Bildung soll ihr hohes Alter beweisen; völlige Uebereinstimmung derselben mit den nämlichen Lateinischen Wörtern würde den Uebergang der letztern nach Deutschland beurfunden. Diese Abwandlungen aber sollen theils nahe verwandt seyn mit der Urbedeutung, theils tropisch, so daß sich immer aus derselben jene leicht ausmitteln läßt.



## L o n d o n.

For John Churchill: The Pathology and Diagnosis of Diseases of the Chest; illustrated especially by a rational Exposition of their physical Signs; With new researches on the Sounds of the Heart. By Charles J. B. Williams. Third edition. 1835. XVI und 212 Seiten in Octav.

## B e r l i n.

Bei August Hirschwald: Zur Diagnostik der Lungen- und Herzkrankheiten mittelst physicalischer Zeichen. Mit besonderer Berücksichtigung der Auscultation und Percussion. Von Dr. P. F. Philipp, pract. Arzte in Berlin. 1836. XIV und 358 Seiten in Octav.

Vorstehende beide Schriften gewähren bis jetzt die beste Anleitung sich mit den physicalischen Zeichen der genannten Krankheiten vertraut zu machen. Sie sind aus sorgfältiger Vergleichung fremder Beobachtungen und aus reicher eigener Erfahrung hervorgegangen. Ihre Darstellungsweise ist leicht faßlich; die bereits gewonnenen Resultate wie die noch unaufgeklärten oder sich widersprechenden Angaben sind fast durchgehends mit Kritik und im Interesse der Wahrheit abgehandelt. Der Gegenstand wird mit Wärme empfohlen, gewürdigt, nicht

überschätzt. Nur Männer, welche Jahrelang mit der Anwendung des Stethoskops in großen Hospitälern sich beschäftigten, haben ein Recht über den Werth oder Unwerth dieser Zeichen sich auszusprechen; das bloße allgemeine Hin- und Herreden über die Zulässigkeit dieser wichtigen diagnostischen Hülfsmittel ist werthlos.

Als vor 6 Jahren, bey Gelegenheit der Anzeige des Meisterwerkes von Laennec in diesen Blättern (1830. St. 57 — 59) auf den Nutzen wie auf die Nothwendigkeit dieser neuen Prüfungs-Methode hingewiesen wurde, war diese an manchem Orte noch etwas Unerhörtes. In etwas haben sich die Zeiten geändert. Bedeutende Entdeckungen, wissenschaftliche Wahrheiten können auf die Dauer nicht völlig ignoriert werden. Gewöhnliche Practiker mögen die neueren Richtungen unbeachtet lassen oder verkennen; academische Lehrer, namentlich Vorsteher klinischer Lehranstalten dürfen nicht so verfahren. Eine Zeitlang können die Lücken verdeckt werden; allein die Kluft zwischen dem Scheine, dem Wesen, und der äußeren Anforderung wird um so größer.

M.

---

G ö t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e - A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

145. Stück.

Den 12. September 1836.

---

Paris. Turin.

Wir können es nicht anstehen lassen, den Lesern dieser Blätter von zwey neu erschienenen wichtigen Werken Nachricht zu geben, die, wenn auch verschieden, doch in Beziehung auf einander stehen, wenn wir gleich mit einer Anzeige uns werden begnügen müssen, da eine ausführliche Critik nicht nur wegen des Inhalts, sondern auch wegen des Mangels an den erforderlichen Schriftzeichen nicht sofort Statt finden kann:

*Grammaire Egyptienne, ou principes généraux de l'écriture sacrée Egyptienne, appliquée à la représentation de la langue parlée; par Champollion le jeune; publiée sur le manuscrit autographe, par l'ordre de M. Guizot, ministre de l'instruction publique. XXIII u. 245 S. Fol. MDCCCXXXV.* (bey Gebrüder Firmin Didot).

*Lexicon Linguae Copticae studio Amadei Peyron, Professoris linguarum*

Orientalium in Taurinensi Athenaeo, Equitis etc. XXVII u. 470 S. fl. Fol. MDCCCXXXV. (ex regio typographeo).

Die Herausgabe des ersten dieser Werke der Aegyptischen Grammatik, verdanken wir dem ältern Bruder des verewigten Verf., Hn Champollion Figeac; der in der Vorrede von seinem Verfahren dabey genaue Nachricht gibt. Das Werk selbst war die letzte, und also auch die reifste, Frucht der Studien des Verewigten, durch welche er nach seiner eigenen Aeußerung auf seinem Todtenbette hoffte: *qu'elle serait sa carte de visite à la postérité.* Eine Hoffnung, an deren Erfüllung wir nicht zweifeln. Das Werk muß aber zuerst als typographisches Denkmal betrachtet werden, ehe wir vom Inhalte sprechen. Es war hier eine der schwersten Aufgaben zu lösen. Der Französische Text ist stets unterbrochen durch Hieroglyphen, theils einzelnen, theils in ganzen Reihen. Diese Schwierigkeiten konnten nicht durch die Druckerpresse überwunden werden; man nahm dabey die Lithographie zu Hülfe. Hier zeigte sich aber eine neue Schwierigkeit. Die hieroglyphischen Texte konnten nicht etwa in einem eigenen beygelegten Atlas gegeben werden, wenn man den Gebrauch des Werkes nicht äußerst erschweren wollte, sie mußten stets der Stelle des Französischen Textes, auf die sie sich beziehen, beygefügt, und also in das Buch selbst aufgenommen werden. Man ergriff daher das Mittel daß erst von jedem Bogen der Französische Text gedruckt, und für die hieroglyphischen Texte ein leerer Raum gelassen ward, und erst wenn die erstern durch die Correctur gegangen und abgedruckt waren, wurden die hieroglyphischen Texte, theils ohne, theils mit Farbe eingetragen. Auf diese Weise ist durch die ganz neue Verbindung

der Druckerey mit der Lithographie es möglich geworden das vorliegende Werk an den Tag zu fördern; was wohl nur in einer Werkstatt wie die Didotsche ausführbar war. Welche Sorgfalt es aber erforderte, nicht etwa einige einzelne oder wenige, sondern so viele tausende hieroglyphische Zeichen und Texte gehörigen Orts einzutragen, davon kann erst die eigene Ansicht des Werks einen Begriff geben.

Vorgesezt ist der Discours préliminaire, womit der verewigte Verfasser seine Vorlesungen über die Aegyptische Grammatik eröffnete. Sie enthalten eine historische Uebersicht der früheren Versuche zu der Erklärung der Hieroglyphen, und demnächst seines eigenen Verfahrens, was wir als bekannt mit Stillschweigen übergehen können.

Der vorliegende Band enthält in IX. Kapiteln erst die kleinere Hälfte des Werks; die zweyte größere wird dem zweyten Bande vorbehalten. Die Kapitel sind folgende:

I. Noms, Formes et disposition des caractères sacrés. Es werden hier zuerst die Abbildungen der Gegenstände, deren sich die Hieroglyphenschrift bediente, nach den verschiedenen Classen derselben gegeben; darauf die Abkürzungen derselben, woraus die hieratische Schrift hervorging, dargelegt, und zulezt von der Stellung (Disposition) der Zeichen gehandelt.

II. De l'expression de signes, de leur différentes espèces, et de leur lecture. Es werden in demselben die drey Arten der Zeichen: die Caractères figuratifs (Abbildungen der Gegenstände selbst); Caractères tropiques (symbolische Zeichen), und die Caractères phonétiques (Buchstaben) die wichtigsten von allen,

von denen Champollion der Entdecker war, dargestellt, und von den letzten am Schlusse ein Verzeichniß in einem großen Tableau gegeben.

III. De la représentation des noms communes de la langue orale. Nach sechs verschiedenen Classen: durch Abbildungen, durch Symbole, durch gemischte Zeichen, durch phonetische, durch abgekürzte phonetische, Darstellung (représentation) zusammengesetzter Namen.

IV. De signes determinatifs des noms communs. Zeichen, durch welche Species und Geschlecht bezeichnet werden.

V. De noms propres et de leur determinatifs. Die echt Egyptischen Eigennamen hatten alle Bedeutung. Namen von Göttern, Göttinnen, heiligen Thieren, Personen, einheimischen und auswärtigen; Königen, Ländern und Städten. Eins der reichsten und wichtigsten Kapitel für die Geschichte.

VI. Des marques de la pluralité. Zeichnungen des Dualis und des Pluralis.

VII. Des articles. Die das Geschlecht, die Zahl, und den Besitz bestimmenden Artikel; die Demonstrativa.

VIII. Rapport des noms. Die Egyptische Sprache hat keine eigentliche Declinationen. Sie hilft sich entweder durch die Stellung des Wortes, oder durch Präpositionen. Erläuterung davon.

IX. Des mots et de signes qui servent à la numération. Das Egyptische Zahlensystem ging ursprünglich aus ihrem Schriftsystem hervor. Man gebraucht aber auch eigentliche Ziffern nach dem Decimalsystem. Der Abschnitt

ist mit großer Ausführlichkeit behandelt, erlaubt aber ohne Beyfügung der Zeichen keinen Auszug.

Der zweyte Band wird die anderen Redetheile umfassen. Ein weites Feld ist also nun der Untersuchung geöffnet; wir hoffen und wünschen daß sie zu genügenden Resultaten führen wird.

Das Coptische Lexicon des Hn Professor Peyron, die Frucht zehnjähriger Arbeit, steht schon deshalb mit dem obigen Werke in Verbindung, weil es auf Antrieb und Bitten des Hn Champollion verfaßt wurde. Der Verf. erklärt aber auch ausdrücklich, daß es nicht der Coptischen Literatur wegen, die zu wenig Belohnung darbiere, ausgearbeitet sey, sondern als Schlüssel zu der Hieroglyphen-Erklärung auf den Altägyptischen Denkmählern dienen solle, da die Altägyptische Sprache sich nur durch das Coptische erklären lasse. Von dem ältern Wörterbuch von La Croze unterscheidet es sich so wohl durch seinen Umfang als durch seine Einrichtung. Es umfaßt alle drey Coptische Dialecte, den Basmurischen, Thebaischen und Memphitischen; da bey La Croze der erste ganz fehlt, und von dem zweyten nur Weniges gegeben ist. Benutzt als Quellen sind von dem Verfasser erstlich alle bisher gedruckten Coptischen Schriften; außerdem aber die Pariser und die Turiner Handschriften, letztere sieben an der Zahl, wozu, wie von einigen andern Hülfsmitteln das Verzeichniß beygefügt ist. Auch die Vaticanischen und Orfurter Handschriften zu benutzen, stand nicht in seiner Macht: Ein Mann kann nicht Alles. Aber nicht bloß durch die größere Vollständigkeit zeichnet sich dieß neue Wörter-

buch vor dem von La Croze aus, sondern auch durch seine Einrichtung. Wenn in dem letztern die alphabetische Ordnung beobachtet ist, so hat der Verfasser dagegen die etymologische befolgt. Nach der Methode von Stephanus und Scapula in ihren Griechischen Wörterbüchern ist auch dieß Coptische eingerichtet. Indem der Verfasser bey den Wurzelwörtern der alphabetischen Ordnung folgt, sind unter jedem Wurzelworte die abgeleiteten aufgeführt. Der Verfasser zeigt in der sehr lesenswerthen Vorrede weshalb dieß für das Studium der Sprache und der Anwendung auf das Altägyptische durchaus erforderlich, aber auch durch den Genius der Sprache, in der man die Ableitungen sehr leicht erkennt, vorgeschrieben gewesen sey. Die Wurzelwörter sind mit größerer, die abgeleiteten mit kleinerer Schrift gedruckt. Jedem Worte sind außer der Lateinischen Uebersetzung die nöthigen Citate so wohl aus gedruckten Büchern als den verglichenen Handschriften beygefügt, mit der Bestimmung wo es vorkommt. Zur Erleichterung des Auffindens aber ist am Schlusse des Werks ein Index vocum latinarum nach der Uebersetzung in alphabetischer Ordnung, mit steter Rückweisung auf die Seite wo es zu finden ist, beygegeben.

Die Leser werden nun einsehen in welchem Verhältniß diese beiden Werke gegen einander stehen, und in wie fern durch ihren gemeinschaftlichen Gebrauch der Weg zu der Erklärung der Alt-Egyptischen schriftlichen Denkmähler gebahnt ist. Allerdings ist es deshalb noch keine leicht zu betretende Bahn; das Werk von Champollion erfordert ein lange fortgesetztes Studium, bis man mit dem Inhalt desselben vertraut geworden ist. Indes, da jetzt die ersten



und größten Schwierigkeiten besiegt sind, da die Bahn eröffnet ist, wird es auch an Nachfolgern nicht fehlen, welche dieselbe betreten. Ob man das vorgesezte Ziel, die Erklärung der Egyptischen schriftlichen Denkmähler völlig erreichen wird; läßt sich nicht voraus bestimmen. Sollte es aber auch nur theilweise geschehen, so wäre es nicht weniger wünschenswerth, und es kann nicht unpassend scheinen darüber noch einige Bemerkungen beuzufügen.

Mehr wie Eine Wissenschaft würde aus diesen Aufklärungen Gewinn ziehen. Unter diesen steht unstreitig die Geschichte oben an. Ihr Gebiet wird dadurch erweitert; bisher dunkle Regionen treten dadurch ins Licht. Es sind nicht bloß die Namen und Titel der Pharaonen, die wir dadurch kennen lernen; auch ihre Thaten, ihre Kriegszüge und Eroberungen, so wie die Einrichtungen im Innern ihres Reiches werden uns gemeldet. Was uns noch fehlt ist eine feste Chronologie. Aber auch zu dieser ist Hoffnung; da mehrere der Inschriften und Denkmähler offenbar chronologische Beziehungen haben. Aber auch die Namen der Länder und Völker, so wie der Städte werden genannt, und neben der alten Geschichte würde auch die alte Geographie Gewinn daraus ziehen.

Zunächst nach der politischen Geschichte ist es ohne Zweifel die Geschichte des Cultus und der Religionen welche ein Licht dadurch erhalten würde. Der Ammons-Cultus war eine der weit verbreiteten Weltreligionen, an der die Cultur der Völker im Nilthal geknüpft war. Ein großer Theil der Inschriften, vielleicht der größere, bezieht sich auf diesen Gegenstand.

Was aber der Hauptgewinn der Erklärung dieser Inschriften seyn wird, ist das Verständniß

der bildlichen Vorstellungen denen sie beygesetzt sind, und auf die sie sich beziehen. Diese bildlichen Vorstellungen auf den Monumenten über, wie in den Grabmählern unter der Erde, sie stellen nicht bloß Gegenstände des öffentlichen Lebens, sondern auch des Privatlebens in der größten Mannigfaltigkeit dar. Wir werden dadurch gleichsam in die Mitte des alten Volks versetzt. Es spricht zu uns durch diese Darstellungen; es lehrt uns den Zustand der Künste und der Gewerbe in einem Zeitalter kennen, von dem wir nicht glaubten daß es schon eine solche Stufe der Ausbildung erstiegen hätte. Wie viel lehrreicher werden sie aber noch für uns werden, wenn wir die sie begleitenden Inschriften lesen können, die ja nur der Commentar dazu sind. Und wie vielfache Belehrungen würden uns nicht die Papyrusrollen gewähren, welche die zahllosen Grabmähler verschließen, in denen die Nation das aufbewahrte, was sie für die Nachwelt aufbewahren wollte? Die Kunde eines untergegangenen Volkes, das eine so bedeutende Stufe der Cultur erstieg, ist unstreitig eine der merkwürdigsten Erweiterungen unserer Kenntnisse, welche die Geschichte uns verschaffen kann.

Die Verdienste des Hn Prof. Peyron sind um so viel größer, und verdienen um desto mehr anerkannt zu werden, da er seine vieljährige Arbeit fortsetzte ohne zu wissen ob er Mittel finden würde sie bekannt zu machen. Erst als sie vollendet war kam die Liberalität S. M. des Königs zu Hülfe, dem auch daher mit vollem Recht das Werk gewidmet ist.

Hn.

S t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e   A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

146. 147. S t ü c k.

Den 15. September 1836.

P a r i s.

Histoire de la réforme, de la ligue et du Règne de Henry IV. par M. Capéfigue. 8 Vol. Octav.

Neben manchen unerfreulichen oder zweydeutigen Erscheinungen in dem geistigen und sittlichen Zustand des heutigen Frankreichs verdient die Entwicklung und Richtung, welche die historischen Studien seit etwa funfzehn Jahren dort erhalten haben, um so mehr Beachtung, da gerade hier eine der wesentlichsten Bürgschaften für die Möglichkeit einer verhältnißmäßig erfreulichen Zukunft liegen. So lange die historische Bildung einer Nation noch den Geist ernster, gewissenhafter, freyer Forschung und Ansicht, und die Möglichkeit freyer Aeußerung bewahrt, ist kein Grund irgend an der Zukunft zu verzweifeln \*).

\*) Jene beiden Bedingungen gehen aber allerdings Hand in Hand, und die Abwesenheit der zweyten wird immer über kurz oder lang auch die erste zerstören. Möchte es unserer historischen Bildung erspart werden einen neuen Beleg zu diesem Erfahrungssatze zu geben.

Die Anerkennung der Verdienste des wackern Thierry, als Haupturhebers jener Regeneration dieses Zweiges der nationalen Bildung ist bey jeder Gelegenheit um so mehr Ehren- und Gewissenssache, da derselbe durch völlige Erblindung in seinen besten Jahren mitten in seiner fruchtbaren Thätigkeit gehemmt ist. Seit Thierry's erstem Auftreten mit seinen lettres sur l'histoire de France verging und vergeht aber kein Jahr, welches nicht eine bedeutende Bereicherung der historischen Literatur, theils durch die Eröffnung bisher wenig oder gar nicht bekannter Quellen aller Art, theils durch die mehr oder weniger gewissenhafte und geistreiche Benutzung der vorhandenen brächte. Um dieses neue Leben gehörig zu würdigen darf man sich aber freylich nicht ausschließlich durch diejenigen Erscheinungen und Namen bestimmen lassen, welche von dem Beyfall des Tages am meisten begünstigt und hervorgehoben werden; denn gerade hier zeigen sich nur zu oft neben den wohlthätigen auch die nachtheiligen Wirkungen eben dieser beyfälligen Theilnahme des Publicums, wie sie durch die dortigen gesellschaftlichen Zustände bedingt wird — zumal in dem noch immer viel zu ausschließlich entscheidenden glühenden, gährenden Mittelpunct des geistigen wie des politischen Lebens, in Paris. Wenige Geister sind im Stande den Ueberreizungen aller Art zu widerstehen, welche hier die ruhige, gesunde, fruchtbare, gleichmäßige Entwicklung einer glücklich begonnenen wissenschaftlichen Laufbahn so unendlich erschweren, und die schönsten Hoffnungen gar bald in leichtsinniger, selbstgefälliger, manierterter Vielschreiberey, oder auch in politischer Thätigkeit und Zerrissenheit untergehen lassen. Für den Beobachter ist es aber in der That nicht immer ganz leicht sich

anfangs nicht von dem übergroßen, oft nur durch künstliche Reflexe hervorgebrachten Glanz blenden, dann bey näherer Untersuchung nicht durch das Mißverhältniß des Scheins zu dem Wesen, des angekünigten zu dem wahren Gehalte verstimmen und von der billigen Anerkennung dieses letztern abhalten zu lassen. Eine völlige Unbefangenheit in dieser Hinsicht ist, zumal bey einem deutschen Historiker, hoch anzuschlagen, wenn man bedenkt wie viel größer die Ansprüche sind die ein solcher an sich selbst und die sein Publicum an ihn stellt, wie viel lauer und unfruchtbarer die Theilnahme desselben, wie manche Anstrengungen und Leistungen bey uns wenig oder gar nicht beachtet werden, deren verworrener Nachhall in Frankreich oft schon hinreichen würde einen historischen Ruf, eine literarische und gesellschaftliche Stellung zu begründen. Alles dieß hat ohne Zweifel seine sehr ersprießliche, heilsame und ehrenvolle Seite. Wer möchte es läugnen, sofern er nur eine Ahnung von der freyen Würde der Geschichte, der Wissenschaft überhaupt hat; aber wollen wir aufrichtig seyn so müssen wir uns doch auch die andere Seite nicht ganz abläugnen; zumal sie sich gerade bey dem vorliegenden Werke hervordrängen möchte.

Der Verf. gehört unstreitig nicht nur zu den gefeyertsten, sondern auch wirklich zu den bedeutendern Historikern des heutigen Frankreichs; jedenfalls aber ist er der fruchtbarste von allen, indem die binnen kaum 10 Jahren von ihm erschienenen größeren historischen Werke gegen 30 Bände betragen \*) — einiger kleiner

\*) Histoire de France sous Philippe Auguste, 2 voll. — Hist. constitutionnelle et administrative de France, 4 voll. — Hist. de la Restauration

ren Schriften und historischer Romane gar nicht zu gedenken. Eine solche Quantität kann, nach unsern altmodischen Begriffen, eben kein günstiges Vorurtheil hinsichtlich der Qualität erwecken, zumal wenn man bedenkt, daß der Verf. uns in den verschiedenartigsten Epochen der Geschichte, im Mittelalter, in der Uebergangsperiode des 16ten und 17ten Jahrhunderts und in der allerneuesten Zeit begegnet. Bey näherer Betrachtung ergibt es sich auch bald genug, daß er seinen eigentlichen Beruf verkannt zu haben scheint, indem kaum der dritte Theil seiner Arbeiten der neuesten Zeit gewidmet ist, in deren freylich oft blendendem, buntem und falschem Lichte er sich doch ohne allen Vergleich sicherer und zu größerem Nuß und Frommen der Sache bewegt \*), als in dem ernststen Hell Dunkel der Vorzeit. Damit soll indessen nicht geläugnet werden, daß er auch auf diesem Gebiete sich in mancher Hinsicht vor seinen Vorgängern auszeichnet, und daß sich auch bey ihm die heilsamen Folgen der oben angedeuteten neuen Anregung und Richtung der historischen Bildung in Frankreich spüren lassen. Jedensfalls aber stehen die Resultate seines Strebens sehr unter der Schätzung, welche sie bey seinen Landsleuten und vor allen Dingen bey ihm selbst gefunden haben und entsprechen noch weniger den Forderungen, die nach diesem Maßstabe gestellt werden müssen, wenn man berücksichtigt, daß die Verhältnisse des Verf. in man-

tion, 10 voll. — Hist. de la Réforme et de la Ligue, 8 voll. — Und in diesem Werke verspricht er schon die baldigste Erscheinung eines neuen von mehreren Bänden über die Regierung Ludwig XIII. u. s. w.

\*) Man sehe unsere Anzeige seiner Hist. de la Restauration in diesen Blättern.

cher Hinsicht für solche Arbeiten die günstigsten sind die man sich irgend denken kann. Man müßte dann zugeben, daß alle anderweitigen Vortheile aufgewogen werden durch die Nachtheile der oben berührten gesellschaftlichen Zustände, als deren vor der Reife verfaulte Treibhausfrucht dann auch das vorliegende Werk erscheint.

In Beziehung auf dieses nun (und dasselbe gilt von seinen früheren dem Mittelalter angehörenden Arbeiten) ist es die Präntension und in seinem Kreise ohne Zweifel auch der Ruhm des Verf. als Opposition gegen die frühere pseudophilosophische Behandlung der Geschichte aufzutreten. Beurtheilung der verschiedenen Epochen, nicht nach den einseitigen besangenen Ansichten einer anderen, späteren, ganz heterogenen, sondern nach dem Maßstabe, welcher sich aus den eigenen Bedürfnissen, Leistungen und Ansichten der gegebenen Epoche und aus deren Verhältniß zu dem Ganzen der Geschichte ergeben mag — dieß ist es ohne allen Zweifel wonach der Verf. nicht ohne Bewußtseyn und nicht selten mit richtigem historischem Tact oder Instinct strebt. Auch die Wege zu diesem lobenswerthen Ziel sind ihm nicht unbekannt. Quellenstudium, wo möglich an Ort und Stelle, ist seine oft genug wiederholte Losung und der Ruhm worauf er vor allen seinen Vorgängern Anspruch macht. Und diese Ansprüche sind keinesweges ganz unbegründet. Er hat nicht nur die meisten bekanntern Französischen und Lateinischen Werke über die Geschichte des 16ten und Anfang des 17ten Jahrhunderts (zumal die Memoiren aus jener Zeit) benutzt, sondern auch die Masse von bisher wenig oder gar nicht bekannten gleichzeitigen Flugschriften, Spott- und Lobgedichten, ja die Kupferstiche

und Holzschnitte, worin sich der Augenblick oft so grell in seiner ganzen leidenschaftlichen Verzerrung abspiegelt, sind ihm nicht fremd. Noch mehr — auch aus den Schätzen, nicht nur der verschiedenen Archive in Paris und einigen andern Französischen Städten, sondern auch aus jenen des Hauptarchivs der Spanischen Monarchie in Simancas und der Archive in Florenz und Rom sind zahlreiche, zum Theil noch ganz unbekannte Zeugnisse über jene Begebenheiten durch seine Hände gegangen, und daß er auf seinen archivarischn Entdeckungstreisen auch die lebendigen Eindrücke der Localitäten und Nationalitäten aufzunehmen nicht versäumte, gibt er häufig zu verstehen. Und dennoch ist die Ausbeute, das Resultat dieser umfassenden, vielseitigen, so sehr von den Umständen begünstigten Thätigkeit der Art, daß wir in dem vorliegenden Werke weder eine irgend genügende Geschichte der Reformation und der Ligue in Frankreich noch eine sehr brauchbare und erhebliche Bereicherung des Materials für eine solche finden \*), sondern nur eine sehr unverdaute, verworrene Masse von größtentheils bekannten oder unerheblichen Thatsachen und Zeugnissen, worin zwar einzelne Punkte von den Lichtblicken eines glücklichen historischen Tactes beleuchtet, hervorgehoben und wohl gar lose verbunden, im Ganzen aber doch entweder das schwer zu durchdringende Hellsdunkel einer gewissen liebenswürdigen

\*) Schon die völlig unleidliche Lieberlichkeit des Verf. (und leider vieler seiner Landsleute) hinsichtlich der Zeitangabe macht gar manche sonst interessante Notiz so gut wie unbrauchbar. Wie oft kommt es in solchen Specialgeschichten darauf an ob eine Begebenheit, eine Aeußerung 6 Wochen früher oder später Statt fand! Aber das ist unter seiner Würde!



Unwissenheit oder Halbwisserey, oder die widrigen, verwirrenden Effecte von mancherley willkürlichen, unsteten, unhistorischen Streif- und Irrlichtern vorherrschen. Wie sollen wir uns diese Misverhältnisse erklären? Dem Verfasser schwebte zwar, wie gesagt, ein würdiges Ziel vor, er ahnte sogar den Weg dahin, aber er ließ sich, oder das Leben um ihn her ließ ihm nicht die Zeit und Ruhe, deren es bedurfte um diesen Weg mit Erfolg zu wandeln, und nicht mit leeren, oder unnütz beladenen Händen am Ziel anzulangen, wo ja doch die eigentliche Arbeit erst beginnt. Er durchheilt diese wunderbaren, tiefen, reichen Schachte der Geschichte etwa wie ein eleganter Dilettant den Faden eines Antiquars oder Marchand de curiosités durchhüpfst. Er rafft da und dort zusammen was gerade der Hand am nächsten liegt, oder sich durch Farbe, Glanz oder alterthümliche, seltsame Form dem vorüber-eilenden Blick besonders aufdrängte. Er reiht alles das an den Faden einiger flüchtigen Ideen, einiger geistreicher Aperçus auf — so weit diese nun eben reichen; was aber da nicht recht passen will, das häuft sich oder zerstreut sich da und dort, ziemlich wie es der Zufall fügt. Während er auf diese Weise den Ruhm gründlicher Forschung, um den er buhlt, in den Augen des Kundigen nimmermehr erlangen wird, entgehen seinem Werke auch die formellen Vorzüge, die bey seinen Landsleuten sonst mit Recht so hoch geschätzt und doch so gewöhnlich sind, daß ihr Vorhandenseyn kaum erwähnt zu werden pflegt, so sehr ihr Mangel getadelt wird. Wir meinen eine fließende, klare, gehaltene, gleichmäßige Darstellung und alles was sonst zu der sehr löblichen und bey uns viel zu sehr vernachlässigten Kunst gehört: *de faire un livre* — den widerspen-

stigten, verwickeltsten, reichhaltigsten Stoff zu einem Buch zu verarbeiten.

Bleiben wir zunächst bey dieser mehr äußerlichen Seite der Sache stehen, so können wir uns die Fehler des Verf. zum Theil nur aus seiner naiven, um nicht zu sagen kindischen Freude über die Ausbeute jener dilettantischen Wanderungen erklären, welche er eiligst und möglichst zu ihrem Vortheil vor dem Leser auszukramen und auszubreiten bedacht ist. Seine Darstellung ist erstlich an und für sich höchst verworren, ungleich, oft ohne hinreichenden Grund in die geringsten Details eingehend, oft eben so unpassend flüchtig und dürftig, oder von Betrachtungen, welche ihn dann wohl auf eine ganz andere Reihe von Begebenheiten führen, von denen er dann zuweilen wieder plötzlich zu dem vorhin abgebrochenen Faden zurückkehrt um ihn wieder aufzunehmen und eine Strecke weit fortzuführen, oder auch wohl zu thun als wenn alles das berichtet worden wäre, was leider eben über andere Dinge vergessen und versäumt worden ist. Aber was zweytens dem Werke noch einen ganz besonders seltsamen, buntscheckigen, manierten Anstrich gibt, ist die Art wie der Verf. sein Werk mit Citationen aus seinen Quellen ziert. So gefällt er sich z. B. häufig darin als Belege für entweder ziemlich unerhebliche, oder schon bekannte, oder sich fast von selbst verstehende Thatsachen eine Reihe von Documenten in den Text aufzunehmen die alle dasselbe besagen und von denen höchstens eines oder das andere in einer Note, oder einem Anhang mitgetheilt werden durfte \*). Die Dilettantenfreude

\*) Man sehe z. B. nur wie er, so oft von den Vertheidigungsmaßregeln der Stadt Paris die Rede ist, ganze Seiten mit dem wörtlichen Abdruck von Be-

an diesen kleinen alterthümlichen Curiositäten reißt ihn aber immer wieder fort. Bey andern Gelegenheiten begnügt er sich über wichtige Begebenheiten auch im Text und wörtlich irgend einen längeren gleichzeitigen Bericht mitzutheilen, der an und für sich als Beytrag zur Ermittlung der Wahrheit sehr wichtig und in manchen Fällen wirklich neu ist, der aber entweder aus Einseitigkeit und Parteylichkeit des Zeugen, oder weil derselbe nur das berichten kann und will, was er von seinem oft untergeordneten Standpuncte aus gesehen und gehört hat, die Sache keinesweges erschöpft, den Geschichtschreiber keinesweges der Mühe und Pflicht überhebt die verschiedenen Aussagen zu prüfen und so die ganze Wahrheit, so weit es möglich, zu ermitteln, oder wo dieß nicht möglich scheint die nicht zu lösenden Widersprüche als solche darzulegen und die verschiedenen Zeugnisse, welche in gewisser Hinsicht allerdings selbst geistige Thatfachen sind, so mitzutheilen, daß sie den Zusammenhang nicht stören. Daß solche gleichzeitige Berichte in einigen Fällen so angebracht werden können, wie es der Verf. thut, daß sie dann sehr dazu beitragen mögen den Geist der Zeit, des Ortes zu vergegenwärtigen, läugnen wir keinesweges; aber hier muß ein besonnener, ernster, wir möchten sagen keuscher historischer Sinn entscheiden, keine vage Dilettantenlaune, wie die ist, welche den Verf. so oft regiert. Als fernern Beweis, daß wir ihm hier nicht Unrecht thun, wollen wir nur noch auf die zum Ueberdruß gehäufte, oft ganz am unrechten Orte angebrachte

fehlen des Stadtrathes an die Hauptleute der Bürgerwehr anfüllt, welche alle dasselbe besagen und überdieß Dinge die sich unter den gegebenen Umständen ganz von selbst verstehen.

Anwendung gewisser poetisch = gemüthlich = alterthümlicher Ausdrücke verweisen, womit der Vf., z. B. wenn von den Kriegsbegebenheiten die Rede ist, uns vielleicht für den Mangel wirklich sachkundiger, klarer, lebendiger Darstellung entschädigt zu haben glaubt. Oder sollen wir auch noch der unbegreiflichen, wahrhaft kindischen Manier erwähnen, wie der Verf. seinen Vorrath Spanischer Documente mittheilt? Bald theilt er ohne irgend einen denkbaren vernünftigen Grund die einfachsten trivialsten Phrasen unter dem Text in der Ursprache mit, wobey sich noch obenein gar oft zeigt, daß er nur sehr dürftige Kenntnisse in dieser für seinen Gegenstand so wichtigen Sprache besitzt; bald ahmt er in seiner Uebersetzung auf ganz willkührliche, seltsame Weise die alterthümliche Sprache gleichzeitiger Französischer Documente nach. Man könnte nun sagen alle diese Dinge entspringen aus einer gewissen geschmacklosen Pedanterie, welche zwar nie ein eigentliches historisches Kunstwerk, aber doch einen gewissenhaften und gehaltvollen Beytrag zur Geschichte hervorbringen kann — man könnte auch sogar die mangelhafte Sprachkenntniß ignorieren, da sie das richtige Verständniß nur in sehr untergeordneten Details hindern könne; aber um uns zu einer solchen mildern Deutung der mangelhaften Form zu berechtigen müßte der Inhalt, der Geist des Werks eben einen hinreichenden Ersatz der angedeuteten Art für jene Mängel darbieten. Dieß ist aber nicht der Fall, man müßte denn das unermessliche Interesse des Stoffes und der Materialien an und für sich, woraus einem solchen Werke nothwendig große Vortheile zufallen, ohne weiteres dem Verf. zu Gute schreiben wollen! Vielmehr zeigen sich auch hinsichtlich des Gehaltes des

Werkes nur zu sehr die Spuren jenes leichtsinnigen, eiteln Geistes, aus dem wir eben deshalb nicht umhin können, mit Abweisung einer günstigeren Deutung, jene Mängel der Form zu erklären.

Allerdings läßt sich zwar nicht läugnen, daß jener Dilettantismus, wenn gleich er meistens auf falschen Fährten sich verläuft, nicht selten auch ganz glückliche Würfe thut, und solche machen das Hauptverdienst des vorliegenden Werkes aus. Aber damit ist es wahrlich doch nicht gethan. Um einen so großartigen, reichen historischen Stoff würdig zu behandeln müßte der Verf. den Ernst, die Ausdauer, die Kenntnisse besitzen, die dazu gehören die Resultate solcher glücklicher Würfe auch festzuhalten und nach allen Richtungen zu begründen und zu entwickeln. Von allen dem ist aber hier nur selten eine Spur zu finden. So ist es z. B. nicht genug, daß der Verf. sich einer sehr lobenswerthen, aber doch jetzt auch in Frankreich nicht mehr ganz seltenen Opposition gegen die beschränkte, flache pseudophilosophische Verachtung des Mittelalters befleißigt; wenn er nicht diese Opposition zu einer selbständigen, gründlichen positiven Würdigung jener Epoche zu erheben und durchzubilden vermag, welche ihn allein vor dem vagen Reactionscharacter bewahren könnte, den seine Opposition nur zu oft annimmt. So ist es zwar ferner allerdings sehr anzuerkennen wenn er sich von den Vorurtheilen frey macht, welche z. B. in Philipp II. nur den finstern, fanatischen oder heuchlerischen Tyrannen, den bösen Genius des Südens — in Katharine von Medici nur die dublerische, herz- und gewissenlose gekrönte Intrigantinnen — in der Ligue nur das Resultat und Werkzeug persönlicher Intriguen und Leidens-

schaften — in der Sache des Catholicismus nur die Opposition des verdammungswürdigen Alten gegen das vortreffliche Neue sehen wollen und können. Aber auch damit ist es noch lange nicht gethan. Auch hier geht die Opposition aus Mangel an hinreichender positiven Begründung nur zu oft in vage, launenhafte Reaction über, welche überschätzt und idealisiert was die Befangenheit Anderer vielleicht über Gebühr herabsetzt, und dagegen entstellt und herabsetzt was jene überschätzten. Letzteres gilt z. B. von Elisabeth, Heinrich IV., Coligni und andern, ersteres außer den schon genannten Beispielen auch von Carl IX. und Heinrich III., welche der Verf. allerdings gegen manche einzelne Beschuldigungen und sogar gegen die ganze Art, wie sie bisher aufgefaßt wurden, bis zu einem gewissen Punct mit Erfolg vertritt, indem er mit Recht die Schwierigkeiten ihrer Stellung mehr in Anschlag bringt, aber gleich geräth er auch ins entgegengesetzte Extrem, indem er eben diese Schwierigkeiten seinen Protegés als Verdienste anrechnet, oder Alles damit entschuldigen oder wiederlegen zu können meint. Aber auch da wo seine Aufgabe wirklich nicht so mißlich ist, wo der Beruf, ja die Pflicht der Geschichtschreiber entschiedener vorliegt, wie z. B. in der politischen Rehabilitation Philipp II., ja sogar Katharina's von Medici ist es mit gewissen pomphaften vagen Beyworten, in deren Wiederholung er sich zum Ueberdruß gefällt, wie z. B. *l'imposante figure, le vaste génie, l'immense activité, la haute pensée* u. s. w., wahrhaftig nicht gethan. Das was der Verf. im Allgemeinen und fast instinctartig ahnt, müßte in den Thatsachen und durch sie bis ins Einzelne nachgewiesen und durchgeführt werden. Darauf aber läßt sich der

Verf. selten ein \*). Bey alle dem aber können wir nicht umhin es auszusprechen, daß schon einige richtige, allgemeine Blicke der Art dem vorliegenden Werke einen wesentlichen Vorzug vor manchen andern geben, denen gerade solche Blicke fehlen und bey denen dieser Mangel durch die Früchte größerer Gründlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Vielseitigkeit der Studien keinesweges ganz ersetzt wird. In mancher Hinsicht läßt sich dieser glückliche Instinct des Verf. ohne Zweifel auß der unmittelbaren Beobachtung der politischen Schicksale seines Vaterlandes, aus der gelegentlich sogar thätigen Theilnahme an deren Entwicklung und Krisen erklären. Man fühlt es wirklich durch, daß der Verf. ein Recht hat sich (wie er es auf dem Titel seiner *histoire de la Restauration* thut) einen *homme d'état*, wenn auch nur zweyten oder dritten Ranges zu nennen. Und wenn wir auch wiederholen, daß der practische politische Tact, welcher das Ergebnis einer solchen Stellung ist, noch lange nicht hinreicht um einen tüchtigen Historiker zu bilden, wenn wir zugeben, daß die Eindrücke der Gegenwart gelegentlich den Blick in die Vergangenheit trüben können, so müssen wir auch hinzusehen, daß der Mangel an diesem practischen Sinn, der zumal bey deutschen Historikern so allgemein ist, ebenfalls ein unübersteigliches Hinderniß ist, wenn es gilt die höheren Aufgaben

\*) So z. B. ist es ganz richtig, daß die Politik Katharina's nothwendig einen wechselnden, schwankenden Character tragen mußte, daß darin eben ihr Verdienst lag; aber es mußten eben bey den einzelnen Wendepuncten derselben die aus der ganzen Sachlage hervorgehenden Ursachen genau und deutlich dargelegt werden. Das thut der Verfasser aber nur selten.

der Geschichte zu lösen. Was man auch sagen mag: das politische Leben aller Zeiten hat gewisse sehr wesentliche Momente, welche nur der richtig zu würdigen vermag, der ihre Wirkung in irgend einer Epoche in der Wirklichkeit und in der Nähe beobachtet hat, obgleich freylich selbstgefällige Pedanterie sich auch gegen solche Eindrücke bewahren oder sie in Stubenluft zu verkümmern, unter Bücherstaub zu begraben vermag. Dieß zeigt sich z. B. besonders wenn es darauf ankommt das richtige Verhältniß zwischen den politischen Individuen und den politischen Elementen und Verhältnissen, zumal in ihrem Einfluß auf die Begebenheiten richtig zu würdigen. Hier verleitet eine gewisse Philistery, der Mangel an jenem practischen politischen Instinct, an jener fast unbewußten Frucht der Verhältnisse, in denen der Verf. und seine Generation in Frankreich herangewachsen sind, unsern Historiker meistens den Individualitäten einen viel größern oder jedenfalls einen andern Einfluß auf die Begebenheiten zuzuschreiben als sie je hatten noch haben konnten. Denn das Was und auch größtentheils das Wie wird in den Hauptsachen immer durch die unwiderstehliche Gewalt der Antecedentien, der Verhältnisse bestimmt, und auch solche Entscheidungen im Cabinet oder im Felde, welche mehr oder weniger von persönlichen Eigenschaften herbegeführt werden, können nur scheinbar und vorübergehend den Strom in seinem natürlichen Lauf aufhalten oder davon ablenken. Jener Mangel zeigt sich aber besonders auch in der Sucht die Gegensätze zweyer politischen Systeme aus der Individualität ihrer Repräsentanten zu erklären, oder umgekehrt diese aus jenen, diese jenen zur Schuld oder zum Verdienst anzurechnen.



Wir können nicht umhin uns hier beyspielsweise einige vergleichende Blicke auf einen deutschen Geschichtschreiber zu erlauben, der fast gleichzeitig mit dem Verf. des vorliegenden Werks sich mit demselben Gegenstand beschäftigt und die Resultate seiner Forschungen in seiner Geschichte Europa's seit dem Ende des 15. Jahrhunderts veröffentlicht hat. Hier dürfte sich namentlich ergeben wie der Mangel an jenem lebendigen practischen politischen Tact, den man zwar bey Hn von Raumer vielleicht am ehesten voraussetzen sollte, der ihm aber dennoch sehr abgeht, weder durch die viel größere Gründlichkeit und Vielseitigkeit der Forschungen, noch durch die mannigfaltigsten Vorzüge des Geistes, noch durch die lobenswertheste moralische Tendenz ersetzt werden kann. Greifen wir ein Beyspiel heraus, was nicht nur innerhalb der Gränzen des vorliegenden Werkes fällt, sondern auch sonst diese Auszeichnung verdient. Wir meinen das Verhältnis zwischen Franz I. und Karl V. Wir wollen es nicht einmal weiter rügen, daß Raumer's Opposition gegen gewisse allerdings sehr unhistorische Panegyriken Franz I., trotz aller Unparteilichkeitsprätension, ja Ostentation, die sich hier wie so oft bey ihm findet, dennoch auch da in handschriftliche Reaction ausartet, wo es gilt die Züge des Privatlebens der beiden Fürsten zu einem Ganzen zu vereinigen. Ganz abgesehen von diesem Idealisiren und Beschönigen auf der einen, von dieser Verzerrung auf der andern Seite, welches er sich hier erlaubt, scheint der berühmte Verf. auch die aus der ganzen geographischen und politischen Lage der Staaten der beiden gekrönten Nebenbuhler, aus der Nationalität ihrer Völker, aus dem Ganzen der gegenseitigen politischen Antecedentien hervorgehende

Politik derselben dem Einen als individuelles Verdienst, dem Andern als individuelle Schuld anzurechnen. Wie kann man z. B. in Carl V. einen freywilligen, bewußten Vorkämpfer der Christenheit gegen den Islam, in Franz I. dagegen einen ruchlosen absichtlichen Verderber der Christenheit sehen, wenn schon der flüchtigste Blick auf die Karte zeigt, wie zunächst das Haus Oesterreich in Ungarn, in Spanien, Sicilien, Italien die Türken und Barbarn als seine Erbfeinde bekämpfen mußte, und wie demnächst schon deshalb Frankreich in der dringendsten Noth eines Kampfes gegen den übermächtigen Gegner berechtigt und gezwungen war einen natürlichen Bundesgenossen durch bestimmte Verträge fester zu binden. Aber dieser natürliche Bundesgenosse war der Erbfeind der Christenheit, und nach den Begriffen der Zeit war ein solches Bündniß ein gottloser Verrath an der Christenheit! Wohl — und dennoch scheuten sich die protestantischen Reichsstände nicht mit diesem Französischen Erbfeinde, diesem Freunde des Türkischen Erbfeindes Bündnisse zu schließen — der Unterhandlungen mit diesem selbst, wenigstens durch die dritte Hand gar nicht zu gedenken; und protestantische Unterthanen des Hauses Oesterreich scheuten sich schon am Ende des 16ten und Anfang des 17ten Jahrhunderts nicht bey dem Türken selbst Hülfe gegen den geistlichen und weltlichen Despotismus jenes Hauses zu suchen! Warum? weil eben Jeder zu allen Zeiten sich zu helfen sucht so gut er kann.

(Die Fortsetzung im nächsten Stück.)

---

G e t t i n g e n  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

148. Stück.

Den 17. September 1836.

P a r i s.

Fortsetzung der Anzeige: Histoire de la réforme, de la ligue et du Règne de Henry IV. par M. Capéfigue.

Der spätern Zeiten, wo fast alle christlichen Fürsten abwechselnd und um die Wette das Tür-  
kische Bündniß suchten, wollen wir gar nicht  
einmal gedenken, sondern nur fragen, ob es ein  
gesundes, freyes historisches Urtheil verräth, wenn  
man diesem oder jenem Französischen Fürsten  
oder Staatsmann ein Verbrechen daraus machen  
will, daß Frankreich seiner ganzen Stellung nach  
berufen und gezwungen war hier den übrigen  
Staaten voranzugehen, die in der Politik des  
16ten Jahrhunderts so vorherrschenden religiösen  
Wahlverwandtschaften und Interessen zurückzu-  
drängen und die Verwandtschaften der dynasti-  
schen, territorialen, nationellen und materiellen  
Interessen hervorzuheben und zu entwickeln, wel-  
che, zumal seit dem Schluß des 30jährigen Krie-  
ges, die Politik so lange ausschließlich bedingen

sollten? Aber, dürfte man uns einwenden, immer war also doch Carl V., wenn auch durch das Interesse seines Hauses, seiner Völker dazu verpflichtet, der Vorkämpfer der Christenheit zu seyn, und daß beide Interessen Hand in Hand gingen mußte auch auf seine individuelle Auffassung seiner Verhältnisse, auf seinen Character, auf seine ganze Individualität einen erhebenden, veredelnden Einfluß üben. Um sich jedoch zu überzeugen wie wenig Karl V. geneigt war das Interesse der Christenheit irgend weiter zu verfechten als es sein eigenes Interesse erforderte, braucht man bloß die Verhandlungen mit Venedig näher zu betrachten, welche von seiner Seite immer darauf hinaus liefen die Venetianer zu verleiten an dem Kriege gegen die Türken Theil zu nehmen, um sie dann die Last desselben so viel wie möglich allein tragen zu lassen und selbst alle Kräfte, zumal zur See, gegen Frankreich und zur Unterjochung Italiens verwenden zu können. So wenigstens beurtheilten damals die Venetianer selbst die Sache, und Niemand wird ihnen einen durchdringenden und besonnenen politischen Blick, einen sichern politischen Tact absprechen. Auch rechtfertigte die Erfahrung vollkommen ihre Besorgnisse, als sie 1537 durch die Umtriebe Doria's, durch manche unglückliche Zufälle und vor allem durch den Uebermuth der Türken sich endlich gezwungen sahen ihre Neutralität aufzugeben. Wer die wenigen, kurzen, ruhigen, aber bestimmten Winke übersieht, welche die Venetianischen Schriftsteller (z. B. der, neuerlich auch von Ranke ohne allen Grund gering geschätzte Paruta) geben, der wird nimmermehr zu einer richtigen historischen Anschauung dieser Verhältnisse gelangen; aber freylich muß man sich dann entschließen, schönen Phrasen man-

cher Art zu entsagen. Diese vergleichende Kritik irgend weiter auszu dehnen kann hier durchaus nicht der Ort seyn; aber es wäre nicht schwer zu zeigen, wie der deutsche Historiker trotz aller Gründlichkeit und sich fast zu breit machender sogenannter Unparteylichkeit, auch hinsichtlich fast aller übrigen Berührungspuncte zwischen Carl V. und Franz I. und in fast allen ähnlichen Parallelen eine Befangenheit zeigt, die wir nicht anders erklären können, als aus dem Mangel an jenem practischen Tact, der ihn immer über der einen Seite und über den Einzelheiten das Ganze übersehen läßt. Der Verf. der vorliegenden Schrift dagegen hat bey aller Leichtfertigkeit doch eben vermöge jenes Tactes in diesem wie in andern Puncten das Rechte viel sicherer getroffen und namentlich z. B. eingesehen, daß die Politik beider Nebenbuhler durch ihre ganze Stellung bedingt war und dieser entsprach, und daß alle Phrasen über Ehrgeiz, Herrschsucht, Unredlichkeit u. s. w. auf beiden Seiten gar nichts sagen noch fördern. Es wird aber die Entwicklung unserer eigenen wissenschaftlichen Bildung sicher mehr dadurch gefördert, daß wir unsere schwachen Seiten und die etwanigen Vorzüge unserer Nachbarn gelegentlich beherzigen, und sie uns zu eigen zu machen suchen, als wenn wir uns immer nur der unläugbaren und überwiegenden Vorzüge freuen und rühmen, die wir vor jenen voraus haben. Dieß sollte aber um so mehr beherzigt werden, je mehr unsere Nachbarn seit einiger Zeit sich bereit zeigen uns volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Uebrigens wollen wir bey alle dem gar nicht läugnen, und haben es schon oben anerkannt, daß sich auch in dem vorliegenden Werk häufig ganz schiefe Urtheile über bedeutende Personen

finden; aber hier entspringen sie wesentlich aus dem leichtfertigen Dilettantenwesen des Verf., welches sich aus den seltsamsten Widersprüchen seiner Urtheile unter einander und mit den von ihm selbst angeführten Thatsachen nicht das geringste Gewissen macht. So hat er, um nur ein Beyspiel anzuführen, nun einmal eine gewisse Antipathie gegen Heinrich IV., deren Ursprung wir hier nicht weiter erörtern wollen. Daß dieß Gefühl ihn dahin führt sich gegen die gewöhnliche, nicht so wohl übertriebene als ganz irrige Schätzung jenes Fürsten zu erklären, können wir nur loben; aber wenn er hinter dem leichtsinnigen, gemüthlich = jovialen, ritterlichen Gasconner den kalten, besonnenen, schlaunen Staatsmann hervorzieht, sollte er dann auch eben diesen nach seinem wahren Werthe zu würdigen wissen und sich der sentimentalen Stoßseuffer und Vorwürfe über Maßregeln enthalten, die er selbst als unumgänglich nothwendig erkennt. Wir verweisen z. B. auf das, was er bey Gelegenheit der Bironischen Verschwörung sagt, und überhaupt auf das ganze abgedroschene Thema von der sogenannten Undankbarkeit des Bearners gegen seine alten Freunde und Kriegsgefährten. Die böse Laune des Verf. gegen Heinrich IV. verleitet ihn denn auch zu glauben, oder zu behaupten, dessen Regierung sey eine wesentlich unpopuläre gewesen. Offenbar verwechselt er hier die grellen Aeußerungen getäuschter Hoffnungen der Parteyextreme oder einiger Individuen mit der Stimmung der mittlern Massen, deren Bedürfnisse und Wünsche durch die Art von juste milieu, welches Heinrich durchführte, ohne allen Zweifel im Wesentlichen befriedigt wurden, während seine Persönlichkeit, auch wenn wir alle spätere Uebertreibungen abrechnen, allerdings der

Art war, daß ihm auch eine persönliche Popularität nicht entgehen konnte, und zwar nicht bloß bey der Chevalerie (wie der Vf. meint), sondern auch bey der Volke.

Andere und zum Theil erheblichere Irrthümer des Verf. entspringen, wie sich aus dem bisher Gesagten leicht abnehmen läßt, geradezu aus der Mangelhaftigkeit seiner Bekanntschaft mit dem Gegenstande, aus der Flüchtigkeit seiner Studien. Von seinen Ansichten über die Reformation an und für sich wollen wir nicht einmal viel sprechen. Fehlt es doch auch bey uns noch immer nicht an namhaften Historikern, welche in der Reformation nur die Negation, nur die Entfesselung des Geistes oder der Geister sehen, während ihnen für das wesentlich vorherrschend positive Element und Fundament derselben der Sinn ganz abgeht, so daß es ihnen dann freylich ein Leichtes ist als Fortsetzer und Nachfolger Luthers Leute heraus zu staffieren, die sich wunderlich und verlegen genug vor ihm gehalten würden, wenn er plötzlich unter uns träte. Sogar die fast komische Unbekanntschaft mit den politischen Verhältnissen und Begebenheiten jener Zeit in Deutschland wollten wir dem Franzosen nicht so sehr verargen, wenn nicht gerade bey seinem Gegenstande die genaueste Kenntniß derselben ganz unentbehrlich wäre, wenn er nicht gerade hier mit ganz besonderer Selbstgefälligkeit und Selbsttäuschung aufträte, und endlich, wenn er nicht wirklich mehr über diese Dinge wüßte, und die Mittel und Wege sich darüber gründlicher zu unterrichten etwas besser kannte, als bey seinen Landsleuten gewöhnlich der Fall ist, obgleich er freylich unsere Sprache nicht versteht. Aber dennoch scheint es wirklich ganz unerträglich, daß ein Schriftsteller, der

deutsche Gewährsmänner citiert (wenn auch nur die Lateinisch redenden wie Cochlaeus, Sleidanus u. s. w.), immer z. B. Wittemberg mit Wirtemberg verwechselt — und dieß ist nicht etwa eine bloße Lautverwechslung, sondern er denkt dabey offenbar an Wittenberg — oder wenn er das Churfürstenthum Brandenburg mit dem deutschen Orden und nachmaligen Herzogthum Preußen zusammenwirft, und z. B. von der 'communauté militaire qui gouvernait le Brandebourg' redet! ? Welche Kenntniß und Ansicht er von den Zuständen des Heiligen Römischen Reichs, zumal vor der Reformation hat, geht z. B. schon aus einer Stelle hervor wo es heißt: jusqu'à l'apparition de Luther, la constitution germanique — marchait facilement; il était rare que des intérêts divers séparassent les membres d'un même corps! Dieses marchait facilement ist ein charakteristisches Symptom der Befangenheit in neueren constitutionellen und administrativen Begriffen, worin der Verf., trotz seines mittelalterlichen Dilettanten-Enthusiasmus liegt. Doch, wie gesagt, die Behandlung der ganzen germanischen Seite seines Gegenstandes verträgt gar keine deutsche Kritik, sogar da wo ihr ganzer Character dem practischen Tact des Verf., der besonders auch einen gewissen diplomatischen Zug hat, näher steht; z. B. in den politischen Verhältnissen und Verhandlungen, welche den 30jährigen Krieg vorbereiteten und auch auf die Politik der letzten Lebensjahre Heinrich IV. so wesentlich einwirkten. So ist denn nicht zu verwundern, daß er dessen weitaussehende Pläne gegen das Haus Oesterreich, in der freylich auf den ersten Blick sehr seltsamen Idee eines Europäischen Staatenbundes auslaufend, fast ledig-



lich aus dem Drang der innern Angelegenheiten zu erklären sucht, in denen er, von dem oben angedeuteten Vorurtheil gegen Heinrich und sein juste milieu ausgehend, überwiegende, dringende Gefahren sieht, die nur durch Ableitung nach Außen beseitigt werden können. Solche Erklärungen sind immer sehr plausibel, und wir wollen gern zugeben, daß diese Seite der Sache bisher nicht hinreichend berücksichtigt worden ist; aber jedenfalls mußte der Verf. seine Auffassung derselben viel besser begründen, und dürfte auch dann jene andere von den deutschen Verhältnissen wesentlich bedingte nicht ganz übersehen.

Aber auch abgesehen von der terra incognita diesseits des Rheins finden wir auch auf dem eigentlichen Hauptgebiet des Verf. und unter den Ansichten, auf die er sich offenbar am meisten einbildet, die seltsamsten Mißgriffe, die besonders daraus zu erklären sind, daß er so leicht einzelne Erscheinungen und Momente, die ihm im Vorübergehen auffielen, zu einer zusammenhängenden allgemeinen Bedeutung zu verbinden sucht, ohne die überwiegende Masse von Thatsachen zu beachten, die einer solchen Bedeutung widersprechen. So ist es z. B. der Hauptangelpunct des ganzen Werkes, eine Lieblingsidee, die der Verf. bis zum Ueberdruß wiederholt, um sich gleichsam immer fester darin zu verwickeln, daß der Kampf zwischen Reformation und Katholicismus in Frankreich zugleich ein Kampf zwischen Adel (chevalerie) und Bürgerthum gewesen, indem jene als Vorkämpfer und Träger den Adel, dieser das Bürgerthum gefunden. Solche allgemeine Ansichten und Gruppierungen haben, sobald sie nur einigermaßen plausibel scheinen, Etwas sehr Verföhrerisches, und die Zuversicht und Wärme, womit der Verf. diese

hier durchführt und bey jeder Gelegenheit wiederholt, hat uns selbst einen Augenblick verleitet größeren Werth darauf zu legen als sie irgend verdient, obgleich allerdings manche einzelne Erscheinungen bey flüchtiger Beachtung so gedeutet werden könnten. Auf eine ausführliche und mit allen Zeugnissen ausgestattete Widerlegung können wir uns begreiflich hier nicht einlassen, sondern müssen uns begnügen die Hauptpunkte anzudeuten. Der Verf. übersieht erstlich von vorne herein den Unterschied in der Art, wie in den verschiedenen Ländern die Entwicklung der Reformation durch die politischen Elemente bedingt wurde, in denen sie hauptsächlich ihre materiellen und politischen Repräsentanten fand. Oder wenn er sie auch nicht überall ganz übersieht, so weiß er deren Bedeutung doch nicht zu würdigen und festzuhalten, so wenig wie irgend einen andern wichtigen thatsächlichen Punct. War es nämlich in Deutschland die Territorialhoheit einer gewissen Anzahl von Reichsständen — waren es in den Niederlanden die fast republicanischen Rechte und Privilegien der Städte und des Adels der Provinzen — war es in England die Königliche Gewalt selbst, welche die Sache der Reformation zu der ihrigen machten und ihrer ganzen Stellung nach machen mußten, so war in Frankreich ihre Stütze nicht, wie der Verf. meint, der Adel (oder gar das Ritterthum) im Gegensatz zu dem Bürgerthum, sondern es bemächtigten sich ihrer einige der großen und mächtigen Familien, welche, zumal seit dem Tode Heinrich II. auf allen Bahnen des Ehrgeizes sich als Nebenbuhler gegenüber standen. Es war das Geschlecht der Bourbons (dem Thron nah verwandt), dann noch entschiedener das Haus Chastillon, welche in der neuen geistigen und mater-

riellen Macht der Reformation einen Verbündeten gegen den französischen Stamm des Hauses Lothringen suchten. Dies ist bekannt genug; die Aufgabe des Geschichtschreibers wäre aber nun nachzuweisen, wie eine solche Gestaltung der Verhältnisse des religiösen zu dem politischen Leben durch die Vergangenheit und den ganzen Zustand Frankreichs bedingt war, wo es sich dann ergeben würde, daß eben diese weder für den Adel (als solchen) noch für das Bürgerthum eine solche Stellung und Bedeutung, wie der Verf. ihnen zuschreibt, irgend zuließen. Denn die königliche Gewalt in ihrem Streben nach unumschränkter Macht seit Ludwig XI. und besonders unter Franz I. hatte schon jene natürlichen, gesunden, staatsrechtlich anerkannten, historisch begründeten, politischen Elemente zu sehr geschwächt und entstellt, als daß sie die Grundlagen einer solchen Gruppierung und Grundlage der religiösen Elemente hätten werden können. Dagegen bereitete diese zerstörende, auflösende Thätigkeit der königlichen Macht in demselben Maße die Gruppierung nach jenen Familien- und Factioneninteressen vor, welche unter dem kräftigen Despotismus Franz I. sich auf Hofintriguen u. dgl. beschränken mußten, aber nach dessen Tode, da die königliche Macht in schwächere Hände fiel und endlich gar die Factionshäupter unter unmündigen Fürsten die Vormundschaft und Regentschaft als Ziel ihres Ehrgeizes erblickten, zu Hülfsmitteln und Waffen greifen konnten, welche bald den ganzen Organismus des Staatslebens nach allen Richtungen und bis in seine Tiefen gewaltsam zerreißen mußten. Die einzelnen Elemente hätten sich nun nach keinem höheren politischen Gesetz, sondern lediglich nach individueller Willkür, nach Kleinlichen, wechselnden persönlichen oder

Familieninteressen gruppieren können und endlich in völligem Chaos untergehen müssen, wenn nicht die religiösen Gegensätze sich zugesellt und der weitem Entwicklung wieder einen würdigern, wahrhaft politischen Character gegeben hätten. Auch das Königthum fand durch sie die Möglichkeit, endlich aus der allgemeinen Zerstörung und Verwirrung sich auf eine feste Grundlage zu werfen, von wo aus es dann später das unterbrochene Werk der unbedingten Monarchisierung des mittelalterlichen Staatslebens in dem Sinne der neuern Zeit fortsetzen und vollenden konnte \*). Diese Grundlage konnte keine andere seyn als die des katholischen Elements, welches nicht nur die völlig überwiegende Majorität der Nation für sich hatte, und in den mannigfaltigsten Wechselbeziehungen mit den bestehenden Besitz- und Rechtsverhältnissen stand, sondern auch (zumal seit dem Concordat von 1515) eine Hauptstütze und Quelle der königlichen Gewalt war. Eine Untersuchung der Gründe, wodurch diese natürliche Stellung des Königthums vorübergehend gefährdet und modificiert wurde, auch ehe das politische Haupt der Reformation durch die Erbfolge zum Thron gelangte, und der Umstände, welche es gerade diesem König möglich machten, sich nach seiner Rückkehr in den Schooß der katholischen Kirche in jener Stellung zu befestigen, würde uns hier viel zu weit führen, auch bedarf es dessen nicht, um die Unhaltbarkeit der vom

\*) Wenn wir die Französischen Zustände unter Franz I. als eine monarchische Willkühr-Herrschaft bezeichnen, so meinen wir begreiflich damit keinesweges einen so geregelten consequenten Zustand, wie ihn in unsern Tagen das monarchische Princip fordert und erlangt. Vielmehr geben wir mancherley und zum Theil beträchtliche anomale Ueberreste des freyeren mittelalterlichen Staatslebens zu.

Verf. aufgestellten Ansicht darzuthun \*). Was zunächst den Adel betrifft, so wurde er in die Bewegung der großen Familien hineingezogen, je nachdem Interessen oder Verbindungen der Familien oder Individuen für diese oder jene entschieden. Die Pflichten des Feudalwesens kamen hierbey wenig in Betracht und wenn immer noch eine große Mehrzahl des Adels dem königlichen Hof und Banner folgte, so geschah dieß nicht in dem Sinne der alten Lehnödienste, obgleich die Aufforderungen, die Form überhaupt sich gelegentlich darauf beziehen mochten, sondern es geschah meistens um der Vortheile willen, welche der König, der Hof seinen Anhängern gewähren, um der Nachtheile willen, die er seinen Widersachern zufügen kann. Dieselben Ursachen und Rücksichten fanden aber, wenn auch in verhältnißmäßig geringerem Maße, in Beziehung zu allen größern Familien und ihren Häuptern; ebenfalls statt. Damit soll natürlich der Einfluß höherer Motive, wie z. B. der allgemeinen Begriffe von ritterlicher Ehre und Treue, von Unterthanenpflicht, dann besonders die Wechselwirkung zwischen den religiösen und factiösen Elementen, der Einfluß der individuellen religiösen Ueberzeugung keinesweges geläugnet werden; aber das Verhältniß, die Gränzen dieser Motive sind sehr schwer und nur in einzelnen Beispielen und durch die genauesten specialhistorischen und

\*) So fiel namentlich durch das Concordat von 1515 einer der Beweggründe, wodurch der Verf. die Anhänglichkeit des Adels an die Reformation erklären will, in Frankreich fast ganz weg, indem die Occupation geistlicher Güter nicht mehr die unmittelbare Frucht der Reformation seyn konnte, da hier die königliche Gewalt im Besiz der Verleihung war und jene Ansprüche und Gelüste es mit ihr zu thun hatten.

biographischen Untersuchungen zu ermitteln. Ohne z. B. im Allgemeinen die Aufrichtigkeit der Bekenntnisse zur neuen Lehre zu bezweifeln, finden wir sie doch bey den Meisten — zumal bey den politischen Häuptern und deren unmittelbarem Anhang erst als eine Folge der factiösen Gemeinschaft mit den ersten und eifrigern Anhängern derselben, während der Theil des Adels, welcher der katholischen Kirche treu blieb, (allen Zeugnissen zufolge) auf die religiösen Streitpunkte im Ganzen wenig Werth legte und freylich eben dadurch sich von dem Fanatismus der demokratischen Elemente des Katholicismus unterschied und später um so leichter von ihnen trennte. Wie wenig auch bey vielen von denjenigen ablichen Führern, welche als die heftigsten Verfolger der Hugenotten erscheinen, religiöser Fanatismus im Spiel war, beweisen z. B. die Memoiren eines Montluc. Dieser, wie ohne Zweifel die große Mehrzahl des Adels, welcher nicht durch besondere Verhältnisse an eine große hugenottische Familie gebunden war, sah in der Reformation nichts als eine lästige, aufregende, alle bestehenden Verhältnisse bedrohende Neuerung, zu deren Unterdrückung überdieß der König wiederholt bestimmte Befehle gab. So konnte es gar nicht zweifelhaft seyn, was ein guter Edelmann zu thun hatte. Die oft seltsame Wuth des derben alten Kriegsmannes bezieht sich niemals auf die religiösen Ansichten der Hugenotten, sondern nur auf ihren Ungehorsam gegen die Befehle des Königs, auf ihr ganzes neuerungsfüchtiges unruhiges Treiben. Aber nicht nur aus diesen allgemeinen Thatsachen läßt sich die Unrichtigkeit der Ansicht des Verfassers folgern, sondern er kann auch die vorhandenen besondern Zeugnisse durchaus nicht für sich deuten, während im Gegen-

theil viele gradezu gegen ihn sprechen. Wem wird es z. B. einfallen, aus den vielen bunten, lebendigen Zügen zu dem Bilde der Zeit, welche Bräntöme gibt, zu schließen, daß die Heere der Hugenotten ausschließlich aus der geharnischten, berittenen, lanzentragenden Chevalerie, die katholischen Heere aber aus dem Fußvolk, den Bannern der Städte und Zünfte bestanden hätten? Und doch gefällt sich der Verf. grade darin, diesen mahlerischen Gegensatz möglichst oft hervorzuheben, der in einem historischen Roman freylich einen ganz guten Effect machen möchte, hier aber gar nicht angebracht ist. In der Wirklichkeit verhielt sich die Sache vielmehr ohne allen Zweifel so, daß erstlich ein großer Theil des Adels dem königlichen Hof und Banner folgte, und auch in den Provinzen den Beamten und Befehlen des Königs Gehorsam leistete, ohne Rücksicht darauf, ob diese die Katholiken oder Hugenotten begünstigten. Hieraus folgt denn aber von selbst, daß sie bis zu dem Bündniß Heinrich III. mit dem Bearner nach der Ermordung des Herzogs von Guise für den Katholicismus und gegen die Reformation fochten, wie sie denn auch ohne Zweifel größtentheils, wenigstens formell, Katholiken waren. Der übrige Theil des Adels war ohne Zweifel ziemlich gleichmäßig zwischen den großen hugenottischen und katholischen Familien getheilt, deren religiöse Ansichten denn auch die ihrigen waren oder wurden. Wenn eben deshalb die Mehrzahl des Adels der meisten Provinzen dem Katholicismus angehörte, so mochte immerhin das numerische Verhältniß (den eigentlich royalistischen Adel abgerechnet) durch den besonders zahlreichen Adel der gebirgigen Erblande des Bearners und der angränzenden Provinzen doch wieder ausgeglichen werden. So war also

die Chevalerie des Verf., mindestens<sup>7</sup> gesagt, in beiden Feldlagern gleich vertheilt — wahr-  
scheinlich aber im Katholischen, sofern es zu-  
gleich das königliche war, noch zahlreicher vor-  
handen und erst nachdem das Haupt der Hugen-  
notten den Thron bestiegen, und noch mehr nach-  
dem es sich mit der katholischen Kirche versöhnt  
und dadurch jeden Scrupel der gewissenhaftern  
katholischen Royalisten beseitigt hatte, fiel ihm  
die Masse des Adels eben so zu wie die Mehr-  
zahl der Städte. Von einem Gegensatz des Adels  
und der Städte, als solche, von einem Kampf  
zwischen beiden um solche Interessen, welche mit  
dem Wesen des einen oder des andern dieser  
politischen Elemente nothwendig verbunden gewe-  
sen wären, ist keine Spur zu finden, oder was  
als Reminiscenz einer frühern Epoche dahin deu-  
tet, ist so vereinzelt und matt, daß es für eine  
Gesamtansicht der Hauptgruppen und Momente  
gar nicht in Betracht kommen kann. Mit einem  
Worte, auch wenn wir wirklich auf Seiten der  
Reformation die überwiegende Masse des Adels  
erblickten — was doch, wie wir sahen, nicht  
der Fall ist — und obgleich (wie wir gleich se-  
hen werden) allerdings auf katholischer Seite die  
Städte sehr überwiegen, so wäre und ist damit  
doch nichts für die Ansicht des Verf. gewonnen,  
denn auch hier galt es nicht wesentlich städtischen  
Interessen, oder diese waren doch jedenfalls bloß  
untergeordnet, bloß Mittel.

Was die Städte betrifft, so hat es, wie ge-  
sagt, seine Richtigkeit, daß hier das katholische  
Element entschieden das Uebergewicht hatte \*).

\*) Sogar nach dem Tode Heinrich III., als die Ligue  
anfang sich aufzulösen, war das Verhältniß der li-  
guistischen Städte zu denen, die Heinrich IV. aner-  
kannten, wie 126 zu 90 und fast alle bedeutendere  
Städte gehörten zu jenen.



Dies bemerkt zu haben kann aber dem Verf. eben nicht zum Verdienst angerechnet werden, da es auch dem flüchtigsten, blödesten Blick nicht entgehen kann. Die Aufgabe für den Historiker, der bey dem jetzigen Standpunct der Geschichte diesen Gegenstand behandelte, war aber aus den städtischen Zuständen und deren Geschichte sowohl im Allgemeinen als im Einzelnen diese Stellung der Städte (namentlich z. B. im Gegensatz zu der ganz verschiedenen der meisten deutschen Städte) zu erklären und das ganze Verhältniß des Katholicismus zu und in dem städtischen Leben darzulegen. Diese Aufgabe, wie so viele andre, hat aber der Verf. kaum dunkel geahnt, geschweige sie gelöst; denn mit einigen flüchtigen Notizen über die städtische Verfassung, besonders in der Hauptstadt, wie man sie allenfalls in einem historischen Roman suchen und finden könnte, mit der ewigen Wiederholung gewisser alterthümlich-malerischer Ausdrücke, womit der Verf. auch hier ein fast kindisches Ohrengefißel treibt, ist es wahrlich nicht gethan. Diesen Mangel zu ersetzen, diese Lücke auszufüllen kann natürlich nicht unser Beruf seyn. Es würde dazu die gewissenhafteste Benutzung der uns in diesem Augenblick meist ganz unerreichbaren Hülfsmittel gehören, welche dem Verf. zu Gebot gestanden haben und von ihm schlecht benutzt worden sind. Nur einige allgemeine Bemerkungen können wir uns auch hier erlauben. In Paris wie in andern Städten machte die von Genf ausgehende Reformation Anfangs nicht unbedeutende Fortschritte zumal unter der höhern Bürgerklasse und den Gelehrten; allein nachdem die Könige Franz I. und Heinrich II. sich (aus bekannten Gründen) entschrieben gegen die neue Lehre erklärt hatten, wurden deren Prediger und Anhänger um so leichter

aus den Städten vertrieben, oder die (besonders unter den genannten Ständen) immer große Anzahl der Launen, Weltlichgesinnten zum Abfall gebracht, je überwiegender der Einfluß der königlichen Gewalt in dem städtischen Wesen und auf die, aus dem Bürgerstand entsprungenen Parlamente in der vorhergegangenen Epoche geworden war. Die aus den Städten verdrängte Reformation mußte sich nun begreiflicher Weise auf dem flachen Lande auszubreiten suchen, wo ihr theils die in den ländlichen Verhältnissen im Allgemeinen liegende geringere Intensität der Wirkungen der königlichen Gewalt und der von den Mittelpuncten derselben ausgehenden policeylichen Maßregeln, theils die Nachsicht, theils endlich die entschiedene Begünstigung mancher adlicher Grundherrschaften zu Statten kamen. Da während der Zeit die catholische Reaction in den Städten durch die königliche Gewalt mehr oder weniger geduldet oder begünstigt wurde, so lag es in der Natur der Sache, in dem Character, den Werkzeugen und Mitteln dieser Reaction (z. B. populäre Kanzelredner, fanatische Mönche, Kirchenfeste, Processionen u. s. w.), daß sie sich besonders in der demokratischen Masse der städtischen Bevölkerung geltend machte und diese zu einer Thätigkeit anregte, welche gar bald einen überwiegenden Einfluß auf die Entwicklung der Dinge gewinnen mußte.

(Der Beschluß in einem der folgenden Stücke.)

---

### Verbesserung.

St. 111. S. 1096 ist bey der Anzeige von Graff althochdeutschen Sprachschatz statt: der Preis jeder Lieferung für die Subscribenten 5 Reichsthaler, zu lesen: 1 Reichthaler.

G e t t i n g e n s e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

149. Stück.

Den 19. September 1836.

---

U t r e c h t.

Disputatio de Historia Cappadociae, cui praemittuntur Descriptio Cappadociae et disquisitio de Cappadocum origine, lingua, religione. Cum tabula geographica; auctore Johanne Josepho Hisely. 1836. 253 S. in Quart.

Die Geschichte von Cappadocien bildet bisher noch gewissermaßen eine Lücke in der historischen Literatur, da sie außer den Abhandlungen von Freret in den *Memoires* der Academie der Inschriften meist, nur in numismatischer Rücksicht behandelt worden ist. Sie ist zwar, als die Geschichte eines kleinern Staats, der nie zu einer festen Selbständigkeit aus eigener Kraft sich dauernd erhob, an und für sich nicht sehr eintabend; allein sie ist in die Geschichte der Staaten, welche aus der Auflösung der Weltmonarchie Alexanders hervorgingen, so tief verflocht:

ten, daß um diese zu verstehen eine critische Behandlung derselben Bedürfniß ist. Freylich ist aber diese mit großen Schwierigkeiten verbunden. Die Data zu derselben müssen aus vielen Schriftstellern zusammengesucht werden, bey denen sie nur fragmentarisch sich finden. Diese stimmen aber keineswegs immer genau unter sich überein. Ihre Vergleichung und ihre Würdigung, vor allen in beständiger Rücksicht auf die Chronologie, ist also die Aufgabe für den Historiker; und wie schwer diese genügend zu lösen ist, kann keinem Kenner der critischen Geschichte des Alterthums entgehen. Der Verf. der vorliegenden Schrift, ein in Holland einheimisch gewordener Schweizer, der unsern Lesern schon aus mehreren Schriften, besonders der über die Quellen des Cornelius Nepos (G. g. N. 1828. St. 184) bekannt ist, hat dieselbe in ihrem ganzen Umfange zu beantworten gesucht, indem er nicht nur keine der vorhandenen Quellen, die Schriften oder Münzen darboten, unbenutzt gelassen, sondern sie auch durch sorgfältig critische Behandlung zu würdigen gesucht hat. Er hat sich aber auch nicht auf die bloße Geschichte beschränkt, sondern, wie der Titel es schon sagt, über das Cappadocische Alterthum überhaupt ausgebreitet. Er geht aus von einer geographischen Beschreibung Cappadociens, die nicht bloß das Allgemeine umfaßt, sondern ganz ins Einzelne geht. Da unter dem Namen Cappadocien nicht bloß das nachmals so genannte Land, sondern auch, bis es durch die Perser als eigene Satrapie davon getrennt ward, das Pontische Cappadocien, nachmals schlechtweg Pontus genannt, begriffen wurde, so werden darüber erst die nöthigen Bestimmungen vorausgeschickt, und die Gränzen, Berge, Flüsse, Cli-

ma und Producte angegeben, worauf die specielle Geographie der einzelnen zehn Theile oder Districte (*στρατηγίαι*), in welche es nach Strabo getheilt war, der Städte, Tempel und anderer Merkwürdigkeiten folgt. Es sind besonders die Untersuchungen über das doppelte Comana, diese beiden merkwürdigen kleinen Priesterstaaten, welche hier die Aufmerksamkeit der Leser auf sich ziehen, indem sie uns einen anschaulichen Begriff solcher, auch über andere Weltgegenden zerstreuter, Priesterstaaten geben. — Von dem Lande geht die Untersuchung über auf das Volk und dessen Ursprung. Der Name Cappadocier war nach dem Verf. Persischen Ursprungs. Sie selbst nannten sich Syrer, und wurden von den Griechen weiße Syrer, ohne Zweifel von ihrer hellern Farbe, genannt. Große Verwirrung macht die Verwechslung der Namen Syrer und Assyrer, welche häufig als gleichbedeutend gebraucht werden. Der Verf. sucht den Grund davon darin, daß die Syrer, wie sie die Griechen nannten, von den Barbaren Assyrer genannt seyn, und schließt mit dem Resultat daß die Cappadocier ein Zweig des Aramäischen Völkerstammes seyn. Dasselbe beweiset der Verf. aus ihrer Sprache, welche dem Semitischen Sprachstamm angehörte, von dem das Aramäische der nördlichste Zweig war; der Cananäische der mittlere, und der Arabische der südlichste. Allerdings habe aber ihre Sprache durch die Vermischung mit Scythen, Medern, Persern, und nach Alexander mit Griechen viele Veränderungen erlitten. Es folgt die Untersuchung über die Religion der Cappadocier. Unter ihren Gottheiten steht die Dea Comana, deren doppeltes Heiligthum wir bereits bemerkt haben, oben an. Nach den Un-

tersuchungen des Verf. war sie dieselbe mit der Astarte der Syrer, und in ihrem ersten Ursprunge eine Mondgöttin. Die Griechen haben aus ihr bald eine Artemis, bald eine Bellona (Ἐρως) gemacht. Auch andere seltener vorkommende Gottheiten werden von dem Verf. erläutert. — Darauf von der Lebensart und Verfassung des Volks vor den Zeiten Alexanders. Die Cappadocier waren eigentlich ein Hirtenvolk, und blieben auf der niedern Stufe der Civilisation stehen, welche dieser Lebensart eigen ist. Es war aber ihr Schicksal von frühen Zeiten her unter fremde Herrschaft zu kommen; zuerst der Assyrer, dann der Meder, hierauf der Perser. Bey allen diesen Völkern war Satrapen-Regierung und Verwaltung; dieß führt den Vf. zu den genauern Bestimmungen von dieser und zu der Beantwortung der Frage: ob unter den Persern die Cappadocier schon eigene Könige gehabt haben? Die Antwort ist schwer, da der bloße Titel hier nicht entscheidet. Die Satrapen waren größtentheils Verwandte, selbst Brüder der Könige, und daher dürfen wir uns nicht wundern wenn sie oft auch Könige genannt werden. Ihre größere oder geringere Abhängigkeit hing von Verhältnissen ab, die der Veränderung unterworfen waren. Dieß mußte besonders in den Satrapien Vorderasiens der Fall seyn, dem gewöhnlichen Schauplatz der innern Kriege und Empörungen. Der Verf. hat mit großem Fleiß die Namen der Satrapen gesammelt; daß die Unabhängigkeit von den Königen wirklich anerkannt sey, finden wir nicht. Aber die Unabhängigkeit konnte oft factisch bestehen, wenn sie auch rechtlich nicht anerkannt war. Der Zeitpunkt wo Cappadocien von Pontus als Satrapie getrennt

wurde, wird nicht angegeben; der Verf. glaubt daß es um 400 v. Chr. geschehen sey. Wir glauben schon früher; da die zwanzigste Satrapie bey Herodot III, 94 meist die Völker von Pontus umfaßt, wenn auch der Name nicht vorkommt. Die Cappadocier gehören unter dem Namen der Syrer der vierten Dynastie an. Die Trennung scheint also aus der Einrichtung von Darius hervorgegangen zu seyn.

So weit der erste Theil, der mit einer Uebersicht oder Recapitulation der bisherigen Erörterungen schließt. Der zweyte Theil enthält nun die neuere Geschichte der Könige nach Alexander bis zu dem Untergange des Reichs von 333 v. Chr. bis 17 n. Chr. Es sind besonders die chronologischen Schwierigkeiten, welche bey einzelnen Regierungen, die auch mehrmals durch fremde Eroberungen unterbrochen wurden, hier eintreten. Die Reihe beginnt mit Ariarathes II., Sohn und Nachfolger des Satrapen Ariarathes I., von 333 — 322, der von Perdiccas gefangen genommen und hingerichtet ward. Sein Sohn Ariarathes III. kam erst nach der Schlacht bey Ipsus 301 wieder in Besitz, ward aber 298 durch Mithridates III., aus Pontus, verdrängt. Sein Sohn Ariaramnes bemächtigte sich nach Mithridates Tode 262 wieder des Reichs und regierte bis 240. Nun blieben seine Nachkommen bis auf Ariarath IX. in Besitz. Er nahm seinen Sohn Ariarathes IV. zum Mitregenten an, der von 240 — 220 als sein Nachfolger herrschte, ohne daß er sich auszeichnete. Er hinterließ einen unmündigen Sohn Ariarath V. Eusebes von 220 — 166. Durch seine Ver-

mählung mit einer Tochter von Antiochus III. von Syrien beginnt die genauere Verbindung mit dem Hause der Selenciden. Doch blieb er nach der Besiegung des Antiochus durch die Römer, durch die Vermittlung des Königs Eumenes im Besiz. Ihm folgte sein Sohn Ariarathes VI. Eusebes Philopator, der zwar von seinem untergeschobenen Bruder Drophernes verdrängt ward, aber diesen bald wieder vertrieb. Er hinterließ von seiner Gemahlin Laodice, einer Schwester Mithridats des Großen von Pontus, sechs Söhne, von denen jedoch fünf von der eigenen Mutter, um selber zu herrschen, durch Gift aus dem Wege geräumt wurden, und nur Einer, Ariarath VII. Epiphanes erhalten ward, und dem Vater folgte, 131 — 114; aber durch die Nachstellungen Mithridats durch Hilfe des Gordius getödtet ward. Die Geschichte Cappadociens wird nun mit der Geschichte von Mithridat verflochten, und es ist besonders in diesen Zeiten, wo die chronologischen Dunkelheiten, in welche die frühere Geschichte Mithridats des Großen sich hüllt, die Untersuchung erschweren. Der Verfasser sucht diese Schwierigkeiten dadurch zu heben, daß, wenn es bey einigen Schriftstellern, wie bey Eutropius, heißt, Mithridat habe mit den Römern 40 Jahre Krieg geführt, dieß nicht von den wirklichen Kriegen, sondern auch dem so gut wie kriegerischen Zustande zu verstehen sey. Ariarath VII. Epiphanes hinterließ von einer andern Tochter Mithridats, welche auch Laodice hieß, zwey unmündige Söhne unter Vormundschaft der Mutter, von denen der älteste, Ariarath VIII. Philometor, dem Vater folgte, 114 — 103, aber in



diesem Jahre durch die Nachstellungen Mithridats ermordet ward, der sich der Herrschaft bemächtigte, und sie dem Namen nach einem seiner noch unmündigen Söhne überließ. Aber die Cappadocier, der Bedrückungen müde, riefen den Bruder des Ermordeten, Ariarath IX, ins Reich zurück, der aber bald von Mithridat vertrieben 102 vor Gram starb, mit dem das regierende Haus zu Ende ging. Bekanntlich mischten sich nun die Römer darein, welche Cappadocien dem Mithridat entrissen, und auf das Verlangen der Cappadocier, die keine republicanische Verfassung wollten, den Ariobarzanes I. auf den Thron setzten, dessen Regierung unter dem Schutze der Römer bis zu dem Sturz von Mithridat 99 — 64 dauert, auf den alsdann sein Sohn Ariobarzanes II. bis 53 und auf diesen Ariobarzanes III. bis 43 folgt, den Cicero in Auftrag des Senats auf den Thron setzte. Diesem folgte sein Bruder Ariarath X. bis 36, wo ihn Antonius des Thrones beraubte, und einen Archelaues erhob, der bis unter Tiber 36 bis 17 n. Chr. regierte, wo er, nach Rom gelockt, dort sein Leben beschloß, und Cappadocien zur Provinz gemacht ward.

Angehängt ist ein Appendix: de Sacerdotum apud Cappadoces dignitate, auctoritate, opibus. Besonders in Rücksicht auf das oben angeführte doppelte Comana. Die dortigen Oberpriester, von fürstlichem Range, standen zunächst nach, oder vielmehr neben den Königen, denn ihre Macht war so groß, daß sie selbst den Königen gefährlich werden konnten, zumal da ihre Stellen erblich gewesen zu seyn scheinen. Sie waren nicht nur in dem Besitze von großen Län-

deren, von denen die Tempel und sie selbst die Einkünfte zogen, sondern hatten auch tausende von Slaven beiderley Geschlechts als Eigenthum, womit sie selbst Handel treiben konnten, welches jedoch Pompejus, als er einen Archelaus zum Oberpriester ernannte, untersagte. Außerdem waren auch die zahlreichen freyen Einwohner des Tempelgebiets ihnen unterworfen, so daß man sie nicht bloß dem Range, sondern auch der Macht nach Fürsten nennen konnte.

Wir haben, wenn gleich wir uns begnügen mußten dem Gange des Verfassers zu folgen, um den Inhalt seines Werks darzulegen, doch genug gesagt, um den Werth desselben zu würdigen. Es ist ein schöner Beweis zugleich des Fleißes, der Belesenheit, und der Critik des Verfassers, wozu der Stoff ihm so reiche Veranlassung darbot. Erhöht ist der Werth der Schrift noch durch eine mit Sorgfalt gearbeitete Karte, welche Cappadocien nach seiner Eintheilung in Gebiete darstellt, und auch zugleich die angränzenden Länder, so weit es hier, die Begränzung deutlich zu machen, nöthig war, umfaßt.

Hn.

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e   A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

150. 151. S t ü c k .

D e n   22.   S e p t e m b e r   1836.

---

L e i p z i g

Europäische Sittengeschichte, vom Ursprunge der volksthümlichen Gestaltungen bis auf unsere Zeit, von W. Wachsmuth, ord. Prof. d. Gesch. in Leipzig, Ritter vom Danebrog. Zweyter Theil, vom Verfall des karolingischen Frankreichs bis zum Auftreten Gregorius VII. 1833. X u. 573 S. in 8.

Dessen 3. Theils 1. Abtheilung, das Zeitalter der Kirchenschwärmerey und der Herrschaft des Papstthums im Allgemeinen. 1834. IV u. 372 S.

Dessen 3. Theils 2. Abtheilung, die europäischen Völker und Staaten besonders im Zeitalter der Kirchenschwärmerey und der Herrschaft des Papstthums. 1835. VI u. 596 S.

Der Wunsch und auch die Vorhersagung eines andern Ref. in unsern Anzeigen über dieß Werk (s. Jahrg. 1832, St. 21) ist in Erfüllung gegangen. Wir sehen mit theilnehmendem Ver-

gnügen, daß der treffliche Verf. Kraft besessen und Muße gefunden hat, sein großes Feld zwey sehr wichtige Strecken hindurch nach dem entworfenen Plane weiter zu bearbeiten; das Interesse steigt in den vor uns liegenden drey Bänden (oder zwey Theilen) immer mehr, und schreitet, gleichsam episch, dem großen Ziele allmählich entgegen, an welchem der Geschichtschreiber der Europäischen Sitten den Zustand der Gegenwart die vollständigste Aufdeckung der feinsten und verstecktesten Fäden dieses großen Gewebes als ein nothwendiges Product der Vergangenheit nachweisen wird. Ein solches Werk dient nicht nur als Ergänzung für alle und jede Werke über die Europäische Geschichte, indem es die allerersten Gründe der Thatsachen in dem, mittelst genauer Nachweisung des Einzelnen zur Anschauung gebrachten, Leben und Weben der Völker selbst nachweist; sondern es scheint auch bestimmt zu seyn, allen den leeren Aufzählungen der Haupt- und Staats-Actionen, welche in den zahlreichen Messarbeiten noch oft für Geschichts-Darstellung ausgegeben werden, für immer ein Ende zu machen. Denn wenn das vorliegende Werk erst vollendet seyn wird: so ist Jedem, der sich mit der Geschichte beschäftigt, beträchtlich erleichtert, das eigentlich lebendige und fortlaufende Band zwischen den einzelnen Vorfällen in den Staats- und Volks-Geschichten zu erkennen. Bey dieser unverkennbaren Wichtigkeit des anzuzeigenden Werkes muß Ref. den lebhaften Wunsch aussprechen, daß dessen Studium überall mit nachhaltigem Eifer unternommen und befördert werden, und daß namentlich auch die in dieser Rücksicht häufig noch so mangelhafter Hülfsmittel sich bedienenden Gymnasial-Lehrer, denen der Unterricht in der Geschichte aufgetragen ist, durch die

Benutzung dieses Werks sich in den Stand setzen mögen, ihre Schüler (so viel ihnen dient) von früh an mit dem wahren, organischen Zusammenhange des innern Lebens und der äußern Erscheinung bey den Europäischen Völkern bekannt zu machen. Denn wenn im Ganzen der academische Unterricht in der Geschichte schon seit geraumer Zeit eben darin seine Vortrefflichkeit bewährt hat, daß die Universitäts-Lehrer aus den Quellen die Gründe, den Zusammenhang und die Folgen des Thatsächlichen unter Benutzung der vielseitigsten Studien mitzutheilen bemüht gewesen sind: so scheint doch der Geschichts-Unterricht auf den Gymnasien noch in vielen, vielleicht den meisten Orten an einem auffallenden Mangel des echt historischen Geistes oder auch an Unbelebtheit zu laborieren, bey welcher die Lehrer entweder nichts weiter thun, als die Begebenheiten wie merkwürdige Curiositäten ohne wahren Zusammenhang und ursachliche Erläuterung aufzufädeln und so den Schülern zum Auswendiglernen zu übergeben, oder den wahren Thatsachen allerley politische, psychologische und moralische Conjecturen und Meinungen unterzuschieben, die dann gewöhnlich sehr merklich die Farbe der Zeit tragen. Wie sehr dadurch geschadet wird, darauf haben unsere großen Geschichtsforscher und Geschichtschreiber schon längst wiederholt aufmerksam gemacht. Gegenwärtig aber, nach Erscheinung des obigen Werks, und besonders wenn dasselbe vollendet seyn wird, fehlt es bey der Geschichte Europas einem solchen tödten- den oder irreleitenden Verfahren noch mehr an jeder Entschuldigung.

Der Verf. scheint zu fürchten, daß man ihm vorwerfe, er dehne sein Werk zu sehr. Dieß könnte nur ein Vorwurf von Seiten Solcher seyn,

welche mit der unendlichen Fülle der Ernte seines Feldes und mit den beabsichtigten Zwecken sich nicht haben bekannt machen können oder wollen. Ein Werk wie die Europäische Sittengeschichte bedarf nothwendig einer verhältnißmäßigen Breite und Ausführlichkeit. Dieß ist eben ein Gemälde, bey welchem der Betrachter nicht sowohl den Gesamt-Eindruck, als vielmehr die einzelnen und selbst die kleinsten Züge deutlich erkennen will. Ohne diese zu würdigen, weiß man nie, ob man auf das resultierende Ganze einen richtigen Schluß macht. An unrichtigen Schlüssen und falschen Ansichten aber findet sich in der Geschichte deswegen eine übergroße Zahl, weil es im Ganzen genommen viel zu sehr an der ins Einzelne eingehenden Kenntniß der Lebensgewohnheiten, Sitten, Gebräuche, Beschäftigungen und andern Eigenthümlichkeiten der Völker gefehlt hat. Eine lange Zeit hindurch (und diese ist noch immer nicht ohne Folgen auf die jetzigen geschichtlichen Vorträge) beschäftigten sich die Geschichtsbücher gewöhnlichen Schlags mit weiter nichts, als mit den merkwürdigsten Erlebnissen der Herrscher und der Fürstenhäuser; alsdann fing man an gewisse allgemeinere Ansichten zum Zwecke der Erläuterung einzuschieben, wobey auch ausgezeichnete Männer, z. B. Montesquieu, in einer glänzenden Einseitigkeit befangen, zu falschen und sonderbaren Urtheilen gelangten; in neuester Zeit hat man endlich versucht, den mangelnden Zusammenhang in der Geschichte der Völker und der Reiche nicht selten aus bloß eingebildeten, falschen, sich für philosophisch ausgebenden Grundsätzen erschließen zu wollen, und so sind Welt- und andere Geschichten erschienen, in welchen wir die historischen Personen mit Beweggründen und Zwecken aufgestellt finden, von

denen die echte Geschichtsforschung gar nichts weiß. Nur durch das genaue Studium des Details sind dergleichen Verirrungen auf immer abzuweisen, und hierzu wird das Werk des Verf. wesentlich beytragen.

Der Inhalt dieser drey Bände oder zwey Theile macht das dritte, vierte und fünfte Buch des ganzen Werkes aus. Das dritte Buch schildert die Sitten Europas im normännisch = deutschen Zeitalter und handelt diesen fruchtbaren Gegenstand in zehn Kapiteln ab. Die Gränzen bilden ungefähr Karl der Große und Papst Gregor VII.; vom Tode Genes bis zur Wirksamkeit Diefes verlaufen zwar nur ungefähr 230 Jahr, aber wie reich an Begebenheiten, an innerer Mannigfaltigkeit, an Keimen künftiger Verhältnisse! Im 1. Kap. redet der Verf. von den Raubfahrten der Normannen und denen der Turanischen Völker, Magyaren, Petschenegen, Kumanen und Uzen; im 2. Kap. stellt er eine allgemeine Betrachtung an über den damaligen Zustand der Kirche und des Staats überhaupt im germanisch = romanischen Westeuropa; woran sich im 3. Kap. das Bild der Völker der Karolingischen Reiche in ihrer Schwäche anschließt, und zwar in vier Abschnitten, nämlich Verfall und Auflösung des Frankenreichs unter Ludwig dem Frommen ('Frömmeler' ist doch nicht ganz richtig), seinen Söhnen und Enkeln, Deutschland mit den benachbarten Slaven, Frankreich, Italien. Das 4. Kap. ist den Völkern des Nordens gewidmet, theils denen von Scandinavien, wohin der Verf. außer Schweden, Dänemark und Norwegen auch Island zählt; theils denen der Britischen Inseln, Angelsachsen, Walen, Iren und Schotten; desgleichen den Normannen, die sich

in Frankreich angesiedelt hatten und vom Verf. zur Unterscheidung Normands genannt werden; und endlich den Russen. Das deutsche Volk und Reich in Kraft und Hoheit im 5. Kap., Heinrich der Sachse, die drey ersten St-tonen nebst Heinrich II., das Fränkische Kaiserhaus bis auf die ersten Jahre Heinrichs IV., denen eine kurze Schilderung der Deutschen unter den Sächsischen und den ersten Fränkischen Königen folgt. Die Slaven (Elb-slaven, Slaven in Mähren und Böhmen, desgleichen in Polen), die Ungern und die Bewohner Italiens, als die von Deutschland aus bedingten Völker nehmen das 6. Kap. ein. Das 7. Kap. enthält Frankreich nach dem Abgange der Karolinger (Nordfrankreich, Südfrankreich, die Bre-tonen) und die Normands in England. Dann die Völker der pyrenäischen Halbin-sel im 8. Kap., Araber und Christen; im 9. Kap. das Griechische Kaiserreich, und im 10. Kap. die Normannen in Unterita-lien und auf Sicilien, neben den Ara-bern aus Africa.

In der ersten Abtheilung des dritten Theils, dem vierten Buche, wird das Bild der Kirchenschwärmerey und der Herrschaft des Papstthums (etwa von 1050 bis 1300) vor den Augen des Lesers aufgerollt. Den Gang der Begebenheiten hat dabey der Verf. von der Darstellung der Zustände des Europäischen Staatswesens und Völkerlebens in diesem Zeitalter zweckmäßig getrennt und diese auf jenen folgen lassen. Wir sehen 1. das Papstthum und den geistigen Drang der Zeit im Aufstei-gen, wobey dem Investiturstreite, den Päpsten Gregor VII., Urban II., Paschal II., und Ca-lix II., so wie dem Kaiser Heinrich V. die ge-



hörige Aufmerksamkeit gegönnt ist; die gleichzeitigen Aeußerungen des Zeitgeistes aber, als sich in Mönchthum, dem ersten Kreuzzuge, dem Ritterthume und dem städtischen Bürgerthume manifestierend, ebenfalls dargestellt sind. Vorzüglich reich ist 2. die Schilderung des Fortgangs und Höhestandes der Kirchenherrschaft von den Zeiten Bernhards von Clairvaux bis zum Tode Innocenz III. Das Zeitalter des heiligen Bernhard ist in drey Abschnitten vorgetragen, welche das Papstthum, Peter Abeilard, Arnold von Brescia, — dann den zweyten Kreuzzug, — und endlich die Mystik, die Scholastik und die Kunst dieser Periode enthalten. Es folgt darauf das Zeitalter Friedrichs Barbarossa, in welchem die Rede ist von den Lombarden, den Rechtsstudien und der Universität zu Bologna; von Papst Alexander III., Thomas Becket, dem Englischen Könige Heinrich II. und dem Bischof Absalon zu Roskild; von dem dritten Kreuzzuge, Saladin und Richard Löwenherz; vom Ritterthum in seiner vollen Reife und endlich vom Kaiser Heinrich VI. Durch die Schilderung der Fürsten der nächstfolgenden Zeit, der fernern Kreuzzüge nach dem Morgenlande und gegen die Albigenfer, der Bettelmönche, der Kämpfe für das Kreuz in Spanien und an der Ostsee, der Universitäten und der vierten Kirchenversammlung im Lateran werden wir von dem Zustande der Europäischen Gesittung zur Zeit Innocenz III. unterrichtet. Von da an 3. überhebt sich das Papstthum seiner Macht und vertilgt allmählich die Macht der Hohenstaufen; Honorius III., Kaiser Friedrich II. und Gregor IX.; fernere Kreuzfahrten; Vollendung der Hierarchie in ihrem Innern; Gregor IX. gegen-

über dem Kaiser; Lombarden und Mongolen. Hierauf Innocenz IV.; Karl von Anjou; Ludwig IX. von Frankreich; Ende der Kreuzzüge nach Palästina; die Kirche am Ende dieser Periode. — In der Beschreibung der gemeinsamen Zustände der Staaten und Völker Europas in der diesen Theil einnehmenden Periode hat uns der Verf. zuerst das Staatswesen vorgeführt. Wir finden daher hier noch den Personenstand und die Gesetzgebung nachgewiesen; und Recht, Kriegswesen und Staatshaushalt, als Staatsanstalten beurtheilt. Den Schluß des Bandes macht eine, die Sittlichkeit, die Bestrebungen in Literatur, Poesie und Kunst, so wie Handel und Gewerbe umfassende Schilderung des Volkslebens.

Das vierte Buch redet also in einer bestimmten Concentrierung auf Kirche und Papst von der Europäischen Sittengeschichte überhaupt; dagegen schildert uns das fünfte Buch (dritten Theils zweyte Abtheilung) in einem besondern Bande dasselbe Zeitalter in abgesonderten Darstellungen der einzelnen Völker jedes Europäischen Hauptlandes. — Kap. 1. Italien eröffnet die reiche Bildergalerie; Lombarden und Mittelitalien, Rom, Seestädte Italiens, Sicilisches Reich. — Frankreich von Philipp I. bis zum Tode Ludwigs IX., mit geeigneten Unterabtheilungen. — Kap. 3. Britische Inseln, von Wilhelm I. bis zu den Zeiten Heinrichs III.; desgleichen Schottland. — Kap. 4. Die Pyrenäische Halbinsel, besonders Leon, Castilien, Portugal, Arragon, Barcelona, Navarra. — Kap. 5. Deutschland. Zuerst die letzten Zeiten des Kaisers Heinrich IV.; dann Heinrich V. Welfen und Hohenstaufen bis einschließlich auf Kaiser Friedrich II. Deutsche Rechte, Sitten. Landschaften

des Reichs insbesondere. — Kap. 6. Südbaltische Länder, Polen, Ostpommern, Schlesien, Preußen, Litthauen, Kurland, Liefland, Esthland. — Kap. 7. Scandinavien nebst Island. — Kap. 8. Ungarn. — Kap. 9. Griechisches Kaiserreich. — Kap. 10. Rußland und die Mongolen.

Schon diese bloße Uebersicht des Inhaltes kann einen ungefähren Begriff von dem großen Reichthume eines Werkes machen, das durch pragmatischen Blick, Schärfe der Untersuchung und Vielseitigkeit der Vorstudien sich auf das Vortheilhafteste auszeichnet. Nach der Bestimmung gegenwärtiger Anzeige hält sich Ref., wiewohl ungerne, von einer weiter ins Einzelne eingehenden Beurtheilung zurück. Sie könnte fast überall nur Beyfall bezeigen. Doch mögen hier noch einige ganz wenige beym Lesen ausstoßende Bemerkungen und Bedenken folgen, welche dem Hn Verf. nur als ein deutlicher Beweis des hohen Interesses dienen sollen, das den Ref. an dieß Buch gefesselt hat. — Es ist sehr zu bedauern, daß unsers Jacob Grimm meisterhaftes Werk über die deutsche Mythologie nicht früh genug erschienen ist, um von dem Verf. noch benutzt werden zu können, und es ist zu wünschen, daß derselbe bey dem nächsten Bande einen berichtigenden Anhang über das Heidenthum in den nordischen Ländern und in Deutschland nach Grimms Forschungen eigens mittheile. Nicht bloß die Götterlehre selbst, sondern auch viele andere damit in näherer oder entfernterer Verbindung stehende Punkte werden aus dem Grimm'schen Werke nunmehr ein helleres Licht erhalten. — Die Erklärung von homo, d. i. Dienender in den Lehnß-Verhältnissen (Th. 2. S. 45), möchte schwerlich auf die von dem Vf.

angegebene Abstraction gegründet, noch weniger als ein schmähliches Symbol des damaligen Zustandes der Dinge angesehen werden können; richtiger scheint die Bedeutung dieses Wortes darin, wie sie in den Quellen des damals keineswegs abgestorbenen Röm. Rechts fast beständig gebraucht wird, eine Analogie und Herleitung zu finden. — Ref. kann nicht bergen, daß ihm an zahlreichen Stellen des vorliegenden Werks hat scheinen wollen, wie der Vf. sich doch von dem modernen Begriffe des Staats in so weit nicht völlig hat frey machen können, als er denselben auch auf Zeiten angewandt, oder bey deren Beurtheilung zum Grunde gelegt hat, in denen, genau betrachtet, von einer Central-Einheit der Staatsgewalten sich kaum eine Spur findet, die Verbindung der einzelnen Städte, Prälaten, mächtigen Dynasten und Grundbesitzer eines Volks bloß national, oft sogar provincial war und bey ihnen eine gemeinsame Unterordnung unter Regierung und Rechtspflege überhaupt nur sehr mangelhaft Statt fand. Der Vf. hat allerdings nichts weniger als den Fehler gemacht, das Gegentheil zu behaupten und das Mittelalter nach dem Schema der modernen Zeit aus seiner natürlichen Gestalt zu rücken. Allein er hat doch den Maßstab, welcher ganz allein durch die modernen Begriffe gewonnen ist, häufig an die völkerschaftlichen Vereine des Mittelalters angelegt und wird dadurch bey manchem jener Zeiten nicht ganz kundigen Leser den Gedanken erregen, als könnten sie nach einem solchen Maßstabe beurtheilt werden. Wo in den Perioden des Mittelalters bis ungefähr zu Ende des 13. Jahrh. sich in Europa irgend ein Staat im modernen Sinne des Wortes zu zeigen scheint, da ist er bloß die unmittelbare Wirkung des persönlichen Uebergewichts und Herrschertalents eines

großen, reichen oder unternehmenden Fürsten und Helden. Ein solcher, von glücklichen Nebenumständen begünstigt, vereinigt die einzelnen Dynasten und Gutsbesitzer nebst den Städten und den Prälaten unter seine gewaltige Hand und hält sie, so lange er lebt, durch dieselbe Ueberlegenheit fest, durch welche er sie gewonnen hat. Schließt der Tod sein Auge und folgt ihm nicht ein ähnlich ausgezeichneteter Mann auf dem Throne: so zerwirft sich die centralisirte Regierungsgewalt und damit der ganze Staat wieder in größere oder kleinere Grundbesitzer und andere Bestandtheile, nur vom Interesse und dem Gefühl der Schwachheit, seltener vom Nationalbunde zusammen gehalten. Es scheint daher richtiger, als Normalzustand jener Zeit die natürliche Zersplitterung der einzelnen Völker anzunehmen, während welcher ein Staat im neuern Sinne des Wortes eigentlich gar nicht existierte; und die jeweiligen Vereinigungen derselben zu einer staatsähnlichen Einheit nur als vorübergehende Versuche oder nothwendige Folgen großer Persönlichkeit darzustellen. — Der Vf. hat den Kreis dessen was er Europäische Sitten nennt, mit Recht sehr weit gezogen und es wird dieser Ausdehnung nur Beyfall zu zollen seyn. Ref. meint aber, daß noch auf einen Gegenstand hätte Rücksicht genommen werden können und müssen. Die Sitten entwickeln sich nämlich bey jedem Volke auch aus seiner täglichen Lebensweise. Dieses Alltägliche ist der Grund und Boden, aus welchem alles Uebrige aufsteigt und genährt wird. Es ist daher eine äußerst wichtige Frage, womit das gemeine Volk den ganzen Tag sich beschäftigt, wie und wodurch es sein Leben erhalte; wie es Feldbau, Waldwirthschaft, Jagd, Fischerey, Bergbau und Handwerke betreibe; wie

seine Wohnungen, seine Kleidungsstücke, seine Bequemlichkeiten eingerichtet seyen; wie und woraus es seine Speisen bereite und auf welche Art es seine Vergnügungen und Festlichkeiten einrichte und abwechseln lasse. Je alltäglicher diese Lebensweisen sind, je regelmäßiger Alles darin wiederkehrt, desto tiefere Wurzeln schlagen sie; deren Stamm, Blätter und Blüthen selbst nach Jahrtausenden den Sitten des Volks noch immer einen Character geben. Der Vf. hat hierauf, wie dem Ref. scheint, nicht genug Rücksicht genommen, sondern mehr das abwechselnd Auffallende und Exorbitante als das beharrend Gewöhnliche und auf den bleibenden Volkscharacter am meisten Einfließende in das Auge gefaßt. Wäre dieß nicht geschehen, so würde auch die in dem Werke manchmal hervortretende Verwunderung über Rechts-Eigenthümlichkeiten beträchtlich geringer sich ausgesprochen haben. Das Recht ist bloß eine Seite der Sitten und Gebräuche eines Volks. Es bildet sich stets auf die natürlichste Art aus, wo nicht besondere Schicksale der Nation ausnahmsweise das Beispiel eines aufgedrungenen (und doch auch dann alsbald durch die alltägliche Wiederkehr des gemeinen Lebens nach diesem modificierten!) Rechts herbeygeführt haben. Bestimmungen eines Rechts, welche uns seltsam scheinen, müssen daher stets, bey ungehindert sich entwickelnden Völkern, als natürliche Folgen einheimischen Lebens betrachtet werden und können in ihrem Zusammenhange nichts Auffallendes haben; daß sie uns auffallend scheinen, ist bloß der Beweis unserer mangelhaften Kenntniß des Ganzen.

Schließlich kann Ref. nicht umhin, auf die sprachliche Seite dieses Werks aufmerksam zu machen. Je mehr eine literarische Arbeit innern

Gehalt hat, desto mehr ist auch auf ihre Form zu achten. Wir sind noch nicht dahin gekommen, daß die meisten unserer Gelehrten classisch schreiben; und wir dürfen dieß Ziel nicht aus den Augen verlieren. Der Vortrag des Verf. trägt die Spuren des Bestrebens an sich, den Inhalt seiner reichen Excerpte und Vorstudien in größter Präcision und Gedrängtheit wiederzugeben. Nothwendig entsteht dabey eine große Fülle der Gedanken in jeder Periode, ja in jedem ausgesprochenen Satze. Wenn auf diesem Wege des Forschens und Darstellens einige Geschichtschreiber, vor allen andern Johannes Müller, zu einer für manchen Leser beschwerlichen Gedrängtheit des erzählten Factischen in ihren Werken gelangt sind; Andere dagegen die Basis verlassend, sich zu einer fast luftigen Abstraction verirrt und in der Geschichte selbst das Geschehene nicht erzählt haben, den Leser daher oft ungewiß lassen, von welchen Thatsachen ihre Schlüsse abstrahiert seyen: so ist der Vf. glücklicher Weise meistens einen Mittelweg gegangen. Seine Darstellung ist in hohem Grade reich an eigentlicher Erzählung und echt historischer Mittheilung, ohne den Vortheil geistvoller Verallgemeinerung des Einzelnen zu entbehren. Indessen ist doch auch er von dem Fehler vieler unserer modernen Historiker ein wenig angesteckt, und man kann seine Darstellungsweise des Vorwurfs mindestens einer Neigung zu ungeschichtlicher Abstraction nicht ganz überheben; er liebt, statt eines bestimmten Urtheils hin und wieder nur eine Negative zu geben; auch fehlt es an mehreren Stellen seinem Style an Würde, Eleganz und (besonders wegen gezwungener Wortstellung) selbst zuweilen an Deutlichkeit; Eigenschaften die man um so weniger gern ver-

mißt, als jedes noch so verdienstliche und brauchbare Werk, dem es an der Vollendung der classischen Form fehlt, sich nicht lange auf dem großen Strome der Literatur oben zu erhalten vermag. Darum ist die Bemühung großer Gelehrten für die sprachliche Darstellung ihrer Gedanken nicht ohne die größte Wichtigkeit für ihren Ruhm sowohl, als für die vaterländische Literatur; und je weniger Mühe es dem Vf., wie es scheint, gemacht haben würde, auch dieser Anforderung, in welcher wir die Griechen, Römer, Engländer und Franzosen noch immer nicht erreicht haben, ein völliges Genüge zu leisten, desto mehr darf man die bemerkten Mängel dieser Art bedauern, die ein sonst vorzügliches Werk einigermaßen entstellen. Mit großem Verlangen sieht gewiß jeder Freund der Geschichte der Fortsetzung einer so wichtigen Arbeit entgegen.

W. M.

### B r a u n f c h w e i g.

Bey Bieweg: Darstellungen aus einer Reise durch Deutschland und Italien von Friedrich Karl von Strombeck. I. Theil 452, II. Th. 360 Seiten in Octav.

Unsere Leser sind mit dem Freyherrn v. Strombeck als Gelehrten und Dichter längst vertraut, und kennen auch schon aus den Zeitungen die statistischen Umriffe von dem Römischen Hofe und die historischen Lebensbilder, welche er in der vorliegenden Schrift gegeben hat. Sie würden daher von dieser Schrift hier nicht unterhalten werden, wenn er nicht so schriebe, daß es mit oder ohne Einstimmung in seine



Meinungen eine Freude ist — eine Kunst, die noch immer selten! unter uns ist —, wenn er nicht über das was und wie es ihm vorgekommen, mit äußerer und innerer Unabhängigkeit zu berichten und sich über seine Gefühle und Urtheile selbst Rechenschaft abzulegen suchte. Der Geologe und der Philologe, der Rechtskenner und der Alterthumskenner, der Menschenfreund und der Kunstfreund ist da, aber der Dichter ist nicht sichtbar, und der Parteymann fehlt gänzlich. Die Universitäten gehören zu den Hauptgegenständen seiner Aufmerksamkeit und Liebe; er freuet sich ihres Rechtszustandes und ihres Gedeihens in Oesterreich mit dem Wunsche, daß dem Römischen Rechte und den classischen Studien mehr Gunst verliehen werden möge, und er beklagt die Rechtsverkümmernng der päpstlichen Universitäten mit der Hoffnung, daß, kurz gesagt, der gebildeten Welt ein solches Vergerniß nicht länger gegeben werden möge. Er rühmt die Wissenschaftlichkeit der Italiäner, und lobt auch die Dienstfertigkeit, die er auf den öffentlichen Bibliotheken gefunden hat, und die auch eben von einer Seite bestätigt ist, nämlich in der Untersuchung: ob es mit der Beschreibung der Reichsversammlungen von Karl dem Großen in der Schrift des Erzbischofs Hinkmar von Rheims, oder mit der historischen Hauptquelle für das allgemeine Ständewesen, seine Richtigkeit habe. Schließlich mag eine vergleichende Bemerkung hier stehen, über deren Richtigkeit die Leser ohne Weiteres urtheilen können. 'In Beziehung auf Wohlwollen und Freundlichkeit gegen Fremde gebe ich ihnen (den Italiänern) vor unsern Landsleuten einen entschiedenen Vorzug. Viele deutsche

Geschäftsmänner, besonders wenn sie etwas höher zu stehen glauben, sind der höchst irrigen Meinung, ihr Ansehen und ihre Würde dadurch zu vermehren, daß sie den Fremden, welcher sie mit einem Besuche beehrt, mit einer Art von Kälte und Steifheit empfangen. Im obern Italien, wo viele Deutsche angestellt sind, habe ich an der Verschiedenheit der ersten Aufnahme nicht ganz selten sofort den Deutschen und den Italiäner unterschieden. Nie hat mich z. B. ein italiänischer höher stehender Geschäftsmann oder Gelehrter, bey welchem ich mich eben durch seinen eigenen Domestiken hatte anmelden lassen, am Schreibtische und die Feder bey meinem Eintritte erst aus der Hand legend empfangen: ein Benehmen der Amtswichtigkeit, welches in Deutschland, besonders in unserm lieben Niedersachsen, gleichsam stereotyp geworden zu seyn scheint, dessen ungeachtet aber eben so anmaßend als lächerlich ist. Man schreit in unseren Zeiten so viel gegen aristokratische Anmaßung: irre ich mich nicht auf das vollständigste, so ist diese nicht in den Häusern alter reicher und vornehmer Familien, sondern in der Beamtenwelt zu Hause, und zwar immer mehr dem Superlativ sich nähernd, je tiefer der Standpunct in den bürgerlichen Verhältnissen war, von welchem ausgehend der Beamte — emporgekommen.'

---

S t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

152. Stück.

Den 24. September 1836.

P a r i s.

Beschluß der Anzeige: Histoire de la ré-  
forme, de la ligue et du Règne de Henry IV.  
par M. Capefigüe.

Die Ursachen, welche das Königthum bald be-  
wogen sich auf Concessionen gegen die neue Leh-  
re einzulassen, sind zum Theil leicht zu erkennen,  
vom Verf., wenn auch verworren genug, ange-  
deutet, und können jedenfalls hier nicht weiter  
auseinander gesetzt werden. Es genügt zu be-  
merken, daß von dem Augenblick wo das König-  
thum eine solche mittlere Stellung zu gewinnen  
suchte, der Catholicismus dem Geseze und Recht  
der Selbsterhaltung anheim fiel, welches ihn zu-  
nächst zu einer vom Königthum unabhängigen,  
dann demselben feindseligen Stellung zwang. Um  
dieß Moment zu begreifen muß man aber frey-  
lich der Art, wie diese Begebenheiten noch bis  
auf Hn von Raumer hinab von nichtkatholischen  
Schriftstellern aufgefaßt und dargestellt worden  
sind, ein für alle Mahl entsagen. Danach sollte

man glauben die Reformation habe (zumal in Frankreich) für sich immer nur billige Duldung, der Katholicismus immer ausschließliche Herrschaft, ausschließliche Existenz verlangt. So verhielt sich die Sache aber keinesweges. Es lag in dem Wesen, den Grundsätzen beider Religionsparteyen, daß von Duldung nicht die Rede seyn konnte. 'Seyn oder Nichtseyn' nebst allen daraus unvermeidlich hervorgehenden gewaltsamen Folgen und Folgerungen war auf beiden Seiten die Losung, besonders so lange nicht die Erfahrung eines langen, blutigen Kampfes und die gegenseitige Erschöpfung beide Theile mehr in der That als in den Ansichten zu einer gewissen Duldung gezwungen hatten. Daß der Ausrottungskampf von Seiten des Katholicismus den Vordergrund einnimmt und den befangenen oder flüchtigen Blick die rastlosen zerstörenden Angriffe der Gegenpartey übersehen läßt, erklärt sich leicht daraus, daß die Uebermacht (zumal auf den hervorstechendsten Puncten, in Paris und andern großen Städten) und die demokratischen Massen nebst allen unvermeidlich mit deren Aufregung in irgend einem Sinne verbundenen großartigen Gräueln auf Seiten des Katholicismus waren. Die Reformation befand sich häufiger in der Lage gleichsam den kleinen Krieg zu führen und dem Katholicismus im Großen das Feld zu räumen. Wer weiß aber nicht daß jener, obgleich viel weniger davon die Rede ist, doch im Verhältniß wenigstens eben so blutig und grausam ist, als dieser! \*) Daß nun die königliche Gewalt sehr bald ihre höhere Aufgabe begriff und

\*) Ueberdies regte sich schon in den ersten Jahren der Reformation in Frankreich unter dem Landvolk, besonders im Süden, der Geist des deutschen Bauernkrieges. Man sehe nur Montluc u. A. m.

den Willen zeigte beide Theile zur Duldung zu zwingen, ohne deshalb sich von der nationellen Grundlage des Katholicismus los zu sagen oder diesem den Character der herrschenden oder Staatskirche nehmen zu wollen, verdient ohne Zweifel alle Anerkennung; aber was konnte diese löbliche Tendenz helfen, so lange es an der wirklichen Gewalt fehlte, um jene Schranken der Duldung zwischen den Parteyen aufzurichten und zu behaupten? Bis auf irgend eine Weise das Königthum die hierzu erforderlichen selbständigen Mittel erwarb, durfte und konnte keine Partey die Waffen ablegen, mußte vielmehr jede um so mehr selbst für ihre Erhaltung sorgen, welche zunächst nur durch den Untergang des Gegners gesichert schien, und so war es denn nicht zu vermeiden, daß die Angriffe gelegentlich die königliche Gewalt trafen, welche sich zwischen beide stellen wollte. Unter diesen Verhältnissen mußte aber nothwendig auch in dem Katholicismus der Städte eine Spaltung Statt finden. Aus, im Allgemeinen leicht begreiflichen Gründen, war die bürgerliche und parlamentarische Aristocratie geneigt dem Königthum auf jene mittlere Stellung zu folgen, wo allerdings — wenn sie einmal erst befestigt und behauptet werden konnte — allein oder doch am leichtesten Ruhe und Ordnung, Bewahrung des Bestehenden oder Geretteten auch auf dem Gebiet des religiösen Lebens gesichert schien. Unglücklicherweise aber lag es in dem ganzen Character dieser gemäßigtern Elemente — aus welchen hauptsächlich die, nicht ganz mit Unrecht sogenannte Partey 'der Politiker' hervorging — daß sie den gewaltsamsten Anläufen der Extreme, zumal aber des aufgeregten religiösen Fanatismus der demokratischen Massen

anfangs nur schwachen Widerstand entgegenzustellen vermochte. Denn die Zähigkeit, vermöge welcher dieses mittlere Element am Ende und wenn die Extreme sich gegenseitig geschwächt haben, wieder siegreich hervortritt, hängt wesentlich mit seiner furchtsamen, selbstsüchtigen Passivität zusammen. So finden wir denn bald in den meisten großen Städten eine Epoche der Herrschaft der fanatisch katholischen Demokratie oder vielmehr Schlocratie unter demagogischen Häuptern. Die Factionen der Guisen und der andern großen Familien, welche bisher ihre Kraft in dem Bündniß mit dem Katholicismus gesucht hatten, mußten nun, da auf die königliche Gewalt nicht mehr unbedingt zu rechnen war, sich mit jenem demokratisch-katholischen Elemente der Städte verbinden, seinen Sieg überall begünstigen, und so entstand die sogenannte Ligue, aus zwey sehr heterogenen Elementen — man mußte es dann vorziehen mit diesem Ausdruck bloß jenen demokratischen Bestandtheil zu bezeichnen, wo man dann immer noch einen neuen Namen für das Ganze erdenken mußte. Gelegentlich scheint der Verf. dieß Verhältniß anzuerkennen, aber dann kommen immer wieder Aeußerungen, wonach man glauben sollte jene demokratischen Elemente und deren kriegerische Hülfsmittel und Organisation seyen die eigentliche, wo nicht einzige Kraft der Ligue gewesen. Diese Ansicht ist aber eben so unrichtig als die von früheren philosophierenden und höfischen Historikern ausgebildete, welche immer nur den Hof und die adlichen Parteyhäupter sehen und jene Massen ganz vergessen. Bey alle dem ist es ein Verdienst des Verf., daß er die großen Schwierigkeiten, womit die aristocratischen Häupt-

ter der Ligue, der Herzog von Guise und später Mayenne, in jenem Verhältniß zu so tumultuarischen, leidenschaftlichen, mißtrauischen Verbündeten zu kämpfen hatten, nicht übersieht und gelegentlich lebendig genug hervorhebt.

Ob die Formulare einiger Provinzialligen (von 1570 — 1575), welche der Verf. (Vol. IV. chap. 4) mittheilt wirklich die ältesten Documente der Art, und ob sie wirklich hier zum erstenmal veröffentlicht sind, vermögen wir in diesem Augenblick nicht zu entscheiden. Die erste Idee der Vereinigung der einzelnen provinziellen oder städtischen Ligen, welche sich der Natur der Sache nach allmählich, so wie die Noth es heischte, gebildet hatten, zu einer großen, ganz Frankreich umfassenden, Verbindung unter dem Herzog v. Guise und mit Paris als Mittelpunkt machte, schreibt er dem Pariser Advocaten David zu und führt sie bis zum Jahr 1576 zurück, obgleich die bestimmte Organisation der Ligue in Paris selbst unter der Leitung der Sechzehner erst 1585 zu Stande kam \*). Auch in der Darstellung dieses wichtigen Theils der Geschichte jener Epoche hebt die unerträgliche Verworrenheit und Flüchtigkeit des Verf. alle Vortheile auf, die der Sache durch einige richtige allgemeine Blicke erwachsen könnten, welche ihm auch hier nicht abzusprechen sind. So entgeht es ihm z. B. nicht, daß die Ligue der Katholiken eigentlich nichts anders war, als ein nothwendiges Gegengewicht der viel früheren politischen und

\*) Der Verf. beruft sich besonders auf die handschriftlichen Denkwürdigkeiten eines liguistischen conseiller d'état Delepeau, die er in der Bibl. Ste Geneviève entdeckt haben will.

militärischen Organisation der Hugenotten. Dieselbe Erscheinung aber wird sich unter ähnlichen Umständen wesentlich immer wiederholen, so bald es den Parteyen nicht gelingt sich des legalen, bestehenden Staatsorganismus zu versichern, während sie sich zugleich stark genug fühlen sich unabhängig von diesem oder sogar gegen ihn zu behaupten. Die Hugenotten befanden sich immer in dieser Lage, und ihre Ligue wurde sogar zu der Zeit, als ihr Parteyhaupt den Thron bestieg, nur suspendiert; später durch das Edict von Nantes zwar beschränkt und gelähmt aber auch legalisiert. Für die Katholiken trat allmählich derselbe Fall ein, in dem Maße wie die königliche Gewalt, als Haupt des legalen Staatsorganismus, sich von ihnen zu entfernen und frey zu machen und jene mittlere Stellung anzunehmen suchte. So entwickelte sich allmählich die katholische Ligue, und es heißt ihr Wesen und die Verhältnisse, unter denen sie entstand, verkennen, wenn man für ihre Entstehung als großes Ganzes ein bestimmtes Datum angeben will. Wenn übrigens der Verf. allerdings die Ligue nicht wenig idealisiert, — wenn er den Einfluß, den auch hier persönliche Interessen und Leidenschaften, demagogische Momente aller Art hatten, fast ganz übersieht, so ist es doch immer sein Verdienst, daß er anderseits die höhere historische Bedeutung der Ligue als nothwendiges Organ des Katholicismus in seinem Kampf gegen die Reformation richtig erkannt hat — einem Kampf wo, wie gesagt, es für beide Theile Leben oder Tod galt. Auch hier hat er einen wesentlichen Vorzug vor Raumer, der umgekehrt über den selbstsüchtigen Momenten (welche hier wie in jeder politischen Partey und Bewegung



nicht fehlen, aber auch nicht alles entscheiden) die höhere historische Bedeutung der Sache nicht sieht, oder nicht sehen will. Wie kann ein so scharfsichtiger und scharfsinniger Geschichtsforscher die Ligue mit einigen Phrasen des Thuauns und anderer Politiker abfertigen wollen? Aber auch hier regiert jene pseudomoralische Absichtlichkeit. Jenes juste milieu war damals, wie zu allen Zeiten, ein sehr nöthiges und löbliches Element aber der sogenannten Extreme kann die Geschichte darum doch auch nicht entbehren. Jedenfalls aber legt uns die Erfahrung unserer Tage nicht weniger als die Erfahrung jener Zeit bey den von einem solchen juste milieu ausgehenden Declamationen gegen die Selbstsucht, Habsucht, Ehrgeiz u. s. w. der Extreme ein 'quis tulerit Grachos etc.' so nahe, daß ein Historiker billig Anstand nehmen sollte ihnen eine so einseitige Wichtigkeit beyzulegen. Anständigere Formen dürfen ihn nicht so unbedingt befechten.

Wenn nun aber der Verf. in jenem vorübergehenden Uebergewicht der demokratischen Massen in den Städten durch und in der Ligue unbedingt einen Sieg der Stadtfreyheit, und in der nachherigen Reaction im Sinne der 'Politiker' und Heinrichs IV. deren Untergang sieht, so finden wir auch hier wieder eine Folge der Flüchtigkeit, womit er immer das Plausible für das Wirkliche nimmt. Wenn man auch zugeben muß, daß unter Franz I. und seinen Vorgängern seit Ludwig XI. die städtischen Verhältnisse große Veränderungen erlitten hatten, welche im Ganzen auf einen größern Einfluß der königlichen Gewalt hinausliefen, so darf man hierbey doch

nicht an eine gänzliche systematische Zerstörung der selbständigen Comunalverwaltung, an consequent fortgesetzte unmittelbare Eingriffe der königlichen Gewalt denken. Es war (so weit wir die Sache beurtheilen können) mehr eine Begünstigung des Uebergewichts der bürgerlichen Aristocratie im Gegensatz zu der schwerer zu handhabenden Democratie. Und ohne zu untersuchen in wie weit eine solche Veränderung dem städtischen Wesen, ja der städtischen Freyheit selbst zuträglich, in wie weit sie jedenfalls der ganzen Lage der Dinge, dem allgemeinen Gang der politischen Entwicklung nach unvermeidlich war, darf man doch sehr zweifeln, daß durch jene gewalthätige Reaction der demokratischen Elemente im Dienst des Katholicismus die städtischen Freyheiten gerettet, das Wohl der Städte gefördert werden konnten. Jedenfalls aber darf man diese gewaltsamen und nothwendigerweise vorübergehenden Zustände, das Regiment der Sechzehner u. s. w. nicht als historisch oder rechtlich begründete ansehen und die Wiederherstellung der früheren Verhältnisse unbedingt als eine zerstörende Reaction von irgend einer Seite her, am wenigsten aber im Sinne der Chevalerie ansehen. Abgesehen von einzelnen durch die Dringlichkeit der Umstände gleich nach der Einnahme der Stadt und während der Bürgerkrieg noch über ganz Frankreich wüthete, sehr leicht zu rechtfertigenden Einmischungen in die Wahlen der städtischen Magistrate, wie sie zu allen Zeiten gelegentlich vorkamen, geht sogar aus des Verf. eigener Darstellung eine solche Reaction gegen die städtischen Freyheiten nicht hervor, so oft er auch davon spricht. Es scheint vielmehr Alles auf eine Restauration des status quo vor dem Ausbruch

der linguistischen Unruhen hinaus zu laufen. Daß die Städte es hier jedenfalls nicht mit der Chevalerie, sondern mit dem Königthum zu thun hatten, bedürfte kaum einer Bemerkung, wenn nicht der Verf. dieses sein Steckpferd immer wieder ins Spiel brächte, während er doch zugleich Heinrich IV. als einen Abtrünnigen von der Sache der Chevalerie schildert und als den Unterdrücker der Städtefreyheit.

Die unendliche Reichhaltigkeit des Stoffes eben so sehr als die durch das ganze Werk gehenden Eigenthümlichkeiten der Behandlungsart des Vf. machen es uns unmöglich hier auf weitere Einzelheiten einzugehen. Nur in Beziehung auf die auch neuerdings so wohl bey uns (von Wachler, Raumer u. a.) als in England (von Mackintosh in s. Geschichte von England) wieder angeregte Frage: ob die sogenannte Bluthochzeit ein lange prämeditierter Gewaltstreich gewesen oder nicht? erlauben wir uns einige Bemerkungen. Der Vf. ist, wie Raumer (im Gegensatz zu Wachler und Mackintosh) der Meinung, daß diese Begebenheit keinesweges als das Resultat lange vorher Statt gefundener Verabredungen (etwa gar der Bayonner Conferenz, 1565), und mit jahrelanger Verstellung vorbereiteter Maßregeln anzusehen sey, sondern als eine Frucht des ganzen Geistes der Zeit und des Ortes, durch die ganze Reihe vorher gegangener Begebenheiten, durch den gegenseitigen gesteigerten Wechsel von Gewaltthaten, Treulosigkeit und Rache vorbereitet, dann plötzlich gereift und geboren in einer durch das Zusammentreffen mehrerer zum Theil unvorhergesehener, höchst dringender Umstände herbeigeführten momentanen Krise, aus der ein Ausweg nur durch

eine rasche Gewaltthat von irgend einer Seite möglich war — durch eine Gewaltthat, deren Gränzen dann keine menschliche Macht bestimmen konnte \*). Auch hier sind die Forschungen des Vf. sehr oberflächlich, seine Darstellung zum Theil sehr verworren und willkürlich. Was Andere in neuerer Zeit außerhalb Frankreichs über den Gegenstand gesagt haben, berücksichtigt er, wie sich leicht denken läßt, gar nicht; auch sind die bisher unbekanntem Details und unbenutzten Zeugnisse, die er mittheilt, nicht sehr zahlreich und noch weniger erheblich. Dieß könnte befremden wenn man bedenkt, daß er z. B. die *Régistres de l'hôtel de ville* von der Zeit in Händen gehabt. Aber, abgesehen davon, daß auch hier die Flüchtigkeit des Vf. einige Schuld haben mag, hat uns doch auch das vorliegende Werk von neuem in der Ansicht bestärkt, daß eine irgend befriedigende actenmäßige Beweisführung in dieser Sache überall nicht möglich ist. Daran ist aber nicht der Mangel an Documenten und Zeugnissen Schuld. Es liegt vielmehr in der Natur der Sache, daß gerade die ältesten, gleichzeitigen Zeugnisse, auf die man unter andern Umständen den meisten Werth legen müßte, zu den allerwidersprechendsten Schlüssen führen müssen, weil sie (sofern sie überall nicht bloß unerhebliche einzelne, äußere Thatsachen berühren) eben der Ausdruck eines Augenblicks sind, wo die Ansichten, Gefühle, Entschlüsse der Personen, von denen die Entscheidung ausging, zwischen den entgegengesetztesten durch eine Reihe von Jahren

\*) In wie fern Raumer's Ansicht doch noch von der hier dargelegten abweicht, braucht nicht weiter erörtert zu werden.

bedingten, aber in der geringsten Spanne Zeit zusammengedrängten gewaltsamsten Extremen schwankten und wechselten. Die spätern Zeugnisse dagegen tragen auf allen Seiten schon wenige Tage nach der Begebenheit den Character eines größern oder geringern Grades individueller oder officieller Absichtlichkeit, wie sie aus dem Standpuncte, dem Interesse der Parteyen, der Individuen hervorgehen mußte. Unter solchen Umständen muß die Beantwortung jener Frage entweder ganz aufgegeben oder auf psychologischem Wege gesucht werden, wobey natürlich neben jenen Zeugnissen nicht nur die allgemeine, sondern auch die besondere Psychologie jener Zeit, jener Individuen uns leiten muß. Auf diesem Wege nun können auch wir durchaus zu keinem andern Resultat gelangen, als das oben ange deutete, was auch so wohl aus des Verf. als aus Raumers Untersuchungen hervorgeht. Keiner von beiden hat aber dasselbe so begründet und ausgeführt, wie es wohl zu wünschen und möglich wäre \*). Uebrigens hat die Darstellung

\*) Wir haben seitdem einen Aufsatz von Ranke gesehen (in dessen Polit. Jahrb.), welcher wesentlich mit unserer Ansicht, auch über die Unmöglichkeit eines ac tenmäßigen Beweises übereinstimmt, allein die psychologische Untersuchung auch keinesweges erschöpft. Der Irrthum der entgegengesetzten Meinung entspringt großentheils daraus, daß man die in der Stimmung beider Parteyen und der ganzen Epoche liegenden, durch einzelne Wünsche, Drohungen und andere Aeußerungen sich immer kundthuenden Fä higkeit einer solchen That, mit einem bestimmten Entschluß und Plan verwechselt. Am seltsamsten scheint es uns aber, daß man die plötzlichen Ueber gänge, die Widersprüche in dem Betragen, den Aeußerungen Karls IX., welche doch aus seinem Cha racter, seiner Stellung zu seiner Mutter, seinem

des Verf. jedenfalls den Vorzug vor der Hau-  
merschen, daß sie die ganze Stellung der Hugen-  
notten in Paris richtiger als eine solche bezeich-  
net, die jeden Augenblick aus einer drohenden,  
herausfordernden Defensiv in eine Offensive über-  
gehen konnte, deren Gränzen eben so wenig vor-  
herzusehen und zu bestimmen waren, als nachher  
die des Angriffs der Gegenpartey, welcher eben  
deshalb allerdings nicht nur in der Meinung der  
Angreifer, sondern auch in der Wirklichkeit ein  
zuvorkommender, man könnte sagen defensiver  
war. Wir sind zwar weit entfernt diese Angrei-  
fer für so gewissenhaft zu halten, daß sie ohne  
eine solche Gefahr einen solchen Streich nicht ge-  
führt haben könnten, aber immer darf man nicht  
vergessen, daß eben die Gränzen zwischen An-  
griff und Vertheidigung in solchen Fällen durch-  
aus nicht anzugeben sind. Eben so scheint uns  
der Verf. die Rolle, welche die fanatisch-katholi-  
sche Bürgerschaft spielte, die Unmöglichkeit die-  
sen bewaffneten Volksmassen, nachdem sie einmal  
losgelassen waren, bestimmte Gränzen vorzuschrei-  
ben, die in den folgenden Tagen hervortretende  
Gefahr für alles Eigenthum richtig, wenn auch

Bruder und zwischen zwey gleich verhaßten und doch  
gleich unentbehrlichen Parteyen vollkommen motiviert  
sind, nicht anders zu erklären weiß, als durch eine  
unter allen Umständen, aber noch mehr unter den  
vorliegenden, fast fabelhaften, jahrelangen Verstel-  
lung. Uebrigens läugnet der Verf. geradezu, daß  
Karl auf die Hugenotten geschossen habe, und be-  
hauptet, jenes Fenster des Louvre, von wo aus es  
geschehen seyn soll, sey damals noch gar nicht vor-  
handen gewesen. Die ganze Sache scheint uns in  
dem Ganzen jener Begebenheit nicht sehr erheblich,  
aber jedenfalls müßte der Verf. seine Ungläubigkeit  
besser begründen.

gelegentlich vielleicht etwas willkürlich dramatisch dargestellt zu haben. Dagegen beurtheilt er den Character und die Stellung Coligni's ganz falsch wenn er meint dieser habe nur aus Beschränktheit und Eitelkeit sich von den freundschaftlichen Aeußerungen des Königs, der Lockung des besprochenen Krieges gegen Spanien u. s. w. bethören lassen und sich und seine Freunde auf die Schlachtbank geliefert. Die Gründe des Mißtrauens aus dem ganzen Character der Zeit und der Menschen, und namentlich des Königs und aus den Verhältnissen des Augenblicks hervorgehend, lagen zu klar vor, als daß er sie nicht eben so gut hätte sehen sollen, wie seine Freunde; aber es mußte Alles um Alles gewagt, die augenblickliche Stimmung des Königs (welche Gründe und Rückhalte sie auch haben mochte) benutzt werden. Dieß Vertrauen konnte ins Verderben, es konnte aber auch zum definitiven Siege führen, und jede zu offenbare Aeußerung des Mißtrauens konnte nicht nur diesen lange vorbereiteten Erfolg vereiteln, sondern das Verderben eben so leicht beschleunigen als abwenden. Man bedenke nur, daß der Herzog von Guise sich später in einer ganz ähnlichen Lage zu Heinrich III. in Paris und Blois befand. Der Vf. überläßt sich aber (wie schon oben angedeutet worden) in seinem ganzen Urtheil über Coligni, in der ganzen Art wie er ihn darstellt, einer Reaction gegen die freylich eben so unhistorische Auffassung früherer, zumal philanthropisch-philosophischer Schriftsteller, welche aus dem Admiral einen quäkerisch-pedantischen Tugendspiegel und Musterhelden zu machen suchen. In diesem wie in andern Fällen verleiten ihn solche Reactionen zu den seltsamsten Widersprüchen, wie

denn z. B. hier sein Tadel Coligni's geradezu seine Ansicht von der relativen Aufrichtigkeit des Königs und von der ganzen Begebenheit als einer nicht prämeditirten aufhebt. Was den Nachhall und die Fortsetzung der Bluthochzeit in den Provinzen betrifft, so behauptet der Verf. sie sey durchaus nicht durch bestimmte Befehle des Königs, sondern nur durch spontane Ausbrüche des Parteyhasses herbeygeführt worden, welcher nur eines Zeichens, einer Veranlassung bedurfte und überdieß der Rache der Huguenoten, wegen des Pariser Blutbades, zuvorkommen mußte. Diese Erklärung ist allerdings plausibel genug; aber daß der König, nachdem er einmal die Verantwortlichkeit wegen der Pariser Vorfälle auf sich genommen, wünschen mußte auch in den Provinzen durch ähnliche Schläge der Sache ein Ende zu machen, ist eben so plausibel. Die Gewaltthätigkeiten in den Provinzen konnten ohne seine Befehle, ja gegen seinen Willen Statt finden; aber damit ist Nichts gesagt. Die Frage ist: ob wirklich keine Befehle der Art gegeben worden sind? Liegen deren in den Archiven wirklich nicht vor, so würden wir auf die allgemeinen Versicherungen späterer Schriftsteller (sogar auf die bekannte Anekdote von dem edelmüthigen Ungehorsam des Gouverneurs von Bayonne, welche der Verf. auch nicht gelten läßt) wenig Werth legen; aber wir müssen aufrichtig gestehen, daß wir dem negativen Zeugniß des Verf. in dieser Hinsicht nicht unbedingt trauen können. Ein anderer möchte vielleicht finden was er nicht gefunden hat. Jedenfalls beweisen die Befehle, worin der König später, z. B. am 18. September, einige Gouverneurs auffordert den Unordnungen, den Plünderungen der Häuser der



Hugenotten u. s. w. zu steuern, nichts gegen das Daseyn früher erlassener Befehle ganz anderer Art. Schon früher hatte sich das Bedürfniß geltend gemacht, theils zu verhindern daß diese Reaction den Character einer Plünderung der Wohlhabenden annehme, theils den Eindruck zu mildern den die Bluthochzeit befreundeten protestantischen Mächten — in England, Deutschland, der Schweiz — hervorbringen mußte.

Sollen wir mit wenig Worten das Resultat bezeichnen, welches die Betrachtung dieser Begebenheit immer wieder bey uns hervorbringt und befestigt, so wäre es dieß. Die Rolle des Königs (des Hofes, wenn man lieber will) war dabey wesentlich eine passive. Nachdem er in aufrichtiger Meinung — aber freylich nicht ohne geheime Vorbehalte, die in ähnlichen Fällen nie fehlen können — besonders der Furcht vor den Guisen und der Aussicht auf die Eroberung der Niederlande nachgebend sich den Hugenotten genähert, sie nach Paris gezogen hatte, ohne doch die Guisen und deren Anhang ganz entfernen zu wollen oder zu können, sah er nun — zumal nachdem der Anschlag des Herzogs von Guise, den Admiral durch Meuchelmord aus dem Wege zu schaffen und so zugleich den Mord seines Vaters zu rächen und seine eigenen Pläne zu fördern, fehlgeschlagen war — jeden Augenblick die Möglichkeit des Ausbruchs eines Vernichtungskampfes in Paris zwischen beiden Parteyen, der den Hof mit verschlingen mußte, wenn er nicht für die eine oder andere den Ausschlag gab, indem er sich mit ihr verband. Dem sehr natürlichen Schwanken machte der Einfluß der Mutter ein Ende, welche den Admiral und die Hu-

genotten mehr haßte und fürchtete als die Guisen. Nun ließ der König diese und die fanatische, durch die Gegenwart und das Betragen der Hugenotten aufs höchste gereizte katholische Volksmasse gewähren. So bald das erste Blut geflossen war konnte von dem mehr oder weniger nicht mehr die Rede seyn, und die gewaltsame Aufregung des Augenblicks riß alles hin. Gleich nach dem Blutbade suchte der Hof jene Art von passiver Rolle, die er wirklich gespielt hatte, auch officiell zu behaupten, zumal gegen das protestantische Ausland; allein er sah sich gezwungen dem, nun jeden Gegengewichts entbehrenden Einfluß der Guisen unbedingt nachzugeben und die ganze Verantwortlichkeit, wenigstens gegen die Katholiken im In- und Auslande zu übernehmen.

Doch es ist hohe Zeit für uns diese Betrachtungen abzubrechen, welche nothwendig an vielen in dem Stoff und noch mehr in der Behandlungsart des Verfassers bedingten Uebelständen leidet. Unsere Ueberzeugung ist aber schließlich jedenfalls, daß eine Geschichte der Reformation und der Ligue in Frankreich, auch nach dem vorliegenden Werke, keinesweges eine Ilias post Homerum, sondern viel mehr recht eigentlich erst noch zu schreiben wäre.

B. A. H.

---

G e t t i n g e n  
g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

153. Stück.

Den 26. September 1836.

---

C a l c u t t a.

Asiatic Researches; or, Transactions of the Society, instituted in Bengal, for enquiring into the history, the antiquities, the Arts and Sciences, and Literature of Asia. Volume XVII. 1832. — XII u. 636 S. in 8.

1. Geschichtliches. 1) Sketch of the religious sects of the Hindus, by Horace Hayman Wilson: S. 169 — 313. Dieß ist der Beschluß einer im vorigen Bande angefangenen Abhandlung über die noch gegenwärtig in Indien vorkommenden Secten, welche aus der altindischen Religion hervorgegangen sind, vgl. G. g. U. 1830. S. 650. f. Auch dieser Theil der Abhandlung enthält viele mit Mühe zusammengezogene Nachrichten über wenig bekannte Thatsachen, so wie verdienstliche Auszüge aus neuern indischen Schriften. So gleich vorn die Bemerkungen über die vielen aus der Verehrung des Siva und der Saktis hervorgegangenen Secten, welche bey großer Mannigfaltigkeit sich doch von den Vishnu-

Secten durch allerley Ueberspannung und heftige, zum Theil wahrhaft grauenvolle, Schwärmerey gemeinschaftlich unterscheiden. Da sich die gelehrtesten Saiva's jetzt auf keinen Namen so viel berufen als auf den des Sankara M'arja, so stellt der Verf. hier viele Nachrichten über diesen berühmten Vedantiker zusammen, welche man mit den neuerdings in Deutschland angefangenen Forschungen (s. G. g. U. 1833. S. 1407 ff.) nützlich vergleichen kann. Von S. 230 an kommt die Reihe an die 'gemischten Secten, welche sich weder von Wischnu noch von Siva ableiten.' Gemischte Secten würde man die durch Vermischung des indischen und islamitischen Lebens entstandenen mit Recht nennen, worunter die der Schüler Manak's, besonders der Zweig der politisch wichtig gewordenen Sikhs, am zahlreichsten ist. Man wundert sich aber, hier darunter auch die echt indische Secte der G'ainas zu finden, welche eben so wenig wie die der ihnen sehr nahe verwandten Buddhisten eine gemischte Secte genannt werden kann. Was übrigens der Verf. S. 239 — 294 über die G'ainas beybringt, reiht sich ergänzend und belehrend an die übrigen in den letzten Jahren gemachten Versuche das Alter, den Ursprung und die Grundsätze dieser noch jetzt nicht ganz ausgerotteten Secte zu erklären, und ist ein wichtiger Beytrag zu der dunkeln Geschichte dieser einst weit verbreiteten Halb-Buddhisten. Nach Wilson gewannen sie erst im achten und neunten Jahrhundert n. Chr. politische Macht, obwohl man nicht verkennen kann, daß sie ihrer Lehre nach älter seyn mögen. — 2) Description of select coins, from originals or drawings in the possession of the Asiatic Society, by H. H. Wilson, S. 559 — 606. mit 5 Kupfertafeln. Ueber 120.

Münzen findet man hier, mehr abgebildet und nach dem äußern Ansehen beschrieben als entziffert und geordnet, da die indische Münzkunde bis jetzt kaum die ersten Schritte zu ihrer Begründung gethan hat. Ein Theil von diesen Münzen ist von altindischer oder indo-skythischer Art, wovon hier um so weniger zu reden ist, da bereits spätere Nachforschungen weiter geführt haben und der Gegenstand in diesen G. g. U. 1835. St. 177 — 178 ausführlich abgehandelt ist. Die übrigen Münzen sind von indischen Fürsten aus dem spätern Mittelalter: ihre Inschriften sind, wo nur etwas deutlich erhalten, leicht zu lesen. — 3) Remarks on the portion of the Dionysiaca of Nonnus relating to the Indians, by H. H. Wilson, S. 607 620. Weil Jones diese Dionysiaca mit dem Ramajana, Wilford mit dem Maha-Bharata verglichen hatte: so stellte der Verf. eine neue Vergleichung an, um das Indische in dem Griechischen Werke genauer zu finden. Er gibt Wilford manches zu, wie daß der Griechische Doriaeß aus dem indischen Durjodhanas im Maha-Bharata entstanden sey, meint aber, der gelehrte Grieche in Aegypten habe nur durch das Band des zwischen Indien und Aegypten getriebenen Seehandels einige wenig genaue Berichte über indische Sagen und Länder erhalten.

2. Reisen: 1) Memoir of a survey of Asam and the neighbouring countries, executed in 1825-6-7-8; by Lieutenant R. Wilcox, S. 314 — 469.

3) A short history of the secret motives which induced the deceased Alemdár Mustafá Páshá, and the leaders of the imperial camp, to march from the city of Adrianople to Constantinople, with the stráta-

gems they employed in order to depose Sultán Mustafá, and restore to the throne Sultán Selím the Martyr, in the year of the Hijra 1222, A. D. 1807. Translated from the turkish, by Colonel Th. Gordon, acting chief of the staff of the royal Greek army. 28 S. — Bekanntlich kostete dieser Zug, welcher den besten Sultan, den die Pforte gesehen, Selim III. wieder auf den Thron heben sollte, diesem ohne eigene Schuld das Leben und brachte gegen den Willen der Empörer den jetzigen Sultan zur Herrschaft. Ohne Zweifel gibt dieß kleine Werk, welches der Uebersetzer ohne Namen des Verfassers als Handschrift in Constantinopel vorfand, einen wichtigen Beytrag zur Aufklärung der türkischen Wirren jener Zeit.

4) The ritual of the Buddhist Priesthood, translated from the original Pálí work, entitled Karmawákya, by the rev. Benj. Clough, Wesleyan Missionary in Ceylon. 30 S. — Eine dankenswerthe Mittheilung, da von Pali=Werken bis jetzt wenig bekannt gemacht ist. Den Buddha=Priestern ist für jede heilige Handlung, sogar für die Einweihung eines Orts oder eines Kleides zum priesterlichen Gebrauch, eine bestimmte Formel vorgeschrieben. Bey dem Ritual der Einweihung eines Priesters erfahren wir, daß der Einzuweihende drey Pflichten auf sich nimmt: 1) vom Betteln zu leben, 2) einen aus Lumpen gemachten Rock zu tragen, 3) Kuh=Urin als Heilmittel zu gebrauchen; und vier Verbrechen zu vermeiden verspricht: 1) das Verbrechen des geschlechtlichen Zusammenlebens, 2) das des Stehlens, wenn es auch nur ein Grassalm wäre, 3) das des Tödtens eines lebendigen Wesens, wäre es auch nur eine Ameise, 4) das Verbrechen stolze Ansprüche zu machen.

Zu jeder Einweihung gehört eine förmliche Zusammenkunft von zwanzig Priestern mit einem Upaddhja oder Vorsizer und einem Karmatschäri oder Ceremonienmeister: eine solche Versammlung kann aber an jedem Orte gehalten werden, nach dem Grundsatz, daß nicht der Ort die Versammlung, sondern diese jenen heiligt.

5) Translation of an extract from a horticultural work, in persian, by Baboo Radhakant Deb, of Calcutta. 32 S. — Darin kommen auch Vorschriften vor 'zum Verhüten des Fallens von Hagelsteinen'. Wann und von wem das Werk verfaßt sey, erfährt man nicht. Das Jahr wird hier S. 8 eben so wie bey den Indern in 6 Zeiten getheilt, vergl. Harivansa p. 44.

6) Auf 9 S. gibt Oberst Francklin eine Beschreibung der glänzenden Feste, welche Timur nach Besiegung des osmanischen Kaisers Bajazid zu Samarkand zwey Monate lang feyerte; mehrere tausend Mimiker, Rhapsoden, Sänger und Tänzer nebst Gesandten aus den entferntesten Gegenden, auch von den spanischen Christen, waren dabey gegenwärtig. Timur stand damals auf dem Gipfel seines Glücks: kurze Zeit nachher starb er im Begriff Sina zu erobern. Das hier übersetzte Stück vom Leben Timurs ist aus dem berühmten persischen Werke Mulfuzal Timuri genommen, wovon Major Ch. Stewart den ersten Theil übersetzt hat (s. G. g. U. 1831. S. 1791).

Harivansa ou histoire de la famille de Hari, ouvrage formant un appendice du Mahabharata, et traduit sur l'original sanscrit par M. A. Langlois. Tome premier. XVI u. 248 S. in 4.

Neulich ist in diesen Blättern die wichtige Erscheinung des Raghuvansa auf Kosten der Englischen Gesellschaft erwähnt worden. Hier erscheint nun ein Seitenstück dazu, das Harivansa, welches sich noch mehr als jenes an die alten Muster epischer Gesänge anschließt: jenes viel künstlichere Werk wird von Kalidasa abgeleitet, der Dichter von diesem ist unbekannt. Jenes war angemessener Weise sogleich ganz herausgegeben: dieß kommt hier erst einem Theile nach zum Vorschein. Es läßt sich daher jetzt schon ein umfassendes Urtheil über Art und Zweck dieses Werks um so weniger fällen, da auch der Sanskrit-Text nicht beygegeben ist und der Uebersetzer in den Anmerkungen zwar hier und da ein Wort des Textes, aber nie einen vollen Vers anführt. Zwar kann man sich wohl meist auf die Uebersetzung des Hn Langlois verlassen: das Harivansa scheint keinen sehr künstlichen, schweren Styl zu haben; der Uebersetzer hat sich lange mit diesem Werke beschäftigt, wie aus seinen im J. 1827 herausgegebenen *Monumens litteraires de l'Inde* erhellt, wo man auch schon ein bedeutendes Stück vom Harivansa übersetzt findet, ein Umstand der in der Vorrede des jetzigen Drucks wunderlicher Weise gar nicht berührt wird; endlich, der Uebersetzer hat drey Handschriften zu frehem Gebrauch. Doch hätte er wenigstens überall, wo er seiner Erklärung nicht gewiß war, den Grundtext anführen sollen: wo zu nützen die zerstreut in den Anmerkungen vorkommenden Klagen über Unklarheiten des Textes, wenn dem Leser nicht die Möglichkeit gereicht wird über diese Klagen hinauszukommen? Die Anmerkungen sind übrigens zahlreich, jedoch mehr für nichtsanskritische Leser berechnet. Der Uebersetzer gibt einige beachtungswerthe Vergleichun-



gen zwischen den griechischen Nachrichten über die Geschichte des alten Indien und diesem Harivansa. Möchte er nur nicht voreilige Deutungen der hier überlieferten alten Sagen oft versucht haben! oder gewinnt man denn wirklich etwas durch die Meinung, die Räkshasas seyen von den alten Indiern für wilde Völker oder für Seeräuber gehalten S. 59, Bismamitra stelle den Protestantismus, Basichtha die Orthodorie der Brahmanen = Religion vor S. 64? Herr Langlois stellt sich bey dem Namen Orthodorie eben nichts vor als seine vorgefaßte Meinung, wie er auch schlecht bestehen würde wollte man ihn über Protestantismus zur Rechenschaft fordern. Sein Streben geht eigentlich nur dahin, die politische Geschichte des alten Indien aufzufinden, wobey ihm denn, wie er in der Vorrede sagt, die Verschönerungen der Dichtkunst eine wahre Last sind; und so sucht er mit wenigen Worten den historischen Inhalt des Harivansa in der Vorrede anzugeben. Es ist nicht Wunder, daß diese Angabe sehr dürftig ausgefallen ist: hält der Uebersetzer nichts für historisch als was im Sinne unserer Zeit politisch ist, so kann er viele starke Bände indischer Sagen durchlesen, ohne die geringste Ausbeute zu finden. Aber zum Glück hat die Geschichte einen weitem Sinn und gibt es viele andere Wege den historischen Inhalt der Sagen zu erklären, wonach man vor allen Dingen zu fragen hat, wäre es auch z. B. nur die Beantwortung der Frage, warum ein Werk nach alter epischer Art, welches von einem Gott, Hari, ausgehend dennoch so viel umfassend ist wie die Purânas, nicht Hari = Purâna, sondern Hari = Vansa genannt worden sey und zu den Purânas nicht hinzugezählt werde. Beym Raghu = Vansa begreift man dagegen leicht,

warum es kein Purâna ist, da es gar nicht, wie dieß Werk, eine allgemeine Mythologie von der Religion eines gewissen Gottes aus enthält.

H. E.

### Stockholm.

Bey Hörberg, 1835: Beträktelser öfver den sköna Konstens Hufwudperioder af Amadeus Wendt öfversattning af Carl Aug. Bagge. XIV und 384 S. in 8.

Der Versuch, welchen der Unterz. vor einigen Jahren in seinem, auch in diesen Blättern angekündigten, Buche über die Hauptperioden der Kunst gewagt hat, die Ideen der geschichtlichen Entwicklung auf den Kreis der schönen Kunst in ihrem ganzen Umfange auf eine Weise anzuwenden, daß dadurch den gebildeten Freunden der Kunst der äußerste Umriss einer innern Geschichte der Kunst vorgezeichnet würde, ist, wie es dem Vf. scheint, nicht ohne günstige Erfolge geblieben. Hiezu rechnet er die hier anzuzeigende vor kurzem erschienene Uebersetzung ins Schwedische, welche Hr Dr Bagge aus Stockholm (gegenwärtig in Deutschland reisend) eben veranstaltet hat. Für den Werth der Uebersetzung, über welche der Unterz. aus Mangel an Verständniß der Sprache selbst kein Urtheil zu fällen hat, bürgt die Beurtheilung des Hn Utterboom, Prof. der Aesthetik, als Kenner der deutschen Literatur, in der Zeitung des Schwedischen Literar-Vereins v. d. J. Einige Zusätze, die Italiänische Poesie betreffend, bekräftigen die Umsicht des unterrichteten Uebersetzers.

Wendt.

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

154. 155. Stück.

Den 29. September 1836.

L o n d o n.

The university of Gottingen at the beginning of the year 1835. 52 S. in 8. 1836 (bey Rob. Boswell).

Die vorliegende Schrift ward veranlaßt durch den geäußerten Wunsch eines in England viel gelesenen Journals: London quarterly journal of Education, das dort unter der Aufsicht der Society for the diffusion of useful knowledge an deren Spitze die Lords Brougham und F. Russell stehen, erscheint, nachdem dasselbe bereits früher eine Notiz der hiesigen öffentlichen Bibliothek und ihrer Benutzung gegeben hatte. Das Geschäft ward von unserm Hn Assessor Dr Bode übernommen, den außer der Kunde der Sachen auch die der Sprache vor andern geschickt dazu machte. Die Aufgabe war also: eine Nachricht von den Einrichtungen und dem jetzigen Bestande unserer Universität zu geben, wie sie für das Britische Publicum paßt, dem dieser Gegenstand, wie das deutsche Universitäts-

wesen überhaupt, sehr fremd seyn mußte. Der Aufsatz erschien in №. XX jenes Journals von 1835, und erregte so viele Theilnahme, daß die Herausgeber es gerathen fanden ihn noch besonders als eigene Schrift drucken zu lassen, nach welcher auch viele Nachfrage entstand. Dieß ist die Veranlassung zu der gegenwärtig anzuzeigenden Schrift, deren Erscheinen in unsern Tagen, wo man die gehässigsten Meinungen über das deutsche Universitätswesen zu verbreiten sucht, wohl doppelt zweckmäßig erscheinen muß. Der Verf. beginnt mit einer kurzen historischen Uebersicht der Universität seit ihrer Gründung; er verweilt länger bey den Grundsätzen welche dabey von ihrem ersten Curator angenommen wurden, und nachher herrschend geblieben sind, sowohl in Besetzung der Lehrstellen, als der Freyheit der Forschung und des Lehrvortrags. Er spricht dann von der Stellung der Studierenden; den großen ihnen gelassenen Freyheiten sowohl in Beziehung auf ihre Studien und die Wahl ihrer Lehrer, als ihre öconomischen Einrichtungen, wie es für erwachsene Jünglinge passend ist. Demnächst über die Einrichtung der Vorlesungen, Zahl der Stunden, Honorare u. s. w. Hierauf Erhaltung der Disciplin; Universitätsgericht und academische Behörden. Demnächst die wichtigern Schicksale der Universität; Besuche zweyer Könige, Georg II. und des IV.; so wie die durch die Kriege herbegeführten Unfälle und Gefahren. Nachdem der Verf. so dem Britischen Publicum eine allgemeine Ansicht der Universität gegeben hat, geht er ins Einzelne nach den vier Facultäten. Es wird dabey der Lectionscatalog des Jahrs 1835 zu Grunde gelegt. Bey jeder Facultät werden die Lehrer, sowohl die öffentlichen als die Privatdocenten, aufgeführt; und bey je-

dem derselben ihre Vorlesungen angegeben, so wie auch die Ordnung in welcher, im Ganzen genommen, die Studierenden sie zu besuchen pflegen, woraus von selbst eine Uebersicht der hier vorgezogenen Wissenschaften hervorgeht. Daran schließt sich besonders eine genauere Nachricht von den zu jeder Facultät gehörenden Instituten, ihre Entstehung, ihr Wachsthum, ihr jetziger Zustand, namentlich (da von der Bibliothek schon in einem früheren Aufsätze geredet war) dem botanischen Garten, dem anatomischen Theater, dem academischen Hospital, dem Entbindungshause, dem chirurgischen Hospital, dem clinischen Institut, dem chemischen Laboratorium, der Vieharzneischule; und bey der philosophischen Facultät dem Museum, dem Observatorium, dem philologischen Seminarium, dem physicalischen Apparat, und den Verdiensten sowohl ihrer frühern als auch besonders ihrer jetzigen Vorsteher um dieselben. Zuletzt von der Societät der Wissenschaften, und den, seit fast einem Jahrhundert unter ihrer Aufsicht erscheinenden gelehrten Anzeigen.

Dies Alles geschieht in einfacher Erzählung, die hinreichen wird um von den Einrichtungen des Ganzen, und dem Geist in dem es verwaltet wird, und gegenwärtig besteht, einen deutlichen Begriff zu geben. Wir zweifeln nicht daß dieser Zweck dadurch erreicht werden wird.

Hn.

### P a r i s.

Librería Hispano - Americana, 1834: El Moro Expósito, ó Córdoba y Búrgos en el siglo décimo; Leyenda en doce romances por Don Àngel de Saavedra. En un

apendice se añaden la Florinda y algunas otras composiciones inéditas del mismo autor. Vol. I. XXXI und 462 Seiten. Vol. II. 498 S. in 8. — (Der maurische Findling, oder Cordoba und Burgoß im 10. Jahrh., Gedicht in 12 Gesängen von Don Angel de Saavedra. Im Anhang: Florinda, Gedicht in 5 Gesängen, und einige andere noch nicht herausgegebene Dichtungen desselben Verfassers.)

Die verhängnißvollen Zerrüttungen des Spanischen Reichs seit dem Sturze der Napoleoniden zogen die Verbannung der fähigsten Köpfe aus demselben nach sich. Von den zwey größten Völkern der gesitteten Welt gastfreundlich aufgenommen, vorurtheilslose Beobachter der Entwicklung des geistigen Lebens in den beiden Ländern, seines erfreulichen Fortschreitens, so wie seines Einflusses auf die Literatur, mußten sie nothwendig von dem Wunsche beseelt werden, eine Wiedergeburt der Castilischen, deren Glanz gleich dem mancher Familien, größtentheils auf den Urahn ruht, zu bewirken. Manche Versuche von geistreichen Spaniern sind im Auslande erschienen, welche dem Spanischen Schriftenthum und besonders der Poesie ein schönes Aufleben verkünden, wenn dieses nicht wieder in den neuern politischen Erschütterungen seinen Untergang findet.

Der Verfasser des Gedichts, welches wir hier zur Anzeige bringen (zu Cordoba 1791 geboren, und jetzt Herzog von Ribas, bereits durch eine im Jahre 1820 zu Madrid heraus gegebene Gedichtsammlung in zwey Bänden bekannt), gehört zu den edlen Verbannten in welchen die Liebe zu ihrem Vaterlande nie erlischt, deren Leyer die schmerzliche Trennung mildert, und mit der Hoffnung in die Heimath zurückzukehren auch den Wunsch erweckt dem Geburtslande nützlich zu

werden. Er verließ England im Jahre 1825, und als ihm der Aufenthalt in Italien nicht gestattet worden, begab er sich nach Malta, blieb dort bis März 1830, und wählte dann Frankreich zu seinem und seiner Familie Aufenthalte. Dankbar erinnert er sich der auf Malta sowohl bey den Engländern als Malthesern genossenen Gastfreundschaft, die er in funfzehn gefühlvollen Stanzas feyert (S. 303., 6). Auf dieser Insel, die er

— risueña y deliciosa roca,

Asilo encantador, mansion tranquila

nennt, begann er im September 1829 den *Mora* und vollendete ihn, nach langer Unterbrechung, zu *Tours* im Jahre 1832. Die Herren *Sampayo*, *Salvá* (Verfasser der besten Spanischen Sprachlehre und zweyer gehaltvoller *Novelas*) und *Gonzalez* bewogen ihn dieses Gedicht schon jetzt bekannt zu machen.

In dem 22 Seiten langen *Prólogo* schildert der Dichter den Zustand der dramatischen und lyrischen Poesie in Spanien seit dem 16. Jahrh., und ihre Verhältnisse zu der in Italien, Frankreich und England. Die Schule des *Meléndez*, oder die des *Luzan*, ist jetzt die herrschende in Spanien; sie ist nichts anders als die Französische, jedoch in Hinsicht auf *Diction* und *Styl* den ältern guten Castilischen Schriftstellern sich nähernd, indem ihre Theorie die der Franzosen im 17. u. 18. Jahrh. war. Es erregt Verwunderung daß weder bey *Moratin* in den *Vorreden* zu den letzten Ausgaben seiner *Comedias*, noch bey *Martínez de la Rosa* in den zahlreichen *Noten* zu seiner *Berskunst*, in den Urtheilen berühmter *Literatoren* über Spanische Dichter, und in allen andern Werken der heutigen Spanischen *Preceptistas*, auch nur eine Andeutung zu fin-

den, welchen Vorsprung die Kritik in andern Nationen hatte und zu haben fortfährt; es erregt Bewunderung daß die Spanier, in den Fesseln des Französischen Classicismus liegend, fast die einzigen sind die es nicht wagen die ihnen von fremden Kritikern im 17. und 18. Jahrhundert und von Luzan und seinen Anhängern vorgeschriebenen Gränzen zu überschreiten, da es ihnen doch nicht unbekannt seyn muß, daß sogar im Théâtre Français, dem langjährigen Sanctuarium des classischen Cultus, Dramen aufgeführt worden sind, deren Handlung etwas länger als einen Tag dauert, und in deren einem die Scene von Aachen nach Saragoza verlegt wird \*); man erstaunt, warum man in Spanien, wo noch jetzt Lope, Calderon und Moreto mit Recht verehrt werden, noch nicht untersucht hat, ob diese Art von Dramen, die einen fremden Ursprung und eine unvollkommene Acclimatisation verrathen, nicht einer Verbesserung und einer volksthümlichen kräftigen Frische fähig wären?

Der Verf. gibt dann eine Uebersicht der durch die neue Theorie bey verschiedenen Nationen hervorgebrachten höchst erfreulichen Wirkungen, und wie die Poesie jetzt wieder das wird was sie in ihren glänzendsten Epochen in Griechenland war.

Durch diese Aeußerungen verkündet der Dichter hinlänglich welche Grundsätze bey der Dichtung seines Moro vorherrschten: das Gedicht sollte weder classisch noch romantisch seyn, indem er an die Existenz dieser willkürlichen Eintheilungen nicht glaubt. Die Geschichte Spaniens aus dem Mittelalter, ein reiches Feld, das, mit Ausnahme einiger Dramatiker, und dann

\*) Hernani par V. M. Hugo.



auch nur im classischen unpassenden Geschmack, von den Spanischen Dichtern sehr vernachlässigt worden, hat ihm den Stoff geliefert. Das Versmaß des aus 12 Romances bestehenden Gedichts, Semirimas, elfsyllbige, vierzeilige, assonierende Stanzas, ein Metrum das selten oder nie bey größern Compositionen angewendet worden, ist leicht, eben so elegant als pomphaft, echt Spanische Poesie, mit der Spanien eigenthümlichen, besonders in einem Castilischen Munde schönen Assonanz. Durch diese Versart ist es dem Dichter möglich dem Styl ein treffliches Colorit zu geben, besonders dem der sich gleich ihm mit der äußersten Gewandtheit bald in einem ernsten, bald in einem heitern Gewande zu bewegen versteht, und die Farbentöne des Gemüths und der Affecte natürlich schön wiederzugeben. Der Reim ermüdet am Ende, selbst auch in gelungenen Octaven, er hemmt nothwendig den Aufschwung und die freye Entwicklung der Ideen, während oft Weitschweifigkeit unvermeidlich wird; daher scheint uns das in diesem Gedicht angewendete Versmaß vorzuziehen.

Saavedra bekundet ein schönes, glückliches Dichtertalent; von der volltönenden, biegsamen, würdevollen Spanischen Sprache unterstützt, sieht man es seinem Werke nicht an daß es ein neuer Versuch ist, ein Versuch zu dem die Castilische Literatur kein Vorbild leihen konnte, und der das Resultat des Studiums der neuern Literatur Deutschlands, Englands, Frankreichs und Italiens war. Er würde, wie wir aus einigen fast die Hälfte des zweyten Bandes füllenden früheren, sogenannten classischen, Dichtungen sehen, in diesem Costüme verdient haben sich seinen neuern vaterländischen Dichtern anschließen, und eine ausgezeichnete Stelle in Anspruch neh-

men zu dürfen; aber in seiner neuen Eigenschaft jedoch, müssen wir ihm Muth und Glück wünschen, da man ihm den Abfall kaum verzeihen wird, und wir nicht zweifeln daß der literarische Kampf auf der Halbinsel dem politischen an Hartnäckigkeit nicht nachstehen wird, denn noch hat die Theorie V. Hugo's in Spanien keinen Eingang gefunden \*).

Der Moro bildet ein schönes, wohlgeordnetes, wirkungsvolles Ganze, dessen zwölf Abschnitte ein zartes Gewebe verbindet. Ein milder, lieblicher Ton, kräftige Frische, sichere Kenntniß des Herzens und der Leidenschaften, und daher tiefe, warme Empfindung psychologisch begründet, hohe Wahrheit in den Bildern, für das Schöne glühend, durch eine stets ruhige Haltung fesselnd, antike Einfachheit der Gefinnungen, welche den edlern Castilischen und Maurischen Männern des zehnten Jahrhunderts anwohnend war, des poetischen Gepräges nur so viel als eine Dichterb Brust bedarf um ihre Schöpfungen würdig zu verkörpern, das äußere und innere Leben mit richtigem Blicke beschauend, Contraste wie sie in der individuellen Auffassung von Bekennern der Lehre Christi und Mohameds jener Zeit nicht selten waren, sind die hervorstechendsten Eigenschaften dieser Dichtung.

Freylich könnten wir gewünscht haben, hier und da, besonders in den episodischen Aus-

\*) La poésie n'est pas dans la forme des idées, mais dans les idées elles-mêmes. La poésie, c'est tout ce qu'il y a d'intime dans tout. — Le poète ne doit avoir qu'un modèle, la nature, qu'un guide, la vérité. Il ne doit pas écrire avec ce qui a été écrit, mais avec son âme et avec son coeur. (Préf. aux Odes et Ball. de 1822 et 1826).

schmückungen, mehr Gedrängtheit zu sehen; die 85 Seiten lange Erzählung des Zaidé (Rom. terc. p. 109 — 94) hätte, ohne dem Ganzen Abbruch zu thun, kürzer seyn können; die übrigen ganz in Tenierscher Manier gelungene Beschreibung der Zubereitungen und der Scenen in der Küche zu Sálas (Rom. sexto, p. 272 — 6), so wie des Streites zwischen den Maurischen und Spanischen Begleitern (Rom. 8. p. 412 — 21) möchten vielleicht der Würde des Ganzen Eintrag thun; die Unwahrscheinlichkeit hätte vermieden werden können, wenigstens als Catastrophe, daß Kerima die neubekehrte Maurin, welche bis zu ihrer Aufnahme im Christenthume die heftigste Liebe für Mudarra, den Held des Gedichts, der ihren Vater unwissentlich aber in seiner Selbstvertheidigung getödtet, empfunden, ihm am Altare ihre Hand verweigert und ausruft:

— No... jamas!!!... está manchada  
 Con sangre de mi padre.... La voz oigo  
 Del cielo, que estos lazos me prohíbe....  
 Yo me consagro à Dios.... Cristo es mi  
 esposo;

aber der Schönheiten sind in diesem Werke so viele, die Composition ist so oft und unter so ungünstigen äußern und innern Verhältnissen unterbrochen worden, und die jetzige Bekanntmachung ja nur geschehen um den Bitten seiner gelehrten Freunde nachzugeben, daß wir vielleicht einen ungerechten Tadel ausgesprochen.

Zu den Glanzpunkten rechnen wir besonders: die Schilderung der Zohira, Mutter des Findlings (Rom. I. p. 6), die der Habiba (p. 18). Welcher Farbenzauber in den Stanzas:

Habiba hermosa, cuya faz divina  
 Como la rosa del abril temprana,

Rojo matiz de pudoroso encanto

De inestimable resplandor esmalta. —

Nicht minder meisterhaft das Bild der Kerima (Rom. II. p. 61), ihr Staunen an dem Grabe der Zahira (p. 71), Mudarra's Ankunft daselbst (p. 74—9), am Brunnen des Amir (p. 94—101), Seelenzustand der Kerima (Rom. V. p. 211—22), die liebliche Romanze: Inocente tortolilla (p. 241), die Beschreibung des frühern und heutigen Cordoba (Rom. VI. p. 249) der Geburtsstadt des Dichters; begeistert ruft er aus:

Córdoba insigne! . . . . O patria, dulce patria!

En cuyo seno de la luz del día

Gozé la primer vez, en cuyo seno

Disfruté el tierno amor y las caricias;

Tesoro de la infancia.

Höchst ergreifend und erschütternd ist die Rückkehr des im langjährigen Kerker erblindeten Lara, seine Ankunft auf seinem Schlosse Salas, und die Erzählung seiner Gefangenschaft (p. 258—98); die Ankunft Mudarra's welcher in Lara seinen Vater findet (Rom. VII. p. 342)! Rui-Bezquez und seine Gattin (Vol. II. Rom. IX. p. 1—14); die Feuersbrunst in dem Schlosse Barbado (p. 15—23); die Scene zwischen Bezquez, Rodrigo und Zurdo (p. 35—55); Bezquez bey dem Einsiedler Idovaldo (p. 83—102), in einem Kloster (Rom. X. p. 104—126), und der Zweykampf (Rom. XI).

Dem Moro folgt eine frühere Dichtung des Meisters, in Octaven, Florinda, in 5 Gesängen, die ursprünglich aus acht bestand. Wir verdanken sie gleichfalls den dringenden Bitten der am Eingange dieser Anzeige genannten Freunde des Verfassers, der sich nur mit Mühe ent-

schließen konnte, dieses Bruchstück, wie er es auch in seiner jetzigen Gestalt nennt, zu veröffentlichen. Die Herausgeber wollten hierdurch darthun, daß wenn der Dichter später dem Cuarteto endecasílabo den Vorzug gegeben, es nur geschah, weil er dieses Versmaß angemessener erachtet.

In Wahrheit, seinen Octaven ist jene Schönheit des leichten Baues, jener Bilderreichtum eigen, welche den Werken eines Balbuena, Lauregui und Lope so vielen Reiz verleihen.

Der Inhalt des Gedichts ist der mit aller poetischen Freyheit aufgefaßte und behandelte Moment des Unterganges des westgothischen Reichs unter Roderich, und des Einfalls der Mauren unter Taric Ben Zeyad, zu der Eroberung Spaniens aufgemuntert durch die Verrätherey des Grafen Julian, den die Entführung seiner Tochter Florinda durch Roderich, zu dieser Treulosigkeit antrieb. Die classischen Elemente der Dichtung haben in ihrer neueren Gestalt eine mildere Färbung und die Handlung einen lebendigen Gang erhalten. Die Anordnung der Composition ist nicht ohne Wirkung, und reich an malerischen Scenen. Zu den sehr gelungenen rechnen wir: den Monolog des Julian im Kerker (1. Ges. p. 227); Florinda ihren Vater dort besuchend (p. 231); Roderich in dem Zauberschlosse (2. Ges. p. 245); Julian in dem Lager der Mauren (3. Ges. p. 279); die Schlacht zwischen den Mauren und Gothen (Anfang des 5. Ges.), so wie den Tod des Roderich (Schluß).

Dem zweyten Bande sind noch zugegeben elf *Composiciones sueltas*, unter welchen den Romanzen in mehreren Abschnitten wegen ihrer lebendigen Darstellung, kunstvollen Färbung, und ihres seelenvollen, edlen, grandiosen Tons, ein

hohes Lob gebührt. Sie überzeugen uns abermals, daß der Castilischen Romanze vor allen andern ähnlichen Versuchen in den neuern Sprachen die Palme zuerkannt werden muß. *La vuelta deseada* (p. 361 — 73), *El sombrero* (p. 375 — 89), sind aus dem gewöhnlichen Leben genommen und mit seltener Meisterschaft behandelt; *El conde de Villamediana* (p. 391 — 426), *Don Alvaro de Luna* (p. 427 — 450), *El alcázar de Sevilla* (p. 451 — 75), sind unvergleichlich, und übertreffen alles was Spanien in diesem Zweige der Poesie aufzuweisen hat; die Ode: *Al faro del puerto de Malta* (p. 353) zeigt treffliche Auffassung und Darstellung; *A mi hijo Gonzalo* (p. 357), lieblich und zart, ist ein würdiges Seitenstück zu B. Hugo's zauberischen Versen (*Feuilles d'Automne*):

Dans l'alcôve sombre  
Près d'un humble autel,  
L'enfant dort à l'ombre  
Du lit maternel.

Wir wollen den Anfang mittheilen:

De tu madre en el seno  
Duermes, dulce amor mio,  
Cual perla de rocío

Duerme en el seno de la tierna flor,

De mil encantos lleno  
Reluce en tu semblante,  
Cual sol en el diamante,

De una alma nueva el celestial candor.

Aber auch die typographische Schönheit des Werks darf nicht ohne Lob ausgehen, indem ein gut lithographirtes Portrait des Dichters und viele, oft sehr gelungene Holzschnitt-Bignetten den trefflichen, zierlichen Druck schmücken.

Wifrd.

## J e n a.

Sumtibus Croekerianis, 1834: Sententiae Ali ben Ali Taleb arabice et persice e codice manuscripto Vimariensi primus edidit atque in usum scholarum annotationibus maximam partem Grammaticis nec non glossariis instruxit Joannes Augustus Stöckel, theol. et phil. D. etc. — XV und 80 Seiten in kl. Quart.

Eine Reihe von 99, oder wie der Herausgeber bis jetzt ohne handschriftlichen Grund glaubt, von 100 Arabischen Sittensprüchen, aber nicht ausgeführt und entwickelt, sondern ganz kurz und spitz, höhere Einfachheit und Alterthum verrathend. Wie so viele andere Sprüche mannigfacher Form, die theils schon gedruckt sind, theils noch in der Zerstreung und Verborgenheit liegen, werden sie dem großen Chalifen Ali zugeschrieben; wobey, da diese zerstreute Masse von Sprüchen unmöglich von diesem alten Chalifen abstammen kann, bloß die Doppelfrage entsteht, einmahl warum die spätern Islamiten gerade diesen dritten Chalifen Ali, und nicht unter andern auch den an Rechtschaffenheit, Besonnenheit und Festigkeit eben so hoch stehenden ersten Chalifen Abubekr zum Träger der Würde und Wahrheit dieser zahllosen Sprüche machen, ob nicht das Ansehen Ali's bey den Schiiten mit diesem Vorzuge zusammenhängt und daraus sich auch die hier beygegebene Persische Uebersetzung erklärt; und zweytens, wie viel von der Masse alt und vielleicht gar von Ali selbst seyn könnte. Beide Fragen sind jetzt noch zu neu, um sicher beantwortet zu werden, obwohl der Herausgeber dieser Schrift in der Vorrede nützliche Beyträge

dazu liefert; für jetzt ist erst alles der Art aus den Handschriften bekannt zu machen, wozu auch die angezeigte Schrift einen dankbar anzunehmenden Beytrag liefert. Der Herausgeber hat es angemessen gefunden die kleine Schrift zum Gebrauch der Anfänger mit grammatischen Bemerkungen und Wörterbüchern auszustatten; worüber sich nicht weiter rechten läßt, obwohl immer noch zu wünschen übrig bleibt, daß wir statt so vieler kleinen Wörterbücher endlich dem Anfänger gleich ein zwar kurz gehaltenes, aber für alle alte Schriften genügendes Wörterbuch geben könnten, welches im Arabischen und Persischen durch die Vorarbeiten der Asiatischen Philologen leicht wäre, so bald sich zu solchem Zwecke die zerstreuten Kräfte tüchtiger Philologen unter uns verbänden. Die grammatische Genauigkeit der Anmerkungen verdient Nachahmung: nur fürchten wir den wahren Zweck der Arabischen National-Grammatiker darin etwas verkannt zu sehen. Man mag im System der alten Originalgrammatiker denken und reden oder nicht: auf die verschiedene Form der Rede kommt es zunächst gar nicht an; aber es wird nie genügen mit alten oder neuen Grammatikern zu reden ohne den innern Sinn dieser oder jener zu verstehen. Ref. nimmt auf Veranlassung dieser Schrift ein auch an sich sehr lehrreiches Beispiel. Die Verbindung der einfachen Negation  $\bar{y}$  mit dem Accusativ eines unbestimmt zu lassenden Substantivs wie  $\bar{y}$  eig. non-fugam in der Bedeutung ohne Flucht (denn dieß ist die wahre Bedeutung) ist allerdings auf den ersten Anblick auffallend: aber den Accusativ so zu verstehen, als wäre er Prädicat eines aus-



gelassenen ك fuit und eines nicht minder ausgelassen Subjects, als wäre jenes schlichte non-fugam gesagt für non fuit aliquid fugam, scheint uns nichts als willkürliche und hier nicht einmal durch die Arabischen Nationalgrammatiker empfohlene Annahme, worin schwerlich auch nur ein Versuch zum Richtigen liegt: denn gesetzt, es wäre so gesagt, so wäre etwas mit Arabischen Lauten, aber ohne Arabischen und sprachlichen Sinn überhaupt gesagt. Nun aber überzeuge man sich erst recht, daß die wahre Bedeutung des ي in diesem Zusammenhange die unsers ohne ist, und daß daraus erst die übrigen entspringen (ohne Flucht = keine Flucht, und allein gesetzt es ist keine F.); man beachte sodann, daß ي so immer ursprünglich unzertrennlich ist von einem folgenden Nomen, und man wird auf das Resultat kommen, daß die Negation hier die Kraft übt ein einzelnes Nomen an sich, seinem einzelnen Begriffe nach, zu verneinen, oder den Begriff desselben innerlich seinem Wesen nach aufzuheben. Die Negation theilt sich nämlich in allen Sprachen zunächst in die des Sages und die des einzelnen Nomen: jene steht loser, diese muß dem einzelnen Nomen enger anhängen. In den meisten Sprachen haben sich beide Unterschiede auch in der Form oder gar der Wurzel der Verneinung geschieden, wie sanskr. na und an-, lat. ne (non) und in-, bey uns nicht und un- oder ohn-; hebr. אֵין und -לֹא; wie aber der Begriff der Verneinung ursprünglich derselbe, so läßt sich denken, daß eine Sprache noch immer dasselbe Wort für beides habe, wie eben dieß Arab. لا beweist; aber dann zeigt sich doch der



G ö t t i n g e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

156. Stück.

D e n 1. O c t o b e r 1 8 3 6.

B e r l i n.

Die Handelszüge der Araber unter den Abbassiden durch Africa, Asien und Osteuropa, von Friedrich Stüwe, der Theol. und Phil. Candidaten in Berlin; eine von der Königl. Societät der Wissenschaften in Göttingen im Januar 1836 mit Auszeichnung gekrönte Preisschrift. Mit einer Karte. XIV u. 308 S. 8. (bey Dunker und Humblot.)

Wir haben das Vergnügen hier die Erscheinung der Preisschrift anzuzeigen, über welche Ref. bereits in No. 21 dieser Blätter in Auftrag der K. Societät den Bericht abstattete, der auch jetzt der Schrift vorangeseht ist. Die Aufgabe war den Welthandel der Araber in seiner glänzendsten Periode unter der Herrschaft der Abbassiden zu Lande und zur See in dem oben bemerkten Umfange darzustellen; eine Aufgabe die wohl in den Augen jedes denkenden Freundes der Geschichte bey einiger Bekanntschaft mit dem Gegenstande um so mehr eine der größten und zugleich

der erhebensten ist, da noch bisher kein irgend genügender Versuch zu ihrer Auflösung gemacht ward. Daß der Verf. sie in ihrem ganzen Umfange gefaßt, und zu beantworten versucht habe, ist bereits in dem Berichte gesagt; er selber bescheidet sich jedoch gleich zu Anfang in der Uebersicht der ihm zugänglichen Quellen, daß bey der Dürftigkeit von diesen sie nur unvollkommen gelöst werden könne, und seine Arbeit darnach zu würdigen sey. Aus dem Bericht werden sich die Leser erinnern, daß er seine Schrift in drey Abschnitte getheilt, und in dem ersten eine allgemeine Ansicht des Arabischen Handels nach seiner Beschaffenheit und Einrichtung; in dem zweyten den Landhandel; in dem dritten den Seehandel abgehandelt habe. In dem ersten Abschnitt geht der Verfasser von der engen Verbindung aus, in der Handel und Religion bey den Arabern standen, und nach den Vorschriften des Propheten stehen mußten. Diese Erörterung empfehlen wir besonders der Aufmerksamkeit der Leser; die Auseinandersetzung davon ist nicht nur höchst lehrreich, sondern gibt auch der ganzen Abhandlung ein höheres Interesse, weil Handel und Religion, das materielle und das geistige Interesse, in ihrem unzertrennlichen Zusammenhange die Grundlage des Arabischen National- und Staatscharacters waren. Die Araber verbreiteten freylich ihre Religion und ihre Herrschaft mit dem Schwert; aber waren sie auch Welteroberer, so waren sie doch keine Weltverwüster; die Besiegten hatten die Wahl zwischen dem Islam, oder der Bezahlung eines mäßigen Tributs; ihre Städte, selbst ihre Heiligthümer wurden nicht zerstört. Dieß muß man vor Augen behalten, wenn man es sich erklären will, wie ein Reich von so unermesslichem Um-

fange von ihnen gegründet werden und dauern konnte. Bey dieser Unzertrennlichkeit des Handels mit dem Glauben erhielt Alles, was sich auf den erstern bezog, einen religiösen Anstrich. Die Anlage der Heerstraßen, der Caravansereyen u. s. w. ward als Sache der Religion betrachtet. Vor allen aber war es das Gebot der Pilgerreisen nach Mekka, welches die eigentliche Lebendigkeit des Handels schuf. Aus den Werkstätten kleinerer Städte gingen die Producte der Kunst auf die Marktplätze der Hauptörter in den Provinzen, und von hier auf den großen Wegen nach allen Richtungen, bis sie bey der Kaaba zusammentrafen. Der heilige Tempel wurde die wichtigste Messe, welche die Waaren von Asien und Africa austauschte, und damit zugleich der Ort, welcher den Muselman Mauritaniens mit dem aus Chorasán bekannt machte. ‘Hier sahen sie sich alle, als die Jünger Eines Propheten, als die Verehrer Eines Gottes an; mochten sie nun diesem Lande oder jenem angehören’. Zu diesem kam, seit der Erbauung von Bagdad ein zweyter Centralsitz des Handels; der wiederum auch in allen den Hauptstädten der Provinzen, die zugleich Residenzen der Statthalter waren, die jeder auch ihren Hof nach einem verkleinerten Maaßstabe hatten, seine Sitze hatte. ‘Auch die Zerstückelung des Reiches konnte deshalb dem Handel nicht nachtheilig werden; sie war vielmehr vortheilhaft für denselben, da die Statthalter, die sich unabhängig machten, desto mehr Sorgfalt auf ihr eignes Land verwendeten’. ‘Da sie alle dieselbe Verfassung, die practische Anwendung einer gleichen Religion hatten, und so im Grunde eigentlich einen unsichtbaren Staat bildeten, dessen Herrscher der Koran, und dessen gemeinsame Hauptstadt Mekka war, so blieben ih-

nen alle jene Vorschriften heilig, welche die Beförderung der Pilgerreisen, und somit einer größeren Gemeinschaft der Unterthanen zur Absicht hatten'. 'Zu diesem allen kam nun noch das gemeinschaftliche Band, die Verbreitung Einer Sprache, die an den Ufern des Atlantischen Meeres wie an dem Fuße des eisigen Belur gesprochen oder doch verstanden ward, mit der von Fez bis Multan in jeder Stadt, in jeder Caravanserey die Ankommenden begrüßt wurden'. Wir haben nur die Hauptmomente hervorheben wollen, welche die weite Verbreitung des Arabischen Welthandels in jener Periode erklären, und seine Wichtigkeit darlegen können. Die Araber waren für die damalige Welt in mehrfacher Rücksicht was die Britten für die jetzige Welt sind. Wie die Handelsflotten von diesen, zogen ihre Caravanen von ihrem Vaterlande bis zu den Grenzen der unbekanntten Länder; ihre Colonien reichten bis eben dahin; und ihre Missionen, mit dem Koran in der Hand, noch weiter und mit noch weit größerem Erfolge als die der Neuern mit unsern heiligen Schriften.

Der zweyte, und wie billig ausführlichste Abschnitt, ist nun dem Landhandel gewidmet, der bis auf die Entdeckung beider Indien im Mittelalter wie im Alterthum der wichtigste war. Der Verf. geht hier nach den Welttheilen und beginnt mit Africa. Glücklicherweise hatte sich ihm hier kurz vor der Aufgabe der R. Societät eine neue Hauptquelle eröffnet, die in Vol. XII der Notices et extraits des Manuscrits de la bibliotheque du Roi durch Herrn Quatremère gelieferten reichhaltigen Auszüge aus dem wichtigen Werke von Abu Obeid von Cordua aus dem XI. Jahrhundert n. Chr. seiner Beschreibung von

Africa, welche hauptsächlich mit der Verbreitung des Islam und des Handels sich beschäftigen, und fast auf jeder Seite dem Verf. die nöthigen Belege seiner Angaben darboten. Die Landkunde der Araber betrachtete Africa als eine große Insel, im Osten vom Nil, im Süden von dem durch die Länder der Schwarzen strömenden Niger umsäumt; die Wellen des finstern (des Atlantischen) und des Damascener (des mittelländischen) Meers bespülen seine westlichen und nördlichen Küsten, wenn gleich der Name Afrika im engeren Sinn von ihnen für den Theil der Nordküste von der großen Syrte bis Mauretanien (die vormalige Römische Provinz Africa) gebraucht wird. Hier lag ihre Hauptstadt Kairwan, zugleich der Hauptsitz ihrer Industrie und ihres Handels; wovon daher ausführliche Nachrichten gegeben werden, nachdem vorher von Barca gehandelt worden ist, da der Verf. von Osten anfangend nach den westlichen Provinzen geht. Auch der wichtige überseeische Verkehr mit Spanien wird nicht unbemerkt gelassen; besonders aber alsdann der Handel in das Innere mit Sudan untersucht. Indem die Araber ihren Glauben bis dahin verbreiteten, reichte auch ihr Handel eben so weit; ihre Caravanen zogen bis zu den Soliba-Ländern, wo die Insel Ulil als die äußerste Grenze angegeben wird. Der Verf. macht es sehr wahrscheinlich, daß darunter eine von zwey Armen des Soliba umflossene Insel, nicht sehr weit unterhalb Tombuctu zu verstehen sey, wo der große Salzmarkt gehalten wird, von dem ein großer Theil von Sudan dieß unentbehrliche Mineral bezieht. Durch die große Wüste führten mehrere Caravanenstraßen, theils von Segelmessa aus, theils über Fezzan und den dortigen Hauptplatz Zawilah, auf dem Wege, der schon aus

Herodot bekannt ist; so wie auch die Straße nach Egypten, über Augila, und die Dase von Santaria. Unter den Berbers und den Neger-völkern ward der Islam nicht durch Gewalt der Waffen, sondern durch Missionare verbreitet; und eben weil es eine freywillige Befehrung war, ward sie desto fester. Die Waarenführer bey diesem Verkehr waren hauptsächlich die Berbers, die unter dem Nahmen der Barkelan vorkommen, in denselben Gegenden zwischen Afrika's und dem Dattellande, wo die Tuariks umherziehen. Die Natur selber hatte in jenen Dasen die Stationen vorgeschrieben; sie mußten also wohl dieselben bleiben. Erst nach diesen Erörterungen spricht der Verf. von den Niländern, von Egypten, dem Stapellande der beiden Erdtheile, Africa's und Asiens, und den Ländern oberhalb desselben Nubien, Sennaar und Muah (oder Meroë) und Abyssinien. Die wichtigen Aufklärungen der neuern Zeit durch allgemein bekannte Reisende erleichterten hier die Forschung; und wir begnügen uns zu bemerken, daß auch hier die Handelszüge der Araber bis zu dem zuletzt genannten Lande reichten, und auch die Häfen am rothen Meer, Suakim und Zulla (das alte Adule), welche die Verbindung mit Indien eröffneten, blieben nicht unbesucht. Auch hier sind die Straßen, theils auf und längs dem Nil, theils durch die Wüste dieselben, die zum Theil schon aus oem Alterthum bekannt sind. Aus dem Ganzen geht hervor, daß der Africanische Handel der Araber ungefähr dieselben Grenzen hatte, welche noch jetzt zwischen 10—12° N. B. die neuern Entdeckungen nicht überschritten haben.

Der zweyte Abschnitt des Landhandels ist nun Asien gewidmet. Einer der Hauptschauplätze der Thätigkeit der Araber; der Hauptsitz



ihrer Herrschaft, die so weit reichte, als die Natur des Bodens den Ackerbau erlaubte. Der Umfang des dortigen Reiches unter den Abbassiden wird daher zuerst in allgemeinen Umrissen dargelegt; das Einzelne wird dann nicht nach den Statthalterschaften, die oft wechselten, sondern nach den Provinzen abgehandelt. Der Verf. geht aus von dem Vaterlande des Volkes von Arabien selbst; und in demselben von der heiligen Landschaft Hedjas, wo das allgemeine Heiligthum die Caaba in der Stadt Mekka, wovon das Wichtigste schon angegeben ist, sich fand. Hiernächst von Yemen und seinem Hauptproduct dem Kaffee, der erst im 15ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung soll in Arabien in Gebrauch gekommen seyn. Hiernächst Syrien mit seinen Städten, den Hauptsitzen der Industrie, und seinen Häfen. So die weiteren Länder, vor allen das Arabische Irak mit Bagdad, dem Hauptsitze des Reichs, dessen Glanz sich auch über die benachbarten Länder verbreitete, in welche es nicht nöthig ist, dem Verf. zu folgen, bis zum Indus hin, der im Allgemeinen als die östliche Grenze der Herrschaft der Araber in Asien betrachtet werden kann. Aber die Grenzen ihrer Herrschaft waren deßhalb nicht die Grenzen ihres Verkehrs. Weiter als das Schwert drangen die Missionare und die Kaufleute. Khoten, in der kleinen Bucharey, das Vaterland der Edelsteine, besonders des in China so hochgeehrten Ju, und nach dem Verf. auch der Marktplatz des so gesuchten Moschus aus Thibet, scheint das Hauptthor dieser entfernten Züge, welche sie mit Kaschmir und mit China in Verbindung setzten, gewesen zu seyn. Besonders die Verbindungen mit dem letztern Reiche, die noch durch Gesandtschaften befestigt wurden, sind von dem

Berf. sorgfältig erläutert worden. Ihr Reich war das Reiseziel der Arabischen Caravanen. Zwar war der Zugang zu der damaligen Hauptstadt Singanfu untersagt, aber man bezog die Waaren aus den westlichen Stapelplätzen des Landhandels Kantscheu und Sutscheu. Ein Hauptgegenstand des Handels waren die Seide und die Seidenzeuge. Zwischen dem Tantsse = Kiang und dem Hoangho hatte man, wie noch jetzt, dichte Maulbeerpflanzungen angelegt, welche durch Reisfelder und Zuckerplantagen nur in kurzen Zwischenräumen unterbrochen wurden. Ueber die beiden eben erwähnten Städte gingen die Straßen durch die Wüste Kobi nach Chorasán und Khoten.

Der dritte Abschnitt des Landhandels umfaßt Ost = Europa (da, um der Frage keinen zu großen Umfang zu geben, West = Europa oder Spanien davon ausgeschlossen blieb, das auch nie der Herrschaft der Abbassiden unterworfen war), also Constantinopel und Rußland. Der Handel mit Constantinopel konnte wegen der politischen, fast immer feindlichen, Verhältnisse nicht bedeutend seyn, zumal da hier auch die Verschiedenheit des Glaubens unübersteigliche Hindernisse in den Weg legte. Der Handel nach dem jetzigen Rußland ging nach Stil an der Wolga in der Nähe des jetzigen Astracan, und vielleicht die Wolga hinauf. Daß aber Arabische Caravanen ins innere Rußland oder gar bis zu den Ufern der Ostsee gezogen seyn, dafür hat der Berf., wenn es gleich häufig behauptet worden ist, keine hinreichenden Beweise finden können, da die in jenen Gegenden gefundenen Arabischen Münzen keineswegs dafür gelten können.

Nach dieser Erörterung des Landhandels ist der dritte Hauptabschnitt der Untersuchung des

Seehandels der Araber gewidmet. Der Verf. bemerkt sogleich, daß man den damaligen Seehandel nicht mit dem der neuern Zeit vergleichen müsse, und characterisirt ihn durch die treffende Bemerkung, daß man ihn als Fortsetzung des Landhandels, des Caravanenhandels, betrachten müsse. Die Beschaffenheit der Schiffe, und der Mangel des Compasses gestatteten keine Schiffahrt über den offenen Ocean, sondern nur längs den Küsten und von Insel zu Insel. Außerdem stand der Seehandel auch deshalb unter dem Landhandel, weil er nur Privatsache, nicht aber wie der Landhandel Nationalsache war. Die Caliphen hatten keine Veranlassung sich desselben anzunehmen, da es nie in ihrem Plane lag, Eroberungen jenseit des Oceans zu machen. Dennoch erhielt die Schiffahrt der Araber in den Indischen Meeren einen grossen Umfang, und wird von dem Verf. in die östliche aus dem Persischen und die südliche aus dem Arabischen Meerbusen getheilt. Schon der Persische Meerbusen selbst bot einen wichtigen Schauplatz für den Handel dar, theils durch die reichen Perlfischeren, die sich an seinen Inseln fanden, theils durch die wichtigen Häfen an den beiden Küsten; an der Westseite von Mascate in Omân, über welches die Indischen Waaren nach Arabien und Mekka, theils an der Ostseite Ormus und Sirâf, über welche sie nach Persien gingen; und vor allen im Norden die Handelsstadt Bassra, von der aus sie durch die Caravanen über das innere Asien verbreitet wurden. — Die diesseitige Indische Halbinsel enthielt damals das Reich des Balhara, der den Arabern seine Häfen eröffnete, welche sie in Camboja und der Küste Malabar besuchten. Sobald die Schiffe in Beroach ankamen, vertheilte man die Frachten auf kleine

Fuhrwerke, und schaffte sie nach der Hauptstadt Narwalla'. Wenn gleich die Araber nicht in das Innere von Indien eindrangen, so entstanden jetzt ihre zahlreichen Niederlassungen an der Küste, wie in Mangalore, Calicut u. a. Daß das berühmte Serendib (Ceylon) von ihnen besucht ward, zeigen die genauen Nachrichten, die sie darüber mittheilen. Zimmet, Edelsteine, Perlen, und besonders Pfeffer waren die Hauptgegenstände dieses Handels. Ungewisser wurden die Bestimmungen an der Ostküste, oder Coromandel, die als Insel unter dem Namen Rami begriffen wird. Daß bey den Arabern Insel und Halbinsel oft gleichbedeutend sind, ist hinreichend bekannt. Die Stadt Rami, in der Gegend des durch seine Ruinen berühmten Mavalipuram, war der Stapelplatz des Arabischen Handels, und wahrscheinlich der Endpunct jener langen Caravanenstraße, die von Samarkand über Balkh, Kabul, Multan und die diesseitige Indische Halbinsel unsichtbar bis in ihre Südspitze fortlief. Daß die Inselwelt der jenseitigen Halbinsel, die Sunda-Inseln und die Molucken den Arabern bekannt waren, leidet keinen Zweifel wegen ihrer Producte, wenn gleich die Namen der einzelnen ungewiß sind. Der Verf. nimmt Kala, wo der Mahradsche (Maha Rajah) herrschte, für Sumatra, Dschaba für Java, und Subormo für Borneo, dem Vaterlande des Kamphers, der schon unter den Sassaniden einen wichtigen Gegenstand des Handels ausmachte, da er zu den Beleuchtungen in den Palästen der Großen, des Wohlgeruches wegen, gebraucht ward. Daß auch der Continent des jenseitigen Indiens, bis zu dem südlichen China hin, nicht unbesucht blieb, zeigen die von dem Verf. gesammelten Spuren.

Der südliche Weg aus dem Arabischen Meerbusen ward von den dortigen Schiffen nur bis zu dem Eingange desselben, und bis Yemen besucht; aber die besser gebauten Schiffe aus dem Persischen Meerbusen besuchten die weitere Ostküste Africa's bis zu dem goldreichen Sofala hin, wo dann die fabelhaften Länder anfangen, indem die Arabischen Geographen ihre Erde durch eine Reihe falsch gedachter Länder begrenzen, welche sich an das südliche China anschließen sollen.

Wir haben geglaubt aus dem Werke des Verf. nur die Hauptpuncte hervorheben zu müssen, da ein größeres Detail ohne die beygelegte Karte doch nicht verständlich seyn würde. Wir müssen diese Karte aber noch besonders rühmlich erwähnen, welche auf Einem großen Foliobogen den ganzen Schauplatz des Arabischen Welthandels in drey Welttheilen mit seinen Handelsplätzen und Handelswegen zu Lande und zur See darstellt. Sie gewährt also auf einmal einen Ueberblick über das Ganze, während sie zugleich als Commentar für das Einzelne dient.

Welche wichtige Bereicherung die Geschichte des Orients im Mittelalter durch diese Preißschrift erhalten hat, überlassen wir dem Urtheil unparteyischer Geschichtsforscher; hinzusetzen müssen wir noch, daß sie in einer, jedem gebildeten Leser verständlichen, Manier, ohne alle gelehrte Großthuerey, geschrieben, und also auch für das größere wissenschaftliche Publicum berechnet ist. Für den Ref. mußte sie allerdings ein desto höheres Interesse haben, je mehr sie seiner Ansicht der Weltgeschichte entspricht, für welche die friedliche Seite derselben einen höheren Reiz hat, als die blutigen Züge verwüstender Heere, die Trümmer zerstörter Städte, und die durch Mord umge-

stürzten Throne, worauf sich die Geschichte jener Welttheile gewöhnlich zu beschränken pflegt.

Hn.

### L i b e r.

In Rohden's Verlage, 1835: M. Acci Plauti Epidicus. Ad Camerarii veterem codicem recognovit Fridericus Jacob, director Lubecensis. VIII und 47 S. in Octav.

In einer komischen Parabase, die dem Protagonisten Epidicus in den Mund gelegt und zugleich als Vorrede an zwey Freunde des Herausgebers, an Blume und Classen, gerichtet ist, wird der Zweck und die Ausführung der vorliegenden Bearbeitung des Plautinischen Lustspiels in einer heitern und anspruchlosen Manier der philologischen Welt dargelegt. Der Hr Director J. wollte nämlich durch eine festere kritische Begründung des von Schauspielern und Abschreibern bereits im Alterthume vielfach verderbten Textes, diesem vor den meisten Plautinischen Stücken durch ethischen Gehalt und künstlerische Trefflichkeit in Form und Sprache sehr ausgezeichneten Lustspiele einen bequemern Eingang in die höhern Gymnasial-Classen verschaffen, von denen der sonst wohl leichtfertige Komiker gewöhnlich ausgeschlossen bleibt. Um diesen Plan durchzuführen, suchte er den Text des Epidicus auf die von Jo. Camerarius 1549 nebst andern glaubwürdigen Urkunden benutzte Handschrift zu gründen, und nur an offenbar verdorbenen Stellen eigenen oder fremden Verbesserungs-Vorschlägen Raum zu machen, solche aber im Texte durch Cursiv-Schrift auszuzeichnen. Die kurzen kritischen Anmerkungen unter dem Texte geben alle, selbst die kleinsten Ab-

weichungen jener Handschrift an, so wie sie von Pareus in der Quart-Ausgabe von 1619, die weit genauer und correcter ist als die frühere Octav-Ausgabe von 1610, verzeichnet worden sind. Die von Pareus in den Urkunden gefundenen Lücken hat der Herausg. aus eigenen Mitteln auszufüllen versucht, zuweilen mit viel Glück, wie es scheint, öfters aber auf eine Weise, die wohl nicht leicht den Widersprüchen der Kritik entgehen kann. Aus metrischen Gründen ist nur hier und da etwas geändert worden, indem der besonnene Herausg. die Unsicherheit recht gut kannte, die in den Versmaßen und in der Prosodie des Plautus überall noch herrscht. Die Bearbeiter anderer Plautinischen Stücke haben bereits die Erfahrung gemacht, daß sich nach den strengen Regeln der Kunst nicht eher etwas umstellen oder verbessern läßt, bis es überhaupt nach Vergleichung aller Plautinischen Stücke erwiesen ist, in wie fern sich darin eine strenge Consequenz durchführen läßt, die wohl kaum in einem Komiker zu suchen ist, der durch die Flüchtigkeit und Beweglichkeit seines Witzes nur das größere, an keine strengen Kunstregeln gewöhnte, Publicum fesseln wollte. Und durch wie viele Hände ist nicht die Sprache des Plautus gegangen! Denn weit entfernt, daß, wie der Komiker in seiner selbst verfaßten Grabschrift behauptete, der Witz mit seinem Tode vom Theater verbannt seyn würde, hat dieser noch manches Jahrhundert hindurch auf den Römischen Bühnen nachgewirkt, indem die Plautinische Manier vielfach nachgeahmt, und die Plautinischen Stücke selbst zum bessern Verständniß des hör- und lachlustigen größern Publicum nach den jedesmal herrschenden Sprachabwandlungen der einzelnen Zeitalter umgeformt worden sind, was bey der

lockern Form und fließenden Metrik des flüchtigen aber zugleich unübertrefflichen Komikers nur zu leicht geschehen konnte. Schon die Alten haben bekanntlich das Tumultuarische in der Entwerfung und Ausführung seiner Dramen bemerkt und scharf gerügt. An Kunstsinne fehlt es ihm zwar nicht, aber er gibt sich offenbar zu wenig Mühe, denselben durchzubilden, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil das Volk, welches er belustigen wollte, die Kunst in ihm nicht vermisse oder nicht begreifen konnte. Aus Gewinnsucht zog Plautus mit seiner Schauspielertruppe nach Rom, aus Gewinnsucht machte er Witze, und aus Gewinnsucht schrieb er Dramen, oder drückte ältern Stücken durch eine geistreiche Umarbeitung seinen eigenthümlichen Stempel auf; und als er durch alle Gewinn-Mittel, die ihm als Dichter und Schauspieler zugleich zu Gebote standen, Geld genug gesammelt hatte, soll er sich auf die Handelschaft gelegt haben. Ebenso unordentlich und leichtfertig, wie der geniale Dichter mit seinen eigenen Stücken umgegangen war, hat auch die Nachwelt dieselben behandelt, indem sie sie mit vielen ähnlichen und unähnlichen Dramen anderer vielleicht gleichnamiger Verfasser zusammen warf, so daß die gelehrten Kritiker noch zu Gellius Zeiten sehr viel Mühe hatten, das Echte von dem Uechten zu scheiden, wiewohl man sich im Allgemeinen mit der Barronischen Auswahl zu begnügen schien, deren Bestimmungsgründe wir indeß gar nicht kennen und deßhalb immer in Ungewißheit bleiben werden, in wie fern sich dieselbe nach den strengen Regeln der höhern Kritik rechtfertigen lasse. Wie wir sie jetzt besitzen, ist noch Manches daraus zu entfernen. Amphitruo ist be-



kanntlich durch Italiäner am Ende vervollständigt worden, und im *Curculio* kommen Stellen vor, die gewiß nicht von Plautus herrühren. Wenn sich Varro durch anhaltendes und gründliches Studium der angeblichen Plautinischen Werke einen gewissen Tact erworben hatte, nach welchem er mit Sicherheit zu behaupten wagte, welches Stück, oder auch welche Partie in dem großen Wuste der angeblichen Plautinischen Lustspiele echt sey, und sich in seinem Urtheile oft nur durch die unverkennbare Originalität einzelner Verse leiten ließ, so sieht man leicht ein, wie er sich bey allem Scharffsinne im Einzelnen dennoch in seinem Schlusse auf das Ganze nicht nur täuschen konnte, sondern sich gewiß auch öfters getäuscht hat, ohne daß wir gerade im Stande wären, bey dem heutigen Mangel an allen Mitteln des Urtheils, die dem Varro noch in Fülle zu Gebote standen, immer den Grund seines Irrthums oder auch seiner richtigen Ansicht befriedigend darzulegen. So erklärte Varro z. B. die *Böotia*, — ein Stück, welches die Ueberlieferung allgemein dem Komiker Aquilius beylegte — für Plautinisch, und zwar aus keinem andern Grunde, wie es scheint, als weil einzelne Stellen darin die deutlichsten Spuren des Plautinischen Witzes enthielten. Doch konnten diese einzelnen Stellen hineingetragen oder nur glücklich nachgeahmt seyn, und der Entwurf des Ganzen konnte dennoch von Aquilius herrühren. Wenn man die urtheilsfähigsten Kunst-richter der Römer über ihren geistreichen Landsmann sprechen hört, sollte man glauben, sie bezögen sich auf zwey ganz verschiedene Dichter, die nichts als die Uerschöpflichkeit des Witzes nach zwey ganz verschiedenen Richtungen hin ge-

mein hätten; indem man seine plumpen Anspielungen und Späße in der gebildeten Augustischen Periode eben so sehr mißbilligte, als man die geistreiche Sittlichkeit und Feinheit seines Humors in der republicanischen Zeit hervorhob, und diese selbst der Attischen Urbanität der Socraticischen Schule gleich stellte. Plautus selbst macht bereits einen bedeutenden Unterschied zwischen den mit Sorgfalt vollendeten ethischen Stücken und den beliebten rohen Späßen mit spurcidici versus immemorabilis, die das größere Publicum für die köstlichste Würze der dramatischen Darstellung hält. Eine gänzliche Entfremdung von dem poetischen Ideale darf man daher bey der vorherrschenden Neigung des practischen Autors zu den vorübergehenden Kunstmitteln, um die Gegenwart zu fesseln, eben so wenig annehmen, als bey der Beurtheilung der ältern Attischen Comödie, die neben den offenbärsten Ausfällen und den schmutzigsten Späßen doch eine durchaus ethische und ideale Richtung verfolgte, welche noch immer mehr einleuchten wird, je näher wir uns mit den wichtigsten Interessen des damaligen Lebens und Treibens in Athen bekannt gemacht haben. Besäßen wir nur die angeblichen Plautinischen Stücke weniger zertrümmert und weniger durch einander geworfen, so ließen sich noch wichtige Forschungen über diesen Punct anstellen. Aber leider sind sie sämmtlich durch Verderbungen aller Art fast bis zur Auflösung verunstaltet, so daß der neuere Bearbeiter eine sehr schwierige Aufgabe zu lösen hat, auch nur ein Stück lesbarer zu machen.

G. H. B.

---

# G e t t i n g e n g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

157. Stück.

Den 3. October 1836.

G e t t i n g e n.

Königliches Curatorium hat die Gnade gehabt, den zwey Concurrenten, welchen bey der dießjährigen Preisvertheilung mit Lobe das Accessit von der medicinischen Facultät zuerkannt wurde, einen zweyten Preis gemeinschaftlich zu ertheilen. Es haben sich als Solche genannt Koch aus Bayern und Robert aus Hessen.

P r a g.

Bey Kronberger und Weber, 1836: Karlsbad und seine Mineralquellen in ihren wichtigsten Beziehungen, besonders in Hinsicht der zweckmäßigen Anwendung ihres Wassers als Heilmittels, zunächst für Kurgäste dargestellt von Dr. Joseph Ernst Ryba, Physicus der k. böhm. ständischen Augenheilanstalt und practischem Arzte zu Prag. Zweyte verbesserte und vermehrte Aufs.

lage. Mit einer geognostischen Charte. XXX und 332 S. in Octav.

Selten hat Ref. eine Schrift so in allen ihren Theilen angesprochen und befriedigt, als vorliegendes Werk über Karlsbad, so wohl was die Darstellungsart im Allgemeinen anbetrifft, als in Bezug auf die Ausführung der einzelnen das Buch constituierenden, rücksichtlich ihres Inhaltes so verschiedenartigen Abschnitte; besonders möchte es schwer seyn, bey der populären Darstellung eines medicinischen Gegenstandes die richtige Mitte genauer zu halten, als dieß hier von dem Verf. geschehen ist. Es war seine Absicht, in diesem Werke keinen Wegweiser gewöhnlicher Art, womit einem bloß neugierigen und unterhaltungsfüchtigen Publicum gedient seyn möchte, sondern ein brauchbares Handbuch für solche Leser zu liefern, die den Erfolg ihrer Cur in Karlsbad, so weit dieser von ihrer eigenen Mitwirkung abhängt, nicht dem Zufalle überlassen, sondern durch ein einsichtsvolles und zweckmäßiges Verhalten sichern wollen und sich daher mit dem Gefühle eines wahren Bedürfnisses nach einer befriedigenden, den höhern Ansprüchen der heutigen Bildung angemessenen Belehrung über diesen Heilort umsehen. Dieses Ziel glaubte er nur auf dem geradesten Wege erreichen zu können, indem er dieses Werk mit solchen Eigenschaften zu versehen bemüht war, die ihm, seiner populären Bestimmung unbeschadet, auch bey wissenschaftlich gebildeten Ärzten zur Empfehlung dienen könnten, und es scheint Ref., als ob der Verf. sein Ziel vollkommen erreicht habe. Bey dem Umfange des Werks und der großen Mannigfaltigkeit seines Inhaltes wird es indessen nicht wohl thunlich seyn, an diesem Orte obiges

Urtheil weitläufig zu begründen, und es muß sich Ref. mit einer Uebersicht des Gegebenen, einigen Bemerkungen und der Empfehlung zur eigenen Lectüre begnügen.

Der Verf. beginnt mit historischen Notizen über Karlsbad, denen eine allgemeine Beschreibung der Gegend, eine speciellere Beschreibung der Stadt, so wie ihrer Heilquellen und Heilanstalten folgen. In den folgenden Abschnitten handelt er von den Heilkräften und der ärztlichen Anwendung des Karlsbader warmen Mineralwassers, von der bey dem Gebrauche desselben nöthigen Diät und Lebensordnung, von dem Medicinal- und Policewesen in Karlsbad, von einigen von den Kurgästen zu beobachtenden Mauthgesetzen, von der Postordnung, von einigen besonderen Umständen, welche sich auf die Haushaltung der Kurgäste in Karlsbad beziehen, von den gesellschaftlichen Verhältnissen, den Unterhaltungen, Lustwandlungen und Spazierfahrten in der Umgebung von Karlsbad, von der Kirchenordnung. Der Anhang enthält noch einiges zur Naturgeschichte von Karlsbad, und die Meinungen und Muthmaßungen über den unterirdischen Proceß, welchem die Karlsbader Quellen ihre Entstehung verdanken.

In dem historischen und topographischen Theile, so wie in allen nicht medicinischen Abschnitten, hat der Verf. so wohl seine vielen Vorgänger gewissenhaft benutzt, als auch selbst durch Augenschein und Forschung sich zu überzeugen gesucht, in welcher letzteren Beziehung er die ihm vielfach gewordene Unterstützung rühmend und dankbar anerkennt. Besonders gelungen

scheint aber Ref. die medicinische Partie, welche zwar vorzugsweise für Baien geschrieben, doch auch für Aerzte nicht ohne Interesse ist, obgleich gerade nichts Neues bietend. Die Bemerkungen über die Wirkungen der Karlsbader Quellen im Allgemeinen und die Verschiedenheit der einzelnen unter einander, über die einzelnen Krankheitszustände, in welchen Karlsbad hülfreich seyn kann, oder nur mit Vorsicht oder gar nicht angewandt werden darf, die diätetischen Vorschriften, die Regeln über das Verhalten vor und nach den verschiedenen Arten von Bädern und anderen äußeren Anwendungsmethoden, bey dem Trinken, über die nach der Brunnencur zu beobachtende Diät (von der bekanntlich meistens ein großer Theil des Erfolges zu erwarten ist und die man als einen integrierenden Theil der Brunnencur ansehen sollte) sind sehr ausführlich und lassen wohl nichts zu wünschen übrig. Bestimmungen aber, die für alle Kranke passen, lassen sich hier so wenig wie anderwärts geben, wie dieß Neubeck so schön in seinem classischen Gedichte ausgedrückt hat:

Doch zu bestimmen vermag selbst Pöon der  
Nahrungen Wahl nicht:

Jenem behagt ein Genuß, der Andern in Gift  
sich verwandelt.

Jeglicher sey sein eigener Berather oder er-  
kunde,

Was ihm frommt und was ein unergründli-  
cher Abscheu

Ihm zu kosten verbeut, den noch kein Weiser  
enträthselst.

Sehr zu rühmen ist es, daß der Verf. dem Gurgaste in Beziehung auf die eigentliche Cur

nichts überläßt (wie dieß in den vielen populären medicinischen Schriften an der Tagesordnung ist, die übrigens fast ohne Ausnahme schädlich, nur in einzelnen seltenen Fällen von Nutzen sind), sondern ihn vor den Nachtheilen warnt, die der eigenmächtige Gebrauch der Quellen so leicht nach sich zieht. Besonders zu beherzigen sind die Bemerkungen des Verf. über das, was der Curgast zu thun oder zu unterlassen hat, um seine Genesung zu sichern, oder so viel als möglich zu beschleunigen; die wichtigsten Vorschriften in dieser Hinsicht beziehen sich auf eine zweckmäßige, möglichst genau dem Character der Quellen angepasste Diät und Lebensordnung; dem Entschlusse zu einer Brunnencur muß die reiflichste ärztliche Berathung vorangehen, oft nicht bloß mit dem Hausarzte, sondern auch mit anderen Kunstverständigen, doch ist der häufige Wechsel des Arztes stets schädlich, besonders aber an Mineralquellen; ohne ärztliche Aufsicht und Leitung sollte niemand die Karlsbader Quellen gebrauchen (gilt eben so von allen anderen Heilquellen, wenn auch nicht alle gleich stark in die ganze Thätigkeit des menschlichen Organismus eingreifen); man muß den Arzt durch alle möglichen Mittel in den Stand setzen, die Krankheit richtig beurtheilen und dem gemäß passend behandeln zu können (in welcher Beziehung ausführliche Krankheitsberichte des bisherigen Arztes, beygefügte Recepte, Bemerkungen über die beobachtete Diät &c. so wichtig sind); man befolge die ärztlichen Vorschriften genau und mit Beharrlichkeit, werde nicht kleinmüthig oder mißtrauisch, wenn der erwartete Erfolg nicht so schnell erscheint, als man erwartet hat (Ref. empfiehlt deshalb als einen Theil der vorbereitenden Cur

Garve's Abhandlung über die Geduld zu lesen), und da man die Dauer der Brunnencur nicht immer im voraus bestimmen kann (und manche wegreisen, wenn das Mineralwasser eben am besten zu wirken anfängt), so ist es rathsam, seine Vorbereitungen so zu treffen, daß man nöthigenfalls über die gewöhnliche Zeit am Brunnenorte verbleiben kann.

Auch in Bezug auf die öconomischen Angelegenheiten, die Logier- und Speisehäuser, auf die Bergnügungen, die Anlagen, die nähere oder entferntere Umgebung, die merkwürdigen Naturerzeugnisse, die Flora um Karlsbad u. d. m. wird man hinreichende Auskunft finden, nur wäre noch ein ausführlicher Preiscourant (der freylich manchen Wechselln unterworfen ist) zu wünschen gewesen. Die beygegebene Charte mag richtig gezeichnet und geognostisch abgetheilt seyn, entspricht aber in Hinsicht der künstlerischen Ausführung den jezigen Anforderungen keinesweges.

W. C.

### P a r i s.

Chez Treuttel et Würtz, 1833: Tableau statistique et politique des deux Canadas. Par M. Isidore Lebrun. Octav.

Seit einer Reihe von Jahren ist die Aufmerksamkeit Europas auf den Nachbarstaat der vereinigten Staaten von Nordamerica gerichtet, auf die Englischen Besizungen, die, über manche Unbill klagend, Abstellung vieler Mißbräuche fordern. Nicht ohne Grund sagte neulich, im Westminster Review, ein Engländer: 'Das selbe Drama was in den Nordamerikanischen



Colonien Großbritanniens von 1763 bis 1783 aufgeführt ward, wird, mit geringen Abänderungen, auch jetzt aufgeführt, und wenn nicht das demokratische Princip in unserem Lande indessen ein großes Uebergewicht erlangt, so wird es wahrscheinlich mit derselben Catastrophe endigen. Der herrschende Geist in den Colonien ist natürlich und nothwendig demokratisch, in dem Mutterlande ist er stets wesentlich aristocratisch. Wenn daher die Colonisten stark genug werden auf ihre gerechte Forderung, eine Regierung zu erhalten die ihrem Genius und Character angemessen ist, zu bestehen, so ist ein Zusammentreffen unvermeidlich und nichts kann uns gegen die Gefahr eines solchen schützen, als eine schnelle Aenderung der Ansichten und Einrichtungen des Mutterlandes.'

Die Unzufriedenheit begann in diesen Colonien in dem kräftigsten und volkreichsten Theil, in Unter-Canada, verbreitete sich aber bald über die anderen Provinzen, Ober-Canada, Neu-Braunschweig, Neu-Schottland, Prinz-Eduards-Insel und Neufundland. Der Grund lag in dem Character und Wesen einer Regierung, die den bestehenden Anforderungen und Bedürfnissen nicht genügt. Wir besitzen über diese Englischen Besitzungen keinesweges hinreichende Nachrichten, und willkommen wird jedem, der sich für America interessirt, das oben genannte Buch seyn. Der Verfasser erklärt, sein Werk behandle weder die Geologie, noch die Geographie der beiden Canada, deren Gränzen noch nicht einmal genau bestimmt wären, und die man weder in naturgeschichtlicher, noch physischer Hinsicht genau durchforscht hätte. Das

Buch soll dazu dienen, daß man die Bevölkerung kennen lernt, die Verschiedenheit derselben, die gegenseitige Eifersucht und deren Ursachen; ihren Eifer für Belehrung, ihre Sitten, ihre Versuche in den Wissenschaften, die Verbesserungen die im Ackerbau, Handel und Schifffahrt vorgenommen sind. Hat man dadurch die Bedürfnisse, die Interessen und Leidenschaften der Bewohner dieser Gegenden kennen gelernt, so begreift man erst den Einfluß welchen bürgerliche Gesetze, die Verwaltung, die Regierung, die Constitution haben können, kurz, die Hülfsmittel und die Hindernisse, die in den bestehenden Einrichtungen für die Fortschritte der Colonie liegen.

Um seinem Zwecke zu genügen hat der Verfasser officiële Documente, handschriftliche Bemerkungen kundiger Leute, gedruckte Bücher, Flugschriften, Zeitungen u. s. w. benutzt, und sich bemüht überall die neuesten Angaben zu erhalten. So kurz seine Notizen sind, so dienen sie doch oft frühere Angaben zu berichtigen, oder wenigstens aufmerksam zu machen, wo man behutsam im Gebrauch seiner Vorgänger seyn muß, was am besten erhellt, wenn man Werke wie *the British dominion in North-America* by Jos. Bouchette. Lond. 1831. 3 voll. in 4. und andere vergleicht.

. . . . .

---

G e t t i n g e n  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

158. Stück.

Den 6. October 1836.

L o n d o n.

Journal of an Embassy from the Governor-General of India to the court of Ava, in the year 1827. By John Crawfurd, Esq. late Envoy. With an appendix containing a description of fossil remains by Prof. Buckland and Mr. Clift. 1829. In Quart.

Crawfurd's Werk, wenn auch etwas breit und zu umständlich, ist ein interessanter Beytrag zur Kenntniß eines Landes, das in vielen Districten den Europäern noch fast unbekannt ist. Die ersten dreizehn Kapitel enthalten eine Uebersicht von der Reise der Gesandtschaft, dem Aufenthalt derselben in Ava, ihren Unterhandlungen, und manche Angaben über die Umgegend der Stadt. Gelegentlich sind Bemerkungen über den Sawabdi, seine Ufer, die daran liegenden Städte und Dörfer eingeflochten, und manche Angaben älterer Reisenden finden ihre Berichti-

gung. Auch über den Krieg der Engländer gegen die Burmanen spricht der Verf. mehrere Mal, da er durch viele Dörfer kam, wo Gefechte vorgefallen waren. Aus Allem geht hervor, daß die Burmanen schlechte Soldaten sind, nie den eigentlichen Angriff erwarteten, daß die Anführer die ersten waren welche die Flucht ergriffen. Der König sogar, als er erfuhr, daß in einer Schlacht einer der obersten Befehlshaber sein Leben eingebüßt habe, äußerte nichts, als: 'der Narr! warum hat er sich nicht durch die Flucht gerettet?'

Die Schilderung der Vorstellung bey dem Könige, der Feste denen die Engländer beywohnten, so wie der Sitten und Gebräuche geben ein lebendiges Bild des Treibens und Thuns dieser Asiaten, und die mitgetheilten Unterhandlungen, über den zu schließenden Handelsvertrag, mit den Burmanischen Ministern, gewähren einen Blick in das hinterlistige, hinhaltende und ermüdende Getreibe dieser Diplomaten, die für irgend einen Fehltritt oder Mißgriff mit eigener Hand von ihrem Gebieter gezüchtigt werden. Die Engländer geboten mehr als daß sie unterhandelten, dieß suchte man auf alle Art dem Volke zu verbergen, und das Verhältniß der Gesandtschaft zu dem Könige für diesen weniger herabwürdigend erscheinen zu lassen. Selbst der Tag der Vorstellung bey dem Herrscher war schlau berechnet. Durch stetes Aufschieben hatte man sie an das Ende der Fasten verlegt, da alsdann die Angestellten aus allen Provinzen und abhängigen Ländern bey Hofe erscheinen müssen, Geschenke darzubringen und Verzeihung für allen in der verflossenen Zeit gegebenen Anstoß zu erbitten.

Was von der Geschichtschreibung der Orientalen im Allgemeinen zu halten ist, zeigt Folgendes. Ueber den mit England geführten Krieg, worin die Burmanen bey jeder Gelegenheit geschlagen wurden und mehrere bedeutende Besitzungen abtreten mußten, meldete der Hof-Historiograph in seinem Jahrbuche: 'in den Jahren 1186 und 1187 (nach Burm. Rechnung) begannen die Kulu-pyn, oder die weißen Fremden des Westens, Streitigkeiten mit dem Herrn des goldenen Pallastes. Sie landeten zu Rangoon, besetzten den Ort so wie Prome, und man ließ sie vordringen, denn der König, von Mitleid bewogen und um Blutvergießen zu verhindern, gebot sie nicht aufzuhalten. Die Fremden hatten auf ihrem Zuge viel Geld ausgeben müssen; als sie Yandabo erreichten war ihre Kasse erschöpft und sie befanden sich in großer Noth. Sie wendeten sich an den König, der, in seiner Barmherzigkeit und Großmuth, ihnen eine bedeutende Summe Geldes auszahlen ließ, damit sie die Kosten auf dem Heimwege decken konnten, und ihnen befahl das Land zu räumen.'

Zu den eigenthümlichen Anstalten um für die moralische Besserung der Burmanen zu sorgen, gehört, daß bey jedem Neumond eine Procession durch die Gassen der Städte und Dörfer zieht, gewisse moralische Lehren abzulesen und ihre Beachtung zu empfehlen. Voran geht der erste Taongm'hu oder Scharfrichter, ihm folgen andere Henker, jeder hat einen Stab und einen Strick in der Hand, dann kommt eine Trommel und zwey Gongs, eine Schaar von des Königs Leibwache, ein Pferd, ein Elephant, worauf der Herold sitzt, der die Bekanntmachung abliest, drey Herolde zu Pferde schließen den Zug.

Die eben genannten Schergen, die als Policieydner gebraucht werden, heißen Pa-kwet, was Leute bezeichnet, denen ein Kreis auf den Backen eingebrannt ist. Es sind meistens Verbrecher, denen man das Leben geschenkt hat, und die alsdann zu Kerkermeistern, Nachrichtern zc. gebraucht werden. Sie erhalten keine Bezahlung, sondern leben von dem was sie den ihnen überlieferten Gefangenen abpressen. Außer jenem Kreis im Gesichte haben die meisten auf ihrer Brust noch andere Inschriften, 'Raubmörder, Dieb' u. s. w. Andere begnadigte Verbrecher werden Chandala's, d. h. Leute die das Verbrennen der Todten besorgen, und ihre Kinder müssen bey demselben Geschäfte bleiben. Sie werden, wie jene, von allen Casten verabscheut, dürfen nur unter einander heirathen und bilden eine Caste wie die Paria's in Vorderindien, die vielleicht einer ähnlichen Ursache ihren Ursprung verdanken. Nicht viel besser sind in Burma die Leute daran, die für Slaven der Tempel erkauft werden.

So sanft und milde die Burmanen im gewöhnlichen Leben erscheinen, so hart und grausam sind sie zu Zeiten. Kriegsgefangene werden aufs ärgste gemißhandelt, die mit dem Leben davon kommen bleiben Slaven, die der König verschenkt. Verstümmelte, an unheilbaren Krankheiten Leidende sucht man von sich zu entfernen, und selbst wer im Kriege, in der Vertheidigung des Gebieters und seines Thrones, ein Glied verloren hat, darf nie sich wieder im königlichen Pallaß blicken lassen.

Das zehnte Kapitel enthält eine Schilderung der Städte Ava und Sagaing und der umliegenden Gegend, so wie im ersten Rangoon be-

geschrieben wird. Im folgenden Kapitel sind interessante Nachrichten über die verschiedenen Stämme mitgetheilt, welche das Reich Burma bewohnen, über ihre Sitten, Kleidung, Kunstfertigkeiten, wissenschaftliche Kenntnisse, über ihren Kalender, Zeitrechnung, Maaß und Gewicht, Sprache, Religion. Das funfzehnte Kapitel handelt von der Regierung, den verschiedenen Classen der Unterthanen, über ihre Beschäftigung, Handel, Gewerbe, Justizpflege, Abgaben u. s. w.

In dem folgenden Kapitel gibt der Verfasser eine Uebersicht der Producte, der Beschaffenheit des Landes, seiner Flüsse, Seen, Städte, und handelt von den Eroberungen der Engländer. Eine geschichtliche Darstellung der Herrschaft der Burmanen macht den Beschluß.

Ueber seine Vorgänger urtheilt Crawfurd auf folgende Weise. 'Vier und dreyßig Jahre hatten wir wenig Verkehr mit dem Burmanischen Reiche. In der Zeit aber ward das Holz von Pegu immer mehr und mehr für unsere Marine gesucht und dadurch wuchs der Handel zwischen diesem Lande und unseren Niederlassungen. Als die Burmanen Arrakan eroberten, wurden sie unsere Nachbarn, und Symes ward 1795 als Gesandter zu ihnen geschickt. Sein Bericht enthält die vollständigsten und besten Berichte über das Land und seine Bewohner, nur ist seine Darstellung der Macht und der Hülfquellen dieses Reiches übertrieben. Er schildert die Burmanen als ein Volk das civilisirt ist, fortschreitet, an Zahl stark und kriegerisch; unser Krieg mit demselben jedoch und längerer Verkehr haben gezeigt daß er sich irrt. Dem Begleiter des Obersten Symes, Dr. Buchanan Hamilton, verdankt man fast alle geographischen Angaben, die wir

vor unserem Kriege mit Burma über dieß Land besaßen'.

Später ward Capt. Cox hingeschickt; sein Bericht ist im Jahre 1821 erschienen, und er gibt ein treueres Bild von den Burmanen und ihrem Lande als sein Vorgänger gegeben hat.

Ein Anhang zu Crawfurds Reise enthält noch die Instruction die er bey seiner Sendung bekam, seinen Bericht, den Friedenstractat der zu Mandabo geschlossen ward und manche Actenstücke der Burmanen. Unter den Beylagen ist eine chronologische Tabelle über die Herrscher in Burma, vom J. 691 v. Chr. Geb. bis zum J. 1822 nach Chr., dann ein kleines Wortregister über die gebräuchlichsten Ausdrücke in der Sprache von Burma, Arrakan, Karyen und Nyen. Ferner findet man einige Berichte von Leuten die sich als Gefangene eine Zeitlang in Burma befanden, und die über manche Gegenstände des Handels, der Regierung, des inneren Verkehrs, der Justiz u. dgl. Auskunft geben.

Den Schluß macht eine Abhandlung, von W. Buckland, über Versteinerungen und Mineralien die Crawfurd am Irawadi gesammelt hatte.

Die dem Werke beygegebene Charte wird jedem Leser willkommen seyn, da wir über diese Gegenden so wenige bestimmte Nachrichten haben. Der Irawadi ist nach der Aufnahme des Obersten Thomas Wood verzeichnet, auch sind einige Bemerkungen des Capt. Grant dabey benutzt. Das Delta des genannten Flusses ist nach einer Skizze gegeben, die Capt. Alves entworfen hat. Die Zeichnung des Flusses Salum und der



Provinz Martaban verdankt man dem Capt. Grant. Das Innere des Reiches von Burma ist aus der Charte des Dr Francis Buchanan Hamilton genommen, der den Obersten Symes auf seiner ersten Reise begleitete, und alle späteren Erkundigungen und Untersuchungen haben dargethan, daß seine Charte genau und richtig war. Für Arrakan ist eine Zeichnung des Obersten Wood zum Grunde gelegt und für die Quellgegend des Irawadi hat man die Untersuchung zweyer Englischen Officiere benutzt. Die Küste von Arrakan ist nach Crampford's Charte gezeichnet; für ihre Richtigkeit bürgt seine Arbeit im Chinesischen Meere und in der Straße von Malakka. Bey Assam und dem Lande zwischen Arrakan und Bengalen sind die Aufnahmen vom Obersten Wood und dem Lieutenant Fisher zum Grunde gelegt.

... I.

## B e r l i n .

In libraria Fr. Nicolai. Synopsis novorum generum specierum et varietatum Testaceorum viventium anno 1834 promulgatorum; collegit, digessit, adornavit Th. Müller, phys. stud. 1836. X und 256 Seiten in Octav.

Um die Freunde der Naturgeschichte mit dem großen Zuwachs, welchen die Zoologie fortwährend, besonders im Auslande erhält, bekannt zu machen, hat Hr. Prof. Wiegmann in Berlin angefangen, seinem Archive für die Naturgeschichte einen besondern Jahresbericht über die Fortschritte derselben beyzufügen. Da dieser Bericht

über die neuen Arten und Geschlechter der Schalthiere und Insecten zu umfassend seyn würde, so hat er einen seiner Zuhörer, den Herrn Müller, den wir auch vor nicht langer Zeit hier als unsern gelehrten Mitbürger kennen und schätzen zu lernen Gelegenheit hatten, veranlaßt, diese besondere Schrift auszuarbeiten. Sie enthält die ausführliche Diagnostik (welche zum Theil erst vom Verf. nach unbestimmten Beschreibungen entworfen wurde) von einer sehr großen Zahl neuer Arten und Varietäten, sowie auch von acht neuen Geschlechtern, von denen, wo es anging, außer dem Gehäuse, auch das Thier, zu dem es gehört, characterisirt ist. Es sind im Ganzen 97 genera, und von diesen sind theils wenige theils viele species als neu beschrieben; z. B. von *Buccinum* gegen 60; von *Helix* gegen 30 (unter diesen S. 8. die *H. Codringtonii* von Gray 'habitat in Graecia apud Navarino'); ebenso von *Bulinus*, *Chiton*, *Fissurella*, *Pleurotoma*, *Unio* u. s. w. Die meisten neuen Arten sind, bis auf 1830 zurück, entnommen aus den *Proceedings of the Committee of Science of the Zoological society of London*. Außerdem sind noch 17 Werke angeführt. Die systematische Anordnung ist ganz nach des trefflichen Menke *Synopsis meth. molluscorum*. Pyrmont. ed. 2. 1830. 8. Ein genauer Index erhöht die Brauchbarkeit dieser Schrift.

---

G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

159. Stück.

Den 8. October 1836.

L o n d o n .

For Holdsworth and Ball, 1831: Memorials of the Stuart Dynasty, including the constitutional and ecclesiastical history of England from the decease of Elizabeth to the abdication of James II. By Robert Vaughan, author of the life and opinion of Wycliffe. In two Volumes. Vol. I. 508, und Vol. II. 531 Seiten in gr. 8.

Keine Epoche der Geschichte Englands hat so sehr die Federn der Englischen Schriftsteller beschäftigt, als die Revolution von 1688; es war die Zeit, da der Kampf wegen religiöser Meinungen und bürgerlicher Rechte in England am heftigsten geführt ward. Seit dem Ausbruche der Französischen Revolution im J. 1789 hat dieser Zeitraum nicht nur die Thätigkeit der Englischen, sondern auch der Schriftsteller des Europäischen Continents um so lebhafter wieder in Anspruch genommen, als beide Staatsum-

wälzungen zu interessanten Vergleichen Stoff darbieten. Das Englische Volk erwarb in der Revolution von 1688 Rechte, die es früher nicht besaß; die Dynastie der Stuarts mußte vom Throne heruntersteigen. In sofern wir uns an den trockenen Buchstaben halten, liefert die Französische Revolution allerdings ein Seitenstück; allein diese letzte war in ihrem Ursprung, Fortgang und Folgen — so weit wir diese schon jetzt beurtheilen können — von der Englischen gänzlich verschieden. Die Revolution von 1688 ward vorzüglich von Geistlichen und religiösen Secten zur Behauptung religiöser Meinungen und kirchlicher Gebräuche geführt; die bürgerlichen Rechte traten nur gelegentlich mit ins Spiel, wenn sie gleich bey der Entwicklung zur Hauptsache wurden. In den ersten Aufzügen des großen Trauerspiels war die Secte der Puritaner die vorzüglichste auf dem Kampfplatze; als später ausgezeichnete Mitglieder der in England etablierten Kirche sich für die Volkspartei erklärten, spielten die Nonconformisten die Hauptrolle, und diesen ist, nach der Ansicht des Vf., der Ausgang der Sache, welche er als die gute bezeichnet, zuzuschreiben. Nach allem was bereits in England über die Revolution von 1688 geschrieben ist, muß es einem Geschichtschreiber, der nicht wiederholen will, was Andere schon längst vor ihm sagten, schwer fallen ihr eine neue Seite abzugewinnen; der Verf. sucht insbesondere den Einfluß der religiösen Parteien auf die bürgerliche und religiöse Freyheit darzustellen. Unter diesen Parteien sind es vorzüglich die Puritaner und ihre Nachkommen, bey welchen er mit großem Wohlgefallen verweilt. Wir sind es in der neuern Zeit gewohnt, die Ge-

schichte der Englischen Revolution aus einem ganz andern Gesichtspuncte behandelt zu sehen, als zuvor; wenn die ausgezeichnetsten Englischen Geschichtschreiber früher Cromwell und seine Genossen mit dem Beynamen 'Königsmörder' bezeichneten, versichern uns jetzt neuere Geschichtschreiber, daß sie vortreffliche Patrioten waren, die nur das wahre Wohl ihres Vaterlandes beabsichtigten. Nicht etwa, daß neue, vorher nicht bekannt gewesene, Thatsachen dieser Behauptung zur Seite ständen; ein Theil des Englischen Volks hat sich in der neuesten Zeit wieder dem Strome der politischen Grundsätze überlassen, die in der Zeit als Carl I. aufs Schafott gebracht wurde, die Oberhand hatten. Dieser Theil hat, wie in der Natur der Sache liegt, seine Schriftsteller gefunden; der Verf. gehört dieser Klasse an. Der Hauptgegenstand seiner Schrift, scheint die Widerlegung des auch in Deutschland viel gelesenen Werks: *Commentaries on the Life and Reign of Charles the First* gewesen zu seyn. Der Verf. dieses letzten Werks nennt, wie viele Bearbeiter der Geschichte der Englischen Revolution, die Puritaner 'a compound of barbarism, intolerance and madness.' Mr Vaughan räumt ein, daß alle diejenigen, die keine Sympathie für die religiösen Meinungen der Puritaner hegen, nicht geneigt seyn können, ein günstiges Urtheil über sie zu fällen: aber man müsse, behauptet er, den politischen Zweck von der religiösen Tendenz absondern. Er ereizert sich gegen die Nonconformisten, daß diese, die eine so wirksame Hülfe von den Puritanern erhielten, nicht ihre Vertheidiger geworden sind. — In der 81 Seiten langen Einleitung beschäftigt sich der Verf. mit dem Zeitalter der Köni-

gin Elisabeth. Die Regierung dieser Königin, sagt er, hatte glänzende Seiten; sie ist nicht die Epoche in welcher religiöse Freyheit und bürgerliche Rechte blüheten; aber die Protestanten verdanken ihr, daß ihre Religion die herrschende ward. Elisabeth verlegte das erste der constitutionellen Rechte, nämlich daß kein Engländer ohne seine Einwilligung mit Taxen belegt werden darf; sie mischte sich auf eine unconstitutionelle Art in die legislative Gewalt des Parlaments und in die Verwaltung der Justiz; die persönliche Freyheit der Unterthanen ward durch die Errichtung der High Commissaries, der Star-chamber u. s. f. äußerst gefährdet. Als Elisabeth zur Regierung gelangte war die Zahl der Catholiken in England vermuthlich größer als die der Protestanten, aber die Mittelclassen gehörten der protestantischen Religion an; da diese das Unterhaus im Parlamente bildeten — das unter dieser Regierung sehr an Macht und Einfluß gewann — so erschienen zum Vortheil der Protestanten die Acts of supremacy und Uniformity. Durch die erste ward die Königin zum Haupte der Kirche erklärt; durch die zweyte wurde das Book of common prayer etwas verändert von dem was Eduard IV. vorgeschrieben hatte, um es den Catholiken genießbarer zu machen, unter Androhung schwerer Strafen gegen Andershandelnde, bey Ausübung des Gottesdienstes zur Richtschnur vorgeschrieben. Diese Acte berechtigte die Königin, aber auch im Einverständnis mit den Commissionären, solche Änderungen in dem Ritus der etablierten Englischen Kirche zu machen, als angemessen gefunden wurden; sie ward eine Quelle von vielen Unruhen in ihrer Regierung und um so mehr

als Elisabeth auf dieß ihr in selbiger beygelegte Recht einen ungemein großen Werth legte. Elisabeth bewies sich in den ersten 14 Jahren ihrer Regierung gegen die Catholiken sehr tolerant; als diese aber Verschwörungen (vorzüglich so lange die Königin Maria von Schottland lebte) anzettelten, ließ sie schwere Verfolgungen gegen sie eintreten. Ein großer Theil der Catholiken bekannte sich äußerlich zur protestantischen Kirche, blieb aber im Herzen Catholisch; man nannte sie Conformisten; von diesen gingen viele nachher zur protestantischen Religion über. Eine große Zahl unter den Protestanten verlangte eine Reform in dem Ritus der etablierten Englischen Kirche; der Verf. nennt diese Reformer Ultra-Protestanten, aus welchen nachher die Secte der Puritaner hervorging. Diese Secte stand den Ultra-Catholiken, die im Geiste des Papstes alles aufboten, die catholische Religion wieder zur herrschenden in England zu machen, schnurstracks entgegen. Der Minister Cecil, Lord Burleigh, gab der Königin den Rath: die Ultra-Protestanten den Ultra-Catholiken entgegen zu stellen; aber Elisabeth fand es bedenklich, eine religiöse Secte zu begünstigen, die die Grundsätze der Religion so sehr mit denen der bürgerlichen Freyheit vermischte. Die Geistlichkeit der Englischen Kirche hatte bereits veranlaßt, daß so wohl die protestantischen als catholischen Dissenters geistlichen Strafen unterworfen wurden; nun wurden noch weltliche hinzugefügt. Unter der Regierung der Königin Maria hatte der Catholicismus viele Protestanten zum Auswandern gezwungen; jetzt unter der der Elisabeth veranlaßte der Episcopalismus viele Ultra-Protestanten und Ultra-Catholiken sich durch die Flucht ins Aus-

land der Verfolgung zu entziehen; wir werden im Verfolge sehen daß der Presbyterianismus, als er die Oberhand erhielt, seinen Vorgängern in Verfolgung der anderen Religionsmeinungen Anhängenden nicht nachstand. Die ausgewanderten Ultra-Protestanten erhielten in vielen protestantischen Städten auf dem Continente, vorzüglich in Frankfurt am Main, eine günstige Aufnahme; hier war es, wo sich die Secte der Puritaner bildete, und von nun an diesen Namen führte. — Regierung Jacob I. Die protestantische Partey, unter diesen die Puritaner, glaubten für die protestantische Religion in der Person Jacobs I. (der eine feste Anhänglichkeit an den einfachen Ritus und die Disciplin der Schottischen Kirche [die Presbyterianische] bezeugt hatte) die beste Garantie zu finden, sie schlossen daher die Dynastie der Tudors von der Thronfolge zu Gunsten der Stuarts aus; hätte man die Legitimität allein berücksichtigen wollen, so würden mit Ausschluß der Stuarts und ihrer Nachfolger, gegenwärtig die Herzogin von Buckingham und der Marquis von Stafford als die legitimen Besitzer der Englischen Krone angesehen werden müssen. Die Rede, mit welcher Jacob I. das Parlament eröffnete, zeigte, daß er in den Fußstapfen Elisabeths fortgehen wollte. 'Als ich in England ankam, sagte der König, fand ich dem Namen nach eine Religion, die nämliche zu welcher ich mich selbst bekenne, als die herrschende anerkannt; aber daneben ist noch eine zweyte Religion und endlich eine Privat-Secte. Die erste ist die einzige gesetzliche Religion; die zweyte nennt sich mit Unrecht die catholische, sie ist eigentlich die papistische; die dritte ist die Secte der Puritaner oder Neuerer, die sich in so-



fern von der herrschenden Kirche unterscheidet, als sie in ihrer verwirrten Form von policy und purity mit dem gegenwärtigen Gouvernement unzufrieden ist, und keine Superiorität, von welcher Art sie auch seyn mag, dulden will, weshalb diese Secte in keinem regelmäßig geordneten Staate toleriert werden kann.' Das Parlament erkannte in dieser Rede die Neigung des Königs, eine Art von Vereinigung zwischen den gemäßigten Protestanten und den gemäßigten Catholicen zu Stande zu bringen, aber eben so sehr die Nonconformisten zu verfolgen. — Der Character Jacobs I. bietet einen seltsamen Contrast dar: er brachte einen großen Theil seiner Zeit mit dem Studiren der heiligen Schrift zu; religiöse Gegenstände waren seine liebste Unterhaltung; spätere Geschichtschreiber haben nichts desto weniger in Zweifel gezogen, ob er wirklich der eifrige Anhänger der christlichen Religion gewesen sey, der zu seyn er sich stellte. Er wollte den Vizekönig Gottes in seinem Reiche vorstellen und erlaubte sich oft wahre Gotteslästerungen; er selbst hielt sich in seinem Privatleben von groben Lastern entfernt, aber sein Hof überließ sich den schändlichsten Ausschweifungen. Die Verwaltung der Justiz ward in seiner Regierung systematisch verdorben geführt. Jacob I. war wegen seiner Falschheit allgemein bekannt. Er machte auf Klugheit Anspruch, ward aber immer von Günstlingen beherrscht. Alle Projecte seiner Regierung, von denen man weiß, daß sie von ihm selbst ausgegangen sind, mißglückten. Er wollte vor allen die Vereinigung Schottlands mit England; wollte die unter seinen Unterthanen sich zeigende Neigung für Erlangung mehrerer bürgerlichen Rechte unterdrücken, die Puritaner vertil-

gen, und dagegen die Catholiken gewinnen; in Irland die protestantische und in Schottland die episcopalische Kirche zur herrschenden machen; endlich eine Heiraths-Allianz zwischen seiner Familie und der königlich Spanischen zu Stande bringen: von allem dem erreichte er Nichts. Jacob I. und die Häupter der etablierten Englischen Kirche nahmen die Lehrsätze des Arminius an, weil diese der arbiträren Macht des Fürsten günstig waren; dagegen kamen die Lehrsätze des Calvinismus in übeln Geruch, weil sie sichtbar eine Tendenz zum Republicanismus hatten. Man vermischte die Lehrsätze der Puritaner mit denen der Calvinisten. Die Verfolgung der Puritaner trug nur zu ihrer größeren Verbreitung bey. Die Geistlichkeit dieser Secte erwarb sich durch die Strenge ihrer Lebensart und die große Sorgfalt, mit der sie die Pflichten eines Seelsorgers im ausgedehnten Sinn des Wortes zu verrichten sich bemühet, ungemein viele Anhänger, vorzüglich unter den untern Klassen; sie suchten unentgeltlich durch Ertheilung des Unterrichts an die Jugend und durch fleißiges Predigen und Lehren in und außer dem Gotteshause in einer mystischen aber populären Sprache auf das Volk zu wirken, das ihnen wegen der Sorgfalt, die sie in Besuchung der Kranken und Unterstützung der Armuth bewiesen, einen Vorzug vor der Geistlichkeit der etablierten Englischen Kirche (die beschuldigt wurde nur auf den Genuß ihrer Pfründen bedacht zu seyn) gab. Allein die Puritaner versäumten zu gleicher Zeit auch nicht den Haß, den sie gegen die Person des Königs und die königliche Gewalt überhaupt hegten, ihren Anhängern und Schülern einzuflößen.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

160. Stück.

Den 8. October 1836.

---

L o n d o n.

Beschluß der Anzeige: Memorials of the Stuart Dynasty, including the constitutional and ecclesiastical history of England from the decease of Elizabeth to the abdication of James II. etc.

Das Project Jacobs I. seinen Sohn mit einer Spanischen Prinzessin zu verheirathen, ward von den Puritanern auf eine geschickte Art benutzt, den Samen des Argwohns gegen den König auch in den Herzen der Protestanten auszustreuen, die keinesweges zu ihrer Secte gehörten. Man sehe in den Debatten des Parlaments wie groß der Anhang der Puritaner bereits war; sogar der Erzbischof von Canterbury ward aus Ursache, weil er die Unerschrockenheit und die Bemühungen derselben für das Wohl ihrer Glaubensgenossen zu wirken bewunderte, und sie als die beste Schutzwehr gegen die Catholiken ansah, ihr eifriger Lobredner. Jacob I. ward genöthigt dem

Unterhaufe das Recht, für sich selbst über contestierte Wahlen zu entscheiden und die Diener der Krone vor dem Oberhaufe anklagen zu können, zuzugestehen. Schon behaupteten viele Stimmen im Parlamente ohne Rückhalt, daß königliche Proclamationen keine gesetzliche Kraft hätten; sie erklärten sich nicht weniger gegen Ertheilung von Monopoliën. — Regierung Carls I. und der bürgerliche Krieg. Carl I. hatte (wie aus einem Briefe von ihm an Buckingham hervor geht) als er noch Prinz von Wallis war, die irrige Idee 'daß es mit den Discontenten im Parlamente wenig zu bedeuten habe, wenn die Krone nur im Auslande geachtet werde'. Dieser unglückliche Monarch sollte sich bald vom Gegentheile überzeugen. Er wollte wie seine beiden Vorgänger, Elisabeth und Jacob I., in seiner innern Politik das System, das wir heutiges Tages *le juste milieu* nennen würden, befolgen, nämlich: indem die etablierte Englische Kirche die herrschende blieb, suchte er die Catholiken und Presbyterianer durch Concessionen zu versöhnen; zu seinem Unglück wollte er im Geiste seiner Vorfahren von den zahlreichen und mächtigen Puritanern, als einer neu auf gekommenen, nach seiner Ansicht dem monarchischen Princip nachtheiligen Secte, nichts wissen. Wenn Jacob I. bereits mit sehr großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, so vermehrten sich diese bey Carl I. dadurch ungemein, weil er mit einer catholischen Prinzessin, Henriette von Frankreich verheirathet war, die schön, liebenswürdig, flug und unternehmend war, und ihren über ihren Gemvhl erlangten großen Einfluß zur Beförderung der catholischen Religion anwandte. Carl I. hatte, als er noch als Kronprinz eine Spanische Prinzessin heirathen

wollte, sich durch einen feyerlichen Eid verbindlich machen müssen, daß er seiner künftigen Gemahlin in Hinsicht auf ihre Religion keine andere Concessionen, als solche für ihre Person in England ausüben zu dürfen, zugestehen wolle. Bey seiner Heirath mit Henriette gestand er ihr nicht nur die Ausübung der catholischen Religion für sie und ihr zahlreiches Gefolge zu; er versprach in einem geheimen Artikel, daß kein Catholik in seinem Reiche in der Art der Ausübung seines Privat-Gottesdienstes eine Störung erleiden sollte. Geheim wie diese Zusicherung auch war, bald ward sie allgemein bekannt, und erregte die Besorgniß der Protestanten; am lebhaftesten die der Ultraß unter ihnen, nämlich der Puritaner. In dieser Secte hatte sich ein Ausschuß unter dem Namen 'Reformers' gebildet, der mit dem Eifer für den reinen Protestantismus, den er zu besitzen vorgab, politische Absichten, die auf eine Reform der Staatsverfassung selbst gerichtet waren, verband. Viele der ausgezeichnetsten Mitglieder des Unterhauses, als Coke, Elliot, Cotton u. w. gehörten zu den puritanischen Reformers. Carl I. war nicht Politiker genug um einzusehen, daß der Geist des Englischen Volks zu sehr gegen den Catholicismus eingenommen war, um sein System der Concessionen gegen selbigen mit Erfolg durchzuführen zu können; daß die Partey der Puritaner bereits zu stark und mächtig war, als daß die Verfolgung derselben nicht die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen würde. Hätte er, so scheint es uns, die Catholiken ihrem Schicksal überlassen und die episcopalische und presbyterianische Kirche in Harmonie zu bringen sich bemühet, so würde er wahrscheinlich seinem Mißge-

schickte vorgebeugt haben. — Wir übergehen aus Mangel an Raum die Verhandlungen Carl's I. mit den ersten drey Parlamenten während seiner Regierung. Der König glaubte am Schlusse des dritten im Jahre 1620 mächtig genug zu seyn, die legislative und executive Gewalt ohne Zuziehung eines Parlaments verwalten zu können. In dieser Periode sehen wir einen Theil der etablierten Englischen Geistlichkeit — der mit dem Namen 'Hofpartey' bezeichnet ward —, getreu dem Systeme des Königs, sich den Catholiken auf eine auffallende Art nähern. Einer von diesen Geistlichen, Montague, nannte in einer Schrift, betitelt: *Appeal to Cesar*, die Kirche von Rom 'a true church and the spouse of Christ' und warnte vor den Puritanern, als Personen, die sich zu einer zweydeutigen Religion bekanneten, und Anarchie zu verbreiten suchten. Das Parlament klagte ihn an; der König beförderte ihn zur Belohnung zum Bischof von Chichester. Ein anderer protestantischer Prediger in London, Mainwaring, vertheidigte öffentlich auf der Kanzel, im Beyseyn des Königs und des ganzen Hofes, den damals vom Parlamente sehr bestrittenen Grundsatz, 'that aids and subsidies might be raised without consent of parliament'. Das Parlament verurtheilte den Prediger und bestrafte ihn; nach Auflösung desselben erhob ihn Carl I. zu dem Sitz von St. Davis. An der Spitze dieser hofgeistlichen Partey stand der berühmte Laud, den der König zum Bischof von London und später zum Primas der Englischen Kirche machte, und der bald einer der thätigsten Mitglieder seines privy council ward. Laud hing den Grundsätzen des Arminius an; seine Ansichten über den kirchlichen Ritus der

Protestanten waren beynahе denen der Catholiken gleich. Er und seine vielen Anhänger fanden den stärksten Widerstand von Seiten der Puritaner; sie erklärten seine Grundsätze für falsch, papistisch und im höchsten Grade gefährlich. — Der Verfasser entwirft ein Gemälde von den religiösen Grundsätzen und dem Character der Puritaner, das sehr abweichend von demjenigen ist, was wir in dem größten Theile der Geschichtschreiber, die ihre Zeitgenossen waren, finden; jedoch scheint er, wenn gleich ungern und gleichsam gezwungen, zu gestehen: daß durch ihre gedrückten öffentlichen Verhältnisse, ‘they were often negligent of truth, deficient in a sense, and not always observant of honesty; they were remarkable for the sullen pride of their temper, and the general austerity of their manners.’ Diese letzten allgemein anerkannten Eigenschaften, nämlich, ihre Selbstbeherrschungen und strengen Sitten, war eine der Ursachen der großen Verbreitung dieser Secte. Der Verf. behauptet, daß alle wirklich Frommen unter den Protestanten, so wohl der Parochial- als dignifirten Geistlichkeit, in dieser Zeit dieser Secte zugethan waren. Die Civil-Obriegkeit schützte die Puritaner wegen ihrer ruhigen Lebensart und ihres Gehorsams gegen die Geseze. Diese hier beschriebene Periode ist für die richtige Würdigung der Entwicklung von hoher Wichtigkeit. Während Carl I. durch eine Verbindung des Catholicismus mit dem Episcopat seine königliche Gewalt ausdehnen wollte, brachte er eine Vereinigung der Puritaner und der Nonconformisten gegen sich zu Stande, die die Democratie der willkührlichen Gewalt entgensetzte. In der nun folgenden Periode von 1629 bis 1640 sehen

wir die Regierung Carls I. unaufhörlich auf Mittel — größtentheils unconstitutionelle — bedacht, den königlichen Schatz, ohne Zustimmung des Parlaments, das der König nicht versammeln wollte, anzufüllen. Mit Hülfe der Star-chamber und des high commission court suchte er die politische und geistliche Unzufriedenheit der Nation zu unterdrücken. Müde der geistlichen Verfolgungen verließen viele Tausende der Puritaner, ihre Geistlichen an der Spitze, England, um in der neuen Welt ein Asylum der Freyheit zu gründen. Carl I. erließ eine Verordnung des Inhalts, daß, weil er in Erfahrung gebracht habe, daß viele Unterthanen mit ihren Familien und Vermögen auswanderten, um sich der geistlichen Autorität zu entziehen, diese Auswanderung Niemanden verstattet werden sollte, der nicht eine Licenz von den Commissären der Plantationen und ein Zeugniß von der Geistlichkeit seiner Commüne vorzeigen könne 'of their conformity to the order and discipline of their church'. — So weit ist Ludwig XIV. bey der Revocation des Edictes von Nantes nicht gegangen! — Ob Laud wirklich beabsichtigte die Kirchen von England und Rom zu vereinigen, wie er beschuldigt worden ist, ist unerwiesen; allein sein Bestreben den Ritus der ersteren der letzteren so nahe als möglich zu bringen, in Verbindung mit der Vertheidigung mancher catholischen Lehrsätze aus der Feder seiner Anhänger, machte ihn den Protestanten höchst verdächtig. Wenn wir bis 1640 Carl I. unumschränkt herrschen sehen, so geräth er in der zweyten Periode, die sich mit dem Einfall der Schotten in England schließt, in eine desto größere Abhängigkeit von dem Parlamente, das er wieder zu versammeln



aus Geldnöth gezwungen ward. Laud wollte so wie in England auch in Schottland das Episcopat mit Gewalt herrschend machen. Die Schotten erregten einen Aufstand; eine Armee die 20,000 gut bewaffnete, für ihre Religionsfreyheit eifrigst befehlte Krieger zählte, versammelte sich schnell; sie nannte sich die Armee der Conventants. Carl I. hatte den größten Theil des Englischen Adels und die Puritaner gegen sich; mit Hülfe der Hofgeistlichkeit und der Catholiken brachte er zwar ein Heer zusammen, mit welchem er aber nicht wagte die Schotten anzugreifen; er war froh mit ihnen den seiner königlichen Macht nachtheiligen Vergleich von Bervick zu schließen. — Die Prälaten der episcopalischen Kirche hatten bis dahin die größte Intoleranz bewiesen; jetzt zeigten sich die Presbyterianer in dem nämlichen Lichte; auch diese wollten ihrer Seits die ersten ganz vertilgt wissen. Zwischen beiden kam eine dritte Parthey, die in dem langen Parlamente eine starke Sprache führte, die der sogenannten Independents, auf. Das lange Parlament erlaubte sich mit Erfolg sehr starke Schritte gegen die königliche Gewalt: die Courts of Star - Chamber und High - Commission wurden aufgehoben; der erste Minister Stafford mußte für die arbiträren Maßregeln des Königs auf dem Schaffot büßen; die Bischöfe wurden aus dem Oberhause vertrieben; jeder Schritt Carls I. seine Autorität wieder zu gewinnen war für ihn nur eine neue Niederlage. — Der Anfang des bürgerlichen Krieges bezeichnet auch den der dritten Periode dieser Regierung. Carl I. hatte Schwierigkeiten eine bedeutende Armee zusammen zu bringen. Ein Theil der höchsten und der niedrigsten Classe im Volke schlug sich auf

seine Seite, aber der zahlreiche und wohlhabende Mittelstand erklärte sich für das Parlament; dazu gehörten beynah alle Bewohner der Städte und auf dem Lande, die wohlhabendsten Landbewohner, namentlich die Yeomanry. Die königlichen Truppen verfahren gegen die Puritaner mit einer unbeschreiblichen Härte und Grausamkeit, wodurch die Erbitterung gegen die Anhänger des Königs noch vermehrt wurde. Das Parlament versammelte im Junius 1643 Geistliche zu Westminster, um seine Autorität in Sachen der Religion möglichst sicher zu stellen. Der Calvinismus hatte, obgleich der größte Theil dieser Geistlichen aus Presbyterianern bestand, in dieser Versammlung die Oberhand. Die Independen ten waren der Zahl nach die geringern, aber sie zeigten die mehrste Energie und größere Kenntnisse. Laud und seine Anhänger sanken in tiefe Verachtung; Laud ward mit dem Tode bestraft. Der letzte Act der Regierung Carls I. ist der Untergang der Monarchie. Die revolutionäre Parthey nahm ihren Ursprung unter den gemeinen Soldaten der Parlaments-Armee, die zu den Ultra-Puritisten in Sachen der Religion gehörten. Nach und nach verbreitete sich ihr Geist unter den Officieren. Diese Parthey nannte sich die Levellers. Elf Regimenter übergaben ein Memoir, in welchem sie von keinem Könige und Lord mehr wissen wollten, sondern auf Freyheit und Gleichheit drangen; das Parlament sollte bloß Organ des Willens des Volks seyn, dem die Parlaments-Wahlen in einer angemessenen Vertheilung zustehen sollte; die Sitzung des Parlaments sollte auf 6 Monate beschränkt werden. Diese und andere Grundsätze der Levellers kommen so ziemlich mit denen der heutigen Radica-

len in England überein. — Aus den drey folgenden Abschnitten: die Republik und das Protectorat unter Cromwell und Richard, erwähnen wir nur, daß Cromwell zwar die unterdrückten Protestanten auf dem Continente in Schutz nahm, sich aber sehr intolerant gegen die Catholiken im eigenen Lande bezeigte; er entzog ihnen das Recht der Wahlen zum Parlamente, schloß sie von allen öffentlichen Bedienungen aus, und wollte ihnen die Ausübung ihres Gottesdienstes nicht zugestehen. Er proscribte die Prälaten und die Liturgie, war aber gegen die Episcopalen so nachsichtig, daß er ihnen sogar in London die öffentliche Ausübung ihres Gottesdienstes verstattete. Er ernannte Commissarien für das Examen der Candidaten zu geistlichen Stellen. Cromwell widersezte sich dem Verlangen der Presbyterianer, als herrschende Kirche angesehen zu werden; er ließ sie aber im Besitze des größten Theils der geistlichen Güter im Lande. Die Independenter lieferten die Caplane bey der Person des Protector's; sie errichteten in dieser Zeit viele Gemeinden. Zur Zeit der Republik kam eine neue Secte, die der Quäker, auf; das Parlament wollte diese verfolgen; Cromwell verhinderte es. Regierung Carls II. Die Extreme sind nahe verwandt: von einem pietistischen Wesen ging ein großer Theil der Engländer plötzlich zu einem licentiösen über, das einen seltsamen Contrast mit dem früheren ultra-frommen Außern, das nun seiner Seits ein Gegenstand der Verachtung und des Gespöttes ward, bildete. Carl II. und sein Hof lebten einzig dem Vergnügen; wenn er dahin strebte unumschränkt zu regieren, so war ihm daran nur in sofern gelegen, als er glaubte um so leichter Geld, dessen

er immer bedürftig war, zu erhalten. Für seine Person war er im Puncte der Religion gleichgültig. — Die Presbyterianer hatten wesentlich zum Sturz der Monarchie beygetragen, als sie aber die Macht in den Händen der Puritaner sahen, beförderten sie die Wiederherstellung derselben. Allein das Gesetz, wodurch Carl II. den Englischen Thron wieder bestieg, setzte sowohl die geistliche als weltliche Verfassung wieder in den Zustand, in welchem sie vor dem Ausbruche des bürgerlichen Krieges unter Carl I. gewesen war; folglich trat die episcopalische Kirche wieder in ihre damals gehabten Rechte, Stellen, Einnahme und Würden ein. Die Folgen der den Prälaten wieder ertheilten Macht wurden schwer in Schottland und Irland gefühlt. Der Minister Clarendon veranlaßte die Bill of uniformity, nach welcher alle Geistliche ihre Zustimmung zu dem Common-prayer book geben sollten. Diese Bill war so wohl gegen die Catholiken als Nonconformisten und vorzüglich gegen die Puritaner gerichtet. So lange diese letzte Secte unterdrückt gewesen war, fand sie viele Theilnehmer; als sie seit dem Untergange der Monarchie die herrschende wurde, und der aufgeklärteste und wohlhabendste Theil der Nation aus Erfahrung sah, daß ihre Grundsätze zur Democratie und endlich zur Anarchie führten, da erklärte sich das Parlament gegen sie, und entschied sich gegen alle Dissenters für die episcopalische Kirche. Die Act against conventicles und vorzüglich die Test-Act ward dem Könige vom Parlamente abgedrungen. Obgleich die protestantischen Dissenters durch die Test-Act litten, so veranlaßte ihre Furcht vor dem Catholicismus sie doch, dieser Act ihren Beystand zu leihen. Carl II. war ins geheim

mehr aus Politik als aus religiösem Eifer zur catholischen Religion übergetreten, zu welcher sich sein Bruder der Herzog von York, nachmals Jacob II., aus Ueberzeugung öffentlich bekannte. Am 25. Januar 1668 versammelte Carl II. einen geheimen Conseil seiner Vertrauten, um in Ueberlegung zu ziehen auf welche Weise dem Catholicismus am besten in England die Oberhand verschafft werden könne; das Resultat war, daß dazu vor allem die Verbindung mit Frankreich nothwendig sey. Ludwig XIV. versprach jährlich 200,000 £. Subsidien und 6000 Mann Truppen. Dieser geheime Tractat mit Frankreich war, nach der Ansicht des Verf., die erste Veranlassung daß die Stuarts den Englischen Thron verloren. Man kann ihn mit Recht eine Verschwörung des Königs gegen das Interesse des größten Theils seiner Unterthanen nennen. Es war der letzte große Versuch der Catholiken ihre Religion wieder zur herrschenden in England zu machen. Er endigte schlecht, weil die Protestanten durch Vereinigung aller ihrer Secten gegen die königliche Gewalt zu mächtig waren. Der Haß und die Eifersucht der Protestanten kannte keine Grenzen; es gelang ihnen Carl II. zu zwingen die Prinzessin Maria, Tochter des Herzogs von York und Erbin der Krone, mit dem protestantischen Prinzen von Oranien zu vermählen. Eine starke Partey unter den Protestanten hatte gleich Anfangs die Absicht, mit Beseitigung des Herzogs von York, diesen seinen Schwiegersohn unmittelbar nach Ableben Carls II. auf den Thron zu setzen. — Regierung Jacobs II. Diese zeigte sich durch zwey charakteristische Züge: Despotismus und finstere Bigotterie. Nachdem Jacob II. den vom Herzoge von Monmouth unter-

nommenen Zustand glücklich unterdrückt hatte, drang er im Parlamente auf zwey der Freyheit gleich gefährliche Maßregeln: die Errichtung einer starken stehenden Armee und die Aufhebung der Test-Acte. Das Parlament widersetzte sich, der König hob es auf. Um auf die Dissenters zu wirken erließ Jacob II. eine Declaration wegen liberty of conscience, die ihre Wirkungen verfehlte, weil die Dissenters dem Könige kein Vertrauen schenken zu können glaubten. Wäre es möglich gewesen, daß die Nonconformisten als Ultraprotestanten mit den Catholicen hätten in Uebereinstimmung handeln können, so würden die Stuarts sich wahrscheinlich auf dem Englischen Throne haben behaupten können; aber die Nonconformisten machten von der ihnen sich damals darbietenden günstigen Gelegenheit keinen Gebrauch; sie schlossen sich aus Furcht vor dem Könige und seiner catholischen Partey den Episcopalen an. Die Revocation des Edicts von Nantes, die in dieser Zeit erfolgte, machte jeden Protestant in England auf die Gefahr einen catholischen, noch mehr bigotten und arbiträren König als Ludwig XIV. es war, zu haben, aufmerksam. Schon seit dem Frühjahre von 1687 hatte eine lebhafte Correspondenz zwischen dem Prinzen von Oranien und mehreren Großen Englands, wegen Annahme der Englischen Krone Statt gefunden; die Geburt des Prinzen von Wallis im J. 1688 veranlaßte die förmliche Einladung einer starken protestantischen Partey an den Prinzen von Oranien. Kaum war der Prinz gelandet als Jacob II., sich von seiner Armee verlassen sehend, nach Frankreich entfloh, und Wilhelm III. von Oranien den Englischen Thron bestieg.

Unsern Zeiten war es vorbehalten in England eine Revolution entstehen zu sehen, die den Resultaten der von 1688 in vielen wesentlichen Punkten entgegen gesetzt ist, wenn gleich mehrere Erscheinungen jene wieder ins Gedächtniß bringen; diese neuere ist rein politischer Natur, nicht direct gegen die königliche Gewalt, sondern gegen den aristocratischen Theil der Verfassung gerichtet. Die Könige aus dem Hause Hannover haben sich streng an die Grundsätze gehalten, die sie auf den Englischen Thron erhoben haben; die Emancipation der Catholiken, die Aufhebung der Test-Acte zu Gunsten der Catholiken und Dissenters, so wie die Veränderung des Wahlsystems, sind Folge des Uebergewichts des demokratischen Theils der Verfassung, nämlich des Unterhauses, das aus dem schlechten Zustande der Finanzen Englands seine Hauptstütze entlehnt. Die Concessionen des Oberhauses haben den Sturm nicht besänftigt, weil das Uebel tiefer liegt. Der Kampf ist nicht wegen solcher Gegenstände, die 1688 als Hauptsachen angesehen wurden; er ist von Seiten derer, die wenig oder kein Eigenthum haben, gegen die welche im Besitze desselben sind, gerichtet. Man greift nicht die Grundsätze der herrschenden Anglicanischen Kirche in Großbritannien, sondern ihre Fonds an. In Irland, wo die Catholiken bey weitem die Mehrheit der Bevölkerung bilden, möchten diese freylich ihre Kirche gern zur herrschenden erheben, aber ihre Zahl ist im Parlamente zu geringe, um auf directem Wege zum Ziele zu gelangen. Daß aber die Anglicanische Kirche, wenn ihr in Irland ihre Einnahmen entzogen werden, dort nicht die herrschende bleiben kann, liegt in der Natur der Sache. Soll überhaupt keine Religion als Staats-

Institution mehr anerkannt werden, so muß man zu dem Systeme der vereinigten Staaten übergehen. Die Democratie hat, wie zu Cromwells Zeiten, auch ihre Levellers; für etwas anders können wir die Partey der Radicalen, die sich im Unterhause deutlich genug ausspricht, nicht halten. Ob die Ansicht Sir Robert Peel's, daß der Theil der Mittelklassen, der Eigenthum zu verlieren hat (aus welchem das Unterhaus zum größten Theil hervorgeht), wie zur Zeit der Wiederherstellung der Monarchie, die Gefahr einsehend, von den ultra-liberalen Ideen zurückkehren werde, darüber herrscht noch zur Zeit Dunkelheit. Der gesunde Sinn des Englischen Volks, der sich in mehreren kritischen Perioden ihrer Geschichte bewährt hat, läßt das beste hoffen.

### H a n n o v e r.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung:  
Darstellungen und Ansichten zur Vergleichung  
der Medicin in Frankreich, England und  
Deutschland. Nach einer Reise in diesen Län-  
dern im Jahre 1835 von Dr. Adolph Mühr,   
practischem Arzte und Wundarzte in Hannover.  
Mit zwey Plänen. 1836. VIII und 283 Seiten  
in Octav.

Der Verf. bemerkt, daß er nicht beabsichtige eine genauere Beschreibung seiner Reise selbst, noch der in den besuchten Ländern gesehenen Krankenhäuser und anderer Anstalten zu geben, weil darüber in unserer Literatur schon viele und ausführliche Nachrichten sich finden; sondern daß er bloß wünschte zu diesen eine kleine Nachlese aus der neuesten Zeit zu halten und eine Zu-



sammenstellung und Veranschaulichung nationeller wissenschaftlicher Zustände zu liefern. Wir glauben, daß ihm dieses und noch mehr gelungen sey. Die an Particularitäten reiche Schrift wird dem reisenden Arzte eine belehrende und anregende Zugabe auf seinem Besuche nach den genannten Ländern seyn. In einer angenehmen und bezeichnenden Sprache werden die Hauptpunkte der Lehrweisen, Ansichten und Behandlungsarten der Coryphäen der Englischen und Französischen Aerzte dargelegt, die charakteristischen nationalen Verschiedenheiten hervorgehoben, und in einem kurzen, treffenden Ueberblick die statistischen Verhältnisse der vorzüglichsten Anstalten mitgetheilt. Der Verf. erweist sich durchgängig als ein aufmerksamer und scharfblickender Beobachter, der die Zeit seines Aufenthalts im Auslande wohl zu benutzen verstand. Die zehn Kapitel haben zum Inhalt: Topographisches von Paris und London; die Entzündungslehre in Frankreich und England; Französische Medicin; Englische Medicin; Französische Chirurgie und Ophthalmologie; Englische Chirurgie und Ophthalmologie; die Veränderungen im Medicinalwesen in Frankreich; das Medicinalwesen in England und dessen Reform; Rückblicke auf Deutschland; noch einige Vergleichen.

Nur mit dem Kapitel, in welchem der Verf. von Deutschland spricht, sind wir nicht zufrieden und wünschten, es wäre weggeblieben. Es beginnt mit den Worten: 'Wenn man von jenseits des Rheins und von jenseits der Nordsee nach Deutschland zurücksieht, erkennt man deutscher eine hervortretende Besonderheit in diesem Lande. Man erkennt die große Menge von Theorie und von nebelvoller Theorie, die dort

aufgehäuft sich findet' (S. 261). In diesem Tone geht es fort, und man glaubt einen Fremden zu hören, der aus einigen übelverstandenen oder einseitigen Nachrichten über ein ganzes, ihm sonst unbekanntes Land aburtheilt. Die Periode der naturphilosophischen, metaphysischen oder hyperphysischen Medicin, wenn sie je eine herrschende für Deutschland war, ist gewiß schon lange vorüber, und einzelne Residua derselben können von keinem Kundigen als die Repräsentanten der gegenwärtigen Hauptrichtung, die gewiß jetzt in unserem Vaterlande eben so tüchtig, practisch und naturgemäß als irgend anderwärts sich gestaltet, angesehen werden. Das System von Schönlein, das der Verfasser näher bespricht, und das doch erst nach den von einem in jeder Hinsicht unberufenen Zuhörer herausgegebenen Heften bekannt ist, wird in dieser Form und Ausführung sich wohl schwerlich urtheilfähige Anhänger erwerben, und die vergleichende Idealpathologie von Hoffmann, welche, als hätte sie Bedeutung und Wurzeln erhalten, hier ausgezogen wird, hat längst ihre Würdigung gefunden. Wir begreifen nicht, wie ein junger Schriftsteller, der den wissenschaftlichen Standpunct des Auslandes in seinen Schattierungen so scharf aufzufassen versteht, in seinem eigenen Lande nur einige dunkle Punkte festhält. 'Deutsche, erkennt euren Werth!' möchten wir auch ihm zurufen.

M.

G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

161. Stück.

Den 10. October 1836.

---

H a n n o v e r.

Bei Hahn: Sind die an die Herrlichkeitsbesitzer in der Provinz Ostfriesland von den Eingefessenen früher entrichteten sogenannten suspendierten Gefälle durch französische Gesetze aus der Zeit der Vereinigung Ostfrieslands mit Frankreich aufgehoben worden? — Versuch einer Erörterung dieser Frage vom Standpuncte der Geschichte und der Kritik. 1836. X. u. 100 S. in gr. 8.

Der vorliegende Versuch bringt eine für die Besitzer der nicht domanial gewordenen Herrlichkeiten Ostfrieslands und für deren (ehemals unstreitig) pflichtige Gutleute sehr wichtige Rechtsfrage: 'sind die Gefälle derselben, welche in Folge der Verbindungen Ostfrieslands mit Holland und Frankreich suspendiert waren, als 'rechtlich aufgehoben anzusehen?' zur Sprache und vermuthlich auch zur Entscheidung. Man muß dem Verf. für seine Arbeit schon deshalb dankbar seyn, weil sie einen nicht unerheblichen

Beytrag zur Geschichte des neuesten deutschen Rechts, insbesondere in einer bey weitem noch nicht genug bekannten Provinz des Rgr. Hannover liefert; dieser Dank wird aber noch lebhafter, wenn man bemerkt, mit welcher Umsicht und Gründlichkeit der Beantwortende dabey zu Werke gehet. Nichtsdestoweniger ist das Büchlein eine Partheyschrift zu nennen. Aber Ref. will damit auch nicht den kleinsten Tadel auf sie werfen. Er will nur andeuten, daß man wünschen muß nicht minder die Gegen Gründe, ebenso ausführlich und quellenmäßig dargestellt, zu vernehmen, — die Gründe, aus welchen die Untergerichte in Ostfriesland, die Königl. Justizkanzley zu Aurich und endlich auch das Königl. Oberappellationsgericht zu Celle das Gegentheil der in diesem Versuche niedergelegten und nachgewiesenen Ansicht als formelles Recht ausgesprochen haben. Man darf dabey zweyerley bedauern; etwas, das in vorliegender Schrift fehlt, und etwas Allgemeineres, das meistens dem Verfahren unserer Diskasterien mangelt. Der Vf. hätte nämlich bey Ausarbeitung dieser sehr fleißigen Darstellung seine Aufmerksamkeit billig auch noch auf die einzelnen, über jene Frage zwischen den behauptenden Herrlichkeitsbesitzern und den verweigernden, ehemals Pflichtigen, geführten Prozesse richten sollen; oder wenn er dieß (wie Ref. kaum bezweifelt) gethan hat: so hätte er die bemerkenswerthesten dieser Rechtsstreite in einem gedrängten Auszuge mit den Relevanzbescheiden, Endurtheilen, Appellationsverwerfungen und Bestätigungen dem Leser vorzulegen gut gethan, um ihn entweder von der irrigen Ansicht der Gerichte noch vollständiger zu überzeugen, oder deren Zweifel und Gegen Gründe in ihrem Werthe selbst besser erkennen zu lassen. Denn jedem redlichen For-

scher kann schließlich nur an der Wahrheit gelegen seyn, sie mag auf Seiten seiner Parthey oder auf Seiten der Gegenparthey sich finden. Aber außerdem muß man bedauern, daß unsere höhern Dikasterien die, bey dem Fortschritte der deutschen Gerichtspraxis in mehreren Ländern schon vorgeschriebene, oder doch stillschweigend eingeführte, Verbesserung noch nicht angenommen oder vollständiger ausgebildet haben, die Entscheidungsgründe in mäßiger Ausführlichkeit ihren Beschlüssen anzuhängen. Durch diese zweckmäßige Zugabe zeichnen sich seit geraumer Zeit die braunschweigischen Kreisgerichte und das Landesgericht zu Wolfenbüttel sehr vortheilhaft aus. Es erscheint dadurch nicht allein der Beschluß der Gerichte gleichsam gerechtfertigt, was doch immer großen Werth in den Augen derer hat, welche nicht übersehen, daß richterliche Collegien auch aus Menschen bestehen, welche der Möglichkeit eines Irrthums unterworfen bleiben; sondern hauptsächlich wird dadurch eine Belehrung über das Recht, seine Folgen und unmittelbaren Anwendungen ertheilt, welche dem Unterrichter, den Partheyen, ihren Sachführern, ja dem ganzen Publicum zu Gute kommt und die rechtswissenschaftliche Bildung, so wie das Recht im Volke fördert. — Es fehlte daher dem Vf., ohne seine Schuld, an der Kenntniß der Gründe, aus denen sich das Königl. Oberappellationsgericht zu Celle bewogen gesehen hat, den Spruch der Gerichte zu bestätigen; wie viel würde seine Untersuchung gewonnen haben, wenn er den Entscheidungsgründen eines solchen Gerichtshofes zu weichen sich genöthigt gesehen, oder wenn er sie siegend wiederlegt hätte!

Nach einem Vorworte und den einleitenden

Bemerkungen gibt der Vf. im ersten Abschnitte seiner Abhandlung eine Uebersicht der neuern Rechtsgeschichte Ostfrieslands mit besonderer Berücksichtigung der s. g. suspendierten Gefälle (S. 1 — 37), und beantwortet dann im zweyten Abschnitte die Frage: welche Veränderungen sind in Beziehung auf die gutherrlichen Rechte in dem ältern Rechtszustande der Provinz Ostfriesland durch die spätern französischen Gesetze herbegeführt worden? (S. 38 — 80). Angehängt ist die nur eventuell wichtige Untersuchung: ob die vor dem 1. Januar 1811 erschienenen, auf die holländischen Provinzen ausgedehnten Gesetze, insbesondere die in dem napolconischen Decrete vom 8. Novbr. 1810 genannten, in diesen Provinzen (zu denen auch Ostfriesland damals gehörte) wirklich publiciert sind und damit völlige Gesetzeskraft daselbst erlangt haben (S. 80 — 87); desgleichen das Decret der National-Versammlung vom 4. bis 11. August 1789, der Beschluß König Ludwigs von Holland von 12. Jun. 1809 und eine Note des französischen Justizministeriums vom 16. Aug. 1833.

Das Resultat der Untersuchung des Vf. ist, daß seiner Ueberzeugung nach die fraglichen Gesetze keinen weitem Einfluß auf die gutherrlichen Rechte in Ostfriesland gehabt haben, als daß diese Rechte während der Gültigkeits-Periode jener Gesetze ablösbar gewesen sind; daß aber eine Aufhebung solcher Gerechtsamen nicht Statt gefunden hat.

Die Art der historischen und rechtlichen Entwicklung der Entscheidungsgründe, durch welche sich der Vf. zu diesem Schlusse hingeleitet sieht, ist in hohem Grade deutlich, unbefangen und, so viel man erkennen kann, erschöpfend. Ref.

darf allerdings, da er die übrigen Acten, welche vielleicht bey der Sache noch in Betracht kommen können, einzusehen sich nicht im Stande befindet, ein vollkommen begründetes Gutachten über das fragliche Verhältniß abzugeben, sich nicht anmaßen; aber, unter Voraussetzung der Vollständigkeit der beygebrachten Gründe, hat er kein Bedenken, sich für die Ansicht des Pfs. unbedingt zu erklären. Eine kurze Ausführung der Streitfrage ist folgende: In der eigentlichen Provinz Ostfriesland, also mit Ausnahme des Harlingerlandes, galt bis zum Jahr 1794 das alte ostfriesische Landrecht nebst den übrigen einheimischen Landesverträgen und Verordnungen, den ungeschriebenen Ortsgewohnheiten und, in einigen Materien, seit 1751 das Corpus juris Fridericianum; endlich auch subsidiar das gemeine Recht. Lehnsrechtliche Verhältnisse sind, mit Ausnahme dreyer Lehngüter (von denen das letzte, Eoga, 1776 allodificiert ist), in Ostfriesland stets unbekannt geblieben; die Einwohner waren stets persönlich frey, niemals hörig oder erbunterthänig. Wohl aber existieren daselbst Herrlichkeiten, welche aus den frühern Häuptlings-Besitzungen erwachsen sind, und wegen der von den Herren an (persönlich freye!) Colonen eingethanen Ländereyen ein Colonats-Nexus, welcher reine Wirkung freywilliger Verabredungen über Landbenutzung (contractliche Einrichtung eines sogenannten Obereigenthums und Untereigenthums ohne persönliche Abhängigkeit) war. Ein Theil dieser Herrlichkeiten hatte dem cirkena'schen Geschlechte oder den Häuptlingen von Greetshyl gehört und war; mit Erhebung derselben zu Landesherren, Domanium geworden; der größte Theil der Herrlichkeiten aber war in den Händen von Pri-

vaten geblieben. Für die Prästationen der Pflichtigen an die Herrlichkeitsbesitzer, insbesondere an das gräfliche, nachher fürstliche, Domanium, galt vornehmlich der osterhusische Accord vom 21. May 1611, welchen die Generalstaaten zwischen Grafen Enno 3. und den ostfriesischen Landständen vermittelt hatten, und der für die Hauptleistungen der Unterthanen bis zur Abtretung Ostfrieslands im tilfiter Frieden zum Anhalten diente. — Der Rechtszustand des Harlingerlandes gründete sich vorzüglich auf das gemeine (römische) Recht, wenige specielle Gesetze und Observanzen ausgenommen. Im J. 1794 trat das preuß. Landrecht in der ganzen Provinz an die Stelle des Corpus juris Fridericianum, aber damals nur als subsidiares Recht, neben den oben genannten eigentlichen Provinzialrechten. In diesem Rechtszustande trat Preußen Ostfriesland an Napoleon den 9. Jul. 1807 zu Tilfit ab.

An Holland im Novbr. 1807 überwiesen, bildete es nach dem holländ. Gesetze vom 30. Jan. 1808 den Haupttheil des Departements Ost-Ems; getrennt vom Reiderlande, das zum Departement Gröningen gezogen wurde. Vom 1. May 1809 an galt in der Provinz der Code Napoleon in der holländ. Bearbeitung (wet - boek Napoleon, ingerygt voor het koningryk Holland), unter Beseitigung aller übrigen Rechte, mit alleiniger Ausnahme des Handelsrechts. Weder dieses Gesetzbuch, noch die ihm seit der ersten Verfassungs-Urkunde Hollands v. 23. April 1798 geltenden und auf Ostfriesland nachmals bezüglichen Rechte schafften die reine (d. i. nicht mit persönlicher Abhängigkeit verbundene) Grundrente ab, vielmehr erklärten die letzteren sie, wie alle solche Rechte und Renten, welche als Früchte eines ehe-



dem bestehenden Eigenthums betrachtet werden müssen, bloß für abkäuflich (ablösbar). Nur Feudal- und persönliche Erb-Untertänigkeits-Verhältnisse wurden durch jene Gesetze ohne Entschädigung unterdrückt. Als im Jahre 1808 die Steuern in Holland reguliert wurden, war dem Könige Ludwig vorgetragen, daß in Ostfriesland und dem Reiderlande noch viele alte Prästationen und Abgaben an das Domanium entrichtet würden, die nunmehr wegfallen mußten. Es erschien in Folge dessen der oben erwähnte besluit v. 12. Jun. 1809, durch welchen in Beziehung auf das Domanium sehr verschiedenartige Abgaben provisorisch und bis zu weiterer Regulierung abgeschafft, suspendiert wurden, mit der Bestimmung: door de afschaffing van Recognitien en Naturalien, in art. 1. vermeld, worden by dezen alleen verstaan Recognitien en Naturalien, welke aan de Domeinen den vormaligen Souverein of Landsheer qua talis plegen betaald te worden. Wenn nun ohnehin schon diese Verordnung in dem abschaffenden Art. 1. die gutsherrlichen Rechte, welche den zu dem Domanium gekommenen Herrlichkeiten gehörten, vielleicht nicht mit abschaffen sollte: so ist doch unmittelbar ausgedrückt und daher unbezweifelt gewiß, daß nach jenen Worten die gutsherrlichen Verhältnisse der Privaten dadurch nicht afficiert wurden. Man deutete aber von Seiten der Pflichtigen einen entgegengesetzten Sinn heraus und verweigerte die Prästationen. Die Frage, ob sie ihre Leistungen ferner schuldeten, wollte die holländische Regierung zwar untersuchen und das ganze Verhältniß regulieren, allein es kam nicht dazu; denn Napoleon beliebte bekanntlich im J. 1810 'den rechten Flügel seines Reichs' bis weit über Ostfriesland hinaus auszudehnen.

Alles, was von da an für Ostfriesland, das nun zu Frankreich gehörte, Geseß wurde, hob weder ausdrücklich noch unmittelbar die reinen Grundrenten auf, sondern bestätigte bloß die Aufhebung aller feudalen und H<sup>ö</sup>rigkeits-Verhältnisse. (Hier hat der Vf. mit dem ausgezeichnetsten Scharfsinne die Bestimmungen der gesammten französ. Legislation vom Ausbruche der Revolution 1789 an bis zu Napoleon's Sturze verglichen und Schritt vor Schritt bewiesen, daß jene Herrlichkeitsrechte in Ostfriesland davon gar nicht afficiert sind, noch haben afficiert werden sollen oder können). Im November 1813 nahm Preußen die Provinz wieder in Besiß, welche im pariser Frieden förmlich abgetreten wurde; vom 1. Januar 1815 an ward daselbst das preuß. Landrecht aufs Neue als gemeines Recht eingeführt, und zwar nunmehr unter Beseitigung der ältern besondern Rechte und Gewohnheiten, so weit sie unter den fremden Regierungen wirklich abgeschafft waren; worauf dann der wiener Congreß Ostfriesland an die Krone Hannover brachte, unter welcher das preuß. Landrecht dort fortwährend besteht. In der hannov. Verordnung vom 9. April 1818 hob die jetzige Regierung die holländ. Suspension der Herrlichkeitsgefälle an das Domanium im Ganzen wieder auf, ließ diese v. 1. May desselben Jahrs wieder erheben und erwähnte der sich in anscheinend ganz gleichem Rechtsverhältnisse befindenden privaten Herrlichkeits-Rechte nicht. Die Privat-Herrlichkeits-Besißer, welche seitdem gegen Pflichtige bloß im Wege Rechts sich helfen konnten, haben anfangs zwar obgesiegt, so lange die Gerichte nur auf die holländ. Legislation Rücksicht nahmen; als man aber aus den umfassenden französ. Geseßen von Seiten der nachher verklagten Pflichtigen eine völlige Abschaffung jener Herrlichkeitsgefälle zu deducieren versuchte, hielten sich Gerichte und Obergerichte von dieser angeblichen Abschaffung überzeugt, und sprachen demnach gegen die Kläger.

Dies ist die Lage der Sache, welche der Vf. mit größter Klarheit dargestellt hat. Jeden, der sich für Geschichte und Recht des besondern Vaterlandes interessiert, aber auch jeden Rechtsgelehrten und Publicisten überhaupt, wird die sehr schäßbare Abhandlung in hohem Grade anziehen und in dem oben angedeuteten Maße befriedigen.

**W. M.**

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

162. 163. S t ü c k .

D e n 13. O c t o b e r 1836.

---

F r a n k f u r t a. M.

Pragmatische Geschichte der nationalen und politischen Wiedergeburt Griechenlands bis zu dem Regierungsantritt des Königs Otto; von Johann Ludwig Klüber. 1835. XXIV und 607 S. in 8. (bey Varrentrapp).

Die Wiedergeburt und Freywerdung Griechenlands gehört zu den außerordentlichen und unerwarteten Begebenheiten der neuern Zeit. Wer hätte noch das Jahr vor dem Ausbruche des Aufstandes dieselbe erwartet, und bey dem Ausbruche auf einen günstigen Erfolg gerechnet? Freylich war auch hier keine Wirkung ohne Ursache. Die Egyptische Expedition von Bonaparte, wenn sie gleich nicht den Ausgang hatte den sie haben sollte, bereitete doch die nachmaligen Veränderungen des Orients vor. Durch sie ward die Britische Herrschaft im Mittelmeer gegründet, durch den Besiz Malta's befestigt; durch sie ward überhaupt der Blick der Europäischen Politik auf den

Orient gerichtet, und bleibt darauf gerichtet. Freylich mußten dann mächtige moralische Ursachen hinzukommen. Der allgemeine Ruf nach politischer Freyheit tönte auch nach dem Orient hinüber, und wurde hier um so bereitwilliger gehört, als der Druck härter war. Aber doch war es eine der unerwartetsten Erscheinungen, ein seit einer langen Reihe von Jahrhunderten unterdrücktes Volk plötzlich sich erheben und Jahre lang mit Erfolg einen Kampf ohne fremden Beystand gegen seine Tyrannen bestehen, und endlich zu einem erwünschten Ausgange gelangen zu sehen.

Eine Geschichte dieses Kampfes, jetzt geschrieben, ist um so verdienstlicher, je größer der Wechsel der Verhältnisse und der Schicksale des Volks während desselben war. Es möchte schon jetzt, kurz nach der Beendigung des Kampfes schwer seyn, sich den ganzen Wechsel und die ganze Reihe dieser Begebenheiten ins Gedächtniß zurück zu rufen, wie viel schwerer erst in späterer Zeit? Es war daher gewiß ein sehr zeitgemäßes Unternehmen, daß wir hier von einem Schriftsteller ausgeführt sehen, der durch seine frühere politische und schriftstellerische Laufbahn dazu vor andern geeignet war. Indesß darf nicht unbemerkt bleiben daß der Verf., der nicht selber in Griechenland war, und nur aus öffentlichen Nachrichten schöpfte, nicht mehr als die äußere Geschichte geben konnte; über die innere wird man andere Zeugen, denen andere Quellen zu Gebote standen, hören müssen. Wenn wenige der neueren Weltbegebenheiten eine so allgemeine Theilnahme erregt haben als diese, so wird sein Werk auch eine desto günstigere Aufnahme bey dem Publicum finden.

Indesß ist es nicht, wie der Verf. in der Vor-

rede mit Recht bemerkt, der historische Gesichtspunct allein, der diese Begebenheit wichtig macht, sondern auch der staatswissenschaftliche. Mehrere der wichtigsten immer noch zweifelhaften Fragen des Völkerrechts, wie der der Legitimität, der Dazwischenkunft der Neutralen, der Anerkennung eines noch im Aufstande begriffenen Volks und seiner Regierung, und mehrere andere, werden dadurch factisch beantwortet. Es hat auch auf diese Weise heilbringend auf das Europäische Staatensystem zurückgewirkt, und wird hoffentlich auch weiter so darauf zurückwirken.

In der Einleitung sucht der Verf. darzu-  
thun, daß der Aufstand der Griechen kein Auf-  
ruhr, keine Empörung, keine Aufkündigung pflicht-  
mäßigen Gehorsams gegen rechtmäßige Oberherr-  
schaft war. Es war Krieg der Nation gegen  
einen tyrannischen Eroberer, der sich auf mehr  
nicht berufen konnte als rohe Gewalt, die er  
widerrechtlich an sich gerissen, und bis dahin be-  
hauptet hatte.

In der Erzählung selbst ist der Verf., wie  
billig, der Zeitrechnung gefolgt; denn nur so  
konnte eine klare Uebersicht des Fortganges und  
der Entwicklung der Begebenheiten gegeben wer-  
den. Es ist nur eine 14jährige Periode welche  
der Verf. zu behandeln hat; von dem Ausbruche  
des Aufstandes im März des Jahrs 1821 bis zu  
der Thronbesteigung des Königs Otto, bis 1. Ju-  
nius 1835. Aber dieser verhältnißmäßig kurze  
Zeitraum ist so reich an Begebenheiten, daß ge-  
naue Abtheilungen nöthig waren. Der Verf. hat  
daher das Ganze in fünf Zeiträume, und jeden  
derselben wiederum in Abschnitte getheilt. Ein  
vorgesehtes genaues Inhaltsverzeichnis gibt im  
voraus eine Uebersicht. Der erste Zeitraum,  
von Erhebung der Hellenen bis auf Großbritan-

niens und Rußlands Verbindung zu gemeinschaftlicher Vermittelung des Streits, umfaßt fünf Jahre, vom Merz 1821 bis April 1826, und zerfällt in 6 Abschnitte. Der erste erzählt den Aufstand in der Wallachey, wo die Niederlagen und der Untergang der Hetärsten, indem sie gerade die Blüthe des Volks größtentheils weggrafften, eine tiefe Wunde schlug; der zweyte den Ausbruch des Aufstandes in Morea, anfangs mit so großem Erfolge, und Errichtung einer Central-Regierung zu Calamata. Der dritte Abschnitt, das Jahr 1822 umfassend, enthält die erste Nationalversammlung zu Epidaurus und die Errichtung einer provisorischen republicanischen Verfassung für ganz Griechenland. Ruhmvolle einzelne Kämpfe, aber auch das traurige Loos von Chios. Je mehr diese Insel in der Cultur fortgeschritten war, um desto beklagenswerther war ihre Verwüstung. — Verhandlungen auf dem Congresse zu Laibach und Verona. Der vierte Abschnitt das Jahr 1823. Zweyte Nationalversammlung, aber auch Zwist zwischen der gesetzgebenden und vollziehenden Versammlung. Fruchtlöse Verhandlungen mit den Mächten; indeß glücklicher Fortgang des Land- und Seekrieges. Fünfter Abschnitt 1824. Zwist, der bis zum Bürgerkriege ging. Noch immer unentschiedene Politik der Großmächte. Eroberung und Verwüstung von Ipsara. Sechster Abschnitt 1825 bis April 1826. Er wird traurig merkwürdig für die Hellenen durch die Theilnahme des Pascha von Aegypten, und die Landung seines Sohnes Ibrahim auf Morea, wodurch der Krieg hier den verwüstenden Character annahm, der die Halbinsel mit Ruinen bedeckte. Ibrahim war gleich furchtbar durch seine See- und Landmacht, die aus regelmäßigen Truppen und Reiterey be-

stand, die den Hellenen gänzlich fehlte. Der Krieg wurde zugleich Belagerungskrieg, wo Misolunghi, nach viermal abgeschlagenen Angriffen, endlich dem fünften unterlag.

Der zweyte Zeitraum von Englands, Rußlands und dann auch Frankreichs Vermittelungsversuche bis zu der Zustimmung der Pforte zu einer modificierten Oberherrlichkeit, April 1826 bis 14. Sept. 1829. Es zerfällt in drey Abschnitte; der erste bis Julius 1827. Russisches Protocoll. 4. April 1826; dem aber Frankreich und Preußen nicht beystreten; auch die Pforte nicht. Die Parteywuth vertreibt die Griechische Regierung von Nauplia nach Aegina. Zweyter Abschnitt vom Julius bis Ende 1827. Erster Haupttractat für Waffenstillstand, der aber, da Ibrahim sich nicht daran kehrte, unerwartet die Seeschlacht von Navarin herbeiführte, die mit der Vernichtung der Türkischen Flotte endete. Folgen davon. Unseliger innerer Zwist, bis der Graf Capodistria auf sieben Jahre zum Statthalter von Griechenland ernannt ward. Der dritte Abschnitt enthält zunächst die nach dessen Antunft von demselben getroffenen Einrichtungen. Frankreich sendet ein Hülfscorps für die Hellenen und Ibrahim wird genöthigt Morea zu räumen, das mit den Cycladen provisorisch unter die Garantie der drey Mächte gestellt wird. Die Griechische Regierung und die Nationalversammlung erklären sich gegen die modificierte Oberherrlichkeit der Pforte.

Der dritte Zeitraum, von der Zustimmung der Pforte zu einer modificierten Oberherrlichkeit bis auf deren Einwilligung in Griechenlands vollständige politische Unabhängigkeit unter einem erbmonarchischen Oberhaupt, 14. Sept. 1829 bis 24. April 1830 (ohne Abschnitte). Verhandlung:

gen der drey Mächte über Griechenlands Begrenzung; Staatsform, und über die Persönlichkeit des Oberhaupt's, Vereinbarung der Conferenz zu der erbmonarchischen Staatsform, und daß ein Fremder aus einem regierenden christlichen Fürstenhause zu berufen sey. Erstes Londoner Conferenzprotocoll vom 3. Febr. 1830, Griechenland für einen unabhängigen erbmonarchischen Staat erklärend, dessen Grenzen bestimmend und allgemeinen Waffenstillstand begehrend.

Vierter Zeitraum. Von der Einwilligung der Pforte in obige Bestimmungen, bis auf des Prinzen Leopolds von Sachsen-Coburg Rücktritt von seiner Annahme der ihm angetragenen Würde eines souverainen Erbfürsten Griechenlands vom 14. April bis 21. May 1830. Der erste Abschnitt enthält die Mittheilung der Londoner Conferenz vom 3. Februar 1830 an die Pforte; der zweyte an die Regierung Griechenlands, nebst den Verhandlungen und abweichenden Erklärungen der letztern in Beziehung auf die Bestimmungen der vermittelnden Mächte auf dieses Land. Der dritte die Verhandlungen mit dem Prinzen Leopold bis zu dessen Entsagung auf den Thron Griechenlands 21. May. Der vierte Abschnitt über die Grenzen, Territorialbestand und Finanzen 1829 — 1832.

Fünfter Zeitraum. Von dem Rücktritt des Prinzen Leopold bis zu dem Regierungsantritt des Königs Otto vom 21. May 1830 bis 1. Junius 1835. Der erste Abschnitt schildert den traurigen innern Zustand, welchen die Ermordung des Präsidenten Capodistria 9. Oct. 1831 herbeiführte, nebst einem Lob und Tadel seiner Regierungsweise. Die Folgen jenes Mordes und die immer zunehmende Zerrüttung. Jun. 1830 bis 15. Januar 1833. Der zweyte: Verhand-



lungen der Londoner Conferenz mit Bayern. Ihre Ernennung des Prinzen Otto zum König, und Staatsvertrag deshalb geschlossen 7. May 1832. Einstimmige Anerkennung und Bestätigung von Seiten der Griechischen Nationalversammlung 8. Aug. Freundschaft und Allianz, und Sendung eines Bayerischen Hülfscorps, bis 14. Junius 1833. Dritter Abschnitt: Ankunft und Empfang des Königs Otto; Proclamation der Regentschaft; inneres Verhältniß und Regierungshandlungen der Regentschaft nach den einzelnen Gegenständen bis zum Antritt der Selbstregierung des Königs 1. Junius 1835.

Wir haben geglaubt durch eine chronologische Hervorhebung der Hauptpunkte den Lesern eine Uebersicht des Inhalts des gesammten Werks geben zu müssen. Der Verf. hatte die schwere Aufgabe zu lösen durch Vergleichung oft widersprechender Berichte, die der Partengeist entstellt hatte, die Wahrheit aufzusuchen. Diese immer gefunden zu haben geht über menschliche Kräfte. Erst der Zeit muß es überlassen bleiben das Einzelne zu bestätigen oder zu widerlegen. Wir erlauben uns über einzelne Punkte nur noch folgende Bemerkungen. Die Rechtmäßigkeit des Aufstandes ward wohl von Anfang an auch im Stillen in den Cabinetten anerkannt, wenn man sich auch nicht laut dafür aussprach. Er fiel in einen Zeitpunkt, wo gerade die andern großen Weltbegebenheiten dieser theoretischen Frage eine Wichtigkeit gaben, die sie zu andern Zeiten, wie z. B. des Aufstandes der Nordamericaner, nicht hatte, wo bloß das Practische in Betrachtung kam. Dieser Umstand hatte aber auf den Gang des Ganzen einen höchst wichtigen Einfluß. Das zaudernde Benehmen der Mächte, oder die anfängliche Ablehnung aller Hülfe und Einmischung

ging zunächst daraus hervor; und wenn auch die öffentliche Stimmung dieß Benehmen nicht billigte, so floß dasselbe doch aus einer nicht unedeln Quelle, was ohnehin der persönliche Character von Kaiser Alexander, der am meisten dabey interessiert war, verbürgte. Allerdings kamen politische Gründe hinzu. Die Theilnahme zu Gunsten der Griechen schien nothwendig zu einem Kampfe mit der Pforte führen zu müssen, dessen Ende leicht der Untergang dieses Staats seyn konnte, wovon die Folgen nicht abzusehen waren. Wenn dieses in so weit verhindert ward, daß wenigstens kein allgemeiner Krieg daraus hervorging, so hat die Politik dadurch eins der schwierigsten Probleme aufgelöst. Als aber einmal die Theilnahme der fremden Mächte durch die Griechen erlangt wurde, lag es freylich in der Natur der Dinge daß sie auch die Leitung der Angelegenheiten behielten; denn der neu entstehende Staat konnte nicht auf eigenen Füßen stehen, schon nicht der Finanzen wegen. Ob die Theilnahme der Cabi- nette sich hier immer in den Schranken hielt, in denen sie sich hätte halten sollen, ob die Griechen bey manchen Hauptpuncten nicht zu wenig in Berathung gezogen wurden, ist eine andere Frage. Aber Zeitumstände und Verhältnisse sind oft mächtiger als die Menschen. Daß Griechenland nicht zu einer Republik, sondern zu einer Monarchie erklärt ward, ging aus diesen hervor, wenn auch die ersten Schritte der Nation eine republicanische Form zu wünschen schienen. Die größten Schwierigkeiten lagen aber wohl in dem Character der Nation selber. Wie sehr man auch ihren Heldemuth und ihre Vaterlandsliebe bewundert, so hatte doch der Parteygeist bald so tiefe Wurzeln geschlagen, daß jene glänzenden Eigenschaften sehr dadurch verdunkelt erschienen, und selbst das erste

Oberhaupt des neuen Staats ein Opfer des Meuchelmords wurde. Ueber ihn und seine Verwaltung sind die Stimmen so getheilt, daß es in der Ferne schwer ist ein entscheidendes Urtheil zu fällen. Der Verf. des vorliegenden Werks urtheilt über ihn nach persönlicher Bekanntschaft, und gibt ihm das ehrenvollste Zeugniß, ohne deshalb ihn von Fehlern freysprechen zu wollen. Als der Thron errichtet ward scheiterte — auch wohl durch einen Zusammenfluß von Zeitumständen — die Hoffnung ihn durch einen selbständigem Herrscher eingenommen zu sehen; eine Regentschaft während einer minderjährigen Regierung trat ein, die aus mehreren Mitgliedern bestehend nicht die Uebereinstimmung in ihren Ansichten und Maßregeln hatte, welche eine kräftige Verwaltung in den Händen eines Einzelnen gehabt haben würde. Indes auch diese Schwierigkeiten sind überwunden; Griechenland steht da allgemein anerkannt als Mitglied des Europäischen Staatensystems. Seine weitem Schicksale liegen verborgen in dem Schooße der Zeit, und sind um so ungewisser, da seine geographische Lage es unausbleiblich mit sich bringt an den Erschütterungen und Veränderungen Theil nehmen zu müssen, welche dem Orient unausbleiblich bevorstehen. Nur über das, was der jetzige Staat von Griechenland werden kann oder nicht, darf sich der Beobachter, ohne in die Rolle eines Propheten zu fallen, Bemerkungen erlauben.

Der jetzige Griechische Staat ist zu klein, um für sich eine bedeutende politische Rolle spielen zu können. Seine Bestimmung scheint zu seyn ein Handelsstaat zu werden, besonders in Beziehung auf Attica und die Inseln. In dieser Rücksicht scheint es zu beklagen daß man bey der Bestimmung seines Gebiets auf die letztern zu wenig Gewicht gelegt hat, und nicht der ganze Archipe-

lagus ihm zu Theil geworden ist. Indes die Blüthe eines Handelsstaats hängt nicht von der Größe seines Gebiets ab, wenn er nur Sicherheit für seine Schifffahrt hat, wozu es keiner großen Flotte, sondern nur einer Anzahl bewaffneter Schiffe gegen die Räubereyen von Piraten bedarf. Zu einem Handelsstaat bestimmt Griechenland seine Lage und der Geist seiner Bewohner. Seine Lage sichert ihm den Zwischenhandel zwischen dem Orient und Europa, zwischen Odessa und Alexandrien, zwischen Smyrna und den Häfen des westlichen Mittelmeers. Dieser Zwischenhandel wird in gleichem Grade wichtiger werden, als der Handel des Mittelmeers sich hebt. Aber auch nicht weniger der Geist der Nation. Die Griechen sind die besten Seeleute des Orients. Welche Beweise sie davon gegeben haben, zeigen die kühnen Unternehmungen in dem letzten Türkenkriege. Auch ist dieser Zwischenhandel nicht von der Art, daß er die Eifersucht anderer Völker reizte. Daß diese Ausichten aber nicht ohne Grund sind, hat bereits die Erfahrung gelehrt. Zu welchem Wohlstande nicht nur, sondern auch Reichthum hatten sich nicht die nackten Felseninseln von Hydra, von Spezzia und andere vor dem Ausbruch des Aufstandes erhoben? Und wenn neben diesem Handelsgeist auch der Sinn für Kunst und Wissenschaft bey diesem Volke lebendig ist, so dürfen wir auch davon in der Folge herrliche Früchte erwarten.

Hn.

L o n d o n.

Published by Longman, Rees, Orme,  
Brown and Green: Reports of Medical  
Cases, selected with a view of illustrating  
the Symptoms and Cure of Diseases

by a reference to *Morbid Anatomy*. By Richard Bright, Lecturer on the Practice of Medicine, and one of the physicians to Guy's Hospital. 1827. XVI und 231 Seiten in groß Quart.

Obgleich dieses Werk erst so spät in unsere Hände gelangt, so halten wir es doch noch für zweckmäßig einen Bericht davon zu geben, indem die Reichhaltigkeit des Materials dazu auffordert, und das durch die beygefügtten trefflichen Abbildungen theuere Original auf dem Continente nur Wenigen bekannt seyn möchte. Dieses schöne und lehrreiche Werk ist nichts anders als der Anfang von Hospitalberichten, welche der Verf. von Zeit zu Zeit abzulegen beabsichtigt, und wodurch ihm selbst wie der Anstalt, an der er mit mehreren andern ausgezeichneten Männern thätig ist, ein ehrenvolles Denkmal errichtet wird. — Ein systematischer Gang ist bey dieser Arbeit nicht befolgt. Der Verf. nahm aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen wohl diejenigen Beobachtungen zuerst, welche ihm am instructivsten schienen, oder womit er Streitige, dunkle Punkte aufzuhellen hoffte. Uebrigens sind die zusammengehörigen Fälle unter einer Uebersicht zusammengestellt und bilden jede für sich eine belehrende Abtheilung. Es werden 90 solcher Cases aufgeführt und bey den einzelnen Gruppen Bemerkungen über das Wesen und die Behandlung beygefügt.

Der Verf. beginnt mit der Mittheilung von Fällen zur Erläuterung der Erscheinungen bey Wassersucht. In Uebereinstimmung mit der herrschenden Ansicht findet auch er, daß in Hindernissen der Circulation eine Hauptursache beruhe; was irgend allgemein oder örtlich die Rückkehr

des venösen Blutes aufhalte, liefere Veranlassung zu schwächeren oder stärkeren serösen Ergüssen. So bedingten Herzkrankheiten, welche den Uebergang ins venöse System erschweren, allgemeine Ansammlung in den Höhlen wie im Zellgewebe; Verstopfungen im Kreislaufe der Leber erzeugten Bauchwassersucht; Druck durch Geschwülste innerhalb der Unterleibshöhle, welche den freyen Lauf der Hohlvene beschränkten, brächten wässerige Ansammlung im Zellgewebe der unteren Extremitäten hervor. Allein die organischen Umänderungen, welche die Nieren lieferten, seyen noch nicht gehörig gewürdigt worden. Bey der Affection der Nieren, wo die Leber durchaus frey bleibe, würde, zugleich mit Wassersucht, ein albuminöser Urin, der mehr oder weniger bey der Anwendung der Hitze coaguliere, abgesondert; hingegen wo Wassersucht von einer organischen Entartung der Leber abhängt, würde kein solcher Urin abgeschieden und die Nieren zeigten keine Spur von Umänderung. In den Fällen, wo albuminöser Urin abgesondert wurde, fand der Verf. die Nieren entweder bloß erschlafft, von gelblichem Aussehen; oder ihre ganze Corticalsubstanz in ein granulirtes Gewebe umgewandelt, mit Ablagerung einer weißen Masse; oder von Außen beym Befühlen rauh, mehr lobuliert, beym Einschneiden halb knorpelig. Uebrigens finden sich unter den 17 Sectionsberichten von Kranken, welche an dieser Form von Wassersucht starben, 11, wo deutliche Spuren von Entzündung der Pleura, 3, wo Entzündung des Herzbeutels und 1 des Bauchfells zugleich zugegen waren.

Ob die organische Umänderung in den Nieren als Ursache oder Wirkung der alterierten Secre-

tion zu betrachten sey, wagt der Verf. nicht zu entscheiden; doch glaubt er annehmen zu dürfen, daß ihre alterierte Thätigkeit von heftigen Einwirkungen vermittelt des Magens oder der Haut herrühre. Wenn Anasarca ihren Grund in Erkältung oder in Diätfehlern hatte, so fand der Verf. beynahe immer, daß der Urin durch Hitze gerinnbar war. Er stellte den Versuch einfach so an, daß er etwas von dieser Flüssigkeit in einem Löffel über einer Lichtflamme zum Sieden brachte; hierbey wurde dieselbe trübe, oder flockig, wohl auch milchig oder schaumig, seltener dick gallertartig. In einer ausführlichen chemischen Untersuchung dieser Urin-Arten von Bostock (S. 75 u. s. w.) wird das Quantitative näher angegeben und alle genannten Erscheinungen, auch die des Dickwerdens, von einem Gehalt an gewöhnlichem oder modificiertem Eyweiß abgeleitet.

Von therapeutischer Seite hält der Verf. es für das Rathsamste, in früher Zeit Blut zu entziehen, um Entzündung und Andrang zum Gehirne zu verhüten. Dann Hinwirkung auf den Darmcanal durch Claterium und salzige Exanzen, besonders Weinslein, in einer mehr als gesättigten Auflösung. Unter den diuretischen Mitteln ertheilt er den Vorzug der Squilla in Verbindung mit hyoscyamus, oder ein bis zwey Mal täglich einen Gran Opium, um die Irritation der Nieren zu beseitigen. Wo der inflammatorische Character nicht hervortritt oder entfernt ist, bewähre sich balsamus peruvianus. Calomel habe ihm weder allein noch in Verbindung mit Opium die erwarteten Dienste geleistet; ja er habe beobachtet, daß dadurch der gute Erfolg anderer Mittel unterbrochen

worden sey. Lasse allgemeine Schwäche, namentlich die des Herzens, auf eine Erschlaffung der Nieren schließen, so könne man Tonica, schwefelsaures Chinin mit Squilla und Uva ursi versuchen.

So wie Wassersucht öfters für Folge von Leberleiden gehalten wird, obgleich der Grund bloß in den Nieren zu suchen ist, so enthält allerdings jenes Organ häufig die einzige Ursache, während die Nieren vollkommen gesund sich verhalten. Bey Anasarca, die mit organischer Affection der Nieren zusammenhängt, ist die Leber fast nie ganz frey, obgleich die Abweichung der Structur meistens als äußerst unbedeutend erscheint. Der Verf. gebraucht in diesen Fällen gewöhnlich die Bezeichnung: die Leber zeige eine Neigung zur Granulation. Nicht selten jedoch zeigt die Leber auch auffallende Umänderungen, die mit keinem anderen Organe in Verbindung stehen und einzig als Veranlassungen der Wassersucht zu betrachten sind. So die deutlichen krankhaften Ablagerungen oder eine Umwandlung der Substanz im absondernden Theile der Leber, wodurch diese auf der Oberfläche rauh, in ihrem Gewebe granulierend wird; sie wird fester als gewöhnlich, mit erweiterten acinis und mit Bändern einer zelligen Membran, welche durch die Substanz sich hindurch ziehen. Alle diese Umänderungen bedingen mehr oder weniger ein Hinderniß der Circulation in den Verzweigungen der Pfortader.

Nach Entwicklung dieser Verhältnisse wendet sich der Verf. zur Angabe seiner Erfahrungen über die Folgen von Entzündung in den verschiedenen Geweben der Lunge.

So schwierig es sey die in einander greifend-



den Gebilde in ihrem Ergriffenwerden während des Lebens und in ihrem Afficiertseyn nach dem Tode zu trennen, so gelinge es doch in einzelnen Fällen mit Zuversicht zu sagen, ob bloß die auskleidende Schleimhaut der Luftwege, das Verbindungsgewebe der Lungen oder der Ueberzug der Pleura zu beschuldigen. Allein Eiterung und Brand beschränke sich nicht auf ein Gewebe; die primäre Entzündung verlasse ihren ursprünglichen Sitz und suche das ganze Gewebe heim. Als charakteristische Zeichen der Zerstörung werden bloß genannt der eigenthümliche üble Geruch des Athems und die damit verbundene außerordentliche Schwäche.

Hinsichtlich der Sectionsergebnisse nach Lungenschwindsucht beschränkt er sich nur auf die Erwähnung weniger wesentlicher Punkte. Als eine essentielle Umänderung in dieser Krankheit betrachtet der Verf. die Desorganisation der Lungen; hingegen Verschwärung der Larynx, Obstruction der absorbierenden Drüsen, und Verschwärung der Darmschleimhaut als Zufälle, welche das Leiden steigern und den tödtlichen Ausgang beschleunigen.

Er unterscheidet zwey Arten von Tuberkelablagern: bey der einen ist ein Theil der Lunge verdichtet, von halbkorpeliger Consistenz, mit Abscessen, die durch Expectoration ausgeleert werden. Die Höhle wird weiter und weiter durch die Eiterung der inneren Oberfläche. Bey der andern sind viele kleine Körperchen, die Miliartuberkeln, durch die Substanz zerstreut; diese vergrößern sich und erweichen in der Regel von der Mitte aus. Sowohl diese wie die andere Form kann modificiert werden, wenn sich Ergießung von Fibrine, als Folge einfacher Entzündung, hinzugesellt.

Auf Ulceration des Larynx und der Trachea könne man schließen, wenn die Stimme und der Ton beym Husten heiser würden. Der Sitz sey gewöhnlich die Stelle unmittelbar unter der rima glottidis, wo zuerst ein oder zwey runde Geschwürchen erschienen. Die Bronchial- und Mesenterialdrüsen fände man oft vergrößert und härter, oder vereitert. Das Ergriffenwerden der Mesenterialdrüsen geschehe in Folge der Reizung der Darmschleimhaut, die sich bemerklich mache durch unregelmäßige Thätigkeit der Gedärme, leichte Diarrhoe, unnatürliche Reinheit der Zunge und Aphthenbildung. Je mehr die Gedärme litten, desto mehr fände man die Drüsen ergriffen, und Vereiterung derselben zeige sich meistens in der Nähe der Geschwüre.

Zum Schlusse führt der Verf. eine Reihe von Fällen auf, um die krankhaften Erscheinungen zu zeigen, welche in den Gedärmen während des Fieberverlaufes Statt finden, und er fügt zugleich einige Beyspiele seiner Behandlungsmethode bey, um theils die Reizung der Darmschleimhaut zu verhüten, theils dem Uebergange in Geschwüre und deren Umsichgreifen Schranken zu setzen.

Worin auch das Fieber begründet seyn möge, so ergebe sich die Thatsache, daß schon früher bey seinem Entstehen der Darmkanal gereizt erscheine. Meistens erfolge gleichzeitig eine Unordnung in den Gehirnfunktionen. Ableitung vom Kopfe gleich Anfangs sey eine Hauptbedingung der glücklichen Behandlung.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

---

# Erstttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

164. Stück.

Den 15. October 1836.

---

L o n d o n.

Beschluß der Anzeige: Reports of Medical Cases, selected with a view of illustrating the Symptoms and Cure of Diseases by a reference to Morbid Anatomy etc.

Dürfe man wegen der Schmerzgefühle bey dem Berühren des Unterleibs und wegen der wässerigen Stühle, die eine pulverige Masse zurückließen, auf einen inflammatorischen Zustand der Darmschleimhaut schließen, so gebrauche er mit Nutzen die Verbindung von hydrargyrum cum creta, Ipecacuanha und pulvis calcis compos.; dabey die mildeste Nahrung. Bey großer Empfindlichkeit des Leibes setze er Bluteigel, und wenn irgend thunlich, Schröpfköpfe. Uebrigens verwahrt sich der Verf. vor der Meinung, als halte er jede schmerzhaft Affection der Gedärme für entzündlicher Natur. Außere der Magen seinen zu starken irritablen Zustand durch häufiges Erbrechen, so greife er am liebsten zum Opium oder zu Sodawasser mit einem Theelöffel

voll Branntwein in langen Zwischenräumen verabreicht.

In Betreff der Ergebnisse der Leichenuntersuchung steht der Verf. nicht an zu behaupten, daß die Schleimhaut des ileum, des coecum und des Anfangs des colon die Hauptquelle der Reizung, und der obere Theil des duodenum den Grund der drängenden gastrischen Symptome enthalten. Der Proceß der Eiterung wie auch der Verhärtung in den Schleimdrüsen des Darmkanals sey ganz analog dem zuweilen innerhalb der Mundhöhle und an den Lippen vorkommenden, wo Verstopfung in den Schleimbälgen, Vergrößerung, Vereiterung und Verheilung sich genau verfolgen lassen. Am heilsamsten sey es, Anhäufung in den dünnen Gedärmen zu beseitigen und zwar durch Calomel, und darauf durch Ricinusöhl, oder durch Calomel in Verbindung mit Rhabarber. So lange die Ausleerungen säculent und nicht zu wässerig sind, bekommen die Purganzen; im entgegengesetzten Falle reizen sie und müssen vermieden werden. Um aber die Secretion der Gedärme zu verbessern und die Diarrhoe nicht zu stopfen, dürfen keine anhaltende Mittel angewandt werden, sondern Ricinusöhl mit einigen Tropfen Laudanum, oder einfache erweichende Klystiere.

Die nach frischen Präparaten gefertigten, auf 15 Platten enthaltenen Abbildungen stellen dar: das verschiedenartige Verhalten der Nieren und der Leber in der Wassersucht; Lungenbrand; Lungenabscesse; das Aussehen der Lunge in der Schwindsucht; Darmgeschwüre in der Schwindsucht; beginnende, mehr ausgebildete und in der Heilung begriffene Geschwüre in den dünnen Gedärmen bey dem Fieber. Auf einem Blatte finden sich oft mehrere Ansichten und Durchschnitte

deßselben krankhaften Organs, theils in natürlicher Größe, theils nach einem verjüngten Maßstabe. Die Kupferstiche sind mit der größten Sorgfalt ausgemalt und können in Hinsicht der Naturtreue und künstlerischen Ausführung Meisterstücke genannt werden. Sobald wir den bereits erschienenen folgenden Theil dieses höchst schätzbaren Werkes, in welchem, wie wir hören, wichtige, das Gehirn betreffende Untersuchungen vorkommen, erhalten, werden wir nicht verfehlen, davon Bericht zu erstatten.

M.

## L e i p z i g

Verlag von Köhler: das römische Privatrecht und der Civilproceß bis in das erste Jahrhundert der Kaiserherrschaft. Ein Hülfsbuch zur Erklärung der alten Klassiker, vorzüglich für Philologen, nach den Quellen bearbeitet von Dr. Wilhelm Rein. Mit einer Uebersicht der röm. Verfassungsgeschichte und der Rechtsquellen bis auf Justinian. 1836. XXXIV u. 537 S. in 8.

Mit vielem Vergnügen hat Ref. das vorliegende Buch begrüßt und gelesen. Die leider in der Wirklichkeit noch ziemlich streng aufrecht gehaltene Scheidewand zwischen Philologie und gelehrter Rechtskunde muß, soweit es die Verschiedenheit der Richtungen in diesen Wissenschaften selbst zuläßt, zum Besten beider völlig niedergedrückt werden. Unfre gelehrten Juristen haben nun schon seit geraumer Zeit sich den Philologen zu nähern und an deren Gestirn sich ein Licht für die Erklärung der Rechte anzuzünden gesucht; aber keineswegs ist dieß Verhältniß auch

umgekehrt in gleichem Maaße eingetreten, sondern immer noch als eine Ausnahme zu betrachten. Große Philologen haben allerdings anerkannt, wie nothwendig für ihre Alterthums- und Sprachkunde die Kenntniß des öffentlichen und Privat-Rechts derjenigen Nationen sey, mit deren Sprachen und Literatur=Werken sie sich vorzüglich beschäftigen; aber die meisten Lehrer auf den Gymnasien versäumen diesen Gegenstand noch gänzlich, ja manche erlauben sich, ihn als entbehrlich und unnütz darzustellen. Werke, wie das vorliegende, müssen daher für die Mehrzahl der Gymnasial=Lehrer erst die Bahn brechen, um sie zu lehren, was in den juristischen Quellen zu finden, und wie reiche Hülfsmittel daraus für die echte Erklärung der nichtjuristischen Werke des Alterthums zu entnehmen seyen. Hr Dr Rein hat dabey, wie dem Ref. scheint, das Maß sehr glücklich getroffen, sich durch vielfache Studien (bey denen jedoch eine noch genauere Lesung der überaus ergiebigen Pandekten ihn beträchtlich gefördert haben würde) zweckmäßig vorbereitet, und eine treffliche Darstellung geliefert.

Das Buch enthält nach der Einleitung (welche, so wie die Vorrede nebst den Noten des Werks, Beweis wohl ausgestatteter Literatur= Kenntniß ist) einen Abriß der röm. Staats= Verfassung, gleichsam ein jus publicum Romanorum, nach vier Perioden, die erste bis auf die Decemviren oder die 12 Tafeln, die zweyte bis auf Augustus, die dritte bis auf Diocletian, die vierte bis zu Justinians Tode. Ebenso sind die darauf folgenden vier Perioden der Quellen des röm. Rechts abgetheilt. Dann folgt von S. 101 an das röm. Privatrecht nebst dem Civilproceß, als eigentlicher Gegenstand

dieses Werks. Angeordnet ist diese Darstellung so, daß nach einer Einleitung von den Personen und Status, 1. Sachenrecht, nämlich Eigenthum (auch der Besitz) und jura in re, 2. Familienrecht, nämlich Eherecht, väterliche Gewalt, Vormundschaftsrechte, Claverey und Mancipium, 3. Obligationenrecht, nämlich allgemeines, Entstehung überhaupt, Realcontracte, Verbalcontracte, Literalobligationen, Consensualcontracte und andere Verträge, Delict, die Ergänzungsclassen (var. causar. fig.), endlich die Auflösung der Obligationen, 4. Erbrecht, nämlich hereditas und bonorum possessio, 5. Actionenrecht, nämlich Personen des Processus, gewöhnliches Proceßverfahren, dann Verfahren des Magistratus ohne Iudex, und endlich die Rechtsmittel abgehandelt sind. Die Art der Darstellung weicht ihres Zweckes wegen von der unsrer Compendien und Handbücher einigermaßen ab. Nach den Begriffserklärungen und geschichtlichen Entwicklungen folgen meistens sprachliche Erörterungen und Ausführungen über die Kunstausdrücke; wobey mit großer Sorgfalt auf die Klippen des Mißverständnisses aufmerksam gemacht ist. Hin und wieder ist einer besonders wichtigen Lehre eine größere Ausführlichkeit gegönnt, was Ref. nur loben kann; das gar zu Kurze wäre hier nicht an seiner Stelle. Den angehenden Philologen muß recht deutlich gesagt werden, daß sie sich von ihren aus den meisten Schulen mitgebrachten Begriffen in hohem Grade irre geleitet sehen würden. Ja, es wäre vielleicht zu wünschen, daß Hr Dr Rein noch ausführlicher über manches Verhältniß und manches einzelne Wort gewesen wäre. So hat er z. B. zwar sehr richtig *partitio*, unter Rücksicht auf Cicero de legibus II, 19—21., als ein Ver-

mächtniß bezeichnet, das eine Hälfte der Erbschaft ausmacht; aber er hätte auch auf das Wort *pars*, welches, ohne weitere Bestimmung, im röm. Rechte die Hälfte bedeutet, aufmerksam machen sollen, so wie auf dessen vermuthlichen Zusammenhang mit *par*. Denn die röm. Rechtswissenschaft kann und muß vorzüglich auch dazu von den Philologen benutzt werden, um sich einen recht anschaulichen Begriff von dem fast ausschließlich Concreten zu machen, das, im Gegensatze der übertrieben scheinenden Abstraction der neuern Sprachbildung, der Denk- und Sprechweise der Römer eigen war.

Aus den zahlreichen einzelnen Bemerkungen, zu welchen das Buch Veranlassung gibt, wählt Ref. nur folgende aus, um dabey Eins und das Andere zur Sprache zu bringen und von dem Werke einen deutlichern Begriff zu geben. Es ist sehr zu loben, daß der Vf. sich im Ganzen von Conjecturen, welche auf bloß philologischem Boden stehen, für die dieser Arbeit zu gebende Ausstattung frey gehalten hat, und daß er der Ansicht huldigt, wie sehr selten das Sachverhältniß lediglich durch die Sprachkunde, wohl aber wie sehr oft die Sprachkunde durch das Sachverhältniß aufgeklärt werden müsse. Diese Vorsicht hat ihn vor manchen Mißgriffen und übereilten Entscheidungen bewahrt. — Zu bedauern ist, daß er das äußerst werthvolle Lehrbuch der Geschichte des röm. Rechts im Grundrisse von Klentze, mit vielen abgedruckten Quellen, nicht schon hat benutzen können; der Ausarbeitung dieses Leitfadens zum Handbuche sieht auch Ref. mit größtem Verlangen entgegen. — Die Lehre vom Besitz, welche der Vf. freylich mit Fug schwierig und vielbestritten nennt, will er (Einleitung, S. XXII) weniger auf Quel-



lenauslegung, als auf philosophischen Scharfsinn gegründet ansehen; eine Meinung, welche nicht allein den jetzigen Stand dieser Lehre in der Rechtswissenschaft, sondern auch die unbestreitbare Wahrheit gegen sich hat, daß wohl alles Recht überhaupt und insbesondere das römische Recht lediglich practisch, d. i. aus dem Thatsächlichen des gemeinen Lebens sich herausgebildet hat, und ohne Abstraction, ohne irgend ein a priori das geworden ist, was es ist. — Bey der in der ersten Periode des öffentl. Rechts vom Vf. gegebenen Uebersicht der Stände der römischen Nation ist dem Ref. bedenklich, daß der Vf. Vieles, was immer nur noch (mehr oder weniger zusagende) geistvolle Conjectur Niebuhr's und seiner Nachfolger ist, für ausgemachte Wahrheit gelehrt hat. Die Würde der Geschichte verlangt, daß man gestehe, wie auf jenem Felde noch Vieles ungewiß und schwankend sey und wol stets bleiben werde; woneben nicht untersagt seyn mag, eine mit den Quellenresten am meisten harmonisch scheinende Conjectur, als solche, vorzüglich herauszustellen. — Vortrefflich hat der Vf. die Entstehung des prätorischen Rechts neben dem Buchstaben des alten Civilrechts (S. 70 ff.) hervorgehoben. Daß alles wahre Rechtsleben auf dem natürlichsten Wege sich bilde und Kraft gewinne, kann nicht genug wiederholt werden. Wie unfruchtbar und unrichtig die alte Ansicht war, daß der Prätor, gleichsam zum Betrüge der gesetzlichen Rechtspflege, seine Fictionen erfunden und im neuern Sinne legislativ eingeführt habe, braucht freylich gegenwärtig den Juristen nicht mehr gesagt zu werden; doch finden sich die irrigen ältern Meinungen noch in zahlreichen Büchern, selbst ziemlich neuen, deren sich die Philologen

fortwährend bedienen. Darum mußte der Vf. diesen Gegenstand, wie auch geschehen, gegen jedes Mißverständniß sichern. — In dem Privatrechte gibt dann der Vf. auch die jetzt beliebteste Eintheilung in Sachenrechte, Familienrecht (daß er vor die Obligation stellt), Obligationenrecht, Erbrecht und Klagenrecht (nebst Proceß). In dem so eben erst erschienenen Pfandrechte von Sintenis ist mit Recht wieder auf das Ungenügende dieser Eintheilung aufmerksam gemacht und eine andre vorgeschlagen. Freylich ist dieser Streit für Theorie und Praxis ziemlich unfruchtbar; der Verstand beruhigt sich aber doch bey dem anerkannt Unzulänglichen nicht. Schwerlich wird indessen die Sache befriedigend entschieden werden, bevor man nicht anfängt, von den großen, unlogischen Abtheilungen des Privatrechts, denen es am Principe mangelt, abzugehen und statt derselben auf die einzelnen, als rechtliche im gemeinen Leben sich auszeichnenden Zustände der Personen und Sachen vorzugsweise zu reflectieren. Dabey würde dann auch die Lehre vom Besitze ihre feste Stelle erhalten können. Dem Philologen, der neben dem vorliegenden Werke Ulpian's Fragmente, den Gajus und die Pandekten zur Hand nimmt, möchte allerdings das Unzureichende jener Eintheilung von selbst einleuchten. In dem Capitel von den Erwerbungsarten des Eigenthums, besonders in der Lehre von der *mancipatio* ist der Vf., wie auch sonst an unzähligen Stellen seines Buchs, unserm Hrn G. J. R. Hugo den größten Dank schuldig geworden. Eine eigene Meinung, was das ursprünglich Characteristische der *res mancipi* gewesen sey, hat der Vf. nicht gewagt. Sollten sie nicht eine Folge der ältesten Art der pfandrechtlichen Sicherung gewesen

seyn, vor Einführung der Generalhypothek? — Bey der Tutel ist die Bedeutung derselben als Befugniß des Tutors, mit Beziehung auf *vis ac potestas* wohl nicht genug hervorgehoben, obwohl keineswegs ganz übersehen (S. 241.). — Bey der Lehre von den *statu liberis* hätte v. Madai noch mehr benützt werden sollen. Die Klasse der *statu liberi* war in der Zeit von Cicero bis zum Schlusse des ersten Jahrhunderts der Kaiserherrschaft sicherlich zahlreich und möchte daher besondrer Beachtung der Alterthumskundigen werth seyn. — Der Abschnitt vom *mancipium*, als einer Art der Abhängigkeit in der römischen Familie, ist freylich sehr dürftig ausgefallen. Dagegen ist die vorzugsweise von Hugo meisterhaft dargestellte Lehre von der prätorischen Erbfolge gut und für den vorliegenden Zweck auch genügend mitgetheilt. — Im Actionenrechte bezieht sich der Vf. besonders auf Heffter's Erläuterung der vierten Commentation des Gajus, auf Zimmern und Bethmann Hollweg, hat aber auch sonst nicht leicht eine wichtige Erklärung übersehen, wie er denn auch unser's Dttfr. Müller treffliche etymol. Erläuterungen über *vindex*, *nexus*, *usurpare*, *jurgare* aus dem neuen rhein. Museum anführt; Erläuterungen, welche in jedem Leser den begierigsten Wunsch nach Fortsetzungen und fernern Fortsetzungen rege machen, der hier zugleich als freundliche Bitte eines dankbaren Lesers jener etymologischen Beiträge ausgesprochen seyn soll.

## C a l c u t t a.

Von dem Journal of the Asiatic Society of Bengal hat Ref. jetzt die Stücke vom Julius 1835 bis Januar 1836 N. 43 bis 49 zugesandt erhalten. Wir glauben aus denselben nur das ausheben zu müssen, was für deutsche Leser interessant ist; und zwar dieses um desto eher, da das Journal selber wohl nur wenigen zugänglich seyn möchte. Wir müssen nun leider! unsern Auszug mit einer wenig erfreulichen Nachricht beginnen. In dem letzten Charter der D. S. Compagnie war bewilligt, daß ein Oriental Fund jährlich von nicht weniger als 1 Lac (100000) Rupien für die Uebersetzung und Herausgabe der Werke der Sanscrit-Litteratur bestimmt seyn sollte; und es ist auch aus diesen Blättern bekannt, was dadurch geleistet worden ist. Der gewesene General-Gouverneur Lord Bentinck fand es gerathen, durch seine letzte Verordnung vom 7. März 1835 diesen Fond einzuziehen, der statt solcher Maculatur (wast paper) besser für Schulen zur Einführung der Englischen Sprache verwandt werden könnte. Ja! sogar der Druck der angefangenen Werke, unter ihnen des Mahabarat, sollte auf Kosten der Regierung nicht fortgesetzt werden. Die Gesellschaft kam dagegen mit einer Vorstellung ein, aber umsonst. Sie waudte sich darauf an den Court of Directors in London, aber mit keinem bessern Erfolge. Aus Großmuth wurde ihr nur das bereits Gedruckte geschenkt, und es ihr überlassen, die Vollenbung des Drucks, die etwa 20000 Rupien (Gulden) gekostet haben würde, auf ihre Kosten zu besorgen. Was wür-

de wohl ein William Jones und andere ihm ähnliche Männer zu einem solchen Verfahren gesagt haben? Indesß die Gesellschaft gab die Fortsetzung nicht auf; man eröffnete für sie eine Subscription, die auch nach den mitgetheilten Listen in den folgenden Stücken nicht ohne Erfolg geblieben ist. Wir dürfen also die Hoffnung nicht aufgeben, die Fortsetzung jener Werke zu erhalten, von denen der Mahabarata der Ankündigung zufolge in fünf Bänden, wovon bereits zwey auf 1400 Quartseiten gedruckt waren und drey auf etwa 2000 Quartseiten noch rückständig sind, erscheinen sollte. Unter den neun andern bemerken wir nur den Raja Tarangim, oder die Geschichte von Cashmir, die schon in der Uebersetzung viel Aufsehen gemacht hat, als das einzige bisher bekannte historische Werk in der Sanscrit-Litteratur, worüber Ref. schon in seinen Ideen über das alte Indien seine Meinung gesagt hat. — Das Julius-Stück enthält die Beschreibung eines aufgefundenen alten Tempels zu Herschah, mit der Copie und Uebersetzung einer langen Sanscrit-Inschrift mit Aufzählung der dem Tempel gemachten Schenkungen. Das August-Stück gibt einige Beyträge für die Botanik und Ornithologie, die Beschreibung des bearded vultur of the Himalaya. Das September-Stück Nachrichten über die wilde Ziege und das wilde Schaf des Himalaya, und über fossile Knochen vom Jumna und dem Himalaya. Das October-Stück gibt Nachrichten über den Malacca-Staat Singhee Uhung und die dortigen reichen Sinsgruben und ihre Bearbeitungen. — Auch wieder über die fossilen Knochen am Fuße des Himalaya, mit Abbildungen. In dem Novem-

ber: Heft Nachrichten über Klein-Tibet, und seine Hauptstadt Iskario (Alexandrien, weil man Alexander die Erbauung beygelegt). Die Landschaft liegt zwischen Kashmir und Ladak, das durch den Aufenthalt von Moorcroft bekannt ist. Die Handelsstraßen gehen nach den Städten der kleinen Bucharey, wo 1827 der Aufstand gegen China ausbrach, der aber unterdrückt, und der Anstifter Khojan in einem eisernen Käfig nach Peking gebracht ward. Die Nachrichten wurden durch den Capitain Wad, Agenten der Compagnie zu Ludiana (ihrem äußersten Posten nach der Seite von Cashmir) mitgetheilt. — Beschreibung einer neuen Hirsch = Species in Nepaul. Das December = Stück ist für die Geographie wichtig, durch ein Memoir über die Chinesische Tartarey (kleine Bucharey) und Koten. Dieß letztere ist nicht mehr Name der Stadt, sondern der Landschaft. Die jetzige Hauptstadt ist jetzt Yarkand, der Sitz der Chinesischen Statthalter, statt daß er sonst Kashgar war. Große Caravannen ziehen auf diesen Wegen nach China, mit denen Europäer in Türkischer Tracht wohl hinkommen könnten. Ueber die Bactrisch = Scythischen Münzen in diesem und dem Januar = Stück 1836 wird ein anderer Mitarbeiter berichten.

Hn.

## B e r l i n .

Sumtibus Haude et Spener: Berengarii Turonensis de sacra coena adversus Lanfrancum liber posterior. E Codice Guelferbyitano primum ediderunt A. F. et F. Th.

Vischer. Cum appendice emendationum e  
Cod. MS. 1834. VI et 290 S. 8.

Für das Unternehmen, die Schrift Berengars gegen Lanfranc dem ganzen Umfange nach zu veröffentlichen, verdienen die Hn Herausgeber den sichersten Dank der Freunde der Kirchengeschichte, Stäudlin ward an deren Herausgabe in einer Reihe Göttingischer Festprogramme durch den Tod unterbrochen; ein gleiches Geschick traf die Fortsetzung durch Hensen, so daß man gern die weitere Bearbeitung gleichsam als Familiensache in den Händen Stäudlinischer Verwandten sah. Dennoch ist die jetzt vollendete Herausgabe nicht gerade geeignet, nach jenen Vorgängern, die freudige Erwartung zu rechtfertigen. Es begegnet wol selten einem Buche, daß es von denen, die dem Bearbeiter hülfreiche Hand leisten, wie Vorredner, Corrector gleich mit so ungünstigen Auspicien versehen dem Publico übergeben wird, als vorliegendes. Hr Dr Neander, der sich der Sache wegen für die Vollendung des Unternehmens interessiert, hat in der Vorrede auch nicht ein Wort zur Empfehlung der Bearbeiter zu sagen gehabt, sondern freut sich nur, daß endlich Berengar allgemein zugänglich werde. Schon solches Stillschweigen des verehrten Vorredners, der doch gewiß Alles hervorheben wird, was der einzuführenden Arbeit zur Empfehlung dienen kann, muß den Leser mit Bedenken erfüllen, desto offener spricht sich aber der Vorsteher der Wolfenbüttelschen Bibliothek, dem die Bogen zur nochmaligen Vergleichung mit der Handschrift zugesandt waren, über Sorglosigkeit und Unkunde der Herausgeber aus, ein Urtheil, daß endlich der Corrector durch eine Schlußnote

nicht allein bestätigt, sondern noch dadurch überbietet, daß er dieselbe Nachlässigkeit auch an dem Theile des Werkes rüget, der nur ein Wiederabdruck der Stäudlinischen Programme zu seyn brauchte. Dem Recensenten ist dadurch seine Aufgabe schon gleichsam vorweggenommen, denn schwerlich darf von ihm ein günstigeres Urtheil über die Arbeit erwartet werden, als von den Männern, die ihr gleichsam die geburts-helfende Hand liehen: und in der That, wenn die Herausgeber sich so ungeübt im Lesen von Handschriften zeigen, so wenig vertraut mit den üblichen Abkürzungen, daß sie fuisse statt finisse, sumpsit für supersit geben, daß sie Worte auslassen oder dem Codex andichten, worüber das *spicilegium emendationum* sie schon hinreichend zurecht weist: so würde jeder Versuch zu einer billigen Entschuldigung am unrechten Orte seyn. Nur die doppelte Ausstellung haben wir noch beyzufügen: einmal rücksichtlich der Orthographie, die von den Herausgebern absichtlich in der ganzen Unförmlichkeit des 11ten Jahrhunderts gelassen ist: also *nichil*, *omelia* statt *homilia*, *Jehsus* u. dgl.; so etwas hätte nur seine Bedeutung, wenn eine diplomatisch genaueervielfältigung der Handschrift geliefert werden sollte; dann müßten wir uns aber auch die sämtlichen Abbreuiaturen, die alte Interpunction, erbitten. Sind die Herausgeber in diesen Stücken auf Modernisierung bedacht gewesen, warum gingen sie nicht einen Schritt weiter, und gaben auch die übrigen unbeholfenen Formen auf? Das Zweyte ist Mangel an Nachweisung der Citate; die Arbeit würde außerordentlich an Brauchbarkeit gewonnen haben, wenn nicht allein die Schriftstellen, sondern



auch die Allegationen aus den patres, wie man es sonst doch wohl von einem sorgsamem Herausgeber gewohnt ist, nachgesucht und am Rande verzeichnet wären. Die Mühe ist zwar groß, aber wer darf sie wohl scheuen, wenn die Verantwortlichkeit vor dem Publicum einmal dafür übernommen ist.

Trotz dieser Ausstellungen glauben wir die Arbeit in ihrer gegenwärtigen Gestalt doch nicht für gänzlich unbrauchbar erklären zu müssen, nur wird es einer sorgfältigen Abänderung des Textes nach der beygefüigten Revision vor dem Gebrauche bedürfen. Für die Geschichte des zweyten Abendmahlstreites ist dadurch ein wesentlicher Beytrag gewonnen, und die von Lessing schon 1770 erregte Erwartung, wenn auch unvollkommner, als zu hoffen stand, befriedigt.

R — g.

### H a n n o v e r.

Eine Sammlung von Predigten, einigen Trau- und Taufreden, gehalten von J. Friedr. Ludw. Sprenger, zweytem Prediger in Hameln. Nach seinem Tode zum Besten seiner beiden taubstummen Töchter herausgegeben, und mit der Rede an seinem Grabe, wie mit der Gedächtnisrede auf ihn, begleitet von Fr. G. F. Schläger, Senior Ministerii und Pastor Primarius in Hameln. 1836. 8. VII u. 226 S.

Es bedarf zu der Empfehlung dieser geistlichen Reden gewiß nicht erst des auf dem Titel erwähnten wohlthätigen Zwecks bey ihrer Bekanntmachung; sie werden sich auch ohne diese Beziehung durch sich selbst empfehlen. Ihr Verfasser endete unerwartet nach kurzer Krankheit, nachdem er 17 Jahre in segenvoller Wirkung, und dem Genuß der allgemeinsten Verehrung in seinem Kreiße gestanden hatte. Die Predigten, zwanzig an der Zahl, haben sämtlich practische Beziehungen; der Stoff zu ihnen ist aus dem Leben genommen; und hat daher schon dadurch ein allgemeines Interesse. Erhöht wird dieß aber noch in einem edlern Sinne durch die Behandlung. Sie ist herzlich und würdevoll, klar und einfach. Wir können sie daher auch allen denen empfehlen, denen es um wahre Erbauung zu thun ist. Eine weitere Beurtheilung gehört nicht für diese Blätter. Die von dem Herausgeber beygefügte Gedächtnisreden sind ein würdiges Andenken dem dahin geschiedenen Freunde gestiftet.

Sn.

---

Druckfehler in der Recension von Capefigue  
histoire etc.

- S. 1462 3. 18 v. u. statt unsern l. unsere.  
 — 1463 — 10 v. u. — handschriftliche  
 l. handgreifliche.  
 — 1520 — 6 statt leidet l. leiden.

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

165. Stück.

Den 17. October 1836.

## G i e s s e n.

Bey Ferber, 1836. Das Proceßleitungsamt des deutschen Civilrichters. Von Dr. W. H. Puchta, Landrichter in Erlangen. X. u. 147 S. in 8.

Die Arbeiten des Pfs werden schon seit geraumer Zeit von jedem Deutschen Juristen mit Verlangen in die Hand genommen und mit dankbarer Anerkennung der wissenschaftlichen Bildung, der geläuterten practischen Ansichten des Hrn P. und des klaren Vortrags meistens aus eigener Erfahrung des Mittheilenden geschöpfter Wahrheiten benützt. Dies wird auch der Fall mit vorliegender, sehr anziehenden Schrift seyn. Sie legt wichtige Fragen vor. Wie soll der Richter den bürgerlichen Rechtsstreit leiten? Wie soll er dadurch das materielle Recht zu fördern suchen? Wie muß er bedacht seyn, den Streit zweckmäßig abzukürzen? Hat er, um zu diesem Ziele zu gelangen, auch gemeinrechtlich eine Befugniß

zur Nachforschung und Aufhellung des Thatsächlichen? Und, da diese Frage von Kundigen nicht verneint werden kann, bis zu welchen Gränzen muß jene Befugniß erstreckt werden, um ihr die Kraft nicht zu nehmen, ohne welche sie unwirksam bleibt?

Diese Frage hat der Vf. in zwey Abschnitten (39 §§.) abgehandelt, welche überschrieben sind: I. Das richterliche Proceßleitungsamt in seiner Wirksamkeit für Abkürzung und Vereinfachung des ersten Verfahrens in dem deutschen Civilproceß (§. 1 — 14). II. Das civilrechtliche Untersuchungs- oder Frage- und Aufhellungsrecht und seine Gränzen (§. 15 — 39). Was der Vf. in Hinsicht des ersten Abschnittes besorgt, daß ihm der Vorwurf gemacht werden möge, er sage darin dem Leser wenig Neues, ist zwar (und nicht minder für den ganzen zweyten Abschnitt) richtig, wenn man unter dem Leser den gebildeten Juristen versteht. Allein die Abhandlung ist, ohne Verkennung ihres Werthes, aus diesem Gesichtspuncte überhaupt nicht zu beurtheilen. Sie ist vielmehr eine sicherlich in hohem Grade nützliche Instruction für die, leider, noch so zahlreiche Klasse derjenigen Gerichtspersonen und Instruenten des Civilproceßes, welche nur ganz dürftig und in dem Auffallendsten von dem Inhalte der Proceßordnung ihres Landes sich in Kenntniß gesetzt zu haben scheinen, und viel zu leisten meinen, wenn sie den Streit durch Klage, Antwort, Gegenantwort und Schlußerklärung zum Beweisvorbefehde und von da weiter durch die Beweisführung zum Erkenntniß sich haben quälen lassen, ohne während dieses Zeitraums sich um das materielle Recht, welches in dem Streite ge-

sucht wird, sonderlich zu bekümmern, oder doch ohne daß sie es anzufangen wüßten, den Proceß einsichtsvoll zu diesem eigentlichen Ziele desselben wahrhaft zu leiten, an rechter Stelle ihn abzukürzen, und vor Zwecklosigkeiten oder gar Zweckwidrigkeiten zu schützen. Der Vf. hat jedem Erfahrenen aus der Seele gesprochen, wenn er erwähnt, durch welchen ungeheuren Ballast, den richterliche Aufmerksamkeit sehr wohl entfernen könnte, der Fortschritt der Prozesse meistens gehemmt wird. — Er hat auch mit Recht auf die Vorzüge der Idee, welche dem preussischen Civil-Processe zum Grunde liegt und der nicht genug zu erhebenden Absicht Friedrichs II. bey der von ihm veranstalteten Reform des Processes hingewiesen. Allein der Vf., der seit 40 Jahren mit seinen Kenntnissen, mit seiner Gewissenhaftigkeit, mit seiner Liebe zur Sache das Richteramt ruhmvoll bekleidet, hat übersehen, daß vielleicht die wenigsten Unterrichter sich ihm vergleichen können. Nur in den Händen eines so ausgezeichneten Mannes kann das Untersuchungs-Princip und die von ihm gewünschte Steigerung der richterlichen Befugniß zur Aufhellung des Factischen, zur Ergründung der materiellen Wahrheit im Civilproceße ohne Gefahr seyn und der Absicht wirklich entsprechen. Friedrich der Große setzte offenbar bey seinen Aeußerungen über diesen Gegenstand einen solchen umsichtigen, höchst thätigen und gewissenhaften Richter voraus, der an ein Ideal gränze; einen Richter, der als solcher ungefähr das seyn müsse, was der König an seiner Stelle war. Der Verf. räumt auch selbst wiederholt ein, daß ohne die vorzüglichste Aufmerksamkeit, Gründlichkeit und Unparteylichkeit, ohne ein reines Wohl

wollen, eine wahre Rechtsliebe des Richters eine solche bessere und insbesondere die in der preussischen Gesetzgebung eigentlich geforderte Proceßleitung so gut wie unmöglich sey. Da nun solche Vollkommenheiten, auch nach dem eigenen Zeugnisse des Vf. in der hier in Frage stehenden Klasse von Staatsdienern, selten zu finden seyn mag; so scheint richtiger nur eine mittelmäßige Fähigkeit und Thätigkeit des Gerichts vorausgesetzt werden zu müssen. Bey dieser aber wird das Princip des gemeinen Proceßes mit der in den württembergischen, darmstädtischen, hannoverschen und oldenburgischen Proceßordnungen ausgesprochenen Befugniß des Richters zur Abkürzung des Verfahrens und Aufhellung dunkler oder ungenügend beantworteter Thatumstände, immer den Vorzug verdienen. Denn die Erfahrung hat gelehrt, daß das sogenannte Untersuchungs-Princip in den Händen nachlässiger oder schwacher Richter nicht allein zu nichts hilft und doch wieder bloß den Parteyen die Anregung und Weiterführung des Proceßes überläßt; sondern, daß es nur schadet, da nach vielen, ja oft unglaublich vermehrten Instructions-Terminen und gegen Ende des Beweisverfahrens noch ein Einfall des Instruents, eine angeblich gefundene neue Ansicht, oft den ganzen Streit in einen neuen irrigen Seitenweg drängt, vor welchem die Parteyen sich nicht genug verwahren können. — Ref. beschränkt sich ungern darauf, von dem Inhalte des vorliegenden Buchs nur noch anzuführen, wie der Vf., ins Einzelne gehend, mit großer Einsicht in den gemeinen Proceß gezeigt hat, in welchen Stadien desselben der Richter zur Förderung des Rechts leitend und

abkürzend einschreiten müsse. Man muß dies im Werke selbst nachlesen. Gegen viele darin enthaltene Behauptungen ließe sich freylich leicht etwas sehr Treffliches sagen; doch ist dies schon anderwärts genugsam geschehen. Der Verf. erkennt in seinem übrigens löblichen Eifer für Wahrheit und Recht wohl nicht genug, daß eine seiner Meinung nach überhaupt mehr von den Formen zu entbindende Richtergewalt nur zu leicht in ein wahres 'Administrieren der Justiz', d. i. in eine Behandlung der Rechtspflege nach Administrations-Manier, ausarten würde.

Über wenn außer ihrem übrigen Werthe auf der einen Seite diese Schrift des erfahrenen Vf. eine besondere Wichtigkeit und ein historisches Interesse dadurch bekommt, daß sie unmittelbar zeigt, in welchem Kampfe sich die unterrichterliche Rechtspflege mit ihren bekannten Feinden in denjenigen Gegenden befinden muß, welche dem Vf. aus näherer Ansicht die bekanntesten zu seyn scheinen; und wenn man dagegen mehrere Länder Deutschlands glücklich preisen darf, in denen doch wahrscheinlich schon ein anderer Geist die Untergerichte (wenigstens die landesherrlichen und die der größeren Städte) belebt: so muß man auf der andern Seite sich wundern, unter den durchdachten practischen Winken des Vf., durch die er Abkürzung und gründliche Behandlung der Prozesse zu fördern sucht, nicht die Erwähnung eines Mittels zu finden, das hier um so eher berührt werden darf, als es im ganzen Gebiete des gemeinen deutschen Privatrechts jetzt vernachlässigt zu seyn scheint. Ref. meint eine ins Einzelne gehende, unter andern auch das Proceßleitungsamt des Richters betreffende, Ober-

aufsicht, Belehrung und nöthigenfalls Bestrafung von Seiten der Obergerichte gegen die Untergerichte. — An oberaufsehender, die Praxis auch wissenschaftlich fördernder Wirksamkeit der Obergerichte fehlt es recht sehr, und dies ist noch ein Feld, auf welchem eine kräftige und umsichtige Legislation den Unterthanen eine der größten Wohlthaten erzeugen kann! Die Obergerichte erhalten unzählige Male Acten, in denen Unwissenheit, Trägheit und Gesetzwidrigkeit des Untergerichts zu Tage liegt. Es wird darüber aber geschwiegen, sofern nicht eine Parthey sich deshalb zeitig beschwert. Zwar muß das Stillschweigen der Partheyen allerdings als Entsagung oder Einräumung für diesen Fall, *inter partes*, angesehen werden; aber das Untergericht, welches gefehlt hat, mußte darum einem ernstern Verweise, einer deutlichen Belehrung und nachdrücklicher Androhung oder selbst der Bestrafung nicht entgehen. Daß die Rüge der Obergerichte gegen die Untergerichte in dieser Art mangelt, ist um so auffallender, als wegen kleiner Formalien eine zweckmäßige Controle und Bestrafung der Versäumniß Statt findet. Die Erfahrung zeigt, daß das Untergericht in Beziehung auf die Behandlung des Processes und die Rechtsbeurtheilung sich meistens aller Verantwortung überhoben glauben darf, wenn es nur nicht offenbar und geradezu dolose gehandelt hat. Welche einschläfernde Wirkung hat dieser Glaube! Und wie nützlich müßte es seyn, wenn nach jedem Acten-Einsenden an das Obergericht dieses das Resultat seiner Revision der Acten dem Untergerichte, im Fall aufgefundener Fehler, eröffnete und zur Förderung der Rechtskenntniß entweder den Partheyen solche Rescripte



mittheilte, oder wenigstens sie in jedem Gerichte zur Inspection Jedermanns offen hinlegen ließe. Ohne eine gesteigerte Aufsicht der Obergerichte wird die Güte eines Untergerichtes, wie bisher, bloß periodisch vorübergehend seyn und besonders davon abhängen, ob das Richterpersonal gerade einen Mann von den erforderlichen Eigenschaften an der Spitze hat, oder nicht. Ein tüchtiger Unterrichter würde jene Controle, wenn sie Statt fände, nicht zu fürchten haben; ein minder tüchtiger, langsamer, unaufmerksamer, unwissender, wäre aber genöthigt, sich anzustrengen, oder seiner vorgesetzten Behörde sich allmählich besser zu zeigen, und überall gegen Verstöße auf seiner Hut zu seyn. Hierdurch würde die Justizpflege mindestens eben so viel oder noch mehr gewinnen, als durch die gesteigerte Proceßleitungs-Thätigkeit des Richters, die immer doch wieder nur in dessen Willkür gestellt bleibt.

W. M.

### S ö r l i g.

Von dem Lausitzischen Magazin, herausgegeben von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften von dem Secretair Leopold Haupt, Prediger in Görlitz, ist uns der neuen Folge erster Band erstes Heft 1836. 8. 96 S. zugesandt. Er zerfällt in zwey Abtheilungen: die erste enthält I. Geschichte der Poesie in der Lausitz von M. C. R. Peschel, eine gekrönte Preisschrift. — Hier zuerst Poesien aus dem Mittelalter, von denen besonders die Spottgedichte unsere Aufmerksamkeit erregen. Die nachfolgenden

zerfallen in die Classen der lyrischen, erzählenden, lehrenden und dramatischen Poesie, von denen jedoch das vorliegende Heft nur die lyrischen und erzählenden Dichter in alphabetischer Ordnung umfaßt; die andern sind den folgenden Heften aufbewahrt. Am bedeutendsten sind die geistlichen Liederdichter, unter denen Gerhard und Binzendorf hervorragen. Auch Dichterinnen werden unter ihnen aufgeführt, so wie auch mehrere Ungelehrte, Handwerker und andere. In der erzählenden Poesie haben Lausitzer das Wenigste gethan. Die beiden Epopden von Schöneich Herrmann, und Heinrich der Bogler, haben ihren Verfasser nicht überlebt. An Sängern von Balladen und Romanzen hat es nicht gefehlt, unter denen Arthur von Nordstern einen so ehrenvollen Platz einnimmt. Unter den Romanschreibern, A. G. Meißner, † 1807. II. Alte Briefe, zwey, von der Reformationszeit. III. Repertorium der Lausitzischen Literatur, enthält Nachrichten von lateinischen Gedichten, Programmen und Schriften verschiedener Art; worauf noch literarische Notizen und Miscellen folgen. Die zweyte Abtheilung, Nachrichten überschrieben, enthält neben andern auch kurze Biographien von im Jahre 1835 Verstorbenen. Man sieht, daß das Magazin durch Mannigfaltigkeit sich auszeichnet.

Sn.

---

S t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

166. 167. S t ü c k.

Den 20. October 1836.

---

L o n d o n.

Travels in Ethiopia, above the second cataract of the Nile, exhibiting the state of that country, and its various inhabitants, under the dominion of Mohamed Ali, and illustrating the antiquities, arts and history of the ancient Kingdom of Meroë, by G. A. Hoskins, Esq. with a map, and ninety illustrations of the temples, pyramids etc. of Meroë, Gibel el Birkel, Solib etc. from drawings finished on the spot, by the author, and an artist whom he employed. gr. 4. XVI und 367 S. 1835. (bey Longman and comp.)

Wir erhalten hier das ausführlichste Werk über das alte Ethiopien und besonders Meroë, welches letztere das Hauptziel des Bfs war. Er hatte sich durch einen längern Aufenthalt, nicht nur in Griechenland und Italien, sondern auch

ein ganzes Jahr in Egypten durch das Studium der dortigen Monumente dazu vorbereitet. Er brach am 1. Febr. 1833 von Theben in Ober-egypten auf, drang bis zu den Ruinen der alten Stadt Meroë vor, und langte bey seiner Rückreise am 16. Junius bey Wadi Halfa, dem zweyten Cataract des Nils, wo seine Beschreibung schließt, wieder an; so daß seine Ethiopische Reise vier und einen halben Monat dauerte. Seine Begleitung bestand aus 12 Personen, welche er in seine Dienste genommen hatte; unter ihnen ein geschickter Italiänischer Maler Namens Bandoni, dem wir größtentheils die schönen Zeichnungen verdanken, welche diese Beschreibung zieren. Sie ist in der Form eines Tagebuchs entworfen, dem in den letzten vier Kapiteln seine Bemerkungen über die Geschichte und den Handel des alten Meroë beygefügt sind. Wir werden nicht nöthig haben, ihm auf seiner Wanderung Schritt vor Schritt zu folgen, sondern nur dasjenige herausheben, was zur Erweiterung unserer Kenntnisse dient. Von den Abbadès erhielt man nach längerem Zaudern die nöthigen Camele, elf an der Zahl. Man folgte zuerst von Philä aus dem Laufe des Flusses; nahm aber alsdann von Korosko den Weg durch die große Nubische Wüste, die aus den Reisen von Bruce und Burkhardt (von denen der Vf. stets mit großer Verehrung spricht) bekannt sind. Nur an einer Stelle fand man salziges Wasser, und die Gerippe verschmachteteter Wanderer und gefallener Camele lagen häufig am Wege. Bey Mackarif, der jetzigen Hauptstadt von Nubien, ward der Nil wieder erreicht, und von jetzt an die Reise bis Meroë auf dem Flusse fortgesetzt. Am 4. Merz langte man auf diesem Wege, nachdem man die

Bereinigung des Astaboras mit dem Nil passiert war, bey dem Local der alten Hauptstadt von Ethiopien an. Die Stadt selbst ist verschwunden, nur ihre Necropolis mit ihren Pyramiden ist übrig. Wir kennen sie zwar schon aus den Berichten von Cailliaud; aber viel vollständiger sind doch die Beschreibungen und genauer die Abbildungen, welche wir dem Vf. verdanken. 'Nie, sagt er, waren meine Gefühle so aufgereggt, als wie ich nach einer mühseligen Reise mich dieser prächtigen Necropolis näherte. Die Erscheinung der Pyramiden aus der Ferne kündigte ihre Wichtigkeit an, aber selbst meine lebhaftesten Erwartungen wurden übertroffen, als ich mich in ihrer Mitte befand. Die Pyramiden von Ghizeh in Egypten sind prachtvoll und erregen Erstaunen, durch ihre steigende Größe; aber für den malerischen Effect und die Eleganz der Architectur, ziehe ich sehr weit die von Meroë vor. Ich erwartete nur wenige Ueberbleibsel hier zu finden, und gewiß nichts so imponierendes und so interessantes als diese Grabmäler der Könige und Königinnen von Ethiopien. Ich stand eine Zeitlang verloren in Bewunderung. Von jedem Gesichtspuncte aus sah ich prachtvolle Gruppen, Pyramiden erheben sich hinter Pyramiden, während selbst der Verfall von mehreren derselben sie, wenn auch weniger schön als Kunstwerke, doch nur eben dadurch desto interessanter machte. Ich stellte sie leicht in der Einbildung wieder her, und diese Wirkungen der Verwüstung der Zeit führten meine Gedanken in die entferntesten Jahrhunderte zurück.' Der Vf. gibt zuerst auf einem allgemeinen Grundriß die Stellung der einzelnen Pyramiden in einer Uebersicht, auf dem man 21 noch mehr oder weniger erhaltene, und noch die

Spuren von mehreren andern angegeben sieht. Dies sind aber nur die Pyramiden der Hauptgruppe, bey der der Vf. zuerst anlangte, an der Westseite des Flusses. Er zählt aber überhaupt drey Gruppen, auf denen man zusammen 80 Pyramiden zählt. Die Hauptgruppe liegt auf einem Hügel,  $2\frac{1}{2}$  Engl. Meilen von dem Flusse. Die Abbildungen der einzelnen werden auf den folgenden Blättern gegeben, mit ihren Maßen. Die größte hat 60 Fuß Höhe, und eben so viel im Durchmesser. Die meisten derselben kann man ersteigen, aber andere sind ohne Absätze. Eine hat ein Fenster, es ist aber nur ein Ornament ohne Oeffnung. Alle haben einen Vorbau mit einem Eingange, der aber immer gegen Osten gerichtet ist. Die Hauptgruppe enthält 31 Pyramiden, von denen man den Plan von 23 mit Sicherheit angeben kann. Eine andere Gruppe enthält 13; von drey andern Gruppen bestehen zwey jede aus zwey, eine dritte aus sechs. In der Entfernung von 6500 Fuß von der Hauptgruppe nach Westen kann man noch die Ueberbleibsel von 25 Pyramiden erkennen, die aber alle verfallen sind. Die Vorbaue enthalten gewöhnlich ein Zimmer 6 bis 12 Fuß lang und eben so breit, dessen Fagaden sehr verziert sind. Man erkennt, sagt der Vf., darin deutlich die Vorbilder der Egyptischen Propyläen. An dem Ende der meisten dieser Porticus ist dem Eingange gegenüber das Bild (representation) eines monolithischen Tempels, mit Sculpturen, die aber sehr erlöschten sind. Es ist in die Augen fallend, daß mehrere dieser Pyramiden erbrochen sind, sey es aus Neugier oder aus Raubsucht. Nirgends findet sich auch nur die geringste Spur, daß sie Gänge enthalten hätten, wahrscheinlich

waren sie über Brunnen (wells) errichtet, in welchen die Körper beygesetzt wurden. An einem dieser Porticus war der Eingang gewölbt, woraus der Verf. den Schluß ziehen will, daß auch die Egypter den Bogen gekannt hätten, und dieser seinen Ursprung in Ethiopien gehabt habe. Aber das Beyspiel eines einzelnen, der ja später erbaut seyn konnte, kann dies doch wohl nicht darthun. Und hätte man auch in Egypten das Gewölbe gekannt, so durfte es bey den Tempeln nicht angewandt werden, wo Alles nach strengen priesterlichen Vorschriften eingerichtet war, an denen nichts verändert werden durfte.

Die Mauern der Porticus sind mit Sculpturen versehen, von denen genaue Abbildungen gegeben werden. Es sind Processionen mit Spenden und Opfern, welche einer Göttin, oder wie der Vf. will, einer als Göttin dargestellten Königin dargebracht werden. Die Hauptfigur sitzend, ist mit einem langen, eng anschließenden Kleide bedeckt, was bey den Egyptischen Figuren nicht gewöhnlich ist. Die ganze Figur ist den Egyptischen unähnlich. Sie zeichnet sich aus durch stark markierte Corpulenz, welche bekanntlich als Hauptschönheit im Orient angesehen wird. — Auf zwey andern Blättern ist eine zweyte ähnliche Procession dargestellt, wo man aber bey der Hauptfigur das Geschlecht nicht mehr unterscheiden kann, ob sie einen König oder Königin darstellen soll. — Aus dem Werke von Caillaud ist bekannt, daß auch kriegerische Gegenstände, wie die Hinrichtung von Gefangenen dargestellt sind, die hier nicht wiederholt werden. Wenn sich auch Verschiedenheiten der Zeichnung von denen von Caillaud finden sollten, so steht der Vf. für die Richtigkeit der von In Baldoni, und

auch von ihm selbst, welche letztere zum Theil durch Hülfe der Camera lucida gemacht sind, ein. Die Pyramiden sind von Sandstein. Man sieht in den Gebirgen noch die Steinbrüche aus denen sie gebaut sind. Die Zeit, und die Einwirkung einer tropischen Sonne haben ihnen eine bräunliche, fast schwarze Farbe gegeben. Das Klima ist der Erhaltung dieser Monumente indeß günstig. Der verfallene Zustand mancher derselben ist deßhalb der sprechendste Beweis ihres hohen Alters.

Von der alten Stadt Meroë sind außer einigem Mauerwerk, und Backsteinen aus denen nach Strabo die Häuser gebaut waren, keine Ueberreste mehr vorhanden. Wie bey Memphis sieht man kaum noch die Spur eines Tempels oder Pallastes, nur die Todtenstadt steht da! In der Ebene die sie einnahm weiden jetzt furchtlos die Gazellen; Wölfe und Hyänen bewohnen die benachbarten Hügel in Menge. Der Name Meroë lebt aber noch in einem benachbarten Dorfe. Von da begab sich der Verf. nach der Stadt Shendi (Chandi), welche bereits aus Burks hards Nachrichten hinreichend bekannt ist. Die Stadt enthält jetzt nur noch in 6 — 700 Häusern 3000 — 3500 Einwohner. Auf dem Bazar waren hauptsächlich Sklaven und Camele feil; außerdem auch Schafe und Ziegen. Colorierte Abbildungen der Einwohner beiderley Geschlechts, sind Portraits, von brauner aber nicht schwarzer Farbe. Vor der Unterwerfung unter den Pascha von Egypten hatten Shendi wie Dongola und andere Städte jede ihr eigenes Oberhaupt (Melek), die dem Groß-Melek von Sennaar mehr oder weniger unterworfen waren; eben so viele kleine Tyrannen, die mit ihren Familien die Aristocratie des Landes bildeten. Jetzt steht Alles



unter Hurschid Bey, Stadthalter von Sennaar, der jährlich 500 bis 3000 Selaven an den Pascha nach Cairo schickt.

Von Shendi begab sich der Vf. am 9. Merz durch die Wüste zu den Ruinen von Mezara, oder Wadi Dwataib, die schon aus Caillaud bekannt, und hier zum zweytenmal abgezeichnet sind; bey denen er den folgenden Tag, den 10. Merz anlangte. 'Ich war überrascht in einer solchen Lage, in dem Innern der Wüste, so ausgehnte Ueberbleibsel des Alterthums zu finden. Sie bestehen aus einem Gebäude, das Tempel, Höfe, Corridors zc. enthält, die nicht zu religiösen, sondern auch zu bürgerlichen und häuslichen Gebräuchen bestimmt waren, und zusammen 2854 Fuß im Umfange haben. Den Mittelpunkt bildet ein kleiner Tempel, 47 Fuß lang und 40 Fuß breit, der offenbar der Haupttempel ist. Ihn umgibt eine Säulenreihe die an der Nordseite doppelt ist. Das Innere enthält vier Säulen. Zu dem Tempel führt ein langer Corridor. An jeder Seite des Thors zu dem der Corridor führt, ist ein colossales Bild an der Mauer ausgehauen, welches aber verstümmelt ist, da Kopf und Arme fehlen. Der Stil des einen ist ziemlich gut; des andern weit schlechter. Die oben erwähnten, den Central-Tempel umgebenden Anlagen lassen sich nicht durch Beschreibung darstellen, sondern müssen auf dem genauen Plane nachgesehen werden. Es ist dies das Gebäude, in welchem Ref. in seinen Untersuchungen über Meroë den alten Drakeltempel des Ammon zu sehen glaubte. Er hielt sich dazu berechtigt, theils durch die Lage desselben in der Wüste, nach der Angabe Diodors; theils durch die ganze räthselhafte Einrichtung des Baues,

zumal da die vier Säulen in dem Innern des Tempels von selbst die Idee hervorriefen, daß sie die Bestimmung haben, das heilige Schiff zu tragen, durch welches bekanntlich die Orakel des Ammon gegeben wurden, und welches man auf mehreren seiner Tempel in Theben abgebildet sieht. Indesß beschränkte er dieß nur auf den Centraltempel, da es deutlich in die Augen fällt, daß die Bauten um denselben nicht auf einmal, sondern allmählich entstanden sind, wie es die Bedürfnisse, hauptsächlich zu den Wohnungen der Priester, erfordern mochten. Der Vf., der sonst die Ansichten des Ref. gewöhnlich theilt, wendet hier aber dagegen ein, daß der Tempel nicht ohne Hieroglyphen geblieben seyn würde. Er weiß keine sichere Bestimmung anzugeben, als daß das Ganze vielleicht ein Lustschloß der Könige gewesen sey, oder zu einem Hospitale gedient haben möge. Ref. ist weit entfernt, auf seiner Meinung eigensinnig bestehen zu wollen, doch ist es unleugbar, daß die Bestimmung religiöser Art war, da das Hauptgebäude ein Tempel war, dessen Kleinheit, da er zu der Aufnahme des Orakelschiffes bestimmt war, nicht befremden darf; und was den Mangel der Hieroglyphen betrifft, so sind die sechs Säulen des Porticus, nach der Angabe von Caillaud, allerdings damit versehen. Wir überlassen das Urtheil um so lieber den Lesern, da auf diese Angabe nichts weiter von dem Ref. gebaut ist; und die obige Bemerkung, daß der ganze Bau erst allmählich entstanden sey, auch die Spuren griechischer Architectur erklärt, da wir aus Diodor wissen, daß in dem Ptolemäischen Zeitalter, wo durch den König Ergamenes die Priesteraristocratie gestürzt ward, der Tempel noch unverfehrt dastand.

Von diesem Monument ging der Vf. nach den Ruinen von dem Tempel von Abu-Naga, wovon aber nur das Areal, und die Abbildung von zwey Pfeilern gegeben wird, die auch ohne Hieroglyphen sind. Der Verf. hält diese für die ältesten Monumente des alten Meroë nach ihrem Styl, denn, sagt er, der Mangel von Hieroglyphen spricht entweder für das höchste oder ein späteres Alterthum. Seine Absicht war, nach den um 11 Stunden entfernten Ruinen von Mezaurat zu gehen, wovon wir Caillaud die ersten Nachrichten verdanken, aber er mußte diesen Plan aufgeben. Schon bey den Ruinen von Naga war er durch Löwen beunruhigt worden, deren Spuren und Gebrüll sie ankündigten, und die nur durch angezündete Feuer des Nachts hätten abgehalten werden können. Die Gefahr bey weiterm Vordringen in die Wüste, die man von diesen ungebetenen Gästen zu fürchten hatte, wurde so groß geschildert, daß seine Begleiter sich weigerten, ihm weiter zu folgen, und so sah er sich gegen seinen Willen genöthigt, umzukehren. Auf dem weißen Strom bis zu seinen Quellen vorzudringen, hielt der Vf. bey der jetzigen Stimmung der Anwohner gegen den Pascha von Egypten für unausführbar.

Am 14. Merz brach der Verf. von Shendi, oder dem gegenüberliegenden Metammah auf, um seine Rückreise anzutreten. Er beschloß diese auf einem anderen Wege, nämlich westlich vom Nil, durch die Wüste Bajoudah, zu machen, durch deren Beschreibung er die Geographie bereichert hat. Diese Wüste ist nicht ohne Bäume und ohne Quellen; der Sand ist nicht sehr tief, und an manchen Stellen bot sich eine freundliche Aussicht dar. Das nächste Ziel der Reise war Sibel

el Birkel mit seinen Monumenten und dem Orte Meraweh, in dem sich selbst noch der alte Name erhalten hat, worin man aber auch ohne diesen eine Colonie des alten Meroë erkennen würde. Am 22. März ward dieser erreicht. Der Grundriß und die Abbildungen weichen in vielen Stücken nach des Vf's Angabe von denen von Caillaud ab, er versichert aber, mit der größten Sorgfalt dabey verfahren zu seyn, um die möglichste Genauigkeit zu erreichen, wie denn überhaupt in dieser Rücksicht das Werk des Vf's den Vorrang hat, da er zu diesem Zwecke einen geschickten Künstler in seine Dienste genommen hatte. Die Monumente daselbst zerfallen in zwey Classen: Tempel und Pyramiden. Die Tempel stehen am Fuße eines isoliert liegenden Hügel's von 350 F. Höhe. Zwey derselben sind durch einen Bergfall verschüttet; zwey sind in dem Felsen ausgehöhlt, die anderen, acht an der Zahl, von denen man noch die Ueberreste sieht, über der Erde. Sie sind im Egyptischen Style gebaut, und man liest auf ihnen die Namen der drey Pharaone aus der Ethiopischen Dynastie, Sabaco, Seuaschus, Tarhako, die auch in Egypten herrschten, und deren Regierung zwischen 800 und 700 v. Chr. fällt, in welche Periode also auch die Anlage dieser Denkmähler zu setzen seyn wird. Der Vf. hat sowohl eine genaue architectonische Beschreibung derselben, mit Grundrissen und Abbildungen gegeben, als auch die Ornamente an ihren Mauern, Processionen und kriegerische Scenen darstellend, die schon aus Caillaud bekannt, hier mit genauer Zeichnung abgebildet sind, über welche wir indeß die Leser auf das Werk selbst verweisen müssen. — Die Necropolis aus Pyramiden bestehend, ist doppelt; die eine an der

Westseite des Flusses, bey Gibel el Birkel, die andere an der Ostseite bey Nuri. Sie sind besser erhalten als die bey dem alten Meroë, gleichfalls mit Vorbauen; die höchste bey Nuri hat 88 Fuß Höhe. Sie sind auch aus Sandstein, die Reliefs um und in den Vorbauen stellen auch kirchliche Processionen und kriegerische Scenen vor. Der Anblick aller dieser Ruinen machte einen großen Eindruck. 'Ich fühlte, sagt der Vf., daß ich mich ohne Zweifel in der Nähe einer Hauptstadt eines vormals reichen und blühenden Landes befand.' Die Pyramiden können erstiegen werden, aber nicht ohne Schwierigkeit. Die Höhe der meisten ist zwischen 30 und 60 Fuß. Auf dem Plane sind bey Gibel Birkel 14 Pyramiden angegeben. Die bey Nuri an der Ostseite des Flusses sind mehr verfallen; der Vf. zählt sie zu den sehr alten Denkmählern; die Zahl derer bey Nuri steigt auf 35, von denen nur 15 einigermaßen erhalten sind. Die Vorstellungen an den Wänden lassen keinen Zweifel, daß sie die Mausoleen von Königen und Königinnen sind.

Am 3. April schiffte sich der Vf. zur Fortsetzung seiner Rückreise zu Meroweh in einem Bote ein, in welchem er nun den Nil herunter ging, und den 10. zu Dongola anlangte. Dongola ist eine lebhafte Stadt, und treibt einen bedeutenden Handel nach mehreren Seiten hin. Die Bazars waren reichlich versehen, so auch die Sklavenmärkte, deren mehrere waren, nach Verschiedenheit des Alters und des Geschlechts. Die Sklaven kommen meist aus Abyssinien, die meisten gehen nach Aegypten. Dongola hatte sonst seine eigenen Oberhäupter oder Melek, jetzt steht es unter der Oberherrschaft des Pascha von

Egypten, der dort einen Statthalter hält. Ueber die Einwohner, ihre Lebensweise und Sitten werden viele interessante Nachrichten mitgetheilt.

Die weitere Rückreise ging auf dem Strome bis zu der Nilinsel Argo, um die dortigen Alterthümer zu sehen und zu beschreiben. Sie bestehen aus zwey auf dem Boden liegenden Colossen von grauem Granit. Die Gesichter sind egyptisch, aber die Sculptur ethiopisch. Sie scheinen auch nie ganz geendigt zu seyn. Der Vf. erhielt aber hier die Nachricht von einem in der Provinz Mahas, die er nothwendig passiren mußte, ausgebrochenen Aufstande. Dies nöthigte ihn, da die weitere Reise dadurch unausführbar war, zu der Rückkehr nach Dongola. Erst nach der Besiegung der Rebellen konnte er seine Rückreise fortsetzen, die theils auf dem Nil, meist aber längst dem linken Ufer des Flusses statt fand. Daß sein Tagebuch mit der Ankunft bey dem zweyten Cataract des Nils, bey Wadi Halfa, endigt, ist bereits oben bemerkt.

Es folgen alsdann noch vier Kapitel; die beiden ersten über die Geschichte von Meroë, das folgende über den Handel von Meroë, und das letzte über die Kunst daselbst. In der Geschichte von Meroë sind die Stellen der heiligen wie der profanen Schriftsteller, in denen von Meroë die Rede ist, zum Grunde gelegt, jedoch mit Hülfe der Inschriften in den Tempeln, indem die Namen und Titel der Pharaone in der Hieroglyphenschrift, die der Verf. sah, und sorgfältig copierte, stets beygefügt sind, wobey besonders die Angaben von Rosellini, dem der Vf. Gerechtigkeit widerfahren läßt, benutzt sind. Der Untersuchung bleibt hier in manchen Puncten noch ein Feld eröffnet (z. B.

wenn der Vf. den Sethos von Herodot mit Tirhako identificiert), wohin wir ihm nicht wohl folgen können, ohne die Grenzen unserer Blätter zu überschreiten. Es mag genug seyn, hier zu bemerken, daß der Verf. in diesen Kapiteln im Ganzen die Ansichten des Ref. theilt, auf die er sich auch öfters beruft, denen zufolge Meroë das Mutterland des Ammon-Cultus war, welcher sich von dort durch Ansiedelungen nach Egypten verbreitete, und also auch in sofern das Mutterland der Cultur genannt werden kann, die mit diesem Cultus in der engsten Verbindung stand, welche jedoch erst in Egypten ihre weitere Ausbildung und Reife erhielt. Es wäre überflüssig, hier davon weiter zu sprechen, da Ref. sich natürlich hier auf seine Schriften beziehen muß. Nur das wird ihm erlaubt seyn zu bemerken, daß, wie erwünscht es ihm auch seyn muß, die Resultate jener Forschungen hier wieder durch das Zeugniß eines Augenzeugen bestätigt zu sehen, er deßhalb nicht — wie er es bereits in einem Britischen Journale gelesen hat — für jede einzelne Angabe des Vfs, als stimme sie mit seinen Ansichten überein, verantwortlich gemacht werden kann.

Wir haben schon der reichen Ausstattung gedacht, welche das Werk durch Kupfer und Bignetten erhalten hat, und die in mehrfacher Rücksicht höchst lehrreich sind. Sie sind dieses durch die colorierten Portraits für die dortigen Menschenrassen, deren Farbe man hier deutlich unterscheidet. Die Bignetten stellen meist Ansichten von Landschaften dar, und sind größtentheils durch die Camera lucida gemacht. Die größern Blätter, welche die Monumente darstellen, geben theils die Grundrisse, theils die Ruinen in ihrem

jetzigen Zustande, und einige auch in ihrem früheren, so weit dieser sich noch darstellen läßt. Am Schlusse ist noch auf vier großen Blättern eine große Procession in einem der Königsgräber von Theben (nach dem Vers. Thutmosis III. c. 1500 v. Ch.) abgebildet, auf der die drey Klassen der rothen oder braunen, der schwarzen und der weißen, dargestellt sind; außerdem aber auch die Thierarten, selbst die Giraffe und der Elephant, und viele Affenarten; so wie auch die andern Geschenke die Gegenstände des Handels bezeichnen, wie sie schon Herodot III, 97 u. 114. angibt, von denen der Vf. gehandelt hat, mit einem erklärenden Commentar. Die beygelegte große Karte umfaßt das ganze Nilland mit seinen Flüssen, von  $15\frac{1}{2}^{\circ}$  N. B. bis zu den Mündungen des Stromes.

Hn.

### G ö t t i n g e n .

Apud Rudolphum Deuerlich, 1835. *Ibn Challikani vitae illustrium virorum. E pluribus Codicibus Manuscriptis inter se collatis nunc primum arabice edidit, variis lectionibus, indicibusque locupletissimis instruxit Ferdinandus Wüstenfeld, philosophiae Doctor, ordinis philosoph. Assess., lingg. orientt. in universitate Georgia Aug. privatim docens. Fasciculus secundus, quo continentur vitae 107 — 209. — 4 und 160 S. in Quart.*

*Fasciculus tertius, quo continentur vitae 210 — 313. — 6 und 150 Seiten.*

Zu den Hülfsmitteln, welche bey der Her-



ausgabe des ersten Hefes dieser Lebensbeschreibungen benutzt werden konnten (vergl. diese Anzeigen 1835. St. 184.), sind noch bedeutende Auszüge aus Pariser Handschriften hinzugekommen, 141 Lebensbeschreibungen enthaltend, welche Herr Dr Wolff in Tübingen aus vier verschiedenen Codices in Paris abgeschrieben und dem Herausgeber zur Benutzung überlassen hat. Aus der Vergleichung ergibt sich, daß drey dieser Codices sich an die meisten der früher benutzten anschließen, der vierte aber mit der sehr abweichenden Berliner Handschrift D wieder übereinstimmt. Da Ibn Chalikán einmal in seinem Werke unterbrochen wurde, so wäre es möglich, daß er, als er die Fortsetzung begann, das früher Geschriebene wieder überarbeitete und etwas erweiterte. Weil aber diese Veränderungen nicht zugleich Verbesserungen sind, so ist es wahrscheinlicher, daß sie von einem späteren Bearbeiter herrühren, da sie nur in den jüngern Handschriften vorkommen. Indes weicht auch der sehr alte Willmettsche Codex, den Ref. aber nicht genauer kennt, von allen übrigen wenigstens in der Anzahl der Lebensbeschreibungen sehr ab. Vielleicht könnte der Schluß des Werkes noch einigen Aufschluß geben, wovon Ibn Chalikán nur eine Ausgabe besorgte; doch fehlt von der abweichenden Berliner Handschrift der letzte Theil, und aus der Pariser besitzt Ref. bis jetzt keine aus dem letzten Theile genommene Auszüge, um zu sehen, ob sich auch hier bedeutende Abweichungen finden, welche den späteren Bearbeiter verriethen. Ein bestimmteres Urtheil wird sich vielleicht dann fällen lassen, wenn es dem Herausgeber gelingen sollte, noch mehr Handschriften zur Vergleichung zu bekommen, oder wenn an-

dere Orientalisten, denen andere Handschriften zu Gebote stehen, die Abweichungen derselben von dem gedruckten Texte und den bald folgenden Varianten bekannt machen wollten.

---

### N a c h r i c h t.

Ein vollständiges Exemplar der Göttingischen gelehrten Anzeigen, von deren Anfang 1739 an bis incl. 1835 in 181 Bänden, wird in der Versteigerung der nachgelassenen Bücher des verstorbenen Superintendenten Ruperti verkauft werden. Die drey letzten Jahrgänge sind ungebunden, und der letztere unvollständig, die übrigen aber in sauberem Einbände und wie neu.

Wir glauben durch diese Anzeige vielleicht Besitzern oder Vorstehern von Bibliotheken einen Gefallen zu erzeugen. Die Versteigerung beginnt allhier den 14. November. Frey eingesandte Aufträge besorgt der Herr Universitäts-Gerichtsprocurator Fr. Just. Schepeler. Das Werk steht unter № 556 unter obigem Titel in dem gedruckten Catalog.

---

G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

168. Stück.

Den 22. October 1836.

H a n n o v e r.

Im Verlage der Helwingschen Hofbuchhandlung: Zur Praxis der Geburtshülfe. Beobachtungen und Bemerkungen aus der academischen Entbindungsanstalt zu Göttingen, während der beiden Jahre 1822 u. 1832. Vom Dr. S. F. Oslander, Prof. der Med. zu Göttingen. VIII u. 143 S. 8.

Der Unterzeichnete rechnet es zu einer besondern Gunst des Schicksals, daß er eine Reihe von Jahren als Gehülfe seines Vaters an einer der schönsten deutschen Entbindungslehranstalten thätig seyn konnte, und daß ihm später die Leitung dieses Instituts zu zwey verschiedenen Malen (1822 u. 1832) übertragen wurde. In diesen beiden Jahren ereigneten sich lehrreiche Fälle und der Verf. glaubte etwas Nützlichcs und die Praxis der Geburtshülfe förderndes zu unternehmen, wenn er diese Fälle treu und so concis als möglich beschriebe; zugleich dieselben auf eine Weise commentierte, daß diejenigen, welche in ihrer

practischen Laufbahn nach einem erfahrenen Rathgeber sich umsehen möchten, Belehrung daraus schöpfen könnten. So entsteht diese Schrift.

Nicht umständlich und den ganzen literarischen Apparat zu Hülfe rufend, sondern kurz, nur die Hauptsachen im Auge behaltend, worauf es dem Practiker ankommt, hat er Thatsachen beschrieben und in den hinzugefügten Bemerkungen seine jetzigen Ansichten darüber ausgesprochen, und hofft so auch denen willkommen zu seyn, die über wissenschaftliche Materien der Art nachzuforschen, die Meinungen zu vergleichen und daraus Resultate zu schöpfen das Bedürfniß haben.

Die unter 37 Ueberschriften aufgeführten Bemerkungen, auf die der Vf. einigen Werth legt, können auch als Glossen, Marginalien und Paralipomenen seiner geburtshülflichen Indicationenlehre, deren zweyte Ausgabe im J. 1833 in Tübingen erschien, angesehen werden, und der Leser wird am besten über das, was die Schrift bietet, urtheilen können, wenn wir hier, mit Uebergang der Fälle, die keines Auszugs fähig sind, jene Ueberschriften namhaft machen.

1. Ueber die geburtshülfliche Praxis; ihre Licht- und Schattenseiten. In dieser einleitenden Rede pro aris werden die Schattenseiten vielleicht zu stark hervorgehoben; da aber das Endresultat lebhaft für die Sache spricht, kann sie ihre Bestimmung kaum verfehlen. Die, welche die Praxis kennen, werden dem Vf. das Zeugniß geben, daß er ein nicht unähnliches Bild geliefert habe, von dem er jedoch selber gesteht, daß es etwas nachgedunkelt habe.

2. Ueber die Aufnahme kranker Schwangeren in einem Entbindungshospitale. Kranken Schwangeren, namentlich

f. g. 'Unreinen', wird in vielen Anstalten die Aufnahme verweigert. Die Gründe dafür und dawider werden hier erwogen und die Meinung vertheidigt, daß auch Solche, unter bestimmten Verhältnissen, aufzunehmen seyen.

3. Ueber die Sprengung der Eyhäute oben im Uterus. Die bey uns f. g. Desleurye'schen Methode ist bey vorliegender Placenta nicht immer angezeigt; denn wenn der Fötus klein ist, man überhaupt voraussehen kann, daß seine Umdrehung keine Schwierigkeit haben werde, ist es überflüssig, die Eyhäute an einer anderen, als der gewöhnlichen Stelle unten, zu sprengen.

4. Ueber das Hervorstürzen des Kindes aus den Geburtstheilen. Selbst wenn bey diesem, nicht immer zu verhütenden Ereigniß, die Nabelschnur dicht am Leibe abreißt und Blutstillung nicht schleunig angewendet werden kann, verhütet die Vorsorge der Natur gewöhnlich die Verblutung.

5. Ueber Urinverhaltung während der Geburt. Die Ursache der Verhaltung sey mehr in dynamischen als in mechanischen Verhältnissen zu suchen.

6. Zur Beurtheilung eines Falls von Wendung und Perforation. Dem Verf. scheint etwas Dämonisches, jedenfalls Seltsames darin zu liegen, daß er am Todestage seines Vaters, den 25. März 1822, die Leiche einer nach der Perforation Verstorbenen öffnen mußte, und ist überzeugt, daß dieser Fall zu den schlagendsten Beweisen von der Unentbehrlichkeit der Perforation gezählt werden wird. Das enge Becken hielt 3 Zoll in der Conjugata und da die Nabelschnur vorgefallen und das Fruchtwasser längst abgeflossen war, konnte der Kaiser:

schnitt nicht für angezeigt gelten; die geringe Größe des Kindes schien der Wendung günstig; die jedoch die außerordentlichste Schwierigkeit hatte und wonach der Schädel, da er nicht anders durchzubringen war, mit dem Haken geöffnet werden mußte. Er gesteht offen, daß ihm jetzt die Perforation von Anfang an, zu der er sich damals nicht entschließen konnte, allein angezeigt erscheint.

7. Ueber das Oeffnen der Kopfgeschwülste neugeborner Kinder mittelst der Lanzette. Es wird das Oeffnen der Kopf-Blutgeschwülste mittelst der Lanzette empfohlen, mit dem Beysatz, daß unter mehr als funfzig Fällen nur in einem oder dem anderen kein dunkles Blut dadurch abgelassen worden. Im Jahre 1815, da der Verf. das Wiener Gebärhaus besuchte, fand er, daß man dort dem Oeffnen ganz entgegen war. Er unterscheidet vier Arten von Kopfgeschwülsten, wovon die zweyte 'entzündliche, heiße, gespannte oder harte, nicht fluctuierende', der Beachtung besonders werth ist. Doch ist sie selten.

8. Ueber die schwere Zwillingsgeburt. Manche neuere Handbücher der Geburtshülfe, wie es scheint, aus einer Art von Reaction gegen die entgegengesetzte Ansicht, stellen alles in dem Geburtsbergange so einfach dar, daß am Ende die Kunst zu entbinden nur noch, wie bey dem kürzlich abgetretenen Dr Collins in Dublin in der Anwendung der 'hooks' bey ganz verzweifelten Fällen übrig bleibt; der Practiker aber erstaunt, die Vorgänge in seiner Praxis viel complicierter anzutreffen, als sie ihm in seinem Lehrbuche geschildert wurden. Dies ist auch bey der Zwillingsgeburt recht auffallend. — Es wird hier ein Umstand hervorgehoben, der

bisher viel zu wenig beachtet ist, und gleichwohl die Aufmerksamkeit in vollem Maße verdient: daß nicht der erste, sondern der zweyte Zwilling die größte Schwierigkeit und die Entbindung lebensgefährlich macht, dadurch, daß nachdem der erste leicht und glücklich geboren ist, eine Stricture unten im Uterus sich bildet, welche die Geburt unmöglich machen, und die Entbindung aufs äußerste erschweren kann.

9. Ueber das schräge Anlegen der Zange. Bey der beharrlichen transversalen Richtung des Schädels im Becken, veranlaßt durch mangelnde Energie der Gebärmutter oder andere Ursachen, wird, wenn überhaupt Anzeige zur Beförderung der Geburt eintritt, diese am zweckmäßigsten dadurch geleistet, daß man die Zange schräg anlegt. Sie liegt so fester und weist schon im Schließen dem Kopf die fehlende Richtung mit dem Hinterhaupte nach vorn an.

10. Ueber das Entbinden in der Seitenlage.

11. Das schräge Anlegen der Zange betreffend. Es ist auffallend, daß viele geburtshülfsliche Schriftsteller gar keine Notiz von dem herrlichen Mittel nehmen; der Vf. vermuthet aber, daß sie dasselbe, wie noch manchmal andere, für sich behalten.

12. Ueber den Aderlaß in der Unterleibsentzündung der Wöchnerinnen. Ein überraschend schnell tödtlicher Fall von sporadischem Kindbettfieber, wobey Verwachsung der blaffen Leber mit dem Zwerchfell auf vorhergegangene chronische Entzündung deutete, beweist, daß bey deutlichen Zeichen von bestehender peritonitis Blutentziehungen doch keineswegs immer nützlich sind.

13. Ueber die Behandlung der Kopf-

geburten, wobey das Hinterhaupt nach hinten gerichtet ist. Anstatt sich zu bemühen, das, nach einer oder der andern Synchondrose gerichtete Hinterhaupt nach vorn zu drehen, kann es nützlich seyn, es vielmehr völlig nach hinten zu drehen und die Zange so an den Kopf zu legen.

14. Ueber das Anlegen beider Zangenblätter mit einer Hand. Diesem Verfahren verdankt der Verf. die glücklichsten Resultate. Während die eine Hand den Kopf mit dem Hinterhaupte nach vorn dreht und ihn so fixiert, werden beide Zangenblätter mit der andern eingebracht.

15. Ueber den Powder'schen Hebel. Unter der großen Zahl von Hebeln, die das Institut besitzt, wird dieser für den besten erklärt; er erlaube durch seine starke Krümmung damit hebelnd und extrahierend zugleich zu wirken und es überrasche zu sehen, daß am Fantome der Kopf damit eben so schnell als mit der Zange sich fortbewegen lasse.

16. Ueber den Abortus und den, nach dem Wochenbette zurückbleibenden dicken Leib. Der eigentliche Act des Abortus, der Abgang des Embryo sey oft der leichteste von allen, ein völlig schmerzloses Vorfällen der Frucht, die unter stürmischen Zufällen aus dem Uterus getrieben, hinten in der Scheide, an der Nabelschnur aufgehängt, geraume Zeit ruhig liegen bleiben könne. Ein actives Verfahren sey dabey meistentheils erst nöthig, wenn die verhaltenen Eihüllen entkräftende Blutungen und fieberhafte Zufälle unterhalten, die keiner Behandlung weichen, bis der fremde Körper abgegangen oder weggenommen ist. — Gegen den dicken Leib, der zuweilen nach dem Wochenbett zurückbleibt,



und hier auf einen Abortus im dritten Monate folgte, werden Mercurial-Abführungen empfohlen.

17. Ueber den Vorfall der Nabelschnur bey Kopfgeburten. Es wird hier besonders der bedenkliche Fall in Betracht gezogen, wenn die Nabelschnur aus dem noch nicht völlig eröffneten Muttermunde vorfällt, und dabey zur Expectation und zu dynamischen Mitteln, namentlich dem Aderlaß und dem mit Spiatsalbe bestrichenen Schwamm mehr, als zur Wendungsoperation gerathen; wobey der dringenden Empfehlung noch hätte gedacht werden sollen, womit in neuester Zeit Rob. Collins, Ashewell und Ivory Kennedy in Dublin den Tartarus emeticus als relaxierendes und Ausdehnung beförderndes Mittel loben. 'Dr. Collins is in the habit of ordering a table-spoonful of a mixture containing four grains of Tart. emet. in 6 ounce of water to which 30 drops of the acetum opii (oder Laudan.) are added every half hour.'

18. Ueber das Hauptmittel, bey der Anwendung der Zange, den Dammriß zu verhüten.

19. Zur Beurtheilung eines Falls von Perforation und Wendung. Ein nicht minder beachtungswerther Fall als der oben erwähnte! Wenn dort absolute Beckenenge die Geburt unmöglich machte, so kam hier zu dem, nur in einer Gegend beeinträchtigten Raum, noch außerordentliche Größe des Kindes hinzu. Nach fünfständiger Erwartung wurde die Perforation gemacht, die auch für die Mutter tödtlich ausfiel. Besonders bemerkt zu werden verdient: das Zusammenbestehen eines robusten, breitschulterigen Baues neben rhachitischer Verkrüppelung des

Beckens. Am Uterus fehlte von Natur der rechte Eyerstock und seine Stelle nahmen vier längliche weiße Körper ein, jeder von der Größe eines Gerstenkorns, die für Rudimente des Eyerstocks gehalten wurden.

20. Ueber den schädlichen Druck des Hebels.

21. Ueber die Entbindung bey Frühgeburten.

22. Ueber den Kinnbackenkrampf der Neugeborenen. Der Verf. glaubt, daß Bluthäufung im Hirn und traumatische, vom Nabel ausgehende, Reinigung unter den ursachlichen Verhältnissen am meisten anzuklagen sind, und macht darauf aufmerksam, daß Neugeborene an der Mutterbrust verhungern können, deren Agonie man vielleicht zuweilen für idiopathische Convulsionen ausbe.

23. Ueber die krampfhafte Unnachgiebigkeit des Muttermundes.

24. Ueber die schwere Gesichtsgeburt. Weder so einfach wie Boër die Sache darstellt, noch so compliciert wie sie Mad. Lachapelle macht, erschienen dem Verf. in seiner Praxis die Gesichtsgeburten, und er klagt, daß in unsern Lehrbüchern die Anwendung der Zange bey der schweren Gesichtsgeburt nicht deutlich gelehrt werde, die doch Boër selbst in solchen Fällen für unerläßlich hielt, wie hier sein mündliches Geständniß beweist. In einem schweren Falle, der beschrieben wird, wobey die geschwollene Stirn gegen das Schooßbein gepreßt, das Kinn aber nach hinten gerichtet war, gelang es durchaus nicht, das Hinterhaupt herabzuziehen; sondern das, was man als unmethodisch anzusehen pflegt, die Application der Zange an die Seiten

des Gesichts, hatte den besten Erfolg, dadurch, daß die Natur dem Operirenden beystand, wie der Verf. zu rühmen weiß. Der Kopf drehte sich nämlich so völlig um, daß der Mund unter dem Schooßbogen nach oben gerichtet hervorkam.

25. Ueber das Abgehen der Epidermis im ersten Bade. In zwey Fällen hat der Verf. bey der Entbindung syphilitischer Frauen beobachtet, daß den lebenden Kindern im ersten Bade die ganze Epidermis in weißen Fetzen abging und fragt, ob diese Erscheinung bekannt sey?

26. Ueber die Nothwendigkeit bey der Wahl einer Amme größere Vorsicht zu beobachten. Bey vollkommen blühendem Aussehen fanden sich Chanker an den Schamlippen und ein nässender Flechtenausschlag an einem Schenkel.

27. Ueber die Harnbeschwerden der Wöchnerinnen und den Nachtheil zu großer Beckenweite. Nach einer sich selbst überlassenen langsamen Geburt folgte hartnäckige Harnverhaltung, deren Ursache offenbar in der excessiven Beckenweite und dem anhaltenden Druck des Monate lang tief in der Beckenhöhle stehenden Kopfes zu suchen war.

28. Ueber die Praxis bey Tübdinnen. Ein Fall von verheimlichter Schwangerschaft, schwerer, sechstägiger Geburtsarbeit und drohenden Erscheinungen im Wochenbett, gibt zu der Bemerkung Anlaß, daß Tübdinnen heftigen hysterischen Zufällen besonders unterworfen seyen.

29. Ueber die Durchschneidung der, um den Hals geschlungenen, Nabelschnur.

30. Ueber die Hautausschläge der

Neugeborenen. Dieser interessante Gegenstand werde in einigen systematischen Handbüchern der Kinderkrankheiten unter dem nichts sagenden Titel 'Hitzblätterchen' abgehandelt. Man müsse aber wenigstens 10 Formen unterscheiden: Kinderfriesel (strophulus), Blasenausschlag, falsche Krätze, Milchschorf, furunkelartige Blattern, herpetische Eruptionen, venerische Krätze, Ichthyosis, Crusta serpigiosa — und in der Behandlung besonders auf den Darmkanal Rücksicht nehmen, da sich Störungen in diesem und den chylopoetischen Organen überhaupt auf der Haut des Kindes critisch entscheiden.

31. Ueber die Vorderhauptsgeburten. Diesen characteristischen Namen glaubt der Verf. dieser Species unregelmäßiger Kopfstellungen zuerst gegeben zu haben in seinen Hülfsanzeigen S. 272, da sie sonst mit keinem besondern Namen bezeichnet wurde. Es sey leicht, in Beziehung auf die Behandlung, Hebammen zu sagen: die Lage mit dem Hinterhaupte nach hinten (also die Vorderhauptsgeburt) bedürfe nichts als ruhige Erwartung; was könne damit aber der Practiker anfangen, der mit dem Axiom vertraut seyn müsse: daß unregelmäßige Kopfstellungen an und für sich niemals ein außerordentliches Verfahren oder künstliche Hülfe bedürfen, wenn ihm der unausbleibliche Fall begegne, daß er sich zum Bestande gezwungen sehe, weil die langwierige, peinvolle Geburt keinen Fortgang habe?

32. Die syphilitische Krankheit als Geburtshinderniß.

33. Ueber die Umschlingung der Nabelschnur. Bey einer viermaligen Umwicklung der Schnur um den Hals verlief die Geburt leicht. Die einfache Erklärung der Art, wie

die Nabelschnur um den Hals sich legt, möchte gleichwohl die wahrscheinlichste seyn.

34. Ueber den Gebrauch der Feder als antiasthymisches Mittel. Indem man einem todtschwach gebornen Kinde eine Feder tief in die Mundhöhle einbrachte, wurden dadurch 2 große käseartige Klumpen fortgeschafft, die, hätte man die Belebungsversuche mit Lufteinblasen angefangen, wahrscheinlich für immer die Respiration behindert hätten.

35. Ueber die Ausdehnung des Muttermundes mittelst der Finger.

36. Ueber den Ueberlaß auf dem Fuße bey Frauen.

37. Ueber die Wendungsoperation nach vergeblicher Anwendung der Zange, als Mittel die Perforation zu vermeiden. Mit diesem, einem der wichtigsten Gegenstände der ganzen operativen Geburtshülfe, schließt das Buch, bey dessen Empfehlung wir uns noch erlauben, auf die Beobachtungen S. 73. 92. 100. 117 u. 131. besonders aufmerksam zu machen.

D—r.

## B e r l i n.

Verlag von Th. Bode. Der Magnet als Heilmittel oder practische Anweisung durch Magnete die verschiedenartigsten Krankheiten zu heilen, heftige Schmerzen schnell zu entfernen und die verlorene Kraft rasch und sicher wiederherzustellen; nebst einem kurzen Abriß der Schicksale dieses Heilmittels und einer gründlichen Anweisung zur Anfertigung künstlicher Magnete, dargestellt

für Aerzte und Nichtärzte von Dr Ph. Jos. Barth. XIV und 202 Seiten. 1836. 8.

Wenn man die Geschichte der *Materia medica* durchgeht, so ergibt sich, daß in frühester Zeit sehr viele Stoffe als Arzneymittel aufgenommen wurden, bloß wegen einer äußern Aehnlichkeit mit irgend einer Erscheinung einer Krankheit oder irgend einer Uebereinstimmung oder Eigenschaft mit einem Körperorgane. Reichliche Angaben in dieser Hinsicht finden sich in der Fundgrube für magische Medicin bey Oswald Crollius, von den innerlichen Signaturen. Frankfurt a. M. 1623. 4. Als späterhin die sonderbare Gewalt des natürlichen und künstlichen Magnets, Eisen anzuziehen und festzuhalten, bekannt wurde, stand man nicht an, sofort auch dieser Kraft eine Hinwirkung auf den menschlichen Körper zuzuschreiben; sey es, daß man sich vorstellte, der Magnet könne, so gut er Eisen an sich reiße, wohl auch Krankheitsstoffe aus den Gliedern ziehen, oder daß man voraussetzte, er könne vielleicht gar eine ähnliche Kraft in dem Körper erwecken, welche dann auf irgend eine Weise die krankhaften Zufälle beschwichtige. Wenn man ein Gleichniß gebrauchen darf, so hat es damit dieselbe Bewandniß, als wenn unter einem wilden Volke Europäer sich aufhielten, welche von den Ihrigen Briefe erhielten. Die Wilden, welche beobachteten, daß die mit seltsamen Characteren beschriebenen Papiere den Fremden Nachrichten mittheilten, welche eine auffallende Folge nach sich ziehen, werden nothwendig auf den Gedanken kommen, es liege in jenen Blättern eine verborgene Kraft, und man könnte sich dann nicht verwundern, wenn sie darauf verfielen, Stückchen solcher Papiere sich zuzueignen und sie

als Schutz- und Heilmittel in Krankheiten zu gebrauchen.

Die Meinungen von der Heilkraft des Magnets gewannen eine besondere Stütze und Ausdehnung, als der sogenannte thierische Magnetismus in Aufnahme kam. Erscheinungen und Wirkungen ganz verschiedener Art wurden hier durcheinander gemischt, pathologisch-organische des menschlichen Körpers und physikalisch-mechanische eines Steins oder Metalls, und es entstand eine endlose Verwirrung der Begriffe, welche endlich die ganze Sache in Mißcredit brachte und besonders für den Nichtarzt über die Worte Magnet und Magnetismus eine Art unheimlicher Apprehension oder mystischer Zaubergewalt verbreitete. In der neuesten Zeit scheinen die großen Entdeckungen im Gebiete der electrischen und magnetischen Erfahrungen und ihre innige Verknüpfung zu einem gemeinsamen Ganzen die Aufmerksamkeit wieder auf den Magnet und auf die Möglichkeit seiner medicinischen Anwendung gerichtet zu haben. Ref., der in letzterer Beziehung ein tiefbegründetes Mißtrauen nicht zu unterdrücken vermag, hat, um eine sichere Basis der Beurtheilung zu haben, einen Physiker um seine desfallsige Ansicht gebeten. Diese lautete also: 'Der Magnet wirkt an und für sich bloß auf eisenhaltige Körper, höchstens noch auf Nickel und Kobalt. Diese Wirkung äußert sich einzig und allein als Anziehung oder Abstoßung, und ist hierbei durchaus keine Veränderung in dem Substantiellen der Massen wahrzunehmen; wie denn überhaupt der Magnet als solcher keine chemische Action weder hervorruft noch modificiert. Zwar hat man bemerkt, daß der Magnet auf alle übrigen Stoffe auch

einen kleinen Einfluß ausübt; aber dieser Einfluß ist nur von der Art, daß wenn jene Stoffe in die Form kleiner Cylinder gebracht, an einem Faden aufgehängt und in Schwingungen versetzt werden, die Nähe eines Magnets diese Schwingungen um ein Weniges beschleunigt. Es ist jedoch noch nicht ausgemacht, ob nicht auch hier dieser Einfluß von der Gegenwart von Eisenpartikelchen abhängt. Wenn jedoch die übrigen Naturkörper Theile einer geschlossenen galvanischen Kette ausmachen, dann erhalten sie, durchdrungen von dem electricischen Strome, magnetische Eigenschaften, das heißt, sie ziehen Magnete an oder werden von diesen angezogen. Umgekehrt ist ein Magnet auch im Stande, electricische Wirkungen zu erzeugen, aber dieses nur alsdann, wenn ein mit einem spiralförmigen Drath umschlungenes Stück Eisen rasch ihm genähert oder von ihm entfernt wird. In diesem Falle entsteht in dem Drath ein schnell vorübergehender electricischer Strom. Dieser Strom kann, wenn er sehr stark ist, wie dieses bey den kräftigen Apparaten des Hrn Hofraths Gauß der Fall ist, auch physiologische Wirkungen hervorrufen und in dem menschlichen Körper, der sich in der schließenden, electromagnetischen Kette befindet, Zuckungen, Schmerzen, Lichtblitze erzeugen. Aber diese Wirkungen sind momentan; sie entstehen nur unter den angegebenen, ziemlich complicierten Bedingungen und sind ihrer Natur nach durchaus nicht verschieden von denen, welche jede Volta'sche Säule darbietet. Unter allen andern Umständen ist der menschliche Körper ganz und gar gleichgültig gegen den Magnetismus, und wer einen Magneten, weil er anderweitige physische Erscheinungen bewirkt, an einen leiden-



den Theil appliciert und Hülfe erwartet, kann mit eben so gutem Rechte ein Stück Zink daran halten, weil dieses Metall in dem galvanischen Apparate von so großem Erfolge ist.'

Nach diesen vorausgeschickten allgemeinen Bemerkungen, welche den Standpunct unserer Beurtheilung dieses sogenannten Heilmittels bezeichnen sollen, glauben wir mit wenigen Worten den Werth und Inhalt der vorliegenden Schrift anzeigen zu können. Der Verf. gibt in der Einleitung eine Geschichte der medicinischen Anwendung des mineralischen Magnets und erzählt dann seine eigenen Schicksale in der Ausübung der magnetischen Heilkunst. Er rühmt unter andern zu Döltzsch in Mähren 40 an der Grippe leidende Soldaten in einer Kaserne nach einer, höchstens nach zwey Behandlungen mit dem Magnet so weit hergestellt zu haben, daß sie im Stande waren ihre Dienste fortzusetzen (S. 28). Bey seinen vielen überaus glücklichen Curen hat er sich nur sehr über andere, die ihm so zu sagen ins Handwerk pfuschten, zu beklagen, namentlich über den Mechanikus Amuel in Berlin, der zu gleicher Zeit eine Heilanstalt eröffnete und öffentlich bekannt machte (S. 36), 'daß bey ihm nicht allein harmonisches Rindvieh- und Schafgeläute, sondern auch Magnete zum Tragen von  $\frac{1}{2}$  bis 30 Thlr das Stück zu haben seyen'. Er habe in Berlin allein innerhalb eines Jahres 1600 Patienten behandelt (S. 38). Die Erklärung, welche Wolff abgab, daß in der Charité mit dem Magnete nichts Vortheilhaftes bewirkt worden sey (S. 32), hält er für indiscret. Von S. 45—59 wird von der Bereitung starker, künstlicher Magnete gehandelt; dann folgt der Abschnitt: 'Technik der Anwendung des

Magnets' S. 60 — 84. Hier wird der Apparat des Brfs, der in einem besondern Zimmer aufgestellt, aus 16 großen 3 bis 13fachen Magneten und andern Utensilien besteht, so wie der Hofuspokus der Anwendung, als Fixieren, Bestreichen u. s. w., dessen Mittheilung man uns wohl erlassen wird, in aller Umständlichkeit beschrieben. In dem Abschnitt, 'Wirkungen des Magnets' (S. 85 — 120) werden in alphabetischer Ordnung alle Krankheiten oder ihre Formen aufgezählt, worin der Magnet sich heilsam erwiesen oder doch erweisen könnte. Es fehlen wenige Nummern der speciellen Pathologie. Ausgezeichneten Erfolg soll er haben bey der Cholera, bey Entzündung innerer Organe, bey der Epilepsie, bey Frostbeulen, bey Hämorrhoiden, bey dem Heißhunger, bey dem Kropf. Der Verf. behauptet (S. 22), daß nicht sowohl die Krankheiten mit prävalierendem Ergriffenseyn des Nervensystems, als vielmehr des Gefäßsystems durch den Magnet mit Glück bekämpft würden. Wer nun noch immer nicht glauben will, dem werden zum Schlusse (S. 121 — 202) nicht weniger als 150 Krankheitsgeschichten mit namentlich aufgeführten Patienten erzählt, bey denen allen die Anwendung des Magnets wahre Wunder bewirkt hat.

M.



S t t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

169. Stück.

Den 24. October 1836.

L e i p z i g.

Bey Köhler. Acta Societatis Graecae. Ediderunt Antonius Westermannus Phil. Dr. Litter. Graec. et Rom. in Univ. Lips. P. P. O. Carolus Hermannus Funkhaenel Phil. Dr. Gymnasii Nicol. Lips. Coll. III. Volumen I. Praefatus est Godofredus Hermannus. XXX und 201 S.

Wenn man die Philologie mit andern Wissenschaften, wie Geschichte oder Mathematik, vergleicht, kann man leicht an ihr die bestimmte Begränzung des Begriffs vermissen, wie sie den andern zukommt, und wohl zu der Ansicht geführt werden, daß sie nur ein zufälliges Aggregat verschiedenartiger Kenntnisse, theils aus der Sprachkunde, theils aus der Geschichte, der Aesthetik u. s. w., sey, welches nur durch besondere äußere Umstände, die namentlich in der einmal eingeführten Erziehungsweise der Jugend liegen, als ein scheinbares Ganzes zusammengehalten werde. Die alten Autoren, kann man sagen, seyen nun einmal ein probates Bildungs-

mittel des jugendlichen Geistes; Alles, was zum Verständniß und zur Erläuterung derselben diene, welchem Zweige des menschlichen Wissens es auch angehören möge, bilde die Masse von Kenntnissen, die man Philologie nenne. Dann würde freylich die Philologie, wenn sie in dem Verstehen der alten Schriftsteller schon ihren Schluß- und Zielpunct gefunden hätte, wenn kein daraus erst wieder zu gewinnendes Wissen jenseits läge, als Wissenschaft gar nicht in Betracht kommen. Wenn man aber dagegen die Bestrebungen der Männer, welche schon im sechszehnten Jahrhundert die Philologie weit über das Maß solcher Hülfkenntnisse hinaus mit der ganzen Energie von Geistern, die nach wirklicher Wissenschaft rangen, bearbeitet haben, wenn man die Richtung, welche die Philologie in neueren Zeiten in Deutschland genommen hat und mit wachsender allgemeiner Theilnahme verfolgt, beobachtet: wird man darin gewiß nicht den Trieb eigentlicher Wissenschaft verkennen, der auf ein großes, innig verbundenes Ganzes menschlicher Erkenntniß hinausgeht. Ueber das Feld nun, auf welchem diese Erkenntniß im Allgemeinen zu suchen ist, kann kaum ein Zweifel obwalten, daß es das der Geschichte des Menschengeschlechts seyn müsse. Hiernach würde die Philologie der Geschichte als ein Theil anheimfallen, wenn nicht von der andern Seite die Philologie sich Aufgaben gesetzt hätte, die wenigstens nicht im Kreise der Geschichte, in dem Sinne, wie man sie aufzufassen gewohnt ist, zu finden sind. Die Philologie geht darauf hinaus, die Periode der Bildung des Menschengeschlechts, mit der sie sich beschäftigt, eben so in ihrem gesetzmäßigen Entwicklungsgange, wie in ihren individuellen Gestaltungen in anschaulicher Vorstellung aufzufassen, wissenschaftlich zu erkennen, und überhaupt dem Geist auf solche Weise

anzueignen, daß er in allen seinen Kräften dadurch gestärkt, gereift und über die Beschränktheit eines persönlich = zufälligen Horizontes zu einer höhern Einsicht in das menschlich Edle, Große und Schöne erhoben werde. Sie setzt sich also nicht die Ermittlung einzelner Facta, die sie in ihre Tabellen eintragen will, noch auch die Gewinnung abstracter Formen, die es ihr etwa von den Erscheinungen abzuziehen gelingt, sondern die ganze volle Auffassung des antiken Geisteslebens in Verstand, Gefühl und Phantasie zum Ziele; und die Lectüre der classischen Schriftsteller ist nicht etwa bloß eine Gelegenheit für sie, dieß und jenes zu excerpieren, hie oder da ihre Kräfte zu zeigen, sondern — in sofern sie mit lebendigem Sinne für das Wesentliche verbunden ist — in der That selbst schon ein großer, wichtiger Theil der wissenschaftlichen Aneignung des Alterthums, dem freylich Vieles vorausgehen und auch noch Manches folgen muß. Daß das classische Alterthum der Griechen und Römer der ergiebigste, oder wenigstens zuerst ergiebige Boden einer solchen Bearbeitung geworden — wiewohl die griechisch = römische Philologie nichts weniger als für sich allein stehen will, sondern die orientalische und jetzt auch die germanische mit Freuden auf ähnlichen Pfaden zu ähnlicher Ausbreitung heranschreiten sieht — hat auch wohl nicht bloß in äußern Umständen, sondern, mit diesen zugleich, in der ganzen Beschaffenheit der Bildung dieser Völker, besonders in der harmonischen Totalität ihres geistigen Lebens, seinen Grund.

Wir haben hier Sprachen vor uns, die, abgesehen von der Nothwendigkeit ihrer Kenntniß zum Verständniß der Literatur, an und für sich, wenn sie historisch und comparativ behandelt werden, die beredtesten Zeugen für die gelstige Ge-

schichte der Nationen sind, die sie rebeten, indem sie durch ihren etymologischen Bau die tiefsten Blicke thun lassen auf die ersten Entwicklungsstufen des erwachenden, naturfrischen Geistes in einem Jugendalter, in dem diese Nationen zum Theil noch auf dem mütterlichen Boden einer größern Völkerverfamilie festgewachsen erscheinen, aber eben so sehr in ihrer syntaktischen Ausbildung uns in die Operationen des gebildetsten, reifsten Verstandes und Geschmacks einführen, der das gegebene Material der Sprache zum geschmeidigen Organ der mannigfachsten Gedankenentwicklung zu machen mußte. Als das zweyte Erzeugniß des Geistes dieser Völker treten uns Religionen entgegen, die freylich den Kern echter Religiosität uns an den meisten Stellen nur verdunkelt zeigen, aber dem Forscher dafür eine Fülle der eigenthümlichsten Anschauungen der Natur und Menschenwelt in ihrer Beziehung auf ein göttliches Leben, und zwar größtentheils aus einem Zeitalter bieten, das, älter als alle Litteratur, doch durch seine Schöpfungen in dieser Art mächtig auf die ganze folgende Cultur, Poesie und Kunst eingewirkt hat. Daran schließt sich die Ausbildung des practischen, insbesondere des politischen Lebens, die schon um der leitenden Ideen des Sittlich-Schönen willen, welche in den alten Gesetzgebungen heller hervortreten als in irgend einem neueren Staatsleben, eben so wohl der Betrachtung würdig ist, als irgend ein Werk eines einzelnen Menschengenies. Auf dem Boden dieser beiden Felder, der Religion und des bürgerlichen Lebens, erhebt sich der reiche Wuchs der alten Litteratur, aus den Anlässen und Antrieben des Cultus, des Staats, der Sitten nach allen Seiten hervordachsend, und in den guten Zeiten der antiken Bildung durchaus von künstlerischen

Stimmungen und Grundsätze beherrscht, und eben dadurch zu einer Mannigfaltigkeit von Satzungen entwickelt, von so festem, in sich vollendetem Gepräge, einem solchen bis ins innerste Gefüge der Gedanken durchgedrungenen Styl, daß der Geist des einzelnen Künstlers, ohne Hemmung der individuellen Freyheit, doch dadurch eine constante Richtung auf das Wahre und Richtige in der Kunst erhalten mußte. Und damit im innigsten Bunde die bildende Kunst, auf demselben Boden des religiösen und öffentlichen Lebens wurzelnd, gleichen Formgesetzen und Geschmacksgrundsätzen dienend, wie von einer gütigen Vorsehung uns beschieden, um das Wort der Poesie durch sinnliche Anschauung zu beleben, und die Anschauung durch den Begriff der Sprache der gesammten Gedankenwelt richtig einzufügen. Endlich ist es dieselbe antike Bildung, von welcher die ersten Gedanken der Wissenschaft ausgegangen sind, und der unsere Wissenschaft, wenn auch dem Inhalte nach mehr das Werk der modernen Bildung, doch größtentheils ihre methodischen Grundsätze und allgemeinen Formen verdankt. Fügen wir nun diesen reichen Inhalt in den Rahmen der alten Völkergeschichte und Länderkunde ein, welche dem Ganzen erst durch Zeit und Ort Zusammenhalt gibt, so würde das vor uns stehen, was wir als systematische Philologie ansprechen möchten: womit wir indeß nicht sagen wollen, daß nicht die Geschichte auch eine höhere Function übernehmen, und von der Philologie genährt und durchdrungen das geistige Leben, das jene durch die treueste, mühevollste Thätigkeit aufgeschlossen, im vollendeten Bilde zusammenfassen könne, sondern vielmehr den Historiker glücklich preisen wollen, dem eine Geschichte des Alterthums in diesem

Sinne zu schreiben — nach Jahrhunderten vielleicht einmal beschieden seyn wird.

Indem, wie es uns scheint, die classische Philologie dem Ziele einer solchen Ergründung seit einiger Zeit mit entschiedenem Bewußtseyn zustrebt, bereitet sie einerseits eine nähere Verbindung mit der Philosophie vor, indem sie sich bemüht, ihr die Mittel zu verschaffen, in das Innere des menschlichen Geistes, den ganzen Organismus seines Lebens, seine Entwicklungsstufen und deren Gesetze, die Natur und das Wesen aller höhern geistigen Thätigkeiten ungleich tiefer einzudringen, als es die beschränkte und einseitige Lebenserfahrung eines Individuums oder ein willkürliches Herausgreifen einzelner Erscheinungen aus der Geschichte möglich macht. Andererseits wird sie auch dadurch in den Stand gesetzt, die Rolle in der pädagogischen Bildung der Jugend, die ihr, ungeachtet der sich immer erneuernden Kämpfe darüber, bis jetzt noch geblieben ist, mit gutem Gewissen und im klaren Bewußtseyn ihres Rechts zu behaupten. Denn wenn ihr selbst der geistige Character und die Gedankensphäre in allen Werken des Alterthums vollkommen deutlich geworden seyn wird, wird sie dieselbe auch am besten für die Entwicklung des jugendlichen Geistes benutzen, und durch die einfachen und klaren Formen der antiken Bildung den Geist für die verschlungenen und complicierten Wege, welche die neue Zeit eingeschlagen hat, vorbereiten können.

Der Unterz. hat diese Betrachtung über die jetzige Aufgabe und Stellung der Philologie, in welcher er mit vielen seiner Zeitgenossen zusammen zu treffen glaubt, hier vorausgeschickt, um den Standpunct anzuzeigen, von dem aus er die Aeußerungen des berühmten Vorredners dieser Acta Societatis Graecae beurtheilen muß, wel-



che durch die Stelle, wo sie stehen, und durch die Art, wie sie ausgesprochen werden, als eine Art von Manifest einer sehr ausgebreiteten philologischen Schule erscheinen. Herr G. Hermann spricht zuerst von dem Nutzen, welchen die Griechische Gesellschaft in Leipzig durch die Uebungen gewährt habe, die darin angestellt worden, und die ein ungleich wichtigerer Theil des Unterrichts seyen als das bloße Anhören von Vorlesungen: wobey der Unterz., ohne den großen und auch überall anerkannten Nutzen fort-dauernder Uebungen für die philologische Bildung im geringsten zu bezweifeln, doch bemerken muß, daß das ruhige Aufnehmen einer wissenschaftlichen Entwicklung immer noch einen ungleich größern Fortschritt des Geistes in der Zeit der academischen Studien bezeichnet, und mit Recht daher als die Hauptsache und das eigentlich unterscheidende der academischen Bildungszeit angesehen wird. Hierauf folgt eine Erzählung von dem philologischen Bildungsgange des Voredners selbst, und namentlich eine sehr lebhaft und anziehend geschriebene Schilderung der Lehrweise des vortrefflichen Reiz, für welche, so wie für manche andere charakteristische Züge aus jener Zeit, jeder Leser dem Verf. großen Dank wissen wird. Hierauf fährt der Verf. fort, wie er durch die Kantische Philosophie und eine Lectüre der Alten, die sich immer nur auf einen Schriftsteller zugleich gerichtet habe, gebildet, nun alle seine Studien darauf gerichtet habe, ut *linguarum rationes usumque scriptorum quam posset certissime explicatum haberet*. Was er damals über *Tempora, Modi, Partikeln* und dgl. zuerst ins Klare gebracht habe, sey in jener Zeit von Vielen schnöde-zurückgewiesen worden, während es jetzt größtentheils selbst in den Unterricht der Knaben auf der Schule übergegangen

sey: Behauptungen, deren Wahrheit wohl nicht leicht von irgend Jemandem in Zweifel gezogen werden wird, wenn wir dabey manche aus der Kantischen Categorientafel abgeleitete Begriffsbestimmung beseitigen. Unmittelbar nach dieser Hinweisung auf seine Verdienste um die Griechische Sprachkunde fährt Herr H. fort: Verum relabi videtur seculum nostrum in pristinam levitatem, quum multi, linguarum scientia se iam pueros satis instructos rati, ea quae multo maiora ac potiora sint consequenda esse clament. Eorum duae sectae sunt, una grammaticorum, altera illorum qui quas ipsi res appellant tractari volunt. Et de grammaticis quidem alii, saniores illi, modo laboriosa industria rarissimas et maxime reconditas verborum formas expiscantur, modo mira subtilitate distinctiones definitionesque excogitant verbisque exornant amplissimis, haud scio an opera maiore quam fructu; alii autem, non magis multa iustaque ratione exculi, lucem sibi inde unde sol oritur, repercussam aurora boreali, affulsuram sperantes, ad Brachmanas et Ulphilam confugiunt, atque ex paucis non satis cognitarum linguarum vestigiis quae Graecorum et Latinorum verborum vis sit explanare conantur. Qui ut hic illic alicuius vocabuli formaeve originem inveniant, tamen ad Graecae Latinaeque linguae rationem explicandam vereor ne non plus lucrentur, quam si Germanus aliquis gentis suae linguam plurima vocabula communia cum Graeca habere sciat: quo ille sua lingua nihilo rectius utetur, quam si id nesciat.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e   A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

170. 171. S t ü c k .

Den 27. October 1836.

---

L e i p z i g .

Beschluß der Anzeige: Acta Societatis  
Graecae.

Wir verweilen hierbey ein wenig, indem wir auf den Grund dieses Tabels zu kommen suchen. Was nun die erste Art von Grammatikern betrifft, so ist uns unbekannt, daß gerade diese Richtung der Aufspürung seltener Wortformen und der Sucht nach subtilen Distinctionen so vorherrschend wäre, um als characteristisch für die gegenwärtige Zeit erwähnt zu werden; weit mehr hätte man erwartet, daß hier von den erneuten und in ganz anderm Maßstab durchgeführten Leistungen der diplomatischen Kritik, so wie von den umfassendern Studien der alten Grammatiker gesprochen worden wäre, wodurch die Textbehandlung der Autoren eine weit festere Gestalt, und grammatische Forschungen eine breitere Unterlage erhalten haben, als es früher der Fall

war. Was aber das vergleichende Sprachstudium anlangt, über welches hernach der Stab gebrochen wird: so scheint Herr H. keine richtige Vorstellung von dem Zwecke und der Bedeutung dieses Studiums zu haben, wenn er nur den Nutzen davon absieht, daß man dieselben Worte in verschiedenen Sprachen wiederfinde; da doch die Sache so steht, daß die ursprüngliche Gestalt der meisten Wurzeln, vieler Ableitungsformen und ziemlich aller Flexionen erst durch die comparative Sprachkunde — und zwar meist mit einer Evidenz, wie sie in historischen Wissenschaften nur irgend verlangt werden kann — bestimmt wird, und die specielle Geschichte der einzelnen Sprachen erst dadurch einen Boden gewinnt, auf dem sie auch das scheinbar Willkürliche und Regellose größtentheils als Glieder eines schönen gesetzmäßig entwickelten Ganzen nachweisen kann. Urtheile, wie sie Herr H. fällt, haben in neuester Zeit öfter von Philologen verlautet, und lassen sich auch leicht begreifen aus der Furcht vor einer allzugroßen Erweiterung des pflichtmäßigen Studiums: als wenn nicht auch in der Philologie von jeher eine Theilung der Arbeit des Forschens bestanden hätte, und mehr als die wichtigsten und am meisten gesicherten Ergebnisse zu wissen, einem Einzelnen zur Pflicht gemacht werden könnte. Die Sache ist aber in der That jetzt dahin gelangt, daß entweder die Philologie sich ganz einer historischen Erkenntniß über das Werden der Sprache, aller etymologischen Forschungen über die Gestalt der Wurzeln und den Organismus der grammatischen Formen begeben, oder sich in diesen Stücken der comparativen Sprachkunde als Führerin und Rathgeberin anvertrauen muß. Das willkürliche Etymologisie-

ren, daß nicht von einem Studium der gefesmäßigen Veränderungen in der Sprache ausgeht, erscheint jetzt, beleuchtet von dem Lichte der Sprachvergleichung, als ein leeres Spiel, und selbst als eine sehr gefährliche Täuschung, wo es Untersuchungen über die Bedeutung von Partikeln (wie bey der Hermann'schen Ableitung von  $\alpha\upsilon$ ) und grammatischen Formen zum Grunde gelegt worden ist. Diese Rec. selbst wird noch ein Beyspiel liefern, wie grundlos und falsch die Aussprüche einer solchen ausschließlichen Sprachkunde, und wie nahe vielleicht in dieser Hinsicht ihr Hochmuth dem Fall ist.

Die Vorrede geht nun zu der zweyten Secta, wie Hr Hermann sie nennt, über: *illorum qui quas ipsi res appellant volunt tractari*; wobey der Unterz. gleich bemerken muß, daß der Ausdruck Sachen-Philologie, seiner Erinnerung nach, von den Gegnern und nicht von denen herührt, welche der Meinung sind, daß neben der Form und in genauester Verbindung mit ihr der Inhalt der Werke des Alterthums beherzigt werden müsse. Gegen diese spricht die Vorrede nun auf diese Weise: *Illi vero, qui sese rerum explicatores esse gloriantur, primum eo immane quantum peccant, quod linguas veterum non rerum primam et potissimam esse intelligunt.* Da hiermit der Verf. unmöglich sagen will, daß die Sprache zum Inhalt eines Schriftwerks gehöre: so kann er nur das damit meinen, daß die Sprache eben so gut ein Theil des antiken Geisteslebens und ein Gegenstand historischer Beobachtung und Ergründung sey, als Literatur, Kunst, Staatsleben u. dgl.; dies ist aber eigentlich niemals ganz übersehen, und gerade von

dem berühmten Gelehrten, den Herr H. als Führer dieser secta von Sach-Philologen im Auge zu haben pflegt, öfter sehr geltend gemacht worden. Es war ein Mißgriff Fr. A. Wolf's — wenn es Noth thut daran zu erinnern — die Grammatik als eine reine formale Disciplin zu betrachten, während doch nur Kritik und Hermeneutik das Organon der Philologie bilden, und die Sprachkunde eben so gut zum Inhalt gehört, wie die übrige Alterthumskunde. Gerade daraus geht ja die Forderung hervor, daß, während Hr. H. einige Theile der Griechischen Sprache zum Gegenstand einer rein logischen Analyse gemacht hat, nun eine historische Behandlung Noth thue, wodurch erstens die alten Sprachen im Ganzen als Erzeugnisse bestimmter Richtungen des Geistes in ihrem nationalen Character aufgezeigt, und dann insbesondere die Sprachbehandlung der bedeutenderen in ihrer Gattung schöpferischen Schriftsteller aus den Eigenthümlichkeiten ihres Denkens und ihrer ganzen geistigen Bildungsstufe entwickelt werde; wodurch erst die noch immer sehr weite Kluft zwischen der allgemeinen Theorie und dem subjectiven Gefühl, worauf man sich bey der Behandlung einzelner Schriftsteller zu verlassen pflegt, — wenn auch nie ganz ausgefüllt — doch wenigstens verengert werden könnte. Darin hat aber die Philologie ihre Aufgabe noch sehr wenig gelöst und oft kaum erkannt, und selbst die Autoren, deren schriftstellerischer Character sich am klarsten und schärfsten auffassen läßt, von der sprachlichen Seite noch nicht in das gehörige Licht gestellt, so große Vortheile auch Interpretation und Critik davon zu erwarten haben. So ist es gewiß nicht unmöglich, Thukydides

ganze Sprache, seine Wahl der Worte, die Art seines Atticismus, seinen scharfzugemessenen und mit jener herben, alterthümlichen Grazie, von der die bildende Kunst uns eine so deutliche Vorstellung gewährt, daherschreitenden Satzbau aus der Perikleischen Epoche in der Entwicklung des Attischen Geistes, so wie der besondern Richtung des Characters und der politischen und rhetorischen Bildung des Schriftstellers zu erklären, während man sich bis jetzt begnügt hat, diesen Styl nur im Allgemeinen gegen die — von einer andern Bildungsstufe aus sehr gegründeten — Vorwürfe des Dionysios zu vertheidigen.

Nam quid instituta veterum, fährt die Vorrede fort, quid artes, quid aedificiorum rudera aliaequae quae oculis cerni et manibus contrectari possunt reliquiae tam praeclarum atque eximium habent, quod praeferi, immo aequiparari possit ingeniorum monumentis, quae litteris consignata ad nos pervenerunt? und knüpft daran eine längere Diatribe des Inhalts, daß die Sprache so viel vorzüglicher als die übrigen Sachen sey, als der Geist dem Körper vorgehe; daß wir außer den Schriften des Alterthums nichts davon nachahmen können als die Werke der Architectur, Bildhauerey und Malerey, welche indeß alle geringer als die Schriften und worunter auch viel Schlechtes sey; daß also das öffentliche und Privatleben der Alten uns nur interessieren könne, weil es zur Erläuterung der alten Schriftsteller diene; die Sprache sey der Geist in körperlicher Gestalt und bahne allein den Weg zum Verständniß der herrlichsten Denkmähler des Geistes. Wir wollen nun hier auf diese Vergleichung der

Sprache und der sogenannten Sachen mit Geist und Körper — als wenn sich nicht z. B. auch im alten Staatsleben Ideen ausdrücken — auf diese Schätzung des Alterthums nach dem, was wir davon nachahmen sollen — wodurch der Nutzen des ganzen Studiums sehr zweydeutig werden würde — auf diese sonderbare Parallele der bildenden Künste mit der Literatur — deren alten Wettstreit Herr H. sehr schnell zu schlichten weiß — auf die Vorwürfe, die der alten Kunst wegen mancher schlechten Hervorbringung gemacht werden — als wenn dies in der Literatur anders wäre, und das Schlechte und Seringe heutzutage anders, als um des Ganzen der antiken Kunstwelt willen, geschätzt und aufgesucht würde — nicht näher eingehen, sondern an den gelehrten Vorredner nur die einzige Frage stellen, ob nicht die richtigste, gesündeste, vollkommenste Lesung der Alten jederzeit diejenige seyn werde, welche denselben Zweck vor Augen hat, für den der alte Autor selbst geschrieben hat, und ob nicht zu einer solchen Lesung das wißbegierigste Interesse für die Gegenstände nöthig sey, über welche er geschrieben, und ob nicht ohne ein solches Interesse auch die Art der Behandlung, der Gedankengang, die Verknüpfung der Sätze, der feinere Bau der Rede selber oft auf eine schiefe und ungesunde Weise aufgefaßt werden wird. Wenn dieß unleugbar ist, und es eben so fest steht, daß Thukydides geschrieben hat, um das innere Getriebe des Peloponnesischen Krieges seinen Zeitgenossen und der Nachwelt deutlich zu machen, und Platon, um seinen philosophischen Ideen Eingang zu verschaffen, und Demosthenes z. B. in der Rede vom Kranze, um den Plan seiner Staatsverwaltung



zu rechtfertigen: so folgt, daß wer nicht das volle Interesse für diese der Geschichte des Staatslebens und der Philosophie angehörenden Gegenstände hinzubringt, und wem es nicht darum zu thun ist, diese geistig zu durchdringen, auch die Kunstformen dieser Werke nicht verstehen wird, und auch die Sprache nicht für ihn die durchsichtige Hülle des Gedankens und der volle Ausdruck des Geistes seyn wird, sondern mehr ein Tummelplatz für einzelne sich in's Spitzfindige verirrende Observationen und eine rechthaberische Disputiersucht. Mit anderen Worten: die wissenschaftliche Kenntniß des Alterthums in allen Richtungen seines Lebens dient nicht etwa bloß den alten Schriftstellern hie und da zur Erläuterung; die Schriftsteller selber sind einzelne Organe dieses Lebens, in welchem sie mit allen ihren Gedanken und Empfindungen wurzeln, und wer sie liest, wie sie schrieben, liest sie darum, um denkend und empfindend daran Theil zu nehmen.

Lasse sich nur Niemand dadurch täuschen, wenn jemand vorgibt, die Alten als Führer zu allem Großen und Schönen zu studieren, und sich doch gegen den Inhalt und die sogenannten Sagen gleichgültig zeigt. Das ist es ja, was das schulmäßige Treiben der spätern Grammatiker und Rhetoren von Jahrhundert zu Jahrhundert immer leerer und geistloser werden läßt, daß man sich allein die Formen der frühern Bildung anzueignen suchte, ohne in ihren Zuständen und Ideen fortzuleben. Die heutige Philologie aber geht darauf hinaus, das Leben der Alten in seiner Ganzheit geistig herzustellen, natürlich nicht in der Wirklichkeit und unmittelbaren Anschauung, sondern mit den Mitteln, die wir ahnen

den können und die unsere Zeit in hohem Maße ausgebildet hat, der analysierenden und combinierenden Reflexion, und im wissenschaftlichen Bewußtseyn.

Sollte aber Jemand glauben, daß die verschiedenen Erscheinungen des Lebens der Griechen und Römer hinlänglich in einzelnen Anmerkungen beyläufig erörtert werden könnten und nicht zum Gegenstande besonderer Werke gemacht zu werden brauchten: so leuchtet doch wohl ein, daß diese Form von beyläufigen und abgerissenen Erörterungen jetzt ungenügend erscheint, wo eine zusammenhängende und die Gründe der Erscheinungen entwickelnde Behandlung gefordert wird, und daß es der in tausend entlegenen Winkeln zerstreuten Erudition der Philologen recht sehr Noth thut, sich auf solche Weise zu sammeln und ihrer Kräfte und Mängel bewußt zu werden. Auch werden dadurch zugleich kritische und hermeneutische Commentare doppelt in den Stand gesetzt, ihre bestimmte Aufgabe, die Herstellung und das Verständnis des Schriftstellers, schärfer zu fassen, und seine Eigenthümlichkeit in Gedanken, Kunstformen und Sprachbehandlung, zum Hauptgegenstande der Forschung zu machen. Der Unterz., dem ein Wort über 'Notengelehrsamkeit' sehr falsch ausgelegt worden ist, hat damit durchaus keinen Tadel über irgend eine Form von Erläuterungen aussprechen wollen, die in der besondern Beschaffenheit des Schriftstellers ihren Grund hat.

Fragen wir aber zum Schlusse, worauf diese ganze Lobpreisung der Sprachkunde im Gegensatze mit andern Alterthumskenntnissen abzwecke: so geben darüber gleichzeitige Recensionen des Vfs. einen hinlänglichen Aufschluß, in welchen

die secta philologorum bestimmter bezeichnet wird, welche Hr. H. anklagt, die Sprachstudien zu verachten und hintanzusetzen. Wir halten es für unsere Pflicht bestimmt zu erklären, daß von den Philologen, welche Hr. H. bezeichnet, weder irgend Einer diese Geringschätzung jemals ausgesprochen, noch auch durch die Art seiner Studien zu erkennen gegeben hat. Denn daß etwa der eine von diesen Alterthumsforschern mit einer Schrift über politische Alterthümer oder über Mythologie oder über einen Gegenstand der bildenden Kunst zuerst vor dem Publicum aufgetreten ist, daß vielleicht bey manchem auch die Beschäftigung mit Gegenständen der Art gegen das Studium der Sprachen vorwiegt, berechtigt Niemanden eine Geringschätzung der Sprachstudien vorauszusetzen, sondern ist eine natürliche Folge der Ausdehnung unserer Studien, welche den verschiedenartigsten Talenten und wissenschaftlichen Neigungen ein erwünschtes Feld eröffnet. Soll aber etwa diese Vernachlässigung des Sprachlichen factisch aus den Schriften derjenigen Philologen bewiesen werden, die Hr. H. aus der Gesammtheit beliebig herauszugreifen und zu einer besonderen Schule oder Sekte zu stempeln pflegt: so erinnern wir uns zwar an manche Versuche diesen Beweis zu führen, aber nicht eben an gelungene, und es ist mitunter dabey von Seiten der Angreifenden schlimmer gefehlt worden, als sie ihren Gegnern vorwerfen konnten. Es ist durchaus irrig und unwahr, was Hr. H. wiederholt durch Recensionen und Vorträgen zu verbreiten sucht, daß nur seine Erklärungsmethode mit Grammatik verfare, und die Andern ohne Grammatik bloß durch Antiquitäten, Mythologie, Archäologie, Aesthetik die Al-

ten erklären wollten, da die Sache vielmehr so steht, daß sie außer Grammatik noch etwas mehr nöthig finden zum Begreifen der classischen Werke. Die Aeußerung, die sich kürzlich Hr. H. erlaubt hat, 'in Göttingen sey bekanntlich Grammatiker kein Ehrenname' (mit diesen Worten, in den neuen Jahrbüchern für Philol. u. Pädag. Jahrg. VI. Bd. XVI. S. III. S. 290.) müssen wir ohne Weiteres als eine böswillige Verläumdung mit Unwillen zurückweisen, und berufen uns deshalb getrost auf das Zeugniß eines Seiden, dem die Art der philologischen Studien auf dieser Universität aus eigener Erfahrung bekannt geworden ist. Selbst der Catalog der Vorlesungen zeigt schon, daß seit mehreren Decennien hier eben so, wie auf anderen Universitäten, über Grammatik gelesen wird.

Wir glaubten es der Universität, deren Name auf eine so wenig delicate Weise in einen Streit philologischer Schriftsteller hinein gezogen worden ist, schuldig zu seyn, dies gerade an dieser Stelle zu erklären. Aus allem Gesagten wird ungefähr erhellen, wie sich die Philologie, die Hr. H. als die seine, und zugleich als die eine richtige, preist, vor deren Erscheinung er nur Irrthum und Unvernunft (indignabar, sagt er p. XI., quod, quamcunque partem antiquitatis attingerem, plurima incerta, falsa, inepta, atque adeo sanae rationi repugnantia tradi viderem) und nach der und außer der er nur Verfall und Verderben überall erblickt, zu den Forderungen verhält, welche nach dem gegenwärtigen Standpunct der Wissenschaft an die Philologie gerichtet werden. — Indem wir nunmehr dem Vortredner weiter folgen, gelangen wir zu einer Erzählung über die Gründung und Ein-

richtung der griechischen Societät zu Leipzig, die seit der Zeit, daß königliche Stipendien daran geknüpft worden, mit einem philologischen Seminar viel Aehnlichkeit hat, und wiederum zu einer Empfehlung derjenigen Weise die alten Schriftsteller mit jüngeren Philologen zu tractiren, quae ceteris et rectior et certior esset. Doch wird eigentlich, nach manchem Tadel anderer Behandlungsweisen, über diese bessere kein Aufschluß ertheilt, als durch den Satz: Non omnia explicari ab Societate Graeca volui, sed ea tantum, quae difficilia aut corrupta essent, quorum altera recte explicando defenderentur, altera bene emendando lucem acciperent. Hiebey hängt Alles von dem relativen Begriff des Schwierigen ab, der sich nach verschiedenen Stufen der Bildung verändern wird, und zwar nicht bloß so, daß Vieles was schwierig schien, später leicht befunden wird, sondern auch so, daß was früher leicht schien, hernach als eine würdige Aufgabe des angestrengtesten Nachdenkens erkannt wird. Indeß findet sich weiterhin noch eine nähere Bezeichnung des Schwierigen, indem gesagt wird, daß es sich nicht leicht ohne einen Fehler im Texte der Schriftsteller finde: woraus weiter folgen würde, daß wenn die Alten ohne solche Fehler auf uns gekommen wären, sie nicht würdig seyn würden eine Societas Graeca zu beschäftigen, indem z. B. die Ermittlung des Plans dieser Werke, die Aufhellung der zum Grunde liegenden Verhältnisse — überhaupt Alles das, was an einem solchen Schriftwerke erst erlebigt werden muß, um es als ein gegenwärtiges zu genießen, und was auch an einem in der Gegenwart gegebenen Nachdenken und Stu-

dium in Anspruch nimmt — entweder zu leicht für eine solche Gesellschaft, oder der Mühe nicht werth wäre. Hieraus wird auch das hinlänglich klar seyn, warum wir die empfohlene Art der Interpretation nicht für die einzig richtige und für sich genügende halten können, so wenig wir auch den großen Nutzen solcher Uebungen und die anregende Kraft, welche bey der Leitung derselben entwickelt worden, in Zweifel ziehen.

Die weitere Erzählung von den Schicksalen der Gesellschaft führt auf die verstorbenen Mitglieder derselben, deren mit Recht namentlich gedacht wird, Erfurdt, Passow, besonders den kräftigen und geistvollen Reisig, der den Wissenschaften leider in einer Zeit entrisfen worden ist, wo seine Studien eine noch ungleich tiefere und ernstere Richtung genommen hatten. Hr H. läßt sich auf den innern Gang der wissenschaftlichen Bestrebungen Reisig's wenig ein, sondern erzählt in jener Weise, die aus dem *liber Incredibilium* bekannt ist, den Ursprung und Verlauf seiner *simultas* mit dem Hingeschiedenen. Leider bleibt das: *audiatur et altera pars* dabey eine unerfüllbare Forderung: gewisse Umstände lassen mit ziemlicher Sicherheit schließen, daß die Unzufriedenheit Reisig's einen weit würdigeren und ernsthafteren Grund hatte als hier angegeben wird. Nach der Relation der Vorrede soll der Vorwurf, den Hr Hermann Reisig gemacht, in einem lateinischen Gedicht *tripudium* mit einer Länge in der ersten Sylbe gemessen zu haben, den ganzen Zorn zuwege gebracht haben, (wobey einen philologischen Berichterstatter ein wenig Schamgefühl vor dem übrigen Publicum anwandeln möchte). Reisig habe es nach Festus (oder vielmehr Cicero *de divin.* II, 34.)

terra pavienda abgeleitet und daraus die Länge der ersten Sylbe deducieren wollen, aber Hr. S. habe ihn in mündlicher Unterhaltung später überzeugt, tripudium aperte a pellendo dictum, neque alia mensura esse quam repudium et propudium. Hier kann Unterz. sein Erstaunen nicht bergen, daß Reifig, der in der letzten Zeit seines Lebens die lateinische Etymologie mit dem eifrigsten Forschungsgeiste trieb, sich eine solche Ableitung habe gefallen lassen, wenn er auch die Kürze in tripudium zugeben mußte. Wahrscheinlich hatte Hr. S. bey der dabey vorausgesetzten Verwandlung des l in d den Wechsel der beiden Buchstaben in dacruma und lacruma, दाक्ष und levir, odor und oleo und in vielen andern Fällen der Art im Sinne, aber erstens wird dabey nur ein ursprüngliches d in l erweicht, nicht leicht ein l zu d verhärtet, da die Abstammung des lateinischen meditari von μελετᾶν, μέλειν noch sehr zweifelhaft ist; dann wird der Vocal, der dabey auch nicht zu vernachlässigen ist, auf diese Weise gar nicht erklärt, da das u in pepuli, pulsum nur eine Wirkung des einfachen oder mit einer Muta verbundenen l ist, wenn aber für das l ein d gesetzt worden wäre, mit dem Grunde auch die Folge weggefallen seyn würde. Die Hauptsache ist aber, daß man auf die wahre Etymologie von tripudium durch tripodare gleichsam hingestoßen wird, da das tripudium der Salier mit dem tripodare der Arvalischen Brüder (Marini Atti degli Arvali tab. XLI A.) völlig von einer Art, und der Uebergang eines altern o in u (wie in aliud aus ALIOD) im Latein ganz regelmäßig ist. Offenbar liegt pes zum Grunde, dessen Vocal im Sanscrit als das

indifferente ä (padas) erscheint, in den germanischen Sprachen die entschiedene Farbe des o und u trägt (fötus goth., vuoꝛ althochd.), im Griechischen Sprachstamm aber zwischen o und e schwankt, wie πέζα, τράπεζα, ἑκατόμπεδος u. dgl. neben πούς, τρίπους, τρίπος zeigt, wozu auch im Latein pes, quadrupes, quadrupedare neben tripodare, tripodium zu stellen sind. Das ter pede humum quater ist schon aus den Dichtern als Tanzweise nicht bloß der Salier, sondern auch anderer Italischen Tänzer, wie der Tuskanischen Ludier, bekannt. Wie aber Hr. H. (mit einem andern neueren Etymologen) auch propudium und repudium auf pellere zurückführen könne, ist nicht recht zu begreifen, indem die Bedeutung dieser Worte klar auf dasselbe Etymon hinweist, das auch der Form nach am nächsten liegt. Wie in so vielen andern Fällen, ist auch hier zu dem gebräuchlich gebliebenen pudere ein älteres Verbum der dritten, oder primitiven Conjugation im transitiven Sinne 'beschämen' anzunehmen, wovon repudium als beschämende Rücksendung und propudium als beschimpfendes Fortjagen sich von selbst ableiten.

Wir haben der Vorrede der vorliegenden Sammlung so viel Aufmerksamkeit zugewendet, daß wir von dem Hauptinhalt derselben nur noch eine kurze Nachricht beifügen können. Der Titel: Acta Soc. Gr. ist nur in uneigentlichem Sinne zu nehmen, da uns keine wirklichen Verhandlungen der Gesellschaft vorgelegt werden, sondern nur Abhandlungen, welche frühere Mitglieder der Societät nach Aufforderung der Herausgeber eingesandt haben. Diese Arbeiten gehen merkwürdiger Weise weit über den Kreis hinaus, in welchen die Vorrede die Philologie einschränkt



ten möchte, und beweisen durch die That, wie wenig jene Bemühungen auch in der nächsten Umgebung durchdringen, die einen freyeren, über das ganze Feld des classischen Alterthums sich ausbreitenden Forschungsgeist in seiner Bewegung hemmen wollen. Beynahe die Hälfte des vorliegenden Heftes nimmt eine Abhandlung des sehr verdienten Hrn Prof. Göller ein, in welcher die Nachrichten der Alten, besonders der Germania des Tacitus, über das bürgerliche Leben der alten Deutschen mit den Instituten des Mittelalters in geschichtlichen Zusammenhang gebracht werden. Der Inhalt der einzelnen Abhandlungen ist, in aller Kürze angegeben, der: S. 1—17. Dr C. Fr. Hermann, Prof. in Marburg, über Platon's Gesetze III, p. 699 c., wo für ἡς ὁ δεῖλός ἐλεύθερός καὶ ἀφοβός vorgeschlagen wird: ἡς ὁ δῆμος ἐλ. κ. ἀφ., wodurch auf jeden Fall das fehlende Subject für den folgenden Satz gewonnen wird. S. 18—38. Dr E. Spengel, Prof. am Gymnasium zu München, Emendationen zu den Vaticanischen Excerpten des Polybius und zu Julius Victor's Ars rhetorica. S. 39—116. Dr Fr. Göller, Prof. am Gymnasium zu Coblenz, Erläuterungen des Cäsar und Tacitus aus den Schriften des Mittelalters. S. 117—124. Dr F. A. Trendelenburg, Prof. an der Universität in Berlin, über die Bedeutung des Namens Accusativ (als eine falsche Uebersetzung des griechischen αἰτιατικῆ πτώσις, welches richtiger effectivus casus übertragen worden wäre). S. 125—158. Dr Franz Volkmar Frische, Prof. an der Univ. in Rostock, über zwey Personen des Aristophanes (die Mutter des Hyperbolos und den pathicus Kinesias). S. 159—186. Dr Ant. Westermann, Prof. an der

Univ. in Leipzig, Erläuterungen zum ersten Buche des Pausanias (nebst Erörterungen mehrerer archäologischer Punkte). S. 187 — 208. Dr. Th. Bergk, Collaborator in Halle, über das Skolion des Pindar für den Korinthier Xenophon, nebst Conjecturen zu mehrern andern Dichtern, unter denen die zum Empedokles und zu dem *δειπνον* des Philoxenos von Kythera besonders zu beachten sind.

K. D. M.

### H a n n o v e r.

Von dem Handbuch der Geographie von Dr. W. F. Volger Rector am Johanneum zu Lüneburg 1836 Bb. I. 711. Bb. II. 630 S. 8. (bey Hahn) haben wir bereits die vierte Auflage erhalten. Es bedarf bey einer solchen Aufnahme nicht erst einer weitem Anpreisung. Wir haben nur zu bemerken, daß der unermüdete Vf. dieselbe mit Recht eine vermehrte Auflage nennt. Nicht nur sind die seit der vorigen Ausgabe eingetretenen mannigfaltigen Veränderungen, besonders in America, gehörigen Orts eingetragen, sondern es sind auch statistische Tabellen beygegeben, welche die Uebersicht der einzelnen Staaten so sehr erleichtern. Die einzelnen Zusätze und Verbesserungen anzuführen, kann nicht im Plane dieser Blätter liegen; sie werden sich bey dem Gebrauche von selbst bemerklich machen. Mit Wahrheit können wir behaupten, daß Deutschland jetzt das brauchbarste, und den Bedürfnissen der Zeit am meisten angemessene Handbuch der Erdkunde in dem gegenwärtigen Werke besitzt.

Hn.

G e t t i n g e n  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

172. Stück.

Den 29. October 1836.

---

G e t t i n g e n.

Am 15. October entschlief an Entkräftung unser Herr Hofrath und ordentlicher Professor der Philosophie Amadeus Wendt, in seinem 54. Jahre, nachdem er sieben Jahre und ein halbes unsrer Universität, und vorher der von Leipzig funfzehn Jahre als öffentlicher Lehrer gedient hatte. Mit ausgebreiteten philosophischen Studien, besonders der Geschichte der Philosophie, worin er durch seine Schriften seinen Namen unvergänglich gemacht hat, verband er in einem seltenen Grade die der schönen Wissenschaften und Künste; wodurch sein Verlust doppelt schmerzhaft ist. Seine Biederkeit und Herzensgüte machten ihn seinen Freunden theuer, die ihn nicht vergessen werden.

S a l l e.

Formis Gebaueriis : De 'ANAMAPTHEIAI  
Jesu Christi commentatio prior. Ad Sacra

Pentecostalia pie concelebranda - interprete D. Christ. Frider. Fritzsche. MDCCCXXXV. 23 S. 4.

Von jeher ist in der Kirche die große Wichtigkeit der Frage über die Sündlosigkeit Jesu anerkannt und hervorgehoben worden. Schon der große Kirchenlehrer Origenes stellte im Zusammenhange seines Systems den Satz auf, daß nur durch Vermittelung einer reinen, von der Sünde unbesleckten Seele das Eintreten des göttlichen Logos in das menschliche Daseyn möglich geworden sey. Nach ihm legten fast alle Kirchenväter mit verdientem Rechte ein großes Gewicht auf die Sündlosigkeit Jesu, mochten sie auch diese aus seiner göttlichen Natur ableiten, weil nur das Göttliche vollkommen sündenfrey seyn könne. Daß man sie auch im Mittelalter vollkommen in ihrem Gewicht erkannte, zeigt der Streit zwischen den Thomisten und Scotisten über die vollkommene Sündlosigkeit der Mutter Christi, der sein Ziel und seinen eigentlichen Mittelpunkt nur in der Frage über die Sündlosigkeit Christi hatte. Mochten nun auch die Reformatoren selbst, theils durch die frühere scholastische Behandlung der Frage abgeschreckt, theils, weil ihnen der Drang der Gegenwart andere Lehren näher legte und als wichtiger erscheinen ließ, weniger darauf eingehen, sobald der Protestantismus seine eigenen Lebensfragen durchgekämpft und sich selbst zu einem Systeme durchgebildet hatte, nahmen auch die protestantischen Theologen jenen für alles Christenthum so höchst wichtigen Glaubenssatz wieder auf, und machten ihn mit Recht für das religiöse Leben des Christen geltend. Und so ist es denn auch fortgehend von den Neueren, besonders aber von Schleiermacher, geschehen, der be-

kanntlich den wesentlichen Character der Erlösung in die Mittheilung der Unsündlichkeit des Erlösers setzte. Gleichwohl ist nie, ungeachtet der vielen Verhandlungen darüber, die eigentliche Wichtigkeit der Frage für alles religiöse christliche Leben so klar dargestellt, und die Frage selbst so durchgreifend erörtert worden, als in der neuesten Zeit. Es geschah dies erst von Ullmann in der trefflichen Schrift: Ueber die Unsündlichkeit Jesu, womit 1828 die Studien und Kritiken eröffnet wurden, und daß er damit über einen großen Gegenstand Großes geleistet, bezeugt, zum Theil wenigstens gewiß, schon das mit, daß jene Abhandlung, nachher besonders gedruckt, bereits in der dritten Auflage erschienen ist. Und auch Ref. kann nur mit vielen dem trefflichen Verf. die größte Anerkennung zollen, und den Wunsch aussprechen, daß jene Schrift, wie sie voll ist von wahren christl. Geiste und gewiß schon anregend und belebend gewirkt hat, nicht nur von Theologen, besonders jüngeren, sondern auch von Laien, die das hohe Ideal des Heilands in seiner vollkommenen Heiligkeit und Reinheit und darnach als Vorbild alles christlichen Lebens erkennen wollen, recht viel gelesen und beherzigt werde. Die Wichtigkeit des Gegenstandes selbst ist von Ullmann jeglichem mit den Worten verzeichnet: 'Wenn es sich aber darum handelt: welches ist die Grundlage, auf der wir uns alle zusammen finden müssen, wenn wir überhaupt dem Christenthum angehören wollen, was ist wesentlich und ohne Ausnahme erforderlich zum Christseyn oder Christwerden? so sind die Grenzen wohl nicht zu enge gezogen, aber auch nicht zu weit gesteckt, wenn wir sagen: dem Kreise des Christenthums gehört an, wer in Christo und

durch ihn sein wahres Heil findet, wozu nothwendig ist, weil das Heil nur in dem Vollkommenen und Göttlichen gefunden werden kann, daß er in Christo die höchste und vollkommene Entwicklung der religiösen Wahrheit und des göttgefälligen Lebens liebend anerkennen, daß er dieser vollendeten Darstellung des Göttlichen sein eigenes inneres Leben vertrauensvoll und hingebend unterordne und nachzubilden strebe.' — 'Versuchen wir nun, den religiösen Glauben an Jesum auf seinen sittlich = geistigen Character zu gründen, so leuchtet ein, daß dies nur in sofern geschehen kann, als wir die gesicherte Ueberzeugung hegen dürfen, das geistige Wesen Jesu sey in jeder Rücksicht fehlerlos, sein Wollen und Empfinden frey von jedem Anhauch der Sünde, sein Denken über göttliche Dinge frey von jeder Umwandlung des Irrthums.'

Je wichtiger aber nun der Gegenstand an sich, und je größer das Verdienst ist, daß sich Dr Ullmann bereits um ihn erworben hat, um so dankenswerther ist auch jeder Beytrag, der die von Dr Ullmann gegebene Behandlung näher beleuchtet, und so auch der vorstehende von Hrn Dr Friksche. Obwohl aber die Beleuchtung einiger Punkte der Ullmannschen Schrift so die Veranlassung, als der Zweck der Abhandlung ist, so hat sich doch der Vf. nicht bloß auf diese Seite beschränkt, sondern zugleich mit das Geschichtliche, wie die verschiedenen Lösungen der Frage, zu deren einer Dr Ullmann ebenfalls getreten ist, genauer behandelt. Es ist aber jene ganze Frage immer auf eine dreyfache Weise angesehen worden: 1) Christum omnino peccare non potuisse, 2) potuisse non peccare, 3) reapse non peccasse. Jede der verschiedenen Meinun-

gen hat nun gerade von Hallischen Theologen eine ausgezeichnete Vertretung gefunden, und der Verf. schließt sich in seiner Untersuchung sehr würdig an die vor ihm bereits von Theologen jener Universität gegebenen an, indem er die verschiedenen Versuche genauer durchgeht, und so auf ganz natürlichem Wege zu der Meinung Ullmanns kommt, zu der er keinesweges in Gegensatz treten, sondern die er nur in ihrer Beweisführung beleuchten und, wie es ja in ernster Wissenschaft seyn soll, auch durch Gegenrede nur fördern will. Die erste obiger Meinungen, die auch zugleich die der älteren Kirchenlehrer war, ist vertheidigt von Hoewel, in der berühmten Schrift: *de αναμάρτησία Christi ejusque necessitate*, Hal. 1740. Scholastisch scharfsinnig wird die Unschuldigkeit Jesu im ersten Theile in ihrer Nothwendigkeit dargestellt, im zweyten gegen Einwürfe vertheidigt, und auf die Personseinheit der menschl. Natur mit der göttlichen gegründet. Der Verf. zeigt nun, welche große Schwierigkeiten sich bey dieser Ansicht erheben. Auch wenn man einräumt, daß die Weissagungen des N. T. auf Christus deuten, folgt aus ihnen nichts für jene Annahme. Mit Recht erklärt sich dabey der Vf. gegen die Annahme von Hase, daß das Lob, welches die Apostel Christo beylegen, eben nicht sehr von dem verschieden sey, was Xenophon (Mem. I, 1.) von Sokrates sagt: *Οὐδείς δὲ πώποτε Σωκράτους οὐδὲν ἀσεβὲς οὐδὲν ἀνόσιον οὔτε πρᾶττοντος εἶδεν, οὔτε λέγοντος ἤκουσεν*. Bey Sokrates nur Legalität, bey Christus innerste Heiligkeit des ganzen Wesens, wie auch Ullmann sehr treffend bemerkt. Aber eben so wenig läßt sich aus Aussprüchen des N. T. beweisen, daß Christus gar

nicht habe sündigen können. Dazu kommen die sittlichen Bedenken. Christus könnte bey der Unmöglichkeit zu sündigen uns gar kein Vorbild seyn, ja es siele sein eigenes Verdienst weg. Dazu kommt endlich, daß sich der Hauptbeweisgrund, daß die Unmöglichkeit des Sündigens von seiner göttlichen Natur herzuleiten sey, gar nicht aus der Schrift nachweisen läßt, wogegen der Satz allerdings feststeht, daß Christus nicht Erlöser seyn konnte, wenn er nicht selbst sündlos war.

Die andere Meinung: *potuisse non peccare*, ist nun die von den Theologen am meisten angenommene Ansicht, mit der dann das *reapse non peccasse* verbunden wird, und es handelt sich nun nur um die Art der Begründung und Beweisführung. Ausgezeichnet ist nun für diese Wendung der Frage die Schrift von Weber: *Virtutis Jesu integritatem neque ex ipsius professionibus, neque ex actionibus doceri posse*, Viteb. 1796. (auch in *f. opusc. acad. Lips. 1828*). Weber, dessen Beweisführung der Verf. nun billigt, argumentierte so: Christus und die Apostel legen der christlichen Lehre einen übernatürlichen göttlichen Ursprung bey. Diesen gründen sie aber nicht auf die inneren Beweise der Wahrheit und des Werthes, sondern auf die äußeren der Weissagungen und der Wunder, — was dann allerdings aus den Aussprüchen des N. T. bewiesen wird. Der innere Grund von der Wahrheit, oder der Gotteshwürdigkeit der Lehre, wäre nur der Schluß *a posse ad esse*. Nur die obigen äußeren Gründe gäben Gewißheit, wie auch die ersten Bekenner des Christenthums durch sie vorzüglich zur Annahme desselben bewogen seyen. Wie nun



über unsere Tugend, so könne auch über die Sündenfreyheit Jesu nur Gott, der allein Herzenskündiger sey, richtig urtheilen. Wir aber hätten entweder gar kein Urtheil darüber, oder es sey das Zeugniß der Apostel als inspirierter Männer und damit indirect Gottes selbst. Weber hielt darnach die Möglichkeit und Wirklichkeit der Sündenfreyheit fest, und wollte nur die sogenannte innere Begründung ganz ausgeschlossen wissen.

Einen ganz anderen Weg hat Ullmann eingeschlagen. Er verneint, daß der Wunderbeweis überzeuge, in sofern er nur auf die Augenzeugen seine Kraft übe, und eben selbst des Beweises bedürfe, und — 'will daher den Glauben an die Heiligkeit Christi, nicht von einer Idee, sondern von der geistvoll und lebendig aufgefaßten historischen Erscheinung, von einem Factum aus zu begründen suchen, nicht aus der Göttlichkeit Christi seine Unschuldigkeit ableiten, sondern durch die Ueberzeugung von der Sündenfreyheit des Erlösers zur Anerkennung seiner Göttlichkeit führen.' Ullmann beruft sich nun in der historischen Beweisführung darauf, daß Menschen der verschiedensten Sinnesweise, durch Wort und That das Zeugniß abgelegt, vorerst, daß Jesus ein in sittlicher Beziehung außerordentlich erhabener, dann aber auch, daß er ein reiner, sündloser und heiliger Mensch gewesen. Das Erste beweise schon der Haß seiner Feinde, die sich vergeblich bemühten, die Reinheit seines Wandels anzutasten, und selbst das Betragen derer, die sich sonst gleichgültig gegen ihn verhielten, des Pilatus und seiner Gattin. Ferner der Ausruf des Römers am Kreuze, die Freudigkeit eines bessern Lebens, mit

welcher der Verbrecher am Kreuze erfüllt wurde, so wie die Reue des Judas Ischarioth. Das zweyte bezeugen seine treuen ihm zunächst gestandenen Freunde. Dagegen erinnert nun der Vf., daß Alles dieses keine strenge Beweiskraft enthalte. Daß selbst die Freunde nichts in Christi Wandel fanden, beweist nur, daß er ein tugendhafter Mann war, nicht seine Sündlosigkeit. Pilatus's Zeugniß ist weniger wichtig, sobald er, wie Ullmann will, selbst so wenig von Tugend hatte. Zudem erklärte er nur, daß Christus nichts Todeswürdiges begangen habe. Die Frau des Pilatus hielt ihn ebenfalls nur für unschuldig, zudem in Unlaß des Traumes. Der Hauptmann war durch die wunderbaren Ereignisse gestimmt. Das Zeugniß des Judas aber erklärt sich aus den Regungen des Gewissens. Die Wahrheit dieser Einwendungen springt nun allerdings in die Augen, und hat sie denn auch Ullmann selbst in der dritten Auflage mit Beziehung auf vorstehende Abhandlung so anerkannt: 'Es ist ganz richtig, und anders kann es nicht wohl gedacht werden: die vollkommene Sündlosigkeit Jesu verbürgen die bisher angeführten Zeugnisse an sich betrachtet noch nicht; sie liefern keinen selbständigen, in sich genügenden Beweis, sie haben ihre Bedeutung und Kraft nur in Verbindung mit anderen, gleichsam einleitungsweise.' —

Weniger können wir die Einwendung des Vfs billigen, daß das Zeugniß der Apostel nur dann zweifellos sey, wenn wir sie für inspiriert hielten. Der Verf. geht dann auf die Schwierigkeit ein, daß uns über das frühere Leben Jesu so wenig Sicheres überliefert ist, und daß wir, selbst wenn wir die äußere Tugend, Legalität, in sichern Beyspielen wüßten, doch nicht die in-

nere Heiligkeit der Gesinnung darnach beurtheilen könnten. Diese Einwürfe waren nun Ullmann nicht entgangen. Er hatte gegen sie schon darauf hingewiesen, wie im sittlichen Leben des Menschen nichts vereinzelt stehe, sondern im innigsten Zusammenhange mit der ganzen sittlichen Lebensentwicklung, daß die spätere sittliche Höhe Christi nur ein Resultat seines ganzen Lebens sey, und, wie sonst vom Ganzen auf die Theile geschlossen werde, so hier, wo der Theil ohne das Ganze nicht vollkommen seyn könne, von den Theilen auf das Ganze geschlossen werden müsse. Dazu komme indeß noch das ausdrückliche Zeugniß Johannis des Täufers über die frühere Lebensperiode Christi. Gegen diese Verwahrung Ullmanns wendet der Verf. nun ein: die vollkommene Sündlosigkeit folge auch nach obiger Argumentation nicht. 'Es sey zu unterscheiden zwischen freywilligen und unfreywilligen Sünden; die ersteren störten allerdings das sittliche Bewußtseyn, die letzteren aber könnten im Leben des besten Menschen vorkommen, ohne die Reinheit und den Frieden des Herzens zu trüben. Der unfreywillig Sündigende selbst nehme kaum wahr, daß er vom Gesetze abgefallen sey, geschweige denn andere.' Indessen dürste doch Ullmann (Ausfl. 3, S. 47.) mit Recht hiergegen erinnern, daß auch die kleinere Sünde, wenn auch unbewußt, mit einem tieferen sündhaften Grunde zusammenhänge, aus dem allein sie hervorgehen könne, und daß, darum auch sie bey Christo, bey seiner sittlichen Selbsterkenntniß und seinem sittlichen Selbstgefühl nicht Statt gefunden haben könne. Richtiger macht dagegen der Verf. wieder darauf aufmerksam, daß auch Johannes der Täufer nicht alle Aussprüche, Thaten und namentlich die Ge-

danken Christi gekannt, und dazu ihm gar nicht die Sündlosigkeit im dogmatischen Sinne vindiciere, und wiederum darnach nur so viel sicher sey, daß Christus, als er sein öffentliches Lehramt begann, schon durch seine Tugend sehr hervorgeragt habe. So erinnert auch der Verf. allerdings nicht ohne Grund, daß über die innere Heiligkeit der Gesinnung nur Gott richten könne, was Ullmann auch einräumt, und daß das Zeugniß der Apostel darüber ebenfalls keine ganz zweifellose Gewißheit gebe, und erklärt sich nun hier entschiedener für die Ansicht Webers, daß für jene Behauptung nicht vernachlässigt werden dürfe, vorerst das göttliche Ansehen der Apostel mit genügenden Gründen festzustellen und zu vertheidigen. Aber gleichwohl scheint die Argumentation Ullmanns richtig und für uns ausreichend, daß, sofern bey Jesu Inneres und Aeußeres, Gesinnung und Leben, Triebfeder und Handlung ein zusammenhängendes Ganze war, schon die Apostel recht hatten, und wir auch, von der vollkommenen Güte des Lebens auf die vollkommene Reinheit des Grundes zu schließen, daß es sonst überhaupt keine Erkenntniß wahrer Sittlichkeit gebe, und daß wir dann in allen Fällen darauf beschränkt wären, uns bloß an die äußerliche Lebenserscheinung, an das augenfällige Thun des Menschen, zu halten, nie aber zu seinem Geiste hindurch dringen könnten, und scheint auch dem Ref. die in der 3. Aufl. von Ullmann gegebene weitere Rechtfertigung seiner Behauptung sehr gewichtvoll, daß, während sonst die Menschen die Schwäche nicht haben, zu leicht an Herzensreinheit und wahre Größe zu glauben, es durchaus als etwas Außerordentliches, Wunderbares erscheinen muß, daß, einmahl ein Mensch

auf eine größere Anzahl von Menschen den Eindruck machen konnte, ein durchaus Reiner, Heiliger und Göttlicher zu seyn, und daß ihnen dies zur unzerstörbaren, theuersten Lebenswahrheit wurde.' Sehr beachtenswerth ist dagegen wieder der Einwurf des Verf. über das Zeugniß Jesu von sich selbst, auf welches Ullmann und Hase gerade das größte Gewicht gelegt haben. Der Verf. fragt zuerst, ob und wie weit das Zeugniß in der eigenen Sache gelten könne, und macht nun darauf aufmerksam, daß dieß nur dann bey vorliegender Frage von großem Gewicht seyn dürfe, wenn jene Theologen mit der älteren Zeit consequent davon ausgegangen wären, daß Christus wahrer Gott gewesen sey, daß von diesem festen dogmatischen Standpuncte aus allerdings Prämissen wie Folgerungen hinreichend sicher gestellt werden könne, nicht so folgerichtig aber, wenn man jenen dogmatischen Standpunct verlasse, und nur alles von der bloßen historischen Erscheinung herleiten wolle. Dabey hat nun der Vf. noch die Hauptstücke jenes größten Beweises, daß Christus wirklich sich eine vollkommene Heiligkeit beygelegt habe, gar nicht in Frage gestellt. Schließlich deutet er aber nun an, daß diese Hauptbedingung nur der Zulassung jenes Beweises zur Untersuchung ganz fehlen dürfte, und verspricht dieß in einer folgenden Abhandlung zu zeigen. Es leuchtet wohl ein, wie wichtig und bedeutend für die wichtige von Ullmann in so herrlichem Geiste behandelte Frage vorstehende Abhandlung ist, und daß, je würdiger Dr Ullmann jene Lebensfrage behandelt hat, durch solche würdige Gegenrede die Wissenschaft und die Wahrheit nur gewinnen kann.

Köllner.

## H a m b u r g.

Erster Jahresbericht des Verwaltungsraths der Rettungsanstalt für sittlich verwahrlosete Kinder in Hamburg, vorgetragen am 23. April 1835 in der öffentlichen Versammlung 42 S. Zweyter Bericht, vorgetragen in der am 25. April 1836 gehaltenen öffentlichen Versammlung 52 S, 8. — Die beiden hier angezeigten Schriften sind nicht in den Buchhandel gekommen, um desto mehr glaubt aber Ref., dem sie zufällig in die Hände geriethen, darauf aufmerksam machen zu müssen, wegen ihres mehrseitigen hohen practischen Interesses. Im Jahre 1833 kam in Hamburg durch Subscription der Anfang einer Anstalt zu dem bemerkten Zwecke zu Stande. Daß dies in einer Handelstadt wie Hamburg Bedürfniß war, bedarf keines Beweises; nur von der Ausführung und den bisherigen Resultaten derselben kann hier die Rede seyn. Am 1. Novbr. 1833 ward das Haus, in welchem der Vorsteher, Herr Candidat Wichers, mit seiner Familie seine Wohnung erhielt, mit drey Knaben eröffnet, deren Zahl noch am Schlusse des Jahrs auf 14 stieg. Acht von diesen waren außer der Ehe geboren, die ehelichen, bis auf zwey, aber unter dem Einflusse verbrecherischer, oder frevelhafter und trunckfälliger Eltern, oder sonst in einem unehrbaren Hauswesen groß geworden. Durch Betteley und andere Anleitung hatten mehrere es bis zur Gewohnheit des hartnäckigsten Lüzens und im Stehlen es bis zu dem Grade gebracht, daß einer derselben sich in seinem 13. Jahre schon zu 92 Diebstählen vor der Polizey bekannte.

Mit sieben von diesen Knaben hatten Eltern, Armenpfleger und Schullehrer, oder selbst die Obrigkeit, vergebens versucht, sie zu bändigen und zum Gehorsam zu bringen.' Diese allgemeine Angabe wird schon hinreichen, die Schwierigkeit des Unternehmens zu würdigen, die noch viel größer erscheinen würde, wenn wir die Schilderungen der einzelnen mittheilen könnten. Und dennoch ist es gelungen! Die Mittel, deren man sich bediente, waren höchst selten körperliche Züchtigungen, sondern Angewöhnung an regelmässige, für die Knaben passende Arbeiten, an denen sie bald selber Gefallen fanden, besonders im Felde oder Garten; verbunden mit Unterricht in der Religion, Gebet und Gesang. Man wird auch ohne unsere Versicherung es glauben, daß die Erzählungen davon eben so lehrreich in psychologischer als pädagogischer Rücksicht sind; und wir haben es nur zu bedauern, daß wir in Beziehung auf diese auf die Schriften selber verweisen müssen. Nicht ohne große Anstrengungen wurden die vorgesezten Zwecke erreicht, und der Lohn blieb nicht aus. Schon im folgenden Jahre, wovon der zweyte Bericht Nachricht gibt, konnte ein neues geräumigeres Haus erbauet werden, indem das alte nun zu gleichen Zwecken für die Aufnahme von Mädchen bestimmt ward. Das Wachsthum der Anstalt, die immer größern Beyfall erhielt, und sich auch bedeutender Geschenke zu erfreuen hatte, nahm so zu, daß am Schlusse des Jahrs 1835 die Zahl der Aufgenommenen bereits auf 57, worunter 13 Mädchen, gestiegen war, und für die Zukunft hinreichend gesichert war. So werden Scharen von Kindern als nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft wiedergegeben, die sonst wahr-

scheinlich im Zuchthause, wo nicht selbst auf dem Blutgerüste, ihr Leben beschlossen hätten.

Sn.

### Fferlohn und Barmen.

Bey Langewiesche: Handbuch der neuesten theologischen Literatur, oder Anleitung zur Kenntniß der in den letzten 17 Jahren erschienenen vorzüglichen und brauchbaren theologischen Schriften für Theologie-Studierende, für Candidaten und Mitglieder des Predigt-Amts. Von W. D. Fuhrmann, evangel. Prediger in Hamm. Erster Band 1836. 743 S. in gr. 8.

Eine Fortsetzung des frühern, nur bis zum J. 1818 reichenden Handbuchs der theologischen Literatur, von demselben Vf., nach denselben Grundsätzen und ziemlich derselben Eintheilung gearbeitet. An Vollständigkeit ist hier kein Mangel, obgleich als Absicht voraufgestellt wird, daß nur das Beste und Zweckmäßigste ausgewählt seyn solle. Vielleicht würde es dem Verf. schwer werden, sich über die Principien zu rechtfertigen, wornach die Auswahl getroffen ist, und möchte wohl eher sein Streben gewesen seyn, die Nachweisung so reich werden zu lassen, als ihm seine Hülfsmittel gestatteten, so daß die angebliche Auswahl nur für etwa Uebersehenes zur Entschuldigung dienen kann. Wer das Mühsame der Anfertigung eines solchen Repertoriums aus der Fluth der theologischen Literatur, die zusehends breiter wird, zu würdigen weiß, wird ihm den Dank dafür nicht versagen. Nur die Aufgabe des Beurtheilens, die er zugleich mit übernimmt,



hätte er sich entweder ersparen, oder doch auf andere Weise lösen müssen, weil dabey wieder alle Grundsätze des Verfahrens fehlen. Es war wohl nicht zu vermeiden, daß er die Mehrzahl der angeführten Werke nur aus critischen Journalen kennen konnte, und sorgfältig genug weist er in einer Zusammenstellung summarisch die Blätter nach, wo die Werke ein Urtheil erfahren haben. Allein er gibt nun die Urtheile selbst, losgetrennt von dem Boden, auf welchem sie wuchsen, und nimmt ihnen dadurch die Charakteristik, an welcher sie der Kundige sofort nach Farbe und Tendenz zu erkennen vermag. Der Verf. wird gegen die Autoren dadurch äußerst unbillig, daß er die in einem Blatte von entschiedener theologischer Farbe über sie gefällten Urtheile, hier rein objectiv wiederholt, ohne alle Rücksicht darauf; daß sie oft nur Parteyansicht sind. Man kann es in der Regel aus der beygegebenen literarischen Nachweisung errathen, wenn ein critisches Institut der äußersten Linken über ein Werk der äußersten Rechten, oder umgekehrt, geurtheilt hat, und darnach Lob und Tadel bedeutend ermäßigen; allein der Verf. hat seiner Angabe nach, hauptsächlich jüngere Theologen sich als Leser gewünscht, und denen durfte er die Aufgabe des Errathens nicht so schwer machen. Die einfache Andeutung, daß ein bestimmter Theil des Urtheils aus einem bestimmten critischen Journale stamme, hätte am sichersten jene Unbilligkeit verhindert. Es dient, wie er erwartet hat, allerdings wohl zur Belustigung des Lesers, wenn dasselbe Werk nach den verschiedenen Standpuncten der Critiker so seltsam verschiedene Beurtheilungen erleidet: allein hier kam es doch nicht auf Belustigung an; sondern sein Extract

aus allen abgegebenen Stimmen stellt sich so objectiv hin, daß der mit dem Werke nicht aus eigener Ansicht Vertraute schwerlich ahnen kann, wie ihm statt eines unparteyischen Votums oft nur die Insinuationen der dem Autor auffässigen Gegenpartey geboten werden. Es ist doch einmal unmöglich, daß Auszüge, die im organischen Zusammenhang mit einer ganzen theologischen Richtung erwachsen sind, hier mit andern von ganz verschiedener Tendenz zu einem Amalgama bloß mechanisch vereint werden. Für den zweyten noch zu erwartenden Theil (der vorliegende umfaßt einleitende Schriften, Exegese, Dogmatik, Symbolik) bleibt es dem Gewissen des Hrn Vfs überlassen, das abgegebene Urtheil entweder selbst zu vertreten, oder, wo er nur ein fremdes Votum wiederholt, eben so das ihn leitende critische Institut genau zu markieren, als er sich redlich genug über seinen eigenen dogmatischen Standpunkt in der Vorrede ausgesprochen hat.

---

G ö t t i n g e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

173. Stück.

Den 31. October 1836.

M a r b u r g.

Bey Elwert: Die Grundzüge der Metaphysik. Aus dem Nachlasse von D. Th. U. Suabedissen. 1836. XX u. 165 S. in 8.

So oft uns ein Buch unter dem Titel Metaphysik begegnet, müssen wir uns erinnern, daß dieser Name eine Menge und ein Gewebe von Streitfragen ankündigt, über die nicht aus Streitlust, sondern von redlichen Denkern seit ein paar Jahrtausenden deshalb ist gestritten worden, weil ihre Untersuchungen nach den verschiedensten, oft ganz entgegengesetzten Richtungen auseinandergingen. Die Gegenstände liegen und lagen von jeher in der gemeinen Erfahrung und im Bewußtseyn eines Jeden; eben deshalb hilft es nichts, sich hiebey auf solche Entscheidungen zu berufen, die unmittelbar aus der Erfahrung und dem Bewußtseyn erst jetzt möchten geschöpft werden. Glaubt aber Jemand, die Mängel der Cultur in früheren Jahrhunderten wären die

Gründe eines Streits, den jetzt die Zeit geendet habe: so vergleiche ein Solcher die unlängst in diesen Blättern angezeigte Metaphysik des Hrn Dr. Hartenstein mit der hier vorliegenden. Beide sind im laufenden Jahre gedruckt; der Unkundige aber würde kaum glauben, daß jemals zwey so verschiedene Bücher den nämlichen Titel hätten führen können. Es fehlt nicht an Schriftstellern, die sich so gänzlich in ihren Gedankenkreis vertieft haben, daß sie es kaum noch für möglich halten, man könne in vollem Ernste anders denken als sie. Solche leiten nicht ein, wenn sie schon des Wortes Einleitung sich bedienen: sie streiten auch nicht, sondern sie sprechen sich aus, gleich von den ersten Zeilen an; in der Meinung, gelänge ihnen nur das Aussprechen, so würde Jeder, der sie verstünde, ihnen ohne Weiteres folgen. Kommt man zu ihnen, so empfindet man eine künstliche Helle, wie im Schauspielhause; alsdann läßt man sich wohl die Zumuthung gefallen, für kurze Zeit die Welt der Bühne für die wirkliche Welt zu halten. In diesem Sinne nun wollen wir uns gefallen lassen, was der Vf. des angezeigten Buches von der Philosophie sagt: sie könne und solle ja eigentlich nichts neues lehren, sondern solle verdeutlichen, was in dem Menschenbewußtseyn enthalten sey. Ihr Ausdruck könne und solle jedem sinnigen Menschen verständlich seyn, das heiße: 'Jedem, in welchem der Bewußtseynsinhalt des Menschen angefangen habe, von seinem tiefsten Grunde aus (?) zum Gedanken emporzustreben. Diesem Streben (fährt er fort,) hülfreich beegnend soll die Philosophie das rechte Wort darbieten, (also um das rechte oder unrechte Wort drehete sich der Streit?) und dieses Wort ist nicht das in der Schule für den Schulbedarf ge-

machte, sondern der aus dem allgemeinen Sprachgebrauche nach seiner tieferen Bedeutung (?) hergenommene lebendige, einfache und volle Ausdruck. Denn was die Sprache gebildet hat, ist der Menscheng Geist selbst, wiefern er denkendes Wesen ist, in seiner Verwirklichung nach außen hin. (Und was die Sprache bilden wird, setzen wir hinzu, ist auch noch fortdauernd, der Menscheng Geist, in seiner ferneren Verwirklichung, die noch nicht am Ende ist.) In dem Menscheng Geiste aber begreift sich das Wirkliche, das Leben. Darum trägt die Sprache den Begriff des Lebens, wie er dem Menschen an seiner Stelle im Ganzen möglich ist, und eben damit die Philosophie in sich'. Dachte wohl hierbey der Vf. an die vielen verschiedenen Stellen, nicht bloß im Ganzen, sondern auch in der Zeit? Schwerlich! denn von der Metaphysik, die doch nicht von gestern, und nicht für morgen ist, sagt dieselbe Vorrede: sie trage die Principien aller andern philosophischen Wissenschaften in sich; 'alle müssen von ihr ausgehen, und sind nur von ihr aus Philosophie'. Wie es nun möglich sey, die Metaphysik nach ihren alten vier Theilen, Ontologie, Psychologie, Kosmologie, natürliche Theologie (denn danach ist das Buch geordnet,) ohne abkürzende Schulsprache und doch als den Ursprung aller philosophischen Wissenschaften — auf 165 nicht eben eng gedruckten Seiten darzustellen: dies könnte Verwunderung erregen, wenn man hier die verschiedenartigen metaphysischen Untersuchungen erwartete. Aber ein dogmatisches Behaupten ist viel kürzer als ein eigentliches Untersuchen.

Das *rapere in medias res* zeigt sich schon in den ersten Zeilen, wo der Vf. das Princip seines Philosophierens aufgefaßt wissen will, und

zu diesem Behufe ohne Weiteres den Begriff des Lebens als die Einheit und Mitte seines Philosophierens bezeichnet; 'des Lebens, weil es als das wahrhaft Wirkliche das Realprincip aller Dinge, und zugleich sich selbst begreifend das Idealprincip ist.' Diese Sprache kennt man nun schon seit so vielen Jahren, daß man ohne Zweifel endlich daran glauben würde, wenn die Zeit den Glauben wissenschaftlich begründen könnte. Man kennt auch die ineinander geschobenen Dreytheilungen, denen man hier im ersten Theile (der Ontologie) begegnet. Derselbe zerfällt nämlich in die Abschnitte vom Wesen, vom Leben, vom Ganzen. Ferner zerfällt der erste Abschnitt nach den Ueberschriften: 'das Seyn als das Wesen; das Thun als das Wesen; die Einheit des Seyns und des Thuns als das Wesen.' Der zweyte, welcher vom Leben handelt, zerfällt in die Rede von der Natur, vom Geiste, vom Leben; wo die logische Merkwürdigkeit vorliegt, daß die Gliederung in der dritten Stelle den nämlichen Gegenstand wiederholt, welcher schon dem ganzen Abschnitte den Namen gab. Drittens: auch das Ganze wird dreyfach betrachtet; erstlich das Ganze als das Viele aus dem Einen; zweytens als die Vermittlung des Freyen und des Unfreyen, von dem Einen aus; drittens als das in sich beschlossene Ganze. Zu mehrerer Vollständigkeit wollen wir die Dreysspaltung noch in der Unterabtheilung vom Leben weiter verfolgen. Denn da finden wir 1) den Begriff des Lebens überhaupt, 2) den Begriff eines lebendigen Wesens, 3) die Lebenswirklichkeit als die wirkliche Vermittelung der Gegensätze in dem Wirklichen; ja die Eleganz dieser Spaltungen ist noch weiter getrieben; der Begriff eines lebendigen Wesens gibt näm-

lich sechs Unterabtheilungen, (wo wir freylich deren neun erwarteten!) indem mit vorherrschender Hinsicht auf seine Lebendigkeit drey Glieder herauskommen: a) von ihm selbst aus betrachtet, b) in den Beziehungen seiner Weltstelle betrachtet, c) das Individuum und die Gattung. Und mit vorherrschender Hinsicht auf seine Besonderheit abermals drey: a) Naturform und mathematische Form; b) Urform und vollendete Form; c) zeitlich wirkliche Form — Könnte Fichte es mit ansehen, wie lange die Tradition dieser Drey-spaltung sich erhalten hat, seitdem er im Jahre 1794 seiner Wissenschaftslehre die Thesiß des Ich, die Antithesiß des Nicht-Ich, und die Synthesiß beider (in der gegenseitigen Begränzung,) zur Grundlage gab: so möchte er sich doch ein wenig wundern über solches Hängen-Bleiben in den Formen! Denn Referent, der damals öfter um ihn war, kann das zu seinem Ruhme bezeugen, daß er nicht an seinen Worten klebte, sondern seine damalige Darstellungsweise als etwas sehr Veränderliches ansah, was man nicht nöthig habe auswendig zu lernen. Aus der Kantischen Kategorientafel aber diese Förmlichkeit herzuholen, möchte zu gesucht seyn, da sie in den Gedankenkreis jener Lebenslehre nicht mehr hineinpaßt; während das Fichtesche Ich und Nicht-Ich noch immer durchklingt.

Die angegebenen Uberschriften sind so charakteristisch für den Kreis, in welchem der Wf. sich bewegt, daß jeder Kundige eigentlich jetzt schon weiß, was er hier zu suchen hat. Allein der fernere Bericht wird dieses leicht noch etwas vollständiger darlegen können. Gleich der erste §. enthält in der Definition der Metaphysik, sie sey die Wissenschaft von dem Wesen als dem Grunde der Dinge, den vorausgesetzten singularis, daß

Wesen, im Gegensatz der Dinge, als einer Vielheit, und der zweite §. verstärkt diese Voraussetzung, indem gleich hier schon Realgrund und Erkenntnißgrund vermengt werden in dem Satze: 'Wie aus dem Urwirklichen als dem Urgrunde, die mannigfaltigen Abtheilungen und Stufen hervorgegangen sind, welche in ihrer Ordnung und Gemeinschaft das Ganze des Wirklichen ausmachen: so treten in und mit ihnen, vermittelst des Philosophierens, aus dem Begriffe des Urwirklichen als des Urgrundes, die Begriffe der Abtheilungen und Stufen des Wirklichen hervor, und schließen sich zu einem Ganzen zusammen.' Wollte man nun auch dieses einräumen: so würde noch immer nicht folgen, daß 'die ganze Philosophie mit allen ihren Theilen wesentlich Metaphysik sey, nämlich fortgeführt bis zu einem, dem Ganzen des Wirklichen entsprechenden Begriffssysteme.' Hat der Verf. so ganz und gar vergessen können, was Kant das Primat der practischen Vernunft nannte? Oder konnte er glauben, ein kantischer Imperativ werde sich von irgend welchen Begriffen des Wirklichen abhängig machen? Wenn nicht: so kam es wenigstens nicht dem zweyten §. der Einleitung in die Metaphysik zu, die wohlwollende kantische Lehre ohne Weiteres auszuschließen. Was aber sollen wir von dem §. 3. sagen, welcher das Verfahren der Metaphysik beschreibend sich also vernehmen läßt: die Metaphysik beginnt nicht mit der Abwendung des Denkens von der Erfahrung, geht vielmehr von ihr aus, und führt zu ihr zurück! Hier scheint es in der That am rechten Worte zu fehlen. Denn gerade darum beginnt allerdings die Metaphysik mit der Abwendung von der Erfahrung, weil sie von ihr ausgehen und zu ihr zu-



rückführen muß. Das Ausgehen und Zurückführen wäre nicht möglich ohne das dazwischen liegende Abwenden. Niemand verläßt sein Haus ohne demselben den Rücken zu wenden; niemand kehrt zurück ohne zuvor abwärts gegangen zu seyn. Und nur zu sehr hatte sich der Vf. von der Erfahrung abgewendet, indem er nach pantheistischer Weise Einheit des Wesens annahm, während erfahrungsmäßig Vieles gegeben ist; daran verräth sich, daß er die Gründe des Abwendens nicht erwogen hatte, die ihn hierzu nicht würden ermächtigt haben. Doch genug von der Art, wie der Vf. in sein System hineinkommt und hineinleitet.

In dem Systeme selbst, von welchem eine Analyse zu geben der Raum dieser Blätter nicht erlaubt, finden sich nun, wie nach dem Eingange zu erwarten stand, absolutes Werden und Selbstbestimmung freundschaftlich bey einander. Das Gesetz des Werdens ist das der Seynswickelung. Wenn aber der Geist in seiner Selbstbestimmung also fortschreitet, daß das, was sein Grundseyn ist, in der Gesamtheit seiner Bestimmtheiten ganz vortritt: so entspricht sein Daseyn seinem Wesen, (wie mag doch das Gegentheil, daß Eins dem andern nicht entspreche, denkbar seyn?) und das ist dann seine äußere Wahrheit (hat der Geist etwa Außenseiten?) seine volle Wirklichkeit (also das Gegentheil war eine unvollständige, eine zum Theil nicht wirkliche Wirklichkeit!). Damit ergibt sich der Begriff der Selbstverwirklichung des Geistes (*causa sui* nach Spinoza.) Es ist seine Selbstverwirklichungskraft. Wir haben diese Sätze kurz angeführt; weil sie der Lehre vom Leben zunächst vorangehen, auf welche wir gleich Anfangs verwiesen wurden. Das Leben nun ist:

‘das Wirkliche als das sich selbst Bethätigende, das von sich aus sich verwirklichende. Das Leben (heißt es gleich weiter, als ob das Vorhergehende gar keiner Rechtfertigung, ja nicht einmal einer Erläuterung bedürfte) trägt in sich das Natürliche und das Geistige. Sein Seyn auswirkend ist es die Natur; sich seines Seyns mächtig erweisend ist es der Geist. — Von hier an beginnt ein Strom von Worten, den wir unmöglich weiter verfolgen können; auch sind wir von ähnlichen Reden schon längst übersättigt.

Thut man Verzicht auf die Forderungen, welche an ein System der Metaphysik ergehen müssen, betrachtet man das Buch als Lebensäußerung eines Schwererkrankten, der sich zur geistigen Thätigkeit empor arbeitet, dann gewinnt Alles ein anderes Ansehn. Denn von einem Solchen verlangt man nicht Umänderung der in früheren Jahren angenommenen Meinungen, sondern es gereicht ihm zum Ruhme, wenn er Besonnenheit, Ordnung, Wärme des Vortrags zu behaupten vermag, und das ist dem verstorbenen Vf. sehr wohl gelungen. Man fühlt sich während des Lesens wie in der Gesellschaft eines sehr achtungswerthen Mannes, der mit Ueberzeugung spricht, weil er sich das, was er vorträgt, vollkommen angeeignet hatte.

---

G e t t i n g e n  
g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

174. 175. S t ü c k .

D e n 3. N o v e m b e r 1 8 3 6 .

---

L e i p z i g .

In bibliopolio Dykiano. Origenes de principiis. Primum separatim edidit et annotatione in usum academicum instruxit Ern. Rud. Redepenning, ss. litterar. Licentiatus Docens (jetzt außerordentlicher Professor) in Universit. Fridericia Wilhelmia Rhenana. 1836. Praefat. et Prolegom. LVIII u. 394 S. 8.

S t u t t g a r t .

Verlag von Imle und Krauß. Origenes über die Grundlehren der Glaubenswissenschaft. Wiederherstellungsversuch von Dr Karl Fried. Schnitzer, Professor an der Kantonschule in Aarau. 1835. LXIV. 312 S. 8.

Das bezeichnete Werk des großen Origenes ist auch nach länger als sechszehn Jahrhunderten von bleibendem Interesse. Es ist der erste Versuch der christlichen Dogmatik, die das Herz der

Theologie ist. Solche erste Versuche haben mehr, als ein bloß historisches Interesse. Die Vergleichung der vollkommeneren Gegenwart mit dem unvollkommenen Anfange gewährt eine besondere, man möchte sagen, apologetische Freude. Wenn solche Anfänge irgend mit Energie und innerer Nothwendigkeit geschehen sind, so haben sie bey aller Mangelhaftigkeit immer etwas vom Wesen der Quellen, wo das Wasser in ursprünglicher Lebendigkeit und Reinheit sprudelt. Die Art und Form, die Verhältnisse, Bedürfnisse, Bedingungen, wie in der Schrift des Origenes die christliche Dogmatik zuerst entstand, sind für jede Weiterbildung wesentlich dieselben. Was die Dogmatik in ihrem Ursprunge war, ist und bleibt sie in jedem Momente, eine dialectische Auseinandersetzung und Ausgleichung des positiven christlichen Glaubensinhaltes mit dem philosophischen Wissen und Zweifel, ein lebendiges Zusammenstreiten und Sineinanderübergehen des allgemeinen christlichen Glaubens und des besondern individuellen Verständnisses, — des Beharrlichen und Beweglichen, des schon Beantworteten und der daraus entstehenden neuen Fragen. Entzieht sich dieser innere Organismus, je mehr sich der volle Lebensstreit in der Wissenschaft entwickelt und verwickelt, desto mehr der Beobachtung, — in den stilleren und einfacheren Entstehungsmomenten ist er doch unverkennbar. Man kann zugeben, daß außer den christlichen Grundwahrheiten, die immer dieselben bleiben, von dem sonstigen Inhalte des Origenischen Werkes jetzt nur noch wenig Werth hat und Aneignung verdient, wiewohl die Origenische Lehrweise von der Freyheit des Menschen 3, 108 ff. und die Darstellung der Menschwerdung Christi und des Gesamteindrucks seiner Erscheinung 2,

89 ff. bleibende Wahrheit und Schönheit haben. Auch ist unleugbar, daß das System als Ganzes noch sehr unvollkommen ist, daß manches darin jetzt als müßig, anderes als irrig erscheint. — Allein das Wesen und Grundschema der Dogmatik ist in dem Werke bereits vorhanden und trägt ganz das Gepräge des außerordentlichen, Griechisch feinen Geistes, den man mit Recht den ersten Theologen vorzugsweise genannt hat. Nach verjüngtem Maßstabe gilt dasselbe von der ersten protest. Dogmatik, den *locis theologicis Melancthon's*.

Ist nun die Neigung, unter den Fortschritten die Anfänge und auf den Höhen der Wissenschaft ihre niederen Gründe zu vergessen und zu verachten, eben so nachtheilig als verbreitet, so ist es beiden jungen Gelehrten als Verdienst anzurechnen, daß sie durch gleich nützliche, obwohl sehr verschiedene Arbeiten, das Werk des Origenes wieder aufzufrischen, seine Kenntniß allgemeiner und sein Verständniß leichter zu machen unternommen haben.

Eine besondere, leicht anzuschaffende Ausgabe des Origenischen Buchs, wie sie Herr Kedeppening hier liefert, war allerdings Bedürfnis. Neben den Büchern gegen den Celsus unter den Werken des Origenes unstreitig das bedeutendste, ist es namentlich für die älteste Dogmengeschichte ein unentbehrliches Hauptdocument. Solche Quellen werden nur recht erschöpft und verstanden, wenn sie Allen, die Fähigkeit und Interesse haben, zugänglich sind. Bisher nur unter den sämtlichen Werken des Origenes, entzog es sich dem allgemeineren Gebrauche. In dieser besondern Ausgabe wird es zu Vielen kommen, die sonst nur davon gehört hätten, und unter Vielen, denen es Nutzen bringt, von manchem auch Lohn

empfangen und Heilung, deren es noch sehr bedarf. Ob es rathsam sey, besondere Vorlesungen darüber zu halten, möchte ich bezweifeln. Herr Medep. hat seine Ausgabe zum Theil darauf berechnet. Mir scheint eher an der Zeit zu seyn, im academ. Unterricht wieder mehr zusammenzufassen, als ins Einzelne zu gehen. Dieß muß dem freyen Privatfleiß und der besondern Neigung überlassen werden. Höchstens in theolog. Seminarien mag der Fleiß und Geist der academischen Jugend sich daran üben. Dahin gehören solche mensae secundae. Für diesen Gebrauch ist die neue Ausgabe sehr verständig berechnet. Aber man möchte wünschen, der Zweck wäre allgemeiner gefaßt worden, und Hr R. hätte es auf eine vollständige Ausgabe angelegt, mit vollständigem kritischen Apparat, einer ununterbrochenen genauern philologischen Observation und kritischen Skepsis u. s. w. Dieß Bedürfniß wird nun einstweilen unbefriedigt bleiben müssen; aber es wird vielleicht erst durch diese Ausgabe entstehen. Darum ist diese neue Ausgabe auch so alles Dankes werth, und als die erste öffentliche Arbeit des Herausgebers nicht nur ein rühmliches Zeugniß der bereits gewordenen, sondern zugleich eine kräftige Verheißung der künftigen Tüchtigkeit.

In der epistola dedicatoria gibt der Verf. von seinem Verfahren Rechenschaft. Im Allgemeinen will er den Text von de la Rue unverändert wiedergeben. Er tadelt die, welche ohne die höchste Noth die einmal festgestellten patristischen Texte ändern, weil bey diesen die varia lectio schwer zu begränzen und selten von Nutzen sey. Doch will er dies mehr auf die Lateinische Uebersetzung des Rufin, als die Fragmente des griech. Originals angewendet wissen.

Rec. ist damit nicht ganz einverstanden. Wenn Rufins Uebersetzung doch dazu dient, das Original zu erkennen, so ist nothwendig, den ursprünglichen Text derselben auch in Kleinigkeiten so gut als möglich zu restituiren. Hat de la Rue unterlassen, aus den *libris ad Januarium* (unter Augustins Werken), der Apologie des Pamphilus u. A. die Varianten auszuziehen und zu benutzen, so forderte die critische Genauigkeit, den critischen Apparat vollständiger vorzulegen. — Mit richtigem Tacte aber hat der Herausgeber für nothwendig gehalten, bey den griech. Fragmenten die Varianten in aller Vollständigkeit mitzutheilen. Ein bedeutender Theil dieser Fragmente ist aus dem Briefe des Kaisers Justinian an den Mennas genommen. Da von diesem Briefe leider nur ein einziger, und zwar sehr verdorbener Codex vorhanden ist, so hat der Verf. auch die Varianten aus der lat. Uebersetzung angemerkt, von der sogar zweifelhaft ist, ob sie nicht das Original und das Griech. Uebersetzung ist. Er hat selbst Conjecturen nicht verschmähet, fremde angemerkt und eigene gewagt. Für die Fragmente aus der Philokalie gewährt nach des Verfs Meinung die *varia lectio* von Tarin und de la Rue ziemlich hinreichende Hülfe zur Feststellung eines gesunden Textes. Gleichwohl bleiben, wie er richtig sagt, Schwierigkeiten genug zurück. Da die untreue Uebersetzung Rufins selten einen sicheren Schluß gestattet, so war erforderlich, die Fragmente der genaueren Uebersetzung des Hieronymus vollständiger mitzutheilen, als de la Rue gethan hat. Aber Herr Nedepenning hat auch da, wo dieser Apparat nicht ausreicht, theils zur Besserung des Textes, theils zum Verständniß Verwandtes und Vergleichbares aus anderen Schriften des Originals bald wörtlich ausgezogen, bald genau an-

gezogen. Der größere Theil der Anmerkungen steht unter Rufins Uebersetzung, und ist erklärender, besonders dogmenhistorischer Art, wobey als Maßstab das Bedürfniß und der Gebrauch in Seminarien angenommen ist.

In den Prolegomenen p. XVII—LVIII. wird im ersten Capitel über den Namen des Buches *περὶ ἀρχῶν*, den Inhalt und die Zeit seiner Abfassung genauere Untersuchung angestellt. Mit Grund und Recht wird *περὶ ἀρχῶν*, im Gegensatz gegen neuere, abweichende Erklärungen, de *elementis atque potioribus fidei Christianae capitibus* erklärt, so nach dem Sprachgebrauch, wie dem Character des Buches. Rufin behauptete, weil er ungeschickt, wie er war, sich im Streite über die Orthodorie des Origenesiischen Werkes nicht helfen konnte, der Text sey vielfältig von Häretikern corrumpiert. Das zweyte Capitel der Prolegomenen zeigt — vielleicht zu ausführlich — die Grundlosigkeit dieser Rufinischen Grille. Dabey wird die Authentie der in dem Briefe Justinians, der Philokalie und bey Eusebius gegen den Marcellus noch vorhandenen Fragmente des griech. Originals kurz vertheidigt, die griech. Originalität der Justinian. Fragmente gegen Semler mit Recht behauptet, den Excerpten aber aus Methodius bey Photius, die Cave für Stücke unseres Werkes hielt, die Zugehörigkeit abgesprochen, ferner der Irrthum des Scultetus, daß die *Anakephalaios* am Ende des vierten Buches nicht vom Origenes sey, durch die entsprechenden Fragmente daraus bey Eusebius und Justinian einfach widerlegt, endlich aber auch die oft gehegte Hoffnung, daß sich noch irgendwo das ganze griech. Original versteckt halte, als ganz eitel abgewiesen.



Das dritte Kapitel der Prolegomene enthält eine Geschichte der alten Uebersetzungen von Rufin und Hieronymus, die mit der Geschichte des zum Theil ekelhaft persönlich gewordenen Streites zwischen Rufin und Hieronymus über die Orthodoxie des Origenes so genau zusammenhängt, daß unvermeidlich war, daraus das Wichtigste mitzutheilen, wodurch zugleich eine Einsicht in den verschiedenen Zweck und Character beider Uebersetzungen gewonnen wird. Leider haben wir von der Uebersetzung des Hieronymus nur noch einige Bruchstücke, die um so mehr bedauern lassen, daß das Ganze verloren ist. Wir möchten lieber, daß das Schicksal das umgekehrte Spiel getrieben, den Rufin zerstückt und den Hieronymus ganz gelassen hätte. Indessen, wie die Verhältnisse der Zeit einmal waren, konnte nur Rufins Uebersetzung erhalten werden, und sie verdankt ihre Erhaltung zum Theil eben dem, weswegen wir sie anklagen, nämlich dem Bestreben, das geliebte Werk so orthodox und unanstößig als möglich erscheinen zu lassen. Mit Recht aber beschränkt Hr R. die Anklage gegen Rufin auf die Verfälschung in Stellen, die sich auf die Trinität beziehen, und auf die Abkürzung des Originals da, wo es ihm zu lang geworden.

De la Rue hat die Fragmente des Originals an den entsprechenden Stellen der Rufinschen Uebersetzung synoptisch eingeschaltet mit einer neuen Uebersetzung. Dies scheint das natürlichste und zweckmäßigste, und man wundert sich anfangs, daß Hr R. davon abweicht. Er zieht es vor, die Fragmente sämmtlich voranzustellen, nach den einzelnen Büchern, wozu sie gehören, in der Reihenfolge, die durch die Rufinsche Ueber-

setzung gegeben ist, stückweise numeriert, mit Angabe des Quellenortes, mit Zeilenzahlen auf jeder Seite, und mit der Randbezeichnung der entsprechenden Pagina der Rufinschen Uebersetzung in der Ausgabe von de la Rue, so daß, da diese Pagina fortlaufend in dem neuen Abdruck der Rufinschen Uebersetzung am Rande bemerkt ist, die correspondierenden Stellen Rufins leicht genug aufgefunden werden können. Am leichtesten ist freylich die Vergleichung bey der synoptischen Zusammenstellung. Allein, da es einige Fragmente gibt, für welche man bey Rufin den entsprechenden Ort vergebens sucht oder nur vermuthen kann, so verdient die neue Einrichtung entschieden den Vorzug. De la Rue ist durch die seinige sogar verführt worden, einige Fragmente zu übersehen, oder, man weiß nicht ob absichtlich, auszulassen, eben die nämlich, wofür in Rufins abkürzender Uebersetzung die entsprechenden Stellen vermist werden. Herr Redep. hat das Ausgelassene gehörig eingeschaltet. Aber er hat sich selbst eine unerklärliche Auslassung zu Schulden kommen lassen. Sowohl in Tarins erster Ausgabe vom J. 1618. S. 50., als in Spenzers Ausgabe S. 19. der Philokalie findet sich de princip. lib. IV. in ununterbrochener Fortsetzung des ersten Fragments über die hermeneutische Theorie des Origenes hinter den Worten ὡσεὶ ἄμμος ἢ παρὰ τὸ χεῖλος τῆς θαλάσσης ἢ ἀναρίθμητος — womit, wie de la Rue, so Hr Redep. S. 79. das Fragment schließt, noch eine ziemlich lange und ihrem Inhalte nach bedeutende Stelle, für deren Auslassung ich nicht den mindesten Grund entdecken kann. De la Rue ist durch seine Methode entschuldigt. Rufin hat die Stelle ausgelassen, oder vielmehr, wie es

scheint, in den ersten acht Zeilen des 26. Kapitels im Auszuge bis zur scheinbaren Unterdrückung zusammengedrückt. Der neuen Ausgabe aber kann diese Entschuldigung nicht zu Gute kommen. Da sich Rufins Uebersetzung Kap. 24 u. 25. an Kap. 23. Ende, wo bey de la Rue und Redep. das Fragment aufhört, natürlich und leicht anschließt, so vermuthet man, daß in der chrestomathischen Philokalie von den Worten: ὡσπερ δὲ πάντα τὰ τοῦ Θεοῦ δωρήματα εἰς ὑπερβολὴν μείζονά ἐστι τῆς θνητῆς ὑποστάσεως u. s. w., ein καὶ μεθ' ἕτερα, wie es kurz vorher steht, ausgefallen ist. Man möchte vermuthen, das Fragment gehöre einer andern Schrift des Origenes an. Aber wo ist ein hinreichender Grund zu dieser Vermuthung?

Die Anmerkungen unter den Fragmenten wie unter der Uebersetzung Rufins sind dem Zwecke des Verfs entsprechend, klar und einfach gefaßt, anregend und anweisend, und gut Lateinisch geschrieben, wie überhaupt der lat. Styl des Verfassers rein und dem Gegenstande angemessen ist. Aber auch bey dem beschränkteren Zwecke des Verfs möchten wir tadeln, daß er hie und da zu kurz und schweigsam gewesen ist. Von dem dritten Fragment im ersten Buche, welches er unter S. 38 der Ruf. Uebersetzung einrangiert, bemerkt er S. 117: ad quem textus latini locum pertineat, non apparet. Allein, es war zu zeigen, daß, wenn das Fragment überhaupt in jenen Zusammenhang gehöre, Rufin die Argumentation des Origenes nicht nur abgekürzt, sondern verkürzt haben müsse. Denn wenn Orig. in dem zweyten Fragment, nachdem er gefragt hat, ob es nicht ungereimt sey, daß Gott vom Nichthaben dessen, was ihm zukomme, zum Haben gelangt sey? — so fortfährt: ἐπεὶ δὲ οὐκ

ἔστιν ὅτε παντοκράτωρ οὐκ ἦν, ἀεὶ εἶναι δεῖ ταῦτα, δι' αὐτοῦ παντοκράτωρ ἐστὶ καὶ ἀεὶ ἦν ὑπ' αὐτοῦ κρατούμενα, ἀρχοντι αὐτῷ χρώμενα, so will er offenbar aus der ewigen Allmacht Gottes auf die Ewigkeit der geschaffenen Welt schließen. Lautet nun das dritte Fragment so: πάντα τὰ γένη καὶ τὰ εἶδη ἀεὶ ἦν, ἀλλ' οὐ δὴ τις ἐρεῖ καὶ τὸ καθ' ἓν ἀριθμοῦ, so liegt darin, daß die Ewigkeit der Welt auf das Geschlechtliche, Allgemeine, die Substanzen zu beschränken sey, den zählbaren Einzeldingen aber nicht zukomme. Dies bedurfte des Beweises, und in Beziehung hierauf heißt es bey Rufin, de quibus plenius in locis propriis, in quibus de creaturis ejus disputandum fuerit, disseremus. Nach diesen Worten aber scheint es folgte dann ursprünglich der Schluß jenes Fragments: πλὴν ἑκατέρως δηλοῦται, ὅτι οὐκ ἤρξατο ὁ Θεὸς δημιουργεῖν ἀργήσας ποτέ, was ich so verstehe, daß sowohl aus dem Begriff der ewigen Allmacht Gottes, als aus dem ewigen Wesen der Welt, die gleichwohl nach Orig. eine geschaffene ist, die ewige Welterschöpfung folge.

Das sechste Fragment fügt Hr. Keder. unter Pagina 59 der Ruf. Uebersetzung ein. Er bemerkt dabey: Conjungitur hoc fragm. quod omittit Rufius cum sequente apud Justin. inserto καὶ μετὰ τινά, unde falso tribui in inscriptione quarto de princ. libro, collato Rufino, apparet. Dies ist nicht ganz deutlich. Die Rubrik bey Justinian ist diese: ὅτι μετὰ τοῦ νιοῦ καὶ τὸ ἅγιον πνεῦμα κτίσμα εἰπὼν, συνηρίδμησε τοῖς ἄλλοις κτίσμασι, διὸ καὶ λειτουργικὰ αὐτὰ ζῶα καλεῖ. Ἐκ τοῦ δ', λόγον τοῦ περὶ ἀρχῶν βιβλίου. Nun folgen die Worte (bey Keder. fragm. 6.) "Ὅτι μὲν οὖν πᾶν; ὁ, τί ποτε παρὰ τὸν πατέρα καὶ θεόν

τῶν ὄλων [ἄλλων] γενητόν ἐστίν, ἐκ τῆς αὐ-  
 τῆς ἀκολουθίας πειθόμεθα, und darauf heißt  
 es καὶ μετὰ τινά, und nun folgt fragm. 7.  
 ἔλεγε δὲ ὁ Ἑβραῖος u. s. w.

Gewiß ist in der Ueberschrift die Zahl des  
 Buches ἐκ τοῦ δ' λόγου u. s. w. fehlerhaft.  
 Schon das Thema der Ueberschrift weist auf das  
 erste Buch hin, und namentlich auf Cap. 3.  
 de Spiritu Sancto. Auch finden sich die Worte  
 des fragm. 7.: ἔλεγε δὲ ὁ Ἑβραῖος, wörtlich  
 übersetzt bey Rufin lib. I. cap. 3. §. 4. p. 61.  
 ed. Ruæus. Aber wohl nicht Justinian hat das  
 falsche Citat gemacht, noch scheint er einer an-  
 dern Abtheilung der Bücher zu folgen, sondern  
 ein Schreibfehler liegt zum Grunde, eine Ver-  
 wechselung der Zahlzeichen α und δ. Darüber  
 also kann kein Zweifel seyn. Wohin gehört nun  
 aber im ersten Buche fragm. 6.? Hr Nedey.  
 setzt es unter pag. 59. ed. Ruæi nach fragm.  
 5. dem die Uebersetzung Rufins p. 120. lin. 25  
 sq. in seiner Ausgabe entspricht. Man muß also  
 glauben, daß, da p. 60. ed. Ruæi schon nach  
 dem Texte seiner Ausgabe p. 121. lin. 18. an-  
 fängt, er dem Fragment unmittelbar nach dem  
 fünften in dem zweyten Kapitel, de Christo §.  
 13. seine Stelle anzuweisen geneigt ist. In die-  
 ses Kapitel wenigstens könnte es zu gehören schei-  
 nen. Die Ueberschrift des Fragm. ὅτι μετὰ τοῦ  
 υἱοῦ deutet vielleicht darauf hin. Aber wohin  
 sollen wir es hier setzen? Keine Sylbe bey Ru-  
 fin entspricht und der Zusammenhang ist hier ge-  
 rade so klamm, daß er keine Einklemmung ge-  
 stattet. Dies war mit wenigen Worten zu er-  
 örtern. Vielleicht aber möchte sich dann gefun-  
 den haben, daß, da man es nicht gut früher  
 hinaufrücken kann, es seinen entsprechenden Platz  
 bey Rufin Cap. 3. de Sp. S. §. 3., unmittel-

bar vor dem 7. Fragm. zu haben scheint. Hier wird die Stelle aus dem Hirten des Hermes angeführt: Glaube vor Allem, daß Ein Gott ist, der Alles geschaffen und geordnet, der Alles aus dem Nichtseyn hervorgerufen u. s. w. Gleich darauf heißt es, es gebe keine Stelle in der Schrift, worin der heil. Geist Geschöpf genannt werde, nicht einmal in dem Sinne, wie es nach dem Obigen Salomo von der Weisheit gebraucht habe, oder wie die Worte 'Leben, Wort' und andere vom Sohne Gottes zu verstehen seyen. Diesem Zusammenhang scheint irgendwie anzugehören, was Orig. in jenem sechsten Fragm. sagt, daß Alles außer Gott selbst, der Alles gemacht, ein *γενητόν* sey. Sollte nun daraus geschlossen werden, daß auch der Sohn ein *γενητόν* sey, so kann Rufin Bedenken getragen haben, dies den Origenes in dieser Verbindung sagen zu lassen. Nach Schnitzers Wiederherstellungsversuch soll er an derselben Stelle auch ausgelassen haben, daß nach Ev. Joh. 1, 3. auch der Geist unter dem durch den Logos Geschaffenen zu begreifen sey.

Bey fragm. 1. lib. 2. wird bemerkt, daß de la Rue die letzten Worte: *καὶ τὸν ἔνδορον ἔσθ' ὅτε αἰρεῖται βίον ἢ ψυχὴ* — ausgelassen habe. Da sie im Context des Justinian. Briefes stehen, mußten sie mitgetheilt werden. Aber weder hat sie Rufin übersetzt, noch haben sie in dem Zusammenhange, worin sie stehen, einen Sinn. Der Gedanke findet sich fast wörtlich wieder im fragm. 13. lib. 1.: *καὶ αἰρεῖται πρὸς τὸ ἀλογωδῆναι καὶ τὸν ἔνδορον ἰν' οὐτως εἶπω, βίον*. Dieses Fragment, welches offenbar dem Schlusse des ersten Buches angehört, folgt bey Justinian unmittelbar nach jenen Worten und hat hier die falsche Ueberschrift: *ἐκ τοῦ*

δευτέρου λόγου τοῦ περὶ ἀρχῶν βιβλίου. So entsteht, meine ich, sehr leicht die Vermuthung, daß bey Justinian jene fragm. 1. lib. 2. zusammenhanglosen Worte, ursprünglich zur Ueberschrift des folgenden Fragments (fragm. 13. lib. 1.) gehörend, den Inhalt desselben bezeichnen sollten, so daß die Ueberschrift vollständig so gelautet zu haben scheint: ὅτι τὸν ἐνυδρὸν ἐστὶ ὅτε αἰρεῖται βίον ἢ ψυχὴν, ἐκ τοῦ πρώτου λόγου u. s. w. Das καὶ kann durch Zusammenschreiben der Worte mit dem nächst vorhergehenden Fragmente, oder nur durch Conformation mit dem entsprechenden Satze des Fragments, wozu die Ueberschrift gehört, entstanden seyn. — Das darauf folgende Fragment steht unter p. 77. Allein es ist augenscheinlich, daß es unter p. 81. gehört, lib. 2. cap. 3. §. 3., wo die Uebersetzung des Hieronymus ziemlich entspricht. Ueber man sieht, daß, wenn das Griech. authentisch ist, auch Hieronymus nicht wörtlich genau übersetzte.

Doch wir müssen abbrechen, so gern wir noch manches bemerkten und fragten, namentlich über einige Stellen in den Fragm. aus der Philokalie, die uns corrupt, wie p. 66. lin. 20—25., oder eine genauere philologische Erörterung zu bedürfen scheinen, wie das περὶ pag. 52. lin. 4. und das εἰ σώζουσι p. 40. lin. 17. Das Gesagte aber reicht hin, um theils dem befreundeten Verf. unseré Hochachtung und Dankbarkeit zu bezeugen, theils sein Werk allen Freunden der patristischen Literatur zu empfehlen. Diese Empfehlung verdient es auch durch die Freyheit von Druckfehlern, wobey man freylich immer sagen muß, optimus est, qui minimis urgetur. Unbemerkt ist z. B. geblieben, daß p. 41. lin. 21. statt οὐ οὐ zu lesen ist.

Die zweyte Schrift vom Hrn Professor Schnizer kündigt sich als ein Wiederherstellungsversuch des Origeneischen Werkes an. Im streng philologischen Sinne würde man darunter verstehen eine Wiederherstellung des Grundtextes aus den Fragmenten desselben, der Uebersetzung Rufins und den Fragmenten der Uebersetzung des Hieronymus. Diese Aufgabe wäre großartig, ihre Lösung aber geradezu unmöglich. Besonnen hat daher der Vf. sich nur darauf beschränkt, in einer deutschen Uebersetzung das Original mittelbar darzustellen und zwar weniger jedes Einzelne, als den Zusammenhang des Ganzen. Aber abgesehen davon, daß der Wiederherstellungsversuch überhaupt nur durch diese Vermittlung gelingen konnte, so ist die Uebersetzung an sich ein Verdienst, weil sie das Werk in dieser Gestalt einheimisch macht und es so unsrem Verständniß näher bringt. Ungerechnet den deutschen Auszug in Köplers Bibliothek der Kirchenväter, ist dieß die erste deutsche Uebersetzung. Die Schwierigkeiten sind so groß, daß die Arbeit schon als erster Versuch alles Lob verdient.

Der Verf. bezeichnet den Standpunct und den Zweck seiner Arbeit in der Einleitung so: 'Jede christliche Dogmatik unserer Zeit enthalte Elemente aus den verschiedensten vorausgegangenen Perioden, sie könne also nur auf dem Wege historischer Vermittlung zum Begriff gelangen und begriffen werden. Diese Vermittlung sey die dogmatische Aufgabe der Zeit (die Aufgabe der Dogmatik in der Zeit) und spreche sich aus in der ganzen theologischen Richtung der Zeit, thatsächlich aber durch die neuerwachte Fruchtbarkeit auf dem Gebiete der histor. Theologie. Auf jenem Wege müsse erkannt werden, aus welchen historischen und philosophischen Ele-



menten die christl. Glaubenswissenschaft oder das  
 Christenthum überhaupt zum Wissen sich gebil-  
 det habe. Er möchte dieß den eigentlich histo-  
 rischkritischen Standpunct nennen, gegenüber dem  
 speculativhistorischen, den man jetzt offen den  
 mythischen nenne. — Hier entstehe die Frage,  
 können wir die Gestaltung der christl. Dogmatik  
 zurück bis zu ihrem Anfange, im ersten Auftre-  
 ten als System, verfolgen? — Sodann werde  
 die weitere Aufgabe seyn, diese erste Erscheinung  
 der Glaubenswissenschaft so in ihre Elemente zu  
 zerlegen und bis zum Ursprunge zu verfolgen,  
 daß hieraus erst die Grundlage der Dogmatik  
 und ihr wesentliches Verhältniß zum Christen-  
 thume erkannt werden möge. Er, der Vf., habe  
 in Beziehung auf die erste Frage zu zeigen, daß  
 diese durch eine critische Bearbeitung des Origen.  
 Werkes in der Hauptsache bejaht sey.' Schon  
 aus diesen eigensten Worten des Vf. wird dem  
 kundigen Leser nicht schwer werden zur errathen,  
 aus welcher der gegenwärtigen philosophischtheo-  
 logischen Schulen der Vf. denkt und schreibt.  
 Es hat jede ihr Recht und über Meinung und  
 Wahl läßt sich nicht streiten. Aber es hat jede  
 ihre Gefahr. Dahin rechne ich die Herrschaft  
 gewisser Formeln, die je weiter sie im Gebrauch  
 emanieren, und sich von ihrem Ursprunge entfer-  
 nen, desto dunkler und undurchsichtiger werden.  
 In der Hegelschen Schule wird man es gleich  
 verstehen, was der Vf. mit der historischen Ver-  
 mittlung meint, ohne die man nicht zum Be-  
 griff der Dogmatik gelange. Auch wird es die  
 Schule billigen, daß der Vf. sagt, es gebe ne-  
 ben dem historischkritischen noch einen speculativ-  
 historischen Standpunct in der Theologie. Die-  
 ser letztere ist dann gewiß der höhere, ja höchste,  
 weil der absolute, wo man die Geschichte specu-

lativ aussaugt und nachdem man allen Saft in das Götterblut des Begriffs verwandelt hat, was zurückbleibt, als mythische Hülle wegwirft. Andern aber ist die Geschichte mehr als eine bloße Citrone, die man mit Dialektik verspeist. Und das, was der Vf. die historische Vermittlung nennt, drücken andere einfacher so aus, daß, weil das Dogma in der Kirche ein geschichtlich gewordenes sey, sein Verständniß auch nicht möglich sey ohne dogmengeschichtliche Forschung. Die Schule, zu der der Vf. sich hält, hat aber für die historische Forschung eine besondere Gefahr. Denn da sie meint, alles Frühere sey eben nur ein einzelnes Moment in dem jetzt erst völlig ausgewachsenen absoluten Hegelschen Begriff, und habe auch eben nur in sofern historische Bedeutung, so geschieht es leicht, daß wer sich zu ihr hält, die historischen Erscheinungen, statt sie in ihrer ursprünglichen Art und Freyheit unbefangen zu betrachten und sich ihnen hinzugeben, gleich von vorn heraus umprägt und nur nach der Währung und mit dem Bildniß der Schule gelten läßt. Es kommt dabey immer etwas heraus, aber nicht der volle ursprüngliche Gehalt und Werth. Unser Vf. hat von diesem Standpuncte versucht, den Origenes und sein dogmatisches Werk zu begreifen, und so kann es nicht fehlen, daß ihm dasselbe erscheint als der entsprechende Anfang der Hegelschen Dogmatik. So kommt S. XXXI f. der Einleitung schon bey Origenes die neuere Trinitätslehre zu Stande: 'die absolute Idee, heißt es, kehrt wieder in sich zurück, sie ist selbst das  $\piνεῦμα$ , indem dieses die ganze Schöpfung durchdrungen haben wird.' —

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

---

E s t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

176. Stück.

Den 5. November 1836.

---

L e i p z i g

Beschluß der Anzeige: Origenes de principiis etc.

Allein verstehe ich die neuere Lehre von der trinitarischen Direccion des göttlichen Wesens recht, so scheint Origenes derselben so wenig zu entsprechen, daß er B. I. 2. 6. sogar widerspricht, indem er sagt: *Observandum est, ne quis incurrat in illas absurdas fabulas eorum, qui prolationes quasdam sibi ipsis depingunt, ut divinam naturam in partes vocent (secent?) et Deum patrem, quantum in se est, dividant.* Dieß übersezt der Vf. freylich nur so: 'Man hat sich dabey zu hüten, daß man nicht in den ungezeimten Irrthum derer gerathe, welche nach willkührlichen Vorstellungen die göttliche Natur als Partheyen betrachten und Gott Vater an sich theilen.' Aber selbst die Unrichtigkeit und Ungenauigkeit der Uebersetzung hilft nichts; der weitere Zusammenhang macht

es doch unmöglich, die Origenesische Trinitätslehre als Hegelsch zu begreifen; sie ist und bleibt eine Subordinationstheorie, die selbst durch die Idee der ewigen Zeugung nicht aufgehoben wird. — Indessen soll dieß und Aehnliches, wo der Vf. des Origenes in die Begriffssprache seiner Schule übersetzt, nicht von vorn heraus gegen das Werk einnehmen. Da, wo der Vf. auf dem rein historischen und philologischen Gebiete erscheint, den neueren Philosophenmantel etwas ablegt, müssen wir, wiewohl manches Widerspruch finden wird, seinem Scharfsinn und Geschick alle Ehre widerfahren lassen.

In der Einleitung erörtert der Vf. theils die Bildungsgeschichte des Origenes, theils die Entstehung, den Begriff und Character, die dogmengeschichtliche Bedeutung, die Streitigkeiten darüber und die litterarische Geschichte des Werkes de principiis. Es ließe sich manches darin besprechen, z. B. ob der Hebräer, worauf sich Origenes beruft, denn so sicher ein Essäer gewesen, wie der Vf. meint, ferner, ob es so gewiß sey, daß Origenes unter andern auch unausgesetzt die Werke des jüngeren Longinus gelesen habe &c. — Allein wir bleiben nur bey dem einen Punkte stehen, der uns besonders interessirt hat, daß nämlich der Vf. die Entmannung des Origenes für ein verläumberisches Märchen aus dem Neide einer unheiligen Klerisey, namentlich des Demetrius, entstanden erklärt, S. XXXIII — XC. Die Zweifelsgründe sind so scheinbar, daß man sehr geneigt wird, ihm beyzustimmen. Nur hält doch immer ab, daß Eusebius, der es erzählt, doch alle Ursache hatte das Märchen der Verläumdung zurückzuweisen, und eben so Pamphilus, beide aber gewiß noch im Stande waren, den Ungrund davon zu erforschen. Aber die Er-

zählung des Eusebius ist nicht ohne Widerspruch mit sich selbst, sofern Orig., wie er sagt, sich entmannet, um bey seinem theologischen Umgange mit geistreichen Frauen alle Verläumdung durch eine solche That abzuschneiden, und doch gern gewollt habe, daß die That verborgen bleibe. Und auch darin müssen wir dem Vf. Recht geben, daß die Erklärung des Origenes über den dreyfachen Eunuchismus Matth. 19. 12., wo er sagt: 'wir aber, wenn wir auch einmahl Christum nach dem Fleisch und dem Buchstaben verstanden haben, erkennen ihn jetzt anders', — auch eine andere Deutung gestattet, als aus dem Geständniß jener jugendlichen Unbesonnenheit.

Was nun die Uebersetzung betrifft, so müssen wir sie im Allgemeinen loben wegen der Leichtigkeit des Styles und des Geschicks im Ganzen auch in den schwierigsten Begriffen den entsprechenden Ausdruck zu finden. Allein hie und da geräth der Vf. zuweilen in die Manier des Rufin, d. h. er übersetzt nicht immer genau, zieht zusammen und erweitert. Außer den oben angeführten Stellen bemerken wir noch 1. 2. 8. lin. 10 — 19. ed. Redep. Hier sagt Rufin: Nun siehe zu, ob der Sohn Gottes nicht etwa darum, weil er das Wort und die Weisheit heißt und allein den Vater kennt und offenbart, wem er will, d. h. denen, die des Wortes und der Weisheit fähig sind, eben in sofern, als er Gott kennen und begreifen lehrt, das ausdrückende Ebenbild seines Wesens genannt werde (nicht, wie der Vf. übersetzt, — ausdrücken könne, es steht dicatur exprimere). Die folgenden Worte: *id est cum semeptisum primum describit sapientia ea, quae revelare vult ceteris, ex quibus ab illis agnoscitur et intelligitur Deus,*

et hoc dicatur figura expressa substantiae Dei, — übersetzt der Vf.: oder ob nicht auch das das Ebenbild des Wesens Gottes heiße, daß die Weisheit sich selbst als das Ursprüngliche darstellt, was sie den Uebrigen offenbaren will und woraus Gott von ihnen erkannt werden soll.' — Die Stelle ist sehr schwierig und hat etwas Verworrenes. Aber auf keinen Fall durfte der Vf. id est durch oder ob übersetzen, ohne sich darüber zu rechtfertigen, daß er den Text willkürlich ändert. Nach Rufin soll das id est eine nähere Erklärung davon enthalten, daß Christus das Ebenbild Gottes genannt werde, weil er Gott offenbare. Was nämlich Christus offenbart ist die Weisheit Gottes, in sofern also Er selbst, woraus Gott vollkommen erkannt wird. — Buch I. Vorrede §. 2. entspricht die Uebersetzung: weil jedoch viele Christusbekenner nicht bloß in unwichtigen Dingen, sondern in sehr wesentlichen Punkten nicht übereinstimmen, über Gott, über den Herrn Jesum Christum oder über den heiligen Geist, jedoch nicht über diese allein, sondern über gewisse erschaffene Geister, theils Himmelsfürsten, theils heilige Mächte, wie über Gewalten und göttliche Kräfte' u. den Worten Rufins nicht, welche so lauten: non solum autem de his, sed et de aliis creaturis, id est vel de dominationibus vel de virtutibus sanctis. Man sieht, der Vf. setzt auch zu, und treibt seine Wiederherstellung so weit, daß er in der Anmerkung sagt, Rufin habe zwar treu übersetzt de aliis creaturis, habe aber übersehen, daß dieses aliis wenigstens den heil. Geist zu einer Creatur mache, was Orig. hier nicht wolle. Im Griech. habe dafür ἄλλος gestanden, in der Zusammensetzung ἄλλὰ καὶ περὶ ἄλλων

κρίστων ein nicht seltener Pleonasmus. Diese Bemerkung ist wohl fein, aber ich fürchte ohne Grund. Es wäre zu erweisen gewesen, daß Orig. auch sonst jenem doch immer seltenen Sprachgebrauche folge, und daß ἄλλων müßte dann ausgedrückt werden durch anderswärts oder dergleichen. Da aber Or. wirklich kein Bedenken trug, nach dem Sprachgebrauche seiner Zeit wenigstens den heil. Geist ein κτίσμα zu nennen, so sehe ich keinen Grund, von dem gewöhnlichen Gebrauch des ἄλλων abzuweichen. S. 11 läßt der Vf. den Orig. sagen: Wann sie (die Engel ic) jedoch geschaffen, welcher Art und welches Ortes sie seyen ic. Aber Rufin hat quando isti creati sint vel quales aut quomodo, — und so sieht jedermann, daß welches Ortes willkürlich von dem Vf. hineingetragen ist. — Es ließe sich noch mehreres der Art bemerken, woraus hervorgeht, daß der Vf. die gerade bey einem Wiederherstellungsversuche doppelt nothwendige philologische Genauigkeit nicht überall angewendet hat. Es ist scheinbar unwichtig, daß er oft die Schriftstellen nur citirt und nicht wirklich übersetzt. Aber die strenge Philologie gestattet dieß nicht. — Die eigentliche Wiederherstellung betreffend, müssen wir gestehen, daß uns die Art, wie der Vf. besonders nach den Fragmenten des Originals und der Uebersetzung des Hieronymus den Zusammenhang constituirt, immer scharfsinnig und meist richtig erschienen ist. Bey einem so schwierigen Problem werden immer verschiedene Ansichten statthaft seyn, und da man es dabey meist mit Wahrscheinlichkeiten zu thun hat, so ist eben unmöglich, das Wirkliche und Gewisse zu bestimmen. — Offenbar aber ist übereilt, wenn er lib. 2. cap. 2. §. 2. p. 169. lin. 8, wo

Ruf. sagt: haec ergo materia corporis quae nunc corruptibilis est, induet incorruptionem, cum perfecta anima et dogmatibus incorruptionis instructa uti eo coeperit, sagt dogmatibus gebe keinen Sinn und Ruf. habe δειγμασι mit δόγμασι verwechselt. Aber Orig. hat p. 110 ed. Ruaei fragm. lib. 3. N. 1. βεβαιωθεὶς τοῖς δόγμασι πρὸς τὸ καλὸν gerade als Bezeichnung der Vollkommenheit der Seele. Er versteht auch hier darunter die Erfüllung der Seele mit dem christlichen Gedanken der ewigen Wahrheit — Es ist zu rühmen, daß der Vf. das in Redepenning's Ausgabe übersehene Fragment aus der Philokalie am Ende des 4. Buches aufgenommen und gehörigen Ortes eingeschaltet hat. Andererseits aber ist er eben nicht im guten Sinne so abhängig von de la Rue, daß er wie dieser fragm. lib. 1. N. 3. 4. 6. und lib. 2. N. 1. den Schluß und N. 2, aus dem Briefe Justinian's ausgelassen und nicht benutzt hat. Man muß also schließen, daß er, was bey einem solchen Versuche unerläßlich war, den Brief Justinian's nicht selbst verglichen hat. Insofern wird bey allem Dank für den Versuch gesagt werden müssen, daß darin die Wiederherstellung eben nur angefangen ist, und daß nach den vorliegenden Materialien schon jetzt mehr geleistet werden konnte. — Der Mangel an Accenten und die Unbeholfenheit im Griechischen Druck und die entsetzliche Menge Druckfehler, die freylich fast alle bemerkt sind, haben etwas Störendes. In dem Inhaltsverzeichnisse aber ist einer stehen geblieben, wo sich zwar leicht genug erkennen läßt, daß statt Mythischen (Auslegung) zweymahl Mystischen zu lesen ist. Aber in jetziger Zeit war nothwendig den Druckfehler zu vermeiden oder zu bemerken; es könnte



sonst Jemand daran denken, Origenes sey auch schon ein Vorläufer von Strauß speculativhistorischer, d. h. mythischer Betrachtungsweise, — wovon er doch weit entfernt war.

£.

### P a r i s.

Bellizard et Barthès. Neuf Années a Constantinople, Observations sur la topographie de cette capitale, l'hygiène et les moeurs des ses habitants, l'islamisme et son influence; la Peste, ses causes, ses variétés, sa marche et son traitement; la Non-Contagion de cette maladie; les Quarantaines et les Lazarets; avec une carte de Constantinople et du Bosphore de Thrace, gravée par Ambroise Tardieu. Par A. Brayer. Tome I. XVI. 447 S. T. II. 510 Seiten, nebst einer Abbildung der *Brayera anthelmintica*. 1836. 8.

Jeder dieser beiden Bände ist seinem Inhalte nach von dem andern unabhängig. Der erste enthält eine Schilderung der geselligen und sittlichen so wie der statistischen Verhältnisse Constantino-vels; der zweyte eine Untersuchung über die Natur, Behandlung, Ursache und Verbreitung der Pest. In ersterer Beziehung zeigt sich der Verf. als ein aufmerksamer, feiner und gewandter Beobachter menschlicher Zustände; in letzterer hingegen vermiffen wir den unbefangenen und gründlichen ärztlichen Beurtheiler, so wie eine gehörige Kritik in der Erwägung der zusammengestellten Thatsachen.

Den Verf. hatte, wie es scheint, die Hoffnung, im Oriente ein Glück zu machen, das ihm in Frankreich nicht blühte, wie so manchen anderen

unruhigen oder unbefriedigten Geist der südeuropäischen Länder, nach der Hauptstadt des türkischen Reichs geführt, und nach seinen Aeußerungen zu schließen, muß ihm seine Absicht nicht mißlungen seyn. Er fand bald als Arzt Eingang bey Europäern, Raias und Muselmännern, und seine aufmerksame Weise, auf Sitten, Gewohnheiten und Bedürfnisse der Menschen zu achten und sich nach ihnen zu richten, so wie auch eine gewisse consequente und rationelle Behandlung der Krankheiten scheint ihm nach und nach Zutrauen, Zuspruch, und Zugang zu den Pallästen der Reichen und Angesehenen wie zu den Hütten der Armen verschafft zu haben. Von der andern Seite erweckte die nähere Bekanntschaft mit dem individuellen, häuslichen und geselligen Leben der türkischen Bevölkerung allmählich in ihm eine bis zur Bewunderung gehende Hochachtung derselben, und die von ihm hierfür mitgetheilten Belege und Characterzüge tragen meistens die Kennzeichen der Glaubwürdigkeit und einer aus specieller Anschauung geschöpften Ueberzeugung an sich.

Der erste Theil umfaßt in sieben Kapiteln (nach der etwas scholastischen Anordnung: *circumfusa, applicata, ingesta, excernenda, gesta, percepta, hygiène*) die von ihm aufgestellten Gesichtspuncte. Besonders ausführlich ist die Topographie behandelt und zwar in sechs Excursionen: nach Pera und dessen Umgebungen; nach den Quartieren außerhalb der Ringmauern Constantinopels; nach dem Innern der Stadt; nach Scutari und den Prinzen = Inseln; nach dem Bosphorus, seinen Ufern und Umgebungen. Die Beschreibung ist angenehm und durch eine schöne Charte erläutert. Anstatt nun dem Verf. auf seinen Ausflügen in die Straßen, Hotels

und Kirchhöfe Pera's, in die Bazars oder Magazine Constantinopels, in die Dörfer, Schlösser und Landhäuser an der Meerenge und den Dardanellen, namentlich in das freundliche Bujukdere zu folgen, oder einen systematischen Auszug aus seinen verschiedenen Kapiteln zu liefern, ziehen wir vor, die aus seinen Beobachtungen so entschieden sich ergebenden Züge des türkischen Characters, als einer eigenthümlichen psychologischen Erscheinung, zunächst hervorzuheben, und das Charakteristische seiner ärztlichen Mittheilungen anzureihen.

Die Norm und Basis des öffentlichen wie besondern Lebens der Türken ist ihr Staatsgesetzbuch, der Koran; seine Aussprüche sind die Bedingungen nicht bloß ihres religiösen, sondern ihres ganzen sittlichen und politischen Zustandes. Aus ihm fließen ihre Tugenden wie ihre Fehler, und nur in ihm darf man die Gründe ihrer Beurtheilung suchen. Vieles, was bey uns kein bürgerliches Gesetz, kein Policynbefehl, kein Moraldogma, keine Predigt zu bewirken vermag, das ist dorten durch einen einfachen Spruch des Korans unverbrüchliche Regel und Sitte geworden; und wieder manches andere, was zur Verbesserung und zum Glück unseres Lebens gehört, ist den Türken durch diese oder jene Bestimmung des Korans untersagt. Durchgehends herrscht bey ihnen Mäßigkeit im Essen und Trinken, Einfachheit im Hausrath, Ruhe, Stille und Ordnung in den Privathäusern wie in den Straßen und öffentlichen Orten; in den Familien Verträglichkeit, Unterordnung, Wohlwollen und im Ganzen große sittliche Reinheit. Die lusternen Vorstellungen, die sich manche Europäer von den türkischen Harems machen, verschwinden vor der genauen Beschreibung, welche der Verf. das

von gibt. Jeder Muselman hält streng täglich seine fünf Gebete; er legt sich zwey Stunden nach Sonnenuntergang zur Ruhe und steht mit der Morgenröthe auf; die vorgeschriebenen Waschungen, Reinigungen, so wie die festgesetzten Fasten, werden aufs Strengste gehalten. Die türkischen Jünglinge und Mädchen sehen vor der Verheirathung keine Person des andern Geschlechts außer ihren nächsten Verwandten. Die Erziehung ist einfach und naturgemäß; daher die Jugend meistens ein Bild der Gesundheit. Der Türke spricht wenig, aber bestimmt und bezeichnend; man hört von ihm keine Lüge, keine böse Rede über einen andern; der Untergebene erlaubt sich über seinen Vorgesetzten oder Herrn, der Jüngere über den Aelteren kein tadelndes Wort; keiner treibt Wucher, oder übervortheilt den Andern. Der Koran hats verboten. Dagegen macht er Mildthätigkeit gegen Arme und Hilfslose zur ersten Pflicht. Natürlich gilt alles dieses nur von den eigentlichen Türken, nicht von den Armeniern, Griechen, Juden, Franken, die sich in Menge dort aufhalten und auch ihre Eigenthümlichkeiten, aber ganz verschiedene von jenen, darbieten.

Besonders anziehend ist die Schilderung, welche der Verf. von den türkischen Bootsleuten liefert (I, 145—155), welche die kleinen Fahrzeuge, die zur Ueberfahrt von einem Ufer zum andern dienen, regieren. Er rühmt ihre Schönheit, Kraft, Geschicklichkeit, Treue, Ehrlichkeit und ihr feines männliches Betragen: *Vous aviez donc la perle des bateliers? s'écriera le lecteur étonné de la difference entre les individus de cette classe dans l'Orient et en Europe? — Nullement; ils étaient Musulmans et observaient leur religion; voila tout.*

Den langsamen, würdigen Gang, der allen Türken so eigen ist, leitet der Verf. theils von ihrer innern Ruhe, theils davon her, daß ihre weiten Pantoffeln sie am raschen Gehen hindern und der schwere Turban bey einer schnellen Bewegung leicht herabfällt. Gegen alle Fremden und Nichttürken hegen sie Abneigung und Mißtrauen. Der Koran sagt: 'suche nicht die Freundschaft der Ungläubigen und halte dich fern von ihnen, sonst verderben sie deinen Glauben.' Sie sind deshalb kalt und stolz gegen die Fremden und schließen nur nothgedrungen Verträge mit ihnen, die sie jedoch gewissenhaft halten. Der Verf. bemerkt sehr richtig (I, 435), daß das Zurückbleiben der Türken hinter den Hülfsmitteln der europäischen Bildung bloß von jenem Ausspruche abzuleiten sey: *Un verset de plus dans le Koran, et le Musulman, religieusement attentif à tous les progrès de l'esprit humain, se les serait appropriés et aurait probablement asservi cette Europe qui maintenant délibère sur le partage de ses dépouilles.*

Ob die Versuche des jetzigen Sultans, seine Muselmänner zu europäisiren, indem er nebst anderem auch die im Koran verbotene Musik, Tanz und Bildnercy einführt, ob seine Hinneigung zur auswärtigen Mode zu seinem oder seines Volkes Vortheil ausschlagen werde, muß die Zukunft lehren. Der Verf. bezweifelt es.

Sehr viele Mittheilungen finden sich hier über die Art und Weise, wie die Heilkunde unter den Türken ausgeübt wird. So einfach und regelmäßig die Lebensart der Türken ist und so sehr hier viele Bedingungen fehlen, welche anderwärts Krankheiten hervorrufen und unterhalten, so finden sich bey ihnen doch besonders viele und heftige Leiden des Unterleibes, schleichende und rasch

verlaufende Entzündungen. Der Hauptgrund liegt in dem ungemessenen Gebrauche der purgantia, drastica und auch aphrodisiaca, so wie in der Unwissenheit, dem Aberglauben und dem gänzlichen Mangel aller medicinischen Polizey (II, 320). Einer der Hauptsätze des Korans, woraus vielleicht eben so viel Gutes als Schlimmes für seine Befenner floß, ist folgender: 'das Ziel des Lebens ist fest bestimmt, keiner könnte es auch nur um einen Augenblick beschleunigen oder verzögern. Alles kommt uns nur durch die Erlaubniß Gottes zu. Alle Uebel, die ihr erleidet, waren, ehe ihr geboren wurdet, im Buche eures Lebens geschrieben' (I. 312). Der feste Glaube an diese Worte begründe in den Türken jene unerschütterliche Zuversicht, Ergebung, Resignation, die ihn in allen noch so schwierigen Lagen des Lebens nie verläßt. 'Gott ist groß' oder 'wie es Gott gefällt' (Insch-Allah, Allah Kerim) sind seine Tröstungsworte, wenn ihm irgend etwas widerfährt oder bevorsteht; wenn ihm Haus und Habe verbrennt; wenn ihn Verbannung trifft; wenn ihn oder die Seinigen Krankheit quält, oder wenn er die Liebsten durch den Tod verliert. Kein Türke klagt, keiner weint; das hieße gegen Gottes Vorsehung sündigen. Aber aus diesem Fatalismus fließt auch seine Gleichgültigkeit gegen alle wissenschaftliche Untersuchungen und gegen alle Einrichtungen, welche die Sicherung des menschlichen Lebens zum Zweck haben. Gegen die Aerzte hat er einen tiefen Widerwillen, weil sie in Gottes Willen eingreifen. Er hat kein Vertrauen zu ihnen; höchstens läßt er sich den Puls fühlen und verlangt, daß sie daraus Alles, was ihm fehlt, errathen. Er honorirt den Arzt schlecht; gelingt diesem die Cur, so hat er kein Verdienst, Gott hat es ihm eingegeben; mißlingt sie ihm,

so hört er keinen Tadel; es war eben Gottes Wille nicht. I. 264: J'ai donné mes soins à plusieurs familles musulmanes, riches, pauvres, ou de fortune médiocre; partout j'ai trouvé la même aménité, les mêmes égards. J'ai été conduit dans les harems avec les mêmes précautions; nullement blâmé si les malades venaient à mourir, nullement loué quand je les guérissais; toujours mal payé et promptement oublié. Il faut l'avouer, le dogme de la fatalité, poussé à un tel point, est désespérant; il ne permet pas de pleurer ses amis, ses parents, sa femme, ses enfants; il tue même la reconnaissance.

Deshalb ist hier für medicinische Pfuscher, Abenteuerer und Betrieger ein weites Feld geöffnet. Auch erklärt sich hieraus die unüberwindliche Abneigung der Türken gegen alle medicinisch-polizeylichen Verfügungen und Beschränkungen, namentlich in Beziehung auf Ansteckung. Er glaubt nicht an ansteckende Krankheiten, er darf nicht daran glauben. Sein Gesetz befiehlt, daß er bis zum letzten Athemzuge bey den Seinigen oder seinen Freunden ausbarre und ihnen die letzten menschlichen und religiösen Dienstleistungen erweise. Wie würde sich sein Gefühl empören, wenn er aus Furcht sich von Verwandten oder den nächsten Angehörigen entfernen sollte. Da nun die Geißel der Pest so oft in Constantinopel wüthet und alle Franken ihre Maßregeln dagegen nehmen, so bleibt doch der Türke ganz ruhig dabey und läßt sich durch keine auch noch so empfindliche Erfahrung in seiner Ueberzeugung irre machen. Hieraus ist denn auch zu erklären, warum im Jahre 1812 nicht weniger als 160,000 Menschen von der Bevölkerung der Hauptstadt an der Pest starben (II, 248).

Im zweyten Theile handelt nun der Vf. fast ausschließlich von dieser Krankheit und selbst genug sucht er hier, gegen die fast allgemein angenommene Meinung, ihre Nicht-Contagiosität zu erhärten. Hierzu scheint ihn mehreres gebracht zu haben: 1) die Vorliebe für die Türken und ihre Ansichten; 2) die weiter ausgespinnene Lehre von Broussais, der die Ansteckungskraft der Pest nur bedingungsweise zugab. Der Verf. rühmt sich sehr, daß er überhaupt die Broussais'schen Grundsätze daselbst zuerst eingeführt und deshalb (II, 137) den Beynamen Suluk-Bachi, le capitaine des sangsues, erhalten habe. 3) Die unangenehme Erfahrung, welche er in Vera machte, wo der geringste Verdacht, daß ein Arzt mit einem Pestkranken in Berührung gewesen (sich 'compromittiert' habe) seine Praxis bey den Franken unterbrach; 4) die noch unangenehmere Erfahrung, welche er bey der Heimreise in den Quarantaine-Anstalten der italiänischen und französischen Seehäfen machte, wo er durch Zufall eine Quarantaine von mehreren Monaten auszuhalten hatte und durch Plackereyen aller Art (die er ausführlich erzählt II, 367 — 400) fast zur Verzweiflung gebracht wurde; 5) seine eigenen wissenschaftlichen Gründe. Diese sind gedoppelter Art, indem er a) historisch nachzuweisen sucht, daß die ganze Lehre von der Ansteckung eine im Alterthume und bey allen unbefangenen Naturbeobachtern unbekannte Sache gewesen und erst in neueren Zeiten, zu bestimmten Zwecken, erfunden worden \*) sey; und b) indem er eine

\*) Diese Behauptung und namentlich die (II, 6) 'Fracastor est le premier qui en 1546 appella l'attention de l'Europe sur la contagion dans l'acceptation qu'on lui donne aujourd'hui' ist vom Ref. in seiner Schrift *Origines Contagii* (1824) so vollständig widerlegt und diese Widerlegung auch bereits,



Menge Erfahrungen anführt, wo die Pest, bey offenbar dazu günstigen Umständen, ihre ansteckende Kraft doch nicht gezeigt habe. Aber gerade diese Erzählungen beweisen das Gegentheil von dem, was der Verf. beabsichtigt; sie beweisen

namentlich in England, so allgemein anerkannt worden, daß nur die Oberflächlichkeit eines französischen Schriftstellers (ob er sich gleich das Ansehen von Gelehrsamkeit gibt) davon keine Notiz nehmen konnte. Bey dieser Gelegenheit erlaubt sich Ref. nachträglich einige Stellen, die in jener Schrift, so wie auch in denen dazu (1826) erschienenen Additamentis fehlen, hier, wo sie zugleich dienen mögen, das Gesagte zu erläutern, einzuschalten. Der älteste römische Dichter Ennius (bey Cicero Tusculanarum disputationum L. III. c. 12. und de Oratore L. III. c. 40.) läßt in der Tragödie Thyestes den mordbefleckten Thyestes ausrufen:

*Nolite hospites ad me adire, illico istim!*

*Ne Contagio mea bonis umbrave obsit;*

*Tanta vis sceleris in corpore haeret.*

Seneca (de Clementia L. II, 6. pag. 46. ed. Argentor. Vol. 2.), wo er das Mitleid einen Nachbar des Glends nennt, weil es von ihm etwas aufnimmt, sagt: *Inbecilles oculos esse scias, qui ad alienam lippitudinem et ipsi subfunduntur.*

Alexander von Aphrodisias, der zu Ende des 2ten Jahrhunderts zu Athen und dann zu Alexandria lehrte, untersucht in seinen (oder dem Alexander von Tralles zugehörigen) Problemen (*ιατρικὰ ἀπορήματα, καὶ φυσικὰ προβλήματα*. Paris 1541. 12. II, 42) die Frage, warum Schwindsucht, Krätze und das Augentriefen ansteckende Uebel seyen (*ὁ κλησάζοντες ἀλλοκοῦται*); hingegen Wassersucht und Schlagfluß auf einen anderen nicht überzugehen vermöchten? Der Grund sey darin zu suchen, daß das Auge von krankhaften Stoffen getroffen würde; bey der Schwindsucht würde eine verdorbene Luft ausgehaucht, die, wieder eingeathmet, die Lungen angreife; die Krätze bilde getadezu eine auf die gesunde Haut sich weiter verbreitende Flüssigkeit (*σὺχρησι μεταδίωσι*). Krankheiten hingegen, die nichts Nachtheiliges nach Außen absonderten, wirkten auch nicht ansteckend.

sen, daß solche Fälle nur Ausnahmen der wohlbewährten Regel seyen, und daß die Contagiosität nach Personen und Umständen, nach Zeiten und Perioden verschieden sich verhalte. Denn wäre die Pest absolut contagiös, wäre es dann möglich, daß überhaupt noch eine Bevölkerung im Orient vorhanden sey? Die individuelle Receptivität ist, wie bey allen, so besonders bey dieser contagiösen Krankheit, von entscheidendem Einfluß. Als Beleg der Argumente des Verfs mag gleich seine erste Erzählung gelten (II, 335). Spiridion Stefani, ein angesehenener Grieche in Pera, wird im May 1819 pestkrank, und wie er glaubte, in Folge der Berührung eines in Baumwolle eingewickelten Diamanten, den man ihm von San - Dimitri gebracht hatte. Seine Frau gab ihr vierjähriges Kind einer Wärterin und blieb allein bey ihrem Manne und pflegte ihn auf das Liebevollste. Er genas; die Frau und die Wärterin blieben gesund, aber das Kind, welches den bösen Keim schon in sich trug, ward von der Krankheit ergriffen und starb. Weil nun nicht die ganze Familie unterging, deshalb, argumentiert der Vf., ist die Pest nicht contagiös! Von ähnlichem Werthe sind alle seine beygebrachten Geschichten, wovon noch ein großer Theil ihm erst von andern berichtet ward. Aus solchen folgert er (II, 416): *Le contact médiat ni le contact immédiat n'ont aucune influence sur la propagation de la maladie!* Aber trotz allem diesen und trotz dem, daß er behauptet, die in Malta und Marseille ausgebrochene Pest sey nicht von auswärtz her eingeschleppt worden, wagt er doch nicht den Vorschlag, alle Quarantaine aufzuheben, wodurch dem fürchterlichsten aller Uebel der ungehinderte Eingang nach Europa gestattet würde.

(Der Beschluß im nächsten Stücke).

S t t i n g e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

177. Stück.

Den 7. November 1836.

S t t i n g e n.

Ein neuer Verlust hat unsere Universität betroffen, desto schmerzlicher je unerwarteter er war. Früh am 22. Oct. entschlief nach kurzer Krankheit an einer Lungenentzündung unser Hr Hofr. Dr. Heinr. Adolph Schrader, Ritter des Guelphen=Ordens, ordentlicher Professor der Medicin und Director des Botanischen Gartens im 70sten Jahre seines Lebens und 34sten Jahre seines öffentlichen Lehramtes. Das Institut, dem er eben so lange vorstand, und das unter seiner Aufsicht zu seiner jetzigen Höhe sich erhob, wird sein Andenken erhalten, das allen, die ihn kannten, durch seine Biederkeit und Rechtschaffenheit theuer bleibt.

P a r i s.

Beschluß der Anzeige: Neuf Années a Constantinople.

Ueber die Entstehung und ärztliche Behand-

lung der Pest hat er viele Beobachtungen zusammengetragen, die jedoch einen sehr beschränkten Werth haben. Aus dem oben angegebenen Grunde hatte er als fränkischer Arzt nur wenig Gelegenheit sich unmittelbar von ihrem Wesen zu unterrichten. Das Meiste erfuhr er durch Erkundigungen oder auf indirectem Wege. Die Hauptpersonen bey der Behandlung der Pestkranken in Pera sind die armenisch = catholischen Priester, welche die Pesthospitäler dirigieren, und abgekürzt die 'Pestpriester' heißen. Durch vieljährige Erfahrung und Tradition haben sie eine ziemlich untrügliche Sicherheit in der Erkenntniß der Krankheit, ihrer größern oder geringern Gefährlichkeit, so wie auch in der Behandlung derselben erworben. Wenn irgend ein verdächtiger Fall in Pera eintritt, so wird Don Courban oder Don Giacomo gerufen, ihrem Ausspruche wird unbedingt geglaubt, ihrem Rathe gefolgt. Sie sind strenge Contagionisten. Der Vf. klagt jedoch, daß er wenig von ihnen habe lernen können, weil sie entweder nur blinde Routiniers wären, oder aus Eifersucht nicht gerne einem Arzte Mittheilungen machten (II, 471). Bey den Türken sey noch viel weniger zu erfahren. Dazu kommt, daß wenn die Krankheit rasch verläuft, sie mit dem Begraben noch mehr eilen. Denn der Koran sagt (I, 309): 'Eilet die Todten zu beerdigen, damit sie sobald als möglich der ewigen Seligkeit theilhaftig werden!' An eine Section ist gar nicht zu denken, denn, so spricht der Koran (I, 306): 'Verboten ist einen Leichnam zu öffnen, selbst wenn der Todte die kostbarste Perle, die noch dazu ihm nicht gehört, verschluckt hätte.'

Aus dem, was der Verf. über die veranlassenden Ursachen der Pest zusammengestellt hat,

scheint hervorzugehen (obgleich er selbst es nicht zugibt), daß sie in Constantinopel selbst sich nicht erzeugt, sondern von Außen her, höchstwahrscheinlich von Aegypten, ihrem jetzigen Mutterlande, eingebracht wird (Enrico di Wolmar äußerte die Ansicht, daß sie hauptsächlich aus Constantinopel nach Aegypten verpflanzt werde: s. diese Anzeigen 1829. St. 114. S. 1130), oder daß sie an den im Stillen fortschleichenden Rückständen sich wieder entzündet. Entscheidend ist aber hiersür der Zustand der Atmosphäre. So lange die Nordwinde (la Tramontana) vom schwarzen Meere her wehen, die Luft rein, der Himmel klar ist, behauptet sich der Gesundheitszustand vortrefflich; so wie aber die Südwinde (les Lodos) vom Bosphorus her ihren Einfluß äußern und allmählich die Oberhand gewinnen, die Luft dunstig, trübe, neblig wird und zugleich eine drückende Hitze sich einstellt, so hört man erst von vereinzelt, dann von immer mehr und mehr sich ereignenden Pestfällen, bis zu gewissen Zeiten die schrecklichsten Seuchen auftreten. Das Erscheinen der kühleren, reinigenden, nördlichen Winde ändert dann wieder die Scene. Daß viele ursächliche Momente, namentlich die Dünste, welche aus dem alsdann stagnierenden Bosphorus aufsteigen, der häufige Genuß der wässerichten Früchte, viele Diätfehler u., die Prädisposition des Körpers zur Aufnahme des vorhandenen Contagiums erhöhen können, leuchtet ein.

Unter den Krankheitsfällen, welche fälschlich für Pest gehalten werden könnten, führt der Verf. mehrere an, die Beweis liefern, daß die Diagnostik daselbst noch nicht weit gediehen ist, so z. B. zu enge Fußbekleidung (II, 112), Mandelbräune (114), Leistenbrüche (120). Als die

zuverlässigsten Symptome der Pest werden genannt die glänzenden Augen, der starre, wilde Blick, die völlige Umänderung der Gesichtszüge und die Bubonen.

Hinsichtlich der rationellen medicinischen Behandlung (von der durch Amulete, Arcana, Specifica zc. finden sich Angaben genug II, 273 — 277) erklärt sich der Verf. entschieden für die antiphlogistische. Bey jungen, vollsaftigen Individuen seyen reichliche Blutentziehungen, reines, kaltes Wasser, Limonade und häufig wiederholte kalte Waschungen die Hauptmittel. In den ersten 10 Tagen strenge Diät, säuerliches Reisswasser, aber keine animalische Nahrung. Bubonen, die nicht mißfarbig aussehen, und nicht sehr schmerzen, werden der Natur überlassen; sonst Blutegel, erweichende Cataplasmen und Compressen in Del getränkt, appliciert. Die Carbunkel werden gleichfalls antiphlogistisch behandelt. Dieses Verfahren, das bloß an Broussais erinnern könnte, unterscheidet sich, dem Wesentlichen nach, wenig von dem, wie solches Sydenham und de Haen angeben.

M.

## B r e s l a u.

De lugubri Graecorum elegia specimen primum. Scripsit Nicolaus Bachius, Philosophiae doctor regiusque Professor. Vratislaviae typis Universitatis. Anno 1835. in Quarto.

Herr Bach, früher königlicher Professor, jetzt kurfürstlicher Director, fährt fort die Ueberreste der Griechischen Elegiker gelehrt zu behandeln. Diese Schrift enthält 20 Seiten und kostet 10 gute Groschen. Um zu zeigen, daß

eine Grabinschrift (*ἐλεγείον*) auch *ἐπικήδειον* heiße, führt Hr B. S. 3. den Plutarch an Pelopidas I. *Δηλοῦ τὸ ἐπικήδειον*

*Οἱ δ' ἄνον οὐ τὸ ζῆν δέμενοι καλὸν οὐδὲ*  
*τὸ θνήσκειν,*

*ἀλλὰ τὸ ταῦτα καλῶς ἀμφοτέρ' ἐκτελέσαι.*  
 Und S. 6. behauptet Hr B. gegen E. W. Weber, dieß sey ein Epigramm, kein Bruchstück einer Elegie. Er belegt dieß durch Stobäus Floril. CVIII, 38. *ἐπιγράφοισι Λακεδαιμόνιον*

— *οὔτε τὸ ζῆν δέμενοι καλὸν οὔτε τὸ*  
*θνήσκειν,*

*ἀλλὰ τὸ ταῦτα καλῶς ἀμφοτέρ' ἐκτελέσαι.*

Hr. B. scheint weder an jener Lesart Anstoß genommen, trotz dem er richtig, wie Andere, ein Epigramm erkennt, noch auch den metrischen Versstoß in der Schreibart des Stobäus gesehen zu haben: Gaisford hat in letzterm das erste *οὔτε* hinter *Λακεδαιμόνιοι* gesetzt, als zu der Rede des Teles gehörig, aus dessen Schrift er eine längere Stelle citiert. Plutarch führt die Stelle nochmals an Consol. Apollon. XV. An beiden Stellen haben die Bücher *οἶδε δ' ἄνον* oder *οἶδ' ἔδανον*, das durchaus nothwendig ist. Darum hat der Unterzeichnete zu Simonides Ceus p. 149. verbessert:

*Οἶδ' ἔδανον, τὸ ζῆν δέμενοι καλὸν οὔτε*  
*τὸ θνήσκειν,*

*ἀλλὰ τὸ ταῦτα καλῶς ἀμφοτέρ' ἐκτελέσαι.*

Daß diese Emendation, gegen deren Richtigkeit ein Freund Zweifel erhoben hat, durchaus sicher ist, beweist einmahl die von Hr B. beygebrachte Stelle des Stobäus, in der das Ungewöhnlichere durch ein Glossem vertrieben ist, wie denn ein Grammatiker das Pindarische *νόσοι οὔτε γῆρας* erklärt: *ἤγον· οὔτε νόσοι οὔτε γῆρας; ἀν-*

brerseits die Stelle im Pelopidas: Οἶδε γὰρ φησι, wo Plutarch φησὶ γάρ geschrieben haben würde, hätte er οἶ geschrieben. — Vor metrischen Versößen hat Hr. B. auch hier sich nicht immer gewahrt. So steht S. 6. in dem Drasel aus Euseb. Praep. Evang. VI, 7.

Ἄγγελον Παρίους, Τηλεσίκλεις, ὡς σε  
κελεύω.

Nach einer Auseinandersetzung über den Begriff der Elegie in ihren verschiedenen Richtungen spricht Hr. B. von Archilochos von Paros, dessen elegische Reste von S. 9. an behandelt sind. Doch ist nur eine elegia lugubris bekannt, die der Dichter bey dem Untergange mehrerer Landsleute durch Schiffbruch dichtete, unter denen auch sein Schwager war. Auch hier verläugnet sich Archilochos starker Sinn nicht, der mehr das Tröstliche hervorhebt und zur Heiterkeit mahnt, als bey eiteln Klagen verweilt. Es ist ersichtlich, wie nur eine ganz besondere Veranlassung den Dichter bewogen hat, auch einmal die seinen sonstigen Bestrebungen ferntliegende threnodische Elegie zu versuchen. Ich bemerke dieß in Bezug auf das p. 7 seq. Gesagte.

Den elegischen Bruchstücken ist unbedingt ein Vers zuzufügen, den Hr. B. unerwähnt läßt. Wir meinen fr. LXIX. Gaisf. Es heißt in den Scholl. Aesch. Prom. 617. Τὸ δῶρεάν ἐπὶ συμφορᾷ λαμβάνεται καὶ ἐπὶ κακοῦ, ὡς καὶ Ἀρχίλοχος

Κρύπτομεν ἀνιηρὰ Ποσειδῶνος ἀνακτος  
δῶρα.

Wer wird nicht auf den ersten Blick erkennen, daß der Dichter schrieb:

Κρύπτωμεν δ' ἀνιηρὰ Ποσειδάωνος ἀνακτος  
δῶρα . . . . .



Diese an sich unzweifelhafte Emendation, bestätigt der codex Barocc. 231, aus welchem Gaisford κρυπτόμεν (sic) beybringt. Auch ἀνιηρά halte ich für echt: die noch bey Solon bewahrte homerische Messung (v — — v) hat auch Tyrtaios verlassen: freylich liest der codex Barocc. ἀνιδρά und die Ausgabe des Robortello ἀναδρά, das leicht auf etwas andres führt. Wie dem auch sey, Archilochos fordert die Angehörigen der im Schiffbruch Umgekommenen auf, die betrübenden Gaben des Poseidon, d. h. die zum Theil ans Land gespülten Leichname zu bestatten und somit würde ich diesen Vers gleich an den letzten des vierten Bruchstücks so anreihen:

Ἄλλὰ τὰχιστα

Τλῆτε γυναικεῖον πένθος ἀπώσάμενοι

Κρύπτωμεν δ' ἀνιηρά Ποσειδάωνος ἀνακτος  
Δῶρα.

Einen ganz ähnlichen aus Drymoron streifenden Ausdruck hat der Dichter fr. XII.

Ξείνια δυσμενέσιν λυγρὰ χαριζόμενος,  
vom Ares, der Wunden und Mord schenkt, traurige Gastgaben; wo Hr B. unbegreiflicherweise χαριζόμενοι vorzog.

Von S. 14 — 20 folgen die Reste der übrigen nicht = threnodischen Elegieen, fr. 7 — 16. Endlich zwey Epigramme, sämmtlich in der bekannten Manier behandelt. Vielleicht lassen sich noch einige andre Bruchstücke den Elegieen zugesellen. Nur muß ich Gaisforden widersprechen, der im fr. LX. einen Pentameter vermuthet: Τὸ ἀνδρὸν ἀντὶ τοῦ χαλεπὸν καὶ παρ' Ἀρχιλόχῳ εὔρηται, εἰπόντι

ἀνδρῶν χοιράδ' ἐξαλενάμενος.

Gaisford will ἀλενάμενος ändern: eine weder an sich zulässige Emendation, noch auch wegen der Quantität von ἀνδρὸν, das stets das ὦ

lang hat. Richtig hat Elmsley *ἐξαλεύμενον* geschrieben und so hat Schneider in Scholl. Nicand. Ther. 158., wo das Bruchstück steht, edirt, außerdem aber mit den codd. Gotting. und Lorr. *ἀνδρῶν χοιράδων ἐξαλεύμενον*. Danach ist kein Zweifel, daß wir Stücke zweyer trochäische Tetrameter haben, die so zu schreiben sind:

*ἀνδρῶν χοιράδων*

*ἐξαλεύμενον*, wo man sich dann ein Substantiv ausgefallen denken muß, von dem der Genitiv *ἀνδρῶν χοιράδων* abhing.

Außerdem verdienen die Worte erwogen zu werden, die Bekker in Anecd. Gr. p. 1438 aus zwey Pariser Abschriften des Etym. Magnum anführt. Diese fügen hinter den Worten aus Hesiod. Opp. 512., die das Etym. M. p. 575, 12. citiert, hinzu: *ὡς καὶ Ἀρχίλοχος Ἴνας δὲ μεδέων ἀπέδρισεν.*

*Μεδέων* soll für *μεζέων* stehen, d. h. τὰ αἰδοῖα. Auch im Etym. Gud. p. 390, 49. steht: *Ἴνας δὲ μελέων ἀπέδρισε.* Hat Archilochos *ἀπέδρισεν* mit langem *ι*, und liest man *μεδέων* per synizesin, so gibt es den Schluß eines Hexameters. Doch halte ich es für wahrscheinlicher, daß man herstellen muß:

*Ἴνας δ' ἀπέδρισεν μελέων.*

Schneidewin.

# Stöttin*g*ische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften,

178. 179. St ü ck.

Den 10. November 1836.

H a m b u r g.

Geschichte Karls des Zwölften, Königs von Schweden, vom Rittmeister Knut af Lundblad, Nach dem schwedischen Original frey übersetzt vom Kapitain G. F. von Jansson. Erster Theil. Mit dem Bildnisse des Königs. 1835. VIII u. 444 Seiten in 8. (bey Fried. Perthes).

Nächst Gustav Wasa und Gustav Adolph ist Karl XII. allezeit der Nationalheld der Schweden gewesen; er ist es vielleicht noch mehr, als die genannten großen Vorgänger. Ein Mann wie er konnte im Herzen eines Volkes nicht ersterben, dessen entschiedenste Eigenthümlichkeit sich zum größeren Theile in ihm abspiegelt. Er ist der echte Repräsentant des germanischen Nordens, dessen Muth, Festigkeit und Offenheit in ihm bis zur Tollkühnheit, Hartnäckigkeit und allen Verhältnissen trotzen Geradheit ausgeprägt wurde. Wie die altnordische Dichtung keine Schranken kannte und in die gestaltlose Ferne

sich verlor, aber immer groß und edel und innig blieb, so dieser Karl, der nur der List und dem Geschehe unterliegen konnte. Man fühlt sich unwillkürlich an die Zeit eines Tancred ab Hauteville, oder jener Normannen erinnert, die in einem unwiderstehlichen Zuge bis ins Herz von Rußland vordrangen, wenn man den Erzählungen von der Treue und Kraft, der Hingebung und der Berwegenheit Karls XII. folgt. Deshalb fühlt sich noch jetzt jeder Schwede ergriffen, wenn er den Namen dieses Helden hört, der, wenn er 500 Jahre früher gelebt hätte, den reichsten Stoff zu einem erquickenden Volksbuche hätte abgeben müssen. Um so befremdender ist es, daß wir über das Leben dieses Königs bisher kaum ein genügendes Werk besaßen. Wo Nordberg ehrlich trocken referiert, kleidet Voltaire seinen Helden in das lockere Gewand eines Romans, ohne gleichwohl diese hochromantische Erscheinung als solche zu begreifen.

Um so mehr sind wir dem Verf. des vorliegenden Werkes mit warmem Danke verpflichtet. Er prüft mit Strenge, hebt die leitenden Momente über die raschen Erscheinungen des Tages hervor und folgt seinem Könige mit Liebe nach Seeland, Polen und Sachsen, ohne gleichwohl die Mühe zu sparen, wo sie erforderlich schien. Er bedarf der artigen Anekdoten Voltaire's nicht, um das Interesse zu fesseln. Wo ein leichter Irrthum sich in die Erzählung einschlich, wurde solcher häufig durch den einsichtsvollen Uebersetzer gehoben, dem wir überdies manchen erfreulichen Zusatz, wie namentlich S. 103. den höchst originellen Brief des russischen Generals Weide, verdanken. Des Uebersetzers mitunter hartes Urtheil über den König, verzeiht man auch dem Dänen ungern. Die Uebertragung ins Deutsche ist im

Allgemeinen gelungen zu nennen; über einzelne gezwungene Ausdrücke, als: Verhoffnungen, Landgang, Landsetzen, anstatt Hoffnungen, Landung, landen, setzt man sich leicht hinweg. Andere, wie z. B. S. 134: 'der Herbst hatte mit kalten Stürmen, Regen und Frost in diesen nördlichen Gegenden debütirt' kommen seltner vor.

Der Inhalt des vorliegenden Werkes erstreckt sich im 27. Kapitel bis zu dem unseligen Zuge des Königs nach Rußland (1708).

Der Anfang der Erzählung bietet uns eine Uebersicht der äußeren und inneren Verhältnisse Schwedens zur Zeit des Todes Karls XI. Kein König hatte so frey im Norden geherrscht wie er, seitdem er durch Einziehung der meisten Lehensgüter die Kraft des Adels gebrochen. Sein 1682 geborener, gleichnamiger Sohn wurde frühzeitig mit trefflichen Lehrern umgeben; nächst der Bibel gab, nach dem Willen des Vaters, Julius Cäsar die vorzügliche Beschäftigung des Knaben ab. Noch in dem nämlichen Jahre, in welchem Karl XI. starb (1697), löste sich, nach dem Wunsch der Stände, der Vormundschaftrath auf und übernahm der 15jährige Karl XII. die Regierung. Dieses Ereigniß schien den Herrschern von Rußland, Polen und Dänemark die Hand zur Wiedererlangung jener Lande zu bieten, welche sie durch den kriegerischen Karl XI. verloren hatten; der kluge, thätige Patkul rief sie zum Handeln gegen Schweden auf. Es klingt hart, wenn der Wf. von diesem muthigen Eiferer für die Adelsrechte seines Landes sagt: 'Patkul war gleichsam von Geburt an zum Verbrecher bestimmt, ehe die Natur ihm noch alle ihre Ansprüche auf irdisches Glück zu Theil werden ließ: seine Wiege war ein Kerker, sein Sterbebette

das Hochgericht.' Weil Patkul an der Spitze der Abgeordneten des liefländischen Adels kühn gegen die Einziehung der Lehen zu Karl XI. gesprochen hatte, wurde er verhaftet; dem über ihn verhängten Tode entriß ihn Flucht nach Polen. Seitdem war das Verlangen nach Rache an Karl XII., welcher das Urtheil des Vaters bestätigt hatte, die Triebfeder aller seiner Handlungen. Es mußte ihm leicht fallen, die Widersacher des jungen Königs zu vereinigen. Christian V. von Dänemark fühlte sich durch den Vertrag von Altona beschwert; sollte aber Holstein zur Anerkennung der dänischen Oberlehensherrlichkeit gezwungen werden, so mußte Karl XII., der Schwäger von Herzog Friedrich, im Osten beschäftigt seyn. König August von Polen wünschte den Wiedererwerb Lieflands, Czar Peter blickte verlangend auf die nächsten schwedischen Küstenprovinzen. Diese Herrscher zu gemeinsamem Handeln zu bewegen, schien eine geringe Aufgabe. Im März 1698 schloß Christian V. mit Polen und Rußland einen Bund zu Copenhagen ab, welcher das Werk Patkul's war. Durch den allmächtigen Flemming beherrschte dieser kühne Mann den König von Polen, welcher ihn nach Moskau sandte, um das Handeln des Czaren zu leiten. Noch hatte Schweden keine sichere Nachricht von den Rüstungen der Gegner, als (14. Febr. 1700) 2000 Sachsen die schwedische Gränze der Duna überschritten und König August in einem Manifeste die Abtretung Lieflands von Karl XII. verlangte. Riga wurde durch den greisen Dahlberg gehalten, während Dünaburg in die Gewalt der Sachsen gerieth. Ueberall war Patkul thätig, den liefländischen Adel zum Aufstande zu bewegen. Bey der Nachricht von diesen Ereignissen erschraß Schweden;

der König war jung und unerfahren, die alten berühmten Generale seines Vaters waren gestorben. In diesem Augenblicke der Noth entwickelte Karl XII. die ganze Festigkeit und Kraft seines Geistes; es war, als ob er aus tiefem Traum erwachte, da er von der Jagd bei Kungälv nach Stockholm eilte, wo sein kriegerisches Feuer den Senat in Erstaunen setzte. Das dritte Kapitel erzählt uns den entscheidenden Feldzug Karls gegen Friedrich IV., welcher seit 1699 den dänischen Thron bestiegen und das Streben seines Vorgängers in Betreff Holsteins geerbt hatte. Die erfolglose Belagerung von Tönning, das gebietende Auftreten von England und Holland als Bürgen des altonaer Vergleichs, vornehmlich Karls XII. Landung auf Seeland nöthigte den König von Dänemark zum Frieden von Travendal (18. Aug. 1700), welcher die Unabhängigkeit Holsteins sicherte.

Bis zu diesem Augenblicke erblicken wir Karl frey von Eroberungssucht; sein Zweck war erreicht; noch war er stark genug, die in ihm glühende Kriegslust zu bezähmen und nicht ohne Thränen sehen die Bewohner von Seeland den jungen Helden scheiden.

Zwölf Tage nach dem Frieden von Travendal wurde in Moskau der Krieg gegen Karl verkündet und nach türkischer Sitte der schwedische Gesandte in den Kerker geworfen. Der Hafen von Asow genügte Peter I. nicht. Sollte sein großer Plan gelingen und Rußland sich von seinen ausschließlich asiatischen Verhältnissen lossagen, um sich dem Westen und damit dem europäischen Bildungsgange zuzuwenden, so mußte die Ostsee ihm geöffnet seyn. Deshalb der Aufbruch seines riesigen Heeres unter dem Herzoge von Groy gegen das von 500 Schweden unter

Rudolph Horn vertheidigte Narwa. Da nahte Karl; die Noth Narwas bewog ihn, den zunächst gegen Polen beschlossenen Rachezug anzugeben. Es war im Spätherbst 1700, die Wege entseztlich, der Mangel an Lebensmitteln groß, die Engpässe von starken Haufen der Feinde besetzt. Dennoch drang Karl durch. So groß war die Furcht der Russen, daß Croy keine Reiter zum Vorpostendienste gewinnen konnte. Als der Sturm gegen die Schanzen des zehnfach überlegenen Feindes erfolgte, achteten die Russen des Zurufs ihrer Offiziere nicht; unter den Fliehenden brach die Narwabrücke und um von den Seinigen nicht gemordet zu werden, mußte der Herzog von Croy bey den Feinden Schutz suchen. Ueberall war Karl an der Spitze der Stürmenden; ihm zur Seite Graf Piper, der das Schwert wie die Feder zu führen wußte. Es war ein beyspielloser Sieg, dessen Verlauf der Vf. mit Leben und Wärme erzählt. Aber segensreich wirkte die Entschcheidung für Schweden nicht, denn seit diesem Tage verachtete Karl den Gegner zu sehr und stieg seine Zuversicht auf eine unerhörte Weise. Während dann der Czar mit dem Könige von Polen eine Zusammenkunft auf dem Schlosse Birsen hielt, bey welcher Gelegenheit letzterer, gegen die Zusicherung von Hülfsgeldern, die Sendung einer Anzahl Sachsen zur Einübung der Russen versprach, sorgte Karl für die Ergänzung seines kleinen Heeres. Mit Interesse verweilt man bey der Schilderung der schwedischen Helden Stenbock, Rehnsköld und Horn (Kap. 5). Im Sommer 1701 erzwang der König bey Riga den Uebergang über die Düna. 'Bursche, nun sind wir hier, Gott wird uns weiter helfen!' rief er seinen Schweden zu, als er aus dem offenen Bote ans Land flog. Weder Patkul,



noch der Herzog von Kurland konnte die Sachsen und Russen zum Widerstande bewegen. Diese Erfolge des Feindes bestimmten Peter I. und August, sich der Vermittelung von Holland und England zum Frieden zu bedienen. Aber Karl hatte den Genuß des Sieges kennen gelernt; ihn trieb es unaufhaltsam weiter; das durch Parteyen zerrissene Polen schien ihm eine leichte Beute zu seyn, während er die Friedensvorschläge seiner Gegner für erheuchelt hielt. In Kurland hatte ihm eine Bauernhütte genügt, die er bey strenger Kälte mit glühenden Kugeln heizen ließ; auf dem verwegenen Marsche nach Litthauen ging er seinen Soldaten in Ertragung jeglichen Ungemaches voran. Daß zu eben dieser Zeit Schlippenbach die Verheerung Lieflands durch die Russen nicht abwenden konnte, hielt den Ungeßüm des Königs nicht auf. Vergebens suchte ihn August durch die schöne Aurora von Königsmark zu gewinnen, 'weil er Karls Neigungen nach seiner eigenen Vorliebe für das schöne Geschlecht beurtheilte.' In der That war die Lage von August höchst critisch; nur durch Gold hatte er über seine Mitbewerber um die polnische Krone, den Prinzen Conti und den Sohn des großen Sobieski gesiegt; die Vorrechte der Republik waren von ihm wenig geachtet; die Woimoden haßten ihn, weil er seinen Fleming mit Ehren überhäufte, die dem Fremden in Polen nicht gebürten. Schon jetzt erklärte Karl den polnischen Gesandten, welche die Räumung Kurlands verlangten, seinen Wunsch, den König zu entthronen. Die Schilderung dieser Zusammenkunft in der Nähe von Grodno gewährt ein besonderes Interesse (Kap. 7).

Im Januar 1702 drang Karl in Polen ein, ohne Geschütz, des Sieges gewiß. 'Es liegt das Räthsel von Karls sonderbarem Einrücken allein

darin, daß das polnische Volk den ganzen Krieg als eine Sache Augusts, nicht der Republik, ansah.' Aber finden wir die Lösung nicht leichter im Character des trohigen, siegesgewissen Königs? Wie früher Kurland, mußte jetzt Samogitien das schwedische Heer nähren. Der Adel des Landes wurde zusammenberufen, durfte aber nur unbewaffnet erscheinen. Welcher polnische König hätte diese Sprache führen dürfen? Immer schroffer standen sich die Parteyen gegenüber und aller Augen wandten sich auf den Cardinal-Primas. 'Michael Stephan Radziejowski, Cardinal, Erzbischof von Gnesen und als solcher Primas von Polen, war ein Mann von hohem Wuchse und stattlichem Aeußeren; er hatte angenehme Manieren und war im Besitze aller Eigenschaften, um vortheilhaft auf seine Umgebung einzuwirken. Als Prälat war er fromm, mildthätig und herablassend, als Staatsmann von eindringendem Verstande, aber daneben verschlossen und schwer zu ergründen, immer reich an Auswegen und Hülfsmitteln; als katholischer Geistlicher und als Pole gleich bereit, die königliche Gewalt einzuschränken.' Er hatte dem Kurfürsten von Sachsen erst da seine Stimme gegeben, als er einsah, daß kein Sobieski den Thron einnehmen werde. Jetzt aber schwieg er; ihm war es lieb, Augusts Macht durch Karl beengt zu sehen. Als letzterer im May 1702 in Begleitung von 8000 Mann, mit denen er einen Staat von 14 Millionen Menschen zu zwingen gedachte, vor Warschau erschien, staunte er, nicht von den Senatoren eingeholt zu werden; mit dem Cardinal scheuten diese Männer die Entscheidung, weil ihnen des Königs Macht zu gering schien. Auf dem Wege nach Krakau schlug Karl bey Klissow das polnisch-russische Heer, welches von

Flemming, Steinau und dem großen Schulenburg befehligt wurde. Dann stürmte er in tollkühner Berwegenheit die heilige Königsstadt Krakau. Augusts abermaliger Friedensantrag wurde gegen die Ansicht aller erfahrenen schwedischen Generale zurückgewiesen; selbst die Vermittelung des Grafen Zinzendorf, welchen der wegen des Krieges in der Nähe seiner Erbstaaten besorgte Kaiser Leopold I. an Karl geschickt hatte, wurde nicht angenommen. Und doch waren Piesland und Ingermannland bereits von den Russen erobert und bey dem Sturme auf Marienburg jene Catharina Kabe, Dienstmagd des dortigen protestantischen Papstes Glück, gefangen, die später als Catharina Alexiwna über den russischen Staat gebieten sollte. Heimlich hoffte der Cardinal auf die Thronbesteigung des jungen Sobieski; aber während sich auf seinen Ruf nur einzelne Senatoren in Warschau zur Berathung einfanden, strömte der Adel in Scharen nach Marienburg, wo August sich befand; der Troß, mit welchem die Sieger in Polen auftraten, entfremdete ihnen die Herzen des Volks. Hier wie in Lublin, wohin August einen zweyten Tag ausgeschrieben hatte, sprach sich die tiefste Erbitterung gegen den Cardinal aus, als dieser plötzlich in die Versammlung eintrat. Die Klängen wurden bloß, aber der Greis blieb ruhig und kalt; 'er verblieb unbeweglich auf seinem Sitze, kalt wie ein Marmorbild; kein Wort der Rechtfertigung eines von allen verdächtigten Benehmens entfiel ihm, denn er wußte wohl, daß in Augenblicken, wo Leidenschaften toben, Entschuldigungen nutzlos verhallen, oder die lodernde Flamme nur noch mehr anfachen.' Dann redet der Greis warm und stark zur Versammlung und entwickelt die Gründe seines Benehmens; im

Triumphe führte man ihn zu Hause; Augusts Besorgnisse steigerten sich. Diese Darstellung (Kap. 11) ist meisterhaft, wir dürfen sie unbedingt die gelungenste des Buches nennen. Auf diesem Tage zu Lublin hatte man den Bund mit Rußland, so wie den Einmarsch der Sachsen verworfen und die Vermehrung der Kronarmee auf 48,000 M. beschlossen. Aber die zur Ausführung dieser Beschlüsse erforderliche Einigkeit fehlte, während sich bereits unter dem Cardinal und Stanislaus Leszczyński, Woiwoden von Posen, eine Conföderation bildete, welche den Gedanken an die Absetzung des Königs nicht mehr unerträglich fand. Bald ging man weiter; während der Czar die Mündung der Newa eroberte, Petersburg anlegte und Finnland überzog, beschloß ein 1704 vom Cardinal zu Warschau eröffneter Reichstag, dem Könige August die Treue aufzukündigen. Dieser, welcher die Absichten seiner Gegner kannte, bemächtigte sich, nicht ohne Einwilligung des Kaisers, des jungen Jacob Sobieski, welcher auf dem Schlosse Dhlau bey Breslau weilte. Dadurch und daß er, gegen den Beschluß von Lublin, die Unterhandlung mit Rußland fortsetzte, wuchs die bittere Stimmung gegen August; der Cardinal warf die Maske ab, seitdem der Sohn des großen Sobieski auf der Pleißenburg schmachtete. Karl aber wollte den jungen, tapfern Woiwoden von Posen auf den Thron erheben. Seinem Willen stimmte der größere Theil des Adels bey, welcher sich in der Nähe von Warschau zur Wahl versammelt hatte. Aber welche Wahl! Gewaffnete Schweden standen schlagfertig auf dem Wahlfelde. 'Der plötzlich erschollene Ruf, es lebe Stanislaus I., König von Polen! übertäubte alle Aeußerungen der gekränkten Freyheit.' Am nämlichen Tage wurde

Stanislaus unter den Salven schwedischer Geschütze im Dom zu Warschau gekrönt. Anstatt jetzt rasch seinem Günstling die Krone zu sichern, zog Karl nach Gallizien und erstürmte ohne Geschütze das große, feste Lemberg. Je rascher seine Siege sich folgten, um so mehr vergaß er der Erhaltung des Gewonnenen. In Dorpat und Narwa empfing der Czar die Huldigung; weil letztere Stadt von dem edlen Horn mit Uner-schrockenheit vertheidigt war, schlug er den Gefangenen ins Gesicht und ließ ihn in Fesseln werfen. Kein schwedisches Fahrzeug wurde auf dem Weipussee mehr erblickt.

Durch den 1705 erfolgten Tod des Cardinals (Kap. 20) war das Haupthinderniß des Friedens gehoben, welcher endlich auf den Grund des Friedens von Oliva zwischen Schweden und Polen unter der Bedingung abgeschlossen wurde, vereint gegen Rußland zu kämpfen und dem Könige August keinen Waffenstillstand zu gönnen, bis er der Königskrone entsagt habe. Ein abermaliger Sieg, welchen die Schweden 1706 bey Fraustadt unter Rehnsköld über Schulenburg erfochten, würde schon jetzt August zur unbedingten Nachgiebigkeit gezwungen haben, wenn nicht Karl die weichenden Russen bis in die Sümpfe Polhyniens verfolgt hätte. Bis zu den Mauern von Kiew sprengten damals die schwedischen Reiter. Die lebendige Schilderung dieses merkwürdigen Zuges befindet sich im 21 Kapitel.

Durch die Verhaftung Patkuls, des russischen Gesandten in Dresden, von welchem er besorgte, daß er seinem Herrn zum Frieden rathe, hatte sich August im Czaren des einzigen Bundesgenossen beraubt, als Karl sich von Polhynien nach Sachsen wandte. Ihn hatten Pipers Einreden, welcher befürchtete, daß sein Kö-

nig Polen über Sachsen vergessen werde, wie er bereits Piesland über Polen vergessen hatte, nicht zurückhalten können. In Bischoffswerde trafen ihn Augusts Gesandte, von denen er die Entsaugung auf die polnische Krone, die Freyheit Sobieski's und die Auslieferung Patkuls verlangte. Schon lagerte Karl in den Weinbergen von Meissen, als August seines Gegners Forderungen annahm und zugleich den Schweden die Winterquartiere in Sachsen gestattete. Seitdem wurde Leipzig für die Schweden ein Capua. Karl aber war für Europa der Held des Tages; selbst der große Marlborough suchte diesen nordischen Helden in der Mitte seines Heeres auf. Trotz dieser glänzenden Stellung des Königs erheben sich in Schweden vielfache Klagen. Durch die Entfernung des Reichsoberhauptes trat eine störende Schloffheit in die Verwaltung ein; die Willkür der Kronbeamten, die reichen Geschenke Karls an seine Generale lasteten schwer auf dem Lande.

In Sachsen entwarf der König den Plan zum Feldzuge gegen Rußland, seitdem der nach dem Frieden begierige Czar in die ihm gestellte Bedingung der Zerstörung Peterburgs nicht hatte willigen wollen. Am 1. Sept. 1707 setzte sich das Heer nach dem von den Russen verheerten Polen in Bewegung. Bey Kasimierz, unfern Slupce, endete Patkul auf dem Schaffot. Wie billig, übergeht der Verf. diese Scene in Kürze (Kap. 25). Die früheren Erzählungen über das Treiben dieses Piesländers begründen das Urtheil über des Königs Gebot sicherer, als ein allgemeines Raisonnement über Humanität. Die beiden letzten Kapitel des Buches erzählen uns die Unterhandlungen, welche Tuffus Pascha, Befehlshaber zu Dczakow, und der Hetman Mazepa

178. 179. St., den 10. Novbr. 1836. 1781

mit dem der russischen Gränze nahenden Karl XII.  
anknüpften.

Hwn.

### H a n n o v e r.

Der im Jahre 1833 daselbst errichtete Verein der niedersächsischen Geschichte hat bereits angefangen seine Früchte zu tragen. Sie sind niedergelegt in dem vaterländischen Archiv, herausgegeben von v. Spilker und Brönnenberg, von dem wir bereits den ersten Band von dem Jahre 1835 in vier Hefen 473 S. vor uns liegen haben. (Lüneburg bey Herold und Wahlstab 1836). Der Inhalt besteht theils aus Aufsätzen verschiedener Art; theils aus Urkunden. Unter den Aufsätzen enthält gleich das erste Heft: Beytrag zur Geschichte des Meierwesens im Hildesheimischen von Ge. Cr. dem Herrn General Feldzeugmeister Grafen von der Decken, der noch im dritten Hefte fortgesetzt wird; ferner einen ausführlichen Aufsatz zur Erläuterung des Theilungs-Vertrages der Söhne Heinrich des Löwen von 1203, von dem Hn Oberhauptmann von Holle. Aus dem zweyten Hefte zeichnen wir noch aus: Einiges über die Uffelburg und über die Familie von Uffel, von dem Hn Kreißrichter Wege zu Wolfenbüttel. — Bemerkungen über einige alterthümliche Gegenstände von dem Hn Pastor Michel; besonders einer vermeinten Runenschrift auf einem Granitsteine eines zerfallenen Hünengraves im Amte Ottersberg, und einen silbernen vergoldeten Kelch seit 1512 in dem Besiz der Kirche zu Elsdorf, mit einer Inschrift. — Denkwürdigkeiten aus dem eigenhändigen Tagebuche des Großvoigts Thomas Grote, gest. 1657, mitgetheilt

von dem Hn Kammerjunker Grote zu Hannover, fortgesetzt in dem vierten Hefte. Aus dem dritten Hefte: Wilhelm August, Herzog zu Harburg von 1603 — 1642 vom Hn Archidiaconus Ludwig zu Harburg. — Diptychon Bremense aus einer Pergamenthandschrift auf der öffentlichen Bibliothek zu Bremen vom Hn Mooyer zu Minden, in welcher unter andern ein Todtenbuch aus dem 13ten Jahrhundert. — Räthselhafte Inschriften auf einem uralten metallenen Taufbecken vom Hn Geheimenrathe von Strombeck zu Wolfenbüttel. Aus dem vierten Hefte: König Georg II. und der Oberst Johann Albrecht von Löfke, sein Retter in der Schlacht bey Dubenarde, Beyträge zu der Geschichte dieser Schlacht, mitgetheilt aus handschriftlichen Nachrichten durch Se. Ex. den Hn Feldzeugmeister Grafen von der Decken. Den Schluß macht: die Wahl des Bischofs Franz Ferdinand Friß zu Hildesheim am 10. März 1836. — Unter den Urkunden machen wir auf die vom Herzog Heinrich dem Löwen, im Rakeburger Archiv zu Neustrelitz, vom Hn Rector Masch zu Schönberg, aufmerksam. Man sieht, es fehlt nicht an Stoff, wenn nur ein Platz zur Mittheilung dafür da ist.

### U t r e c h t.

Am 13. Junius d. J. feyerte die Utrechter Universität ihr zweytes hundertjähriges Jubiläum. Die in einer eigenen kleinen Schrift enthaltene Beschreibung der Feyerlichkeiten gehört nicht für diese Blätter. Wir erwähnen nur zweyer dadurch veranlaßter Reden. Die eigentliche Festrede hielt der, auch in Deutschland berühmte, Professor van Heusde, den wir schon öfter zu



erwähnen Gelegenheit hatten: *Oratio de artium et doctrinarum coniunctione*. Es wird darin gezeigt, wie verkehrt es sey, die Verbindung in der die Wissenschaften gegenwärtig stehen, die durch Geschichte und Philosophie unter sich verbunden werden, durch Trennung in abgesonderten Instituten lehren zu wollen. Utrecht habe zwar in der Philosophie keine neue Systeme aufgestellt, deshalb sey sie aber keinesweges vernachlässigt worden, und noch weniger die Geschichte. Es wird dann eine Reihe berühmter Namen, welche die dortige Universität zierten, ins Gedächtniß zurückgerufen, um die besten Hoffnungen für die Zukunft daran zu knüpfen.

Dem ehrwürdigen Redner ward die Freude zu Theil unter den Candidaten, die bey dieser Feste promoviert wurden, seinen eigenen Sohn zu begrüßen, der sich durch eine gelehrte Schrift: *M. Tullius Cicero φιλοπλάτων*, dieser Auszeichnung würdig gezeigt hatte. Und so ist der Rede noch ein aus dem Herzen geschriebener *Protrepticus ad filium*, beygefügt, dessen Inhalt auch ohne genauere Angabe die Leser leicht errathen werden.

Eine zweyte, nicht lange vor der Feyer, bey Gelegenheit der Niederlegung des geführten Rectorats von ihrem Verfasser, Prof. Holtius, gehaltene Rede, konnte gleichsam als Vorbereitung zu der demnächstigen Feyer angesehen werden. *Oratio de liberalitate majorum nostrorum, quae Academiis instituendis augendisque cognita est*, habita d. XXIV. Martii. Die Holländischen Universitäten wurden während des Kampfes für die Freyheit gegen die Spanische Tyranny gestiftet. Sie erhielten daher einen ganz anderen

Character als die älteren von Paris und Bologna, deren Eigenthümlichkeiten kurz geschildert werden. Dies Verdienst erwarb sich gleich der erste Curator von Leyden, Janus Douza, dessen Einrichtungen noch als Muster bey den folgenden angenommen wurden. Der Redner begreift diese Vorzüge der Holländischen Universitäten unter die beiden Eigenschaften, *ut essent institutiones liberae et publicae*. Freyheit der Studierenden in Rücksicht der Wahl ihrer Studien, wie ihrer Lehrer, und ihrer öconomischen Einrichtung. Von Zwang und Sperrern mußte man nichts. Dann die Freyheit der Lehrer in ihren Vorträgen, die einen anderen Character hatten und haben mußten als in dem Schulunterrichte. Dies wird vortreflich erläutert. Die zweyte Eigenschaft der nun dort gegründeten Universitäten war *ut essent publicae*. Sie sollten Lehrinstitute nicht bloß für Holland, sondern für Europa seyn. Dies führte von selbst zu einem größeren Umfange des Lehrunterrichts, um auch den Ausländern zu genügen, und zu sorgfältiger, aber freyer Besetzung der Lehrstühle, nicht bloß durch Inländer, sondern auch durch Ausländer. Wie sehr durch diese Maßregeln die Universitäten in Holland aufblühten, ist aus ihrer Geschichte hinreichend bekannt. Es müssen also doch wohl die richtigen Maßregeln seyn.

Hn.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

180. Stück.

Den 12. November 1836.

---

D r f o r d.

Historical treatises: I. The political consequences of the Reformation. II. The Rise, progress, and practical Influence of political theories. III. The Rise and growth of the continental interest of great Britain, translated from the German of A. H. L. Heeren, Professor of history in the university of Gottingen 1836. 8. IV and 442 S. (by D. A. Talboys).

Die günstige Aufnahme, welche die größern Werke des Verfs in England fanden, haben den Herausgeber veranlaßt, auch eine Sammlung seiner kleinern Schriften zu veranstalten. Die in diesem Bande enthaltenen drey Abhandlungen sind die, welche den ersten Band der historischen Werke ausfüllen. Die Uebersetzung, der in den beiden ersten Abhandlungen auch noch hin und wieder Anmerkungen des ungenannten Uebersetzers beygefügt sind, gereicht zur Zufriedenheit des Verfassers.

Ein zweyter Band, der die Preisschrift über die Folgen der Kreuzzüge enthalten wird, ist bereits unter der Presse.

Wir bemerken bey dieser Gelegenheit, daß von dem Handbuch der Geschichte des Europäischen Staatensystems und seiner Colonien seit der Entdeckung beider Indien desselben Verfassers in den beiden letzten Jahren, nach öffentlichen Nachrichten, eine doppelte Russische Uebersetzung erschienen ist, die eine zu St. Petersburg von A. Orlov, 3 Bände 1834. 8., die andere zu Moskau 1835 von einem dortigen Gelehrten.

### Altensburg und Leipzig.

Bey Schnuphase 1836: Ulfilas. Veteris et novi testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt ad fidem codd. castigata, latinitate donata, adnotatione critica instructa, cum glossario et grammatica linguae gothicae conjunctis curis ediderunt H. C. de Gabelentz et Dr. J. Loebe. Vol. I. XL und 318 S. 4.

Seit 1805 sah Deutschland keine Ausgabe des Ulfilas, und doch ist das Bedürfniß einer neuen, besseren nie gefühlter gewesen. Durch die Weisensfelder wurde nicht einmal die Ahnung des großen Gewinns, der für die gesammte deutsche Sprache hauptsächlich aus der gothischen gezogen werden konnte, rege gemacht. Von drey Mitarbeitern hatte des Gegenstandes keiner sich beweißert. Fulda, von einer Preisschrift zweydeutigem Erfolge verleitet, strebte die sprachlichen Verhältnisse mit ungeduldiger Einsicht, der die rechte Grundlage abging, zu überschauen. An

Aufwand des rebllichsten Fleißes ließ es Zahn nicht ermangeln, aber der grammatische Blick war ihm nicht verliehen. Am übelsten berathen war das schon fehlerhaft entworfene Glossar unter Reinzwalds nicht bessernden Händen. Fast alles blieb rüstiger anzugreifen und fruchtbarer auszuführen, während die Ausgabe im Buchhandel sich erschöpfte.

Nach dem Grunde aber, welcher bey jedem dazu Befähigten den Gedanken an eine würdigere Bearbeitung des gothischen Textes hemmen mußte, darf nicht erst gefragt werden. Es sind die überraschenden, allenthalben neue Aussicht öffnenden, seit 1819 langsam ans Licht tretenden Mailänder Entdeckungen. Welcher Besonnene hätte sich vor deren sehnstüchtig erwarteter Bekanntmachung an eine critische Ausgabe des Ganzen getraut? Vielleicht der fünfte Theil des Neubruchs ist noch in diesem Augenblicke unsern Schritten unnahbar. Der, wie hervorleuchtet, auf jede andere gründliche Vorbereitung gestützte Eifer wiederum zweyer, aber zu gedeihenderem Erfolge verbündeter Herausgeber hat es wagen dürfen, diesen letzten Vortheil zu verschmähen, und verheißt auf den abgebrochenen Textbogen die Nachlieferung des Schlusses der Mailänder Ausbeute. Was diese noch auf die Critik des vorausgehenden Textes einwirken mag, wird wahrscheinlich nicht von solchem Belang seyn, daß es nicht hinterher mitgetheilt werden könnte. Die Herausgeber waren dafür nach Upsala und Wolfenbüttel gereist, haben mit eigenen Augen alle Buchstaben nachgesehen und um die Sicherung des Urtextes sich ein wahres Verdienst erworben; auch Castiglione hat sie mit einzelnen Nachvergleichen ausgestattet. Ihre Bearbeitung war also bis auf jene künftige Ergänzung

hinlänglich gereift und hascht nicht den unrechten Augenblick. Wenn sie über ihren Standpunct in folgenden Worten der Vorrede sich äußern: quum autem et propter priorum editionum vitiositatem et quod in iis fragmenta nuper a Majo reperta et a Castillionaeo in lucem edita non continerentur, nova Ulfilae editione opus esse videretur, ii deinde quos eam adornaturos esse audissemus aut diutius cunctarentur aut consilium abjecissent, ipsi nos ad hoc opus suscipiendum accessimus; so sollte hier einiges bestimmter oder schonender ausgedrückt seyn. Von der noch nicht rein gehobenen Nothwendigkeit des Zauderns war vorhin die Rede und gerechter Tadel hätte vielmehr den Voreilenden getroffen. Wer sonst geizigert oder seinen Entschluß fahren gelassen habe, weiß Rec. nicht; er selbst hat es gegen Freunde kein Hehl gehabt, auch einmal öffentlich gesagt, daß er mit dem Werke umgehe. Davor aber brauchten andere tüchtige Studien und zumal jener Apparat von Vergleichen nicht zurückzutreten. Ueberhaupt ist Ulfilas von niemanden gepachtet, er wird auch nach trefflichen Ausgaben immer noch andere fordern. Rec. weicht sogar in einem Hauptpuncte von dem Plane der Herausgeber ab: er würde keine lateinische nach dem gothischen Text gearbeitete Uebersetzung, vielmehr den griechischen, nach welchem die gothische gemacht ist, dazu geben. Das scheint ihm das förderlichste und unerläßlichste für das Verständniß und die Beurtheilung der gothischen Arbeit.

Von der Geschmacklosigkeit der unnützen Weisensfelder Interlinearversion haben die Herausgeber sich frey erhalten: ihre Uebertragung ist lesbar und ohne Zweifel allen die Gothisch treiben wollen, ein gutes Hülfsmittel; auch dem Ein-

geweilteren wird es willkommen seyn, aus Gang und Wendung der Uebersetzung zu erkennen, auf welche Weise schwierige Stellen gefaßt worden sind. Immer aber muß eine solche Version ein wenig auf der Seite herschreiten und im Einzelnen schwanken. Zabns Interlinearis sucht z. B. den goth. Artikel durch den griechischen zu erreichen, woraus kein Mensch etwas lernt. Die Herausgeber gebrauchen weit angemessener das lateinische Demonstrativum *hic*, da der Gothe unser *der* und *dieser*, oder das griechische *ὁ* und *οὗτος*, durch das nämliche *sa*, und wo beide griech. Pron. gehäuft stehn, bloß einmal ausdrückt; nur übersehen wir dabey das Verhältniß der griechischen zu den gothischen Worten im Einzelnen, noch erlangen wir den wahren gothischen Eindruck, denn das goth. *sa* ist mehr *ὁ* als *οὗτος* und die Stelle: *sa ist sunus meus sa liuba*, scheint getreuer durch: *der ist mein Sohn der liebe*, als durch: *hic est filius meus hic carus* übertragen, obschon keine dieser Versionen die griech. Worte: *οὗτός ἐστιν ὁ υἱός μου ὁ ἀγαπητός* genau gibt. Noch auffallender klingt Luc. 8, 11. *hoc est haec parabola*, nach dem goth. *thata ist sô gajukô*, denn das muß doch ein Anfänger bald wissen, daß nach deutscher Weise das Neutrum *thata* vorausgeht, wenn auch ein männliches oder weibliches Subject folgt. Eine solche Treue der Uebersetzung würde unter anderem fordern, daß die goth. und lat. Substantive im Genus immer übereinträfen, oder die Präpositionen in beiden Sprachen gleiche Casus regierten. Muß hier und in mehr Stücken der Latinität nachgegeben werden, so verlieren die Gothicismen. Rec. gesteht aber, so viel er verglichen hat, daß ein glücklicher Mittelweg gehalten worden ist.

Mit Recht haben die Herausgeber lateinische Buchstaben gewählt und nicht nach gothischen gestrebt; auch verdient ihr Grundsatz, für jeden gothischen einen lateinischen einfachen zu verwenden und Auflösung in zwey Zeichen zu meiden, an sich volle Billigung. Statt des goth. Buchstaben th scheint das nordische oder sächsische, wenn schon etwas abweichende, Zeichen zulässig; nur sollten unsere Druckereyen überall erst für gutgeschnittene Typen sorgen. q anstatt qv darf auf nicht weniger Beyfall zählen, da auch graphisch der goth. und lat. Buchstab sich berühren, und uns nur die lat. Schreibung des u hinter q verwöhnt hat. x für ch kann gleichfalls gegeben werden, allein gegen w für hv (warum vh, oder wh p. XXXVI? das wird die Grammatik ausführen) muß Einspruch erfolgen, weil in den andern Dialecten das doppelte vv (uu) von hv (hu) abweichende Geltung hat. Vorzüglicher wäre die Beybehaltung des gothischen Zeichens, dessen zirkelrunde Form mit dem Punct oder Strich in der Mitte man nur oval, dabey aber höher als o zu gestalten hätte, kurz, wir würden gradezu das an der Seite geschlossene, kleine griechische Theta  $\theta$  wählen, da ja das goth.  $\odot$  graphisch betrachtet nichts als das griechische  $\Theta$  ist, nur mit anderer Bedeutung.

In unterlassener Bezeichnung der langen Vocale verfahren die Herausgeber wiederum befugt, theils weil durchgreifende Annahme der Länge für e und o im gothischen Text ausreichen würde ohne weitere Zeichen, theils aber die wirkliche Länge ê und ô im Einzelnen, zumal außerhalb der Wurzelsilbe in unbetonterem Endungen zweifelhaft seyn könnte. Bloß grammatische Untersuchungen, die mehrere deutsche Dialecte und andere Sprachen umfassen, werden eines deutlicheren, gleichförmigen Ausdrucks nicht überhoben



seyn. Die gefundene Regel der Länge war schon etwas werth, und sa, sô, thata vergleicht sich einleuchtender mit ô, ñ, τó, als schriebe man sa, so, thata. Auch ist es recht, z. B. aus hana, tuggô, augô ein ahd. hano, zungâ, augâ, wenn gleich der strenge Beweis noch fehlt, zu mutmaßen; solche Folgerungen werden erschwert oder bleiben aus bey der Schreibung hana, tuggo, augo. Rec. zweifelt nicht, daß seiner vorgeschlagenen und gebrauchten Unterscheidung zwischen ai und ai, áu und aú noch Bedenken entgegenstehen; wie sollte er aber den Uebergang des gothischen zum hochdeutschen Laut anders fassen? Ueber alle diese Punkte ist die Aeußerung der Herausgeber im zweyten Bande zu erwarten; ihr Abdruck des Textes hatte sich nicht darum zu kümmern.

Soll nun von ihrer eigentlichen vorliegenden Arbeit, von der Critik des gothischen Textes gegenwärtig Bericht erstattet werden, so übersteigt eine ausführliche Rechenschaft bey weitem die beschränkte Muße des Rec. oder den Raum dieser Blätter. Mit Freude gewahrt man Genauigkeit, Scharfblick und gründlichen Fleiß in der Critik der Lesarten. Nicht wenige Stellen sind gesichert und geheilt, in andern ist der Zweifel bestimmter hervorgehoben. Die Anmerkungen liefern werthvolle Ausführungen, oft auch schon grammatische. Manche Vermuthungen des Rec., wie er sie seit achtzehn Jahren, zu verschiedener Zeit und aus veränderten Gesichtspuncten vorgeschlagen hatte, finden sich in der neuen Vergleichung der Handschriften bestätigt; anderemal ist von vier Augen schärfer gesehen worden; nicht Weniges bleibt auch noch künftigen Forschungen übrig. Es versteht sich von selbst, daß in einzelnen Stellen schon jetzt Berichtigungen vorzu-

tragen wären, wir haben bloß den Brief an die Epheser näher verglichen. So ist die Uebersetzung von 2, 11. *gamuneith thatei jus thiudôs simlê in leika vêsuth namnidans unbimáitanái fram thizái namnidôn bimáit in leika handu-vaurht: recordamini quod vos gentiles olim in carne fuistis, nominati noncircumcisi ab hac nominata circumcissione in carne manufacta den gothischen Worten nicht gemäß, und die Herausgeber können sich in der Note die Beziehung von *namnidôn* auf *bimáit* nicht erklären. Man übersehe: *quod vos gentes olim in carne fuistis, nominati 'non circumcisi' a (gente) nominata 'circumcisio in carne manufacta.'* Im Griechischen läßt sich zwar ἐπὶ τῆς λεγομένης nicht auf das Neutrum τὰ ἔθνη beziehen, aber auch die Vulg. hat: *qui gentes eratis in carne, qui dicebamini 'praeputium' ab ea quae dicitur 'circumcisio in carne manufacta,'* und nicht anders Luther: *ihr, die ihr weiland nach dem Fleisch Heiden gewesen seyd und 'die Borhaut' genennet wurdet, von denen, die genennet sind 'die Beschneidung nach dem Fleisch' u. s. v.* Nach den Wörtern *namnjan*, nennen wird immer der Nom. construiert. Der Sinn, auch des griech. Textes, ist: *ihr wurdet unbeschnittene Heiden (ἀκροβυστία) von den beschnittenen (von der περιτομή) genannt.* Der Gothe hätte statt *unbimáitanái* sehen können *faúrafilli*, oder statt *fram thizái namnidôn*, *fram tháim namnidam.* Die Uebertragung der Herausgeber von Eph. 5, 27: *ei ustaúhi silba sis vulthaga aikklêsjôn ni habandein vammê: ut exhiberet ipse se gloriosum ecclesiae non habenti macularum muß berichtet werden in: ut exhiberet ipse sibi gloriosam ecclesiam non habentem maculas.**

In der Vorrede werden schwierige Untersuchungen über Ulfilas und seine Quelle, so wie über das allgemeine Verhältniß der gothischen Sprache mit Umsicht und Gelehrsamkeit gepflogen. Rec. hat nichts dawider, daß die Briefe, im Gegensatz zu den Evangelien, erst später übersetzt oder später von schon italiänischen Gothen überarbeitet seyen. Dann mögen auch manche Assimilationen und Erweichungen der Sprachlaute statt gefunden haben oder eingeführt worden seyn, von selbst im Volke oder unter der Hand bessernder Nachübersetzer und Abschreiber. Aber kann die etwas rauhere, in einzelnen Lauten strengere ältere gothische Sprache darum rudis, agrestis und incondita heißen? Es ließe sich der Versuch machen, manche Eigenheit der Ulfilanischen Syntax, z. B. die absoluten Casus, aus einer gelehrten Nachbildung der griechischen Form herzuleiten, aber den Beweis der Undeutschheit dieser Construction durchzuführen würde man Mühe haben. Der goth. Text ist sehr genau gedruckt, die Correctur der lat. Uebersetzung etwas nachlässiger, so steht Matth. 8, 26 ventibus für ventis.

Jac. Grimm.

## W i e n .

Bei Rohrmann und Schweigerb: Annalen des Wiener Museums der Naturgeschichte, herausgegeben von der Direction desselben. Bd. 1. 1836. XII und 386 Seiten nebst 32 Tafeln Abbild. in 4.

Es ist erfreulich eins der wichtigsten und reichsten naturhistorischen Institute Deutschlands, welches bisher sein wissenschaftliches Wirken mehr

auf sein Inneres gerichtet hatte, nun auch ein Gemeingut der Mit- und Nachwelt werden zu sehen. Für die Naturwissenschaften, sagt der würdige Herr v. Schreibers in der Vorrede, besteht in den mit Kaiserlicher Munifizenz ausgerüsteten Hof-Naturalien-Cabinetten eine Anstalt, deren eigentliche Bestimmung nicht in der Zusammenbringung und Aufbewahrung einer großen Anzahl von Naturgegenständen allein liegt, sondern die vor Allem ihren materiellen Reichtum nur als das nöthige Mittel zur Förderung der Wissenschaft ansieht, und deshalb das emsig Vermehrte und sorgfältig Erhaltene, nutzbringend zu machen streben muß. Ihrer Einrichtung nach, vorzugsweise für die beschreibende Naturgeschichte bestimmt, war man von jeher bemüht, die in den einzelnen Abtheilungen derselben angehäuften Schätze von Naturgegenständen, wissenschaftlich zu bearbeiten, und es kann eine nicht geringe Anzahl von naturhistorischen Schriften angeführt werden, die entweder unmittelbar von dem K. K. Hof-Naturalien-Cabinet ausgegangen, oder wenigstens mit Hülfe desselben, theils von den bey demselben Angestellten, theils von andern, fremden und einheimischen, Gelehrten bearbeitet worden sind, und zum Theil, z. B. die Arbeiten über die Entozoen, Epoche in der Wissenschaft gemacht haben. — Die in diesem ersten Bande enthaltenen, gründlichen und mit treuen Abbildungen versehenen Abhandlungen sind folgende: S. 1. C. M. Diesing, Versuch einer Monographie der Gattung *Pentastoma* (Eingeweidewurm). — S. 33. Ed. Fenzl, *Acanthophyllum*, eine neue Pflanzengattung aus der Ordnung der Sileneen, näher erläutert und von einer Charakteristik aller Gattungen der Alsineen

begleitet. 1. Abtheil. — S. 69. Jac. Heckl, Scaphirhynchus, eine neue Fischgattung aus der Ordnung der Chondropterygier, mit freyen Kiemen. — S. 79. Vinc. Kollar, Beiträge zur Kenntniß der lernäenartigen Crustaceen. — S. 93. Paul Partsch, über die sogenannten versteinerten Ziegenklauen aus dem Plattensee in Ungarn, und ein neues urweltliches Geschlecht zweischaliger Conchylien. — S. 103. Leop. Fikinger, Entwurf einer systematischen Anordnung der Schildkröten, nach den Grundsätzen der natürlichen Methode. — S. 129. Steph. Endlicher, Bemerkungen über die Flora der Südseeinseln. Erste oder botanische Abtheilung. — S. 191. Woldem. Focke, Planaria Ehrenbergii (zoologisch und zootomisch dargestellt). — S. 207. Fr. A. Comes Marschall, Decas orthopterorum novorum (aus der Gegend von Wien, aus Brasilien, Sicilien, Ostindien, aus Georgien in America). — S. 219. Jac. Heckl, über einige neue oder nicht gehörig unterschiedene Cyprinen, nebst einer systematischen Darstellung der europäischen Gattungen dieser Gruppe. (Die 21. analytische Tafel ist sehr geeignet, auf eine schnelle und leichte Weise die verschiedenen europäischen Karpfenarten zu bestimmen). — S. 235. G. M. Diesing, Monographie der Gattungen Amphistoma und Diplodiscus. — S. 261. Leop. Fikinger und J. Heckl, monographische Darstellung der Gattung Acipenser (Stör). — S. 327. Vinc. Kollar, Species Insectorum Coleopterorum novae (18 Arten aus Brasilien, Nordamerica, Ostindien, Georgien in America, Japan, Sicilien und den St. Moritzinseln). — S. 337. Ed. Fenzl, Monographie der Mollugineen und

Steubelieen, zweyer Unterabtheilungen der Familie der Portulaceen.

Theils wegen der Leichtigkeit, mit der diese Annalen zugänglich sind, theils wegen der speciellen beschreibenden Tendenz der Abhandlungen, haben wir es nicht nöthig erachtet, genauer auf den Inhalt dieser einzugehen, wünschen aber, daß ein zweyter Band dieser Annalen zum Vortheil der Wissenschaft recht bald erscheinen möge.

Berthold.

### H a n n o v e r.

In der Hahn'schen Hofbuchhandlung, 1835: die Gewerbe des Königreichs Hannover. Bericht über die von dem Gewerbe-Vereine für das Königreich Hannover in den Monaten May und Junius veranstaltete erste Ausstellung inländischer gewerblicher Erzeugnisse. Aus den Verhandlungen der Ausstellungs- und Beurtheilungs-Commission zusammengestellt vom Amtsassessor Dr. von Reden, Secretair des Gewerbe-Vereins, Mitglied beider Commissionen. 174 Seiten in Quart.

• Zur Hebung der Gewerbe eines Landes ist genaue Kenntniß derselben erstes Erforderniß; nicht allein für diejenigen, deren Beruf es ist, fördernd, leitend und schützend darauf einzuwirken, sondern auch für Alle, welche dadurch, daß sie die Erzeugnisse verbrauchen, Einfluß auf das Gedeihen der Gewerbe haben. Bald nachdem der zweyte Gewerbe-Verein für das Königreich Hannover in das Leben getreten, ist er, nach dem Beyspiele ähnlicher Vereine in anderen Län-

bern, bemühet gewesen, durch Ausstellung inländischer Fabricate die Kunde von dem, was der vaterländische Gewerbefleiß liefert, allgemeiner zu verbreiten, und den Wettstreit unter den Gewerbetreibenden in der Vervollkommnung ihrer Producte mehr zu beleben. Die erste in den Monaten May und Junius veranstaltete Ausstellung hat den Erwartungen, welche man davon hegen durfte, entsprochen. Nicht allein haben die Producenten durch Einsendung mannigfaltiger Erzeugnisse bewiesen, daß ein großer Theil von ihnen das patriotische, uneigennützigte Bestreben des Gewerbe-Vereins zu würdigen versteht; sondern auch das Publicum hat durch die lebhafteste Theilnahme aufs Neue an den Tag gelegt, daß es bey Unternehmungen, welche die Wohlfahrt des Landes betreffen, nur darauf ankommt, die rechte Pforte zu öffnen, um des Erfolges gewiß zu seyn. Man wird sicher erwarten dürfen, daß künftige Ausstellungen bey dem wachsenden Vertrauen, welches der jetzige Gewerbe-Verein durch seine rege und einsichtsvolle Thätigkeit sich erwirbt, in noch höherem Grade die beabsichtigten Zwecke erfüllen werden. Uebrigens hat schon jener erste Versuch dargethan, daß, wenn gleich unser Land hinsichtlich seiner industriellen Thätigkeit im Allgemeinen hinter mehreren anderen deutschen Ländern noch weit zurücksteht, doch manche Gewerbe in demselben bey großen Beschränkungen und vielen Hindernissen eine erfreuliche Höhe erreicht haben. Das kaufende und verbrauchende Publicum hat die Ueberzeugung gewinnen können, daß man bey uns in vielen Fällen in einem nachtheiligen Wahne befangen gewesen ist, wenn man die ausländische Waare für besser als die inländische gehalten hat, und

daß es sogar einige Hannoversche Fabricate gibt, welche an Vorzüglichkeit Alles übertreffen, was das Ausland von derselben Gattung liefert. Solche Ueberzeugungen müssen günstig auf die vaterländische Industrie zurückwirken. Hoffentlich wird die Zeit nicht mehr fern seyn, in welcher die Englischen Etiquetten, wodurch noch immer manchen inländischen Waaren ein trüglicher Stempel der Güte aufgedrückt wird, verschwinden, und in welcher man allgemein, auch ohne Mitglied des Gewerbe-Vereins zu seyn, eine Freude darin findet, vaterländische Erzeugnisse im Verbrauch denen des Auslandes vorzuziehen.

Mit dem vorliegenden, von dem sehr thätigen Secretair des Gewerbe-Vereins abgefaßten Berichte über die erste Ausstellung inländischer gewerblicher Erzeugnisse, hat derselbe Nachrichten über den Zustand der hauptsächlichsten Gewerbsbetriebe im Königreiche Hannover verflochten, welches um so dankbarer zu erkennen ist, da nach der vor vierzig Jahren herausgegebenen, vortrefflichen Schrift von Patje keine umfassende Darstellung des Gewerbewesens in unserem Lande, welches seit jener Zeit nicht allein bedeutend vergrößert worden, sondern auch in seinen industriellen Verhältnissen mannigfaltige Veränderungen erlitten hat, erschienen ist. Die Hülfsmittel, welche bey dieser Arbeit benutzt werden konnten, waren freylich mangelhaft, daher das Mitgetheilte mancher Bervollständigung und Berichtigung bedarf; dennoch ist durch diese Schrift schon viel geleistet, und es wird ihrem Verfasser nicht schwer werden, künftigt die Lücken auszufüllen und die Mängel zu verbessern, welche hin und wieder darin sich finden.



## M i t a u.

1835 in Commission bey Reyher auf 49 S.  
S. Brieffsammlung über Gesetzgebung, vorzüglich  
in Rücksicht auf Civilrecht, vom Consulanten  
Wolf.

Es sind acht Briefe, worin abwechselnd (ein) Practiker und (ein) Theoretiker erst über die Frage, von der Rathsamkeit eines Gesetzbuchs überhaupt und dann über ein paar einzelne Punkte sich unterhalten. Ohne die Ueberschrift der einzelnen Briefe würde man schwerlich errathen, welche der Eine und welche der Andere der beiden werthgeschätzten Freunde geschrieben hat, so sehr sind diese mit einander einig, der Theoretiker spricht vom Corpus Justinianicum und der Practiker vom Corpus juris Romanorum; diesem ist Savigny über den Beruf u. s. w. in die Hände gefallen und jener stellt ihn mit Dabelow zusammen, der in Bröcker's Jahrbüchern, vermuthlich dem Aufsätze über die Praxis im ersten Bande, sich auch zu der geschichtlichen Schule rechne. (Dem Unterz. ist dabey eingefallen, wie ein Rechtsgelehrter von der nördlichen Seite der Ostsee, der ihm die Ehre anthat, viel von ihm gelesen haben zu wollen, es für ausgemacht annahm, er, der Unterz., sey auf Gönner's Seite gegen Savigny). Unser Zeitalter, wovon die großen Werke eines Hugo Grotii, eines Schmalz' und anderer philosophischen Juristen aufgeführt werden, sey doch gewiß, meinen beide Brieffsteller, fähiger, ein Gesetzbuch hervorzubringen, als das Zeitalter Justinian's. Daß dieses letztere das Zeitalter des Verfalls ge-

wesen sey, und daß man, um die Blüthe des Römischen Rechts zu finden, vierhundert Jahre zurückgehen müsse, wo aber weder Papinian, nach Ulpian daran dachten, ihre äußere Lage, die es ihnen so leicht machte, ein Gesetzbuch von oben herab einzuführen, davon kommt hier Nichts vor.

Die einzelnen Lehren, die zum Beispiel dienen sollen, daß Naturrecht und Politik bey einem Gesetzbuche gebraucht werden müßten, sind Monogamie und der Unterschied zwischen der Vindication gegen den Besizer in gutem Vertrauen (so wird hier bona fides übersetzt, nicht viel schlechter, als 'in gutem Glauben,' aber gewiß beides nicht so gut als das längst bekannte Wort: redlich) und dem Grundsatz Hand muß Hand wahren. Von dem ursprünglichen Sinne dieser letzteren Regel ist natürlich hier nicht die Rede, aber daß danach auch der Bestohlene sich nur an den Dieb und nicht an die Sache bey dem dritten Besizer halten müsse, ist wohl so neu, wie manches Andere, was in dem Buche vorkommt, ohne daß der Unterz. damit übereinstimmte oder Beruf fände es hier auszuheben und seine abweichende Ansicht anzugeben.

Hugo.

---

G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

181. Stück.

Den 14. November 1836.

---

P a r i s.

Chez Mme Huzard, libraire, rue de l'Éperon, N<sup>o</sup> 7. 1835: Campagne pittoresque du Luxor, par M. Léon de Joannis, Elève de l'École Polytechnique, Lieutenant de Vaisseau, second du Luxor, et Chevalier de la Légion - d'Honneur. Ouvrage contenant dix-huit planches reproduisant les détails des travaux exécutés pour l'enlèvement de l'obélisque occidental de Luxor, et divers sites et costumes d'Égypte se rattachant aux lieux habités par l'expédition. 202 S. Octav.

Die Obelisken von Egypten haben schon früh nicht nur das Staunen der Eroberer, sondern auch den Wunsch erregt, dieselben in ihre Nähe zu verpflanzen und es sind besonders von den Römischen Kaisern mehrere nach Rom gebracht. In der neuesten Zeit macht der Pascha von Egypten

ten Geschenke damit an Europäische Fürsten, wie mit einem an den König von England 1820, welcher auf dem Waterloo-Platz in London aufgestellt ist. Den schönsten und merkwürdigsten Obelisken, einen von den beiden, die auf den Ruinen von Theben, bey dem heutigen Dorfe Luxor, von jeher die Bewunderung der Reisenden auf sich gezogen haben, schenkte der Pascha 1830 an Frankreich und sogleich wurden Anstalten getroffen, ihn abzuholen. Das hierzu eigens flach gebaute Schiff erhielt von dem Orte seiner Bestimmung den Namen Luxor, segelte am 15. April 1831 von Toulon ab und kam am 3. May im Hafen von Alexandrien an. Wegen des versandeten Ausflusses des Nil mußte der Luxor erleichtert und alle zur Bewegung und Fortschaffung des Obelisken mitgenommene Geräthschaften in kleinere Fahrzeuge umgeladen werden, mit denen ein Theil der Mannschaft voraus fuhr und an Ort und Stelle die Vorarbeiten begann, während der Luxor nur langsam nachfolgen konnte, und nach einer beschwerlichen Fahrt erst am 14. August Abends die Ruinen von Theben erreichte. Man zog ihn in eine Bucht, deren Grund vorher geebnet war und wo er beim Fallen des Nil auf dem Trocknen stehen blieb; dann wurde er abgetakelt und mit Matten überbaut. Die Ruinen eines alten Pallastes wurden zu Wohnungen wieder hergestellt, auch ein Garten daneben angelegt. Die Voraufgeschickten hatten schon die zwischen dem Obelisken und dem Nilufer stehenden kleinen Häuser angekauft, abgerissen und den Weg geebnet; jetzt wurden Gerüste gebaut, der Obelisk, nachdem man ihn mit Holz bekleidet hatte, um die daran ausgehauenen Figuren vor Beschädigung zu schützen, am 1. November

niedergelassen, dann auf dem gebahnten Wege fortgewälzt, am 17. December ins Schiff gebracht und darin festgekeilt, damit er durch die Bewegungen des Schiffes keinen Stoß erlitte. Um mit der Beute den Rückweg antreten zu können, mußte man einen höheren Wasserstand des Nils abwarten, wenn er in der Regenzeit austrat und das Schiff von selbst aufhob. Während dem machte ein Theil der Mannschaft eine Excursion von 40 Tagen längs des Nils nach Nubien bis Wadi Galsa und besuchte die an beiden Ufern liegenden merkwürdigen Dörfer. Kurz nach ihrer Rückkehr trafen in Luxor mehrere Reisende ein, die nach Kossair am rothen Meere und von da mit dem Englischen Dampfschiffe nach Indien wollten; mit diesen wurde eine große Jagd unternommen. Nach ihrer Abreise beschäftigte sich der Verf. mit Sammlung merkwürdiger Steine, Pflanzen, Insekten, Fische und Vögel.

Als im August 1832 die Nilüberschwemmung eintrat, lichtete der Luxor am 25. die Anker. Die Fahrt Strom abwärts war wegen der Sandbänke sehr gefährlich, ging aber schnell und glücklich von Statten; doch stieg das Wasser nicht so hoch, als man erwartet hatte, und bey dem Ausflusse des Nils unterhalb Rosette lag das Schiff 50 Tage, ehe es mit der größten Anstrengung und Gefahr gelang, dasselbe am 1. Januar 1833 in See zu bringen, wo es durch das Dampfschiff der Sphinx in den Hafen von Alexandrien buchtet wurde. Hier brachte man drey Monate sehr vergnügt zu, dann nahm der Sphinx den Luxor wieder ins Schlepptau und führte ihn über Rhodus, Marmaris, Navarin, Zante, Corfu, am 10. May nach Toulon. Nach 20 tägiger Quarantaine wurden beide Schiffe ausgebeffert

und setzten dann ihre Reise fort nach Gibraltar, um Portugal, Spanien und Frankreich herum, bis der Luxor in die Seine und auf dieser am 23. December nach Paris kam.

Die Gefahren und Beschwerden dieser Reise schildert der Verf. sehr lebhaft und anziehend, daneben theilt er interessante Bemerkungen mit über die durchreisten Gegenden, über die Sitten und Gebräuche der Einwohner und über mancherley Gegenstände der Natur. 18 Kupfertafeln geben Ansichten der Ruinen von Luxor und Karnak, der Gerüste und Maschinen, deren man sich zum Fortschaffen des Obelisken bediente und Abbildungen von Arabern und Nubiern in Nationaltracht. Der Obelisk ist schon von früheren Reisenden beschrieben und es steht zu erwarten, daß, nachdem er in Paris aufgestellt ist, noch getreue Beschreibungen und Abbildungen desselben so wie auch Erklärungsversuche der auf ihm ausgehauenen Hieroglyphen folgen werden.

## L o n d o n.

Ben Pickering: A Dictionary of the English Language, by C. Richardson Esq. 4.

Man möchte sich wohl darüber verwundern, daß bisher kein einziges gutes Wörterbuch der englischen Sprache in England selbst zum Vorschein gekommen ist; denn vorzüglich in spätern Zeiten hat sich mancher mit dem Bau und der Geschichte der englischen Sprache beschäftigt. Allein von Anfang an fehlte das, was einem geübten Werke dieser Art unentbehrlich ist, d. h. eine breite, allumfassende geschichtliche Grund-

lage, auf Kenntniß des Angelsächsischen und der verwandten deutschen Dialecte gegründet, und von Zeit zu Zeit, von Grafschaft zu Grafschaft nachgespürt. Die ältesten Werke, wie z. B. Skinner's, Minshaus und Bailys, enthalten nicht den zwanzigsten Theil des vorhandenen Sprachschazes, und ihre sogenannten Etymologien sind im höchsten Grade ergeßlich. Ihre Zeit war die des steifen classischen Pedantismus, und alles mußte nothwendig Griechischen, Lateinischen oder gar Orientalischen (Hebräischen, Chaldäischen, Arabischen) Quellen entfließen. Zwar zuweilen und besonders seit Junius Zeit, blickt ein Lichtstrahl aus dem Norden durch, und man redet von Alemannischen, Fränkischen, selbst Isländischen, Angelsächsischen und Suiogothischen Etymologien; leider sind die Citationen durchaus von unbekanntenen Sprachen, mittelst eines sehr oft mißverstandenen Wörterbuches gemacht worden. Johnson, dessen große Arbeit zur Grundlage der meisten neueren Wörterbücher gedient hat, war durchaus einer solchen Unternehmung nicht gewachsen: er war dazu bekanntlich kein fleißiger Arbeiter, und bekümmerte sich sehr wenig um das, was für ihn eigentlich nur eine Buchhändler-Speculation war. Er schrieb Skinner und Junius ab, fügte ein paar Worte aus echten alten Quellen zu, führte hunderte von Ausdrücken ein, die nur entstellte Latinismen sind, und die nur durch seine eigenen Schriften beglaubigt waren, und wandte sich für die Angelsächsischen und überhaupt Deutschen Etymologien seinem Freunde Steevens zu. Wie unvollständig das Werk blieb, ergibt sich aus Todds Vorrede, der sich rühmt, über zehntausend Wörter in seine Ausgabe des Johnson aufgenommen zu haben; die in der alten Ausgabe

nicht zu finden sind; indessen hatte Todd die älteren Quellen nicht hinlänglich benutzt, und ein gutes, vollständiges Englisches Wörterbuch gehörte immer noch unter die Desiderata. Ein Americaner, Dr Webster, suchte diesen Mangel zu ergänzen; wie uns scheint, ist es ihm ebenso wenig gelungen. Trotz der langweiligen, weitläufigen Vorrede zu seinem Werke, zeigt er wenig echte Gelehrsamkeit, und die Zusätze und Ergänzungen zu Johnson bestehen fast ausschließlich in botanischen, chirurgischen und anderen wissenschaftlichen Ausdrücken, und in Americanismen, die das Ohr eines Engländer's aufs unbarmherzigste verwunden, und eigentlich nur mit dem bedeutsamen Worte Slang zu beschreiben sind.

Als die Encyclopaedia Metropolitana erst veranstaltet wurde, kam man auf den Gedanken, ein Wörterbuch der Engl. Sprache damit zu verbinden, und Hr C. Richardson, schon bekannt durch eine philologische Schrift im Sinne Horne Tooke's, wurde mit der Ausführung desselben beauftragt. Dieses Buch, von der Encyclopädie getrennt, kommt jetzt in Quartheften bey Pickering heraus.

Das Eigenthümliche, wodurch Richardson's Arbeit rühmlich ausgezeichnet wird, ist eine historische Darstellung der Sprache in den verschiedenen Perioden. Bey jedem Worte bekommen wir ein oder mehrere Beyspiele des Gebrauchs desselben aus Schriftstellern der ersten, zweyten, dritten und vierten Periode, also einen vollständigen Ueberblick der Fortschritte des Worts und seiner Bedeutung vom 12. bis zum 19. Jahrhunderte. Ohne nun zu fragen, ob man diesen



Plan nicht weiter führen sollte, ob die Gränze der verschiedenen Perioden nicht genauer bestimmt werden könnte, endlich, ob das 13. Jahrh. der eigentliche Anfangspunct der Englischen Sprache sey \*), muß man doch den Verf. nicht nur selbst des Planes, sondern auch im Allgemeinen der Ausführung des Planes wegen, ausdrücklich loben. Die Fehler, die sich im Buche zeigen, rühren meistens aus dem beschränkten Umfange des Planes her, welcher einen willkürlich angenommenen Punct als Anfangspunct ansetzt, zweitens von der übertriebenen Verehrung Horne Tooke's, des gefährlichsten und abenteuerlichsten aller Etymologen, drittens, von dem Mangel an Kenntniß der älteren Deutschen Mundarten, und vornehmlich des Angelsächsischen. Binnen den angenommenen Gränzen ist es jedoch überhaupt sehr genau, und auf ein sehr ausgedehntes Studium der Englischen Schriftsteller gegründet; endlich, obwohl dieses Wörterbuch keinesweges für das beste erklärt werden kann, was man sich denken und wünschen möchte, so wird man doch nicht umhin können, zu gestehen, daß es bey weitem das beste ist, das bisher vorhanden war.

J. M. A.

\*) Richardson hat die handschriftlichen Quellen durchaus nicht benützt: er fängt mit Robert of Gloucester an, und läßt die feinen, in einander übergehenden, Schattierungen der Sprache zwischen dem reinen Angelsächsischen und diesem schon ziemlich ausgebildeten, d. h. entarteten Englischen, ganz weg. Und doch bieten die Uebergänge die merkwürdigsten und schönsten Erscheinungen dar, und in den Evangelien, Predigten und Gebichten des 12. Jahrhunderts war Stoff genug vorhanden.

## Freyburg im Breisgau.

Von dort erhalten wir: Karte der Schweiz mit angrenzenden Ländertheilen, in zwanzig Blättern, mit roth eingedruckten Straßen, Ortspositionen und Grenzen. Entworfen und bearbeitet im Maßstabe 1 : 200000 von Dr J. E. Woerl. (Herdersche Verlags-Handlung; Preis eines Blattes illuminirt 1 Fl. 21 Kreuzer) 1836. Fol. — Wenn gleich die Anzeige von Karten in der Regel nicht in dem Plane unserer Blätter liegt, so empfehlen wir doch gern den vorliegenden Atlas, da er sich nicht nur durch seinen innern Werth, sondern auch durch die Eleganz des Sticks und die Illumination empfiehlt, und zugleich eine Fortsetzung der in demselben Verlage und von demselben Verfasser bearbeiteten Karte von Würtemberg, Baden und Hohenzollern ist, welche so eben in zwölf Blättern erschienen ist. Der Name der Verlags-Handlung, wie man aus andern ähnlichen Unternehmungen weiß, ist schon allein eine Empfehlung.

Hn.

---

1809

**G e t t i n g e n  
g e l e h r t e   A n z e i g e n**

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

**182. 183. S t ü c k .**

**Den 17. November 1836.**

---

**H a l l e .**

Druck und Verlag von K. Grunert: Sophokles König Oedipus, übersetzt und in Abhandlungen und Anmerkungen erklärt von Friedrich Stäger. 1836. 204 S. in 8.

**Berlin, Posen und Bromberg.**

Druck und Verlag von S. Mittler. Die Tragödien des Sophokles. Uebersetzt v. Wolfgang Robert Griepenkerl. Erster Theil: König Oedipus. 1835. 136 S. in 8.

Wenn auch das Uebersetzen der Alten bisweilen von Philologen aus dem Kreise der philologischen Thätigkeiten ausgeschlossen wird, gehört es doch auf jeden Fall zu den wirksamsten Mitteln, die durch philologische Studien gewonnene Kenntniß eines alten Schriftstellers zu einer lebendigen und anschaulichen Vorstellung zu erheben, und das Bild des Alten aus einer

dämmern den Ferne in die lebensfrische Gegenwart zu rücken. Es braucht überdies nur an den Vösischen Homer und den Schleiermacherschen Platon erinnert zu werden, um einen Jeden aufmerksam zu machen, welchen mächtigen Einfluß Uebersetzungen auf das Studium und die ganze Auffassungsweise der bedeutendsten Schriftsteller gewinnen können. Was die Tragiker anlangt, und namentlich den Sophokles, so ist schwerlich zu erwarten, daß irgend eine, auch noch so kunstreiche, Uebersetzung dieses Dichters dieselbe Wirkung auf das Publicum im Ganzen machen werde, wie die beiden eben genannten von Homer und Platon, da, abgesehen von den Schwierigkeiten der lyrischen Metra und des oft so knapp zugeschnittenen tragischen Dialogs, die Sprache des Sophokles dem Uebersetzer so viele Hindernisse in den Weg legt, die ohne die großartige Naivität der Aeschylischen und ohne die strömende Beredsamkeit des Euripides ihren Vorzug in der höchst ausdrucksvollen und markierten Zeichnung einer jeden Vorstellung sinnlicher oder geistiger Art sucht, aber gerade dadurch — ähnlich wie Thucydides Styl — auf den ersten Anblick etwas Verflochtenes und scheinbar Verbogenes bekommt, das aber nicht etwa in dem bloßen Bestreben, die poetische Sprache von der Prosa zu unterscheiden, sondern in der Energie und Schärfe seinen Grund hat, womit die Athener damals alle Zustände und Vorgänge des menschlichen Lebens auffaßten. Es wird daher bey Uebersetzungen des Sophokles immer der Fall seyn, daß eine besondere Rücksicht auf eine bestimmte Seite der poetischen Kunst des Dichters, oder auf eine einzelne Classe des Publicums, der er zugänglich gemacht werden soll, vorwaltet, da doch schwerlich alle Absichten zugleich erreicht wer-

den können. Von diesem Gesichtspuncte werden wir auch die beiden vorliegenden Uebersetzungen des Königs Oedipus zu characterisiren suchen.

Die zuerst genannte ist die Arbeit eines verdienten Schulmanns, der darin, wie in seinen frühern Uebersetzungen der Antigone und des Oedipus auf Kolonos, die Frucht eines sorgfältigen Studiums der Tragödie darlegt. Die beygefügte Anmerkungen zeigen, wie sorgfältig Hr Stäger die neueren Commentare verglichen und mit welcher Ueberlegung er seine Erklärungen daraus gewählt habe; auch enthalten sie einige eigenthümliche Entwicklungen, wie über die Beziehung des Chorgesanges V. 803. auf Sophokles Zeit, über die dreymonatliche Bergweide zu V. 1137 u. Andern. Eben so sind andere neuere Uebersetzungen, namentlich die englische von Potter und die italiänische von Angiolini, dabey verglichen und benutzt worden; ein Anhang gibt von diesen und mehreren andern (von Th. Franklin, Th. Dale, Pedro Estella, André Dacier, Artaud) genaue Nachricht. Wenn nun hiernach die Uebersetzung selbst als eine zusammengedrängte philologische Interpretation zu betrachten ist, so tritt dagegen die ästhetische Seite zurück, und man vermißt nicht selten die Verschmelzung und harmonische Haltung des Einzelnen, aus der ein Styl und Ton, dem des Sophokles nicht unähnlich, hervorgehen könnte.

Die andere Uebersetzung ist von einem jungen, philologisch gebildeten und durch poetische Versuche bekannten Manne verfaßt. Auch hier ist der Ertrag der neuern Critik und Interpretation nicht ungenutzt geblieben, aber doch nicht mit der sorgfältigen Prüfung verarbeitet, die wir bey Hrn Stäger finden. Vielmehr hat Hr Griepenkerl oft mehr nach willkürlicher Wahl

zwischen verschiedenen Erklärungsweisen überseht, oder sich darin dem Tacte eines natürlichen Gefühls überlassen. Dagegen zeigt dieser Uebersetzer ein unverkennbares Talent für eine gefällige und in einem Geiste und Character durchgeführte Nachbildung des Originals, daher seine Arbeit vorzugsweise Lesern zu empfehlen ist, die durch eine schnelle und leichte Lectüre in die Poesie des alten Tragikers eingeführt seyn wollen. Das edle, sanft erwärmte Gemüth, die milde Hoheit der Seele des Sophocles blickt aus allen Zügen hervor; nur daß vielleicht, um allen Anstoß zu beseitigen, vom Uebersetzer zu viel geebnet und geglättet ist, als daß die scharfe Ausprägung und bedeutungsvolle Nuancierung jedes, auch des kleinsten Zuges, hinlänglich geltend gemacht wäre.

Wir wollen dieses allgemeine Urtheil durch die genauere Betrachtung, wenn auch nur weniger Seiten, näher begründen, indem wir gleich die erste Scene dazu wählen, wie sie Hr Stäger, oder die erste Scene der ersten Abtheilung, wie sie Hr Griepenkerl nennt. Dort wird nämlich die Eintheilung in zwanzig Scenen, ohne Unterordnung unter größere Abschnitte, durchgeführt; hier werden größere Abtheilungen gemacht, und die beiden ersten Scenen nebst dem ersten Chorgesange als erste Abtheilung bezeichnet. Aber gewiß würde die künstlerische Deconomie der Tragödie mehr hervortreten, wenn die alten Abtheilungen, wie sie Sophocles selber machte, beybehalten worden wären. Darnach sind die beiden ersten Scenen der Prologos, der kein Monolog zu seyn braucht, aber dem Einzuge des Chors vorausgehen und die Bestimmung erfüllen muß, die Situation deutlich zu machen, in welcher die handelnden Personen gefaßt werden, und von welcher alle Entwicklung anhebt. Dazu

zieht nun Sophokles nicht bloß die Seuche, welche Theben verwüstet, sondern auch das von Delphi gebrachte Orakel, und hatte auch, seine unschwer zu begreifenden Absichten dabey, warum er dies gleich als gegeben setzt und nicht im Stücke erst herbeyführt. Darauf folgt der Gesang, den der einziehende und sich auf dem gewöhnlichen Platze aufstellende Chor singt, Parodos genannt, worin der Chor die Gedanken ausspricht, welche das Gerücht von dem angekommenen Orakel in ihm erweckt hat, und erst hieran schließt sich der erste Act (Epeisodion) der Tragödie, in welchem die eigentliche Handlung, das Drama, die erste Stufe hinangeführt wird.

Die ersten Verse lauten bey Hrn Stäger:

Didipus.

O Kinder, des Urvaters Kadmos neu Geschlecht!  
Warum an den Altären sitzt ihr da vor mir,  
So mit den flehentlichen Zweigen fromm geschmückt?

Auch ist zugleich die Stadt erfüllt von Opferdust,

5 Zugleich von Betgesängen und von Klageruf!  
Dies, Kinder, dacht' ich billig nicht durch  
Boten mir,

Durch Fremde, zu erkunden, und kam her,  
ich selbst,

In allem Volke 'Didipus' mit Ruhm genannt.

(Zu einem Priester.)

Nun denn, o-Greis, so rede, denn dir steht  
es an,

10 Für diese da zu sagen, warum ihr da sitzt,  
Ob fürchtend oder bittend; denn ich bin bereit,  
Euch beyzustehn in Allem: fühllos muß' ich  
seyn,

Wenn ich mich nicht erbarmte der so Flehenden.

Und bey Hrn Griepenkerl:

O Kinder, ihr, des alten Kadmos junger  
Stamm,

Mit welchem Flehn zu diesen Sigen eilet ihr,  
Geschmückt mit Zweigen wie die Hilfsuchenden?  
Es ist erfüllt mit Opherdüften überall

5 Die Stadt und mit Pāanen und mit Klage  
geruf.

Dies will ich nicht von andern Boten hören,  
drum,

O Kinder, trat ich selber hier zu euch heraus,  
Ich, groß genannt von Allen, König Oedipus.

(Zu dem Priester.)

Wohlan, o Greis, so rede du, da dir's gebührt,  
10 Für sie das Wort zu führen, was nur trieb  
euch her?

Was fürchtet, oder wünschet ihr? Ich bin  
gewillt,

In Allem euch zu helfen! süßlos wär' ich ja,  
Wenn solcher Sigung Flehen mich nicht jam-  
merte.

Schon hier zeigt sich der oben bemerkte Unterschied. Herr Stäger hat nach besserer Auslegung B. 2 *δοάζειν* mit 'sigen', als Herr Griepenkerl mit 'eilen' übersetzt, da die Lage der Dinge durchaus jenen Begriff verlangt, und Buttmann diese Bedeutung von *δοάζειν* hinlänglich gerechtfertigt hat. Eben so ist B. 6. 7 der *Gracismus παρ' ἀγγέλων ἄλλων* in der ersten Uebersetzung besser verdeutscht als in der zweyten. Auch ist B. 8 *ὁ πᾶσι κλεινὸς Οἰδίπους καλούμενος* in Oedipus Munde nur eine emphatische Nennung seiner selbst; Herr Griep. legt auf das Epitheton ein hieher nicht passendes Gewicht. Dagegen ist die erste Uebersetzung durch mehrere schwerfällige Ausdrücke entstellt, welche



die andere glücklich vermieden hat, wie in B. 2 'sigt ihr da vor mir', B. 3 'mit flehentlichen Zweigen' (doch ist auch die Wendung: wie die Hilfesuchenden, nicht die rechte, da sie wirklich *ικέται* sind). 'Des Urbaters' in B. 1. klingt etwas zu pompös, und gibt doch das Antithetische in *Κάδμου τοῦ πάλαι νέα τροφή* nicht so gut wieder, wie die andere; auch kann der Artikel 'des' vor 'Urbaters' in unserer, den Vers fast nur nach dem relativen Gewichte der Accente messenden, Sprache nicht für die Arsis eines Jambus genügen. Die Beziehung, die in *πρῆπων ἔφους* auf das Alter des Greisen liegt, ist von beiden Uebersetzern vernachlässigt, und beide fassen *πρὸ τῶνδε φωνεῖν* ganz als wenn es *ὑπὲρ τῶνδε* hieße, und doch hält Sophokles den Unterschied dieser Präpositionen fest, so daß auch hier *πρὸ τῶνδε* sich nur auf das Recht des Vorstandes beziehen kann. Gegen Ende bewegt sich die zweyte Verdeutschung ungleich leichter als die erste, aber opfert dagegen die genauere Verbindung der einzelnen Sätze auf. Wenn aber auch diese lockere Anreihung dem neueren poetischen Style zusagt: so gehört doch die strenge Geschlossenheit der Sätze zu sehr zum Character der antiken Ausdrucksweise, als daß sie nicht auch im Deutschen möglichst behauptet werden müßte. Vielleicht lassen sich alle die angezeigten Klippen durch eine solche Uebertragung umsegeln, wenn sie nur nicht dabey wieder in andere verborgene Untiefen geräth. Dabey kann auch der Gegensatz der *παῖνες* und *στενάγματα* B. 5 deutlicher bezeichnet werden.

O Kinder ihr, des alten Kadmos junger  
 Stamm,  
 Weshalb umlagert Kniee beugend ihr mein  
 Haus,

Von Zweigen eingehüllt der Hilfsfuchenden?  
Auch ist die Stadt von Opferdunst zugleich er-  
füllt,

Von Heilgesängen und zugleich von Klageruf.  
Hierüber Nachricht einzuziehn durch Andrer  
Mund

Berschmähend, tret' ich, Kinder, selbst zu  
euch heraus,

Ich, Oedipus mit Ehren überall genannt.

(Zu einem Priester.)

Wohlan, o Greis, so rede, da dein Alter dir  
Das erste Wort zuweist, was euch hergeführt,  
Ob Furcht, ob Sehnsucht, da ich gern ge-  
willt bin, euch

In Allem beyzustehen. Fühllos wär' ich ja,  
Wenn solches Kniebeugen mich nicht jammerte.

Die folgenden Verse sind von Hrn Stäger so  
übersetzt:

Priester.

Ja, König meines Vaterlands, o Oedipus,  
15 Du siehst uns, welches Alters wir uns hier  
gesetzt

(auf die Kinder hinweisend)

Vor dir an den Altären: Die vermögen nicht  
Gar weit zu fliegen, jene da sind altersschwer  
Die Priester (ich des Zeus), aus den Jüng-  
lingen sind die

Erkoren, und das andere Volk sitzt fromm ge-  
schmückt

20 Auf dem Markte vor der Pallas Doppel-Hei-  
ligthum

Und vor der Seher-Asche an dem Ismenos.  
Denn unser Land, was du auch selber vor dir  
siehst,

Es wogt zu sehr in Aengsten, kann nicht mehr  
das Haupt

Erheben aus dem tiefen Drang der Todesfluth:  
 25 Hinstirbt es mit dem Saamen-Keim der Saatenflur,  
 Hinstirbt es mit den Weide-Heerden, mit der  
 Frau'n  
 Unglücklichen Geburten; ja, der arge Gott,  
 Die heisse Pest, einbrechend, rafft dahin das  
 Volk,  
 Durch ihn verödet Kadmos Haus: das finstre  
 Land  
 30 Nibes an Schluchzen und an Klagen reicher  
 wird.

Von Herrn Griepenkerl:

Wohlan, Beherrscher meines Landes, Oedipus,  
 15 Du siehest uns, wie viele wir gelagert hier  
 An deinem Altar; jene, Kinder, noch nicht stark  
 Weit auszufliegen, diese Priester, schwer gebeugt  
 Vom Alter — ich Zeus Diener — hier erlesener  
 Jünglinge Schaar; das andre Volk, ge-  
 schmückt wie wir,  
 20 Auf den Märkten sitzt es, hier an Pallas Tempel-  
 paar,  
 Dort wieder an Ismenos heil'gem Seherheerd.  
 Das Schiff der Stadt, wie du es siehst, es  
 taumelt schon  
 Zu sehr, und nicht vermag es das gesunkne  
 Haupt  
 Zu erheben aus der tiefen blutigdunkeln Flut.  
 25 Stirbt hin mit allen Keimen erdgeborener Frucht.  
 Stirbt hin mit allen Heerden auf der Trift,  
 es stirbt  
 In dem Mutterschoß das ungeborene Kind.  
 Der Pest  
 Verhaßte Gottheit feuertragend bricht sie ein  
 30 Und jagt die Stadt und arm gemacht wird  
 Kadmos Haus

Von ihr; doch Hades schwarze Welt an Klagen reich.

Auch hier zeigt sich die erstere Verdeutschung in dem, was man die materielle Erklärung nennen kann, im Ganzen sicherer. Ἡλίκοι durch 'wie viele' zu übersetzen, ist wenigstens ein großer Misgriff der zweyten. Auch unterbricht die Parenthese: 'ich Zeus Diener', durch den fremdartigen Begriff 'Diener', die einfache Verbindung der Gedanken, dagegen die erstere Uebersetzung gerade hier sehr rauh und ungeschicklich ist. Daß Herr Gr. für ἡ πόλις 'das Schiff der Stadt' gesetzt hat, ist nicht zu billigen, da schwerlich das bestimmte Bild eines Schiffes zum Grunde liegt, sondern die Stadt als ein lebendes Wesen betrachtet wird, das von einer Ueberschwemmung erreicht, umgerissen und überströmt wird. Den schönen und sinnreichen Ausdruck: πόλις . . . φθίνουσα κάλυξιν u. s. w. haben uns beide Uebersetzer nicht ganz zu Danke wiedergegeben, indem sie mit dem einen Scholiasten erklären: 'das Land stirbt mit allen Keimen.' Der Gedanke ist der, daß das Land in allen seinen Lebens-trieben abstirbt, wie auch ein anderer alter Erklärer (φθειρομένη κατὰ τοὺς καρποφόρους κάλυκας) gesehen hat. Bey den τόκοισι ἀγύροις γυναικῶν läßt Herr Gr. die Gedankenverbindung des Sophokles ganz fallen, wodurch dem Satze seine kräftigste Steigerung verloren geht. Aber die Benennung der Pest: ὁ πυρφόρος θεός, ist vom Hrn Gr. weit besser durch 'feuertragend', als vom Hrn St. durch 'die heiße Pest', ausgedrückt worden, indem dabey an die zahlreichen Scheiterhaufen gedacht wird, welche durch Fackeln oder Feuerbrände entzündet wurden. In Beziehung auf das Versmaß ist zu bemerken, daß beide Uebersetzer von dem Ana-

päst im ersten Fuße einen zu freyen Gebrauch machen, und Herr Stäger ihn B. 18 auch in der Mitte zuläßt, und den Namen Ismenos ganz falsch betont. Hiernach möchte etwa folgende Fassung zu versuchen seyn:

Mun, Herrscher meines Vaterlandes, Oedipus,  
Du siehst, in welchen Lebensaltern wir vereint  
Um deine Hausaltäre: die dort noch nicht  
stark

Weit auszufliegen; hier vom Alter schwer ge-  
beugt

Der Götter Priester, ich des Zeus; da Jüng-  
linge

Hierzu erkoren. Alles Volk sonst, fromm ge-  
schmückt,

Sieht auf den Märkten, theils an Pallas Temp-  
elpaar,

Theils an Ismenos Asche, der prophetischen.  
Denn gar gewaltig wird, du selber siehst's,  
das Land

Im Grund erschüttert, und vermag nicht mehr  
das Haupt

Empor zu richten aus dem Schlund der Todes-  
fluth.

Hinstirbt's in allen Keimen erdgeborener Frucht,  
Hinstirbt es in der Zucht des Vieh's, wie in  
der Frau

Fruchtlosen Wehen. Auch die fackelschleudernde  
Gottheit, verhaßte Seuche, bricht in unser  
Land,

Und macht das Haus des Kadmos menschen-  
arm; doch reich

Wird Hades Nacht an Seufzern und an Weh-  
gestöhn.

Wir haben der Abhandlungen noch nicht ge-  
dacht, die Herr Stäger seiner Uebersetzung vor-  
gesetzt hat. Die erste erörtert die Zeitumstände,

unter denen Sophokles den König Oedipus gedichtet, mit Sorgfalt; die andere entwickelt den ethisch-religiösen Gesichtspunct, aus welchem Sophokles die Gegenstände seiner Tragödien betrachtet habe. In Bezug auf das vorliegende Drama behauptet der Vf., daß der König Oedipus in Verbindung mit dem Oedipus auf Kolonos und der Antigone — wenn auch zu verschiedenen Zeiten gedichtet — dem Inhalte nach Eine dramatische Darstellung bilde, 'in welcher das Walten der sittlichen Weltordnung und der Sieg der ewigen Gerechtigkeit über den Weltfinn der sterblichen Menschen an dem Schicksale des fluchbeladenen Labdakiden-Geschlechts in einem erhabenen Bilde vor Augen geführt wird.' Der Unterz hat in dieser Ansicht, welche die Sophokleischen Tragödien durch die mythischen Gegenstände in Verbindung zu bringen sucht, niemals eine Wahrheit finden können. Aeschylos Weise ist es allerdings, die Grundgedanken der Mythen, wie man sie damals faßte, in einem patriotischen Sinne zu entwickeln, und die Schicksalsordnungen, die über Hellenischen Staaten und Geschlechtern gewaltet, in ihrem befriedigenden Zusammenhange darzulegen. Für Sophokles aber ist der Mythos nur die gegebene Grundlage, auf welcher er Charactergemälde und Entwicklungen sittlicher Verhältnisse von allgemein menschlicher Geltung aufführt. So ist im König Oedipus das ganze wunderbare und schreckliche Schicksal des Oedipus ein Gegebenes, über dessen Grundursache gar nicht geforscht, und wovon keine innere Rechenschaft gegeben wird; und nur die Art, wie dieses Schicksal am Oedipus in Erfüllung geht, seine Gemüthszustände dabey, sind der Gegenstand der Sophokleischen Tragödie. Die Blindheit des Menschen, der sich am weitesten

vom Verderben wähnt, wo es ihm am nächsten steht, und der eben dadurch sein Verhängniß noch härter und unerträglicher macht, ist das eigentliche Thema dieses Dramas, mit welchem die Antigone, die sich ganz auf den Conflict des Staats mit der Familie bezieht, und der Oedipus auf Kolonos, in dem die reinigende und versöhnende Kraft der Leiden entwickelt wird, ihrem Hauptgedanken nach in gar keiner Verbindung stehen.

Wir können nicht umhin, bey dieser Gelegenheit die Abhandlung eines Engländers, der die neuere deutsche Philologie und Kunstkritik nicht bloß in sich aufgenommen, sondern mit selbständiger Geisteskraft erweitert und fortgebildet hat, des trefflichen Ch. Thirlwall, in dem *Philological Museum* Vol. II. № VI. p. 383. 'über die Ironie des Sophokles' als einen der schönsten Beiträge, den die neueste Zeit zum tieferen Verständniß dieses Dichters, und namentlich des Königs Oedipus, geliefert hat, rühmend zu erwähnen.

R. S. M.

### L e i p z i g

In der Weidemannschen Buchhandlung, 1835: C. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus. Ex codice Amerbachiano, addita varietate lectionis Rhennanae, Burerianae, Gelenianae, Ruhnkenianae cum reliquae delectu expressit Jo. Casp. Orellius. Accedunt C. Crispi Salusti orationes et epistolae ex deperditis historiarum libris expressae ex codice Vaticano MMM. DCCC. LXIV. — XV u. 208 S. in gr. 8.

Als Bilde von Rheinach im J. 1515 zuerst die Trümmer des Bellejischen Geschichtswerks aus dem Kloster Murbach im Ober-Elsaß an das Licht zog, ließ er den einzig vorhandenen Codex von einem seiner Schüler abschreiben, und sich die genommene Abschrift nach seinem Wohnorte Schlettstadt im Nieder-Elsaß herüber senden, um darnach die erste Ausgabe drucken zu lassen, deren Beendigung er indeß nicht mehr erlebt hat. Sehr flüchtig und ungenau war aber diese erste Abschrift nach Bilde's eignem Geständniß angefertigt worden, so daß Burer, der Bilde's Ausgabe 1520 vollendete, nach den vielen muthmaßlichen Verbesserungen seines Vorgängers eine neue Collation des Urcodex für nöthig hielt. Nachher ist jede Spur von dieser Urkunde selbst sowohl, als auch von deren Abschrift gänzlich verloren gegangen, und alle jene zahlreichen Ausgaben die seitdem, in einem Zeitraume von mehr als drey Jahrhunderten, erschienen sind, ruhen auf der Basis der princeps, in welcher Burer's Zugabe als ein höchst wichtiges Hülfsmittel zu betrachten ist. Glücklicherweise hat ein anderer Schüler von Bilde, Namens Amerbach, aus Basel, sich auch eine Abschrift von dem unedierten Schriftsteller bereits 1516 zu verschaffen gewußt, worin aber die ersten acht Kapitel, man weiß nicht durch welchen Zufall, fehlen, und die auch sonst in vielen Einzelheiten von Bilde und Burer abweicht, wie jetzt durch Drelli's bekannte Genauigkeit erwiesen worden ist. Eine andere Quelle als die Murbachsche Handschrift für diese Amerbachsche Copie anzunehmen, ist wohl kaum erlaubt, wiewohl der verschiedene Anfang und viele vortreffliche Abweichungen auf einen verschiedenen Ursprung hinzuweisen scheinen. Nun ist aber diese Amerbachsche Abschrift, welche in Basel aufbewahrt



wird, jetzt das einzig übriggebliebene critische Hülfsmittel zur Herstellung des Textes, der, im übrigen entblößt von allem diplomatischen Schutze, den beständigen Stürmen einer kühnen Conjectural-Critik ausgesetzt ist. Dankbar erkennen wir also die Bemühungen des trefflichen Herausg. an, der nach sorgfältiger Benutzung dieses einzigen Hülfsmittels, uns den Vellejus in vielen Beziehungen correcter geliefert und der ganzen Critik dieses Schriftstellers eine sichere Basis untergelegt hat. Erstlich ist darnach eine Reihe von schwierigen Stellen befriedigend verbessert und ergänzt, oder aus offenbar fehlerhaften Lesarten das Wahre anderer Stellen mit Leichtigkeit entwickelt worden. Ferner haben auch mehrere Conjecturen geistreicher Herausgeber ihre glückliche Bestätigung erhalten. Auf der andern Seite sind auch einige heimliche Interpolationen des ersten Herausgebers aufgedeckt worden; anderes hingegen, was Bilde stillschweigend und richtig verändert hatte, wird hier als wahr bestätigt, besonders da, wo Burer keine Varianten anmerkt; und indem zuweilen Burer's Auctorität bestätigt wird, kommen auch zugleich mehrere Irrthümer zum Vorschein, die Burer oder sein Seher im Appendix der princeps begangen haben; — was sich indeß nur nach Wahrscheinlichkeits-Gründen entscheiden läßt. Endlich gewinnen wir auch noch ein bestimmteres Zeugniß für die archaische Schreibart des Vellejus, die Bilde oft willkürlich und höchst inconsequent abgeändert hat.

Zu diesem Amerbachschen Hülfsmittel kommen noch handschriftliche Bemerkungen von Selenius, der zu den vorzüglichsten Bearbeitern des Vellejus zu zählen ist, und von dem wir jetzt wissen, daß er die Baseler Ausgabe von 1546 besorgt hat. Das Gerücht von einer zweyten Handschrift

des Bellejus, welches gewiß durch eine ungegründete Notiz bey Montefaucon und Labbe veranlaßt worden ist, hat sich durch keine der Nachforschungen, die man in neuern Zeiten darüber in Paris angestellt hat, bestätigt. Wäre in Paris je ein Codex des Bellejus vorhanden gewesen, so hätten wir gewiß sichere Kunde davon durch die Französischen Bearbeiter dieses Schriftstellers erhalten, der bereits 1538 zu Paris im Drucke erschien. Die Aufmerksamkeit der Philologen war von jeher zu sehr auf diesen Punct gerichtet, als daß ihr nur irgend eine Spur eines neuen Hülfsmittels hätte entgehen können. Merkwürdig aber ist es, daß es Exemplare der princeps gibt, die in einigen wenigen Einzelheiten von einander abweichen. Diese Abweichungen, über welche die Meinungen der Gelehrten bisher sehr unsicher waren, sind jetzt von Drelli genau verzeichnet und bestimmt worden, und werden auch durch das doppelte Exemplar, welches die hiesige Kön. Bibliothek von der princeps mit und ohne Buzer's Appendix besitzt, bestätigt.

Eine schätzbare Zugabe zu vorliegender Ausgabe bildet der wiederholte Abdruck der Reden und Briefe aus den verloren gegangenen Geschichtsbüchern des Calustius. Ohne neue Hülfsmittel zu Rathe ziehen zu können, veranstaltete Drelli schon im J. 1831 eine sehr brauchbare Schulausgabe dieser Bruchstücke meistens nach dem Gerlach'schen Apparate (Götting. gel. Anz. 1832. S. 1979 ff.). Jetzt aber liefert er den Text derselben nach einer Vaticanischen Handschrift des zehnten Jahrhunderts, von welcher ihm eine genaue Collation durch einen gelehrten Freund zu Theil geworden war.

G. H. B.

G e t t i n g e n  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

184. Stück.

Den 19. November 1836.

---

P a r i s.

English and American Library. Enquiry into the Nature and Effects of the Nervous Influence; and its connexion with the vital, moral and intellectual operations. A physiological, metaphysical, and moral Essay. VIII und 238 Seiten. 1836. 8.

Diese Schrift ist von einer Engländerin verfaßt, welche als Mutter dieselbe ihrem Sohne, bey einem leidenden Gesundheitszustande, widmete, und zwar als Vermächtniß ihrer Liebe, mit dem Wunsche, daß dieser, durch sie abgezogen von irdischem Land, seine Gedanken zu erhabenen Gegenständen wenden und dadurch eine gleichbleibende Ruhe sich erringen möchte. Sie bemühte sich mehrere Jahre hindurch ihre inneren physischen und psychischen Phänomene rein für sich und nicht bestimmt durch fremde Angaben, Pensen zu lernen, und was sie beobachtete oder vermuthete, nieder zu schreiben. Auch machte sie

sich bekannt mit den Untersuchungen über das Nervensystem von Bichat und Charles Bell, so wie mit mehreren neueren Werken über Physik und Chemie.

Wir wollen das Wesentliche des Inhalts hervorheben, weil das Buch, das sowohl durch Klarheit und Einfachheit der Darstellung als durch eine systematische Anordnung sich auszeichnet, wohl in wenige Hände gelangen wird (Ref. verdankt sein Exemplar der Verfasserin selbst, die jetzt im südlichen Deutschland ihren Wohnsitz hat), und weil es von Interesse ist, solche hohe und schwierige Untersuchungen von einer weiblichen Feder discutirt zu sehen.

In Deutschland, wo die Anthropologie so vielfach bearbeitet wurde, und die Tendenz vorwiegt, die Natur auf den Menschen zu reduciren und mit den inneren Zuständen sich zu beschäftigen, werden die Mittheilungen der Verfasserin weniger neu und auffallend erscheinen, als vielleicht in den Ländern, wo sie am längsten sich aufhielt, nämlich in England und Frankreich.

Der erste Abschnitt handelt von der Natur des Nerveneinflusses und dessen Verbindung mit den Lebensoperationen.

Im Gehirne und in den Nerven liege die geheimnißvolle Quelle der Berrichtungen des Körpers wie der Seele; dort finde sich die Gränze zwischen Geist und Leib; bis dorthin müßten die Spuren der krankhaften Affectionen zurück geführt werden. Ihrer Ansicht nach seyen die Nerven die Träger der Nervenkraft, und nicht die activen Agentien in den Nerven-Operationen; das Agens sey der Substanz des Nerven fremd; dasselbe sey electricischer Natur. Die Beobachtung, daß Electricität natürlich mit der Lebensluft verbunden sey und bey dem Einathmen daraus ab-

geschieden werde, so wie, daß das Eisen und die Kohle im Blute sich als electriche Leiter verhielten, gewähre Licht in diesem Dunkel. Im Gehirne bewirke sie die Zwecke des animalischen, in den Ganglien die des organischen Lebens. Die Verf. hält das Gehirn für das Secretionsorgan des Nervenfluidums des animalischen Systems. Bey der willkürlichen Bewegung erzeuge die Seele die Electricität des Gehirns; diese ströme dann längs der Nerven zu den willkürlichen Muskeln; bey der Empfindung erzeuge der Contact der sinnlichen Gegenstände die electriche Actionen der Sinnesnerven, von wo jene zum Gehirne geleitet würde. Für beide wirke wohl dasselbe materielle Agens: Ermüdung lasse kein Denken zu. Die regelmäßige Secretion und die beständige Erregung, welche das Nervenfluidum im Gehirne bedinge, seyen der Grund, daß die Vorstellungen ohne Unterlaß auf einander folgen. Ein Theil des Fluidums werde auf die Sprachorgane verwendet; eine übermäßige Absonderung veranlasse Geschwähigkeit. Die Natur der nervösen Erscheinungen zeige die Erschöpfung und Wiederherstellung eines materiellen Agens. Die beständige Bewegung des Gehirns habe (wie bey der Electricität Reibung und Druck) Einfluß auf die Erzeugung der Nervenflüssigkeit, wohl auch im ganzen Nervensysteme das Pulsieren der Arterien. Eine feuchte Oberfläche verstärke die Energie der electriche Wirkung; die Sinnesorgane seyen mit einer feuchten Membran umkleidet. Das Auffahren durch einen plötzlichen Lärm sey einem electriche Schlage vergleichbar. Die Abhängigkeit der Gesundheit wie der Gemüthsstimmung vom Zustande der Atmosphäre liefere gleichfalls einen Beweis für die Identität des electriche und Nervenfluidums.

Die meisten Krankheiten entstünden in Folge einer unordentlichen, mangelnden oder unregelmäßigen Absonderung des Nervenfluidi. Ueberreizung des Nervensystems im Gehirne bewirke Fieber, in den Nerven locale Affectionen. Verkehrtheit, Delirium und temporäre Tollheit nach gewaltsamen Leidenschaften und Mißbrauch spirituöser Getränke sey einer unmäßigen Absonderung des Nervenfluidi im Gehirne zuzuschreiben. Daß wechselnde Befinden während der Tageszeiten stehe mit der Stärke des Erdmagnetismus in Verbindung; Krankheiten von zu großer Reizbarkeit erreichten ihre Höhe Mittags um 3 Uhr, wie, nach Hansteen, die magnetische Kraft. Die Cholera habe eine nordwestliche Richtung vom indischen Ocean nach dem magnetischen Nordpol befolgt.

Der zweyte Abschnitt hat zum Gegenstande die Verbindung des Nerveneinflusses mit den geistigen Operationen.

Es existierten in uns zwey durchaus verschiedene Principien; das eine unbekannt in seinem Wesen, bloß sich äußernd durch Gefühl, Wille, Verstand; das andere den eben genannten Kräften dienend und das Material der Ausführung darbietend. In gewisser Beziehung seyen beide von einander abhängig. Wenn das immaterielle Princip der Materie entzogen werde, so geschehe eine Unterbrechung und ein Stillstand; obgleich die Seele fortfahre zu existieren, so sey sie doch unfähig zu operieren, wie ein Arbeiter, dem das Werkzeug fehlt, nichts thun könne, oder wie ein Sehender, der in einen finstern Ort gebracht werde, sich nicht zurecht zu finden wisse. Daß zwey verschiedene Kräfte in uns walten, gehe besonders daraus hervor, daß wir im Stande seyen, gegen den Einfluß einer Empfindung zu

wirken, und willkürlich völlig entgegengesetzte Operationen hervor zu rufen.

Das materielle Agens, worauf die Seele wirke, sey das Gehirn, oder vielmehr ein feines, bewegliches Fluidum, electricischer Natur, dem das Gehirn und die Nerven als Leiter dienen. In Betreff nun der beiden Principien betrachtet die Verfasserin als angehörend der materiellen oder Nervenkraft die physischen Empfindungen, die Vorstellungen und die moralischen Empfindungen; und als angehörend dem immateriellen Principe das Begriffs- und Urtheilsvermögen, die Einbildungs- und Willenskraft. Bey der Analogie zwischen der regelmäßigen Aufeinanderfolge der Muskelactionen nach Reizen und der Vorstellungen, vermuthete sie, daß beide durch dieselben Geseze, welche die Nervenactionen verbinden, reguliert würden. Das Gedächtniß hält sie nicht für eine Facultät des immateriellen Princips, sondern für ein Ergebnis der Empfänglichkeit im materiellen Organe. Für den Sitz der moralischen Empfindungen, nämlich der Gefühle und Leidenschaften, erklärt die Verf. nicht das Gehirn, sondern das Par vagum. Herz und Lungen seyen ihre Organe. In dem eben genannten Nerven findet sie auch den Sitz der Hypochondrie und einer Modification dieser Krankheit, welche sie näher bezeichnet (S. 96) und für eine in den Nosologieen nicht aufgeführte, besondere Form erklärt. Bey der Hypochondrie fände Verlust der Energie, habituelle Niedergeschlagenheit und Nachlaß der vitalen Functionen statt; hingegen bey der von ihr geschilderten Form eine Zunahme der Erregbarkeit, große Reizbarkeit in den Verdauungsorganen, eher ein krankhafter Zustand der Absonderungen als ein Mangel derselben, und eine Neigung zur Entzündung der

Lunge und Leber. Hypochondrie fände sich mehr bey phlegmatischen, über die Zeit der Jugend hinaus gerückten Individuen; allein die andere Form bey jugendlichen Personen von feurigem Gemüthe und entzündlicher Anlage.

Die Operationen im Willen seyen dreyfach: die erste bestehe in der Vergegenwärtigung der Vorstellungen, die zu Motiven sich erheben und die Seele zu einer Bestimmung bewegen; die zweyte sey die des Entschlusses, und die dritte die der geistigen Handlung oder der Muskelbewegung. Bey Vorstellungen und Schlüssen, die eine Ueberzeugung nach sich ziehen, dürften die begleitenden Gefühle, welche sich mit Gründen mischen, nicht übersehen werden. Ein dem Gegenstande Fremder, der durch keine persönlichen Einflüsse bestimmt würde, urtheile oft richtiger als der Mensch selbst bey anscheinend höchster Besonnenheit.

Die zufälligen Unregelmäßigkeiten in den Operationen der Seele dürften bloß der Natur der Ursachen, welche auf diese einwirken, zugeschrieben werden; es verhalte sich damit wie mit den Wolken, welche vor dem Lichte vorüber ziehen; von Zeit zu Zeit unterbrächen sie die Strahlen, ohne auf die innere unveränderliche Natur desselben einen Einfluß auszuüben. Das immaterielle Princip eines Blödsinnigen sey wahrscheinlich von dem eines geistig Gesunden nicht verschieden; bloß das seine Kraftäußerungen vermittelnde Organ befinde sich in einem unnatürlichen Zustande. Beym Blödsinnigen sey die Energie des Gehirns geschwächt, beym Wahnsinnigen erhöht; die Vorstellungsart sey bey diesem kräftiger, das Gedächtniß stärker, das Vermögen der Associationen zäher. Allein diese geschähen unrichtig; die alten seyen gestört und die neuen würden durch die unordentliche Thätigkeit des



Gehirns gebildet; daher seine täuschenden Empfindungen, sein falsches Urtheil. In sofern die gestörte Einbildungskraft keiner Controle unterliege, verhalte sie sich beyhm Wahnsinnigen als die gefährlichste Gewalt, die in ihm despotisch herrsche.

Der körperlich und geistig gesunde Mensch sey ein freyes, darum auch für all sein Thun verantwortliches Wesen. Uebrigens seyen alle geschaffene Wesen materiell und Gott allein frey von Materie. Unsere Hoffnung auf eine Zukunft müsse sich auf die Erlangung eines besseren Körpers, der weder Krankheit noch Tod unterworfen sey und vollkommnere Organe besitze, beschränken.

Der dritte Abschnitt ist der Untersuchung gewidmet: wie der Nerveneinfluß auf den moralischen und intellectuellen Character wirke.

Wenn beyhm ersten Eindrücke es scheine, als zeige der Character eine endlose Mannigfaltigkeit von Combinationen, je nach den wechselnden Ursachen und Einflüssen, so ergebe doch eine aufmerksame Beobachtung, daß sowohl die geistige als physische Constitution auf eine kleine Zahl von Combinationen zurück geführt werden könne. Die Schwierigkeit, die angeborenen Empfindungen von den erworbenen zu trennen, werde durch Aufmerksamkeit und Willenskraft überwunden. Die Stärke oder Schwäche der Nervenaction erzeuge zwey Temperamente, das kräftige und das schlafe. Jenes zeichne sich durch warme Gefühle und Talent, dieses durch Kälte und Dumpfheit aus. Die Aufgabe des Menschen bestehe darin, kraft der inwohnenden geistigen Natur zur Herrschaft über die untergeordneten Triebe und Anlagen zu gelangen und ein Leben der

höchsten Gedanken und des tiefsten Seelenfriedens zu begründen.

Eine Beurtheilung des Ideenganges der Vf. wird man von uns nicht erwarten. Er beruht zum Theil auf gewagten oder doch nicht gehörig begründeten Voraussetzungen, zum Theil auf einer eigenthümlichen, individuellen Stimmung. Jedensfalls aber können wir dem sinnigen, nach vielseitiger männlicher Einsicht ringenden Bestreben der Verfasserin unsere Hochachtung nicht versagen. In dem letzteren Abschnitte, wo von den geistigen Fähigkeiten der Menschen und auch der Thiere die Rede ist, finden sich manche treffende und ansprechende Schilderungen. Bey der Entwicklung des 'gemäßigten phlegmatischen Temperaments' wird angegeben, daß dasselbe der Liebenswürdigkeit des weiblichen Geschlechts am meisten zusage (S. 211). 'Das Auge vom himmlischen Blau, das lichtbraune Haar, die Vermischung der Lilienweiße mit den sanften Tinten der Rose, die runden Glieder und der schlanke Wuchs, die engelhafte Süßigkeit des Ausdrucks, nicht getrübt von dem Sturme der Leidenschaften, welches Alles die Reize einer nördlichen Schönheit ausmacht, üben eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus.' Die Verf. setzt in der Anmerkung hinzu: Such is the wife that a prudent man ought to choose. — — Above all I would recommend it to all those who value a peaceful life not to select a short woman, with black hair and a strong fist,

M,

H a m b u r g.

Bey Fried. Herm. Nestler und Melle: Ma-  
krobiotik der Fürsten und Fürstinnen

in geschichtlichen Beyspielen, oder Gallerie hochbejahrter Regenten und anderer Großen der Erde beiderley Geschlechts, von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1835, angelegt von D. Georg Wilh. Böhmcr. (1836) 5½ Bogen in 4.

Eine Gelegenheits = Schrift, die zur Berichtigung mancher nicht ganz probehaltigen Begriffe über einen Gegenstand beyzutragen bestimmt ist, der für die Menschheit und ihre Geschichte nichts weniger als gleichgültig seyn kann. Man ist einverstanden, daß die Lebensdauer der Großen dieser Erde mit den Vorzügen, welche sie durch Geburt, Rang, Macht und Reichthum erhielten, nur gar zu häufig in einem umgekehrten Verhältnisse stehen; über dieses Verhältniß selbst sind die Ansichten und Berechnungen verschieden. Die letztern haben, wie in dem Vorworte bemerkt wird, mehr oder weniger ihre Aufgabe verfehlt, weil der ihnen zum Grunde liegende Thatbestand wenigstens nicht so vollständig hergestellt war, als es die Dürftigkeit der dahin gehörigen Nachrichten erlaubte. Die vorliegende Schrift enthält einen Versuch, diese letztern auf eine, auch dem Nichtgelehrten lesbare, Weise möglichst rein gehalten von Dichtungen und Fabeln, zusammen zu stellen. Ihren Gegenstand sollten nur fürstliche Personen im allgemeinsten Sinne des Wortes, d. h. solche ausmachen, die durch Geburt, Wahl, oder andere ihnen günstige Ereignisse, gleichviel unter welcher Benennung, an die Spitze größerer oder kleinerer Staaten gestellt waren (Vorderste, Vorste, Fürsten) und durch eben diese Stellung einen wesentlichen Einfluß auf das Wohl und Wehe der Völker haben. Auch die ihnen am nächsten stehenden, durch hohes Alter ausgezeichneten Mitglieder ihrer Familien, die man bey den bisherigen Aufzählungen fürstlicher Makrobioten fast

gänzlich mit Stillschweigen übergang, sollten hier die ihnen in vielfacher Hinsicht gebührende Erwähnung erhalten. Kein Welttheil, kein durch glaubhafte Nachrichten bekannter Staat durfte von dieser Darstellung ausgeschlossen werden, doch fänden, nach Baco's Vorgange (in s. *Historia vitae et mortis*) nur Makrobioten von 80 und mehreren Jahren hier eine Stelle. Nach dem Beyspiele eben dieses Verfassers wurden überall, so weit es die Nachrichten erlaubten, Bemerkungen über den Character und die Lebensweise hinzugefügt, auch die besonderen Umstände angedeutet, welche in einzelnen Fällen zur Lebensverlängerung beytrugen. Die benutzten Quellen und Hülfsmittel, in sofern es nicht bloße, jedermann zugängliche, Zeitungsnachrichten sind, wurden theils im Allgemeinen, theils bey jedem Artikel insbesondere bezeichnet. Das Ganze zerfällt in zwey Haupttheile, von denen der erste die alte Welt, der andere die neue, oder das christliche Zeitalter umfaßt. Bey dem letztern glaubte der Verf. die chronologische Ordnung nach der Reihenfolge der Jahrhunderte befolgen zu müssen, bey dem erstern hingegen, welcher die fürstlichen Makrobioten der beiden unmittelbar vorhergehenden Jahrtausende enthält, schien ihm die alphabetische Ordnung den Vorzug zu verdienen. Für den leichtern Gebrauch des Ganzen ist durch ein allgemeines alphabetisches Register gesorgt.

Die Gesamtzahl der aufgestellten Personen, an deren Spitze billig Nestor, der Patriarch der Makrobioten aller Zeitalter, Völker und Stände erscheint, beläuft sich auf 107, von denen 35 dem ersten Theile und 72 dem zweyten zufallen. Da der vorliegende Versuch bis jetzt der einzige seiner Art ist, so konnte niemand lebhafter als der Verf. selbst fühlen, wie weit der-

selbe noch von dem möglichen Ziele der Vollendung zurück stehe. Er bittet am Schlusse des Vorworts um Mittheilung derjenigen Bemerkungen, die zur Berichtigung und Vervollkommnung dieser kleinen Arbeit beitragen können. Einige dahin gehörige, die zum Theil wegen einzelner Schwierigkeiten und Zweifel zurückgehalten, zum Theil durch spätere Todesfälle herbey geführt wurden, dürften folgende seyn. 1) Gordian der ältere, Philosoph, Dichter und römischer Kaiser, aus der Familie des K. Trajan, starb i. J. 236 in seinem 81sten Lebensjahre. Sein Leben erinnert an die Lehren des Solon, daß niemand vor dem Tode glücklich zu nennen sey. Gebildet durch das Studium der Griechen und Römer schwang er sich zu den höchsten Staatswürden empor, die er mit der allgemeinsten Anerkennung im Geiste der Antonine verfab, deren Leben er in einem, leider für uns verloren gegangenen Gedichte (*Antoniate*) beschrieb. Als Proconsul in Africa, welche, sonst nur jährige, Würde ihm der Senat auf 8 Jahre nach einander verlängerte, wurde er von den Truppen, die sich gegen den Usurpator Maximin empört hatten, gezwungen, die Kaiservürde anzunehmen, in welcher ihn der Senat einstimmig bestätigte. Nachdem er hierauf seinen Sohn Gordian den jüngern zum Mitregenten ernannt und seinen Wohnsitz zu Carthago genommen hatte, wurde er daselbst von einem Anhänger des Tyrannen, dem Capellian, Statthalter von Mauritanien, mit Heeresmacht angegriffen, verlor in einer mörderischen Schlacht seinen Sohn, verlor die Stadt selbst und endigte, um nicht den Feinden in die Hände zu fallen, freywillig ein Leben, dessen ganze Dauer nach dem Ausspruche eines gleichzeitigen Geschichtschreibers (*Herodian*

VII, 25.) nur vor seiner Ernennung zur Kaiserwürde glücklich war und — durch ein Schatztenbild von Oberherrschaft unterging. Nur einen Monat und sieben Tage hatte die Imperatorwürde des Edlen gedauert, der als Privatmann der reichste und vielleicht auch — der wohlthätigste im ganzen Römerstaate gewesen war. Vergl. (Du Bos) *Histoire des 4 Gordians prouvée et illustrée par les médailles*. Par. 1695. 8. — 2) Der Herzog von Lausün starb zu Paris 1723 im 93 Jahre seines Alters (Breslauische Sammlungen Th. XXVI. S. 575). — 3) Meinrad, Prinz von Hohenzollern-Hechingen, starb am 16. Sept. 1823 in seinem 94sten Jahre zu Böhringendorf nach einem Leben, welches bis ins höchste Alter Uebungen der Frömmigkeit und Andacht gewidmet war. — 4) Elisabeth Czartoreska, eine Fürstin, welche durch seltene Eigenschaften des Geistes und Herzens, durch Geburt und Vermögen den ersten Rang unter den polnischen Damen einnahm, starb in Gallizien im Junius 1835. Von den Magellanischen Königen abstammend, war sie mit dem Fürsten Adam Czartorysky vermählt, der die Krone Polens ausschlug, um seinem Vaterlande zu dienen. Bescheiden im Glücke und muthvoll im Unglücke erreichte sie neben beständiger Thätigkeit für die edelsten Zwecke, namentlich für Unterricht und Wohlstand des Landvolks, für eine mit großen Kosten angelegte Sammlung polnischer Alterthümer, für Anlagen von Fabriken, Prachtgärten u. s. w. ein Alter von 94 Jahren, entfernt von ihrem Sohne dem Fürsten Czartorysky, den politische Ereignisse nöthigten, in Frankreich eine Zuflucht zu suchen (*Didascalica* 1835. № 212.). — 5) Simruh Beggun, Königin von Serdanah, einem Lande

in Indien, mitten unter englischen Besizungen, starb im 95 Jahre ihres vielbewegten Lebens am 27. Jan. 1836. Im Heidenthume geboren entschloß sie sich, auf Zureden eines Franzosen, Namens Levassau, die christliche Religion anzunehmen, und bot demselben hierauf ihre Hand. Nach seinem Tode suchte sie Glück und Zufriedenheit in unmittelbarer Leitung der Regierungsgeschäfte. Ihre Freygebigkeit und Milde sind in ganz Indien bekannt. Um ihr Reich in Frieden zu erhalten, hatte sie es der englischen Compagnie vermacht, die auch gleich nach ihrem Tode davon Besiz nahm (Vgl. Modenzeitung 1836).

— 6) Anton, König von Sachsen, den Jahren nach der älteste Regent vom heutigen Europa, starb zu Pillnitz am 6. Junius 1836 im 81sten Jahre seines durch Güte und Wohlthun ausgezeichneten Lebens, allgemein betrauert von einem Lande, dem er nebst seinem Mitregenten Friedrich August, unter Beyrath und Zustimmung der Stände, die größte aller Wohlthaten, eine Verfassungsurkunde, verlieh. — 7) Karl, Landgraf zu Hessen-Cassel, Stadthalter der Herzogthümer Schleswig und Holstein . . . schon seit vielen Jahren nicht nur Senior des Gesammthausess Hessen, sondern auch der älteste unter allen Mitgliedern der souverainen Fürsten-Familien in Europa, starb zu Luisenlund den 17. August 1836 im 92sten Jahre seines ruhmvollen Lebens. —

Wenn wir diese Zusätze der obgedachten Gesammtzahl beysügen, so steigt dieselbe auf 114, von welchen 35 der alten Welt und 79 dem christlichen Zeitalter zufallen. Will man diese nach Fahrzehnden abtheilen, wobey einige zweifelhafte Angaben vorläufig in die unterste Classe versetzt werden, so ergibt sich folgende Aufzählung. Es erreichten ein

Alter von 80 — 90 Jahren	74	Fürstl. Personen
— 90 — 100	25	—
— 100 — 110	9	—
— 110 — 120	1	—
— 120 — 130	4	—
— 140 — 150	1	—

von diesen fallen 20 auf Asien,  
4 auf Africa,  
90 auf Europa.

Männlichen Geschlechts waren 92.

Weiblichen — — 22.

Die letzteren fallen fast sämmtlich in das Zeitalter nach Christi Geburt. Nur eine einzige Ausnahme, Livia Drusilla, Gemahlin des Kaisers August, welche nach № 18 ein Alter von 86 (nicht 80) Jahren erreichte, gehört der alten Welt zu. Wenn demnach die Zahl der Fürstlichen Makrobioten männlichen Geschlechts drey mal größer als die des weiblichen ist, so dürfte hier die Bemerkung eines hochverdienten Schriftstellers (J. L. Casper, die wahrscheinliche Lebensdauer des Menschen. Berlin 1835), daß das weibliche Geschlecht fast durch das ganze Leben eine größere Lebensdauer als das männliche habe, eine Ausnahme finden. Eben dieses gilt von einer Bemerkung (S. 21), die wir übrigens ganz zu der unsrigen machen, daß nämlich die allerhöchsten Lebensjahre mehr von Männern als von Frauen erreicht zu werden scheinen. Es war ein Frauenzimmer, welches unter den hier aufgestellten Makrobioten das höchste Alter, 140 Jahre, erreichte, während der älteste Mann, dessen Alter glaubwürdig bekannt ist, 20 Jahre jünger, in seinem 124. Lebensjahre mit Tode abging. Dieses war der Weltstürmer Attila (№ 38.), jenes die englische Gräfin v. Desmond (№ 63). Vollkommene Bestätigung fin-



bet auch hier eine andere Bemerkung des kaum gedachten Schriftstellers (S. 40.), nach welcher die wahrscheinliche Lebensdauer im gegenwärtigen Jahrhunderte auf eine überraschende Art zugenommen hat. Die Zahl der Fürstlichen Makrobioten aus der alten Welt und aus dem christlichen Zeitalter ist bereits oben im Allgemeinen bemerkt. Von den 79 aus dem letztern aufgestellten Fürstlichen Makrobioten fallen in die •

Jahrhunderte	Personen
I — XV	22
XVI	6
XVII	10
XVIII	14
XIX	27.

Die noch unvollendete Hälfte des laufenden Jahrhunderts enthält demnach (mit Einschluß des obigen Nachtrages) ein Drittel so viel Fürstliche Makrobioten, als die 18 vorhergehenden Jahrhunderte zusammen genommen, und fast eben so viel als drey volle unmittelbar vorhergehende Jahrhunderte. 'Das erfreuliche Ergebnis der Fortschritte der Civilisation!' — Um noch einige andere Merkwürdigkeiten anzuführen, so befinden sich unter den hier aufgestellten Makrobioten 41 Könige, 31 Herzoge, Fürsten und Grafen, der Kaiserthron ist am schwächsten, der päpstliche Stuhl am stärksten besetzt. Auf jenem saßen nur 4, auf diesem, nach Baco, Hufeland und Schröter, nur 5, nach Neumair 7, und nach der vorliegenden Darstellung 16, deren mehr als 80 jähriges Lebensalter durch catholische Schriftsteller beglaubigt wird. — Unter den einzelnen europäischen Ländern befinden sich manche, welche keinen Fürstlichen Makrobioten enthalten, dagegen enthält das einzige Deutsch-

Land deren nicht weniger als 41, mithin beynahe ein Drittel der bekannten Fürstlichen Nekrologen aller Welttheile, Zeitalter und Völker. 4 davon fallen auf Baiern, 5 auf Sachsen, und 7, als die höchste Zahl, welche ein deutscher Staat aufweisen kann, auf Braunschweig-Lüneburg oder Hannover —: der Verfasser des im Vorworte unter № 6. angezeigten anonymischen Index tabularum pictarum et caelatarum quae longaevos repraesentat. Havniae 1783. 4. war nach einer so eben von Hrn Dr. Hoffmann zu Hamburg erhaltenen authentischen Nachricht der 1788 im 73sten Jahre seines Alters gestorbene bekannte dän. Geh. Rath Bolle Willum Lurdorf. Das Werk erschien zum 80sten Geburtstage des Grafen von Thott den 13. October 1783 und scheint nicht in den Buchhandel gekommen zu seyn. Lurdorf besaß eine Sammlung von Portraits von Makrobioten, unter diesen mehrere Fürstliche (nach dem catalogus Bibliothecae Luxtorphianae P. 2. Havn. 1789), 730 Nummern, welche wohl ihres Gleichen nicht hat. № 730 war ein Exemplar des Index mit handschriftlichen (wie es scheint, für eine neue Ausgabe bestimmten) Ergänzungen. Auch besaß er eine schätzbare Sammlung auf diesen Gegenstand bezüglicher Schriften.

Druck und Papier sind von ausgezeichneteter Güte. Die Ausführung des Titels könnte man ein typographisches Meisterstück nennen.

Böhmer.

G ö t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

185. Stück.

Den 21. November 1836.

H a l l e.

Formis Gebaueriis: De 'ANAMAPHTHESIAI  
Jesu Christi commentatio posterior. Ad sa-  
cra paschalia pie concelebranda — interpre-  
te Chr. Fr. Fritzsche. MDCCCXXXVI.  
19 S. 4.

Der Standpunct dieser zweyten Abhandlung  
des Hrn Dr Fritzsche über die Sündlosigkeit Jesu  
ist in der Anzeige der ersteren bereits ange-  
deutet worden, und sonach kaum zu erwähnen,  
daß sie nur den Zweck hat, die treffliche Schrift  
von Dr Ullmann über die Sündlosigkeit Jesu  
in ihrer Beweisführung weiter genauer zu be-  
leuchten. Während aber nun die erstere Abhand-  
lung besonders auf die Zeugnisse einging, die  
andere, Feinde wie Freunde Jesu, über dessen  
Sündenfreyheit abgelegt haben, so hat es diese  
nun mit dem Zeugniß Christi über sich selbst zu  
thun, worauf Ullmann gerade das größte Gewicht  
gelegt hat. Der Verf. will, nachdem er noch in  
der vorigen Abhandlung die Schwierigkeiten nur

berührt hatte, die auch dann blieben, selbst wenn Christus jenes Zeugniß in der Weise, wie es Dr Ullmann annimmt, von sich abgelegt hätte, in der jetzigen, wie er selbst am Schlusse der ersten Beleuchtung ausgesprochen hat, und auch oben bereits von uns angedeutet ist, darthun, daß Christus überhaupt aber ein solches Zeugniß wohl nicht abgelegt habe. Ullmann aber hat sich sehr entschieden so ausgesprochen: 'Es ist also nicht dem geringsten Zweifel unterworfen, daß sich Jesus vollkommene Sündlosigkeit, Heiligkeit und hiermit Erhabenheit über alle Sterblichen zuschrieb. Wollen wir das einzig herrliche Selbstzeugniß, das Jesus von sich ablegt, nicht als wahr annehmen, wollen wir seinen großen Worten nicht in Einfalt trauen, so bleibt uns nichts übrig, als die furchtbare Wahl, ihn für einen Schwärmer, oder für einen Heuchler zu erklären, u. s. w.' — Den Beweis führt er dann zuerst negativ aus dem Stillschweigen Christi, daß dieser nirgends ein Bekenntniß der Sünde oder sittlichen Mangelhaftigkeit ablegte, dagegen mit Ernst und Strenge verlangt, daß andere es thun sollen. Der Verf. geht nun die Stellen durch, auf welche Ullm. seine Beweisführung gründet, und zeigt, daß sie entweder gar nicht, oder doch nicht ganz das beweisen, was jener so geachtete Theologe aus ihnen herleitet. So erinnert er bey Luc. 18, 9 — 14., wo nach Ullm. Christus das demüthige Sündenbekenntniß so hoch preisen und als Kennzeichen wahrer Frömmigkeit darstellen soll (daß er es bey sich selbst gewiß nicht unterlassen haben würde), daran, daß die Absicht jener Parabel nur die sey, Demuth vor Gott, aber nicht, das Bekenntniß der Sünde, als solches, zu empfehlen, und daß Christus nie von den wahren Frommen eigentliche Lamentation

über die Sündigkeit, nach Pietistenweise, verlangt habe. Wolle aber Ullmann so schließen, der wahrhaft Fromme gestehe die Mängel seiner Tugend ein, und auch Christus würde, wenn er dergleichen empfunden, es gethan haben, so sey zu bedenken, daß wir nicht alle einzelnen Gebete Christi kennen. Zudem habe ja die Bestimmung Christi ganz Anderes erfordert, nicht, daß er, si quando pravae cogitationes animum tetigissent, id auditoribus edissereret, — sed ut dei mandata expromeret. Ref. findet die exeget. Bemerkungen richtig, den eben genannten Ausdruck über Christo aber zu hart, und kann auch den zunächst folgenden Einwürfen nicht großes Gewicht zugestehen. Diese sind, daß nach Moses Beyspiel es für einen *interpres Dei* zureiche, esse virum sapientem et bonum, daß aber dazu keine Heiligkeit erfordert werde. Aber sind wohl beide wirklich zu vergleichen? Anfang und Vollendung? und sollte denn Christus bloß *interpres* seyn, nicht, wie Ullmann will, das sittliche Ideal, zu dem er die Menschen erheben wollte, selbst in sich verwirklicht darstellen? — Ferner, wer nicht mit Willen und Wissen sündige, brauche im Gebete die *peccata ab se imprudente commissa* nicht hervorzuheben. Dies kommt wieder auf den schon in der ersten Abhandlung berührten Unterschied zwischen den freywilligen und unfreywilligen Sünden hinaus und dürfte, wie bemerkt, Ullmann richtiger urtheilen. Endlich sey es aller Lehrerklugheit, besonders bey Christo, entgegen, die Schwächen vor dem zu Unterrichtenden einzugestehen. Der ehrwürdige Hr Verf. räumt uns gewiß gern ein, daß das Bild, wie es Hr Dr Ullmann von der sittlichen Höhe Christi und damit dessen ganze Bedeutung für die sittliche Welt gezeichnet hat, über diesen

Einwürfen steht, die wir auch nur so ansehen, daß der Hr Verf. in dialectischem Eifer Alles erschöpfen wollte, was sich gegen jene Argumentation wirklich sagen - lasse.

Weit mehr Interesse gewähren dagegen wieder die folgenden Einwürfe. Der Verf. berührt nur, wie Christus im Vaterunser um Vergebung auch seiner Schuld zu bitten scheine, räumt aber alsbald ein, daß er nur seinen Jüngern ein Beyspiel ihres Gebets habe geben wollen. Dagegen nimmt er einen Einwurf auf, den Ullm. zwar schon selbst in dem späteren Theile seiner Schrift zu widerlegen versucht hat, und urgiert diesen nun auch gegen jene Rechtfertigung sehr: nämlich die Stelle Luc. 18, 18., wo Christus selbst das vollkommne Gutseyn mit den Worten von sich abzuweisen scheint, *τί με λέγεις αγαθόν; οὐδεὶς ἀγαθὸς εἰ μὴ εἰς, ὁ θεός.* Ullmann hat, mit Verachtung der früheren Aus-hülfen (nennst Du mich gut? (examinantis); f. si vis me bonum esse, deum me fatearis), die Schwierigkeit so zu lösen versucht: der Jüngling, zwar von gutem Willen, aber ohne sittliche Tiefe, habe die Anrede guter Lehrer als gewöhnliche Titulatur der Rabbinen so oben-hin und bedeutungslos ausgesprochen. Jesus habe diese Oberflächlichkeit durchblickt, und wolle ihm ein tieferes sittliches Erkenntniß eröffnen, und mache ihn, wie durch einen gewaltigen Schlag, auf die Größe und unermessliche Bedeutung des so leichtfertig ausgesprochenen Wortes 'gut' aufmerksam. Nur Gott sey absolut gut, und Christus denke dabey, 'wenn ich gut bin, so bin ich es nur in und durch Gott, so fern ich mit Gott eins bin', und wolle den Jüngling über sich hinaus zu Gott, als letzter höchster-Quelle des Guten, führen. Dagegen erinnert nun der

Verf. sehr richtig: es sey durchaus unwahrscheinlich, daß jener ἀρχων selbst leichtsinnig gewesen und jenen Titel bedeutungslos ausgesprochen habe, zumal nach der Erzählung bey Marcus; ferner, τί με λέγεις ἀγαθόν bedeuten nicht: *quo sensu me vocas bonum?* Ferner jener Gedanke der Vermittelung des Gutseyns Christi durch die Einheit mit Gott sey willkürlich, wie die ganze Christo zugeschriebene Tendenz. Gleich interessant und richtig sind die Bemerkungen des Hrn Verfs zu Matth. 3, 13 — 17., über die Aeußerung bey der Taufe, aus welcher nach Ullm. hervorgehen soll, daß Christus der Sinnesänderung, der Wiedergeburt, nicht bedurfte, und daß er sich nur taufen ließ, um auch dieser Ordnung des Gottesreiches zu genügen. Mit Recht erinnert auch der Verf. vorweg, daß Ullm. δι-καίωσίνην fälschlich 'von äußerlicher göttlicher Anordnung' verstehe. So ist auch das, was der Verf. über den Schluß Ullmann's, Christus habe keine Verzeihung der Sünde verkünden können, ohne selbst sündlos zu seyn, sehr beachtenswerth, und scheint die angeführte Stelle Joh. 20, 22. 23. allerdings sehr wichtig, daß ja Christus auch den Aposteln die Macht gab, Sünden zu vergeben.

Eben so beleuchtet der Verf. sodann die andere Seite des Beweises Ullmann's für jenes Selbstzeugniß Christi, namentlich die positiven Aussprüche über sich selbst. Es gehören dahin die Stellen Matth. 5, 17.; 7, 11.; Joh. 4, 34.; 8, 29.; 16, 8. 9. und besonders als die wichtigste Joh. 17, 19. Wenn auch nicht in allen Einzelheiten dem Verf. beyzutreten ist, so hat er seinen Satz, daß aus diesen Stellen nicht stringent folge, was Dr Ullmann annimmt, doch gewiß bewiesen, und verdienen seine Bemerkun-

gen, auch rein exegetisch, die größte Beachtung. Auch Dr Ullmann hat dies schon so eingeräumt: 'So kann allerdings gegen jede dieser Stellen etwas gesagt werden, und als selbständige Beweise möchte ich sie darum nicht gebrauchen.' Er setzt nun freylich hinzu: 'Allein wenn wir das, was diese Stellen des ungeachtet in sich fassen, besonders die Johanneischen, in ein Ganzes zusammen fassen, so ergibt sich eine Größe der Sittlichkeit, die nicht wohl von Jesu auf einen Andern über getragen werden kann, und es wird doch durch diese Aussprüche das Gewicht der Hauptstellen Joh. 8, 46. 10, 30. 14, 9. bedeutend vermehrt' — aber er dürfte doch schwerlich den Schluß des Verss so leicht entkräften: *Quidquid plane abest a partibus singulis, idem a totâ re abhorreat necesse est.* Wir theilen, wie auch schon bemerkt, nicht in Allem die Ansicht des Verss, aber es leuchtet aus dem Gesagten auch gewiß ein, wie gehaltreich auch diese zweyte Abhandlung und wie wichtig sie für die wichtige Frage ist, um die es sich handelt. Je größer aber nun darnach noch die Verschiedenheit der Ansichten ist, um so erfreulicher und beruhigender ist es, daß in dem Resultate selbst über die vollkommene Sündlosigkeit Jesu der Vers wieder ganz mit Dr Ullmann zusammen stimmt, daß es sich darnach nur um die Art der Begründung handelt, und man sich der Hoffnung überlassen darf, daß solche Prüfung der schon gegebenen Gründe nur dazu dienen werde, die Beweise fester zu stellen und die theuere Wahrheit, über welche die Untersuchung geführt wird, selbst nur desto sicherer zu erhalten.

Köllner.



## L e i p z i g.

Untersuchungen über die wichtigsten zum Dreyecke gehörigen Kreise. Eine Abhandlung aus dem Gebiete der reinen Geometrie, von Dr Christian Nagel, Professor der Mathematik in Ulm. Mit drey Figurentafeln, 1836. 46 Seiten in 4.

Der Verf. entwickelt hier eine Reihe von Sätzen, die sich auf den einem Dreyecke umschriebenen und eingetheilten Kreis und auf die drey Kreise beziehen, welche jedesmal eine Seite und die Verlängerungen der zwey übrigen berühren. Er bedient sich dabey der synthetischen Methode. Wenn solche Abhandlungen auch das Gebiet der Wissenschaft nicht erweitern, indem man mit Hülfe der neueren analytischen Methoden ganze Massen ähnlicher Sätze leicht entwickeln kann, so können sie doch als Uebungen für Lernende sehr zweckdienlich seyn, und in dieser Beziehung ist auch die Ausführlichkeit der Entwicklung, wie man sie hier findet, zu billigen. Der Verf. handelt zuerst von der Größe der Linien und Winkel, die mit den erwähnten Kreisen zusammen hängen, dann von Flächen, die durch diese Linien, und von Körpern, die durch diese Flächen gebildet werden. Dann folgen Sätze über die gemeinschaftlichen Durchschnittspuncte verschiedener gerader Linien und ihre gegenseitige Lage gegen einander und gegen die Mittelpuncte der Kreise. Ein Anhang handelt über hie besondern Eigenschaften der rechtwinkligen Dreyecke in Beziehung auf die erwähnten Kreise und über die Eigenschaften des Dreyecks, das durch die Endpuncte der Perpendikel bestimmt wird, die von den Winkelspitzen eines Dreyecks auf die gegenüberliegenden Seiten gefällt werden.

## E b e n d a s e l b s t.

Beyträge zur älteren Literatur, oder Merkwürdigkeiten der Herzogl. öffentlichen Bibliothek zu Gotha, herausgegeben von Fr. Jacobs und F. A. Ukert. Drittes Heft, oder zweyten Bandes erstes Heft. 1836. 8. 324 S. (Dylsche Buchhandlung). Die beiden ersten Hefte dieser Beyträge sind nach ihrem Inhalte und dem dabey zum Grunde liegenden Plane von uns angezeigt (G. gel. Anz. St. 80). Das vorliegende Heft enthält zuerst Sect. IX. Theologica; Handschriften in 154 Nummern, in folgender Ordnung: A. Biblia. a) Biblia Graeca. b) Biblia Latina. Deutsche Bibel alten und neuen Testaments. B. Biblia cum commentariis. C. Patres et Theologi medi aevi, in alphabetischer Ordnung. Von jeder Handschrift wird das Schreibmaterial, die Zahl der Blätter, und das zur weitem Beschreibung nöthige angegeben. Die Abtheilung der Theologica ist in diesem Hefte noch nicht beendet.

Sect. X. Miscellaneen. Auszüge aus Burgundischen und Clevischen Handschriften, theils historische, besonders das Herzogthum Cleve betreffende, theils poetische, Lieder und andere.

Sect. XI. Appendix critica. 1) *Variae lectiones ex Asconii Pediani commentario in Ciceronis orationes excerptae.* 2) *Varietas lectionum in Varronis libros de lingua latina.* Wir begnügen uns, den Inhalt im Allgemeinen anzugeben, da die Namen der Herausgeber für die zweckmäßige Auswahl hinreichende Bürgschaft leisten, und die Einrichtung schon aus den früheren Heften bekannt ist. Hn.

# G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

186. 187. S t ü c k .

Den 24. November 1836.

---

H a m b u r g .

Bey Friedrich Perthes. Das Leben Johann Calvins, des großen Reformators; mit Benutzung der handschriftlichen Urkunden, vornehmlich der Genfer und Züricher Bibliothek, nebst einem Anhange bisher ungedruckter Briefe und anderer Belege, von Paul Henry, Prediger an der Französisch = Friedrichstädtischen Kirche zu Berlin. Erster Band. Mit einem Bildniß und einem Fac simile der Handschrift Calvins. 1835. XXX u. 502 S. Beylagen 92 S. in 8.

Große Geister, zumal so scharfe und schneidende, wie Calvin, haben für die geschichtliche Auffassung etwas Irrationales. Die Mitwelt, un mittelbar von ihnen getroffen, hat die Leidenschaft der ersten Liebe, des ersten Hasses noch nicht überwunden. Sie sieht nur den Anfang, den ersten Stoß ihrer Wirksamkeit; in diesem aber liegen noch Schein und Wesen, Absicht und Zufall zu sehr in einander, als daß nicht selbst

den Nächststehenden die wahre Gestalt theilweise verborgen bleiben sollte. So gehen sie mehr und weniger unverstanden und verhüllt in die Nachwelt über. Von dieser erwarten sie volle Gerechtigkeit und historische Wahrheit. Aber das Urtheil der Liebe und des Hasses gegen die Fortwirkenden setzt sich fort, wenn auch in immer geringerem Grade. Die wissenschaftliche Forschung will und kann sich darüber erheben. Aber nun legen sich, je länger je mehr, die Wolken der Vergessenheit über das Leben solcher Männer. Die Quellen verlieren sich oder werden trübe. Entscheidende einzelne Züge sind nicht mehr zu erkennen. Keine Conjectur, keine Combination ersetzt die historische Wahrheit, keine Vollständigkeit des geschichtlichen Stoffes die volle lebendige Gegenwart, und die natürliche Beschränktheit des individuellen Standpunctes hat etwas Unüberwindliches auch für die beste biographische Kunst. So ist die vollkommene Biographie großer Männer eine immer wiederkehrende, nie ganz gelöste Aufgabe. — Wir haben über Calvin aus allen Jahrhunderten größere und kleinere biographische Versuche, zum Theil vortreffliche (z. B. Bezas, seines Freundes und Mitarbeiters), von Genfern, Franzosen, Engländern, Deutschen, von Reformierten, Lutheranern, Katholiken. Der Verf. gibt Beyl. 1. eine Uebersicht derselben. Man freuet sich über das wachsende Interesse an dem großen Manne, aber man erschrickt, wenn man sieht, wie schwer es ihm wird, durch das Fegfeuer der verschiedenartigsten Belobungen und Verurtheilungen zu dem reinen Himmel der wahren Geschichte und des gerechten Urtheils hindurch zu dringen. Das volle wahre Bild des Mannes ist noch nirgends vorhanden. Wenn daher der Verfasser, von Ge-

burt ein Franzose und zur Französischen reformirten Kirche gehörig, aber seiner Bildung nach ein Deutscher Mann, zum Theil aus angestammter Ehrfurcht vor dem Namen Calvins und edlem Zorne über die alten und neuen Verdunkelungen desselben mit deutschem Ernst und Fleiß von Neuem versucht, das große, reiche Leben vollständiger und richtiger darzustellen, so hat er dazu sein gutes Recht, und zwar ein doppeltes, das Recht der Dankbarkeit, der sich keine Nation und Kirche gegen ihre großen Geister entziehen darf, und das Recht der historischen Wissenschaft, welche alle Ungerechtigkeit und Unwahrheit haßt.

Es ist den Helden der Reformationszeit überhaupt eigen, daß sich das biographische Interesse an ihnen häufiger erneuert. So lange die protest. Kirche ihren positiven historischen Character festhält und den Tod der bloßen Negation und deistischen Abstraction und Flachheit fliehet, hat sie auch das Bedürfniß, sich an ihrer Stiftungs-epoche immer von Neuem zu erholen, insbesondere die großen Persönlichkeiten derselben in die Gegenwart zurück zu rufen und sich an ihrem Heldenthume zu erbauen. Dies ist das practische, eigenthümlich kirchliche und theologische Interesse an der Biographie der Reformatoren. Der Verf. hat es kein Hehl, besonders aus diesem Interesse geschrieben zu haben. Niemand soll ihn deshalb tadeln. jene kalte Gleichgültigkeit und Zwecklosigkeit, die aus der *Magistra vitae* eine bloße Todesbotin und müßige Schulmeisterin macht, ist der wahren geschichtlichen Kunst eben so nachtheilig, als der hitzige Eifer und die Sucht nach Erbauung. Aber es ist nicht leicht, bey diesem Interesse den rein historischen Styl zu bewahren. Der Vf. hat die Kunst der Enthalt-samkeit nicht genug geübt. Zu viel ausgespro-

chene Apologie, zu häufige erbauliche Rücksichten und Betrachtungen stören den rein historischen Geschmack. Er sagt S. XXIV., zweyerley müsse man aus dem Buche lernen, in welchem Geiste wir handeln sollen und in welchem wir heute nicht mehr handeln dürfen. Da aber gilt das Wort von Göthe: So fühlt man Absicht und man ist verstimmt. Die Geschichte selbst soll vertheidigen, belehren, erregen und erbauen, je unbewußter und absichtsloser, desto besser, — nicht der Geschichtschreiber. Hat nun der Verf. die Objectivität in dieser Hinsicht verlernt, in einer andern hat er sie gewissenhaft beobachtet, in Hinsicht der vollständigen Erforschung und Darlegung des historischen Stoffes. Von den noch vorhandenen biographischen Quellen ist dem acht-samen Verf. wohl keine entgangen. Abgesehen von den bereits gedruckten Werken und Briefen Calvins, den Auszügen aus den Archiven der Republik Genf, und dem, was die Geschichtschreiber der Republik, Spon, Picot und Thouret, Nüchats Reformationsgeschichte, ältere Biographien Calvins, die Biographien seiner Freunde, Farel's und Beza's u. s. w. darbieten, — so hat der Verf., von dem Verleger, Hrn Perthes, auf das liebevollste unterstützt, keine Mühe gespart, um auch zu den bisher theils unbenutzten, theils unbekanntem Quellen zu gelangen. Beza ließ aus Vorsicht und Schonung der Verhältnisse eine Menge von Calvins Briefen ungedruckt. Ein Theil davon ist auf seltsamen Wegen in die Bibliothek von Gotha gekommen; ein noch größerer Theil, 554 an der Zahl, liegt in der Bibliothek von Genf. Diese alle hat der Verf. theils im Original, theils in treuen Abschriften benützt. Die Bibliothek von Genf lieferte ihm außerdem 2023 größtentheils

ungedruckte franz. Predigten Calvins vom Jahre 1549 — 60, und die Bibliothek von Zürich Correspondenzen und andere Documente. Aber vier Bände ungedruckter Briefe — wohl nicht bloß Calvins, — in Paris, von denen Grotius zuerst Kunde gegeben, werden vermißt, nur ein Brief daraus hat sich in Abschrift — in Genf vorgefunden. — Wichtiger noch ist, daß die Proceßacten Servets aus dem Genfer Archive, man weiß nicht wie, — verschwunden sind ohne Spur, und selbst die Auszüge, die Mosheim benutzt hat, weder hier in Göttingen, wo man sie vermuthen konnte, noch anderswo aufzutreiben waren. — Aber bey dem allen ist der authentische Quellengrund des Buches sehr reich. Da der Verf. daraus nicht nur referiert, sondern größtentheils wörtliches mittheilt, so im Original wie in Uebersetzungen, theils im Texte, theils in den Notizen und Beylagen, so verdient er desto größeren Dank von Seiten derer, welche bey allem Vertrauen doch lieber selbst sehen wollen, als Andere für sich sehen lassen. Nur sollte bey den Auszügen im Texte eine größere Gleichförmigkeit herrschen, alles Deutsch übersetzt und das französische und lateinische Original in die Notizen verwiesen seyn. So hätte der Leser eine Controle für die Uebersetzungen und das Auge würde nicht durch die sprachliche Buntscheckigkeit des Textes verlezt werden. Auch würde dadurch die Lectüre des Buches den Layen erleichtert werden, denen das Altfranzösische nicht weniger unverständlich seyn wird, als das Lateinische. — Calvins Leben liegt am hellen Mittage der Geschichte und gehört einem Berufe an, dessen eigentliches Wesen die Oeffentlichkeit ist; Calvin selbst gehört zu den offensten Menschen, welche die Zeitverhältnisse gern und frey besprechen, und ihr Inneres gegen

Feind und Freund nie verbergen. Dennoch gibt es, wie schon dieser Theil zeigt, Momente in seinem Leben, selbst in seinem amtlichen, die nicht unmittelbar klar vorliegen, sondern nur der historischen Critik und Combination sich erschließen. Der Verf. hat solche Momente nicht verschwiegen, und Combination und Critik nicht gespart, um das wahre Factum zu ergründen, auch wenn es zunächst nur untergeordnetes Interesse hat.

So kann man sich durch die historische Forschung und Stoffmittheilung hinlänglich befriedigt fühlen. Aber die Mängel der historischen Composition werden dadurch nicht bedeckt. Wir verlangen ein fertiges biographisches Gemälde, woran man die Studien, die ersten Linien und Striche nicht mehr sieht. Der Vf. aber studiert gleichsam noch vor dem Leser. Man sieht, wie die Elemente sich zusammen finden, die Farben gerieben, auch wohl falsche Striche gemacht werden, kurz, wie das Gemälde unter seiner Hand erst entsteht. Aber für den Leser wenigstens gilt nicht melius est pingere, quam pinxisse, sondern das umgekehrte. — Der Verf. hat sich vorgefetzt, ein pragmatisches Ganzes darzustellen, und man kann nicht leugnen, daß er die Composition im Allgemeinen künstlerisch angelegt hat. Er will, wie er S. XXVI sagt, den inneren Lebensgang des Reformators in seinen 3 Hauptarten, Grundideen oder Kämpfen, die ihm der Geist Gottes zur Pflicht gemacht habe, darstellen. Darnach zerfalle das Ganze in folgende 3 Theile. 1) In dem ersten Theile seines Lebens erkämpfe er seinen Glauben, der sich immer gleich bleibe und in der zweyten Ausgabe seiner Institutionen seinen Culminationspunct finde. 2) Dieser feste Glaube treibe ihn an, solche kirchliche



Einrichtungen zu treffen, die das Leben der Kirche, das heilige evangelische Leben sichern und und für immer in die Gemeinden einpflanzen. Daher seine presbyterianisch-kirchlichen Einrichtungen und die Disciplin, die im Sittengericht und Kirchenbann ihren Culminationspunct finden. 3) Um jedoch dem Glauben und den kirchlichen Einrichtungen ein ewiges Bestehen zu sichern, muß die Einheit der Kirche erhalten und die Reformation festgestellt werden, daher die harten Kämpfe gegen Irrlehrer. Dies Bestreben finde in dem Wirken gegen Servet seinen Culminationspunct. Diese Grundidee der Einheit der Kirche habe ihn noch in seinen letzten Augenblicken bewegt und er habe sie sterbend seinen Amtsbrüdern empfohlen. Der Vf. gesteht zu, daß diese drey Bestrebungen Calvins in den drey Theilen seines Lebens in einander spielen, aber es ließen sich doch, meint er, diese drey Hauptaufgaben als Eintheilungspuncte festhalten und die Begebenheiten darnach gruppieren. Aber ließe sich nicht einfacher sagen, die Idee des Reformators und Kirchenstifters sey diejenige, aus der das Leben Calvins in seinen besonderen Verhältnissen und Erscheinungen darzustellen sey? Darin liegt zugleich die Aufgabe, zu zeigen, wie in Calvin das protestantische Princip sich erzeugte und eigenthümlich gestaltete, wie insbesondere der Reformatorberuf, bedingt durch die individuelle und nationale Eigenthümlichkeit des Mannes, so wie durch die gegebenen historischen Verhältnisse, in ihm entstand, sich ausbildete und vollendete. Die drey Hauptacte, welche der Verf. im Leben Calvins unterscheidet, sind hierin eingeschlossen, aber nicht so gesondert, sondern von Anfang an lebendig in einander greifend, so daß der Reformator schon in der eigenthümlichen Art hervor-

tritt, wie Calvin das protest. Princip rein persönlich in sich ausbildete, dieses aber sich erst in und mit seiner besonderen reformatorischen Wirksamkeit vollendete. Diese letztere könnte richtiger characterisirt werden als die kirchlich organisirende, zum Unterschiede von der Lutherischen und Zwinglischen Art, welche zu ihrer Zeit die Aufgabe hatte, das innere protest. Princip erst zu erzeugen, im Kampfe zu erobern, während Calvin später zum Werke hinzutretend, in der Zeit, den Verhältnissen und in seiner Eigenthümlichkeit die Aufgabe vorfand, das gegebene innere Princip besonders nach zwey Seiten hin organisirend auszubilden, nämlich nach der dogmatischen und kirchlich disciplinarischen. Man sieht in diesem ersten Theile, wie der Verf. nach dieser einfachen pragmatischen Idee sucht, aber nur bey den Studien derselben stehen bleibt. Er vergleicht wiederholt Calvin mit Luther, Melancthon, auch wohl, aber zu wenig, mit Zwingli, aber es fehlt, dünkt mich, jener von uns bezeichnete Grundpunct, der die Vergleichungsmomente zusammenhält. Gehen wir nun genauer in die Darstellung ein, so enthält dieser erste Theil in 20 Capiteln und 21 Beylagen das Leben Calvins bis zu seiner Rückkehr nach Genf 1541. Sehr natürlich fängt der Vf. mit einer Schilderung des Zustandes der Kirche an, als Calvin auftrat. Calvin hat reformatorisch unmittelbar in vier Ländern gewirkt, in Frankreich zunächst, dann in der Schweiz, Italien und Deutschland. Der Verf. schildert aber vorzugsweise nur den damaligen Zustand von Italien und Frankreich; erst später, Kap. 6., nimmt er auch die Schweiz auf und characterisirt insbesondere den Zustand von Genf. Aber miewohl der Verf. alle wesentlichen Momente erwähnt, ein zusammenhängen-

des Bild vom Zustande der Kirche im Allgemeinen und Besondern entsteht doch nicht. Es wäre rathamer gewesen, in einigen prägnanten Zügen zu zeigen, wie weit damals, als Calvin sich zum protest. Princip wendete, die Reformation in der Realisirung ihrer Idee gekommen war in den verschiedenen Ländern, auf welche nachher Calvin als Reformator wirkte. Daraus ergab sich die eigenthümliche Aufgabe Calvins. Der Verf. folgt in der Biographie im Ganzen der natürlichen chronologischen Ordnung der Begebenheiten und Schriften Calvins. Aber er unterbricht sie durch seine Beurtheilungen und Charakteristiken, in denen er vor- und zurückgreift. Dies ist unvermeidlich. Mit Recht verweilt er im fünften Kapitel bey der ersten, sehr seltenen Ausgabe von Calvins Institutionen, die er so glücklich gewesen ist aus Zürich zu erhalten. Den Streit, ob die erste Ausgabe des Werkes vom J. 1535 oder 1536 sey, entscheidet er, wie ich glaube, richtig so, daß die erste Ausgabe in französischer Sprache vom Jahre 1535 verloren gegangen, und die erste lateinische vom Jahre 1536 nur eine Uebersetzung des franz. Originals sey. Er charakterisirt dann das Werk durch Auszüge sehr gut, und wird durch Beza's Bemerkung, daß Calvin in seiner Lehre nie etwas geändert, nie, wie Scaliger bewundernd ausruft, Wider-rufungen gemacht und doch so viel geschrieben habe, veranlaßt zu erklären, Calvin habe weder in seinen Glaubenslehren, noch im Princip der Disciplin je etwas geändert, wohl aber in seinen Ideen über die Einheit der Kirche und deren Mittel. Aber diese interessante Erscheinung war genauer nachzuweisen und theils aus dem Character Calvins zu erklären, theils damit in Uebereinstimmung zu bringen, daß Calvin doch

nicht eigensinnig und hochmüthig stillstand, daß erst die zweyte Ausgabe der Institutionen seine vollständige theologische Ausbildung darstellt, und selbst die späteren Ausgaben seine bessernde Hand verrathen. Eine kluge Vergleichung mit Melancthons beständiger Veränderungs- oder Besserungslust würde die Calvinische Art noch deutlicher ins Licht gestellt haben. Nachdem dann der Verf. Calvins Aufenthalt in Italien, sein Verhältniß zur Herzogin von Ferrara geschildert, sein erstes Auftreten und Wirken in Genf in Verbindung mit Farel und Biret, seinen Kampf daselbst und seine Vertreibung, dann seine Erscheinung und sein Wirken in Straßburg und von da aus in Deutschland auf dem Convent in Frankfurt und dem Reichstage zu Hagenau, seine Berührungen mit Melancthon und Luther, verweilt er länger bey der Characteristik des Calvinischen Werkes über das Abendmahl, worin der Vf. den ersten Versuch Calvins findet, durch eine vermittelnde Lehrform die Einheit der evangelischen Kirche zu begründen. Das ist schon recht, aber es hätte sich nun auch bey der genaueren Erörterung der zweyten Hauptausgabe der Institutionen von 1539 Kap. 14. geziemt zu zeigen, wie Calvin durch die einseitige starre Consequenz, mit welcher er das Augustinische Princip durchführte, den Grund zu einem neuen Riß in der evangel. Kirche legte, der noch nicht wieder aufgehoben ist. Richtig bemerkt der Vf., daß Calvins System in diesem Puncte unvollkommen, unbefriedigend ist. Dies wurde schon damals empfunden. Aber nach dem, was Schleiermacher in seiner bekannten Abhandlung darüber gesagt hat, reicht es nicht aus, zu sagen, Calvin habe die Aufgabe nicht vollständig genug gefaßt, nämlich die Gnade mit dem Bewußtseyn

der menschlichen Freyheit auszugleichen. Die Aufgabe selbst begriff Calvin wohl, aber von dem Princip, von welchem er ausging, war consequenter Weise keine Auflösung möglich. Es hilft auch nichts zu sagen, der Widerspruch sey dem Verstande unauflöslich. Hat der Verstand den Widerspruch gemacht, so muß er ihn auch lösen. Denn am Ende liegt der Widerspruch doch im Glaubensinhalte. Enthält dieser auch die Auflösung, so muß der Verstand aus demselben auch diese zu gewinnen wissen. So kann also auch die Vertheidigung oder Entschuldigung Calvins nicht darin liegen, daß Calvin da gedacht, wo er hätte glauben sollen, — als wenn dem Calvin das Glauben ohne das Denken möglich gewesen wäre. Calvins Fehler hat seinen Grund theils in der unvollkommenen Erregese der Zeit, welche mehr, als es scheint, auf das einzelne Wort, den einzelnen Satz der Schrift bauete, statt aus dem tiefsten Geisteszusammenhange derselben das Dogma zu gewinnen, theils in der unvollkommenen dogmatischen Methode, welche in den Principien die Terminos medios nicht zu finden wußte. Es hat sein Gutes, einen Mann, wie Calvin war, vor dem heutigen Geschlecht zu rechtfertigen. Aber das kann geschehen, ohne von unserer Zeit das Entsetzliche zu sagen, was der Verf. sich erlaubt, 'daß vom Standpuncte Calvins und des Christenthums die Tendenz der heutigen Epoche als atheistisch erscheine und des Bestrebens beschuldigt werden müsse, den menschlichen Geist an die Stelle Gottes zu setzen'. Das ist eben so ungerecht als un- wahr und ein Zeichen, daß der Verf. sich weder die heutige Philosophie noch Theologie deutlich im Zusammenhange gedacht hat, und die Schwie-

rigkeit ihrer Probleme und die Arbeit der Zeit, sie zu lösen, nicht kennt. —

Da im J. 1539 auch Calvins Commentar über die Römer erschien und 1540 die Calvinische Französische Uebersetzung der Bibel, so benützt der Verf. diese historischen Momente, um im Allgemeinen Calvins exegetische Talente und Verdienste zu characterisieren. Er thut dies meist mit Tholucks Worten. Wir lassen dem großen Manne auf diesem Gebiete alle Gerechtigkeit widerfahren. Aber wozu nützt es, nicht bloß Luther, sondern auch die lutherischen Theologen der Zeit überhaupt gegen Calvin und die reformirten Exegeten herabzusetzen? Die Methode der letzteren ist im Allgemeinen reiner, das ist wahr, aber, wenn der Verf. sagt, die lutherischen Exegeten hätten eben nur aus der Schrift die Dogmen der Kirche beweisen wollen, die reformirten dagegen mehr den Zweck gehabt, den Sinn der Schrift zu begreifen, so ist dies nicht ganz wahr. Melancthon und Camerarius verstehen das letztere auch, und Calvin und Beza sind nicht frey von dogmatischer Absichtlichkeit. Der Verf. verkennt auch hier ganz den Unterschied der Zeit. Im Anfange der Reformation mußte die neue protest. Exegese vor allem erst der Dogmatik und Polemik dienen als Organ und Waffe. Erst in der zweyten Evolution der Reformation, welche Calvin bezeichnet, konnte sie unabhängiger und freyer werden, und die luther. Theologen haben eben nur darin gefehlt, daß sie in diese zweyte Evolution nicht mehr eingegangen sind. Wenn aber der Verf. zum Lobe der Seinigen hinzufügt, daß man auch späterhin gute Exegeten in der reformirten Kirche finde, wie Grotius, Episcopius, Clericus, so kommt dieß dem Calvin eben nicht zu Gute, denn die genannten waren

bekanntlich im Abfalle von dem Calvinischen Typus begriffen, ja gerade ihr Abfall machte sie zu freyeren Exegeten. Mit Tholuck's Worten wird ferner von Calvin gesagt, 'daß er fern gewesen, von Luthers Abwege, welcher mit Geringschätzung der Basis der historischen Zeugnisse die Echtheit biblischer Bücher bloß von subjectivem Gutdünken aus in Zweifel zog, aber eben so sehr von dem ängstlichen Festhalten des apostolischen Ursprungs solcher Schriften, gegen welche das Zeugniß der Geschichte streitet.' Aber das ist ungerecht gegen den deutschen Reformator. Luther kannte den Kanon des Eusebius und die übrigen Traditionen über den ältesten Kanon für seine Zeit sehr gut und er respectierte sie. Aber er hatte den kühnen, nichts weniger als unwarren Gedanken, daß in dem Grade, in welchem der heilige Schriftinhalt wahrhaft verstanden und angeeignet wird, auch die critische Kraft und das Recht in der Kirche sich erzeugt und wächst, über das äußere Zeugniß hinaus zu gehen und den Kanon richtiger zu construiren, als die alte Kirche. Die Wahrheit ist überall nicht bloß in der Mäßigkeit und Vorsicht, sondern auch in der Kühnheit, und diese war bey Luther nicht rein subjectiv, sondern hatte einen sehr objectiven Grund. — Bey Gelegenheit der französischen Bibelübersetzung Calvins bemerkt der Verf. sehr richtig den unterscheidenden Vorzug der Lutherischen, die mehr aus einem Guß, mehr das Werk des Geistes, als der Gelehrsamkeit sey. Sehr wahr ist, daß Calvin für die französische Sprachbildung das nicht geworden ist, was Luther für die Deutsche. Der Verf. bedauert dies. Aber er hätte es nicht bloß bedauern, sondern auch erklären sollen. —

Wir übergehen, was der Verf. nach diesen Excursen von Calvins Wirksamkeit auf den Reichs-

tagen von Worms und Regensburg und der hier besonders entstandenen Freundschaft mit Melancthon erzählt, ferner, was er bey Gelegenheit eines von Calvin in Worms 1541 gedichteten Lateinischen Epinicion Christi, des einzigen Gedichts, welches sich unter seinen Schriften findet, von der bey Calvin sehr untergeordneten poetischen Gabe, verglichen mit Luther, sehr richtig urtheilt, endlich, wie er Calvins Zurückrufung nach Genf und den edlen Kampf Calvins in dieser Angelegenheit authentisch darstellt, und verweilen einen Augenblick bey der Characteristik Calvins, seines häuslichen, ehelichen Lebens, seiner Armuth, der Gegensätze in seinem Geiste etc., womit dieser erste Theil schließt. Diese Characteristik enthält viele bisher weniger beachtete und unbekannte Züge des großen Mannes, manche sehr richtige Beobachtungen, und man liest sie im Ganzen mit großem Vergnügen. Allein ob sie wohl hierher schon gehört, da noch so vieles, worin sein Character sich entfaltet und bewährt, zurück ist? Wollte der Verf. nicht die ganze Biographie zu einer Characteristik machen, so mußte er mit der besonderen Characteristik bis ans Ende warten, wo sie dann als eine nervige Zusammenfassung aller einzelnen bis dahin erzählten Momente und als ergänzende Sammlung früher übergangener einzelner Züge zu einem Gemälde einen reineren und volleren Eindruck gemacht haben würde. Der Verf. muß auch dabey hie und da vorgreifen, und wenn er am Schlusse noch beybringt, was Calvin über den Teufel gedacht, so gehört dieß eben so wenig in diese besondere Characteristik der Individualität Calvins, — denn es ist ein Moment seiner Dogmatik — als es wahrhaft schon verstanden werden kann, was ganz am Ende von einzelnen gleichzeitigen



und späteren Aussprüchen der Begeisterung für und des Hasses gegen Calvin sehr fragmentarisch gesagt wird. Der ganze Calvin wird geliebt und gehaßt, nicht der bis zum Jahre 1541, und was namentlich die harten Aussprüche des Hugo Grotius und Anderer betrifft, so setzen sie alle mehr und weniger den Handel Calvins mit Servet voraus, den aber der Vf. erst im dritten Theile erzählen will. Der Verf. sagt, nicht der Gedanke, sondern Wahrheitsliebe sey die Quelle des inneren Lebens Calvins gewesen. Dies ist unverständlich, denn wie soll man gerade in Calvin, in dem die Kraft des strengen Gedankens so mächtig war, daß er ohne das vollständige System seiner Institutionen gar nicht gedacht werden kann, Gedanken und Wahrheitsliebe einander gegenüber stellen? Eine Uebermacht des Gefühls über den bestimmten, klaren Gedanken hat noch Niemand in Calvin gefunden. — Allerdings nimmt sein Gemüth oder Gefühl an seinen Gedanken lebendigen Antheil, er ist begeistert von dem, was er lehrt, er ist aufrichtig und ehrlich in seinem Denken; er will das volle christliche Leben, nicht den Begriff der Schule. Wenn nun dies der Verf. sagen wollte im Gegensatz gegen das franz. Urtheil: *Son caractère dominant fut un despotisme doctoral, une certaine manière de gouverner par les idées religieuses, qu'il avait jetés dans la société; — sa réforme fut toute gouvernementale*, so hat der Verf. Recht, aber dergleichen Flachheiten und Unwissenheiten der neueren französischen Literatur verdienen kaum, daß man sie widerlegt, und auf jeden Fall mußte der Vf. sich anders ausdrücken. Ueberhaupt haben wir bemerkt, daß es dem Vf. zuweilen an dem richtigen Ausdrucke im Deutschen fehlt. Sein Styl

ist nicht echt Deutsch, er ist im Innersten mehr Uebersetzung, als Original. Wir halten dies seiner Nationalität zu Gute, aber unbemerkt durften wir es nicht lassen. Es ist Zeit, daß wir Deutschen bekennen und darauf halten, daß uns nicht jeder gleich gut schreibt, und der Genius unserer Sprache so gut seine Gesetze hat, wie jeder andere. Die franz. Uebersetzung, welche der Vf. verspricht, wird gewiß im Style Vorzüge vor dem deutschen Original besitzen. — Die Beylagen enthalten außer den schon bemerkten sehr achtungswerthen Documenten, und der Uebersicht der bisherigen biographischen Versuche und der Urtheile über Calvin, Nachrichten über Calvins Familie, einen Aufsatz über die seltsame Pseudonymie des Reformators, und über die älteste französ. Bibelübersetzung, was alles sehr dankenswerth ist.

Das Bildniß Calvins, welches diesem ersten Bande vorgesezt ist, ist nach einem alten Kupferstiche, der mit einem Bilde auf der Genfer Bibliothek übereinstimmt. Der Vf. gesteht aber, daß sich in seinem Geiste Calvins Physiognomie anders gestaltet habe. Lieber als dies Urtheil wäre uns eine genauere Notiz von den verschiedenen Bildnissen Calvins gewesen. Der Vf. hat dem Kupferstiche eine Unterschrift gegeben mit den Worten Calvins aus einem Briefe desselben an die Königin von Navarra: Bistt doch ein Hund, wenn man seinen Herrn angreift, und ich sollte meinen Mund verschließen, wenn Gottes Wahrheit angetastet wird. Das ist characteristisch genug, aber hätte sich nicht ein edleres, gleich characteristisches Wort finden lassen?

Wir haben viel an dem Werke getadelt. Eine vollständige Critik würde noch mehr zu bemerken gehabt haben. Das wahre biographische Kunstwerk wird durch diese Arbeit erleichtert werden, sie selbst aber ist noch fern davon. Allein das kann uns nicht abhalten, und die nicht verschwiegenen Tugenden des Werkes bringen uns, die baldige Fortsetzung und Vollendung desselben zu wünschen.

# G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

188. Stück.

Den 26. November 1836.

---

H a l l e.

Bey Schwetschke und Sohn: Handbuch des gemeinen Pfandrechts, von R. F. F. Sintenis. 1836. XXIV und 696 S. in 8.

Das Bedürfniß einer umfassenden Darstellung, wenn auch nicht einer doctrinellen Umgestaltung, der ganzen Disciplin des gemeinen Pfandrechts war in unserer Literatur schon lange fühlbar; denn außer ältern völlig ungenügenden Lehr- oder Handbüchern und einer meist unbrauchbaren, nur wegen ihres Alleinstehens noch einmal im Jahre 1831 aufgelegten, unwissenschaftlichen Bearbeitung dieses wichtigen Gegenstandes, hatten wir nur die Fortschritte in den Compendien, die betreffenden Abschnitte in von Glück's Commentar und sehr zahlreiche, einzelne Abhandlungen über streitige Ansichten und Auslegungen, zum Theil von großem Werthe. Der Hr Dr Sintenis, schon durch seine thätige Mitwirkung bey der, als Veranlassung zu einer ins größte Detail des Verständnisses eindringenden

den Auslegung unverkennbar verdienstlichen Verdienst des justinianschen Rechtsbuches rühmlichst bekannt, und durch seine Uebersetzung des 20sten Buchs der Pandecten u. a. vermuthlich vollends mit den Feinheiten dieser Lehre vertraut, hat in dem vorliegenden Werke über das gemeine Pfandrecht den Erwartungen im vollsten Maße entsprochen, welche die schon vor einiger Zeit über dessen bevorstehendes Erscheinen verbreitete Ankündigung im juristischen Publicum von einer solchen umfangreichen und tiefgreifenden Arbeit erregen konnte. Eine vollständige, vergleichende Recension derselben, mit Berücksichtigung der Vorarbeiten, welche theils in den neuern Lehrbüchern des röm. Rechts, theils in einzeln erschienenen Abhandlungen zu finden sind, ist hier nicht am Orte. Ref. hebt nur Weniges hervor, um auf dies ausgezeichnete Buch alle Rechtskundigen und Rechtsbesessenen aufmerksam zu machen. Wenn man mit gerechter Entrüstung vernommen hat, wie ein unberufener Bearbeiter dieses Stoffs die schwache Compilation, die er mit wissenschaftlichen Grundsätzen, innerer Haltung und echter Quellenerklärung auszustatten freylich nicht einmal bemühet gewesen, in wenigen Monaten neben vielen andern Geschäften hat selbstgenügsam zusammen schreiben mögen: so muß man erfreut seyn, nun von Hrn Sintenis eine Arbeit mehrerer Jahre zu erhalten, die von seinen fleißigsten Vorstudien, sorglichster Interpretation und Vergleichung der Quellen, seinen klaren Begriffen, gründlichen Unterscheidungen und treffenden practischen Ansichten auf jeder Seite das vollgültigste Zeugniß trägt. Es ist dem Vf. gelungen, das Pfandrecht in seinem ganzen Umfange aus den Quellen von Neuem zu entwickeln. Es soll damit nicht gesagt seyn, als wolle oder könne Ref. jeden in dem Buche

enthalteneu Satz sich aneignen; vielmehr versteht sich mancher übrig gebliebene Zweifel von selbst; und es ist natürlich, daß das kräftige Vordringen des Stromes dieser Ausführung auch einigen Bergschutt mit sich fortgerissen hat, welcher die klare Welle hin und wieder trübt. Ferner macht der Verf. selbst keinen Anspruch auf wesentlich neue Entdeckungen über die Hauptgesichtspuncte dieser Lehre. Aber eben daß er mit der Mäßigung eines Eingeweihten die vorhandenen Meinungen ohne alle Neuerungsucht geschätzt und auch die Praxis als begründet nachgewiesen hat, wo sie sich in den Quellen als solche vorfand, ist ein erhöhtes Lob für sein Werk. — Zum ersten Male auf die ganze Lehre vom Pfandrechte durchgreifend angewandt ist der Satz, daß dieses Recht keineswegs ein sogenanntes dingliches, sondern daß es nichts weiter, als eine Obligation mit dinglicher Klage sey, — ein Satz, welchen Kiedel, Mühlenbruch und Büchel schon zum großen Theile veranlaßt oder entwickelt haben, und bey welchem dem Verf. nur eigen ist, daß er das Pfand nicht als verpflichtetes Subject, sondern als Gegenstand der Obligation betrachtet.

Die angeführte ältere Literatur ist größtentheils mit Rücksicht auf den Pandecten-Commentar v. Glück, des Repräsentanten und Erschöpfers der älteren Theorien, berührt; die neuere aber mit voller Vollständigkeit beigebracht. Nur ist dem Ref. nicht erklärlich, wie Hrn Sintenis der höchst werthvolle Grundriß zu Pandecten-Vorlesungen unsers Hrn Hofr. Götschen (1831) hat unbekannt, oder, wenn er ihn gekannt haben sollte, unberücksichtigt bleiben können; die darin eingeschalteten einzelnen Erörterungen enthalten in der Kürze das Wichtigste zur Beseitigung ei-

ner großen Zahl durch Vernachlässigung gründlichen Quellenstudiums herbey geführter Controversen und irriger Ansichten. Vielleicht hat der Umstand, daß dieser Grundriß zunächst für die Zuhörer dieses Lehrers bestimmt ist, ihn nicht recht in den Buchhandel kommen lassen. — Darf Ref. noch ein anderes Bedauern aussprechen, so ist es dies, daß Hr Sintonis gar zu wenig Geschichtliches gegeben hat. Er erkennt in dem Werke an, daß die Geschichte des Rechts für richtige Auffassung jeder Lehre unentbehrlich ist, und meint auch, davon so viel mitgetheilt zu haben, als zu seinem Zwecke nöthig sey. Es ist dies besonders im §. 25. S. 294 ff. im vierten Abschnitte bey der allmählichen Bildung des freiwilligen Pfandrechts geschehen. Hier hat er freylich das Erforderlichste über *fiducia*, *pignus* und *hypotheca* aus der Rechtsgeschichte beygebracht, und zunächst auf v. Savigny's, mit gewohnter Meisterschaft gegebene, Abhandlung über das altrömische Schuldrecht verwiesen. Allein jeder nicht bloß in das Bedürfniß der Praxis verlorene Leser wird den Wunsch hegen, daß es dem Hrn Verf. gefallen haben möchte, auch von der geschichtlichen Seite sein Buch eben so reich auszustatten, wie ihm dies übrigens in wissenschaftlicher und practischer Beziehung gelungen ist. Der Stockpractiker gibt es doch wohl jetzt immer weniger, die durch eine häufige historische Nachweisung zurückgeschreckt werden; und nach den vorhandenen Vorarbeiten dürfte gegenwärtig eine ausführlichere Geschichte des röm. Pfandrechts, in der es freylich an Conjecturen noch nicht fehlen wird, wohl versucht werden können. Doch dies ist eine Bereicherung, welche wir gewiß bey künftigen Ausgaben des Buches hoffen dürfen.

Ohne unnütze und sachwidrige Systematisir-

sucht hat der Verf. in bequemen Abtheilungen und Unterabtheilungen seinen Gegenstand abgehandelt. Der erste Abschnitt (S. 1 — 33) spricht von der Natur des Pfandrechts, seiner accessori- schen Eigenschaft, der Untheilbarkeit desselben, den Unterschieden von andern ähnlichen Rechts- einrichtungen, Wortbedeutung und Eintheilung. Beym Aufwerfen der Frage, an welcher Stelle des privatrechtlichen Systems die Lehre vom Pfandrechte einzuordnen sey, schickt der Vf. eine in angemessenen Gränzen gehaltene Betrachtung dieses Systems überhaupt voraus, und zeigt die Unzulänglichkeit der jetzt gewöhnlichen Einthei- lung, wie wir sie in den meisten Lehr- und Handbüchern finden. Er legt dabey aber noch zu viel Gewicht auf die aus dem Gajus genom- mene Stelle: *Omne jus — vel ad personas pertinet, vel ad res, vel ad actiones*; wel- che nichts weniger als eine Classification der Rechte von der Betrachtung des Rechts im ob- jectiven Sinne zu seyn scheint, vielmehr in dem, nach bekannter römischer Unbeholfenheit bey höheren Abstractionen, angehängten dritten Theile ‘*vel ad actiones*’ eine vielerley umfassende Er- gänzungsklasse objectiver und subjectiver Verhält- nisse umfaßt; gesetzt, daß man auch das, was *ad personas pertinet vel ad res*, als objectiv verstehen müßte, woran Ref. sehr zweifelt. Ue- brigens hat sich der Verf. mit Recht durch diese Stelle keineswegs zu einer in solcher Art aufzu- stellenden Eintheilung verleiten lassen; sondern hat, unter Verzichtleistung auf die Entwicklung einer Eintheilung aus einem höchsten Gesichtspuncte (also auf ein eigentliches System), bloß gewisse Hauptbegriffe, als bequeme Fächer, aber nicht streng nach Gegenstand und Umfang ge- schieben, aufzustellen gesucht. Er theilt drey

solcher Fächer ab, die, wenn man an den Wörtern noch einmal quellenwidrig drehen und deuten wollte, allenfalls wieder personae, res und obligationes heißen könnten; aber die ersten beiden mit größtem Unrechte, — wie diese Benennung denn auch dem Hrn Wf. nicht einfällt. Er theilt ad 1) in Personen-Befugnisse, d. i. Statüsrechte, Familienrechte, Eherechte und Erbrecht; 2) in Eigenthums-Befugnisse, nebst deren Beschränkungen und Gestaltungen, d. i. Eigenthum (will er den Besitz als abgesonderte Ausübung hierher rechnen?), Servituten, Superficien ohne Grundzins, verschiedene Gestaltungen des Eigenthums; 3) in Forderungsrechte, d. i. das bey den Meisten jetzt sogenannte Obligationenrecht, die Emphyteuse, Superficien mit Grundzins und das Pfandreht. Auch diese Eintheilung des Privatrechts in drey große Massen befriedigt nicht, und man wird überhaupt von einer solchen Fach-Ordnung, insbesondere nach Befugnissen, am richtigsten ganz absehen müssen. Es kommt auf diese auch gar nicht eigentlich an, sondern auf die einzelnen Rechts-Zustände des gemeinen Lebens, d. i. diejenigen Zustände, welche rechtlich in Betracht kommen, ihre Entstehung, Wirkung und Beendigung. Diese sind, als eine besondere Seite des wirklichen Lebens auf die eine oder andere Weise natürlich und bequem zu ordnen, und werden ein abstractes Eintheilungsprincip nie zulassen, wenn man nicht das Verschiedenartigste zusammen werfen oder das Zusammengehörige auseinander reißen will. Uebrigens ist, bey Voraussetzung jener Eintheilungsart des Wf. richtig, das Pfandreht unter die Forderungs-Befugnisse zu setzen, und er hat vollständig erwiesen (mit dankbarer Beziehung auf unsern Hrn



G. J. R. Mühlenbruch und Hrn Büchel), daß das Pfandrecht ein Recht sey, die zur Sicherheit einer Hauptforderung bestellte Sache (das Pfand) zu fordern, also ein auf das Pfand gerichtetes Forderungsrecht, um aus dem Werthe des Pfandes die Forderung auf den Fall ausbleibender Zahlung im gesetzlichen Wege zu befriedigen, *res omnis pro debito obligata*. — Der Vf. verwirft nebenher den Begriff der dinglichen Rechte, so wie der *jura in re aliena*, als falsch wohl mit Unrecht; als unrdmisch mit Recht. Es kommt ihm dabei, wie im ganzen Buche eine sehr bemerkliche Bekanntschaft mit dem ganzen justinianischen Rechtsbuche zu Statuten, welche in dieser Genauigkeit nicht gar zu häufig seyn möchte.

Der zweyte Abschnitt (S. 34 — 63) handelt von den Forderungen, als dem Hauptverdienste des Pfandrechts, insbesondere auch vom Pfandrechte für ungültige, bloß natürliche, zukünftige und bedingte Forderungen. Gleich zu Anfang dieses Abschnitts ist ausgeführt (gegen eine neuere, grundlose und eigentlich nichts sagende Behauptung), daß nicht bloß für eine Geldschuld und solche Forderungen, die sich darein verwandeln lassen, sondern, daß für jede Forderung, sie betreffe Geld oder eine andere Leistung, ein Pfandrecht bestellt werden könne. — Sehr anziehend ist die Erörterung (S. 38 ff.) über die für eine Nichtschuld oder eine von den Gesetzen verworfene Forderung bestellten Pfandrechte. Man muß sie im Buche selbst nachlesen. Hier wie an vielen Stellen desselben zeigt sich des Vfs Talent glänzend, zwischen mehreren klar dargelegten Meinungen seiner mit Bescheidenheit genannten Vorgänger seinen richtigsten Weg hindurch zu finden und seine eigene Ansicht gehörig zu unterstützen.

Dritter Abschnitt (S. 64 — 191), von den Sachen, als Gegenständen des Pfandrechts, von Verpfändung der Sachen außer Verkehr, der zu verpfänden verbotenen Sachen, und beider Verhältniß zu den nothwendigen Pfandrechten; von Verpfändung fremder, eigener, gemeinschaftlicher, künftiger Sachen, der Rechte und namentlich der Servituten, der Emphyteuse, der Superficies, der Forderungen, des Pfandes und des Pfandrechts selbst. Ein Abschnitt voll verdienstlicher Aufklärungen, insbesondere die Paragraphen von Verpfändung der Forderungen und des Pfandrechts, worüber es noch sehr an Licht gebracht. Viele vorzügliche Interpretationen und eine äußerst löbliche ins Einzelne gehende Quellenkunde zeichnet diesen Abschnitt ganz besonders aus. — Richtige Erklärung des: *in quorum finibus emere quis prohibetur, pignus accipere non prohibetur*, mit Westphal gegen fast alle Andern, auch die Neuesten (l. 24. D. de pignoribus, 20, 1.), als bloß örtlicher Bedeutung. — Einigermassen auffallend sind Seite 68. die Citate aus Schnaubert und Wiese wegen Verpfändung von Kirchengütern, da der Vf. bey Eichhorn (Kirchenrecht, 2r Band, S. 781 — 787.) alles hierher Gehörige beysammen getroffen hätte. — In l. 1. §. 2. D. publ. res pignori, 20, 3. wird 'procedere' nicht zu übersehen, vielmehr, ohne dem Worte Zwang anzuthun, es durch 'noch weiter gehen' zu übersehen seyn; wonach sich dann der Gegensatz von praedium und in mobilibus erklärt. So braucht man ut in dieser Stelle nicht für ut et zu nehmen, und erhält doch denselben Sinn.

Vierter Abschnitt (S. 192 — 290). Von den Entstehungsgründen des Pfandrechts; — deswegen der anziehendste von allen, weil er am

meisten Geschichtliches enthält. Nach der, leider kurzen, Auseinandersetzung von der allmählichen Bildung des freywilligen Pfandrechts, handelt der Vf. vom freywilligen (vertragsmäßigen, letztwilligen) Pfandrechte, dabey vom Pfandcontracte und dessen Nebenverträgen; vom öffentlichen und privaten, vom nothwendigen und vom gesetzlichen Pfandrechte. Der Verf. macht höchst wahrscheinlich, daß das Institut des pignus zur Zeit der 12 Tafeln noch nicht existiert hat und in diesem Gesetze also keineswegs erwähnt worden ist, wie man nach Jacob Gothofredus angenommen hatte. — Nothwendiger Weise braucht man demjenigen, der für einen Schuldner den Besitz einer Sache dem Gläubiger verspricht, die Absicht, ein Pfand zu bestellen, noch nicht unterzulegen, wie der Verf. S. 207. thut; vielmehr sind v. Glück's Zweifel gewiß begründet, und es kommt Alles auf die Beschaffenheit des Thatsächlichen dabey an. — Der erfahrene Uebersetzer des röm. Rechtsbuchs sagt hier (S. 254.) bey Gelegenheit einer schwierigen Interpretation: 'die beste Erklärung wird die richtige Uebersetzung seyn'; hiermit ist zugleich das wahre Verdienst der ganzen deutschen Uebersetzung des Corpus juris ausgesprochen, welche, bey vielen, zum Theil auch im gegenwärtigen Werke schon von Sintenis selbst anerkannten und allmählich zu verbessernden Mängeln, doch einen mächtigen Anstoß zum richtigsten Verständnisse jeder Stelle, jedes Satzes, jeder Partikel gibt, und daher mittelbar für das Studium des röm. Rechts sehr günstig wirken muß, sollte sie auch zunächst und unmittelbar eine Bequemlichkeitsbrücke für die des Lateins unkundigen juristischen Handwerksleute seyn. Noch muß Ref. auf den vortrefflichen §. 30., von dem öffentlichen und dem pri-

vaten Pfandrechte, besonders aufmerksam machen, und bedauert, sich nicht länger dabey aufhalten zu können.

Fünfter Abschnitt (S. 291 — 354). Von den einzelnen nothwendigen Pfandrechten im Besondern. Hier vermißt man die Rücksicht auf Götschen's Grundriß (s. oben). Der Abschnitt handelt von den besondern und von den allgemeinen gesetzlichen, desgl. von den fälschlich für gesetzliche gehaltenen Pfandrechten, von Erwerbung eines Pfandrechts durch Verjährung, vom prätorischen und vom richterlichen Pfandrechte, so wie von der Pfändung. Wichtig ist einem nicht seltenen Irrthum der Praxis dadurch begegnet, daß der Vf. (S. 512.) ausdrücklich bemerkt, wie und warum der Fiscus sein Pfandrecht dann gar nicht in Anspruch nehmen kann, wenn er an eines Privatgläubigers Stelle tritt, was bey dem darüber vorhandenen klaren Ausspruche der Quellen auch freylich leicht hätte vermieden werden können, wenn man das *privilegium exigendi* (in l. 6. D. de jure fisci, 49, 14.) nicht für ein privilegiertes Pfandrecht gehalten hätte.

Sechster Abschnitt (S. 355 — 402). Von dem Anfange des Pfandrechts.

Siebenter Abschnitt (S. 403 — 434). Von Erwerbung bestehender Pfandrechte.

Achter Abschnitt (S. 435 — 501). Vom Umfange des Pfandrechts in Bezug auf seinen Zweck; Pfand für mehrere Forderungen gemeinschaftlich; Umfang des Pfandrechts in Rücksicht auf seinen Gegenstand; Generalhypothek; Verschiedenheiten zwischen Generalhypothek und Specialhypothek, abgesehen von ihrem Umfange.

Neunter Abschnitt (S. 502 — 547). Von den Wirkungen des Pfandrechts in Ansehung der absoluten Befugnisse des Gläubigers und des

Verpfänders zum Pfande; Besißergreifung; Verkauf des Pfandes; Wirkungen des Pfandverkaufs; Antrag auf Zuschlag des Eigenthums am Pfande; Nebenverträge über Ausübung pfandrechtllicher Befugnisse; Verhältniß des Verpfänders zum Pfande insbesondere.

Zehnter Abschnitt (S. 548 — 615). Von den durch das Pfandverhältniß entstehenden Klagen und Rechtsmitteln; petitorische, possessoriſche, andere dem Gläubiger wegen des Pfandes zuständige Klagen; die zwischen Pfandgläubiger und Verpfänder Statt findenden Klagen aus dem Pfandvertrage.

Elfter Abschnitt (S. 616 — 656). Von dem Zusammentreffen verschiedener Pfandgläubiger; Priorität; bevorzugte Pfandrechte; Absonderungsrecht; Rangverhältniß der verschiedenen einfachen wie bevorzugten Pfandrechte; Verhältniß des nachstehenden Pfandgläubigers. Wenn Ref. sich begnügen mußte, nur ganz kurz den Inhalt der vorhergehenden Abschnitte anzudeuten, erlaubt er sich doch, aus diesem Abschnitte noch zweyerley hervorzuheben. Der Vf. (der auch in diesem ganzen Abschnitte auf den Göſchen'schen Grundriß hätte Rücksicht nehmen sollen) erklärt sich (S. 630 ff.) ebenfalls für die gemeine Meinung, daß dem Fiscus ein bevorzugtes Pfandrecht an dem nach Abschluß des Contractes erworbenen Vermögen seines Contractschuldners zustehe. Die Art, wie er die berücktigte l. 28. D. de jure fisci, 49, 14. erklärt, würde durch Vergleichung mit der von Göſchen a. a. D. noch sehr gewonnen haben. — Wichtiger war dem Ref., auch hier (S. 636 ff.) den gegen die Thibaut-Spangenbergſche, mit so viel Aufwand verfochtene, irrige Neuerung schon durch Wächter im Archiv für civil. Praxis glänzend verthei-

digten Satz angenommen und noch vollständiger ausgeführt zu finden, daß die alte Meinung vom sogenannten *jus separationis ex jure crediti* die richtige ist. Es vermehren sich für dieß *jus separationis* aufs Neue die Stimmen und man kann voraussehen, daß es bald wieder fast allgemein anerkannt werden wird. Um so mehr ist es zu beklagen, daß einige neueste Legislationen sich dagegen erklärt und damit die Sicherheit so vieler Hypotheken erschüttert haben.

Zwölfter Abschnitt (S. 657—679). Vom Erlöschen des Pfandrechts.

Das Ganze wird von einem Quellen-Verzeichnisse beschlossen. Die dem Buche vorangehende Inhaltsübersicht ersetzt das mangelnde Register nicht ganz.

W. M.

### Ε δ ι κ η.

Typis et sumtibus Joannis Petri Bachemii, 1832: *Μανεθῶνος ἀποτελεσματικῶν βιβλία ἕξ. Manethonis apotelesmaticorum libri sex. Recognoverunt, commentationem de Manethone ejusque carmine, brevesque annotationes criticas adjecerunt C. A. Mauritius Axtius et Fr. Ant. Rigler. Additus est index verborum locupletissimus. XLVIII und 525 S. in 8.*

Da Jacob Gronov bisher der einzige Herausgeber des astrologischen Gedichts, welches Manetho's Namen vor der Stirn trägt, geblieben war, so schien eine Wiederholung desselben in einer ansprechendern Form sowohl zeitgemäß, als auch besonders wünschenswerth für diejenigen, welche die mythische Deutung des gestirnten Him-

mels zum Gegenstande eigener Forschungen gemacht haben. Schon hatten zwey Programme des Hrn Rigler auf das Erscheinen dieser neuen Ausgabe vorbereitet, und namentlich die Punkte hervorgehoben, die ein neuer Bearbeiter des Manetho hauptsächlich in Erwägung ziehen muß. Die Herstellung eines lesbaren Textes nahm vor allen Dingen die ganze Aufmerksamkeit der neuen Herausgeber in Anspruch; und wenn selbst nach den großen Anstrengungen dieser beiden Gelehrten noch Vieles zu berichtigen übrig geblieben ist, so liegt der Grund davon wohl nur in der Beschränktheit und Mangelhaftigkeit der vorhandenen Quellen. Denn es hat sich nur eine einzige Handschrift dieses Gedichts aus dem Alterthume in unsere Zeiten herüber gerettet; und diese, obgleich aus dem XII. Jahrhundert, wie es scheint, stammend, bietet doch an vielen Stellen die offenbarsten Spuren von Flüchtigkeit und Interpolation zugleich dar. Gronov schrieb sie zu Florenz in der Mediceischen Bibliothek ab, nachdem Luc. Holstein bereits die Wichtigkeit derselben ausdrücklich bemerkt und eine oder mehrere Abschriften davon genommen hatte. Andere Gelehrte folgten seinem Beispiele; und so ist es gekommen, daß sich jetzt in Deutschland noch zwey Copien des Manetho finden, wovon die eine in Hamburg und die andere in Halle ist. Beide sind von den Herausg. benutzt worden, und zwar mit Hinzuziehung alles dessen, was seit 1698 im Einzelnen für Manetho beyläufig geschehen ist, besonders durch Dorville, welcher diesen Dichter einst selbst heraus zu geben beabsichtigte. Es ist indeß sehr zu bedauern, daß man die Quelle selbst nicht hat zu Rathe ziehen können, um daraus zugleich den Grund der vielen Verschiedenheiten zu erklären; welche die Abschriften im Einzelnen darbieten.

Die Einleitung zu vorliegender Ausgabe gibt einen ausführlichen Bericht über die critischen Hilfsmittel, und sucht besonders das Zeitalter und den Werth des astrologischen Gedichts nach inneren und äußeren Gründen zu bestimmen. Der erste, welcher seine Ansicht über den Verf. des Gedichts angedeutet hat, ist Luc. Holstein. Dieser schloß aus Styl und Verkunst, daß der Dichter Manetho mit dem weit. älteren Historiker dieses Namens nicht zu verwechseln sey; und daß jener einem weit späteren Zeitalter angehöre, als er vorgebe. Von dem älteren Diospolitener, Berossos's Zeitgenossen, soll freylich einst ein Werk vorhanden gewesen seyn, welches den Einfluß der Gestirne auf das Schicksal der Menschen aus einander setzte. Aber dieses gewiß früh verloren gegangene Werk in dem noch erhaltenen Gedichte wieder erkennen zu wollen, würde von einer Utristie zeugen, die man unserem geschärften critischen Zeitalter in dem Maße nicht zutrauen darf; obgleich nicht zu läugnen ist, daß der erste Herausg. und dessen Zeitgenosse Fabricius nichts darin finden konnte, das dem Zeitalter der ersten Ptolemäer widerspräche. Der Dichter gibt sich freylich als einen geborenen Aegyptier zu erkennen, und richtet sogar die Rede an Ptolemäos (den obige beiden Gelehrten für den Philadelphos halten), und nennt auch Arsinoë, womit des Philadelphos Schwester und Gemahlin gemeint seyn soll. Aber beide Namen könnten eben so gut weit spätere Personen bezeichnen, die auf Aegyptens Thron saßen, wenn nicht noch andere weit wichtigere Umstände hinzu kämen, welche beweisen, daß der Vf. überhaupt kein Aegyptier war, und nicht einmal in Aegypten lebte, sondern nur deshalb sein Gedicht aus diesem Lande stammen ließ, weil alle tieferen astrologischen Kenntnisse daselbst ei-



gentlich zu Hause waren, und man auf dieselben in der röm. Kaiserzeit, besonders seit Nero, einen hohen Werth zu legen angefangen hatte, so daß die Regierung sich endlich genöthigt sah, Verbote gegen diese Studien zu erlassen und selbst gegen die Lehrer der Astrologie sehr hart zu verfahren, wodurch denn die Achtung und Ehrfurcht vor denselben noch immer mehr stieg. Und gerade in dieser Strenge, womit man die Astrologen in Rom verfolgte, liegt der Grund, daß der eigentliche Vf. des vorliegenden Gedichts es nicht wagte, seinen Namen zu nennen; denn daß dieser im röm. Reiche lebte, und als guter Grieche die himmlische Sphäre seines Vaterlandes und nicht die ägyptische oder barbarische besang, geht aus dem Gedichte selbst hervor. Er kennt sogar jenes kaiserliche Verbot, und fügt bey der Erwähnung der Elithia ausdrücklich hinzu, es sey nicht sicher für irgend Jemand, diese zu besingen; denn solchen Deutungen folge der Zorn der Herrscher, dem doch ein weiser Mann ausbeugen müsse; deshalb wolle er diese Sache mit Stillschweigen übergehen (6, 734).

Wenn nun schon hiernäch einigermaßen das Zeitalter des Dichters bestimmt werden kann, so gibt es außerdem noch andere critische Mittel, durch deren Anwendung man zu demselben Ziele gelangt. Es ist nämlich durch Hermann's glücklichen Scharfsinn ermittelt worden, daß in der Geschichte des epischen Hexameters bestimmte Epochen zu unterscheiden sind, in denen die Dichter gewisse metrische und prosodische Eigenthümlichkeiten gemein haben. Indem es auf diesem Wege der Critik bereits gelungen ist, die Entstehungsepoche der Orphischen Argonautik fest zu stellen, braucht man jetzt nur dasselbe Criterion auf den Manetho anzuwenden, um auch dessen Zeit-

alter erforschen zu können. Das erste und fünfte Buch dieses Dichters ist nach Hermann's Urtheile nicht von demselben Verf., sondern eines weit schlechteren und späteren Ursprunges; die übrigen vier Bücher aber fallen mit dem Gedichte de viribus herbarum in dieselbe Zeit. Die Grünsche hat nun die vorliegende Ausgabe noch weiter zu entwickeln gesucht, und ist zu dem Resultate gelangt, daß Manetho kein alexandrinischer Dichter sey, und nicht in das Zeitalter des Ptolemäus gehöre; ferner, daß das vierte Buch weit jünger sey als die übrigen; daß aber das fünfte Buch aus einem Mischmasch von älteren und neueren Versen bestehe; daß erste Buch zeige jedoch die offenbarsten Spuren von Interpolation und Verstümmelung zugleich. Von Manetho, wenn man den Dichter so nennen will, stammt also nach der neueren Ansicht nur das zweyte, dritte und sechste Buch. Die übrigen drey Bücher beweisen schon durch ihre besonderen Eingänge, daß sie nicht für den Zusammenhang der anderen drey geschaffen sind, sondern ursprünglich jedes für sich bestanden; besonders ist der Eingang zum zweyten Buche auffallend, in welchem die mathematischen Principien der Astrologie aus einander gesetzt werden. Die Einleitungen zu dem dritten und sechsten Buche sind hingegen von der Art, daß sie auf den Zusammenhang mit einem vorhergehenden hinweisen. Ueber den Zufall, welcher diese verschiedenartigen Theile zu einem Ganzen vereinigt hat, wagt die neue Ausgabe keine Vermuthung aufzustellen.

. G. H. B.

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

189. Stück.

Den 28. November 1836.

---

G ö t t i n g e n.

Im Verlage der Dieterichschen Buchhandlung:  
Analytische Beleuchtung des Naturrechts und der  
Moral, zum Gebrauche beym Vortrage der prac-  
tischen Philosophie. Von J. F. Herbart. 1836.  
XVIII und 264 S. in 8.

Die Vorrede zu diesem Lehrbuche erinnert  
an den Gegensatz der Synthese und Analyse;  
ferner an die Verwandtschaft der Analyse und  
der Critik. Dem synthetischen Vortrage dient  
(wie in der Psychologie und Naturphilosophie ge-  
zeigt worden) der analytische zur Prüfung, Be-  
stätigung, Erweiterung; die Analyse vorhandener  
Systeme aber, die nicht fehlerfrey sind, geht  
mehr oder weniger in Critik über. Die allge-  
meine practische Philosophie des Verfs, welche  
den Gang der Vorträge bestimmt, ist synthetisch  
abgefaßt; diese Vorträge können keine vollstän-  
dige Critik der bisherigen Sittenlehre in sich auf-

nehmen, aber eine Vorzeichnung dazu, welche beym Fortschritte gelehrter Studien allmählich auszufüllen den Zuhörern überlassen bleiben muß, wird ihnen unter dem hier gewählten Titel geliefert. Dadurch tritt das Buch dem bekannten Werke Schleiermacher's gegenüber. Wiewohl es nun an Ausführlichkeit hinter demselben zurück bleibt, so wird dennoch eine Vergleichung zwischen beiden nicht zu vermeiden seyn; in solcher Hinsicht mögen hier einige Worte Platz finden. Erstlich kannte Schleiermacher, als Theologe, die Moral besser als das Naturrecht. Mit letzterem meint er, ganz am Ende seines Werks, auf ein paar Seiten fertig zu werden; er sagt, es sey nicht nöthig, auf einen Anderen dabey Rücksicht zu nehmen, als nur auf Fichte. Also nicht auf Grotius; dessen berühmtes Werk *de iure belli et pacis* gleichwohl mehr verdient hätte von ihm benutzt zu werden, als selbst die Ethiken des Aristoteles und des Spinoza. Nach solcher Eile schließt er mit einem Verwerfungsurtheil. Das Recht, in sofern es ein Handeln bestimme, sey nichts Ursprüngliches und für sich Bestehendes. Das Naturrecht sey eine Unform, eine rechte Ethik müsse dieselbe zerstören, und das Wesen und Practische daraus in sich aufnehmen; jede Ethik, die hiezu unfähig sey, und jene Disciplin anerkenne, müsse im Sittlichen oder im Systematischen, oder in beiden, vernachlässigt seyn! Dem Eindrücke, welchen ein solches Urtheil machen kann, darf man die Zuhörer nicht überlassen; gleichwohl kann von dem Werke Schleiermacher's auch nicht geschwiegen werden, und der Verf. kann es um so weniger, da er den Schein hat, mit jenem überein zu stimmen; indem in seiner practischen Philosophie das Recht zwar selbständig hervortritt, die Anwendung alle

practischen Ideen aber verbunden wird, so daß die beiden Fragen, ob das Recht etwas Ursprüngliches sey? und in wiefern es ein Handeln bestimme? von einander getrennt werden; folglich kein solches Naturrecht, als ob dadurch die Praxis hinreichend bestimmt würde, sich von der Moral absondern kann; noch viel weniger aber eine Vermengung der Idee des Rechts mit den anderen practischen Ideen einzuräumen ist. Es kann hier nicht darauf eingegangen werden, welche Folgen es haben möchte, wenn die bloßen Rechtsfragen, die im practischen Leben oftmals eben so nackt als schneidend hervortreten, von der Wissenschaft gleichsam ignoriert würden; aber das wird schon einleuchten, daß eine so große Differenz auf den ganzen Plan einer Critik der Sittenlehre den entscheidendsten Einfluß haben muß. Ueberdies nun hat Schleiermacher einen Plan zum Grunde gelegt, der einer synthetischen, also von historischen Rücksichten befreiten, Darstellung angemessen scheinen könnte; aber Neues und Altes läuft bey ihm unaufhörlich durch einander; und wie das Factum, dessen vorhin erwähnt worden, nämlich die vorhandene Trennung des Naturrechts von der Moral, in Schatten gestellt ist, so erblickt man überhaupt bey Schleiermachern die Systeme nicht an ihren Plätzen in der Zeit. Während nun seine Critik sie als etwas Zeitloses behandelt, vergißt sie, daß sie vor allem sich selbst wegen der Treue oder Untreue ihrer Auffassung des Vorhandenen gegen den Zweifel sichern muß, der sogleich entsteht, wenn Jemand das Zeitliche ohne Rücksicht auf die Zeitumstände darzustellen unternimmt. Hiermit hängt wenigstens zum Theil die unpassende Annäherung des Spinoza an den Platon zusammen, worüber anderwärts (und noch neu-

erlich in den Briefen über die Willensfreyheit) gesprochen worden. Der Verf. hat für seine Pflicht gehalten, zuerst eine kurze historische Einleitung, die bis auf Grotius geht, dann eine vorläufige Uebersicht des Naturrechts und der Moral, wie sie nun einmal getrennt vorliegen, zu geben; hieran schon knüpfen sich Betrachtungen, wodurch der erste Abschnitt, von der Begründung der practischen Philosophie, abgekürzt wird (dieser Theil würde übrigens in einem eigentlich critischen Werke weit ausführlicher behandelt seyn). Im zweyten Abschnitte, der sich mit dem Naturrechte beschäftigt, wird zuvörderst gezeigt, daß die Lehre des Grotius nicht dahin geht, es von der Moral los zu reißen, daß aber die Idee des Rechts, obschon im Wesentlichen richtig erkannt, nicht scharf genug von den Ideen der Vollkommenheit einerseits, der Vergeltung andererseits, unterschieden ist (woraus späterhin ein Bedürfniß des Unterscheidens entstand; man scheidet aber Disciplinen, wo nur Begriffe zu sondern waren). Uebrigens bietet Grotius den Vortheil dar, daß nach seiner Anleitung sehr bald das wirkliche Verhältniß unter unabhängigen Völkern in Parallele tritt mit dem Naturstande, der unter Privatpersonen seyn würde, wenn sie nicht Staatsbürger oder doch dem Staate unterworfen wären. Ein wirkliches Verhältniß ist klarer, als ein solches, in welches man sich kaum hinein denken kann; der jetzt gewöhnliche Fortschritt vom Privatrechte zum Staatsrechte und von da zum Völkerrechte ist dagegen ein Vorwärts- und Rückwärtsgehen, denn vom ausgebildeten Staatsleben kehrt man zurück zur Möglichkeit des Krieges, der ein Streit im Großen ist. Nachdem die Analyse nun schon bey Grotius Gelegenheit fand, die Hauptpuncte des

Rechts vor dem Staate auseinander zu setzen, kann sie, bey der Kantischen Periode, kürzer seyn; hier ist einerseits jene Trennung der beiden Disciplinen, andererseits das Staatsrecht in Betracht zu ziehen; aber hier auch zeigt sich (namentlich bey Fichten) wieder ein unwillkürliches Bedürfniß des Naturrechts, die ihm angewiesenen Gränzen überschreitend sich der Moral anzuschließen. So ist schon der dritte Abschnitt vorbereitet; und nur anhangsweise konnte dem vorigen noch eine kurze Probe aus einem der neuesten Naturrechte mitgegeben werden, wozu die Eintheilung der Verträge (nach Drostes-Hülshof) gewählt ist. Es kam bey dieser Probe eigentlich darauf an, bemerklich zu machen, daß sich das Naturrecht jenem Verwerfungsurtheile nicht gefügt hat; wie es sich einer so unsanften Behandlung gewiß niemals fügen wird. Uebrigens ist wegen des Zusammenhanges zwischen dem Naturrecht und den Staatswissenschaften öfter auf Pölitz hingewiesen, dessen Werk über die letzteren eine vorzügliche Verbreitung erlangt hat. Für den letzten Abschnitt, über die Moral, wurde Stäudlin benützt; einer der gelehrtesten Kenner der Geschichte der Moral. In diesem Abschnitte war eine Verwirrung der Begriffe aufzuräumen, die Schleiermacher wohl empfunden, aber nur in sofern gebessert hat, als er den allerdings sehr wichtigen Unterschied zwischen der Tugend (die den Werth der Person betrifft) und Pflicht (die mit Handlungen sammt deren Anlässen und Folgen zusammenhängt) stark hervor hob. So lange jedoch nicht die practischen Ideen gesondert, ja nicht einmal die ursprünglichen und die gesellschaftlichen Ideen deutlich unterschieden waren; so lange man von Kant auf Maximen verwiesen wurde, von denen nicht klar erkannt

war, ob sie schon vor der Frage nach ihrer Tüchtigkeit zur allgemeinen Gesetzgebung vorhanden? oder erst nach derselben aufzusuchen seyen? und wie es sich denn wohl mit der Sittlichkeit solcher Handlungen verhalten möge, zu denen gar keine Maxime hinzu gedacht worden? — ließ sich die Verwirrung nicht gründlich heben; denn man sah weder, ob Tugend und Pflicht von den Maximen unabhängig seyen, noch auch, was denn im Gegenfalle die Bildung, Vereinerung und Anwendung der Maximen, ja, was endlich das System der Sittenlehre selbst zur Moralität beitragen könne. Darüber konnte in dem angezeigten Buche nur unter Voraussetzung der allgemeinen practischen Philosophie gesprochen werden; hiermit aber wurde ein Versuch verbunden, die angewandten Theile der Sittenlehre, nämlich Politik und Pädagogik, in die ihnen gebührende Parallele zu stellen. Endlich mußte noch zu der Weltansicht, welche in den letzten Kapiteln der practischen Philosophie aufgestellt ist, ein critischer Nachtrag geliefert werden, wozu Fichte's Meinung vom Weltplane ein hinlängliches Beyspiel darzubieten schien; und zugleich das passendste Beyspiel, indem übergroße Unzufriedenheit mit der Gegenwart, wie sie Fichte schon seit Anbeginn seiner literarischen Laufbahn geäußert hat, am leichtesten dazu verleitet, vom Weltplane mehr wissen zu wollen, als man davon wissen kann, und der Moralität wegen davon zu wissen braucht. Sollte übrigens Jemand eine vollständigere Anwendung der Psychologie vermissen, so dient zur Antwort 'sie muß erst mehr studiert werden'; und bey den Zuhörern der practischen Philosophie darf man sie nicht als schon bekannt voraussetzen.



## E b e n d a s e l b s t.

Bev Vandenhoeck und Ruprecht: Die christliche Predigt in kurzen Beirgedichten auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahrs, ein Hülfsbuch für Kanzel, Schule und häusliche Andacht, von Ludwig Aschenbach, Prediger der reformirten Gemeinde zu Göttingen. 1836. X und 314 S. in 8.

Dieselbe Hand, die uns kürzlich mit einer Sammlung so ergreifender Altargebete beschenkte, gibt hier einen Jahrgang Predigtsskizzen, und zwar in einer Form, die wohl durchaus neu zu nennen ist. Der Hauptgedanke der Predigt, und in der Regel auch die einzelnen Theile, sind in kurzen Versen zusammengefaßt, wie sie sich für den Schluß einer Predigt eignen, um die behandelte Wahrheit in ergreifender Kürze noch einmal dem Gemüthe vorzuführen; Text und Thema, wie andere passende Schriftstellen sind dabey angegeben. Der Verfasser wünscht dadurch, wie schon der Titel angibt, einem dreyfachen Zwecke zu dienen: einmal Thema und Disposition zu geben zur Benutzung, wie sonst wohl dergleichen Hülfsmittel den Predigern dargeboten werden; sodann beym Religionsunterrichte Materien zum catechetischen Verfahren darzubieten, und endlich für die häusliche Erbauung christliche Wahrheiten in gedrängter, ansprechender Kürze vorzulegen. Gewiß wird bey der Anlage des Ganzen recht wohl jener dreyfache Zweck erreicht werden können; aber doch dieser eigentlich erbauende gewiß ungleich sicherer, als jener mehr didactische. Es liegen zwar jedem der dargebotenen Gedichte die Grundzüge einer Predigt unter, und der Kundige wird sie wohl heraus zu finden

wissen, wie eine kundige Hand sie hinein gewebt hat; aber schon der poetische Schmuck, den der Verf. gewählt hat, läßt erachten, daß der nächste Zweck, zu welchem die Worte verfaßt wurden, Darlegung einer christlichen Wahrheit in gedrängter, das Gemüth ansprechender Form, auch für die jetzige Gestalt bey dem Lesen am sichersten erreicht werden wird. Selbst bey dem Lehrgedichte, obgleich es vom Lehren den Namen trägt, wird das theoretisch = didactische doch gewiß jedesmal nur etwas Untergeordnetes seyn, und die poetische Zeichnung des Gedankens zur gemüthlichen Anschauung die Hauptsache. In demselben Maße, als Poesie darin zu erblicken ist, wird der eigentlich practische Zweck zurück treten, und an frischen, poetischen Farben sind diese Gaben so reich, daß sie gar jenes practischen Zweckes zu ihrer Empfehlung nicht bedürfen, sondern schon ihrer nächsten Bestimmung, der sie dienen, auch abgelöst von dem Vortrage, aus dem sie erwachsen, bey jedem empfänglichen Gemüthe gewiß seyn werden. Für jeden Sonn- und Festtag sind zwey auch drey Gedichte gegeben, deren eins in der Regel an eine alttestamentliche Stelle sich anschließt.

R—g.

---

G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

190. 191. S t ü c k.

D e n 1. D e c e m b e r 1 8 3 6.

---

B e r l i n.

Verlag von Duncker und Humblot, 1835:  
Geschichte der Hellenischen Dichtkunst von Dr.  
Hermann Ulrichi. Erster Theil. Epösk. VIII  
u. 534. Zweyter Theil. Lyrik. IV u. 624 S.  
in gr. Octav.

Die Aufgabe, welche der Verf. im vorliegenden Werke zu lösen versucht hat, gehört zu den anziehendsten und zugleich zu den schwierigsten der neueren Philologie. Seit Fr. Schlegel's geistvoller Darstellung der hellenischen Epik, ist eine im gleichen Geiste unternommene und mit gleichem Scharfsinn durchgeführte vollständige Geschichte der hellenischen Dichtkunst oft gewünscht worden, da Schlegel den lyrischen Theil nur in sehr allgemeinen Umrissen, den dramatischen aber gar nicht geschildert hatte. Unter dessen sind nun die Vorarbeiten über einzelne Punkte der hellenischen Poesie bedeutend gewachsen; und schon der Versuch, diese einzelnen For-

schungen nach einem bestimmten historischen Plane zusammen zu stellen, wäre verdienstlich gewesen. Hier würde freylich das Gelingen eines solchen Unternehmens einzig und allein von dem Standpuncte bedingt werden, welchen der Schriftsteller als Geschichtsforscher einnimmt. Betrachtet er die Geschichte der Künste und Wissenschaften als die organische Entfaltung verschiedener Grundkräfte des menschlichen Geistes, so kommt es bey der Darstellung der Poesie eines Volks nicht so sehr darauf an, das Einzelne vollständig und in allen seinen näheren und ferneren Beziehungen (wie sich der Verf. selbst ausdrückt) vor Augen zu stellen, oder, mit anderen Worten, den materiellen Stoff in seiner Fülle von Besonderheiten weit und breit aus einander zu legen, und also nur Erscheinung an Erscheinung in nothdürftiger Verknüpfung an einander zu reihen; sondern vielmehr von der gewissenhaftesten Prüfung des Einzelnen, wie vom Mittel zum Zwecke, ausgehend, muß der Geist der Geschichte diese Welt von Trümmern, die er als Stoff oder Substrat seiner Darstellung zur historischen Einheit zu verarbeiten hat, beherrschen und neu schaffend über derselben schweben. Sein Geschäft ist es, den inneren Organismus der Poesie als Kunst möglichst klar zu entfalten, und die überall wirksame Idee oder die Grundprincipien dieser besonderen geistigen Kraft in allen ihren hervorragenden Erscheinungen nachzuweisen. Da nun keine Nation in Rücksicht der Höhe der Kunstbildung den Hellenen gleich kommt, so wird man leicht der Ansicht Raum machen, daß man gerade bey dieser Nation die Harmonie der Schönheit zum Criterium der Wahrheit machen müsse.

Es ist nun eine erfreuliche Erscheinung, den Verf. nach obigen Grundsätzen die Geschichte der

hellenischen Dichtkunst behandeln zu sehen. Daß von Andern schon reichlich gesammelte Material hat er von seinem Standpuncte aus bestmöglichst zu benutzen gestrebt. Daher ist in der Regel ein löbliches Anschließen an die Hauptresultate der neueren Forschungen, oder ein Weiterausbilden derselben sichtbar, ohne daß der Verf. es im Einzelnen der Mühe werth gehalten hätte, auf die Quellen, als Grundlage jener Forschungen, prüfend zurück zu gehen. Von der Sucht nach neuen und sogenannten originellen Ansichten, deren Aufstellung der Verf. für sehr leicht erklärt, wenn nichts daran läge, auch wahr zu seyn, bekennt er, sich möglichst rein gehalten zu haben.

Die Idee, welche der Verf. sich von Kunst und deren organischer Entwicklung als einer bestimmten Geisteskraft gemacht hat, wird in einer ästhetischen Einleitung, welche zugleich auch die verschiedenen Zweige der Kunst in ihrer Nothwendigkeit betrachtet, ausführlich aus einander gesetzt. Hierauf folgt eine historische Einleitung über die Bedeutung und den Character des Hellenischen Volks und seiner Geschichte, so wie auch über die ersten mythischen Anfänge der hellenischen Geschichte. Beide Abhandlungen zeugen von einem tieferen Studium der neueren Philosophie, und verlangen, daß man des Vfs Werk nicht bloß aus dem philologischen, sondern auch aus dem allgemein = menschlichen oder philosophisch = historischen Gesichtspuncte betrachte. Die genauere Prüfung der hier aufgestellten Ideen würde eine besondere Recension erfordern, die indeß aus dem einfachen Grunde abgelehnt werden muß, weil der Bericht über den Hauptinhalt des Buchs schon unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Des Verfs Ansichten über "Geschichte" sind außerdem schon aus einer

früher erschienenen Schrift 'Characteristik der antiken Historiographen' bekannt; und was den Begriff von Kunst anlangt, so definiert er diesen mit andern Anhängern der neueren Philosophie durch 'Phantasie des Unendlichen, Verwirklichung des Unendlichen und Göttlichen in der einzelnen Erscheinung.' Demnach ist also die Form der Kunst nothwendig die Schönheit, d. h. 'die Uebereinstimmung des Seyns mit dem Idealen.' In dieser Gedankenreihe erscheint die Philosophie und Wissenschaft dem Vf. als Darstellung der einzelnen Erscheinungen im Unendlichen; und er hält die Philosophie weder für eine Wissenschaft, noch für die Wissenschaft der Wissenschaft u. c., sondern glaubt, daß sie überhaupt nichts wissen will, und eben so nahe mit der Religion, der Kunst und Geschichte, wie mit der Wissenschaft zusammen hänge. Hier, wiederum im Zwiespalt mit dem Begriffe der neuesten Philosophie, erklärt er die ausschließliche Annahme einer apriorischen Erkenntniß, wie sie genannt wird, an und für sich für unwahr, und die ganze bekannte und viel besprochene Frage 'ob der Mensch a priori oder a posteriori erkenne' geradezu für einen Irrthum, gegründet auf die Meinung, daß dem Menschen allein ein Erkenntnißvermögen zukomme. Von dem Erkenntnißvermögen aber behauptet er, es gehöre der Natur überhaupt, nicht dem Menschen an, und indem der Mensch erkenne, werde er eben damit zugleich erkannt; das Subject und das Object sey dasselbe, und jeder Unterschied zwischen apriorischem und aposteriorischem Erkennen verschwinde. Dennoch, fährt er fort, bestehen beide nothwendig getrennt neben einander, weil die Natur eine unendliche Mannigfaltigkeit (Vielheit) in der Einheit sey; und in diesem göttlichen Geheimniß

ruhe das eben so göttliche, mit ihm identische Geheimniß des Verhältnisses zwischen Idealismus und Realismus. —

Der erste Band enthält die Geschichte des hellenischen Epos bis zum vierten Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung; also bis auf Panyasis, Chörilos und Antimachos, gerade eben so weit, wie sie Fr. Schlegel bearbeitet hat. Das Ganze ist in der Form von Vorlesungen geschrieben, von denen jede einen bestimmten Abschnitt abschließt. Zuerst wird das Wesen und die Idee der epischen Poesie in ihrem Gegensatz zur lyrischen und dramatischen Dichtung überhaupt und nach den Kunstbegriffen der Griechen insbesondere entwickelt. Dann kommen Vermuthungen über die mythische Vorzeit der hellenischen Poesie, namentlich über Orpheus als Repräsentanten derselben. Zunächst wird die erste Sonderung der Hauptmassen des hellenischen Lebens und der Poesie geschichtlich nachgewiesen, worauf dann die Blüthe des Heldenalters und des Heldengesanges folgt. Das Homerische Epos wird zuerst seinem Wesen und Character, seiner Form und seinen Theilen nach geschildert, und an diese innere Darstellung reiht sich dann die äußere Geschichte der Ilias und Odyssee. Hier werden nun alle jene wichtigen Untersuchungen durchgemustert, welche in den neuesten Zeiten über Entstehung, Zeitalter und Vaterland, so wie auch über die spätere Verbreitung und Handhabung der Homerischen Dichtungen angestellt worden sind. Zwischen Homer und die Homeriden und die Cykliker stellt er die Hesiodische Dichtung, und behandelt darauf in einer besonderen Vorlesung das spätere ethisch- und mystisch-religiöse Epos: Aristaeas und Abaris — Epimenides — Onomakritos. Daran schließt sich die lyrische

Abart der epischen Kunst: Stesichoros — Xenokritos — Sakadas — Erinna. Den Beschluß macht das hellenische Kunstepos seit Peisandros. Ein Anhang gibt noch eine Uebersicht von der parodischen, didactischen, lyrisch = religiösen Dichtgattung in äußerlich = epischer Form.

Nach diesen kurzen Andeutungen über den Inhalt des ersten Bandes, welche schon deshalb nothwendig waren, um dem Leser zu zeigen, was der Verfasser in den Kreis der epischen Dichtung hinein zieht, fügen wir einige Bemerkungen über die wichtigsten hier behandelten Gegenstände hinzu. Was zuerst die Feststellung des Begriffs von epischer Poesie anlangt, so ist auch hier wieder der Gesichtspunct der neuesten Philosophie und der neuesten Kunsttheorie gewählt worden, welche behauptet, die Hellenen wären selbst zu Aristoteles Zeit zu keinem geregelten, ästhetischen Bewußtseyn ihrer eigenen Poesie gelangt, weil sie sich immer nur an Außerlichkeiten gehalten, und ihren Blick überall nur auf die Form der Erscheinungen geheftet hätten, ohne je in den innersten Kern, oder in die innere geistige Einheit derselben einzudringen. Da es nur des Vfs einziges Bestreben ist, diese innere geistige Einheit der Poesie und deren Gattungen von diesem neueren Standpuncte aus in den noch vorhandenen Resten der hellenischen Dichtkunst überall nachzuweisen, so ist es die Pflicht des Ref., diese Seite des vorliegenden Werkes vorzugsweise hervor zu heben; denn hierin besteht gerade das Eigenthümliche und Charakteristische dieser neuen Behandlung der hellenischen Dichtkunst; die gesammelten Einzelheiten finden sich in den hierher gehörigen Monographien theils vollständiger, theils mit mehr Sicherheit aus den Quellen selbst angegeben. An die Spitze



stellt also der Verf. den Begriff der Dreytheilung der Poesie in epische, lyrische und dramatische, und behauptet, daß sich dieselbe unter allen Nationen, wo die Dichtung den ganzen Gang ihrer Bildung vollendet habe und zur völligen Blüthe und Reife gediehen sey, geschichtlich nachweisen lasse. Die epische Poesie erklärt er für den Ausdruck oder die Darstellung der Bewegungen des Gemüths in seiner Richtung und seinem Ausströmen nach außen, in welchen es zum Willen, zur That und Handlung wird, in welchem es sich als das äußere Leben des Menschen kund gibt, und die Außenwelt sich selbst conform und harmonisch zu gestalten strebt. So hat freylich kein Hellene das Wesen des Epos aufgefaßt und definiert. Plato und Aristoteles, welche beide im klarsten Bewußtseyn der Kunstregeln der Poesie lebten, setzen das Wesen des Epos wie der Dichtkunst überhaupt in die bekannte *μίμησις*, d. h. nicht Nachahmung, wie der Vf. beständig übersetzt, sondern Darstellung durch die Kraft der Rede. Von einer möglichst bestimmten Auffassung dieser poetischen Mimesis ausgehend, hätte der Vf., dem es sonst nicht an philosophischer Entwicklungsgabe fehlt, auch im Einzelnen zeigen sollen, was die Geistreichsten der Hellenen unter epischer, lyrischer und dramatischer Mimesis verstanden haben. Hieraus würden dann weit klarere Begriffe über das Wesen der verschiedenen Dichtarten hervorgegangen seyn, als es dem Verf. jezt auf dem Standpuncte der neueren Aesthetik gelungen ist. Die objective Darstellungsweise der epischen Poesie hat schon Aristoteles auf das Treffendste dadurch bezeichnet, daß er sagt, der Epiker erzähle zwar, sey aber ein Anderer als der, von welchem er erzähle; die Subjectivität der Lyrik hingegen deutet er

weit passender, als alle neueren Kunsttheorien, durch die Bemerkung an, daß der lyrische Dichter zwar auch berichte, aber selbst unwandelbar derselbe sey, von dem er berichte; die dramatische Poesie endlich erzählt und berichtet nach demselben tiefsinnigen Kunstrichter nicht selbst, sondern führt die darstellenden Personen selbstthätig und handelnd vor. Hiernach stellt also der Epiker fremde Charactere, die er äußerlich auffaßt (d. h. ohne seine eigene Persönlichkeit einzumischen) dar; der Lyriker dagegen gibt uns ein Bild seines eigenen Lebens, seines eigenen individuellen Daseyns seiner eigenen Gefühle und seiner eigenen Gemüthsstimmung; und wählt er auch einen äußeren epischen Stoff, so weiß er doch diesen so zu behandeln, daß sein eigenes geistiges Leben dabey immer durchschimmert; der dramatische Dichter endlich sucht beides gewissermaßen zu vereinigen, indem er die von ihm dargestellten Charactere ihre eigene geistige Individualität entwickeln läßt, welche in Bezug auf den Dichter als ein äußeres oder fremdes, in Bezug auf sie selbst aber als ein inneres oder eigenes Leben erscheint. Nichts ist daher ungerechter, als die Behauptung, daß den Kunstrichtern des Alterthums das rein-geistige Wesen der Poesie und ihrer Gattungen verborgen geblieben, und daß es im Geiste des Alterthums überhaupt gelegen habe, sich mehr an die äußeren, formellen Unterschiede derselben zu halten. Keine Nation hat den charakteristischen Unterschied der Dichtarten so schön und so bestimmt in der Form ausgedrückt, als gerade die Hellenen; und man kann mit Recht bey ihnen die verschiedenen rythmischen Formen als die entsprechenden Abdrücke des eine jede Dichtart beseelenden Geistes betrachten. Das Wesen des

Rhythmus und des davon abhängigen musikalischen Vortrages erfordert daher eine weit gründlichere Erforschung, als der Verf. diesem Gegenstande hat zu Theil werden lassen. Solche Vorstudien würden dem Verf. den Weg zu einem ganz andern Standpuncte gebahnt haben, als derjenige ist, zu welchem er sich vermittelst der neueren Aesthetik jetzt verholten hat. Und eine Geschichte der hellenischen Dichtkunst darf, wenn sie gründlich und wahr seyn soll, nie von den Grundsätzen neuerer Theorien ausgehen, sondern muß sich durch philosophische Vermittelung zu jenen Ansichten über Poesie und Kunst zu erheben suchen, welche die Geistreichsten der Hellenen theils angedeutet, theils klar ausgesprochen haben. Dies erfordert freylich mehr Anstrengung und längere Vorstudien, als die unbedingte Annahme und Befolgung einer neueren Kunsttheorie, welche man sich mit der größten Bequemlichkeit in irgend einem günstigen Zeitmomente aneignen kann. Ein tieferes Eindringen in den Geist des Alterthums wird uns immer mehr von der Unwahrheit der Beschuldigungen überzeugen, welche man jetzt gegen den theoretischen Kunstsinne der Hellenen auszusprechen, und womit man selbst die künstlerische Kraft des hellenischen Genius, dem man nur die Auffassung der Poesie von Seiten ihrer äußeren formellen Erscheinung zugestehen will, anzugreifen wagt, jedoch so, daß man die practische, künstlerische Ausübung der Poesie um eine Stufe höher stellt, als die Poetik und Kunsttheorie, oder die philosophische Anschauung von ihr, indem man zugibt, daß die Schöpfungen der hellenischen Poesie 'dem nothwendigen Wesen und der höchsten Idee der Kunst' weit mehr entspreche, als der Begriff, den Aristoteles vom Wesen derselben aufgestellt habe. Es ist freylich wahr, daß Aristoteles und andere Kunst-

richter des Alterthums bey der Feststellung des Begriffs der verschiedenen Dichtarten auch die Form mit zu Hülfe nehmen. Aber das konnte der Hellene auch mit vollem Rechte, da die in einer bestimmten Form geschaffenen Dichtungen sich ohne Ausnahmen auf eine gewisse geistige Einheit zurückführen lassen, und den Geist derselben durch die hohe Vollendung der entsprechenden Form gleichsam versinnlichen. Die neuere Poesie, in welcher diese harmonische Vereinigung des Geistes und der Form nicht vorhanden ist, muß freylich durch andere, zum Theil unbekante oder wenigstens unsichtbare Zwangsmittel und Bannformeln in ihrer geistigen Einheit erfaßt und dann in ihre verschiedenen Gattungen zerlegt werden, welche in der schwankenden Unsicherheit ihrer äußeren Gestalt dem Kunsttrichter kein zuverlässiges Criterium der Wahrheit darbieten. —

Was nun die ersten Anfänge der hellenischen Poesie anlangt, welche das Alterthum mit Orpheus Namen vorzugsweise zu bezeichnen gewohnt ist, so versucht der Verf. nach der bereits von Andern veranstalteten Sichtung der Quellen und Nachrichten, die uns über das Daseyn, das Wesen und die Form jener ältesten dichterischen Versuche übrig geblieben sind, seine Ansicht auf die durch die neueren Forschungen gewonnenen Resultate überzutragen und als wohlwollender Vermittler den Zwiespalt der Meinungen möglichst auszugleichen. Er selbst nimmt eine vorhomerische, nicht epische Periode an, von welcher freylich unsere Nachrichten nicht über das sechste Jahrhundert vor Chr. hinauf reichen. Die Hauptschwierigkeit, welche hier in dem Stillschweigen der ältesten Urkunden über Orpheus besteht, sucht er durch eine genauere Prüfung der beiden Fragen zu lösen, 1) wie kam es, daß

der Homerischen und Hesiodischen Periode diese Kunde über Orphische Dichtung fremd blieb? 2) wie konnte sich dieselbe dennoch bis in spätere Zeiten erhalten, ohne zur Kenntniß Homer's gekommen zu seyn? Wie sehr nun die Beantwortung dieser beiden Fragen von der Untersuchung über Vaterland und Zeitalter, Entstehung und Fortbildung, Wesen und Eigenthümlichkeit der Homerischen und Hesiodischen Dichtung bedingt werde, haben die neueren Forschungen über diese Gegenstände hinlänglich bewiesen, und es ist gerade in dieser Rücksicht wohl kaum ein Punkt, der als Beweis für oder gegen die Annahme einer Orphischen Urzeit aus jenen Urkunden angeführt werden könnte, unberührt geblieben. Daß noch vor einem Menschenalter sehr gewöhnliche Auskunftsmitel der Vertheidiger des hohen Alters der Orphischen Periode, als sey Homer's Stillschweigen über dieselbe bloß zufällig oder gar absichtlich, erklärt auch der Verf. für unhistorisch; denn eine solche Annahme würde den widersinnigsten Erfindungen, welche die späteren Hellenen in den verschiedensten Absichten den homerischen und vorhomerischen Zeiten aufbürden, Platz machen. Dagegen tritt der Verf. der Ansicht derjenigen bey, welche behaupten, daß Homer, der sonst nichts von Bedeutung verschweigt, was der Allgemeinheit seiner Dichtung nur irgend bekannt war, in der That jene Kunde von Orpheus und Orphischer Poesie nicht besessen habe. Die Ursachen davon, welche theils in der Verschiedenheit des Vaterlandes, theils in dem verschiedenen Zwecke und Wesen beider Dichtarten liegen, sind bereits im Jahre 1823 in einer hiesigen Preisschrift: *Orpheus, poetarum Graecorum antiquissimus*, wenn auch nicht mit historischer Gewißheit (denn wer wird diese

in Sachen verlangen, welche ganz der schwankenden Unsicherheit eines mythischen Zeitalters angehören?), doch wenigstens bis zu dem Grade von Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, welche in Forschungen dieser Art überhaupt möglich ist. Indem nun der Verf. diese Beweise noch mehr auszubilden sucht, schlägt er denselben Weg ein, welchen kurz vor ihm unter andern auch ein sehr geachteter holländischer Gelehrter, van Limburg Brouwer, Professor zu Gröningen, in seiner *Histoire de la civilisation morale et religieuse de Grecs* mit Glück betreten hat. Dieselbe Ansicht hat vor Kurzem auch Klausen gegen den jetzt kaum mehr beachteten Voss-Lobeck'schen Standpunct geltend zu machen gesucht, obgleich dieser Gelehrte den Voss-Lobeck'schen Forschungen im Einzelnen volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, und dieselben, wie es scheint, nur in der gutmüthigen Absicht der Versöhnung oder Vermittelung, oft sogar an solchen Stellen anführt, wo sie genau genommen gerade das Gegentheil beweisen. Was die Beurtheilung der Sagen von Orpheus, der Orphiker, der Orphischen Lehre, der Orphischen Lebensweise und der sogenannten Orpheotelesten anlangt, so kann Ref. dem Verf. hier nicht durch alle Einzelheiten folgen, weil ein ins Detail gehender Bericht dem Zwecke dieser Anzeige fremd ist.

Den Mittelpunkt des ersten Bandes bildet aber offenbar die Geschichte der Homerischen Dichtung, welche der Verf. sowohl ausführlich als auch gründlich behandelt hat, wie es der Standpunct der neueren Philologie und Geschichte nothwendig erfordert, wenn man sich nicht das Ansehen geben will, als gehöre man einer älteren längst verschollenen Bildung an. Das Resultat seiner Untersuchung, welche sich an die seit

Wolf's Tode erschienenen Schriften von Nisch u. A. anschließt, ist nun dieses: daß Homers Dichtungen aus einer reichen Fülle epischer Volksagen, welche Ein großer Dichter durch nähere Ausführung und Ausschmückung, auch wohl durch einzelne Zusätze zu zwey harmonischen, episch-abgerundeten Ganzen umschuf, am wahrscheinlichsten entstanden sind; daß sie mit dem Laufe der Jahrhunderte im Einzelnen zwar mancherley Umänderungen, Verfälschungen und Interpolationen erfahren haben, in ihrer wesentlichsten Gestalt, im wesentlichen Umfange aber so, wie sie der alte Meister gebildet hatte, auf die späteren Zeiten des Alterthums und bis auf uns herabgekommen sind. Die Entstehung und Fortbildung der Götter- und Helden-Sage erklärt der Verf. sehr scharfsinnig aus den ursprünglichen Elementen des hellenischen Lebens, womit die ganze Schilderung der Homerischen Dichtung nothwendig beginnen muß. Er zeigt, wie die frühere bewußtlose Verschmelzung des lyrischen und epischen Elements in der mythischen Urpoesie eines Orpheus u. A. sich bey dem selbständigen Hervortreten der Religion, des Staates, des Priesterthums und des Heldenlebens immer mehr gesondert und zertheilt habe. Wie viel der anthropomorphe Geist des hellenischen Cultus und die älteste Gestaltung des öffentlichen Lebens, wo sich eine Menge kleinere, selbständige Kreise mit einem hervorragenden Oberhaupte gebildet hätten, zur Erweckung des Heldenthums und zur Entstehung, Verbreitung und Verschmelzung der Götter- und Helden-Sage beygetragen haben, ist jetzt allgemein bekannt; und der Verf. durfte daher mit Recht diese Ansichten nach seiner Art benutzen und neu gestalten. Gerade in der eigenthümlichen Vereinigung und gemeinschaftlichen

Fortbildung, ja, man kann sagen, in der gegenseitigen Wechselwirkung der Götter- und Helden-Sage ist der wahre Mittelpunkt des hellenischen Epos zu suchen. Welche reiche Quelle sinnreicher Combinationen aller Art ist nicht diese Verschmelzung der uralten Mythen und Traditionen der Götterwelt mit den Geschlechts- und Stamm-Sagen der Fürsten und Völker geworden! Sinnreiche Dichtungen von der Abstammung der Helden und Könige waren daher gewiß eben so alt als die Heldengesänge von den Begebenheiten, Thaten und Schicksalen derselben. Aber solche epische Heldendichtungen setzen nothwendig eine frühere Ausbildung der Cultuspoesie voraus, die zu keiner Zeit in Hellas untergegangen zu seyn scheint, sondern die vielmehr ursprünglich, d. h. vor der Blüthe der epischen Poesie, sehr viel zur eigenthümlichen Gestaltung des epischen Stoffes beygetragen hat. Doch wird es keiner, auch noch so umfassenden und gründlichen Forschung je gelingen, die Geschichte des Epos in Hellas bis zu ihren ersten Anfängen zu verfolgen. Einen gewissen Grad von Selbständigkeit erlangte die epische Poesie doch wahrscheinlich erst in der Blüthe des hellenischen Heldenlebens selbst, welches in seiner historischen Entwicklung den Gang jener mythischen Priesterdichtung allmählich gehemmt, und Orpheus Namen in den Hintergrund zurückgedrängt hatte. Ueber das Daseyn einer großen Fülle epischer Gesänge im Troischen Zeitalter gibt uns Homer selbst die sichersten Andeutungen, welche keinem Zweifel Raum lassen. Aber es ist ein vergebliches Bemühen, die Entstehung dieser Heldenlieder auf einen bestimmten Geburtsort zurück führen zu wollen. Ganz Hellas im weiteren Sinne war die Wiege derselben. Ueberall wo die Erinnerung an Hel-



den und Heldenthaten die Gemüther der Hellenen beherrschte, da können wir auch annehmen, daß epische Sängereinstufigen, welche durch ihre Lieder die vorhandenen Sagen poetisch verherrlichten und auf immer im Bewußtseyn ihres Volks befestigten. Wie sehr diese den Herrscherfamilien, deren Ruhm sie priesen, willkommen seyn mußten, und wie eng sich diese an die Fürstenhäuser angeschlossen, macht Homer überall bemerklich, wo er nur irgend Gelegenheit dazu hat. Am liebsten läßt er sie da auftreten, wo Reichthum und Glanz und heitere Bildung das Leben erhöhen und verschönern. Daher billigt der Verf. die Ansicht derjenigen, welche die ältesten Sagen der achäischen Macht und nicht erst das ionische Kleinasien, für die Pflanzschulen der epischen Poesie halten. Nach dem Sturze der achäischen Macht läßt er den Heldengesang aus dem Peloponnes und den benachbarten Inseln mit den Colonienszügen, welche die Nachkommen der Helden vor Troja anführten, nach dem Lande hinüber wandern, wo man einst den größten und ruhmvollsten aller Heldensiege erkämpft hatte. Hier konnte es nicht fehlen, daß die epische Poesie in den dortigen Localsagen und noch mehr durch die begeisternde Anregung des Siegsplatzes neue Nahrung erhielt, und sich zu neuer Blüthe erhob. Standen doch gewiß die meisten der Auswanderer durch Erinnerung in einer näheren Beziehung zu dem trojanischen Sagenkreise. Hier mochten also die aus dem Mutterlande herüber gebrachten Erzählungen an künstlerischer Form und auch an poetischem Gehalte gleichmäßig wachsen, besonders wenn man die Reizbarkeit der Phantasie in Erwägung zieht, welche in keinen Lebensverhältnissen so stark hervortritt, und so

mächtig beflügelt wird, als gerade bey Auswanderern, die eine neue Heimath gesucht und gefunden haben; und wie die Entfernung der Zeiten, so mochte auch die Entfernung des Raumes, alles in einen poetischen Nimbus einhüllend, sehr viel dazu beitragen, die epische Poesie in Bezug auf den troischen Mythenkreis, auf den höchsten Gipfel der Reife und Vollendung zu erheben. Durch die Auswanderung sowohl als auch durch die Beschränkung der ionischen Sänger auf die troischen Sagen mußten die älteren Versuche der epischen Muse, welche größtentheils dem nördlichen Hellas angehörten, und als solche um die Götter- und Musensitze der thrakischen Vorzeit spielen, nothwendig verdunkelt werden und bald in Vergessenheit gerathen. Nur unter den hellenischen Colonisten der Insel Lesbos, welche dem thessalischen Sagenkreise näher gestanden zu haben scheinen, erhielten sich die Erinnerungen aus jener früheren Periode länger als anderswo. Doch fand auch hier der epische Gesang schon früh Eingang; denn Terpandros, der halbmythische Erbe der Orphischen Laute, sang nicht nur vorzugsweise epische Lieder, sondern war höchst wahrscheinlich der erste, welcher den musikalischen Vortrag der Homerischen Gesänge nach der Erweiterung seines Systems vervollkommnete und so in die Kampfspiele einführte.

(Der Beschluß im nächsten Stücke).

---

G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

192. Stück.

Den 3. December 1836.

---

B e r l i n.

Beschluß der Anzeige: Geschichte der Hellenischen Dichtkunst.

Die Bedeutung der epischen Poesie für die ganze Periode ihrer Entstehung und Fortbildung hat der Verf. nach dem historischen Standpuncte der neuesten Forschungen trefflich geschildert. Er betrachtet die Kunst der epischen Sänger als naturgemäß hervorgegangen aus dem Volksgesange in Gemeinschaft mit den in der ältesten Priesterdichtung ruhenden plastischen Elementen und den Keimen höherer Geistescultur, wie Zeit und Umstände diese zur Reife brachten. Daher waren die alten hellenischen Epiker gleichsam die Repräsentanten der gesammten Nationalbildung ihres Vaterlandes, namentlich im Homerischen Zeitalter, wo die epische Dichtung alles beherrschte, und andere Zweige der Kunst und Bildung in den Hintergrund zurückgedrängt hatte. Dem Volke selbst angehörig, bemerkt der Verf., vom

Volke wie von den Fürsten und den Nachkommen der alten Königsgeschlechter gleich geliebt und geehrt, mit den Sagen der Vergangenheit wie mit dem Zustande der Gegenwart gleich vertraut, standen die epischen Sänger im Mittelpuncte der Dinge; sie fühlten sich innig verwandt mit der Gesamtbildung der Zeit, in welcher sie lebten, und waren selbst zugleich die Schöpfer dieser Gesamtbildung, welche die späteren Jahrhunderte noch in den Homerischen Gedichten am meisten bewunderten. Ihre Töne mußten daher überall Anklang finden, und aus dem Leben des Volks und der Empfänglichkeit der Gegenwart mächtig zu ihnen zurücktönen; und in dieser anregenden und begeisternden Wechselwirkung und in dem frohen Bewußtseyn, ganz ihrem Zeitalter anzugehören, erhob sich ihr Geist zu jener Klarheit der poetischen Anschauung und zu jener würdevollen Ruhe und künstlerischen Besonnenheit, die uns aus Ilias und Odyssee überall entgegen tritt. In diesen beiden Dichtungen, dem Resultate einer ganzen Culturepoche des hellenischen Volks, müssen wir ihrer inneren und äußeren Vollendung nach durchaus das Höchste erkennen, was die epische Muse unter jener überschwenglichen Fülle von Heldenpoesien überhaupt erzeugt hat. Wäre etwas Größeres oder auch nur Aehnliches vorhanden gewesen, so würde dies, wie das Homerische Epos, ebenfalls die großen Hindernisse so vieler Jahrhunderte überwunden haben und zur sicheren Kunde historischer Zeiten gelangt seyn. Aber gerade mit Homer sollte sich eine große bedeutungsvolle Vorzeit abschließen, indem er offenbar auf dem Wendepuncte eines neuen, ungemein regsamen und vielgestaltigen Lebens steht, welches wahrscheinlich zuerst in dem äolisch-ionischen Kleinasien sich

zu entwickeln anfing. Hier läßt also auch der Verf. etwa zwischen 180 — 280 nach dem trojanischen Kriege den Homer leben, und schließt sich so der herrschenden Meinung unserer Zeit im Allgemeinen an. Den Weg, welchen der Verf. einschlägt, um zu diesem ziemlich sicheren Resultate zu gelangen, kann Ref. seiner ganzen Länge nach nicht genauer bezeichnen. So muß auch hier die historische Aufzählung der Kunsturtheile des Alterthums über Homer, und die eigentliche Charakteristik der Ilias und Odyssee, welche der Verf. von Neuem entworfen hat, unberührt bleiben. Ref. bemerkt nur noch in Bezug auf das Verhältniß, worin die Ilias zur Odyssee steht, daß der Verf. auch diesen Punct erörtert, und die Ansicht derjenigen theilt, welche behaupten, die Odyssee habe im Vergleiche zur Ilias ein etwas jüngeres Ansehen, welches ihr indeß weniger die Form und Diction, als vielmehr der Stoff selbst, so wie auch dessen Wahl und Behandlung geben. Hauptpunkte sind hier (selbst nach der Ansicht der alten Kunstrichter) die Darstellung von Seefahrten und Reiseabenteuern, die ausgebreitete geographische Kenntniß, und die höhere Stellung des Volks in der Odyssee. Daher hält der Verf. den Dichter der Ilias auch für den Verfasser der Odyssee, glaubt aber zugleich, daß er bey dem letzteren Gedichte jüngere Sagen, und diese mit größerer Freyheit unter Beymischung eigener poetischer Erfindungen benützt habe.

Auf die Darstellung des großartigen Gebäudes der Homerischen Dichtung folgt die andere Hälfte der hellenischen Epik, welche sich in der Hesiodischen Sängerschule offenbarte. Diese trägt ganz das Gepräge der uralten Götter- und Helden-Sagen des eigentlichen Hellas, und reicht mit ihren ersten Anfängen gewiß höher

in das Alterthum hinauf, als die ursprünglichen Keime des ionischen Epos. Daher scheint sie auch der ältesten thrakischen Poesie weit näher zu stehen, als die Homerische Dichtung. Der rein epische Heldengesang konnte dort nach dem Sturze der achäischen Macht nicht in derselben Blüthezeit fortblühen als unter den ausgewanderten Abkömmlingen der Helden vor Troja. Daher wandte sich die Poesie dort mehr zu dem wachsenden Ansehen des Priesterthums und zu den nächsten Interessen des sich neu gestaltenden Volkslebens, und wenn sie auch Heldensagen behandelte, so schlossen sich diese mehr der Theogonie an, und verloren sich wohl größtentheils in das vortroische Zeitalter, welches in der damaligen Lage der Dinge angenehmere Erinnerungen darbietet und gleichsam die Wiege des ältesten hellenischen Heldenthums enthielt. Die Geburt der Götter und Helden wurde Hauptgegenstand der epischen Muse. Mit Recht betrachtet daher der Verf. die Theogonie neben den Werken und Sagen als das ehrwürdigste Denkmal der Hesiodischen Sängerschule, und trägt kein Bedenken, es seiner ursprünglichen Gestalt nach (welche von der jetzigen vielfach interpolierten und erweiterten Form bedeutend abweichen mochte) oder wenigstens seiner Idee nach für älter als das Homerische Epos zu halten, weil die kosmogonischen und theogonischen Sagen nothwendig der Heldendichtung voran gehen mußten. Was sonst noch unter Hesiodos' Namen im Alterthume vorhanden war, muß den neuesten Forschungen zufolge wohl größtentheils einer etwas späteren Zeit beigelegt werden, und kann kaum von demselben Verf. herrühren. Die Begründung und Beurtheilung der einzelnen Ansichten ist gerade hier mit den größten Schwierigkeiten verbunden, und

erfordert oft weite Umwege, um zum Ziele zu gelangen. Den Schild des Herakles hält der Verf. als Theil der großen Eden nicht für Hesiodisch. Manches in diesem Gedichte ist in Homerischer Manier gearbeitet und trägt die deutlichsten Spuren der Nachahmung. Daher ist die Scheidung zwischen Homerischer und Hesiodischer Poesie keineswegs überall streng durchzuführen. Beide Gebiete des epischen Gesanges mochten besonders durch die cyklischen Dichter gegenseitig vermittelt und verschmolzen worden seyn. Dies erstreckte sich nachher selbst auf den äußeren Vortrag, so daß Hesiodische Dichtungen, welche ursprünglich nur rhapsodisch und ohne Begleitung eines Tonzeuges abgesungen wurden, auf Homerisch = musicalische Weise, Homerische Stoffe oder eigentliche Heldengesänge hingegen auf Hesiodische Art vorgetragen wurden. Was der Vf. über den Vortrag selbst und über den Antheil bemerkt, welchen die Rhapsoden an der Verbreitung und namentlich an der Gestaltung und Zusammenfügung der epischen Poesie hatten, schließt sich in seinen wesentlichen Puncten den neuesten gründlichen Forschungen an. Dies gilt auch von der Ansicht über die sogenannten Dichter des epischen Cyclus, welche der Verf. nebst den Homeriden, oder den Hymnen = Sängern, nicht mehr in die Blüthezeit des hellenischen Epos setzt. Schon mit Hesiodos war das eigentliche Leben der epischen Kunst gewissermaßen abgeschlossen, indem es sich nicht mehr aus dem Volke selbst, dessen Geist eine andere Richtung genommen hatte, entwickeln konnte. Mancherley Mittelstufen, die wir nicht mehr genau kennen, leiteten das Epos allmählich in die Region der Künstlichkeit, die mit dem Zeitgeiste nicht mehr im Einklange stand und nur durch Vermittelung verstanden und ge-

nossen werden konnte. Die reichbegabteren Dichter der damaligen Zeit sahen auch bald dies Misverhältniß ein, und suchten den reichhaltigen epischen Stoff in das lyrische Gebiet hinüber zu ziehen. Daneben traten in der äußerlich-epischen Form auch spätere priesterlich-religiöse Gesänge (Sühn-, Weihelieder etc.), so wie die didactische, zum Theil ganz wissenschaftliche Dichtung und die Parodie auf, welche sämtlich keinen eigentlich epischen Stoff behandelten, zum Theil überhaupt keinen poetischen oder künstlerischen Gehalt hatten. Die einzelnen hierher gehörigen Gedichte, die wir nur aus unbedeutenden Bruchstücken kennen, nimmt der Verf. der Reihe nach durch. Das Resultat seiner Darstellung der cyclischen Poesie ist etwa folgendes: Sie suchte den Hesiodisch-Homerischen Sagenkreis möglichst auszufüllen, und näherte sich in ihrem vermittelnden und vereinigenden Bestreben der Historiographie, welche mit dem sechsten Jahrhunderte in Hellas aufkeimte. Dadurch erhielt sie eine didactische Färbung, welche dem älteren Epos ganz fremd war. Ferner löste die Richtung der cyclischen Poesie allmählich den Gegensatz zwischen dem Style des Homerischen und Hesiodischen Epos auf; die charakteristische Eigenthümlichkeit beider Style verlor sich, indem ihr Wesen aus dem Gebiete der Nationalität hinüber trat in die engeren Gränzen der Individualität des besonderen Dichtergeistes und des künstlerischen, durch Zwecke der Kunst gelenkten Bewußtseyns. Welchen Antheil die philosophischen Dichter an dieser neuen Gestaltung des Epos hatten, ist vom Vf. namentlich an Epimenides' Beispiele bewiesen worden. Doch was von Ubaris und Aristeeas erzählt wird, ist zu unsicher, als daß wir nur irgend ein historisches



Resultat für die Geschichte des Epos daraus ziehen könnten. Auch ist Dnomakritos nicht geradezu ein Epiker zu nennen. Seine poetischen Bestrebungen gehören mehr dem Cultus der mystischen Gottheiten von Eleusis an. Und was die heroischen Poesien des Stesichoros, Xenokritos, Sakadas, der Erinna und Anderer betrifft, so gehören diese gar nicht in das Gebiet der Epik, sondern vielmehr zu der chorischen Lyrik, wie schon die wenigen Nachrichten über ihre theils rein antistrophische, theils epodische Form beweisen. Auch erwähnt sie der Verf. wiederum in der Geschichte der lyrischen Poesie, und scheint über die Stelle zu schwanken, die er ihnen überhaupt einräumen soll. Schon ihre chorisch-dorische Gestalt schließt sie bestimmt aus dem Kreise des Epos aus, für welches der heroische Hexameter für immer die einzige Form blieb. Behandlung der Heldensagen und Göttermeythen macht den Dichter noch keineswegs zum Epiker. Im Gegentheile haben sich gerade die anerkannt größten Lyriker dieses epischen Stoffes vorzugsweise bemächtigt, und ihn mit kluger Auswahl in ihre herrlichsten Compositionen verwebt. Auch Simonides' und Pindars Dichtungen waren voll von Beziehungen und Erzählungen aus dem Reiche der epischen Poesie. Der Verf. selbst erkennt die Wahrheit dieser Ansicht auch sonst an, und hebt im zweyten Bande gerade diese Seite der älteren dorischen Lyrik gebührend hervor. Je selbständiger die lyrische Kunst ihrer vollendeten Reife entgegen schritt, desto entschiedener zeigte sich der große Unterschied, daß die Heldensagen nun nicht mehr der eigentliche Gegenstand der Dichtungen waren, sondern zum lyrischen Gedanken umgesezt (wie sich der Verf. ausdrückt), in ihrer geistigen Bedeutung und ihrer Beziehung

zum inneren lyrischen Leben erfaßt, nur Momente der Ideenentwicklung des Dichters wurden, daß die lyrische Poesie (wie nächher das Drama) in der That das epische Gebiet in sich aufgenommen, und die epische Aeußerlichkeit zur lyrischen Innerlichkeit umgewandelt hatte. Diese Umwandlung stellt sich besonders in der vielgestaltigen äußeren Form dar, die namentlich schon mit Stesichoros beginnt. Damals hatte der allgemeine Bildungsgang des hellenischen Geistes die epische Dichtung schon längst aus ihrem eigenthümlichen Character und ihren Gränzen heraus gedrängt, und ihrem Verfalle nahe gebracht. Dies mußte sich schon in Peisandros' Character zeigen, dessen Zeitalter der Verf. in die Mitte des sechsten Jahrhunderts vor Chr., also nach Stesichoros, setzt, und ihn auf natürliche Weise zum Vorgänger des Panyasis, Chorilos und Antimachos macht. Diese drey letzten epischen Dichter fallen mit der höchsten Ausbildung der dorischen Lyrik und des attischen Drama zusammen; man kann daher schon aus der ganzen Richtung des damaligen Zeitalters schließen, daß das neu erwachende Epos, so vortrefflich es auch in seiner Art seyn mochte, doch nicht den Anklang unter dem hellenischen Volke finden konnte, als einige Jahrhunderte früher. Der historisch ausgebildete Verstand, und das selbständige Bewußtseyn politischer und geistiger Ueberlegenheit zerstört im Volke das eigentliche Wesen der epischen Poesie.

Ueber die Geschichte der epischen Parodie, welche mit Hipponax beginnt, so wie auch über die epischen Lehrgedichte des Xenophanes, Parmenides und Empedokles, faßt sich der Vf. kürzer als die Wichtigkeit des Gegenstandes erwarten läßt. Manches hierher Gehörige wird im

zweyten Bande hier und da ausführlicher behandelt. Aber diese zerstreute und unzusammenhängende Behandlung des Stoffes im Einzelnen stört die Uebersicht des Ganzen gar sehr, und wird durch die allgemeinen Bemerkungen, womit der Verf. in der Regel seine Abschnitte beginnt und schließt, und die viel Treffliches enthalten, kaum wieder gut gemacht.

Auf die Geschichte der epischen Poesie läßt der Verf. im zweyten Bande die Darstellung der Lyrik folgen. Mit der Blüthe des Epos schließt sich die mythische Vorzeit der Hellenen ab; mit dem ersten Erwachen des historischen Lebens hebt die eigentliche Kunst der Lyra an. Wie das Epos die Dichtung der Vergangenheit ist, so kann man die Lyrik mit Recht als die Dichtung der Gegenwart betrachten, doch nicht streng geschieden von jener, sondern in ihrem historischen Gange schon in einander verschlungen. Doch muß die Geschichte beide Gebiete der Poesie getrennt darstellen, wie es auch der Verf. gethan hat. Die Hellenen besaßen aber eine so unendliche Fülle von einfachen und kunstreichen lyrischen Formen, daß man es bisher kaum gewagt hat, dieselben in einer vollständigen Uebersicht darzustellen. Wenn daher dem Vf. in diesem ersten Versuche Manches entgangen seyn sollte, wie eine genauere Prüfung des Einzelnen lehren wird, so liegt die Schuld davon besonders wohl in dem Stoffe selbst, -der wie eine Welt von Trümmern vor uns ausgebreitet liegt. Die Beurtheilung des Einzelnen würde aber gerade hier die Gränzen einer Anzeige weit überschreiten, deshalb muß sich Ref. auf eine kurze Angabe des Ganges dieser neuen Darstellung beschränken.

Das Ganze zerfällt in einen allgemeinen und in einen besonderen Theil. Jener schildert die

Entwicklung der Lyrik in ihren Hauptmassen.  
 Von der Begriffsbestimmung der lyrischen Kunst überhaupt ausgehend, sucht der Verf. zuerst das Wesen der hellenischen Lyrik in ihrer historischen, religiösen und künstlerischen Bedeutung in kurzen Umrissen anzugeben, und den Ursprung derselben aus dem Religionscultus, namentlich aus dem Apollinischen, Bakchischen und dem Musendienst abzuleiten. Daran schließt sich die allgemeine Schilderung der drey Hauptmassen der lyrischen Kunst nach der Individualität, dem besonderen Leben und Wesen der drey verschiedenen hellenischen Volksstämme, also der dorischen, äolischen und ionischen, oder der chorischen, melischen und elegischen Dichtung der Griechen. Der besondere Theil entwickelt die Geschichte der Lyrik im Einzelnen, und umfaßt die verschiedenen Style und Dichtgattungen, Dichtwerke und biographische Skizzen über Dichter bis in das vierte Jahrhundert vor Chr. Hierzu gehört wiederum eine Einleitung, worin die verschiedenen Dichtgattungen und Style der Lyrik noch einmal entwickelt und zergliedert werden. Ueberhaupt leidet das neue Werk an zu häufigen Wiederholungen und an einer Breite der Darstellung, die den Leser nur zu leicht ermüdet. — Das Ganze theilt der Verf. in drey Perioden, wovon die erste der Entstehung und Bildung des Volkslebens in den freyeren hellenischen Staatsverfassungen nach dem Sturze des alten heroischen Königthums schildert, und daraus das erste Aufkeimen der lyrischen Poesie als Kunst ableitet. Diese schloß sich unmittelbar an die alte nomische Dichtart an, und hieraus ging die Blüthe des alten chorisch = dorischen und elegisch = ionischen Styls hervor. Daher widmet der Verf. der nomischen Dichtart und ihren vorzüglichsten Meistern bis

auf Terpandros und Alonaa noch eine besondere Vorlesung, auf welche dann noch eine allgemeine historische Charakteristik der ersten Periode folgt; 1) der ältere chorisch = dorische Styl der Lyrik in seiner volksthümlichen Bildung und Bedeutung; 2) Nebenlinie der älteren dorischen Lyrik, die spätere priesterlich - religiöse Poesie der Reinigungs- und Sühngesänge, Weibelieder und Seherprüche. Zunächst wird die ionische Lyrik und der ältere ionische Styl der Elegie genauer betrachtet, und die epigrammatische und jambisch = satyrische Dichtung nebst deren Unterart, die Parodie, als Nebenlinie der elegisch = ionischen Lyrik aufgestellt. In dieser Vereinigung der elegischen und jambischen Poesie, welche der Verf. als zwey Hälften derselben geistigen Einheit betrachtet, möchte wohl der größte Widerspruch des Buches liegen. Alles, was die Hellenen der Form nach Elegie nannten, läßt sich nach genauer Prüfung auf eine geistige Einheit zurückführen, so verschieden auch bey dem ersten Anblick der Stoff scheinen mag, welchen man in elegischer Form eingeschlossen findet. Doch einer ganz anderen geistigen Richtung gehört die ionische Jambenpoesie und die Parodie an, welche wieder eine geistige Einheit für sich bildet.

Die zweyte Periode enthält die bestimmtere Gestaltung und höhere Entwicklung der hellenischen Nationalität, des verschiedenen Characters der Stämme und Staaten wie der Individualität des Einzelnen im Kampfe zwischen Tyranny und Volksherrschaft. Jetzt erst beginnt die Lyrik sich organisch zu entfalten und mit der festeren Trennung nach verschiedenen Dialecten und Gattungen ein gewisses Uebergewicht vor den andern Dichtarten zu erlangen. Daher schildert der Verf. zuerst die Blüthe der äolischen Lyrik, dann

die Entwicklung und Fortbildung des äolisch = dorischen Styls, und die neue Gestaltung der ionisch = elegischen Poesie. Dazu kommt noch die Abzweigung des lokrischen und erste Bildung des dithyrambischen Styls. Hierzu gehört wieder eine allgemeine historische Einleitung und Charakteristik dieser Periode. Dann folgt die besondere Geschichte des lesbischen oder äolisch = melischen Styls, und als Nebenlinie hiervon, die Skolienpoesie. Zunächst zeigt der Verf., wie sich auch der ältere dorische Styl durch den Einfluß des äolischen neu gestaltet, und wie daraus die äolisch = dorische Lyrik hervorgegangen. Daran reiht sich das neue Leben des ionisch = elegischen Styls während dieser Periode, und die Darstellung, wie sich derselbe zu größerem Reichtum lyrischer Elemente durch die Entwicklung der threnetisch = erotischen Elegie mit Mimnermos, und der gnomischen mit Solon ausgebildet habe. Als Nebenlinie dieses Styls stellt der Vf. die Aesopische Fabel oder den Apolog auf. Hierauf läßt er die wenigen Nachrichten über den lokrischen Styl folgen, und schließt diese Periode mit der Geschichte der älteren dithyrambischen Dichtung, und der ersten Anfänge des attischen Styls der lyrischen Kunst.

Die dritte Periode schildert die vollendete Ausbildung der Nationalität, des eigenthümlichen Characters der Stämme und Staaten, wie der Individualität des Einzellebens zum historischen Selbstbewußtseyn, also den höchsten Gipfel und Wendepunct der Lyrik. Sie enthält daher die höchste Blüthe des äolisch = dorischen Styls, und das Zurücktreten der äolischen und ionischen Lyrik, so wie auch das Uebergewicht des attischen Styls. Simonides und Pindar bilden die schönsten Glanzpuncte dieser Periode, in welcher sich

das äolische Element mit dem dorischen zur höchsten Kraft vereinigt hatte. Der äolische Styl blühte zwar gleichzeitig fort, wurde aber allmählich verbildet und gerieth endlich ganz in Verfall. Den Ausgang des ionisch-elegischen Styls stellt eine besondere Vorlesung dar, an welche sich dann zuletzt die Geschichte der Ausbildung und Herrschaft des attisch-dithyrambischen Styls und des Verfalls der lyrischen Kunst überhaupt anschließt. Die attisch-dithyrambische Poesie hob sich zwar anfangs zu einer bedeutenden Höhe, und stellte auf eine ergreifende Weise die Gewalt der künstlerischen Persönlichkeit über die allgemeinen Formen und Gesetze der Kunst dar; doch ward sie in ihrer Ausartung nur zu bald das Bild allgemeiner Gesetz- und Formlosigkeit. Mit ihr war der Kreislauf menschlicher Dinge vollendet. Ionische Weichheit und gefällige Zierlichkeit, äolische Leidenschaftlichkeit und schwärmerische Gluth bewegten sich vereint mit attischer Raschheit und Lebendigkeit auf der kräftigen und würdevollen Grundlage der chorischen Form und des dorischen Dialects wild durch einander. Der einzelne Dichter war nicht mehr im Stande, dies weite Gebiet zu beherrschen. Die lyrische Poesie hatte die Stufen ihrer organischen Entwicklung vollkommen durchschritten, und zerfiel nun wieder in sich selber. Nothwendig mußte sie damals anderen Geistesgewalten weichen, die sich nach der gehörigen Vorbereitung jetzt zum leitenden Principe des Ganzen erhoben hatten. Die schaffende Kraft der lyrischen Begeisterung war verschwunden, und statt ihrer bemächtigte sich seit der zweyten Hälfte des vierten Jahrhunderts v. Chr. der wissenschaftliche Verstand, der forschende Scharfsinn, und das Spiel des Witzes der lyrischen Kunst sowohl als auch des ganzen inneren

Lebens der Hellenen. Damit läßt also der Verf. sehr passend die Geschichte der Poesie aufhören eigentliche Kunstgeschichte zu seyn, und läßt sie von nun an immer mehr und mehr zur Literaturgeschichte werden. Das vierte Jahrhundert betrachtet er daher mit Recht als die Gränzscheide zweyer verschiedener Regionen der hellenischen Geistesentwicklung.

Mit Verlangen sehen wir dem Erscheinen der nächsten Bände entgegen, welche die Geschichte des dramatischen Zeitalters und der alexandrinischen und römischen Periode der hellenischen Poesie enthalten werden.

G. H. B.

### B o n n .

Bey Habicht. Untersuchungen zur Physiologie und Pathologie. Von Dr. Fried. Nasse und Dr. Hermann Nasse. Heft 1 und 2. 316 Seiten. 1835. 8.

In dem kurzen Vorworte wird angegeben, daß von diesen Heften jährlich drey bis vier erscheinen werden, die zusammen einen Band bilden. Wir wollen den Inhalt der Abhandlungen in den beiden vorliegenden Heften mit Wenigem bezeichnen. 1) Pflanzen = Reizbarkeit und thierische; von Fr. Nasse (S. 1 — 25). Galvanische Versuche an Berberitzen = Blumen. Die Pflanzen = Reizbarkeit sey der thierischen ähnlich. 2) Kumpfberaubte Köpfe und enthauptete Rumpfe; von demselben (S. 25 — 71). Die von Andern an Enthaupteten gemachten Beobachtungen werden discutirt. Es sey nicht unmöglich, daß mittelst des abgeschlagenen Kopfes noch ein Hö-



ren Statt finde. 3) Microscopische Beobachtungen über die Bestandtheile des Bluts und der sich zur Faserhaut gestaltenden Flüssigkeit; von Hermann Nasse (S. 71 — 93). Der flüssige Faserstoff gerinne gallertartig, gleich der Lymphe und schliesse die Blutkugeln ein. 4) Beobachtungen über die Wirkung der Entziehung des Nerveneinflusses, besonders auf die Entstehung der Entzündung und die Bildung von deren Ausgängen; von demselben (S. 93 — 129). Versuche an Kaninchen und Fröschen, um zu ermitteln, wie in den nach Durchschneidung der Nerven gelähmten Gliedern, Entzündung, Eiterung, Callusbildung im Vergleiche zu nicht gelähmten sich verhalte. 5) Ueber die Wärmeabnahme im Magen von Gestorbenen zur Benutzung derselben für die Diagnostik des Todes; von Friedrich Nasse (S. 129 — 139). Bey 6 Gestorbenen wurde ein kleines Thermometer an einem Fischbein in den Magen gebracht und die Abnahme seiner Wärme nach einer bestimmten Zeit untersucht. Die Abnahme betrug (bey einer Anfangstemperatur von 28 — 30° R. und einer Zimmerwärme von 13 — 20°) nach 12 — 15 Stunden etwa 3 — 4 Grade. 6) Bemerkungen über die Veränderungen, welche die Reizung der Nervenstämme in den von denselben abhängigen Theilen hervorbringt; von Hermann Nasse (S. 139 — 143). Absichtliche Verletzungen der Nerven bey Thieren brachten keine anderweitige sichtliche Veränderungen in den Theilen hervor.

Zweytes Heft. 1) Ueber die Ausbreitung der Entzündung im menschlichen Körper; von Hermann Nasse (S. 145 — 209). Fragen, in wiefern die Entzündungen sich durch die Continuität der Gewebe oder die Sympathie der Dr-

gane im Körper fortpflanzen. 2) Ueber den von selbst gerinnbaren, faserstoffhaltigen Urin; von demselben (S. 209 — 221). Erzählung eines Falles, wo copiös abgehender Urin von selbst gerann und die Heilung durch Diät und Bärentraube erlangt wurde. 3) Bemerkungen und Versuche über die Functionen des Rückenmarks; von Fr. Nasse (S. 221 — 284). Hauptsächlich zur Erörterung der Frage, ob von den Wurzeln der Rückenmarksnerven die vorderen der willkürlichen Bewegung, die hinteren der Empfindung dienen. Die Untersuchung noch nicht geschlossen. 4) Ueber das Blut im Diabetes mellitus; von H. Nasse (S. 284 — 316). Characteristisch für dieses Blut sey die Bildung einer becherförmigen, dicken, wäßrigen Faserhaut. Zuckerstoff lasse sich in demselben durchaus nicht auffinden.

Die Verfasser dieser Abhandlungen würden es dem Leser derselben sehr erleichtern, wenn sie künftighin die in ihnen gewonnenen Resultate jedesmal am Ende in bestimmten Sätzen zusammenfaßten. In ihrer jetzigen Form ist es auch nach aufmerksamem Lesen oft schwer anzugeben, was denn eigentlich damit gesagt oder erreicht sey.

---

S t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

193. Stück.

Den 5. December 1836.

---

S t t i n g e n.

Bey Diétrich: Eustathii Prooemium Commentarior. Pindaricorum. Edidit F. G. Schneidewin. Accesserunt Supplementa corporis fragmentorum Pindaricorum Boeckhiani et Exercitationum Criticarum in Poetas Graecos capita VI. VII. VIII. IX. X. XI. 1836. 8.

Von den Commentarien des Diaconos Eustathios von Thessalonich zu den Pindarischen Epinikien gaben bisher nur die eigenen Beziehungen des nachmaligen Erzbischofs in den Varrakolen zum Homer eine unsichere Kunde. Welchen Gesichtspunct er bey jenem Werke gefaßt und wie er zur Nußanwendung der *καὶ γράφειν καὶ ἄλλως δὲ πῶς νοεῖν ἐδελόντων* die köstlichsten und weniger bekannten Blüthen aus den

Epitiken zur Commentation auserlesen, erfahren wir am Ende des dem leider verloren gegangenen Commentar vorangeschickten Proömions. Die erste Bekanntmachung desselben verdanken wir der gelehrten Thätigkeit des Hrn Prof. Tafel zu Tübingen, welcher im Jahre 1832 Eustathii Opuscula in Frankfurt am M. ans Licht stellte. Inmitten geistlicher Reden und Betrachtungen steht unser Proömion von S. 53 an aus dem Baseler Codex abgedruckt. Kein Wunder, daß es sich dem prüfenden Blicke der Alterthumsforscher bislang entzogen hat.

Ref. hielt es demnach für verdienstlich, die inhaltreiche kleine Schrift der Benutzung der Gelehrten durch einen besonderen Abdruck zugänglicher und durch seine Zugaben nutzbarer zu machen. Der Text selbst erhielt die nöthigen Verbesserungen, die vom Eustathios angezogenen Stellen der Alten, insonderheit des Pindar, wurden nachgewiesen und an schwierigere Punkte gedrängte Erläuterungen geknüpft. In der vorangesetzten Einleitung wird über die Gewährsmänner der von Eustathios mitgetheilten Nachrichten gesprochen.

Das Proömion des Eustathios zerfällt in drey Abschnitte. Im ersten handelt Eustathios — oder vielmehr die *παλαιοί*, denen er hier wie im Homer den Kern seiner treffenden Bemerkungen verdankt — überaus lehrreich und einsichtsvoll von den Eigenthümlichkeiten der Pindarischen Poesie in Dialect, Diction und Figuren. So wird §. 12. über die Auslassung des *οὐτε* im ersten Gliede eines negativen Satzes gehandelt und unter andern Pyth. VI, 48. als

Beleg beygebracht. Sämmtliche Quellen geben dort:

Ἄδικον οὐδ' ὑπέροπλον ἦβαν δρέπων.

Eustathios liest an zwey Stellen ἔβριον, welches Ref. nicht ohne Weiteres als einen aus dem Itacismus entstandenen Irrthum hätte beseitigen sollen, zumal Gottfr. Hermann in den Emen-datt. Pindaricc. p. 24., freylich aus anderen Gründen, ἦβαν verwirft. Uebrigens bietet dieser Theil des Eustathios eine ziemliche Anzahl gar interessanter neuer Bruchstücke des Pindar, die besonders ein lexikalisch-grammatisches Interesse erwecken. Der Zuwachs zu dem Wortschatze des Pindar ist aus dem ersten Index abzuneh-men.

Bey dem zweyten Abschnitte, welcher über Leben und Schicksale des Dichters handelt, wor-an sich eine Zusammenstellung einiger Apophthegmen schließt, kam es hauptsächlich auf die Nach-weisung des Zusammenhanges an, in welchem diese Nachrichten mit den aus den übrigen Βίοι Πινδαρου bekannten stehen. Allen bekannten Βίοις, also dem des Thomas Magister, des Suidas, der Vita Metrica, für deren höheres Alter nun der Umstand entscheidet, daß Eust. sie aus seinen παλαιοὶ aufgenommen hat, und der Vita Vratislaviensis bey Schneider und Bäckh liegt eine Quelle zu Grunde: die von den al-ten Commentatoren zusammen gebrachten Nach-richten. Eustathios Nachrichten sind die vollstän-digsten: die Vita Vratislaviensis steht ihm am nächsten. Des Ref. Augenmerk war nun darauf gerichtet, die einzelnen Gewährsmänner ausfindig zu machen, auf welche die aus den παλαιοὶ

entlehnten Nachrichten geschöpft waren. Das ist durch Eustathios erst möglich geworden, der sich auf Chamäleon von Heraklea, den Kallimachischen Isros und Plutarchos von Tharonea bezieht.

Der dritte Abschnitt handelt in der Kürze von den Olympischen Spielen, dem Pentathlon, den Epinikien des Pindar. Er ist der unbedeutendste.

Einige Nachträge. S. 11. ist die in dem Verse des Komikers Kratinos angenommene Correction der Media in ἀκασκᾶ (v v —) unmöglich statthaft. Indes die vorgeschlagene Aenderung ἀκᾶ προβιβῶντες muß Ref. ablehnen, da gerade jene reduplicierte Form von dem Grammatiker belegt werden soll. Kein Zweifel, daß Kratinos schrieb, wie die Pariser Handschrift in Bekkeri Anecd. p. 371, 1. gibt:

Ἡ πρεσβύταις πάνυ γηραλέοις, σκήπτροισιν ἀκασκα προβῶντες,

indem er wahrscheinlich die Ziererey der Jünglinge, die den feyerlichen Gang der Alten nachahften — etwa die Λακωνίζοντες? — mit Worten verspottete, die er einem Dorischen Dichter abborgte. Wie hier προβῶντες, so steht Thuc. V, 77. in einem zwischen Lakédämon und Argos abgeschlossenen Vergleiche ἐκβῶντες, vom alten Stamme ΒΑΩ. — S. 16 wird dem Epigrammatisten doch zu viel aufgebürdet, wenn man mit Ref. annimmt, er habe Πινδάρου δυγατέρες für die zweyte Hälfte des Pentameters verwandt. Es ist mit G. Hermann Πινδάριαι zu lesen. — S. 25 ist die Notiz, Pindaros Epinikien betrügen ὡσεὶ τετρακισχί-

λοι (nämlich *στίχοι*), ohne Bedenken auf Kallimachos zurück zu führen, welcher in seinen *Πίνακες παντοδαπῶν συγγραμμάτων* Titel der Werke, die Anfangsworte — wie auch Dionysios von Halikarnassos thut — und die Zahl der *στίχοι* angegeben hatte, wie namentlich aus Ath. XIII, p. 585, C. hervorgeht: der νόμος *σοσσιτικὸς* der Gnathana enthalte 323 *στίχοι*. Und auf jene Quelle deutet Eustathios selbst in den Worten *κατὰ τὴν ἱστορίαν ὥσει τετρακισχίλιοι*.

Von S. 29 — 39 folgen einige Nachträge zu der Böckhschen Sammlung der Pindarischen Bruchstücke, unter denen besonders das längere Stück eines Threnos von Bedeutung ist. Es folgen die Exercitatt. Critt. in Poett. Græ. von S. 39 — 70., worin über Stellen des Solon, Archilochos, Hipponax, Epicharmos, der Sappho, des Simonides, Ion, Kallimachos u. A. gesprochen ist.

In dem S. 48 besprochenen Epigramme ist die überlieferte Lesart *τὸν θεὸν ἄνδρα* nicht anzutasten, sondern es ist dieses gleich *τὸν θεοποίηθέντα*, welche Belehrung ich ebenfalls G. Hermann verdanke, so wie die Erinnerung, daß in den Versen des Komikers Platon S. 52 *πάλι*, als dem Attischen Sprachgebrauche zuwiderlaufend, nicht zu dulden, sondern *πάνν* zu lesen ist. — S. 54 ist durch ein Versehen *κατ'* in den Vers gerathen. Es sollte *ἐτ'* heißen; S. 69 mußte *αἶκα τὸ βλείης σφενδόνα* mit *ἤνε* geschrieben werden. Druckfehler ist S. 54 zweymal *δρασὸς* bey Epicharmos statt *κακός*.

In der Herstellung des S. 51 behandelten Verses des Epicharmos:

Ἄλλὰ μὲν ἐγὼ ἵναγκαῖος ταῦτα πάντα ποιέω,

in das einleuchtend Richtige: ἐγὼν ἀνάγκα\*); ferner in der Verwerfung der vom Ref. fälschlich angenommenen Correption von ἀκασκᾶ und endlich der ebenfalls höchst gewagten Annahme, κᾶν-τρέφεσθαι könne bey einem Komiker die vorletzte Sylbe verkürzen — in diesen und anderen Bemerkungen stimmen die Urtheile zweyer Gelehrten, die auch dieser Schrift des Ref. ihre vorzügliche Theilnahme bewiesen, genau überein. Diese beiden Gelehrten sind G. Hermann und K. D. Müller.

Jene sechs Capita Exx. Critt. sind die Fortsetzung eines zu Ostern d. J. beym Ausscheiden des Ref. aus dem Lehrercollegio des Gesamtgymnasii zu

### B r a u n s c h w e i g.

geschriebenen Schulprogramms, welches bey Ed. Leibrock daselbst zu haben ist. Dort behandelt Ref. in fünf Capiteln des Simonides von Amorgos Spottgedicht auf die Weiber, Stellen der Sappho und des Alkäos, Alkman, Stesichoros, Ibykos, Anakreon, Simonides von Keos, Pindaros, Bakchylides, Hesiodos und Antimachos.

Auch hier ein paar Nachträge. S. 24, 13. steht fälschlich Ἰώνων für Ἴωνες. — S. 27, 12.

\*) Zufällig sieht Unterzeichneter, daß schon der Englische Verfasser der Diatribe de Antimacho in der Leipziger Ausgabe der Poetae Græci Minores III, p. 475. die Stelle richtig verbessert, außer daß er fälschlich ἐγωγ' schreibt. Ἐγὼν aber ist bey Epicharmos nothwendig.



hat Ref. die Glosse: *Σεσημείωται παρ' Ἡσιόδῳ τὸ εὐδύνεον, ὡς ἐνόεον*, irrthümlich als einen Zuwachs zu den Hesiodischen Bruchstücken betrachtet. Es muß *ἐδύνεον* hergestellt werden, welches auf Scut. 156. zurückgeht. — In der Verbesserung des S. 27 Note besprochenen Bruchstücks des Hesiodos:

*Πρῶτοι δ' ἰστί' ἔθεν νηὸς πτερὰ ποντοπόροιο*

statt *δέσσαν νεώς*, ist Ref. mit Böckh zusammengetroffen, der zu den Scholl. Pind. Ol. VIII, 27. diese Emendation freylich neben drey anderen vorschlägt. Dagegen hat G. Hermann auf die Lesart des Göttinger Codex *δέσσαν ἐπὶ πτερὰ ποντοπόροιο* in den Opuscc. VI, p. 260. die Herstellung gebaut: *Πρῶτοι δ' ἰστία δέσσαν ἐπὶ πτερὰ ποντοπορούσαις ἢδ. ποντοπορηῆσαι*. Es ist dieses um so weniger glaubhaft, als in Opp. 628. die letzte Hälfte des Verses wiederkehrt: *Εὐκόσμως στολίσας νηὸς πτερὰ ποντοπόροιο*. Worauf sich die Scholl. Aristid. p. 23. Frommel. beziehen: *Ἡσιόδός φησι πτερὰ νεώς τὰ ἄρμενα*. — Zu dem *κνδώνυμος Οἰδίπους* des Antimachos (S. 28) vergleiche man den Hirten der Kinderheerden des Hades *Μενοίτιος ὁ Κενδωνύμων* Apollod. II, 5, 12., wo um so eher *Κνδωνύμων* herzustellen seyn wird, als die Codd. Pal. et Reg. 3. *σκνδωνίμων* bieten.

F. W. Schneidewin.

### Z u r i c h.

Huldrici Zwingli Opera, completa editio prima curantibus Melchio-

re Schuler'o et Johanne Schultesio,  
Vol. I — VII. 1828 — 1835.

Wir haben von dieser verdienstvollen Sammlung der Werke des großen Reformators nur die literarische Anzeige zu geben, da die Ausführung der vielen einzelnen Schriften nicht erwartet werden kann. Die bisher erschienenen sieben Bände umfassen in den drey ersten Bänden die sämtlichen Deutschen Schriften, die homiletischen, didactischen, apologetischen und zuletzt die vermischten Inhalts, sämtlich in der unveränderten ursprünglichen Sprache. Die zweyte Abtheilung umfaßt die ursprünglich lateinischen Schriften in derselben Ordnung, wie die deutschen ihrem Gegenstande und Zwecke nach, in vier Theilen, wovon der letzte die Briefe umfaßt, deren Fortsetzung mit den nöthigen Registern am Schlusse der Sammlung noch zu erwarten ist. Wir haben, da das Verdienstliche des Unternehmens von selbst einleuchtet, nur hinzu zu setzen, daß die Ausführung allen billigen Forderungen entspricht, und auch das sehr anständige Außere ihr zur Empfehlung dient.

---

G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e   A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

194. 195. S t ü c k.

Den 8. December 1836.

---

Leipzig und Elberfeld.

Als wir im Jahre 1828 die Abhandlung des  
Hrn Dr Lorenz, Lehrer am Gymnasium zu  
Cleve, de origine veterum Tarenti-  
norum, mit verdienter Auszeichnung anzeigten  
(G. gel. Anz. 149. St.), bemerkten wir, daß  
der Verf. in derselben die Hoffnung erregte, sei-  
ne Untersuchungen über diese wichtige Colonie  
fortzusetzen, und munterten ihn dazu auf. Diese  
Hoffnung ist seitdem in Erfüllung gegangen, in-  
dem auf jene erste Abhandlung jetzt zwey gefolgt  
sind. Die erste: de civitate veterum  
Tarentinorum, MDCCCXXXIII. 4. 54 S.  
Die zweyte: de rebus sacris et artibus  
veterum Tarentinorum. Scripsit Ru-  
dolph. Lorentz, Phil. Dr. MDCCCXXXVI  
31 Seiten.

Durch diese drey Abhandlungen ist nun über  
die Alterthümer von Tarent ein Licht verbreitet,  
dessen sich wenige der griechischen Colonien rüh-

men können. Die erstere der beiden erwähnten Abhandlungen, *de civitate Tarentinorum*, ist nicht bloß dem Umfange, sondern auch dem Inhalte nach als die wichtigste zu betrachten. Sie zerfällt in vier Sectionen. Die erste, überschrieben *Oeconomia civitatis Tarentinae*, erläutert die drey Erwerbsquellen von Tarent: Producte des Bodens, der Viehzucht und der so wichtigen Fischeren; Producte der Industrie; und des Handels. Unter den ersten steht der Weinbau und Delbau oben an; unter der Viehzucht die Schafzucht und der Gewinn durch die Wolle, die von vorzüglicher Güte war. Dies führt von selbst auf die Hauptzweige der Industrie, Weberen und Färbereyen. Unter jenen standen die wollenen Gewänder oben an, wenn sie auch nicht die einzigen waren. Unter den Färbereyen die Purpur-Färbereyen. Der Handel zerfällt in den Landhandel, der sich wohl auf Italien beschränkte, und den Seehandel, nach Sicilien, Griechenland und anderen Küstenländern des Mittelmeers. Dieser Handel ward zwar zum Theil mit den eigenen Producten, besonders dem Del und der Wolle — weniger nach dem Verf. mit dem Weine — getrieben, der den Seetransport nicht wohl verträgt. Aber der Haupthandel von Tarent war der Zwischenhandel, wozu die Lage gleichsam aufzufordern schien, und woraus sich die großen Reichthümer erklären, die in Tarent sich aufhäuften. Eine Bemerkung, die nicht bloß für Tarent, sondern auch für die anderen Colonien von Griechenland von hoher Wichtigkeit ist. Die einzelnen Spuren davon, die sich in der Geschichte erhalten haben, sind von dem Vf. mit großem Fleiße aufgesucht, und daran knüpft sich dann noch eine eigene Untersuchung über

Münze und Maaß von Tarent, deren Resultat ist, daß in Tarent, wie in den anderen Colonien von Unteritalien, eine doppelte Rechnungsart statt gefunden habe, die Aeginetische und Sicilianische, worüber wir das Weitere den Numismatikern zu entscheiden überlassen müssen.

Die zweyte Section ist überschrieben: *Mores Tarentinorum*, und handelt also von dem sittlichen Zustande, besonders dem übermäßigen Luxus und den einzelnen Arten desselben in Gastmählern, Trunkgelagen, Kleidungen und Ausschweifungen anderer Art, die den Tarentinern beygelegt werden.

Die dritte Section: *Respublica Tarentinorum*, ist nun der Verfassung gewidmet. Sie ist die ausführlichste, und ist von dem Vf. in vier Perioden getheilt. Die erste von der Gründung Tarents bis auf die Perserkriege, *Ol. XIX — LXXV*. Die Verfassung war größtentheils eine Nachbildung der von Sparta, der Mutterstadt, sowohl in Rücksicht der Könige, als der Ephoren, und des Senats. Freylich sind die Nachrichten darüber sehr ärmlich, und manches muß der Vermuthung überlassen bleiben. Die zweyte Periode, von den Perserkriegen bis auf die Berufung der fremden Heerführer, *Ol. LXXV — CX*. Die bisherige Aristocratie ging allmählich in eine Democratie über, so daß Alles in Volksversammlungen verhandelt ward, und Demagogen auftraten, unter denen gegen das Ende des Zeitraums Archytas als Feldherr und Staatsmann hervortrat. Die dritte Periode, von der Berufung des ersten fremden Feldherrn, Archidemus, bis auf die Römerherrschaft, umfaßt besonders die Zeiten des Pyrrhus und seiner Unternehmungen von *Ol. CX — CXLII*. Die Urfa-

chen, weshalb man fremde Feldherren als erste Magistrate einlud, war die Furcht, daß Einheimische mit dieser Würde bekleidet, zu mächtig werden möchten. Aber man mußte bald die Erfahrung machen, daß die Fremden nicht für die Stadt, sondern für sich selber kämpften. Die vierte Periode unter der Römischen Herrschaft war die des Sinkens, wenn gleich die Stadt zu einem Municipium erklärt ward.

Die vierte Section, überschrieben *Foedera Tarentinorum et res militaris*, behandelt die auswärtigen Verhältnisse und das Kriegswesen. Die ersteren werden theils durch die Verwandtschaft bestimmt, wie die mit der Mutterstadt, theils durch politische und Handelsursachen, wie durch mehrere Beispiele gezeigt wird. Das Kriegswesen zeichnete sich besonders durch eine vortreffliche Reiterey aus, wozu der Reichthum der Bürger und die Vortrefflichkeit der Apulischen Pferde das meiste beytrug.

Die letzte Abhandlung, *de rebus sacris et artibus veterum Tarentinorum*, ist, wenn gleich von etwas geringerem Umfange, doch mit gleichem Fleiße ausgearbeitet. Sie zerfällt in die beiden Theile, welche die Ueberschrift angibt. Der erste handelt also von dem Cultus und was damit in Verbindung steht. Die in Tarent verehrten Götter und Heroen werden einzeln durchgegangen, unter denen Apollo als Dorische Gottheit den ersten Platz einnimmt. Eben deshalb unter den Heroen Hercules. Fast der ganze Kreis der Olympischen Götter und Göttinnen hatte in Tarent seine Heiligthümer und Feste, die sorgfältig von dem Vf. erläutert werden. Der zweyte Theil, welcher den Künsten gewidmet ist, umfaßt sowohl die gym-

nastischen und plastischen Künste, als auch die Musik und zuletzt die Poesie, von welchen gleichfalls einzeln gehandelt, und zuletzt auch von einzelnen Dichtern die in Tarent sich auszeichneten, geredet wird.

Wir haben den Lesern hier nur einen Ueberblick des Inhalts dieser Abhandlungen geben können. Das eigenthümliche Verdienst des Verfs liegt in dem Fleiße und der Gründlichkeit der Untersuchungen im Einzelnen, worin wir ihm nicht folgen konnten, ohne die uns vorgeschriebene Gränzen zu überschreiten. Wir müssen daher auf die Abhandlungen selber verweisen, und schließen mit der Versicherung, daß die Leser jede billige Erwartung erfüllt finden werden.

Hn.

## L o n d o n.

For Longman: Medico - chirurgical transactions published by the medical and surgical society of London. 16. Vol. 1833. 235 Seiten.

Dieser erste Theil des 16. Bandes der noch immer ihren Werth unter den heilkundigen Zeitschriften behauptenden Transactions enthält abermals einige, besonders für die Wundarzneykunde, sehr interessante Aufsätze. Ref. wird sich bemühen, von allen einen kurzen Abriß zu geben.

I. Case of aneurism of the external iliac artery, for which the femoral artery and subsequently the aorta were tied by J. H. James.

Der hier beschriebene aber unglücklich abgelaufene Fall betrifft einen nicht ganz starken, aber sonst gesunden Mann von 40 Jahren, der sich

einer anscheinenden Koxalgie wegen schon vier Monate einer wundärztlichen Behandlung überlassen hatte, bey dem sich aber bey näherer Untersuchung eine Geschwulst am Unterleibe, eben über dem Poupartschen Bande, zeigte, die sich nicht pulsierend hob, durch Druck einen Augenblick kleiner wurde, dann sich aber klopfend wieder hob, zwar bis jetzt noch keine besondere Zufälle, außer Schmerz im Knie und ein taubes Gefühl im Beine, veranlaßte, aber doch schon ihrer Natur nach erkannt wurde. Innerhalb 4 Wochen nahm dieselbe so an Größe zu, daß sie die Gegend der Weiche ganz anfüllte und sich über die untere Bauchgegend verbreitete.

Alle Anzeigen zur Operation derselben waren da, allein die hohe Lage des Aneurismas verstatte keine Unterbindung in der oberen Gegend derselben, sondern mußte, nach Wardrop's Methode, unterhalb der Geschwulst vorgenommen werden. Dieses geschah denn auch ohne Aufschub und die Arterie wurde ungefähr einen halben Zoll unter dem Poupartschen Bande glücklich unterbunden. Hierauf verminderte sich die Geschwulst zusehends und zwar so, daß sie zwey Tage nachher einen Zoll abgenommen hatte. Nun aber zeigte sich um die Wunde eine entzündliche Röthe und die Geschwulst nahm wieder die vor der Operation gehabte Größe an. Zwey Tage darauf entstand Schmerz und Spannung in der umgebenden Haut und das ganze Befinden des Kranken wurde übel. Die Geschwulst nahm in allen Dimensionen zu, so wie die Bedeckungen derselben dunkelroth und ödematös wurden. Dies und die Vergrößerung der Geschwulst nach dem Nabel hin machten schleunige Maßregeln nothwendig. Bey der Wahl derselben wurden meh-



rere Wundärzte zu Rathe gezogen und nun für die Unterbindung der Aorta entschieden.

Der Verf. machte in dieser Rücksicht einen Einschnitt in den Bauch, welcher einen Zoll über dem Nabel anfang und zwey Zoll unterhalb desselben endigte, und öffnete darauf in dieser Länge die Bauchfellhülle. Leider drangen hierauf die Gedärme mit Gewalt hervor und hinderten sehr die ferneren Operationen. Indessen gelang es dem Verf. doch bald, die Aorta zu finden, die aber mit dickem, festem Zellgewebe und einer starken Darmfellbedeckung bekleidet war, welches seinem Bemühen, das Gefäß für die Unterbindung ganz frey zu machen, große Hindernisse in den Weg legte, und als es ihm endlich gelungen war, die Spitze der Unterbindungsnadel durch- und unter dem Gefäße fort zu führen und sie an die andere Seite desselben gekommen war, brach unglücklicher Weise die hölzerne Handhabe derselben, und es hielt sehr schwer, dieselbe wieder heraus zu bringen; mittelst des Weiskeschen Instruments wurde nun die Unterbindung, obgleich mit großer Schwierigkeit wegen der hervor getretenen Gedärme, vollendet; als endlich letztere zurückgebracht worden waren, brachte er durch einige Hefte die Bauchwunde zum Schließen. Die Geschwulst war nun beygefallen, der Patient aber fiel in Ohnmacht und klagte, als derselbe erwachte, über sehr heftige Schmerzen in beiden unteren Extremitäten, welche auch bis zu dem am nämlichen Abende erfolgten Tode anhielten.

Die Leichenöffnung zeigte eine Ausdehnung der Gefäßkrankheit, die alle Hülfe unmöglich machen mußte. Bey Oeffnung der Unterleibshöhle fand sich in derselben eine bedeutende Quantität

Blut zwischen den Darmwindungen, die Unterbindung der Aorta war vollständig und befand sich vier Linien unter der unteren Gefäßarterie und elf über der Theilung der Aorta. Der aneurismatische Sack hatte eine ungeheure Größe und erstreckte sich vom Schenkel bis zur Seite des Rückgrats, die ganze Fläche des Darmbeins einnehmend; ragte weit ins Becken hinein und füllte auf der entgegengesetzten Seite den unteren und hinteren Theil des Unterleibes aus. Das Darmbein war cariös und seine Substanz fast bis auf die Pfanne resorbiert. Der nach Außen sich befindliche Theil des Sackes war dünn und dem Aufbruche nahe; der ganze Sack mit seinem Inhalte wog 3 Pfund 14½ Unze. Die Arteria iliaca externa stand mit demselben in Verbindung und verlor sich in ihm, aus demselben ging am unteren Theile eine sackartige Hervorragung hervor, aus welchem die Art. femoralis kam. An der Unterbindungsstelle war die Aorta ganz verschlossen, und äußerlich um dem Gefäße hatte sich eine beträchtliche Lage von gerinnbarer Lymphe angelegt.

Daß der Verf. nicht nach Astley Cooper's und anderer Wundärzte Weise die Oeffnung des Unterleibes von der Seite gemacht und nicht gesucht hat, außerhalb des Darmfells zur Aorta zu kommen, ohne letzteres einzuschneiden, entschuldigt er damit, daß er gefürchtet habe, es möge zu fest mit den Muskeln verwachsen seyn und ohne Gewalt nicht getrennt werden können, wie sich denn auch bey der Leichenöffnung zeigte.

Zuletzt bemerkt er noch, daß es ihm sehr schwer geworden sey, die Aorta von dem sie umgebenden Zellgewebe durch Hülfe seiner Nägel zu befreien, oder dasselbe zu durchbohren, und

gibt für diesen Fall den Rath, ein Instrument zu gebrauchen, welches wie ein Ring auf den Vorderfinger gesteckt werden könnte, und mit einer dem Nagel ähnlichen Schärfe versehen wäre.

2. An account of the removal of a tumour, situated on the cheek, by James Barlow.

Dieser Aufsatz enthält Geschichten von krankhaften Geschwülsten in der Nähe des Nackens, wovon eine den größten Theil der einen Gesichtshälfte einnahm, bey deren Oeffnung plötzlich eine starke Blutung erfolgte, und große Gefahr drohete.

Diese Geschwulst, welche vor 9 Jahren nach einer unbedeutenden Verletzung der inneren Haut der Mundhöhle entstanden war und allen Versuchen zur Fortschaffung widerstanden hatte, erstreckte sich von dem unteren Winkel der rechten Augenhöhle, die Backen herunter, über die untere Kinnlade und von dem Mundwinkel bis zum Ohr. Sie war schmerzhaft, aber etwas beweglich und mit einem bedeutenden Gefäßnetz durchzogen.

Nach aller Ueberlegung und nach einem vergeblichen Heilversuche mit der Jodine war kein anderes Mittel über, als die Exstirpation, wobei aber während des Versuches der Lostrennung von den benachbarten Theilen eine die heftigste Ohnmacht herbeiführende Blutung erfolgte, die nur mit Mühe gestillt wurde; indessen wurde die Operation glücklich geendigt, und der Heilungsproceß ging gut von Statten. Eine genaue Untersuchung des Aftergewächses zeigte, daß es zu der Klasse der Medullarsarkome gehöre.

Bey dieser Gelegenheit macht der Verf. die Bemerkung, daß die Operation von Geschwülsten

in der Nähe des Nackens immer mit großer, vor der Blutung und dem Eindringen der Luft in die Venen zu befürchtenden Gefahr verbunden sey, führt ein selbst erlebtes Beyspiel davon an, und macht auf ein ähnliches, welches Dupuytren, so auch ein anderes, welches Dr. Wott in Newyork berichtet hat, aufmerksam.

Das von ihm selbst beobachtete war folgendes: Es ereignete sich bey einem zarten Frauenzimmer, welches schon seit mehreren Jahren eine Geschwulst im Nacken getragen hatte, die den ganzen hintern und Seitentheil dieser Gegend einnahm, und sich von da bis zum Schlüssel- und Brustbeine, der Glandula thyreoidea und den Musculus sternomastoideus ausbreitete. Die Exstirpation schien nothwendig, obgleich der Verf. sie nicht für gefahrlos hielt; er unternahm sie; als er aber im Fortgange derselben die Haut einschchnitt, um zu der Basis der Geschwulst zu kommen, entstand ein unerwartetes zischendes Geräusch von einer großen zerschnittenen Vene, und die Kranke starb in dem Augenblicke, obgleich kaum eine Unze Blut verloren ward.

Das andere vom Baron Dupuytren beobachtete Beyspiel kam ebenfalls bey einem Frauenzimmer vor, welches eine ähnliche Geschwulst an dem hinteren Theile und der Seite des Halses hatte. Die Operation wurde von ihm fast ganz zu Ende gebracht, ohne daß eine bedeutende Blutung sich einstellte, als man aber die letzte Portion der Geschwulst hinweg nehmen wollte, hörte er ein ähnliches Geräusch, und ehe er noch überlegen konnte, woher es komme, war die Kranke eine Leiche.

Bey der Leichenöffnung fand man die rechte Herzkammer wie eine Blase von Luft aufge-

trieben, die bey dem Einschneiden fortging, mehrere Quantitäten Luft fand man in den Gefäßen. Der Herausgeber der Medical and chirurgial review ist der Meinung, daß dieser Eintritt der Luft in die offenen Venenmündungen nur dadurch erklärt werden könne, daß man annimmt, das Herz wirke sowohl als Saug- wie auch als Druckpumpe.

Der vom Dr Mott beobachtete Fall traf sich bey der Erstirpation einer vergrößerten und verhärteten Karotis; gleich nach der Gefäßdurchschneidung wurde ein ähnliches Geräusch wahrgenommen, der Patient begann schwer zu athmen, es entstanden heftige Ohnmachten und nach diesen Convulsionen, die eine halbseitige Lähmung hinterließen, welche sich aber bald glücklich hob. Nach den mit Thieren angestellten Versuchen, bey welchen ihnen Luft in die Gefäße geblasen wurde und ähnlichen Erfolg hatte, bleiben die gegebenen Beyspiele nicht mehr räthselhaft.

### 3. A case of ununited fracture of the thigh bone by Dr. Some.

Nachdem der Vf. die Geschichte dieses Schenkelbruches und die seiner Heilung in den Weg tretenden Umstände berichtet hatte, die in dem unruhigen Benehmen des Kranken lagen, und in 5 Monaten keine Heilung zuließen, geht er zur Betrachtung der Mittel über, ein Reunion der getrennten Knochenenden zu bewirken, von welchen keins seinen Zwecken so sehr angemessen und so sicher zu seyn scheint, als ein kräftiger Entzündungsproceß zwischen und um die gebrochenen Knochenenden. Zu dem Ende stieß er einen Troikar mit seiner Röhre an der inneren Seite des obern Knochenendes so ein, daß er unten und nach hinten wieder hervorkam, und,

nachdem der Troikar herausgezogen war, brachte er einen Silberdrath durch die Röhre ein und zur hinteren Oeffnung heraus. Auf gleiche Weise verfuhr er bey dem unteren Knochenende, nur mit dem Unterschiede, daß er den Troikar an der Außenseite einstieß. Nun wurden die hintern Enden der Dräthe in Berührung gebracht, indem die vorderen eine Schlinge bildeten, worauf er oben einen Schnitt von einer Oeffnung zur andern machte, die Drathenden durch die Wunde zog und die Schlinge zwischen die getrennten Knochenstücke brachte. Das Bein wurde nun in einen hölzernen, dasselbe eng umschließenden Kasten gelegt, in welchem keine Veränderung stattfinden konnte, gehörig verbunden, von Zeit zu Zeit der Drath tiefer in die muskulösen Theile eingeschoben und in 6 Wochen war die Vereinigung vollständig zu Stande gebracht.

4. An account of a concrete Oil existing as a constituent principle of healthy blood by Benjamin G. Babington.

Schon Hewson machte vor langer Zeit auf eine im milchichten Serum enthaltene, aus kleinen Kügelchen bestehende Materie aufmerksam, die bey seinen Versuchen eine fette, ölichte Natur zeigte. John Hunter glaubte, daß diese Materie unassimilirter Chylus sey, im Gegensatz von Hewson's Meinung, der sie für eingesogenes Fett oder Del hielt. Dr Traill in Liverpool in dem Medical and chirurgical Journal of Edinburg, Apr. 1821 erhielt aus dem Serum des Blutes eines an einer entzündlichen Krankheit leidenden Menschen einen ähnlichen Stoff, der alle Eigenschaften von Del hatte, so daß er sogar mit einem Dochte von Amiath aufgefangen, hell brannte. Durch diese 1823 erneuerten und bestätigten Versuche war es nun

außer Zweifel gesetzt, daß das Serum im krankhaften Zustande Del enthalte, aber sowohl die Quantität blieb unbestimmt, als auch die Frage unbeantwortet, ob dasselbe auch im Serum von gesunden Menschen enthalten sey.

Beide Punkte sind vom Verf. ins Licht gestellt worden, indem er nämlich durch seine Methode das Del vom Serum durch Mischung desselben mit Aether und von Zeit zu Zeit wiederholtes Schütteln mit demselben, abzuscheiden, in den Stand gesetzt wurde, die Menge desselben zu bestimmen, welches auch schon vom Dr. Christison mit glücklichem Erfolge versucht worden ist. Nach des Verfs Versuchen enthielt ein milchichtes Serum von 1024 specifischer Schwere 3 pro Ct. Del, und bey Wiederholung derselben fand er bey zwölf an verschiedenen Krankheiten leidenden Menschen im Durchschnitte 2 — 4 Theile Del in tausend. Selbst bey ganz gesunden Menschen und Thieren gewann er daraus 3 — 12 Theile auf tausend.

Dieses Del ist ein wirkliches Educt aus dem Serum und kein durch Einwirkung des Aethers erzeugtes Product, wie Einige geglaubt haben; es ist ein eigenthümlicher Bestandtheil des Bluts und das daran vorzüglich reiche Serum unterscheidet sich nur dadurch, daß es eine geringere specifische Schwere besitzt, welcher Umstand nach dem Vf. dem Mangel an Eryweißstoff zugeschrieben werden kann, auf dessen Kosten vielleicht das Verhältniß des Dels vergrößert wird.

5. Case of phlegmasia dolens excited by malignant ulceration of the cervix uteri, by Bocl. Lawrence.

Diese außer dem Wochenbette nur selten vorkommende Krankheit, welche von Einigen als ein bloßes Nervenleiden angesehen, von Anderen in

einer Entzündung der Lymphgefäße gesucht und vom Dr Lee am wahrscheinlichsten als eine Venenentzündung angesehen worden ist, ereignete sich bey einer Patientin, die schon lange an einem Uterinleiden und Ulceration des Halses der Gebärmutter gelitten hatte. Sie zeigte sich mit ihren gewöhnlichen Symptomen, wobey sich ein besonderer Schmerz längst der Schenkelgefäße äußerte, und die Vena saphena interna sich hart und knotig anfühlte. Nach vergeblicher Anwendung von Blutegeln, Abführungen u. a. Mitteln erfolgten häufige Blutungen aus der Gebärmutter, denen die Patientin erlag.

Bey der Leichenöffnung fanden sich der Mutterhals durch Ulceration verzehrt, das Zellgewebe um die Gebärmutter verhärtet und degeneriert, die in demselben fortlaufende Vena hypogastrica verschlossen, vermöge der erlittenen Entzündung ihrer Häute, gleichfalls die Iliaca communis und externa, die femoralis und profunda, so wie die saphena; diese Abnormität nahm erst bey dem Vereinigungspuncte Venarum iliacarum communium ein Ende, die sowohl wie die Vena cava frey waren. Die Häute der kranken Gefäße und das umher seyende Zellgewebe waren verdickt, und das Innere der ersteren mit einer festen, braunen Masse angefüllt.

Diese so ausgebreitete Phlebitis war Folge der in den Venen der kranken Gebärmutter statt gehaltenen Entzündung.

6. Case of extensive inflammation and obstruction of the veins of the right inferior extremity, by P. H. Holberton.

Enthält zwey Beyspiele einer sehr ausgebreiteten Venenentzündung bey Schwindsüchtigen. In dem ersteren entwickelte sich eine der Phleg-



masia alba ähnliche Schenkelgeschwulst, und nach dem Tode des Kranken fand man außer der Zertrümmung der Lungen, von der Mitte der Vena cava die rechte Vena femoralis und die linke Iliaca communis äußerlich knoticht, hart und in ihrer Farbe verändert, ergossene Lympher in ihrem inneren Raume; besonders zeigten sich in der Vena cava zwey Zoll von ihrer Zertheilung in ihre zwey Aeste gerinnbare Lympher, einige Tropfen eiterartige, blutige Materie und eine neu erzeugte Haut, die an der inneren Wand fest hing. Eine gleiche Beschaffenheit bemerkte man in der Vena iliaca communis dextra und der iliaca externa dextra, und die Mündung der Iliaca interna dextra war durch ein festes Gerinnsel und durch eine falsche Haut verschlossen. Die übrigen Venen waren gesund.

Der Darmkanal war in dem letzten Fünftel seiner Länge in seiner Schleimhaut ganz ulceriert und fest, die ganze innere Haut des Mastdarms zerstört.

Daß in diesem Falle, so wie in allen ähnlichen, die Meinungen von Dr Lee und Lawrence von dem Einflusse innerer Entzündungen und Vereiterung auf einen ähnlichen Krankheitsproceß in den Venen sich gegründet gezeigt haben, ist wohl keinem Zweifel unterworfen, und wird von dem Verf. durch ein ähnliches Beyspiel bewiesen, wo auch bey einem schwindfüchtigen Frauenzimmer, nach deren Tode große Vereiterungen im Darmkanale gefunden wurden, wo auch in der Vena iliaca communis sinistra und in der interna, so wie mehr oder weniger in den andern Venen der linken Seite Zeichen einer vorhergegangenen Entzündung durch die den inneren Wänden fest anhängende, gerinnbare Lympher offenbar wurden, wobey sich noch in der Vena

haemorrhoidalis sinistra kalkartige Concretionen (phlebolites) zeigten.

7. History of a case of stammering, by John Bostock.

Die Heilung des Stammelns ward hier bey einem starken, vollblütigen Knaben durch wiederholte und anhaltend gebrauchte Abführungsmittel bewirkt.

8. On the pathology of whooping cough, by James Alderson.

Der Vf. dieses Aufsatzes ist in den nämlichen Fehler gefallen, dessen sich schon mehrere Schriftsteller über den Keichhusten schuldig gemacht haben, nämlich Wirkung für Ursache zu halten. Er gibt für die wesentliche Ursache dieser Krankheit eine Infiltration der unteren Partien der Lungen mit Erweiterung einiger und Concretionen anderer Luftzellen, in denen gerinnbare Lymphe gefunden wird; dieser Zustand aber ist nur Folge der Wirkung des anhaltenden Nervenreizes auf die Lungen, der hier auf ähnliche Weise die Desorganisation einleitet, wie ein anderes Mal die Bronchitis, oder das hydrocephalische Fieber.

Daß, gestützt auf diese Meinung, die von ihm vorgeschlagenen Blutentziehungen allerdings angewandt seyen, ist gewiß, aber welcher Arzt wird dieselbe beym reinen Keichhusten, oder in der gastrischen oder ganz nervösen Form desselben anwenden? und unter diesen erscheint er doch so häufig. Auch diese ursprünglich nervöse vom Zwergfells und dem mit diesem in so genauer Beziehung stehenden Stimmnerven geht das Uebel aus, und seine verschiedenen Formen und Verlauf sind Folge der epidemischen Constitution, der Heilart und des Verhaltens.

(Der Beschluß im nächsten Stücke).

G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

196. Stück.

Den 10. December 1836.

---

L o n d o n.

Beschluß der Anzeige: Medico - chirurgical transactions etc.

9. A further inquiry into the comparative infrequency of calculous diseases among the seefaring people, by Alex. Copland Hutchison.

Schon 1818 machte der Verf. auf die Seltenheit der Steinkrankheiten unter den Seefahrenden aufmerksam, und zeigte, daß von 1800 — 1816 unter der großen Anzahl von Seefahrern in der englischen Marine, die sich jährlich auf ungefähr 162000 Mann belief, nur 8 Fälle von Steinbeschwerden vorgekommen seyen, wovon 3 bey Männern waren, die schon vorher daran gelitten hatten. In dieser Zeitperiode wurden in den verschiedenen Seehospitälern von Haslar, Plymouth und Deal 86000 Kranke behandelt, und bey diesen kam auf 17200 Individuen nur

eins mit Stein behaftet vor. Bey allen Nachforschungen, welche der Verf. nachher bey seinen kunstverwandten Freunden anstellte, wurde diese Seltenheit der Krankheit unter der erwähnten Menschenklasse bestätigt und bey der Nachforschung der Hospitallisten in fast allen Seeplätzen fand es sich, daß unter 760 Steinkranken nur 2 eigentliche Seefahrer gewesen waren, außerdem 1 Schiffsjunge und 5 Fischer. Im Jahre 1828 waren auf der englischen Handelsflotte 155576 Mann, mit allem Anhang aber 182463, und doch zeigte sich in den Seehospitälern kein größeres Verhältniß als das angegebene.

Sonst glaubte man, daß auch in Schottland verhältnißmäßig wenige Steinkranke vorkämen, allein nach den eingezogenen Nachrichten hat der Verf. die Ueberzeugung erhalten, daß das Verhältniß derselben dort weit größer sey, als in England, indem nach den Tabellen 24 derselben auf eine Bevölkerung von 2,000000 kommen, welches auf 83300 einen macht, da in England nur einer auf jede 108,000 der ganzen Bevölkerung fällt.

Diese größere Häufigkeit der Steinkrankheit schiebt der Verf. sehr viel auf die Lebensart der Schotten, deren häufigste Nahrung Habermehl und dessen Präparate, so wie Kartoffeln und der daraus bereitete Branntwein ausmachen.

10. Practical observations on the healthy and morbid condition of stumps, by George Langstaff.

Der Verf., welcher viel Gelegenheit gehabt hat, Beobachtungen sowohl über die Beschwerden, welche nach Amputationen von einem nicht gut geheilten Stumpfe hervorgebracht werden, zu machen und dieselben nach dem Tode zu untersu-

chen, als auch die Amputationen selbst zu verrichten, liefert hier eine Beschreibung mehrerer Fälle dieser Art, und gibt nach den Exemplaren von krankhaften Stümpfen, die er in seinem Cabinette aufbewahrt hat, eine genaue Ansicht der verschiedenen pathologischen Veränderungen, die in den harten und weichen Theilen in Folge der Amputation und der mißglückten Heilung entstanden sind.

Um diese sich darzustellen, bedarf es einer Uebersicht des Naturverfahrens nach einer Amputation, und dieses besteht in Ergießung von Lympe, nachdem die Entzündung der kleinen Arterien, welche das verbindende Zellgewebe ersetzen, gehoben ist. Diese Lymphe organisiert sich, und nun nehmen die einsaugenden Gefäße das Ueberschüssige, die Bildung einer guten Narbe hindernder Muskelsubstanz weg. Nach diesem setzen die Arterien des Periosteums und der Medularsubstanz neue Lymphe ab, es wird Zellgewebe gebildet, welches sich mit der innern Fläche der äußern Decken vereinigt und aus diesen vereint entsteht ein Polster zur Bedeckung und zum Schutze des Stumpfes. Die einsaugenden Gefäße wirken nun ferner zur Abrundung der Rauigkeiten, die an den abgesägten Knochen-Enden zurück geblieben sind, neue Knochen-Materie sammelt sich um dieselben an, und durch die Wirkung der Natur wird nun eine Abrundung dieser Enden hervor gebracht und die Vereinigung mit den Integumenten und andern weichen Theilen vollkommen bewirkt.

Wird keine Vereinigung zu Wege gebracht, und dabey eine entzündliche Reizung der Nerven unterhalten, dann entsteht Eiterung und hierbey zeigt sich gewöhnlich eine Hervorragung des Kno-

chens, der oft caridös wird und weg genommen werden muß.

Zuweilen entstehen Auswüchse an dem Knochenrande, oder hervor ragende Spitzen, welche die Direction der Gefäße und Nerven annehmen, oder sie laufen schief, wirken aber jeder Zeit sehr nachtheilig und erregen viele Leiden. In diesem Zustande hat der Verf. die Nerven immer an ihren Enden angeschwollen gefunden, gleichsam ganglienförmig, fest an dem Stumpfe befestigt und oft in Vereinigung mit den Knochen spitzen. Diese Verdickung der Nervenenden rührt von einem Lymphabsaße in dem das Neurilem umkleidenden Zellgewebe her.

Von diesen Abnormitäten gibt nun der Verf. die einzelnen Fälle nach Präparaten an, mit der Leidensgeschichte der daran Gestorbenen.

Der Schluß, welchen er endlich aus seinen Erfahrungen zieht, ist der, daß die Lappen-Amputation mit möglichst großer Schonung der Haut der Circular-Operation bey weitem vorzuziehen sey, indem die Unannehmlichkeiten in der Heilung und Bildung eines guten Stumpfes bey ersterer nur höchst selten vorkommen, bey letzterer aber sehr häufig seyen. Daß die dabey beobachteten Leiden der Nerven und die davon entspringenden Uebel den haupt pathalogischen Proceß bilden, bestätigt er durch die Aussprüche von Monrow, Sommering, Astley Cooper und Lawrence.

11. A case of aneurism of the external iliac artery, in which a ligature was applied to the common iliac artery, by Philip Crampton M. D. in Dublin.

Prof. Mott in Newyork machte den ersten Versuch der Unterbindung der Arteria iliaca

communis und durch dieses Beyspiel aufgemuntert unternahm sie der Verf.

Der Patient, bey welchem er sie machte, war ein gesunder Mann von 30 Jahren, welcher nach einer Anstrengung eine einer Nuß große Geschwulst in der rechten Weiche erhalten hatte, die nach 9 Monaten so groß geworden war, daß sie 3 Zoll unterhalb des Schenkelbogens anfang und bis zu einem 3zolligen Abstand vom Nabel reichte. Sie war in der Mitte durch eine mit dem poupartischen Bande gleich laufende Furche in zwey Hälften getheilt, die untere davon ließ sich wenig zusammen drücken, klopfte aber stark, die obere war weich und die eigene aneurismatische Bewegung von dem Einströmen des Bluts aus der Oeffnung in der Arterie in den Sack (the aneurismal thrill) war deutlich zu bemerken. Der Kranke litt so sehr an Schmerzen, daß er die Operation wünschte, nachdem er dazu durch Blutlassen, Ausleerungen und Diät vorbereitet worden war.

Der Verf. begann die Operation mit einem am vorderen Ende der letzten falschen Rippe anfangenden, zum Darmbein heruntergehenden und dem sogenannten Kamm desselben folgenden Einschnitt, der bis zum vordern Stachelfortsatz desselben reichte. Nun wurden in der letzten Richtung die Bauchmuskeln ungefähr einen Zoll weit durchschnitten bis auf's Bauchfell, dieses mit den Fingern von der Sehnenhaut der Beckenmuskeln gelöst, und alsdann trennte er die Bauchmuskeln von ihrer Verbindung mit dem Hüftbeinkamm, wodurch er genug Raum erhielt, um das Darmfell in dieser Gegend aus seiner Verbindung los zu machen, und es so mit seinem Inhalte aufzuheben, daß ihm die Arteria iliaca

communis mit der benachbarten Vene ganz zu Gesichte kam, die dann mit einem Faden von elastischem Gummi leicht unterbunden werden konnte. Nach diesem Verfahren, wobey der Patient fast keine Schmerzen empfunden hatte, fiel die Geschwulst um zwey Drittel ihrer Größe, und die Bewegung in derselben hörte auf, und alle Umstände waren so günstig als möglich. Am 3ten Tage aber bemerkte man wieder Pulsation und Bewegung in derselben, obgleich nichts davon in der Hüftarterie verspürt wurde; diese mehrten sich immer mehr, so daß am 6ten Tage Blut bis zur Ohnmacht gelassen werden mußte; am 8ten Tage löste sich die Ligatur und der Patient wurde von den heftigsten Schmerzessanfällen in dem Schenkel und Beine gefoltert; indessen war die Wunde bis auf einen Zoll groß zugeheilt, so daß man eine vollständige Heilung hätte hoffen können, wenn nicht die Pulsation mehr zu als abgenommen hätte. Man mußte also Alles befürchten und diese Furcht bestätigte sich auch leider bald, denn am 11ten Tage stürzte auf einmal das Blut aus der Wunde mit Gewalt hervor und es erfolgte auch der Tod.

Die Leichenöffnung zeigte, daß die Arteria iliaca communis ohngefähr  $\frac{3}{4}$  Zoll von ihrem Abgange von der Aorta sich in eine längliche Geschwulst verlor, die nicht mit dem Sacke der Pulsadergeschwulst in Verbindung stand, sondern eine Eitersammlung war, welche der Unterbindungsfaden bewirkt hatte. Ferner wurde es sichtbar, daß die Arterie an der unterbundenen Stelle nicht verschlossen war, der Unterbindungsfaden sich also zu früh los gelöst hatte, obgleich ihre mittlere und innere Haut völlig durchschnitten waren und gerinnbare Lympe sich abgesetzt hatte; der untere



Theil der Pulsadergeschwulst war bis zur Größe einer Wallnuß verkleinert und ihr Inhalt fest und die Pulsader selbst 6 Zoll oberhalb des Sackes mit einem festen Gerinsel angefüllt. Aus dem Ganzen erhellt so viel, daß das Aneurisma wohl vollständig geheilt seyn würde, wenn der Unterbindungsdrath sich nicht zu früh gelöst hätte.

12. On the glanders in the human subject by John Elliotson M. D.

Daß einige Thierkrankheiten, als z. B. die Kuhblattern, die Hundswuth und andre auf Menschen verpflanzt werden können, ist eine bekannte Sache, daß dieses aber auch vom Grind und Roß der Pferde geschehen könne, ist bisher noch nicht allgemein bekannt gewesen, und in dieser Rücksicht verdienen die Beobachtungen einer solchen Verpflanzung und deren schreckliche Folgen, wie sie der Verf. wahrgenommen und hier erzählt hat, alle Aufmerksamkeit.

In Deutschland ist dieselbe schon in Rust's Magazin für die gesammte Heilkunde im 11. Bande 1811 und im 17ten Bande 1824, so wie in Hufeland's Journale, 1822 zur öffentlichen Kunde gebracht worden, und der Verf. bezieht sich auch auf dieselben.

In dem vor uns liegenden Aufsatze erzählt der Verf. zwey in St. Thomas Hospitale von ihm selbst und einen von Hn Parrot in Clapham beobachteten Krankheitsfälle, die er sich anfangs nicht zu deuten wußte, aber schon den Verdacht hatte, daß sie von einem in den Körper gebrachten Gifte herrühren mußten.

Die Hauptzufälle bey denselben waren Anschwellung der einen Gesichtshälfte mit Inbegriff der Nase und des geschlossenen Auges, welche Theile heiß, trocken und roth erschienen,

die Nase aber war dunkel und an der einen Hälfte schwarz und unempfindlich. Im Umkreiße der Nase zeigte sich etwas Eiter und eine dünne dunkelgefärbte Flüssigkeit, aus den Naslöchern kam ein dicker gelber Ausfluß mit Blut vermischt, besonders aus der afficierten Seite. Um die Nase fanden sich, so wie an mehreren anderen Stellen des Körpers und der Extremitäten Wasserbläschen und harte Pusteln. An den Vorderarmen und auf dem Rücken der rechten Hand bemerkte man Anschwellungen, einige hart, andere weich und der Eiterung nahe. Dabey hatte der Kranke Fieber mit Hitze, einen Puls von 136 Schlägen in der Minute, eine weiße trockene Zunge, eine schnelle und beschwerliche Respiration und geschwollenes Zahnfleisch.

Zwölf Tage vorher war der Patient von Schmerzen in der rechten Seite befallen, die sich in die Brust gezogen und beschwerliches Athemholen mit Frostschauer verursacht hatten.

Der Verf. ließ Blut, gab abführende Mittel und gab sich alle Mühe, den Patienten zu retten, aber er starb schon den andern Tag.

Bey der Leichenöffnung zeigten sich Merkmale einer heftigen Pleuroperipneumonie und Eiter zwischen den Lungen und dem Zwergfelle; im Magen fand man einen großen und in den Gedärmen mehrere schwarze Flecken mit einer erweichten Schleimhaut, auf der rechten Hand war Eiterung, die bis in das Gelenk ging.

Da die Art der Krankheit unbekannt war, so bezeichnete man sie in den Registern gangraena nasi. Bald darauf kam dem Verf. ein ganz ähnlicher Fall vor, wobey der Ausfluß aus der Nase dem im vorigen Falle ganz gleich war; auch dieser endete mit dem Tode.

In dem Nachdenken über diese auffallenden Er-

scheinungen fand der Verfasser einen ähnlichen in der Medical Gazette mit der Aufschrift 'böser Fall vom Rogz (Glanders bey Menschen)', und überzeugte sich, daß er denen von ihm beobachteten ganz gleich gewesen sey. Jetzt forschte er genau nach der Lebensweise und Beschäftigung der von ihm behandelten Kranken, erfuhr nach vieler angewandter Mühe, daß sie sich mit rozigigen Pferden abgegeben hätten, und wurde nun überzeugt, ihre Krankheit sey diese Seuche, die von den kranken Pferden ihnen mitgetheilt worden, besonders da bey dem in der Gazette erzählten Falle die nämlichen Abnormitäten wahrgenommen waren, wie man sie bey den rozigigen Pferden findet, nämlich Tuberkeln in dem Zellengewebe des Schädels, über den Augen, auf dem Augenbraunenrande und in den Stirnhöhlen. Die verschiedenen Geschwülste am Körper hatten unter sich völlig desorganisierte, leberfarbene, zum Theil in faule Eiterung übergegangene Muskeln und unter diesen befanden sich ganze Haufen kleinerer Tuberkeln. Auch dieser Kranke hatte die Wartung eines rozigigen Pferdes gehabt.

Nach diesen Erscheinungen scheint es keinem Zweifel unterworfen zu seyn, daß sich das Contagium des Rogzes bey Pferden auf Menschen übertragen lasse und bey ihnen fürchterliche ja tödtliche Krankheiten hervorbringen könne, wie dieses auch schon vom Milzbrande bekannt ist.

Zum Schlusse fügt der Verf. aus mehreren Veterinärschriften genaue Beschreibungen des Rogzes und Grundes der Pferde und dessen Uebertragung auf andre Thiere bey, so wie Beyspiele von Vergiftung mit dem Geifer der kranken Pferde bey Menschen, so daß es nun wohl ausgemacht scheint, dieses Brutalgift finde im menschlichen Körper

eben so gut einen ihm günstigen Boden, als im Pferde und in andern Thieren.

13. An account of the dissection of the parts concerned in the aneurism for the cure of which Dr Stevens tied the internal iliac artery at Santa Cruz by Rich. Owen. —

Dieser sehr interessante Fall, in welchem bey einer sehr großen auf der incisura ischiatica sitzenden Pulsadergeschwulste von Dr. Stevens 1812 die Unterbindung der arteria iliaca interna mit so glücklichem Erfolge gemacht wurde, daß die Patientin nicht allein glücklich genas, sondern noch zehn Jahre nachher lebte und gesund war, gehört gewiß zu den Triumphen der Chirurgie der neuesten Zeit. Die hier gegebene genaue anatomische Beschreibung des nach dem Tode der Frau in dem königl. Museum der Wundärzte in London aufbewahrten Präparats der Beckengefäße zeigt die Beschaffenheit der unterbundenen Arterie, so wie deren Verzweigungen und die Veränderungen, welche der übrige Gefäßapparat des Beckens dabey erlitten hat, geht aber so ins Detail, daß er nicht im Kurzen wiedergegeben werden kann, auch ohne Hülfe der dabey gegebenen Zeichnungen nicht verständlich seyn würde.

H. F. n.

## L e i p z i g

Bey J. J. Weber: Tabellarische Uebersicht des Justiz-Organismus der sämtlichen deutschen Bundesstaaten. Mit erläuternden Anmerkungen. Zum Gebrauch für Ober- und Untergerichte, Secretare, Actuare und Sachwalter bey denselben. Herausgeg. von Joh. Fr. Kraßsch, Registrator bey dem königl. preuß.

Oberlandesgerichte zu Naumburg. 1836. IV u. 278 Seiten in gr. Folio.

Was, wenn jedes deutsche Land, einen Staatscalender hätte, in dessen Abtheilung Justizverwaltung über die Benennungen, Bezirke und Unterordnungen der Gerichte stehen müßte, das hat der Verf. hier in eine, nach den einzelnen Ländern Deutschlands geordnete Sammlung von Tabellen vereinigt, welche allerdings in der Praxis sehr nützlich werden kann und zugleich einen Beitrag zur Statistik von Deutschland liefert. Die Bundesländer folgen in alphabetischer Ordnung. Voran steht bey jedem Staate eine Tabelle, welche hinter einander a) die Untergerichte, die vom Landesherrn abhängen, also auch die Friedensgerichte, b) die Stadtgerichte, c) die Patrimonialgerichte, auch die standesherrlichen Gerichte, d) die besonderen Gerichte (Consistorien, academischen Gerichte, Lotterie-Commissionen, Handels- und Wechsel-Gerichte, See-Consulate, Lehnhöfe, Militär-Gerichte, Hofamts-Gerichte u. dgl.), e) die Mittelgerichte des Landesherrn, auch hin und wieder der Standesherrn, f) die höchsten Appellationsgerichte und g) endlich das Justizministerium, als Justiz-Centralstelle, — unter Angabe des Ortes, wo jede dieser Behörden ihren Sitz hat, angibt und übersichtlich aufzählt. Nach den besonderen Einrichtungen eines Landes ist diese Ordnung, jedoch nicht wesentlich, in Rücksicht der verstehenden ersten drey Nummern dann und wann einiger Abänderung unterworfen, auch neben den Mittelgerichten noch wohl eine der Justiz wegen in Betracht kommende Rubrik, wie die 'administrativen Provinzial-Mittelstände,' Baden, eingeschoben. Kurz gefaßte, jedoch hinreichende Bemerkungen erläutern sodann die Bestimmung der

Gerichte, bey denen man der Erläuterung bedarf. Ueber die preussische Monarchie, einschließ- lich das Königreich Preußen und das Großherzogthum Posen, hat der Vf. die ausführlichsten Nachrichten erhalten und mitgetheilt, daher über 15 Bogen diesem Staate gewidmet sind. Die Justizverfassung im Oestreichschen (bloß die deutschen Provinzen sind hier gegeben) scheint noch am buntesten zu seyn; sie ist hier auf 13 Bogen abgehandelt und läßt noch manche genauere Auseinandersetzung zu wünschen übrig.

Ref. beschränkt sich darauf, die Justizverfassungstabelle über das Herzogth. Braunschweig und das Königreich Hannover etwas genauer durchzugehen. Im Herzogthume Braunschweig geht die Competenz der Aemter (welche seit 4 Jahren nicht mehr Kreisämter heißen, wie im vorliegenden Werke unrichtig noch beybehalten ist) nicht bis auf 20 Rthl., sondern bis auf 50 Rthl. Auch haben die Stadtgerichte und Aemter das Verfahren und Erkenntniß wegen aller Vergehen, Forst- und Jagd-Brüden (wie die ehemaligen Districtsgerichte), wenn die verwirkte Strafe 14 Tage Gefängniß oder 10 Rthl. an Gelde nicht übersteigt (was der Vf. noch nach dem alten Fuß, also jetzt irrig, auf 3 Tage Gefängniß und 5 Rthl. angibt). Die ehemaligen Districtsgerichte heißen jetzt Kreisgerichte; und das Amt Harzburg ist unter das Kreisgericht Wolfenbüttel gestellt; vordem gehörte es zum Districte Blankenburg. Ueberhaupt scheint der Verf. die herzogl. Verordnung vom 15. Oct. 1832 noch nicht beachtet zu haben. Auch die von Braunschweig mit Hannover verabredete Einrichtung der Steuergerrichte ist noch nicht erwähnt. — In der Nachweisung der hannoverschen Justizverfassung ist dem Vf. die Einrichtung des sehr guten hanno-

verschen Staatscalenders zu Hülfe gekommen, dennoch haben sich Mängel eingeschlichen. Im Fürstenthume Hildesheim ist irrig das Amt Wilsderlah als nicht für Instruction der Criminalsachen competent bezeichnet; — im Fürstenthume Grubenhagen ist das Dorf Scharzfeld (welches im Amte Herzberg liegt) mit dem Amte Scharzfeld verwechselt; wie denn in mehreren Namen Fehler eingeschlichen sind, im Harzdistricte sind die Gerichte der sieben Bergstädte als Stadtgerichte angegeben, welches sie im eigentlichen Sinne des Wortes nicht sind, da die juristischen Mitglieder des Magistrats das Gericht mit ausmachen; — bey Angabe des Bezirks der königlichen Justizkanzley zu Göttingen fehlt das hannoversche Eichsfeld; — unter den Berggerichten ist irrig die Bergamtsdeputation zu St. Andreasberg angeführt, da sie eigentlich nie separat fungiert, sondern bloß einen Theil des claustralischen Bergamts ausmacht und von demselben Instructionen empfängt; unter den Landdrosteyen ist die Berghauptmannschaft vergessen; — die Einrichtung der Steuergerichte ist gänzlich übergangen.

Hiernach dürfte allerdings für eine neue Auflage sich in jedem Lande vermuthlich viel Stoff zur Berichtigung finden. Jedoch ist der Plan und der bey der Ausführung angewandte Fleiß des Verfs anzuerkennen. Er beabsichtigt zunächst die Verbindung unter den Gerichten im Falle der Requisitionen und die Schritte der Privatpersonen an fremde und besonders entfernte Justizbehörden in Deutschland zu erleichtern. In den Jahren 1819 und 1820 waren zwischen Preußen und mehreren deutschen Bundesstaaten Vereinbarungen getroffen, welche bestimmten, daß die Beförderung der Requisitionen in der preussischen Monarchie hauptsächlich durch den preussischen

Generalprocurator zu Cöln als Centralbehörde bewirkt und dadurch der unmittelbare Verkehr der gerichtlichen Behörden in den betreffenden Bundesstaaten vermieden werden solle. Besage der in den Jahrbüchern für die preußische Gesetzgebung abgedruckten beiden Circular-Rescripte der Herren Justizminister von Kamph und Mühlner vom 22. November und 10. December 1834 wurden jedoch diese Vereinbarungen auf diplomatischem Wege dahin modificiert, daß in Bezug auf die preußischen Rheinprovinzen die bisherige Stellung des Generalprocurators zu Cöln als Vermittelungsbehörde für gerichtliche Requisitionen und Insinuationen aufhörte, und die Correspondenz unmittelbar von und mit den Oberprocuratoren jedes rheinischen Landgerichts, dem Justizsenat zu Coblenz und dem Generalprocurator für die den Appellationshof zu Cöln betreffenden Sachen zu führen ist; ferner, daß in Ansehung der übrigen preußischen Provinzen die gerichtlichen Requisitionen und Insinuationen auswärtiger Staaten durch jedes Obergericht für seinen Bezirk befördert und besorgt werden sollen; endlich, daß dagegen auch die preußischen Requisitionen an Gerichtsbehörden in den übrigen deutschen Bundesstaaten durch unmittelbare Correspondenz mit den auswärtigen Gerichtsbehörden zu befördern sind. Dies setzt nun eine Bekanntschaft mit den bestehenden Gerichtsbehörden und ihren Ressortverhältnissen für die preußischen Justizbeamten voraus, die fast jedem practischen Geschäftsmanne und den Gerichten in Betreff der ihnen entfernteren Staaten abgeht. Wenn gleich in mehreren deutschen Ländern Staatscalender, Staatshandbücher, Jahrbücher, Schematismen und dergl. unter Aufsicht der Regierung erscheinen, um die Kenntniß der Staats-



verwaltung zu verbreiten; so leisten viele dieser Hülfsmittel doch keine Genüge, indem sie sich nur auf eine bloße Personalnomenclatur beschränken. Außerdem gibt es mehrere deutsche Staaten, in welchen Staatscalender und dergl. noch nicht existieren. Unter diesen Umständen hielt der Verfasser es nicht nur den Gerichtsbehörden, den oberen wie den niederen, sondern auch jedem practischen Juristen, vorzüglich den Secretaren, Actuaren, ja auch den Sachwaltern, in den sämmtlichen deutschen Bundesstaaten für nützlich, eine Nachweisung der in diesen bestehenden Ober- und Niedergerichte zu erhalten. Diese liefert er nun in vorliegender Uebersicht.

Die fast jeder einzelnen, einen deutschen Bundesstaat betreffenden Tabelle hinzugefügten Anmerkungen über den Umfang des Geschäftskreißes dieser oder jener Classe von Gerichtsstellen dienen sehr dazu, die Brauchbarkeit des Buches zu erhöhen, da ohne Anmerkungen die Tabellen hin und wieder unverständlich erscheinen würden. Wo es thunlich gewesen, sind die Erläuterungen in die Tabelle selbst aufgenommen; in Ansehung der größeren Staaten aber haben sie am Schlusse jeder Tabelle angehängt werden müssen, so daß in derselben die eingeklammerten Zahlen darauf hinweisen.

Der Verf. hegt den lebhaften Wunsch, daß seine Arbeit, die er selbst einen ersten Versuch nennt, welcher nur ein unvollkommner habe seyn können, durch Mittheilungen gefälliger Beförderer mehr Gründlichkeit und Vollkommenheit erhalten möge. — Ref. glaubt auch schon in ihrer jetzigen Gestalt diese Tabellen als im Allgemeinen sehr brauchbar empfehlen zu können, und möchte, um dem Wunsche des Vfs zu begegnen, den Vorschlag sich erlauben, daß man bey einer

neuen Auflage Handschrift oder Correcturbogen theilweise an einige kundige Männer jedes deutschen Landes übersende, um deren Erinnerungen zeitig zu hören.

W. M.

### B e r l i n.

Bey A. Hirschwald. Handbuch der Arzneyverordnungslehre. Von Dr. Philipp Phöbus, Privatdocenten an der königl. Friedrich-Wilhelms-Universität. Als zweyte, gänzlich umgearbeitete Ausgabe der 1831 erschienenen 'Receptierkunst' des Verfs. Zweyter Theil. Specielle Arzneyverordnungslehre. VI u. 608 Seiten 1836. 8.

Dieses Handbuch enthält die in Deutschland gebräuchlichen einfachen und zusammengesetzten Arzneymittel, auch die Mineralwasser in alphabetischer Ordnung, nach der Nomenclatur der Pharmacopoea Borussica. Bey jedem ist die Darstellung, Art der Zusammensetzung, Auflöslichkeit in verschiedenen Menstruis, innerer wie äußerer Gebrauch, Dosis und Receptformel der Anwendung, Preis ic. angegeben. Der compensirte Druck, zweckmäßige Abkürzungen und ein gedrängter Stil bewirken, daß hier auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume erstaunlich viel Material zusammen gehäuft ist; und wir wüßten kein ähnliches, umfassendes und innerlich durchgearbeitetes Werk. Besonders zu loben ist, daß bey den chemischen Artikeln unter der Rubrik 'cave' alle damit unverträglichen Präparate aufgeführt sind. Der Anhang enthält eine kurze Anleitung zur ersten Hülfsleistung bey acuten Vergiftungen, und eine Aufzählung der künstlichen Getränke und ihrer Zubereitung.

S t r i n g i f c h e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

197. Stück.

Den 12. December 1836.

---

P a r i s.

Imprimerie royale: Mémoire sur deux inscriptions cunéiformes trouvées près d'Hamadan et qui font maintenant partie des papiers du Dr. Schulz par M. Eugène Burnouf. 1836. VII und 196 S. in gr. 4. mit 5 Steintafeln in gr. Fol.

B o n n.

Bey Ed. Weber: Die Altpersischen Keilschriften von Persepolis. Entzifferung des Alphabets und Erklärung des Inhalts. Nebst geographischen Untersuchungen über die Lage der im Herodoteischen Satrapien-Verzeichnisse und in einer Inschrift erwähnten Altpersischen Völker. Von Dr. Christian Lassen, außerordentlichem Prof. a. d. Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität u. s. w. 1836. VI u. 186 S. in 8. mit 2 Tafeln gedruckter Keilschrift in 4.

Endlich ist die Kenntniß der Zendsprache so weit gediehen, daß der unterzeichnete Rec. hoffen darf, er werde noch die Vollendung dessen, was er schon vor der letztverflossenen Generation, nach kaum vollendeten Studien der Philologie im J. 1802, begann, zum Theile wenigstens erleben. Rec. hat bekanntlich die keilsförmigen Inschriften, deren Inhalt, Sprache und Schrift vor ihm gleich unbekannt war, nur mittelst einer von ihm selbst erfundenen Methode enträthelt, welche nachher von Champollion auf die ägyptischen Hieroglyphen mit Glück angewandt ist, und darin besteht, daß sie, ohne Beyhülfe eines verwandten Alphabets, wie bey der indischen und semitischen oder der vom Rec. selbst behandelten lykischen und italischen Paläographie, oder irgend einer Uebersetzung in bekannter Sprache, durch welche der Baron de Sacy einst die Pehlwi-Inschriften erläuterte, und des Rec. Sohn so eben die Legenden baktrischer Münzen zu enträtheln versucht hat, durch Erforschung und Prüfung von Eigennamen und Appellativen zu solchen Ergebnissen zu gelangen sucht, welche mittelst glücklicher Combinationen immer weiter zu führen vermögen. Wenn gleich nun Rec. dadurch sich das Verdienst erworben hat, welches ihm rauben zu wollen die größte Thorheit verriethe, den Kennern der Zendsprache, welchen ohne ihn die Keilschrift wohl noch lange ein böhmisches Dorf geblieben seyn würde, den Weg zu einer befriedigenden Erläuterung gebahnt zu haben; so waren doch bey seiner Unkunde in den orientalischen Sprachen, welche er fast nur lexikalisch kennt, und bey den geringen Hülfsmitteln, welche ihm der Zend-Avesta des selbst im Irrthume schwebenden Anquetil bot, allerley Fehler und Mängel unvermeidlich, deren Berichtigung und Ber-

vollständigung er von denjenigen Gelehrten erwarten mußte, welche sich durch das Studium des verwandten Sanskrit-der Zendsprache mehr bemeistern würden. Hr St. Martin, der ohne eine tiefere Kenntniß des Zends, nur durch die hieroglyphische Schreibung des Namens Xerxes k's'ears'a oder auch k's'äars'a verleitet, des Rec. Alphabet willkührlich veränderte, im Wesentlichen aber dem Rec. nachschrieb, was er sich selbst aneignete, verdiente nicht mehr Beachtung, als der Abt Lichtenstein, durch dessen mißlungene Erklärungsversuche Rec. einst auf diesen Zweig der Gelehrsamkeit geleitet ward, oder als der Engländer Price, der in einem Anhange zum Journal of the British embassy to Persia (Vol. I. 1835.) durch Hülfe der Guebernsprache und der Buchstaben eines alten persischen Manuscripts, gleich dem, von welchem Dr Münter in seinem Versuche über die keilförmigen Inschriften von Persepolis S. 118 schreibt, die Keilinschriften in einer fließenden Sprache wieder gab, ohne die Kenntniß zu begründen, deren er sich rühmte. Erst die Verf. der beiden hier anzuzeigenden Werke, von welchen Hr Burnouf, wie Lassen selbst bekennt, in der so unentbehrlichen Kenntniß des Zends die größten Fortschritte gemacht hat, und mit dem Besitze eines großen Vorraths an noch unedierten Inschriften geistreichen Scharfsinn und unermüdete Ausdauer in paläographischen und grammatischen Untersuchungen verbindet, Lassen aber sich einer gleich rühmlichen Achtung von Seiten seines Freundes Burnouf erfreuet, lassen etwas Gediegenes erwarten: und für die Wahrheit ihrer gemeinsamen Behauptungen scheint der besondere Umstand zu bürgen, daß sie zu gleicher Zeit denselben Gegenstand, von einander unabhängig, behandelten. Denn

Lassen erhielt erst, als seine Schrift schon über die Hälfte abgedruckt war, von seinem Freunde die Nachricht, daß er der Académie des Inscriptions sein schon drey Jahre zuvor begonnenes Mémoire vorgelesen habe. Schon hatte ihm das preussische Ministerium mit einer Bereitwilligkeit, welche den lebhaftesten Dank verdient, die erforderliche Summe bewilligt, um bewegliche Typen der Keilschrift verfertigen zu lassen; sonst würde er angestanden haben, seine Arbeit ohne Verrichtung mit seinem verehrten Freunde zu veröffentlichen. Doch wohl ihm, daß er selbständig auftrat: denn dadurch erhält das, worin er mit Burnouf zusammen stimmt, noch mehr Gewicht, und das, worin er abweicht, räumt ihm durch seinen inneren Gehalt einen Vorrang ein. Wie schon der Titel von Lassen's Werke mehr verheißt, so wird auch eine kurze Angabe des Inhaltes beider Werke zeigen, wie viel mehr er in kürzerer Zeit auf wenigeren Bogen leistete.

Burnouf's Werk, von dem nur 250 Exemplare auf des Verfs Kosten abgedruckt sind, besteht aus drey Abtheilungen, deren erste auf 19 Seiten die nothwendigen Vorbemerkungen enthält, die zweyte auf 101 Seiten die Erläuterung und Uebersetzung einer größeren Inschrift des Darius, die dritte aber im ersten Abschnitte auf 6 Seiten die Erläuterung und Uebersetzung einer ähnlichen Inschrift des Xerxes, und im zweyten Abschnitte auf 42 Seiten die Analyse des Alphabets derselben liefert. Ein Anhang erläutert noch auf 7 Seiten die Inschrift von Murgab, und auf 16 Seiten eine Inschrift von Tarku, worauf ein Index aller erklärten Wörter das Ganze beschließt. Von den 5 Steintafeln stellt die erste das Alphabet des Vfs denen des Rec. und St. Martins entgegen; die zweyte und

dritte Tafel geben die Inschrift des Darius am Berge Alwend bey Hamadan nach der Lesung des Rec., St. Martins und des Vfs nebst dessen Uebersetzung, die vierte die ähnliche Inschrift des Xerxes, und die fünfte die Inschrift von Murghab nach Morier, R. Ker-Porter und Duseley nebst dem durch den letztern aufgefundenen Anfange von Niebuhr's A., und der Inschrift von Sarku nach Witsen und Cantemir. Die Inschriften des Darius und Xerxes erscheinen hier zum ersten Male im Drucke, obwohl Rec. von einer ähnlichen Inschrift des Xerxes schon vor 15 Jahren aus dem Nachlasse seines bey dem Abschreiben sich aufopfernden Freundes Bellino eine Abschrift erhielt, welche in der Universitäts-Bibliothek zu Tübingen niedergelegt, und nach der Lesung des Rec. schon in diesen gel. Anz. v. J. 1828. S. 108. bekannt gemacht ist. Diese mit größter Correctheit abgeschriebene Inschrift scheint eben diejenige zu seyn, von welcher Burnouf nur eine minder genaue Nachzeichnung kennt, und wovon Morier in seinem Second Journey through Persia p. 267. die Hrn Burnouf aufgefallene Bemerkung mittheilt, daß man in zwey Tafeln nur den Anfang ähnlicher Inschriften erblicke: denn die Uebersetzung in der zweyten und dritten Schriftart erscheint darin unvollendet. Zum Beweise aber, wie sehr es sich der König Xerxes angelegen seyn ließ, dieselbe Inschrift, nur mit unbedeutenden Veränderungen, an den verschiedensten Orten des persischen Reichs, am See Van in Armenien, bey Hamadan und in Persepolis, vervielfacht aufzustellen, macht Rec. noch auf eine mit Lebrun's N<sup>o</sup> 131. zusammen stimmende Inschrift aus Persepolis aufmerksam, welche sich neben einer anderen mit einem Theile von Niebuhr's A. gleichlautenden im Journal of the

British embassy for Persia, by Will. Price, mit der Ueberschrift Inscriptio on a lofty fragment taken through a telescope befindet. Gleichen Inhalts war der Anfang von Niebuhr's A., dessen Auffindung durch Sir Gore Duseley Hr Burnouf weniger bezweifelt haben würde, wenn er gleich dem Rec. alle dieselbe begleitenden Umstände gekannt und den treuen Abdruck des jetzt in London befindlichen Originals gesehen hätte. Sehr wohl that aber Hr Burnouf daran, daß er gerade diese so oft wiederholte Inschrift zu seinem Entzifferungsversuche wählte: hätte er nur nicht geglaubt, daß dieses vom Rec. nicht geschehen sey, der in mancherley Hinsicht mehr that als er selbst. Welche Mühe sich Rec. sogleich im ersten Anfange seiner Entzifferung gab, auch diese Inschrift zu erläutern, zeigt dessen mannigfaltiger Uebersetzungsversuch, den er freylich gern unterdrückte, sobald er erkannte, wie wenig Glück darin er ohne Kenntniß des Sanskrits sich versprechen durfte. Zeigt doch Lassen's Erläuterung derselben Inschrift, wie sehr sich selbst Hr Burnouf verirrt, und umgekehrt.

Hr Lassen hat zwar, außer der von Murghab, keine der Inschriften gekannt, welche Burnouf erläutert; aber die Persepolitischen Inschriften bey Niebuhr und Lebrun, welche er sämmtlich erklärt, enthalten dasselbe und noch viel mehr dazu. Sein Werk enthält auf 186 Octavseiten folgende neun Abschnitte: §. 1. Einleitung S. 1 — 22. §. 2. Die Namen Xerxes, Darius, Hykaspes S. 23 — 44. §. 3. Ueber die in einigen Flexionen vorkommenden Buchstaben S. 44 — 62. §. 4. Entzifferung der Völkernamen in der Niebuhr'schen Inschrift I. S. 62 — 117. §. 5. Consonanten S. 117 — 125. §. 6. Vocale S. 125 — 135. §. 7. Zweifelhafte Buchstaben, Variations-



ten, Fehler S. 135—139. §. 8. Erklärung der Inschriften S. 139—276., nebst einem Verzeichnisse der darin vorkommenden Wörter S. 176—178. §. 9. Schluß nebst Zusätzen und Berichtigungen S. 179—186., wobey der Gewinn für Paläographie, Sprachengeschichte und Geschichte überhaupt angegeben wird. Die erklärten Inschriften sind, außer der auf der Pariser-Base S. 23. der Fensterinschrift zu Persepolis S. 75—78. und der von Murghab S. 130—133., Lebrun's № 131., welche außer dem Inhalte der beiden von Burnouf gelieferten Inschriften noch beynabe eben so viel mehr enthält, S. 171—176. und Niebuhr's A, B, C, H, I S. 140—171., welche zugleich mit Lebrun's № 131., Niebuhr's C ausgenommen, auf den beiden zugegebenen Tafeln abgedruckt sind. So sehr Hr Lassen bey der Erklärung derselben Hrn B. an grammatischer und critischer Schärfe übertrifft, so ungenau ist sein Abdruck der Inschriften; die Hr B. dagegen mit der scrupulösesten Gewissenhaftigkeit wieder gegeben hat: denn L. erlaubte sich nicht nur manche stillschweigende Verbesserung wirklicher oder nur vermeintlicher Fehler, sondern auch eine willkührliche Vertauschung derjenigen Schriftzeichen, die er irriger Weise für bloße Varianten hielt: einen fehlerhaft gesetzten Worttheiler ließ er entweder ganz weg, oder setzte irgend ein Schriftzeichen dafür; dagegen ergänzte er zuweilen einen Worttheiler, auch ohne Noth. Beym Abdruck der Lebrun'schen Inschrift war ein solches Verfahren gewisser Maßen nothwendig; aber bey Niebuhr, seinem Hauptgewährsmanne, von dem er nicht ohne drängende Gründe abweichen wollte, durfte es um so weniger geschehen, da er dem Rec. den unverdienten Vorwurf macht, daß er dem äußerst

correc̄ten Niebuhr Sphalmata habe aufbürden wollen. Da dieser Vorwurf dem Rec. sehr oft von Unkundigen gemacht ist, und auch Hr B. zu verstehen gibt, die Sphalmata auf der Tafel zu des Rec. Aufsaze über die Erklärung der Keilschriften in Heeren's Ideen möchte wohl a priori verzeichnet seyn, weil er noch eben so wenig, als einst Hr St. Martin, so mühevollere Vergleichen angestellt hat, um des Rec. Genauigkeit zu begreifen; so scheint es nothwendig, dergleichen Vorwürfe hier ein für alle Mal zu beseitigen, ungeachtet sie selbst dann nicht gemacht werden dürften, wenn Rec. sich eben so geirrt hätte, wie seine Gegner. Denn Rec. hat die Tafel, welche Hr Burnouf und Lassen in ihrer Analyse des Keilalphabets zum Grunde legen, nicht selbst entworfen, sondern sein verehrter Gönner, Dycksen in Göttingen, hat sie einst, während des Rec. Aufenthalts in Frankfurt a. M., aus seinen ersten, nach einer nur vierzehntägigen Entzieserung der Keilschrift geschriebenen, und der Königl. Societät der Wissenschaften übergebenen Aufsätzen entnommen, und die persischen Schriftzeichen, mit welchen Rec. wenig bekannt ist, aus eigener Kunde, die Leseprobe aber aus der Beurtheilung des Barons de Sacy im Magasin Encyclopédique, année VIII, t. V. hinzuzugefügt.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke).

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

198. 199. Stück.

Den 15. December 1836.

---

Paris und Bonn.

Fortsetzung der Anzeige: Mémoire sur deux inscriptions cunéiformes etc.

Ein Gleiches war mit dem später unterdrückten Uebersetzungsversuche von Lebrun's N<sup>o</sup> 131. der Fall, so daß es eben so überflüssig ist, des Rec. Uebersetzung zu widerlegen, als ungerecht, dem Rec. einen ersten Versuch zur Last zu legen, der, wie es die Natur eines bloß combinatorischen Verfahrens mit sich bringt, mit dem Fortschritte der Zeit allerley Verbesserungen erfahren hat, die freylich beide Vff. nicht kannten, weil Hr Lassen überhaupt sich wenig um Anderes bekümmerte, als was ihm gerade zur Hand war, Hr Burnouf aber außer einigen Aufsätzen in der Hallischen Litt. Z. fast nichts von dem, was Rec. in vielerley Schriften und Journalen zerstreut bekannt gemacht hat, zu kennen scheint, als was Hartmann in der dritten Abtheilung des zweyten Bandes seines Auf Gerhard Tychsen S.

178 ff. verzeichnet hat. Eben deshalb eröffnet Hr B. seine Analyse des Keilalphabets mit der Vorbemerkung, daß des Rec. Entzieferungsversuch seit 20 Jahren keine Fortschritte weiter gemacht habe, und darum auf keiner gleich sicheren Basis zu ruhen scheine, wie der seinige. Rec. könnte ihm nun mehrerley Schriften namhaft machen, worin seine weiteren Fortschritte verzeichnet stehen; doch ist dazu hiet nicht der Ort, wo er nur die bey Niebuhr angemerkten Sphalmata nachzuweisen hat, sofern die Sphalmata des Lebrun Hr Lassen selbst eingesteht. Auch mag es genügen, von jedem Sphalma nur Ein Beyspiel nachzuweisen, wogegen noch einzelne Sphalmata angedeutet werden sollen, welche Rec. anfangs aus übertriebener Behutsamkeit nur als Varianten angab, was unsere Vff. zum Theil eben so sehr, als einst Hrn St. Martin, irre geleitet hat.

Sogleich die erste Variante beruht auf falscher Schreibung des letzten Zeichens im dritten Worte von Niebuhr's B., welche Rec. gleich der letzten Variante im dritten Zeichen von Niebuhr's G. nur darum aufnahm, damit man ihn nicht, wie leider doch geschehen, einer willkührlichen Zeichenänderung zeihen sollte. Ueberdies konnte sich Rec. anfangs nicht überzeugen, daß das dritte Zeichen im zweyten Worte von Nieb. A, 12, vom fünften verschieden seyn sollte, da er es wegen der Folge eines gleichen Wortes nur für eine Genitivform des ersten Wortes in Lebrun's N<sup>o</sup> 131. hielt, weshalb er auch seine vorletzte Variante annehmen zu müssen glaubte, und darauf sogar seine vierte Variante, sowohl vom Anfange als vom Ende an gerechnet, wie die zweyte Variante H, 15. auf die erste, gründete. Weitere Forschungen belehrten ihn bald, daß die erste

und zweyte Variante nur auf Schreibfehlern beruhen, wie die dritte und vermuthlich auch die fünfte; daß aber die übrigen Varianten, wie die drittletzte, einer Verirrung Niebuhr's im Namen des Xerxes A, 2. ungeachtet, Zeichen verschiedener, wenn auch zum Theil verwandter, Laute sind. Woher jedoch Hr Lassen die mehrmals wiederholte Behauptung schöpfte, daß Rec. sein viertes und fünftes Zeichen nur für Varianten halte, kann Rec. nicht begreifen, da er nur behauptet hat, daß Niebuhr beide Zeichen im Namen des Xerxes G. verwechsle. Hiermit ist zugleich Niebuhr's zweytes Sphalma erwiesen, wie seine ersten durch H, 8., wo freylich Niebuhr durch angedeutete Schadhastigkeit des Steines seine vom Rec. keineswegs verkannte Unschuld bezeugt, und A, 21., wo Rec. wegen der Schadhastigkeit des Steines am Ende von A, 20. dasselbe Wort zu sehen glaubte, was A, 3 f. steht. Doch gründet sich des Rec. vorlestes Sphalma der ersten Columne nicht bloß auf dieses Wort, sondern auch auf das erste Zeichen in I, 12., wo Hr Lassen wegen der Schadhastigkeit des Steines ein Gleiches annimmt. Gehen wir nun auf die bey eben diesem Zeichen angegebenen drey Sphalmata über, so findet sich das erste im Namen des Darius A, 14. an einer schadhafte Stelle, das zweyte H, 15., das dritte A, 10.; am Ende von H, 21. scheint aber dieses Zeichen sogar überflüssig zu stehen, weshalb Hr Lassen auf seiner Tafel ein sic beysügt, wosern nicht auch das erste Zeichen in H, 22. für ein  $\alpha$  geschrieben ist, so daß dieses Wort zugleich beide Sphalmata von  $\alpha$  enthält, wovon das erste jedoch auch in der 20. und 23. Zeile vorkömmt. Das Sphalma für p steht A, 4 u. 5. an schadhafte Stelle, wie A, 3. eins der drey zunächst folgenden Sphal-

mata, A, 14. das zweyte, und H, 23. nach aller Wahrscheinlichkeit das dritte. Die letzte Stelle ist, die aus A. leicht zu ergänzende Lücke abgerechnet, überhaupt sehr fehlerhaft abgeschrieben: denn nach dem Worte, welches unsere Vff. *auramazdâ* lesen, sollte statt des *u* ein Worttheiler stehen, wie H, 16.; wo dann das folgende Wort zeigt, wie die drey letzten Zeichen in H, 23. und die drey ersten in H, 14. geschrieben seyn sollten, wenn gleich Hr Lassen S. 88. diese falsch geschriebenen Wörter eben so, wie eine andere falsche Schreibung desselben Wortes bey Lebrun N<sup>o</sup> 131. 3. 12., als echt zendische zu erklären weiß. Hr Lassen hütet sich zwar weißlich, den Schluß von H, 18—24. zu übersetzen, weil darin zwey Wörter vorkommen, welche nach des Rec. Lesung alles über den Haufen zu stoßen scheinen, worauf sich die neuen Erklärungen unserer Vff. gründen; aber Rec. konnte nicht umhin, die beiden Wörter H, 20 f. *âdt âdohâtschâo*, welche Lassen *âdat*, *âdam* (*posuit*, *posui*) liest, ohne weiter zu bestimmen, was nun aus der folgenden Genitivendung *hânâm* werden soll, für *âdo âdohâtschâo* geschrieben zu glauben, worauf sich seine Erklärung Herr der Herren gründete, zumal da dieses Wort in der zweyten Schriftart mit einem Zeichen wieder gegeben wird, das sich vom Königszeichen nur durch entgegengesetzte Stellung der beiden Querkeile unterscheidet, und zugleich gebraucht wird, dem Königszeichen eine Genitivendung des Plurals zu geben. Irrte sich nun Rec. hierin nicht, wie er aus dem vorgelegten Keile, welcher Eigennamen und Ehrentitel zu bezeichnen pflegt, oder die Stelle unserer großen Anfangsbuchstaben vertritt, schließen zu dürfen glaubt; so hat Niebuhr im ersten der beiden

Wörter zwey ähnliche Zeichen verwechselt, worauf sich eben auch des Rec. ursprüngliche Vermuthung gründete, daß *z* und *m* nur durch eine verschiedene Schreibung des mittleren Keiles unterschieden, aber von Niebuhr häufig verwechselt seyen. Das zweyte Sphalma des von L. wie *m* gelesenen Zeichens steht A, 16. und H, 4. an schadhaften Stellen, das dritte wurde aber der Lebrun'schen Schreibung № 131. S. 7. zufolge am Ende von A, 10. an einer schadhaften Stelle vermuthet. In einer anderen Form dieses Wortes in der Mitte von A, 4. steht ein bloßer Worttheiler, der A, 24. zwey Mal fehlt, wosern nicht gar die drey folgenden Zeichen mit den beiden Zeichen A, 18. zusammen gehören, für dasjenige Zeichen, welches L. *n* liest; dagegen fehlt diesem Zeichen H, 11. ein Querkeil, welches auf der Tafel nicht einmal angemerkt ist. So ist auch absichtlich nicht das Zeichen A, 15. für *a* angemerkt, weil es Niebuhr an einer schadhaften Stelle nur oberflächlich andeutet. Ein anderer Fall ist es zu Anfange von A, 17., wo es für *sch* steht; ob aber das sonderbare Zeichen im Namen *Sug'd* I, 16. ein Sphalma oder eine Variante sey, wagt Rec. so wenig, als Lassen, zu entscheiden. Die beiden Sphalmata für *u* stehen an den schadhaften Stellen H, 20 u. 22., so wie sich das letzte Sphalma unserer Tafel ganz bestimmt und ohne Zweifel I, 1. findet.

Nachdem nun Rec. genügende Rechenschaft abgelegt hat, über die ihm vorgeworfenen Sphalmata, welche nicht sowohl verzeichnet waren, um dem würdigen Niebuhr allerley Verirrungen aufzubürden, als um die große Sorgfalt des Rec. in der Vergleichung sämmtlicher Keilinschriften zu beweisen; so muß er auch zum Erweise der obigen Beschuldigungen Lassen's Verfahren in

dieser Hinsicht näher beleuchten. Daß L. ebenfalls Varianten und Fehler anerkennt, und zwar noch mehr als der Rec., beweist schon der ihnen gewidmete siebente Abschnitt seines Werkes, wiewohl er hier nur von solchen Varianten und Fehlern spricht, welche man für besondere Buchstaben halten könnte, und welche er deshalb auf seinen Tafeln mit abgedruckt hat. Hier wird so gleich Lebrun falsch verbessert, welcher nach Lassen's Lesung *awaza* geschrieben haben soll, wo alle Inschriften von Hamadan *awam* lesen. In dem Worte, welches nach des Rec. Lesung *uespâ* lautet, soll das zweyte Zeichen ein *p*, das vierte dagegen ein *t* seyn, wie Z. 13., obwohl eins so wenig, als das andere, bey Lassen befriedigt. Auf Ker = Porter's falsche Schreibungen einen zu hohen Werth legend, nimmt er für Varianten, was keine sind, und erlaubt sich daher selbst bey Niebuhr, das dritte und letzte Zeichen im Namen des Königs von Murghab nach Belieben mit einander zu vertauschen. Den am Ende von Niebuhr's *G* überflüssig gesetzten Worttheiler für ein Schlußzeichen haltend, ergänzt er ihn unnothiger Weise am Schlusse jeder Inschrift; und eben deshalb scheint er Lebrun's Fensterinschrift N<sup>o</sup> 134. für ein Bruchstück zu halten, worin ihn schon der verschmähte Kämpfer oder Chardin eines Besseren hätte belehren können. Gleich irrig dichtet er dem Lebrun N<sup>o</sup> 131, nach dem zehnten Verse eine Lücke an, welche gleichwohl weder die zweyte noch dritte Schriftart kennt. Ein Irrthum von geringerer Bedeutung ist es, wenn er drey Querkeile immer gleich lang zeichnet, statt den mittleren nach Niebuhr's schönerer Zeichnung kleiner zu machen; oder wenn er einen Worttheiler, der bey Niebuhr zu Anfange einer Zeile steht, an das Ende der vorhergehenden



den setzt. Noch weniger ist es Hrn E. zu verargen, wenn er einen zu Anfange einer neuen Zeile, wie I, 23., wiederholten Worttheiler für einen Winkelhaken verschrieben glaubt; aber daß er vermeintliche Fehler stillschweigend verbessert hat, läßt sich auf keine Weise entschuldigen. Mögen auch dergleichen Verbesserungen nicht selten vollkommen begründet seyn, so beruhen sie doch auch oft auf einem Irrthume, und täuschen jeden, der E.'s Tafeln benutzen will, wie er selbst sich täuschte beym letzten Zeichen von H, 9. oder noch mehr in der Mitte von H, 6., so daß er deshalb in den Berichtigungen am Ende um Entschuldigung bitten mußte. Am schlimmsten ging es dem Hrn E. mit Lebrun's N<sup>o</sup> 131., wo er das Königszeichen nach seiner Theorie beständig mit einem Querkeile am Ende vermehrte, oder sich zu Anfange der zwölften Zeile p für d drucken zu lassen erlaubte, ohne einen überzeugenden Grund zu haben, und dagegen am Ende der ersten Zeile ein falsches Zeichen stehen ließ, welches nach allen anderen ähnlichen Inschriften ein dem h ähnliches seyn sollte, mit folgendem i nach seiner Lesung. In der Mitte der zehnten Zeile ließ er vielleicht mit Recht ein wiederholtes Zeichen nur einmal abdrucken; er hätte es aber lieber einklammern sollen. Ueberhaupt ist nichts unglücklicher ausgefallen, als der Abdruck dieser zehnten Zeile: denn E. hat sich nicht nur erlaubt, nach Niebuhr's falscher Schreibung A, 2. das zweite Zeichen im Namen des Xerxes anders zu schreiben, als das vorlegte, sondern auch das sonderbar geformte Wort, welches er mit B. für Ormuzd erklärt, durch einen Worttheiler zu trennen, und vor demselben noch ein ä zu ergänzen, während er das falsch geschriebene Zeichen am Ende unverändert läßt. In der zwölften Zeile

sollte das in eben diesem Worte ergänzte r in Klammern gedruckt seyn, und eine andere Art Klammern sollte das vierte Zeichen des mittleren Wortes 3. 7. umschließen, weil es in den Inschriften von Hamadan fehlt. Wäre jedoch hier Lebrun's Schreibung richtig, so mußte L. nach seinem alphabetischen Systeme nicht ps'uwaznânâm lesen, sondern ps'qaznânâm, weil er uw für das zendische q oder das aus sv entstandene hv geschrieben glaubt. Dieses führt uns auf manche Besonderheiten im alphabetischen Systeme unserer Bff., welche hier um so mehr erwähnt werden müssen, weil L. ausdrücklich schreibt: Gegen die Zulässigkeit seines Systems müsse sich jeder gründliche Einwurf gegen seine Entziefierung richten. Hierbey fällt es nun sogleich auf, daß L. hinzusetzt: Einzelne Bestimmungen seines Alphabetes zu bestreiten, sey eine Nebensache: denn auf einem so neuen Gebiete, wie er sich anderswo ausdrückt, alles mit Einem Wurfe gewinnen zu wollen, sey ein sicheres Zeichen, noch weit vom Ziele zu seyn. Worin besteht denn nun die Zuverlässigkeit seines Systems? und was hat er mit dessen Aufstellung vor dem Rec. voraus, dessen Fortsetzer, nicht Gegner zu seyn, er zwar im Anfange versichert, dem er aber doch allmählich allerley aufbürdet, was ihn selbst mehr trifft, als den Rec.?

Erst gibt er zu verstehen, der Rec. habe unaussprechbare Wörter aufgestellt, die in den verwandten Sprachen nichts Analoges haben; dann findet er es aber tadelnswürdig, daß mancher Consonant die Rolle eines Vocales habe übernehmen müssen, um einigermaßen aussprechbare Wörter zu erhalten. *Sprd* in Niebuhr's I, 12. ist wirklich das einzige Wort, in welchem Rec. keinen Vocal fand, welches er daher, wie viele

andere Wörter derselben Inschrift nach Lassen's eigenem Geständnisse, verschrieben glaubte: denn th in Niebuhr's A, 18. ist, wie schon oben angedeutet wurde, und wie nicht nur Lebrun's N<sup>o</sup> 131., sondern selbst die letzte Zeile in Niebuhr's A. zeigt, mit den drey Zeichen hinter *utá*, A, 24. als Ein Wort zusammen zu verbinden. Zwar findet es L. unwahrscheinlich, da einen Fehler anzunehmen, wo zwey unabhängige Zeugnisse zusammen treffen, und beide, Niebuhr und Porter, genau und sorgfältig verfahren; und noch unwahrscheinlicher sey es, dergleichen Fehler gar den ursprünglichen Einbauern solcher Inschriften aufzubürden, von deren Nettigkeit und Deutlichkeit Niebuhr und Porter mit Entzücken sprachen. Doch gestand er an einem anderen Orte, daß das Gewirre der Keile und die schimmernde Glätte des Marmors dem Sir Robert Ker-Porter noch mehr, als dem zum Bewundern genauert und sorgfältigen Niebuhr die Augen geblendet habe: und das ist gerade in Niebuhr's I der Fall, wo daher dem Hrn L. Manches dunkel und unerklärbar blieb. In der Mitte von I, 11., bemerkt er, sey bey Niebuhr eine kleine Lücke, worin der Worttheiler stand; Porter habe diesen, der wohl noch durchschimmerte, ergänzt: so erhalte man das Wort *âzurâ*, Assyrien. Nach diesem Worte wiederhole Porter dessen Endsylbe, wovon bey Niebuhr keine Spur sey, und bey dem nächstfolgenden Worte sey eine Schwierigkeit durch die Verstümmelung des Monuments entstanden, wo nur eine neuere Untersuchung des Originals volle Sicherheit gewähren könne. In der dreyzehnten Zeile ist wieder ein verstümmeltes Wort, dem ähnlich, was Rec. auch A, 18. als verstümmelt bemerkte, ungeachtet dem Hrn Lassen nur die Verstümmelung A, 24. aufgefallen ist. Dasselbe

Wort fand Porter auch I, 14. verstümmelt, der auch in der folgenden Zeile eine noch größere Verstümmelung zeigt, als die bey Niebuhr. Die folgenden Wörter, worunter Nec. gerade die Bezeichnung Assyriens durch *agyro* aus Gründen, die sich hier nicht weiter erörtern lassen, zu finden glaubte, hält L. für unverstümmelt, findet jedoch bald darauf noch manche Fehler bey Porter, und Lücken bey beiden Abschreibern. Im Worte *gug'd* widersprechen sich beide im dritten Zeichen: L. entscheidet sich hier zwar für Niebuhr, meint aber doch an einer anderen Stelle, daß Niebuhr's Zeichen nicht das Ansehen eines echten Characters habe; und I, 20. findet er bey beiden eine solche Verschiedenheit und fehlerhafte Zeichnung, daß er eine schon bey Niebuhr anfangende Schadhaf- tigkeit des Steines annimmt, und ein Zeichen wenigstens ändert. So fehlerhaft er aber auch bey dieser Inschrift Porter's Abschrift findet; so sehr lobt er dessen Fleiß in der Inschrift von Murghab. Denn Porter sagt ja selbst bey die- ser Inschrift: *It is . . perfectly uninjured and so clear and sharp, that it seemed scarcely possible to mistake a wedge: this I copied with much care and accuracy.* Gleichwohl ist es dem Hrn L. aufgefallen, daß diese so ge- naue Abschrift einer so oft wiederkehrenden Inschrift noch einen Fehler behalten hat, welchen der Steinhauer unmöglich so oft wiederholt ha- ben könnte: er müsse wohl weder ihm, noch Porter, sondern seinem Graveur zur Last fallen. Nec. bittet aber im zweyten Hefte von Dorow's morgenländischen Alterthümern Porter's Abschrift nachzusehen, wie sie dem Nec. noch während Porter's asiatischer Reise aus Bagdad mitgetheilt ward, und dann nachzulesen, was darüber be- sonders am Ende der S. XI. gesagt ist. Auch

dieser Inschrift fügt L. nach seiner irrigen Ansicht am Ende den Worttheiler hinzu, und den Rec. zieht er einer großen Willkühr, einer Hypothese zu Gefallen, einen Buchstaben, der mit dem s<sup>i</sup> einerley seyn soll, in sr verwandelt zu haben. Lerne denn Hr L. von Hrn B. seinen Irrthum einsehen, obwohl dieser wieder von Hrn L. lernen muß, daß die altpersische Keilschrift so wenig, als das Zend der Religionschriften ein l kennt. Diese gegenseitigen Belehrungen beider Vff. geben den besten Beweis, wie wenig Ursache sie haben, auf das, was sie heraus gefunden zu haben glaubten, stolz zu seyn, und des Rec. Leistungen durch falsche Beschuldigungen herab zu würdigen. Ein edler Forscher kümmert sich nur um das, was wahr ist; sucht aber nicht das Publicum dadurch für sich zu gewinnen, daß er, um seine Superiorität zu zeigen, einem Andersmeinenden Dinge zur Last legt, deren er sich selbst in hohem Grade schuldig macht, jener aber nicht. Laßt uns denn sehen, worin ihr alphabetisches System einen Vorzug hat; und vor allem davon ausscheiden, was sie dem Rec. als gefundene Wahrheit zugestehen.

Hr. B., der überhaupt des Rec. Lesung so lange stehen läßt, als ihn nicht Kask's Vorschläge, auf welche beide Vff. eigentlich ihr System gegründet haben, zu einer Aenderung zwingen, rechtfertigt den Rec. sogar gegen seinen eigenen Collegen, und ändert in den Namen Khfchhârshâ, Dârheûsch, Gôschâsp, nichts als das e, welches er mit St. Martin i liest, das i im Königstitel Khfchâhiôh dagegen für y erklärend. Auch die Form des Genitivs im Singular, Khfchâhiôhahâ, nimmt er an, und bestimmt nur die Quantität der Vocale anders, als der Rec., was jedoch nach L.'s Geständniß dem

Verdienste, den Buchstaben zuerst richtig bestimmt zu haben, keinen Eintrag thut, weil das Bedürfniß der schärfern Lautbestimmung erst mit der fortschreitenden Entzifferung der Sprachkenner entstehe. Nur den Genitiv des Plurals will er, wie Kask., lesen, und darnach auch dahutschâo in dahunâm abändern, welches er auch nicht, wie Rec., durch Völker, sondern durch Lânder erklärt, wogegen V. bemerkt, daß dahu in den Keil-Inschriften als Masc. für Volk, als Fem. für Land stehe. Schon mit diesen Zugeständnissen könnte sich Rec. begnügen, weil er niemals darauf Anspruch gemacht hat, ein Kenner orientalischer Sprachen zu seyn; aber V. gesteht ihm noch mehr zu, und würde auch zugestehen müssen, daß alles, was er zuerst erforscht zu haben glaubt, bis auf das, was er in Folge der vom Rec. einst verworfenen Vorschläge von Kask mit V. gemein hat, vom Rec. schon längst gesagt ist, wenn er ihm alle die Stellen bezeichnete, wo es zu lesen ist. Doch mag es genug sein hier nur auf des Rec. Beurtheilung des Kaskischen Werkes über das Alter und die Echtheit der Sedsprache im Jahrg. 1828 dieser gelehrten Anzeigen S. 105 ff., worin sich zugleich S. 505 ff. die Beurtheilung von Dr Münter's Religion der Babylonier abgedruckt findet, und auf die Anzeigen im Jahrg. 1832. S. 641 ff. u. S. 1209 ff. über des Rec. Nova pericula cuneiformes inscriptiones emendandi, emendatius et auctius facta zu verweisen. Wenn sich auch die Unvollkommenheit des Uebersetzungsversuches von Niebuhr's I. nicht ableugnen läßt, wie sich denn Rec. gern Jedem hingibt, vor welchem er in Hinsicht auf Kenntniß orientalischer Sprachen die Kniee beugt; so beweiset er doch, daß Rec. schon längst, wenn gleich nicht in dem

Grade, wie L., die geographischen Namen in jener Inschrift herausfand, ohne deshalb etwas Wesentliches an seiner Entzifferung zu ändern, weil zugleich seine Entzifferungsversuche in der zweiten und dritten Schriftart dieselbe mehrfach zu bestätigen schienen. Eine solche Bestätigung, wie sie dem Rec. durch die Hieroglyphen der Pariser-Base zu Theil ward, fehlt noch unsern Vff., wogegen sie sich selbst einander durch ihre Widersprüche widerlegen: denn wie selten beide in ihren Abweichungen vom Rec. zusammenstimmen, wird folgende Uebersicht zeigen.

Auch L. zweifelt nicht, daß die Königsnamen im Ganzen richtig gelesen seyen, ändert jedoch viel mehr darin als B.: denn unangetastet bleiben nur die Consonanten k, s, r, d, h, t, g, p, nebst f und einigen ungewissen Buchstaben, und die Vocale â, a und u. Wie er in diesen Buchstaben mit B. zusammen stimmt, so auch in Raff's abweichenden Bestimmungen von n und m; sonst aber nur in den Buchstaben b für v, z für gh, und k für é, wozu man noch ein von B. bezweifeltes t' für n zählen kann. In allem Uebrigen widersprechen sich B. u. L. auf die auffallendste Weise: denn noch nicht zufrieden, des Rec. é mit einem Consonanten k vertauscht zu haben, setzt L. auch w für Burnoufs i, wie umgekehrt î oder y medial. für Burnoufs v; ferner 'm für ein anderes i, und ç für y, g für û, welcher Werth dagegen zugleich mit einem v medial. einem nicht existierenden Zeichen beygelegt wird. Die wichtigste Entdeckung Lessen's, welche er das Ey des Columbus nennt, besteht in der Bemerkung, daß das kurze a nur initial sey; doch hat ihm dieses Zeichen, wie die Abkürzung des Königstitels, viel zu schaffen gemacht. Er glaubt beide aus seinem n entstan-

den, und liest daher das Königszeichen, dem er am Ende einen Querkel hinzufügt, nah, was König bedeuten soll. Ohne zu wissen, daß die zweyte und dritte Schreibart ebenfalls besondere Abkürzungszeichen für den Königstitel habe, erklärt er geradezu, die Vermuthung des Rec., daß es ein compendium scripturae sey, habe nichts für sich, und verbessert in den Berichtigungen am Ende das, dessen Einsicht ihm die Formen des Wortes na(h) benommen hatte, ohne seine Verirrung zu bemerken. Wie in diesem Königszeichen mit dem n ein halbes h am Ende verbunden ist, so soll das kurze a aus n und einem halben h, was auch a gelesen werden könne, entstanden seyn, und deshalb in der Mitte auch aŋg oder bloß ng bedeuten. E. ist zwar nicht abgeneigt, das Zeichen für ein ñ anzuerkennen, welches Rec. dafür hielt; aber er sucht auch mit vieler Umständlichkeit, den Laut des kurzen a in der Mitte als ŋg zu erweisen. Indem er nach diesem a zu Anfange von Niebuhr's A, 22. stillschweigend ein langes a ergänzt, stellt er die Behauptung auf, es erische nie zu Ende eines Wortes, wie auch im Zend ein ŋg kaum vorkomme. So erhält er die orthographische Regel (denn Niebuhr mag wol A, 22. ein â übersehen haben, weil das folgende Wort wieder mit einem â anfängt; und warum jenes Wort nur auf aŋgâ ausgehe, nicht auf aŋgha, davon weiß E. einen Grund anzugeben): das kurze a stehe in der Mitte nur vor h und u: in jenem Falle gelte es aŋg, in diesem a, wie im Anfange eines Wortes, wenn kein mediales h folge. Hier steht nun freilich wieder Niebuhr im Wege, welcher I, 22. pātāatiah schreibt; aber E. hilft diesem Einwurfe durch Einschaltung eines Worttheilers ab. Hierauf gründet sich denn sein Ex



des Columbus oder die wichtige Entdeckung, daß der Vocal a nur initial sey, in der Mitte nur vor h und andern Vocalen ausdrücklich geschrieben werde, allen Consonanten dagegen inhärierte, wenn er nicht durch ein anderes Vocalzeichen ausgeschlossen werde. Dieses ist nun das von L. neu aufgefundenene Princip, welches des Rec. Alphabet geradezu über den Haufen werfen soll, und wogegen jeder gründliche Einwurf gerichtet werden müsse. Es habe mit dem Devanagari die Aehnlichkeit, daß das a nur initial geschrieben werde, und a dem vocalisirten Consonanten inhärierte, wenn es nicht durch einen andern Vocal ausgeschlossen werde. Es habe aber das Devanagari schöne und einfache Mittel, die durch das allgemeine Princip unentschiedenen Fälle zu bestimmen, welche der Keilschrift fehlen, um eine völlig ausgebildete Schrift zu seyn. Ist also, fragt er, das Devanagari nur Vervollkommnung eines ältern mangelhafteren Alphabetes? oder ist das Keilalphabet aus andern künstlichen Gattungen vereinfacht? Rec. antwortet darauf, daß die complicirtere Keilschriftgattung in Babylon und Ninive als die früher vorhandene sich ausweist, diese aber nebst der zweyten Schriftart, ungeachtet sie viele Silbenzeichen mit inhärierendem Vocale haben, gerade sehr reich an Zeichen für a sind. Eine Entzieferungsprobe wird dieses in der Folge etwas deutlicher darlegen; hier müssen aber noch die Einwürfe berücksichtigt werden, welche sich L. zum Theil selbst gegen sein System macht. So viel liegt am Tage, daß bey einem solchen Systeme kein Wort unaussprechbar bleibt, weil man da, wo unaussprechbare Consonante zusammenstoßen, nur ein a inhärieren zu lassen braucht, um das Wort aussprechbar zu machen; aber es ist auch so viel

gewiß, daß der Rec., wenn er so etwas zu äußern gewagt hätte, sofort ausgezischt seyn würde. Ein der Zendsprache Kundiger darf freylich kühner seyn; indessen ist es doch auch einem Laien nicht zu verargen, wenn er sich bey manchen Behauptungen nicht sogleich beruhigt.

Allerdings geht L. hiebey genauer zu Werke, als der sonst so äußerst umsichtige und behutsame B., welcher, da er sich ebenfalls durch Annahme der Raskischen Vorschläge genöthigt sieht, manchen Vocal einzuschalten, ein kurzes e dazu wählt, und darum kein Zeichen für e anerkennt, aber doch auch nicht selten ein a ergänzt, und bei Sprd sogar an Sporade denkt. Auch darin behauptet L. einen Vorzug vor B., daß er das Zend der Religionsbücher für jünger hält, als die Sprache der altpersischen Keilschrift, während es bey B. höchst unwahrscheinlich ist, daß die Keilschrift, welche für lange und kurze Vocale besondere Zeichen einführte, nicht einmal ein langes e bezeichnet, und kurze Vocale zum Theil geschrieben; zum Theil aber auch den semitischen Schriftarten gleich ausgelassen haben soll. Gleichwohl ist es auffallend, daß L. bey einer Sprache, deren Vocalreichtum Münter in seinen altpersischen Keilschriften von Persepolis S. 107. aus dem Zendavesta nachwies, sich noch nicht mit der Vocalbeschränkung durch Rask und Burnouf begnügte, da auch schon der Rec. die Zahl der Vocale bey D. G. Lychsen zu beschränken gesucht hatte, sondern vermittelst seines Princips immer noch mehr Vocale zu Consonanten umschuf, ja sogar anerkannte Vocale, wie sein kurzes und langes i, in der Mitte auch wie Consonante las.

(Der Beschluß im nächsten Stücke).

---

# G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

200. Stück.

Den 17. December 1836.

---

P a r i s.

Beschluß der Anzeige: Mémoire sur deux Inscriptions cunéiformes etc.

War nun schon Burnouf's Alphabet so reich an Consonanten geworden, daß er sich in einzelnen Fällen nicht zu rathen wußte, und deshalb nicht nur zweyerley l annahm, welche L. als unpersisch verwirft, ohne sie durch k' und s' richtiger zu erklären, sondern auch das letzte Zeichen in der Bezeichnung eines Sohnes, weil es zufälliger Weise in seinen Abschriften der Keilschriften von Hamadan verzeichnet war, und seinem System zufolge kein n seyn konnte, lieber ganz verwirft; so mußte Lassen's Alphabet noch mehr von Consonanten überfüllt werden. Daher nahm er für s' und t zwey Varianten an, und unterschied zwischen v und w, z und z neben g, k, k' und q, t und t' neben t' und th, welches die Keilschrift mit zwey Zeichen schreibt. B. hatte deshalb vermuthlich Lassen's

t' durch dh bezeichnet, während E. d' für Burnoufs gh schreibt, aber doch die drey Zeichen, welche B. ebenfalls nur durch gh zu erklären wußte, ebenfalls als g' annimmt, oder höchstens davon noch g' unterscheidet. Burnoufs q erkennt E. gar nicht an, sondern, weil es immer nur mit einem u verbunden vorkommt, soll au ein Diphthong für o seyn, wie hi, als ai gelesen, ein Diphthong für ê: und eben so liest er uw wie q für hw. Wenn nun bey solchen Verschiedenheiten dennoch beide Gelehrte Wörter heraus bringen, welche durch Vergleichung mit dem Sanskrit einen zusammenhängenden, vernünftigen Sinn geben; so muß freylich jeder Laie schon im Voraus mißtrauisch gegen solche Erklärungen werden. In der Bezeichnung des Ormuzds und Himmels stimmen zwar beide Gelehrte nach Rask's Vorschlage zusammen; aber in der Erklärung des Achämeniden weichen sie schon eben so von einander ab, wie in dem Königstitel, welcher nach E. k's'ahziah und nah, bey Rask jedoch qsahyô lautet. Sollte sich wirklich die Form k's'âhziâh als altpersisch in der Bedeutung Krieger erweisen lassen, so wäre dadurch erläutert, warum Xerxes in der zweiten Schriftart ksâhza genannt wird, und eine griechische Inschrift vom J. 398 v. Chr. G. (in den *Monumens inédits d'antiquité figurée par M. Raoul-Rochette. Orestéide pag. 190.*), welche in den Ruinen eines Asyls zu Tralles in Sydien gefunden wurde, βασιλε(ύ)οντος Ἀρταξέσσεω für Ἀρταξέρξου schreibt, und warum die Bibel auch den Artaxerxes Artachschatg nennt. Doch eben die Entziefierung des Namens ksâhza in der zweyten Schriftart führt uns auch dahin, die Raskische Aenderung eines o in m, worauf unsere Vff. ihr ganzes System gebauet

haben, unwahrscheinlich zu finden. Wenn wir nämlich auf der Vergleichungstafel zu Heeren's Ideen das erste Zeichen im Namen ksâhza als eine Ligatur von ks, das zweyte von hâ oder âh betrachten, so ist das dritte Zeichen ein z, welches im Beyworte des Königstitels mit dem vierten Zeichen oder â die Silbe zaz bildet. Nun aber entspricht dem persischen vehi oder neupersischen beh, welches de Sacy in den Pehlwi-Inschriften fand, nach Anquetil's Wörterbuche das pehlwische Wort zazra; was ist daher wahrscheinlicher, als daß das letzte Zeichen im dritten Worte der Silbe ra entspreche: denn daß sich unter den Zeichen der zweyten Schriftart auch einzelne Silbenzeichen finden, läßt schon der Umstand vermuthen, daß ihre Zahl auf 60 steigt, und diese Vermuthung wird dadurch bestätigt, daß das erste Zeichen im Namen des Darius nach dem senkrechten Keile, welcher Eigennamen und Titel bezeichnet, eine Ligatur für dâ oder auch tâ ist, wie im Namen des Vischtâsp in Niebuhr's D, 4. Da nun alle drey Keilschriftarten nur verschiedene Dialekte eines Sprachstammes sind, so werden viele Wörter der ersten und zweyten Schriftart auf gleiche Weise geschrieben, wie diejenigen, welche B. âurmzdâ und frmâtar, Rec. aber âuroghdâ oder âurokhtâ und froâtâro liest. In diesen Wörtern müßte also das vorerwähnte Silbenzeichen, wenn B. richtig läse, eine Ligatur für rm seyn, welche das Beywort des Königstitels zazrm für zazro zu lesen verlangte.

Wie dieser Umstand die Raskische Aenderung des o in m wenig empfiehlt; so scheint die Fensterinschrift eben so wenig für die Aenderung des so anstößigen tsch in der von Anquetil angegebenen Genitivendung in n zu sprechen. Rec.

bescheidet sich gern, daß er sie weder ganz richtig gelesen, noch ganz richtig erklärt habe, wie er denn überhaupt nie hat behaupten können, seine Entziefierung bis zur höchsten Vollendung durchgeführt zu haben, aber eben so wenig kann er Lassen's Art, sie zu lesen und zu erklären, für richtig halten. Rec. mag sich geirrt haben, daß er dem vorletzten Worte einen kleinen Keil zugab, weil er es für eine Nebenform vom letzten Worte in Niebuhr's I. hielt, und eben deshalb sich für die Lesung *gōio* und *gōiōhā* bestimmte; aber daß das zweyte Zeichen dieses Wortes vom ersten verschieden sey, hätte L. lernen können, wenn er auch Kämpfer und Chardin, wie Price und Duseley, verglichen hätte. Seine Erklärung kann also schon darum nicht richtig seyn; aber es wird ihm auch schwer werden, das letzte Zeichen der beiden ersten Wörter als *n* zu erweisen, während es, wie *tsch* gelesen, nach des Rec. Meinung einen Genitiv bildet. Lassen's Lesung und Uebersetzung ist:

\*Ardagatān āzagin Dārhawaus nanghā  
 Quinquaginta proelia Darii regis  
 dadažihā karta.  
 edentis palatium.

Hier fällt sogleich die sonderbare Wortstellung auf, da der Accusativ *ārdagatān āzagin* d. h. halbhundert Schlachten von einem Participle abhängen soll, welches durch die Worte des Königs Darius, die wieder von *karta* abhängig sind, getrennt ist. Aber angenommen, daß das letzte Wort, welches Rec. nur darum ért laß, weil es ihm sonst nicht aussprechbar war, und das erste Zeichen auch nach Anquetil in dem Worte *eghré*, welches dem pehlwischen *zazro* entspricht, ein *é* seyn mußte, einen Pal-

last bedeute; so reihet sich daran doch des Rec-  
 lesung am besten auf folgende Weise:

\*Ardstâtsch âiyôtsch Dârheausch k's' . . . ahâ

Maximi summi Darii regis

dôhiôhâ ért.

arcis palatium.

Daß art groß bedeute, wissen wir von Herobot  
 u. a.: davon ist *ardsta* ein Superlativ, wie  
 mazista u. a. Wörter. Eové heißt erhaben  
 nach Anquetil, wie denghué große Schlösser  
 und aiwyâ-k'sta für Herrscher führt L. aus  
 dem Bendidad an, âiwam durch felicem über-  
 setzend. Ob das letzte Wort ért mit herété  
 Haupt zu vergleichen sey, kann Rec. nicht sa-  
 gen, da er überhaupt in dem, was die Sprache  
 betrifft, keine Stimme hat. Dieses letzte Wort  
 ausgenommen, liest übrigens B. bis auf das  
 tsch alles auf ähnliche Weise, und stimmt daher  
 mehr mit dem Rec. als mit L. überein, der auch  
 für Gôschtâsp der zweyten Schriftart analog  
 Vischtâgp liest. Für ért mit B. u. L. kart  
 oder karta zu lesen, konnte dem R. nicht ein-  
 fallen, weil er eghré dann um so weniger da-  
 mit zu vereinigen mußte, da er kein einziges  
 zendisches Wort auf k ausgehend fand. Bur-  
 nouf's Lesung dieses Wortes izrk, was für izdk  
 oder yëzëdek stehen und *divin* oder *céleste* be-  
 deuten soll, möchte wol schwerlich Beyfall fin-  
 den, zumal da in der Inschrift des Ferres von  
 Hamadan nach Bellino das Wort oidscht, wel-  
 ches B. myôscht, L. aber mazis'ta für μέγ-  
 στος liest, in beiden andern Schriftarten auf  
 gleiche Weise übersetzt wird. L. liest wazark  
 dafür, weiß aber kein anderes Zendwort zu ver-  
 gleichen als bërëzat groß. In den Wörtern  
 zrk, skâ, ktpdhuk oder ktpthuk, und mk,  
 die Zarangen, Saken, Kappadoken und Ma-

ken zu finden, während die Drangen durch drhan'ghâ bezeichnet seyn sollen, will dem Rec. nicht behagen, wogegen er I, 8 f. in éara nach pârâ und I, 21. in éaro nach pârso Iran oder Eriene bezeichnet glaubt. Doch um nun wieder auf das Cy des Columbus zurück zu kommen, so ist die Sache bey weitem so klar noch nicht, wie E. andeutet: denn er gesteht am Ende selbst, daß er, die Fälle abgerechnet, wo er, um ein Wort nach seinem Alphabete aussprechbar oder zendisch auslautend zu machen, durchaus ein a einschoben muß, keine allgemeine Regel durch Induction aufzustellen wisse. Daß man z. B. k's'hârs'â nicht k'as'ahâras'â lesen dürfe, weiß er nur aus historischer Ueberlieferung. Gewißheit sey hier nicht überall zu erlangen: denn die Insdier sagten pârâga, die Alten Pârâsa; nur sey aus der Zendschrift zu schließen, daß in den altpersischen Dialekten Consonante oft durch ein leichtverflingendes e getrennt wurden, was B. auch allein geltend macht. Wo bleibt aber nun die Sicherheit, mit welcher E. überall auftritt, wo er irgend ein zendisches oder auch sanskritisches Wort zu finden weiß, welches seiner Theorie taliter qualiter zusagt? Sind doch beide Vff. noch nicht einmal darüber einig, von welchem Könige die Inschrift von Murghab rede. B. stimmt mit dem Rec. für Kyrus, liest aber die Inschrift âdm qulusch khschâhyôh akhâm-nôschôh, und übersetzt ego oder est Cyrus rex Achaemenides; E. zieht aber, ohne sich zu fragen, warum von dem als vergöttert dargestellten Könige kein Vater genannt werde, St. Martin's Ochus wieder herbey, und liest âdam-âs'us' k's'ah'ziah ak'âmanis'iah, d. h. posui Ochus rex Achaemenius. Gegen beide Erklärungen ist zu erinnern, daß das erste Wort in



beiden andern Schriftarten den senkrechten Keil vor sich stehen hat, welcher einen Titel andeutet, und daß man in Niebuhr's K, 19. dasſelbe Wort, was zu Anfange dieſer Inſchrift vor dem Namen des Darius ſteht, vor demjenigen Worte findet, welches Rec. áuroghdá (Berehrer des Ormuzd) lieſet, unſere Vff. aber áuramazdá leſend durch Ormuzd überſetzen. Denn es kann doch nicht in einerley Inſchrift zugleich von Darius und Ormuzd dasſelbe Verbum gebraucht werden: überdieß heißt Ormuzd in der letzten Zeile von Niebuhr's I. nur áurá, wovon L. die Deutung verſchweigt.

Rec. vergleicht ádo ádohátscháo H, 20 f. mit dem Titel König der Könige, und überſetzt Herr der Herren, ohne ſich weiter darum zu bekümmern, ob ſich ádo in dieſer Bedeutung im Zend oder Sanskrit nachweiſen laſſe. Dazu kömmt, daß ádo in der zweyten Schriftart mit einem dem Königstitel ähnlichen Zeichen wiedergegeben wird, welches zugleich dazu dient, dem Königstitel und dem Worte, welches B. mit den Pahlwán oder Helden vergleicht, die Genitivendung des Plurals zu geben. Das zweyte Zeichen dieſes Wortes iſt das dritte im Namen des Königs zu Murghab, welches Rec. wegen ſeiner Aehnlichkeit mit dem sh um ſo mehr für ein sr erklärte, weil er es auch auf dem Gürtel des Serofch auf dem Cylinder im erſten Heſte der morgenländiſchen Alterthümer von Dorow fand. L. verwechſelt dieſes Zeichen geradezu mit dem sh, B. erklärt es aber wegen des Wortes hábölusch, worin er eine Bezeichnung Babylons findet, für eine beſondere Art des l. War es nun, da die altperſiſche Sprache gar kein l kannte, nicht beſſer, jenes Zeichen für ein beſonderes r zu erklären, welches die altperſiſche Sprache

an die Stelle des Pehlischen 1 setzte? So ließ sich statt Kusrusch auch Kurusch lesen, wie die dritte Schriftart Khores schreibt, wenn man das erste Zeichen dieses Namens Kho liest, das zugleich als Abkürzung von khoda (König) dem Worte âdo entspricht. Ja! ké läßt sich auch in der zweyten Schriftart dasjenige Zeichen lesen, welches dem Worte âdo entspricht. Ein Entzieferversuch der zweyten Schriftart möge dieses deutlicher machen. Wie schon oben gezeigt ward, daß die Inschrift der Pariser-Base in der Mitte der zweyten Tafel zu Heeren's Ideen ksâhza Sh. z(azro) laute; so läßt sich Niebuhr's F. also lesen: ksâhza Sh. zazro, Sh. Sh. kéanm, Dârhâusch Sh. agher, aŋheotschôsçh, und die Inschrift von Murghab, wie folget: ké khosro Sh. (aŋ)gheotschôsçh, so wie in der dritten Schriftart: kho. khores Sh. aŋgheotschôsçâh, d. h. Held Kyrus, König, Weltherrscher, von aŋghoha oder akhé (Welt) und schâh (König). Daß die beiden letzten Zeichen in der dritten Schriftart schâh zu lesen seyen, und nicht schiah, wie L. will, beweiset deren Widerkehr im Namen des Ferres khschâh-traâh auf der Pariser-Base und Khschâhtrsch in Niebuhr's E. Verlangt man nun auch noch die Lesung von Niebuhr's D.; so möchte diese Inschrift also lauten: Dârhâusch Sh. zazro, Sh. Sh. kéanm, Sh. dâhkéscham veschpâm-sam (aller Länder) Veschtâsp agher aŋheotschôsçh u. s. w. Rec. mag in dieser Lesung noch keinesweges alles verantworten; aber sie gibt doch einen Beweis, wie Rec. versucht hat, seine Lesung aller Keilschriftarten mit einander in Einklang zu bringen, und wie er deshalb denen nicht sofort beystimmen kann, welche die erste Schriftart erklären, ohne die Harmonie der

übrigen darzuthun. Wie den Rec. daß in I, 2 f. zwischen dahutschâo und prutschâo gestellte Wort thöschâo zu der Annahme einer Genitivendung schâo oder tschâo bestimmte, so sieht er auch ähnliche Endungen in dâhkéscham veschpém-sam, von dakhja (Provinz) und veschpé (alle).

Um nun noch die größere oder geringere Zusammenstimmung unserer beiden Bf. zu zeigen, wollen wir zuvörderst beider Lesung und Erklärung der von B. ausgewählten Inschrift neben einander stellen.

Burnouf liest u. übersetzt:

Bû. izrk. âurmzdâ.  
*L'être divin (est) Ormuzd;*

ah. ômâm. buîdm. âdâ.  
*il le Homa excellent a  
donné;*

ah. âim. âçmânâm. âdâ.  
*il ce ciel a donné;*

ah. mrtôhm. âdâ.  
*il l'homme a donné;*

ah. s'ôhâtôm. âdâ. mrtô-  
hahâ.  
*il la nourriture a donné à  
l'homme;*

ah. Dârhium. k's'âhyôhm.  
aqunus.  
*il Darius roi a engendré,*

âdim. plunâm. k's'âhyôhm.

*ce des braves roi,*  
âdim. plunâm. frmâtârm.

*ce des braves chef.*

^Adm. Dârhius'. k's'âhyôh.  
izrk.

*Ceci est Darius, roi divin,*  
k's'âhyôh. k's'âhyôhânâm.  
*roi des rois,*

Eassen liest u. übersetzt:

Baga. wazark. âuramazdâ.  
*Felicitate magnus Auras-*  
*mazdes.*

ah. imâm. buvam. âdâ.  
*Is hanc terram creavit,*

ah. âwaza. âçmânâm. âdâ.  
*is excelsum coelum creavit;*

ah. martiham. âdâ.  
*is mortules creavit.*

ah. s'ihâtim. âdâ. marti-  
hanhâ.

*is fata creavit mortalium.*

ah. Dârhawum. k's'âhçi-  
ham. âdnus'.  
*Is Darium regem consti-*  
*tuit,*

Aiwam. ps'unâm. k's'âh-  
çiam.

*felicem bonorum regem,*

aiwam. ps'unâm. frmâtâ-  
ram.

*felicem bonorum rectorem,*

^Adam. Dârhawus'. k's'âh-  
çiah. wazark.

*Posui Darius, rex magnus.*  
k's'âhçiah. k's'âhçihânâm.  
*rex regum,*

k's'ahyôh. dahunâm. pluz- nânâm.	k's'ahçiah. danğhunâm. ps'uwaznânâm.
roi des provinces qui pro- duisent les braves,	rex populorum bene paren- tium,
k's'ahyôh. aahâhâ. buîdhâ.	k's'ahçiah. aañghâhâ. bu- mihâ,
roi du monde excellent, izrkhâhâ. ghurdh. âpôh. divin; redtoubable, pro- tecteur,	rex existentis orbis terrar. wazarkâhâ. d'uriah. âpyah. magni, sustentator, auctor,
Gôs'taçpahâ. pup. ak'am- nos'dh.	Vis'taçpahâ. put. ak'à- manis'iah.
de Goschtâçpa fils, Aché- ménide.	Hystaspis filius, Achaem- nides.

Hier findet man allerdings eine solche Uebereinstimmung im Ganzen, daß man sagen kann, die Sache sey weiter gebracht; aber während Burnouf's Hom bey E. verschwindet, versteht E. noch so wenig die gleichlautende Inschrift bey Lebrun in ihre Theile zu zerlegen, daß er zu dem Obigen noch das Wort çâtiâh (edelgeboren), womit ein neuer Theil beginnt, hinzufügt, und weil alles Folgende keinen rechten Zusammenhang darbot, meint, Lebrun habe eine Zeile ausgelassen, wie Niebuhr am Ende der Inschrift A zwey. Wie gering jedoch die Zusammenstimmung in allem Uebrigen sey, was nicht in obiger Inschrift sich findet, davon mögen folgende Proben zeugen. B. behauptet, in Niebuhr's I, 5 ff. bedeuteten die auf çâtiâh, oder, wie er mit dem Rec. liest, iâtôh, folgenden Worte Dârhius' k's'ahyôh is'nâ âurmzdâââ ômâ dahâr thâ so viel als *Darius roi, dans le sacrifice à Ormuzd, lui donne le Homa*; allein bey Niebuhr steht nicht dahâr (*donateur*), sondern dahâi, weshalb E. also liest und übersetzt: Dârhawus' k's'ahçiah was'nâ âuramazdângâ imâ danğhâwa thâ, *Darius rex voluntate Auramazdis. Hi populi illi.* Das Folgende übersetzt

§. Posui debellator. Heic hi Persae ministri. Isti (populi) adorationem igni, mihi tributa attulerunt, worauf dann das Völkerverzeichnis folgen soll, worin beide Vff. eine Bestätigung ihres alphabetischen Systems finden. Auch Rec. hat ein Völkerverzeichnis in dieser Inschrift gefunden, aber weder ein Opfer, noch eine Aufzählung tributärer Völker darin vermuthet, weil sie sich, entfernt von solchen Darstellungen, an der Hauptmauer nach Süden befindet. Der Schluß dieser Inschrift wird von B. also gelesen und übersetzt: *âbôh omâm gôym, je vous offre le Homa*, weil *gôym* so viel sey als *je dis*, und *âbôh* die vom Verbum getrennte Präposition à mit dem Pronomen *vous*. Nicht geleugnet wird jedoch, daß man auch übersetzen könne *je vous dis cela*, wie *omâm dahâum aurmzdâ pâdhui H, 15 f. qu' Ormuzd protège cette province*. E. liest dagegen *âbiah imâm vižam*, und findet der anderen Stelle analog, welche er *tuere, o Auramazdes, hanc terram* übersetzt, in *âbiah* ein Verbum, wie in *imâm vižam* ein offenes Object, *hoc palatium*. Für Burnouf's *omâm bušdm (le Homa excellent)* zu Anfange der oben mitgetheilten Inschrift hat Lassen insofern besser *imâm buvam (hanc terram)* vermuthet, als weiter unten die Worte *âa(ð)hâhâ bušdhâ (du monde excellent du Behescht)* nach B., oder *âaŋghâhâ bu'mihâ (existentis orbis terrarum)* nach E., in der zweyten Schriftart auf gleiche Weise übersetzt worden; ja Lassen's Uebersetzung würde noch ähnlicher geworden seyn, wenn er gewußt hätte, daß Lebrun unrichtig *buvam* für *bu'miam* geschrieben habe. Allein in der Lesung *ps'uwaznânâm (bene parentium)* irrt er eben so sehr als B. in der seinigen *plû(i)znânâm (qui pro-*

*duisent les braves*), weil dieses Wort der Uebersetzung in der zweyten Schriftart zufolge gleiche Bedeutung mit der kürzeren Form *ps'unâm* od. *plunâm* hat, obwohl die zweyte Schriftart noch hinzusetzt *damkéam*, welches wegen des vorstehenden senkrechten Keiles gleich ehrenvolle Bedeutung haben muß, als das ihm vorangehende Wort, dem eine gleiche Form des pluralischen Genitivs gegeben wird, wie dem Königstitel. Rec. könnte noch Vieles der Art anführen, was offenbar unrichtig gelesen und erklärt ist; begnügt sich aber, nur noch auf die unwahrscheinliche Zusammensetzung der Inschrift von Tarku aus Zeichen, aller drey Schriftarten aufmerksam zu machen, welche nach Hrn. B., wenn man die Zeichen der ersten Schriftart deutsch, die der zweyten griechisch, und die der dritten lateinisch schreibt, also lautet:

Ἀρσᾶν . aks'kân . aihâ . . . ἀρσῆιδ  
 Arsaces Arsacis fil . Arsacides.

Aus allem diesem geht nun wohl zur Genüge hervor, daß beide Vff. vom Ziele noch weit entfernt sind, und um zu glücklicheren Resultaten zu gelangen, noch eben so vielen Fleiß auf die Vergleichung aller Keilschriften verwenden müssen, als Rec. darauf verwandte. Wie gern würde sie Rec. vor vielen Mißgriffen bewahrt haben, wenn sie sich vor deren Veröffentlichung vertrauensvoll an ihn gewandt hätten, anstatt sich durch das, was sie besser aufgefunden zu haben glaubten, für berechtigt zu halten, ihren Vorgänger, ohne dessen Hülfe sie wohl nichts gesehen haben würden, und auf dessen Schultern sie stehen, mit den Füßen nieder zu treten, und ihm zur Last zu legen, woran er weder gedacht hat, noch denken konnte. Wozu führte E. in seinem Vorworte eine Stelle aus Niebuhr's Lebensbeschreibung sei-

nes Vaters an, deren Inhalt jedem längst aus Niebuhr's Reisebeschreibung bekannt ist? Sollte etwa damit angedeutet werden, Rec. hätte dem trefflichen Niebuhr unrecht gethan, daß er ihm Sphalmata zugeschrieben habe, deren Unvermeidlichkeit L. selbst gesteht, so weit sogar gehend, daß er auch in leicht zu bewerkstelligenden Abschriften ganze Zeilen fehlend glaubt? Rec. mag dergleichen Unwürdigkeiten nicht weiter rügen, und theilt lieber zu Niebuhr's Ehre einige Auszüge aus seinen noch ungedruckten Briefen an Hrn v. Murr in Nürnberg mit, aus welchen Hr v. Murr in seinem Aufsatze über die persopolitanischen Inschriften im vierten Theile des Journals zur Kunstgeschichte und zur allgemeinen Literatur S. 122 ff. nur einen dergleichen geliefert hat. Mit Uebergang eines gleichzeitigen Briefes von ähnlichem Inhalte gibt Rec. zuerst folgenden Auszug aus einem Schreiben vom 3. April 1777.

‘Für die geehrteste Zuschrift mit dem übersandten Stücke aus Dero Journal bin ich Denenselben vielmahl verbunden. — — — Bey Erklärung der Hieroglyphen wollte ich rathen, sich so wenig bey den auf Scarabeen als den auf Gemmen befindlichen aufzuhalten. Die sind just die allerundeutlichsten. Die alten, sowohl Egypter als Perser, waren bessere Steinhauer als Steinschneider. Wenn die Inschriften zu Persepolis gleich nicht so alt sind als die ältesten Hieroglyphen auf ägyptischen Denkmählern, so können die Perser doch schon längstens Buchstaben gehabt haben, als die Egypter auf Steinen noch keine andere als Bilderschrift brauchten. Daß Tschil minâr nicht auf einmahl gebauet sey, haben schon andere Reisende gesagt, und ich werde selbiges auch deutlich zeigen. Man findet

‘daselbst Ueberbleibsel eines Gebäudes, das viel, leicht 1000 und mehr Jahre alt war, als es von Alexander zerstört ward, und auch in diesem findet man Inschriften, die gewiß eben so alt sind, als das Gebäude selbst; denn sie stehen an bequemen Stellen über großen Figuren, die gewiß ihre Helden, wo nicht Götter, vorstellen sollen. Man findet auch darunter 3 verschiedene Alphabete, und dieselben Schriften gar doppelt inwendig an den Thürpfosten gegen einander über. Hatten sie schon zu der Zeit 3 verschiedene Alphabete, wie alt muß denn ihr erstes gewesen seyn. Indes halte ich die persopolitanischen Inschriften noch eher für erklärbar als die egyptischen Hieroglyphen; denn von der alten persischen Sprache weiß man noch mehr als von der pharaonischen; die Sprache des Zend-avesta muß doch Ähnlichkeit mit den zu Persepolis befindlichen Inschriften haben, wenn gleich die Züge der Buchstaben verschieden sind. Ueberhaupt scheinen die Perser ihre Alphabete mit geraden Strichen sehr lange behalten zu haben. Nachher aber haben sie die Züge ihrer Buchstaben oft und sehr verändert, wie ich davon Proben liefern werde.

‘Die Anzahl der Kupfertafeln zu meiner Reisebeschreibung wächst so sehr, daß ich noch Zeichnungen von alten arabischen und neuen persischen Münzen werde zurück lassen müssen. Vielleicht kann ich Ew. Wohlgebornen zu Dero Journal damit aufwarten. Gewiß kann ich es noch nicht versprechen.’

Unter dem 24. May 1795 schreibt eben derselbe :

‘Die Uebersetzung von Herrn Jones Abhandlung über die Geschichte und Alterthümer Afiens habe ich noch nicht gesehen. Das was dieser große



‘Orientalist in den Asiatic Researches (vermuthlich dem Original der erwähnten Uebersetzung) von den Inschriften zu Persopolis sagt, ist zu flüchtig, und daher von keiner Erheblichkeit. Es haben aber meine Abschriften auf Tab. 27., welchen griechische Uebersetzungen beygefügt sind, einen Mr. de Sacy in Stand gesetzt, in seinen *Mémoires sur diverses antiquités de la Perse*, Paris 1793. nicht nur diese Inschriften, sondern auch verschiedene Münzen der Sassaniden zu erklären: und nunmehr können denn auch andere Gelehrte diese Art Inschriften lesen. Mr. de Sacy hat auch von den neupersischen Inschriften bessere Uebersetzungen geliefert, als ich durch einen Mr. Rousseau (einen nahen Anverwandten des Jean Jacques, dessen Vater, ein Uhrmacher aus Genf, sein Glück in Persien gesucht, und sich zu Isfahan verheirathet hatte) erhalten habe.’

‘Ueberhaupt hat Mr. de Sacy durch die Bekanntmachung dieser seiner Memoiren den Liebhabern der alten Literatur einen großen Dienst geleistet: die Sprachkundige sind bereits aufmerksam darauf geworden, daß ich gesagt habe: die allerältesten Inschriften zu Persopolis wären von der Linken zur Rechten geschrieben. Meinen Grund, warum ich dies behaupten konnte, habe ich angezeigt. Mein Sohn, der vor einiger Zeit meine Abschriften vergleichen wollte, hat mehrere Beweise gefunden, wodurch meine Bemerkung bestätigt wird. Wahre Kenner der alten Sprachen werden dies ohne Zweifel gleichfalls finden, und so auch zur Erklärung dieser Inschriften schreiten. Und so hoffe ich, daß die viele Mühe und Sorgfalt, welche ich angewandt habe, um genaue Abschriften davon zu machen, doch nicht vergebens seyn wird.’

‘Hätte der Hofrath und Professor Tychsen zu Rostock die Hülfsmittel, welche die Gelehrten in Paris und England finden, so zweifelte ich nicht, daß der auch noch die ältesten persopolitanischen Inschriften erklären würde.’

Dieser fand außer der Bestimmung des kürzeren schrägen Keiles als eines Worttheilers, womit L. den Punct in der Zendschrift vergleicht, den Werth mehrerer anderer Zeichen, suchte aber in dem Königszeichen, das L. noch verbessernd für ein ihm unbekanntes Wort hält, einen Eigennamen, ungeachtet Münter die wahren Zeichen für den Königstitel fand, ohne ihren Werth im Einzelnen bestimmen zu können. Rec. mußte aber gegen Wahl und Lichtenstein noch erweisen, was L. als bekannt voraus setzt, daß diese Schrift von der Linken zur Rechten gelesen werde, so wie gegen Münter, daß die dritte Schriftart so wenig eine Wortschrift, als die zweyte eine eigentliche Silbenschrift sey. Den neueren Forschern gibt Rec. zu, daß es ein blinder Zufall gewesen seyn würde, wenn er alles richtig getroffen hätte; aber dargethan haben sie noch keinesweges, daß seine Bestimmungen eines großen Theils der Keilbuchstaben auf keiner sehr sicheren Basis beruhen, wenn er gleich von Kennern des Zends und Sanskrits erwartet, daß sie ihn manches Fehlgriffes überführen werden, und darum diese durch keinen Nachspruch hindert, wie L. meint, die Untersuchung von neuem anzustellen, sondern vielmehr jeden aus inniger Wahrheitsliebe auffordert, durch Sprachenkunde das zu leisten, was dem bloß combinirenden Zeichenvergleich nicht möglich war.

Grotefend.

G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

201. Stück.

Den 19. December 1836.

---

N e u c h a t e l.

Beym Verfasser: Recherches sur les poissons fossiles, comprenant une introduction à l'étude de ces animaux; l'anatomie comparée des systèmes organiques qui peuvent contribuer à faciliter la détermination des espèces fossiles; une nouvelle classification des poissons, exprimant leurs rapports avec la série des formations; l'exposition des lois de leurs succession et de leur développement durant toutes les métamorphoses du globe terrestre, accompagnée de considérations géologiques générales; enfin la description de cinq-cents espèces qui n'existent plus et dont on a rétabli les caractères d'après les débris qui sont contenus dans les couches de la terre; Par Louis Agassiz. Vom J. 1833 an; der Text in 4. die Abbildungen in Quer-Folio.

Bisher hatten die Untersuchungen über die fossilen Fische noch keinen wissenschaftlichen Character; sie hatten noch zu keiner Vergleichung ihres Verhältnisses zu dem der lebenden geführt; man fand in keiner Sammlung des Continents die fossilen Fischreste systematisch geordnet, oder mit den gehörigen Etiquetten versehen, und die jetzige Bestimmung dieser Fossilien in einigen Sammlungen rührt vom Hrn Agassiz her. Obgleich die fossilen Fische bis dahin weniger gekannt waren, als die fossilen Reste der übrigen Thierabtheilungen, so sind vorzugsweise sie doch im Stande, uns eine Idee von dem Wechsel der Organisation während aller Erdrevolutionen zu gewähren, und zwar aus dem Grunde, weil fossile Fische in allen unter dem Wasser gebildeten Erdschichten, von den ältesten bis zu den neuesten, angetroffen werden, — weil sie gewöhnlich gut erhalten, also zu einer genaueren Untersuchung und Vergleichung mehr geeignet sind als die Mollusken, von denen nur noch die Schalen übrig blieben, als die Säugethiere, von denen man nur sehr selten ganze Skelette findet, und welche meist nur in den jüngsten Erdlagern angetroffen werden; und als die Reptilien, weil diese nicht allein seltener, sondern auch erst später in der Naturreihe auftreten, — und weil die Fische unter allen Thieren als diejenigen erscheinen, welche am meisten an das Wasser gebunden sind, so daß sie uns am deutlichsten über die Wechsel Aufschluß geben, welche sich in dem großen ehemals die Erde überfluthenden Meere ereigneten. Man wird im Stande seyn zu bestimmen, ob ein Fisch in Flüssen, Seen, Teichen, in offener See oder an den Meeresgestaden lebte, ob er sich an der Oberfläche, oder vielmehr in

der Tiefe des Meeres aufhielt; die mehr oder weniger deutlichen Merkmale dieser Art werden über die Formation der Erdenlager ein entsprechendes Licht verbreiten. Die fossilen Fische sind nach den großen geologischen Formationen, in welchen sie angetroffen werden, verschieden, und haben in jeder derselben einen besonderen Organisationscharacter, welcher zu ihrer Bestimmung hinreicht; dem Verf. ist es gelungen, die Gesetze der Reihenfolge und organischen Entwicklung dieser Thiere während aller geologischen Epochen auszudrücken; die Wissenschaft wird, indem sie diese Thierclassen von Formation zu Formation sich metamorphosieren sieht, für eine große Abtheilung des gesammten Thierreichs die Fortschritte der Organisation auf eine ganze Reihe von Erdenaltern verfolgen können. Es unterscheiden sich die fossilen um so mehr von den noch lebenden Fischen, in je älteren Erdenlagern jene sich finden. Sämmtliche Knochenfische, welche in Formationen vorkommen, die älter als die Kreide sind, gehören Gattungen an, welche gegenwärtig keine Repräsentanten mehr haben. Sie sind durch rhomboidalische mit Email überzogene Schuppen characterisirt.

Das Werk wird aus 5 Bänden Text und 250 Tafeln Abbildungen bestehen; es erscheint in Lieferungen von 10 — 15 Bogen Text und 20 Tafeln. Die Zahl der fossilen, gegenwärtig nicht mehr lebenden Fische beläuft sich auf 500, deren Reste in den verschiedenen Sammlungen Europas zerstreut sind. Der erste Band wird das Allgemeine über den Gegenstand, — als eine Einleitung in das Studium der Fossilien, eine Anzeige der Quellen, aus denen der Verf. geschöpft hat, die allgemeine Anatomie des Skeletts

und aller Theile, welche zur genaueren Bestimmung der fossilen Arten beytragen können, z. B. der Schuppen, eine neue Classification dieser Thiere, worin das gegenseitige Organisationsverhältniß zwischen den fossilen Fischen aller geologischen Formationen und den noch jetzt lebenden hervor gehoben wird, allgemeine zoologische Betrachtungen über die Verschiedenheiten in der Form der Fische im Vergleich zu der der übrigen Thierclassen, und Resultate dieser Untersuchungen für die Theorie der Metamorphose des Erdballs — enthalten. Jeder der folgenden Bände liefert die Beschreibung der fossilen Arten einer bestimmten Ordnung: der zweyte die Ordnung der Ganoïden, der dritte die der Placoïden, der vierte die der Stenoïden, und der fünfte die der Cycloïden. Sämmtliche Arten werden verglichen mit den noch lebenden, zu denen sie in der größten Verwandtschaft stehen, abgebildet. — Es sind schon so viele Stimmen über die Wichtigkeit dieses Werkes, welches ohne Zweifel Cuvier's Ossemens fossiles bey weitem übertrifft, und die Treue der Abbildungen laut geworden, daß uns nur der Wunsch der raschen Folge der Lieferungen, von denen die 1., 2., 4. und 5. vor uns liegen, übrig bleibt.

Ueber die Lehre von den Fossilien heben wir noch folgende zwey Werke hervor:

L o n d o n.

Ben Relfe und Fletscher: *Memoirs of Ichthyosauri and Plesiosauri, extinct monsters of the ancient earth, with twenty eight Plates, copied from specimens in the author's collection of fossil organic*

remains. By Thomas Hawkins, Esq. 1834. XVI u. 58 S. in Folio.

Dieses Werk kann, was die Abbildungen, den Druck und das Papier betrifft, mit vollem Rechte auf den Namen eines Prachtwerkes Anspruch machen, der innere Werth besteht aber nur in den Abbildungen und den genauen (nur zu weitläufigen) Beschreibungen der fossilen Reste jener Thiere. Das allgemeine Geologische und Physiologische ist so sehr mit Versen und Denk-sprüchen, besonders aus der Bibel, durchflochten, daß es auf den Namen einer wissenschaftlichen Arbeit keinen Anspruch machen darf. In der Einleitung wird der Lias der Grafschaft Sommerset beschrieben; das erste Kapitel liefert eine mangelhafte Geschichte der Ichthyosauri, in der alles, was, mit Ausnahme von Cuvier, darüber auf dem Continente gesagt worden, dem Verfasser unbekannt blieb. Das zweyte Kapitel enthält die Arten des Genus Ichthyosaurus, welche nach den vorderen Extremitäten bestimmt werden, als *I. chiroligostinus* (wenig Handknochen), *I. chiropolyostinus* (viele *z.*), *I. chirostrongulostinus* (runde *z.*), *I. chiroparamekostinus* (längliche Handknochen). Im dritten Kapitel ist die vergleichende Anatomie, Physiologie und die Lebensart der Thiere erörtert. Darauf folgt das Genus Plesiosaurus, und zwar der *P. triatarsostinus* (3 Knochen im Tarsus), außer welchem aber noch die Arten *P. tessarestarsostinus* (4 Knochen *z.*), *P. pentatarsostinus* (5 Knochen *z.*), und *P. extarsostinus* (6 Knochen im Tarsus) genannt werden. — Viel Fachen erregen des Vf's Folgerungen aus der speciellen Betrachtung über die Ichthyosauri u. Plesiosauri, so wie das Colloquium zweyer Steinmehnen über die letztern.

## F r a n k f u r t a. M.

Ben Sauerländer: Die fossilen Zähne und Knochen und ihre Ablagerung in der Gegend von Georgensgmünd in Bayern. Untersucht und abgebildet von Hermann von Meyer. Mit 14 Tafeln Abbildungen. 1834. VIII und 124 S. in 8. Auch als Supplement zu Bd. 1. des Museum Senckenbergianum.

Der um die fossilen Wirbelthierreste so sehr verdiente Hr Herm. v. M. hat sich durch diese gründliche Schrift ein neues Verdienst in jener Hinsicht erworben. Die Vorrede liefert einen gedrängten Ueberblick des gegenwärtigen Zustandes seiner Wissenschaft, worauf dann Betrachtungen zur Odontologie folgen, in der der Verf. besonders auf den Grad der Wichtigkeit aufmerksam macht, welche einzelne Zähne und einzelne Knochen zur Bestimmung eines ganzen Thieres haben, und Beispiele von Irrthümern, die daher entstanden, anführt; auch stellt er Regeln und Gesetze über die Bedeutung der Zähne bey den Säugethieren auf, woraus sich ergibt, wie nöthig es sey, in der Lehre von den Zähnen gewisse Begriffe, Ausdrücke und Bezeichnungen fest zu stellen, was der Verf. auch auf eine zweckmäßige Weise versucht hat. — Dann folgt die Beschreibung der Knochen führenden Ablagerung von Georgensgmünd; diese Ablagerungen befinden sich in dem 150 Fuß über dem Thalgrundsich erhebenden Hügel Biel, eine Viertelstunde von dem angeführten Orte. Der ganze Hügel besteht aus Tertiärgebilden; auf dem Gipfel desselben stehen zwey Steinbrüche im Betriebe, deren einer, als der Verf. ihn untersuchte, 20 Fuß aufgeschlossen war, und eine Menge horizontaler Schichten von etwa einen halben Fuß Mächtigkeit



Zeit zeigt. Diese Schichten sind fester, mehr oder weniger leicht zerreiblicher und ocheriger Kalkstein, feinzellig und mit späthigem Kalk durchzogen. Damit wechselt öfter eine dünne Schicht, die fast bloß aus Blättern und Aesten dicotyledonischen Gesträuchs verschiedener Art zu bestehen scheint. In diesen Schichten hat der Verf. keine Säugethierreste angetroffen, wohl aber im Kalksteine. Häufig liegen sie aber auch nicht darin. Einige darunter waren zertrümmert und abgerundet, ehe sie das Gestein umschloß, was auf einen längeren Aufenthalt im Wasser, oder auf Fortführung deuten würde. Der Kalkstein wird nach der Tiefe fester, mächtiger, massiger und unregelmäßiger. Von Conchylien findet man nur unvollständige Steinkerne von *Helix*, *Lymnaea* und vielleicht noch einem oder dem anderen *Lacustrermolluske*. Das Gebilde wird von Dammerde bedeckt und ruht auf dem Flöhsandsteine der Gegend. Der Hügel ist nicht durch spätere Hebung entstanden, gehört vielmehr zu den Beispielen isolierter Höhen, die aus horizontal geschichteten Gesteinabsätzen bestehen und vielleicht unter Wasser entstanden in derselben Form, in der sie sich darstellen. Die vom Verf. aus diesem Hügel erhaltenen, beschriebenen und abgebildeten Reste gehören dem *Mastodon* (*M. angustidens* und *M. Arvensis*), *Dinotherium Bavaricum*, *Hyotherium* (ein schweinsartiges Thier, das sich mit keinem der bekannten vereinigen läßt), *Rhinoceros incisivus*, *Palaeotherium Aurelianense*, *Palaeomeryx Bojani* und *P. Kaupii*, *Ursus*, einigen Fleischfressern und einer *Emys* an. — Ein genaues Register beschließt diese, die früheren Schriften des Verfs in mehrfacher Hinsicht berichtigende Abhandlung.

Die Abbildungen sind in natürlicher Größe, und sämmtlich vom Verf. selbst gezeichnet.

Berthold.

### B i e l e f e l d .

Bey Aug. Velhagen, 1835: Kritische u. erklärende Anmerkungen zu der von Hrn Prof. v. Bohlen besorgten Ausgabe des Chaurapanchāsika und Bhartriharis von Dr. C. Schütz, Lehrer der neueren Sprachen am Gymnasium zu Bielefeld. — VI u. 50 S. in 8.

Diese kleine Schrift verdient desto mehr in diesen Blättern zu weiterer Beachtung empfohlen zu werden, da sie die vor ihrer Erscheinung geschriebene Recension in St. 81 u. 82. d. J. auf eine sehr lehrreiche Weise fortsetzt, indem sie viele einzelne Stellen der v. Bohlenschen Ausgabe durchgeht, um den Text, die Uebersetzung und die Erklärung zu berichtigen. Der Verf. bewährt hier nicht bloß eine sehr genaue Kenntniß des Sanskrit als Sprache, sondern auch, was vorzüglich zu dem Unternehmen gehörte, eine seltene Belesenheit in den späteren indischen Dichterverken; und es sind hier sowohl im sprachlichen als im geschichtlichen Gebiete so viele Beweise gründlicher Gelehrsamkeit gegeben, daß man der vom Vf. in der Vorrede versprochenen Ausgabe von Māgha's Cicupālabadha gern aufmunternd und theilnehmend entgegen sieht. Zum Gelingen einer billigen Ansprüchen genügenden Ausgabe solcher Sanskrit-Bücher gehört ein Verein von Kenntnissen, Scharfsinn und Geduld, welchen man bis jetzt noch selten unter uns findet: dem Vf. steht er zu Gebote, und so wünschen wir ihm zur Vollendung seines größeren Unternehmens den besten Erfolg.

H. G.

G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e   A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

202. 203. S t ü c k .

D e n 22. D e c e m b e r 1836.

---

B e r l i n .

In Commission bey F. Dümmler, 1836: Über die Kawi-Sprache auf der Insel Java, nebst einer Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts. Von Wilh. v. Humboldt. Erster Band (mit einem Vorworte des Freyherrn Alex. v. Humboldt). XXIV, CCCCXXX u. 312 S. in 4.

Nach dem Lesen eines Werkes, wie das eben genannte ist, wandelt den Beurtheiler von selbst die seltene Lust an, sein Geschäft bloß berichtend und anerkennend zu verwalten, und gern unterzieht er sich der für dies Mahl so angenehm gewordenen Pflicht.

Ueber die Kawi, oder die gelehrte Dichtersprache auf der Insel Java sollen wir hier etwas lesen, so kündigt die bescheidene Aufschrift dies Werk an. Man erwartet wenig, da diese

Sprache den meisten Gelehrten unserer Zeit kaum dem Namen nach bekannt ist, mancher bedauert wohl gar die auf eine so geringe, abgelegene Sache verwandte, große Mühe, andere meinen wenigstens leicht, dem Gegenstande hätte kürzer genug gethan werden können. Aber hier gerade zeigt sich, genauer betrachtet, vielmehr der wahre Vorzug dieses Werks und die Geistesgröße eines Verfassers, der nicht bloß entfernte, schwierige Gegenstände am liebsten zur Behandlung wählt, sondern diese auch durch alles, was nur forschend versucht werden kann, vollständig zu erschöpfen trachtet. Wenn man in der menschlichen Sprache, wie man doch der Sache nach muß, ein zwar nothwendig und von selbst kommendes, aber von Innen durch die Verschiedenheit der thätigen Kräfte, von Außen durch vielfache Einflüsse stets bedingtes, mannigfaltiges, nie ruhendes und fertiges Erzeugniß des Geistes erblickt: so versteht sich leicht, daß auch jede einzelne Sprache nur durch die umfassendsten und eindringendsten geschichtlichen Wahrnehmungen neben dem willigsten Eingehen in das Verständniß ihres Stoffes näher erkannt werden kann; wie z. B. niemand das Sanskrit im höheren Sinne des Wortes verstehen wird, der nicht überhaupt das alte indische Volk und Land in seiner Eigenthümlichkeit auffaßt: eine Forderung, deren Gewicht schwerer wird, je vollständiger sich, wie bey neueren Sprachen, der Kreis der Geschichte übersehen läßt. Viele nun haben bloß die Lust oder das Geschick, das Sprachliche abgesehen vom Geschichtlichen einzeln zu verfolgen; andere Freunde des Alterthums gehen lieber den großen Ereignissen, den sichtbaren Denkmählern der Geschichte nach. Der Vf. dieses Werkes dagegen steht in dem

rechten geistigen Mittelpuncte der Betrachtung alter sowohl wie neuer Völker und Sprachen; sucht er etwas einzelnes in diesem Gebiete zu ergründen, so umkreist er denkend das Ganze und sammelt sorgsam die zerstreuten Fäden, an denen das verborgene Einzelne zuletzt desto sicherer erfaßt und vollständiger erkannt werden kann: geht er, wie er denn dies liebte, von Sprache aus, so ist er zugleich genauer Kenner der Literatur, allseitiger Geschichtsforscher, in jede tiefere Wahrheit frey blickender Philosoph. So kann es denn für eine solche Thätigkeit auch ziemlich gleichgültig seyn an welchem einzelnen Orte sie beginne: und ginge sie von dem fernsten Winkel der Erde oder von der anscheinend unbedeutendsten Sprache aus, immer würde sie nicht bloß als Beyspiel echter Untersuchung belehren, sondern auch zu den bedeutsamsten Ergebnissen hinführen und den Kreis richtiger Einsichten erweitern. Wirklich aber ist die Erforschung der javanischen Sprachen gar nicht so unwichtig als sie bey dem ersten Anblicke scheint, denn Java bildet den Uebergang vom altindischen Leben zu dem malaiischen, die Malaien im weitesten Sinne als die Hauptbewohner der Südsee gefaßt; an Java knüpfen sich viele bis jetzt kaum berührte, schwere Fragen der Völkergeschichte, wie die über das seltsame Wesen des malaiischen Volksstammes und dessen Ausbreitung in weit entlegenen Theilen der Erde, über die Verbindungen des alten Indien mit den südöstlichen großen Ländern der Erde, über die Art und das Maß der Verschmelzung indischer und malaiischer Stoffe u. s. w. So beschreibt nun der hier gedruckte erste Theil des Werkes nichts als die Verbindungen zwischen Indien und Java, um auf breiter,

sicherer Grundlage das Gebäude der besondern Forschungen über die Kawi-Sprache in Java aufzuführen, obwohl der Reichthum der hier niedergelegten Ansichten und Ergebnisse so groß, die Begründung der Untersuchungen so erschöpfend, und die ganze, auf diese noch nie von deutscher Wissenschaft berührten weiten dunkeln Gebiete verwandte, geschichtliche Sorgfalt so umfassend ist, daß dieser Theil schon für sich mit Recht als ein geschichtliches Hauptwerk gelten könnte.

Doch nicht genug an dieser geschichtlichen Einleitung: noch eine andere geht ihr voraus, allgemeine Ansichten über die menschliche Sprache enthaltend. Diese hängt allerdings nicht eben so nothwendig mit dem Hauptgegenstande des Werks zusammen: man hat aber alle Ursache sich zu freuen, daß ein Denker, welcher einen wichtigen Theil seiner Muße der genauen Erforschung der Sprachen in ihrer inneren Einheit und äußeren Verschiedenheit gewidmet hat, ja der vielleicht mehr einzelne, seltene Sprachen zugleich umfaßte als irgend ein anderer Gelehrter seiner Zeit, noch kurz vor seinem Hinscheiden eine Gelegenheit fand, die höchsten Ergebnisse seiner Sprachstudien in einer ausführlichen, klaren Darlegung zu sammeln. Es ist als habe der edle Freund und Beschützer dieser erst in neuester Zeit zu Ehren gekommenen Studien in diesen Zeilen die verklärte Ansicht seiner vieljährigen Forschungen über einen der wichtigsten Gegenstände menschlichen Wissens niedergelegt, und den künftigen Jahrhunderten ein Vermächtniß seiner Liebe überliefert, welches zugleich das sprechendste Denkmahl der Bestrebungen seines herrlichen Geistes seyn wird. Die Werke, welche als 'allgemeine

Sprachlehren' oder unter ähnlichen Aufschriften einen ähnlichen Gegenstand abhandeln, kennt zwar Ref., durch frühe Erfahrung von ihrem Gebrauche zurück geschreckt, sehr wenig: doch möchte schwerlich bis jetzt ein Werk erschienen seyn, welches mit so umfassender Kenntniß der verschiedensten Sprachen ausgerüstet, so tief in die Sache einginge wie das vorliegende. Sowohl das Ursprüngliche und Nothwendige wie das mehr Zufällige, Geschichtliche in der menschlichen Sprache wird gleichmäßig, ein jedes in seinen Gränzen, anerkannt, und von dem unglücklicher Weise oft angenommenen Widerspruche zwischen Geschichte und höherer Nothwendigkeit hält sich frey diese Art von Betrachtung derjenigen menschlichen Fähigkeit, welche gerade auf eine so wunderbare Weise die enge Verflechtung des Geistigen und Sinnlichen offenbart. Wo aber durch einseitiges Verfolgen einer besonderen Ansicht in neueren Zeiten ein Mißverstand entstanden war, wie bey der Frage über die Form des Worts, da beugt die ruhige, erschöpfende Auffassung der Sachen, welche hier herrscht, dem ferneren Mißverständnis vor. Die Richtigkeit und Vorsicht der hier waltenden Grundsätze ist so groß, daß, sollte auch im Einzelnen manches sogar in schon bekannteren Sprachen, wie im Sanskrit, anders als hier gethan, erklärt werden müssen, doch jene nur wenig leiden werden; denn wer nur menschlicher Sprache tiefere Erforschung gewidmet hat, wird durch eigene Erfahrung zu ähnlichen Grundsätzen gelangt seyn.

Indeß werden hier nicht bloß allgemeine Ansichten über Sprache gegeben: eine Menge besonderer Bemerkungen über sprachliche Gegenstände sind hier zerstreut, da der Verf. die Gelegenheit

noch vieles des Wichtigsten aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen, Kundschäften und Beobachtungen mitzutheilen, überall wie mit einer Art von Absichtlichkeit ergreift. Wie außerordentlich der Umfang der Gegenstände war auf die er sein unermüdetes Auge richtete, sieht man oft an so zerstreuten kurzen Bemerkungen auf überraschende Art.

Wie in die Gegenstände der Untersuchung, so ging W. v. H. auch in die Ansichten neuerer Gelehrten mit der bewunderungswürdigsten Geduld und Umsicht ein. Die rührendsten Beispiele liegen hier vor, wie er sogar in die Versuche der jüngeren und jüngsten Zeitgenossen den günstigsten Sinn zu legen und ihre Verdienste anzuerkennen bemüht war. Ueberall wählt er das Beste aus, wendet das Mögliche zum Guten, mag das von dieser Bahn Abweichende nicht kennen; kaum entgleitet ihm zerstreut eine kurze Widerlegung, nur einmal kann er bey Marsden, Raffles, Crawford und anderen englischen Reisebeschreibern der Art, deren bedeutende Verdienste übrigens mit der willigsten Freude gepriesen werden, doch einen Unmuth über die bisweilen unenträthselbare Verworrenheit ihrer Beschreibungen nicht unterdrücken S. 187.

Wie viel bey dem gegenwärtigen Stande der Kenntnisse und Untersuchungen noch fehle um die Sprachen und Literaturen der Erde vollständig übersehen zu können, war niemandem so wohl bekannt als W. v. H.: auch wird hierauf an mehreren Stellen dieses Werks hingedeutet. In dem weiten Kreise von Sprachen, welche hier heran gezogen werden, fehlt doch, so viel sich erkennen läßt, der ganze Haufen der africanischen Sprachen, worunter manche, wie die Wo-



lof = Sprache, einen bewunderungswürdigen Bau offenbaren: nur das Madecassische findet wegen des engen Zusammenhanges mit dem Malaiischen hier seine Berücksichtigung. Für künftige Verdienste ist noch ein weites Feld geöffnet: aber allen, welche künftig den Ocean der Sprachen durchschiffen wollen, wird stets wie ein günstiges Gestirn der Mann vorleuchten, welcher nicht bloß in die bis dahin am wenigsten beachteten, dunkelsten Sprachen, wie die malaiischen, die basische, die americanischen, ja selbst das Sanskrit gehört hierher, am liebsten sich vertiefte, sondern auch die schwer zu erlangenden Mittel und Werkzeuge der Forschung herbey zu zaubern keine Mühe und keine Opfer scheuete. Nur einem Gelehrten wie ihm konnte es in unserer Zeit gelingen, so viel kostbaren Stoff für Sprachenkunde zu sammeln und großmüthig der Nachwelt zum freyen Gebrauche zu überliefern: nur ihm standen die Mittel und Wege solche Schätze zu sammeln zu Gebote, geleitet von so reinem Eifer für Wissenschaft. Auch darüber gibt das hier erschienene Werk die deutlichsten Beweise: man findet hier eine Menge bis dahin sonst niemandem in Deutschland zugänglicher Quellen, handschriftlicher und anderer, zum ersten Male mit Glück benutzt.

Wenn es nun nicht anders als schmerzlich zu bedauern ist, daß ein an Eifer für eine der Aufmunterung so bedürftige Wissenschaft wie die der höheren Sprachkunde ist, an weiten Kenntnissen und eindringender tiefer Erforschung, so wie an klarer, von der Höhe der Sachen ebenmäßig getragener Darstellung, an Stellung endlich und Einfluß in der Gesellschaft zu unseren Zeiten, und vorzüglich in Deutschland, so einzig thäti-

ger, edler Geist von der Erde sich löste noch bevor er alles Angefangene vollenden konnte, wie denn auch an dieses sein letztes Werk stellenweise die letzte Hand nicht gelegt ist: so haben wir doch von der anderen Seite wieder alle Ursache uns zu freuen, daß er so viel vollendete als hinreichend, um aus dem Einzelnen, welches vorliegt ein helles Bild dieser ganzen herrlichen Thätigkeit, dieses reinen Strebens eines dem Höheren geweihten Lebens sich zu schaffen. Auch was er nicht vollendete, wird seine Früchte tragen: wie uns bereits in dem diesem Werke vorausgeschickten 'Vorworte' die angenehme Nachricht entgegen kommt, daß die in ihrer Art gewiß einzigen Arbeiten und Sammlungen des Verewigten über viele americanische Sprachen nach und nach der Oeffentlichkeit zu übergeben eine Hoffnung da ist.

H. C.

### L e i p z i g.

Bei Barth. Zeitschrift für die historische Theologie. In Verbindung mit der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig herausgegeben von Dr. Ch. Fr. Illgen. Fünften Bandes zweites Stück 1835. 295 S. Sechsten Bandes erstes Stück 1836. 315 S. in 8.

Vorliegende beiden Bände der Zeitschrift enthalten auch dieses Mal des Gediegenen und zugleich Interessanten aus dem Kreise der historischen Theologie viel: unter 10 Abhandlungen ist nur eine (VI, 1.) der außerchristlichen Sphäre angehörig, von den übrigen 9 behandeln 3 (V, 2; VI, 2 u. 3) alttestamentliche Gegenstände, die anderen 6 beziehen sich näher auf christliche Kirchen- und Dogmengeschichte:

Bd. V. St. 2. № 1. die Geschichte der Lehren des Christenthums, in ihrem Verhältniß zur Kirchen- und Dogmengeschichte als ein besonderer Theil der historischen Theologie dargestellt, von Dr. Nicolaus Christ. Kist, ordentl. Prof. der Theol. zu Leyden. Aus dem Holländischen übersetzt von Ed. Stolle, Candid. zu Leyden. Mit trefflicher Sachkenntniß behandelt der Herr Verf. einen Gegenstand, der in neuerer Zeit mehrfach besprochen ist, und wegen seiner Bedeutsamkeit dies auch in vollem Maße verdient, die Zerlegung des historischen Stoffes, der bisher unter dem Namen der Kirchen- und Dogmengeschichte behandelt ist, in bestimmte, scharf zu begränzende Disciplinen. Wirklich häuft sich durch die auf dem Gebiete der histor. Theologie so rege Thätigkeit das geförderte Material so ins Unermeßliche, daß zu dessen Bewältigung, sowohl für die selbständige Bearbeitung als auch für den academischen Vortrag, eine bestimmte Abgränzung der damit beauftragten Disciplinen dringend nöthig erscheint. Der Verf. sucht dies durch den doppelten Vorschlag zu bezwecken, daß einmahl die Kirchengeschichte völlig von der historischen Darstellung der Lehre befreit werden, und dann die Behandlung dieses Puncts sich aufs Neue in Geschichte der einzelnen Glaubenssätze (historia dogmatum) und in eine selbständige historische Behandlung der Lehre des Christenthums zerpalten soll. Aus dem Mißverhältniß, das die bisherige Mischung des Gesamtstoffes enthielt, und das sich in den verschiedenen nicht ausreichenden Versuchen der einzelnen Bearbeiter zur Abhülfe, ausspricht, weiß der Hr Vf. auf die neue Anordnung zu bringen. Was zunächst die

gänzliche Ausscheidung aller kirchenhistorischen Blicke auf die Lehre anlangt, so soll die Nothwendigkeit dafür schon durch das selbständige Auftreten der Dogmengeschichte selbst, seit Forbeseius und Petavius erwiesen seyn, und die bisher beybehaltene Mischung des Materials in der Kirchengeschichte nur darin ihren Grund haben, daß man nicht consequent genug in der Ausscheidung des Stoffes verfuhr; demnach wird der Kirchengeschichte das immer noch sehr reiche Gebiet des Ursprungs, der Ausbreitung, der Verfolgungen und der Befestigung des Christenthums in der Welt, die Geschichte der Bildung, der Einrichtung wie der Regierung der aus dem Bekenntnisse erwachsenen Gesellschaft, die Geschichte des Cultus, der Lehrer und ihres Einflusses auf die nähere und fernere Zeit verbleiben; dagegen von ihrem Gebiete der neben ihr stehenden Dogmengeschichte Alles das abgetreten werden, was sich auf Lehre und Lehrbegriff bezieht. So gewiß nun auch zum Verständniß des Stoffes vor Allem eine tüchtige Abtheilung erforderlich ist, so fürchten wir doch, daß der hier gewagte Schnitt zu tief dringt, und die Nerven durchschneidet, von denen das Leben der Kirchengeschichte selbst abhängt. Kirche wird unter solchen Bedingungen durchaus zum äußeren Institute der *eclesia visibilis*; ihre Geschichte verliert nicht allein ihren protestantischen, sondern sogar ihren theologischen Character. Gewiß wird sich über Verfolgung und Ausbreitung der Kirche, über Regiment und Cultus, über Schicksale der Lehrer und deren Einfluß auf die Zeit viel Gutes und auch Pragmatisches sagen lassen, aber durchaus nur vom Standpuncte der Gelehrsamkeit, nicht der Theologie; die christliche Kirche verliert ihre eigentliche

Bedeutung, wenn ihr jenes geistige Element entzogen wird, das sich vor Allem in der Lehre concentrirt. Dann aber, wie denkt sich der Verf. es auch nur als möglich, für die einzelnen Erscheinungen das Verständniß zu gewinnen, wenn er nicht stets von Innen heraus die Fäden auf findet, die sich in die einzelnen äußeren Erscheinungen verzweigen? Bildung und Einfluß der Lehrer auf ihre Zeit soll der Kirchengeschichte verbleiben; worin bestand aber ihre Bildung, und wodurch übten sie ihren Einfluß aus, als gerade durch ihre Lehrthätigkeit? Die Novatianische Spaltung wird doch wohl der Kirchengeschichte verbleiben müssen, denn sie ist ja nur ein Schisma, bedeutsam für äußeres Regiment und Kirchenverfassung: wo aber ist für sie auch nur das pragmatische Verständniß möglich, wenn nicht die dort sich kund gebenden scharfen Säfte aus Montanistischer Ueberreizung erklärt, also ein Rückblick auf die Gestaltungen der Lehre gestattet wird? Die Monophysitenkriege sind doch wohl kirchenhistorisch zu behandeln; aber wie wird eine Erscheinung, die rein aus dogmatischen Gegensätzen hervorging, ohne Eingehen auf diese Grundlage auch nur historisch berichtet werden können? Was mußte Gregor VII. aus dem Dogma von der Brotverwandlung zu machen, um damit den Priestern theils die Weiber zu nehmen, theils die Befreyung von feudaler Gewalt der Layen zu erkämpfen! Endlich, was soll aus der ganzen Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation werden, wenn ihr das einzige Gebiet, auf dem sie thätig war, die Ausbildung des Lehrbegriffs entzogen wird? Eine äußere Seite hat im Grunde unsere Kirche noch gar nicht entfaltet, da sie, nach dem Princip der Reformation, nur

auf geistige Mittel, Wort und Sacrament, angewiesen ist; es bleibt der Kirchengeschichte dann nichts anderes über, als höchstens einige Analogien zu verfolgen, die unsere Kirche mit dem äußeren Institute der catholischen seit der Reformation gemein hat, und ihr übrigens so inhaltsreiches Gebiet gänzlich der Dogmengeschichte anheim zu stellen. Wir müssen es demnach für eine rein äußerliche, ziemlich mechanische Auffassung der kirchenhistorischen Aufgabe erklären, wenn dieselbe von einem Boden exiliert werden soll, der allein ihren übrigen Leistungen erst die rechte Nahrung und Fülle verleiht; die Kirchengeschichte kann derselben Grundlage für ihre Berichte nicht entbehren, auf der ja auch ihr zu behandelnder Gegenstand, die Kirche selbst, erbaut ist, und es wird nur darauf ankommen, ein Princip aufzufinden, nach dem zwischen ihr und der neben ihr selbständig gewordenen Dogmengeschichte das Material, oder wenn dies nicht angeht, wenigstens die Behandlung des Materials getheilt werden soll. Denn vielleicht ist der Uebelstand gar nicht so groß, daß derselbe Stoff von zwey Disciplinen behandelt wird, wenigstens finden sich Analogien dafür auf fast allen Gebieten menschliches Wissens; nur der jedesmalige Gesichtspunct für die Behandlung, also ein rein geistiges Moment ist es, das dabey jeder einzelnen Disciplin die gehörige Haltung gibt. Dogmengeschichte wird die Entwicklung der Lehre in strenger Objectivität zu behandeln haben, nur als Geschichte der Sache, nie der Personen, durch welche die Ausbildung des Lehrbegriffs geschah; dagegen die Kirchengeschichte faßt die Lehre stets in ihrer Relation zu den übrigen Zweigen des kirchlichen Lebens, ja als Grundlage der-

selben auf, wie die Lehre sich in den Personen reflectiert, deren Handlungsweise, Schicksale, Schriften, bedingt. Es kann dabey gar für keinen Uebelstand gelten, wenn beide Disciplinen einander an Umfang, Reichhaltigkeit des Stoffes nicht völlig gleichen; denn ein solches Abmessen wäre wiederum etwas Mechanisches, und wer verlangt denn z. B., daß allgemeine Culturgeschichte und Geschichte der Philosophie nur gleichmäßig neben einander stehen, nicht dem Material nach in einander übergreifen sollen? Das Princip ist es, wodurch die einzelnen Richtungen aus einander gehalten werden müssen, der Stoff ist dabey nicht selten gemeinschaftlich.

Der zweyte Vorschlag des Hrn Verfs geht darauf hinaus, die Geschichte der einzelnen Dogmen von der des Gesamtinhalts der christlichen Lehre zu trennen, jene nach dem dogmatischen Systeme in einzelnen locis zu behandeln; wo dann für jedes Dogma sich die Perioden vielleicht verschieden gestalten werden, diesen aber zugleich als die Geschichte der Entwicklung des Christenthums auf Erden zu betrachten: die Lehre Jesu ist ja nicht als ein vollständiges System der Menschheit in der Schrift vorgelegt, abgeschlossen und nur dem Ankernen überlassen; sondern als ein Samenkorn in den Boden gesenkt, dessen Aufgehen und Entwickeltwerden zugleich seine weitere Geschichte ist. Der Verf. verwirft für diesen Entwicklungsgang dann die chronologische Anordnung nach Perioden, und dringt auf eine ethnographische nach den vier Hauptvolkstämmen, die vom Christenthume ergriffen sind, Orientalen, Griechen, Lateiner, Germanen. Auch dagegen drängen sich indessen sehr erhebliche Bedenklichkeiten auf. Zunächst am schlimmsten lä-

me dabey die historia dogmatum weg, denn sie würde sofort etwas Starres und Geistloses werden; sie könnte nur die verschiedenen Meinungen neben oder nach einander stellen, die über die einzelnen loci je gehegt sind, würde also ein Repertorium, ein Register menschlicher Gedanken über christliche Dogmen und deshalb vielleicht eine Sammlung von Curiositäten werden, wobey jeder organische Zusammenhang mit dem gesammten Lehrbegriffe, wie mit dem volksthümlichen Boden fehlte, auf dem die Meinungen erwachsen sind. Solche Darstellung wäre nicht einmal für Geschichte zu achten; denn das wirklich Geschehene bey den Dogmen kann doch nur in demjenigen gefunden werden, was mit regem Bewußtseyn in der jedesmaligen Zeit lebte, was aber gewiß für jeden Zeitpunkt nur von einer mäßigen Anzahl Dogmen gelten wird. Eine Dogmengeschichte im obigen Sinne würde z. B. die Sätze über das Abendmahl auch durch solche Zeiten durchführen, und durch solche Aussprüche der Kirchenlehrer belegen müssen, die im Grunde gerade dieses Dogma nur beyläufig behandelten. Woher soll denn dem Unkundigen klar werden, ob, was Augustinus darüber sagt, ihm eben so am Herzen lag, als was Radbert oder Berengar darüber durchkämpften? Auf's Neue bedürfte die Behandlung der einzelnen Sätze, wenn sie Geschichte, d. h. Bericht über Geschehenes seyn soll, einer steten Anknüpfung an den gesammten Entwicklungsgang der Lehre, weil erst daraus sich erklauchen läßt, wo gerade die Lehrthätigkeit in lebendigem Pulschlage sich bewegt. Auch der übrige Vorschlag des Verfs, die Geschichte der Lehre ethnographisch zu gestalten, erhält von diesem Gesichtspuncte aus eine andere Ansicht: die Verschiedenheit der vier genannten Völker für



Auffassung der christlichen Lehre zugestanden, so ist durch ihre Nebeneinanderstellung doch durchaus kein paralleles Fortschreiten zu erlangen, denn wo die Orientalen mit ihren gnostischen und manichäischen Gestaltungen aufhören thätig zu seyn, da beginnt recht eigentlich erst die griechische Speculation für Theologie und Christologie, und erst nachdem diese sich, wenn auch nicht abgeschlossen, doch wenigstens an wirklich neuen Erscheinungen erschöpft hat, da wird erst mit Augustin das Abendland thätig, indem an lateinische Gestaltungen sich sofort germanische anknüpfen. Es läßt sich also nicht allein der ethnographische Standpunct dem chronologischen völlig einverleiben, wenn man nämlich nicht zu ängstlich die Jahre abgeschnitten haben will, und es z. B. für kein Unglück hält, daß an den Faden der griechischen Speculation die Monophysitenkriege sofort angereihet werden, obgleich sie über Augustin und Pelagius hinaus gehen; — sondern mit beiden so vereinigten Rücksichten wird auch die frühere, jene historia dogmatum selbst, trefflich zusammen fallen, wenn man wiederum die Aufgabe der Geschichte darin findet, vor Allem das zu berichten, was geschah, was in der geschichtlichen Entwicklung wahres Leben hatte, was der Zeit ins volle Bewußtseyn getreten, und nicht etwa nur in den Köpfen, Systemen oder Compendien einzelner Theologen zu finden war. Die Sätze der Theologie und Christologie sind doch fürwahr in ihrem lebendigen Bildungsgange mit den großen Concilien des Orients so völlig abgeschlossen, daß die spätere Zeit nur deren Symbole, nicht weitere Dogmenbildung befißt; weil diese Sätze weiter abwärts kein reges Leben hervorriefen, so hat die spätere Geschichte über sie auch weiter nichts als Andeutungen zu geben,

und darf nach dem Abendlande herüber blicken, wo sich die jugendliche Kraft schon um andere Fragen tummelte. Ein Wenig nachgeholt aus dem Früheren muß freylich immer werden, um sofort den richtigen Standpunct zu gewinnen wenn die Fragen anheben, so wie, wenn dieselben abgeschlossen sind, noch Andeutungen über die späteren Gestaltungen erwünscht seyn werden; allein dessen, was die volle dogmatische Thätigkeit in Anspruch nahm, wird in der Regel zu jeder Zeit nur ein bestimmter Doamencycloß seyn, der eben so aus der Eigenthümlichkeit des Volks erwuchs, als er eine bestimmte Zeit erfüllte, und einen gewissen dogmatischen locus zum Abschluß brachte. Mit aller Hochachtung vor des Herrn Verfs trefflicher Sachkunde und gelungener Darstellung müssen wir dennoch auf eine etwas geistigere Auffassung der historischen Aufgabe dringen, so wie sie wenigstens Deutschland seit einiger Zeit zu stellen gewohnt ist.

(Der Beschluß im nächsten Stücke).

### V e r b e s s e r u n g e n .

§. 1527 Z. 9 v. u. ist hinter erklären einzuschalten: Dagegen übergeht der Verf. vieles, wonach vor allen Dingen zu fragen wäre.

— 1939 Z. 15 v. u. ließ Dr Sommé

— — — 9 » » » eine

— 1940 — 3 » » » Amianth

— 1941 — 4 » » » Will.

— 1944 — 13 » » » Kalomel u. bergl. angezeigt seyen

— 1944 — 7 » » » sind die Worte 'Auch diese ursprünglich nervöse' auszustreichen, und mit 'Vom' ein neuer Satz anzufangen.

G e t t i n g e n  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

204. Stück.

Den 24. December 1836.

L e i p z i g.

Beschluß der Anzeige: Zeitschrift für die historische Theologie zc.

II. De prophetarum Hebraeorum et ministrorum sacrorum in Evangelica ecclesia similitudine. Oratio, professionis theologiae Extraordinariae in academia Jenensi ad eundae causa — habita a Joanne Gustavo Stickel, Theol. Doct.

Die Aehnlichkeit, welche der Hr Verf. zwischen den alttestamentlichen Propheten und den evangelischen Predigern ausführt, bietet jedenfalls mehr Vergleichungspuncte dar, als Hr Dr de Wette bey einer ähnlichen Zusammenstellung der Propheten mit Doctoren der Theologie auffinden konnte; aber dennoch lassen sich den aufgestellten Vergleichungspuncten eben so viele Differenzen entgegenstellen. Verglichen werden sie ihrer Bestimmung und ihrem Zwecke nach: Verküns-

bigung des göttlichen Willens, dort freylich im Sinne der Theocratie, hier zum Dienste des Himmelreichs; ferner, den Mitteln nach, die ihnen zu Gebote stehen, volksthümliche Beredsamkeit, Reinheit des eigenen Wandels und dadurch erlangte Gewalt über die Gemüther; endlich dem Erfolge und der Frucht nach, die wenigstens für sie selbst und ihre äußere Lage auf beiden Seiten manches Unerfreuliche darbietet. Den beygebrachten Aehnlichkeiten hätte als Hauptdifferenz nun aber doch wohl beygefügt werden müssen die Verschiedenheit der Berufung, aus der beiden ihr Ansehn erwuchs, bey den Propheten die rein innere, und darum jedesmal außerordentliche, die nur in der eigenen Geisteskraft ihre Legitimation fand; bey den evangelischen Predigern die Vocation zum ordnungsmäßigen Predigtamt: doch wozu auch bey einer bloßen Vergleichung zu viel fordern?

III. Von Bildern Gottes, oder: darf Gott selbst, gewöhnlich Gott Vater genannt, für den christlichen Künstler ein Gegenstand der bildenden Kunst seyn? Eine biblisch = kunstgeschichtlich = pragmatische Untersuchung von Heinrich Brauer, Pfarrer zu Marburg. Das Verdienstliche und Lehrreiche dieser Untersuchung ist das kunstgeschichtliche, während die beiden anderen gewählten Prädicate, biblisch = pragmatisch, so wie was der Verf. unter diesem Namen beygebracht hat, dem Aufsätze nicht gerade höheren Werth verleihen. Sehr brauchbar ist die Zusammenstellung von Bildwerken, sowohl der Malerey als der Sculptur (mit Hindeutung auf d'Agincourt, bekannte Abbildungen von Kunstdenkmählern, Paris 1823), in welchen die erste Person

der Trinität zur Darstellung gebracht ist. Ehe die Künstler dieselbe unter einer vollen Menschengestalt darzustellen wagen, begnügen sie sich mit bloß symbolischen Andeutungen, ein Arm, der aus der Wolke reicht, ein Kreisabschnitt am Himmel; doch findet sich schon aus dem fünften Jahrhundert auch wirklich die Menschengestalt dafür gewählt. Mit dem Neuwachen der Kunst im 13. Jahrhundert ward dann bald alle Scheu in Darstellung Gottes abgelegt, wofür der Verf. recht wohl das Zurückkehren der Kunst von der byzantinischen Erstarrung zur Natürlichkeit, und die daraus erklärliche freye Anwendung der Menschengestalt, namentlich bey Giotto, hätte anführen können. Selbst die Heroen der Malerey, Raphael und Michel Angelo, bedienen sich bey ihren berühmtesten Compositionen für Darstellung Gottes der Greisengestalt. Recht zweckmäßig stellt der Vf. dabey die Aussprüche der jedesmaligen berühmtesten theologischen Schriftsteller über die Abbildung Gottes zusammen. Dagegen besteht nun das biblische seiner Untersuchung in Zusammenstellung der Schriftstellen, wo von Theophanien die Rede ist, wobey die sogenannte Donnerexegese sich ziemlich seltsam in offenbarungsgläubiger Form zeigt. Endlich das Pragmatische dabey soll in der Zurückführung der drey Perioden der Kunstentwicklung auf drey gleiche Stufen in der Offenbarung bestehen, so daß die Zeit bis auf das 13. Jahrhundert dem Patriarchalischen und Mosaischen Zeitalter entspricht: die zweynte Periode, von dort bis auf unsere Zeit, und so weit hinaus, als die catholische Kirche ihre Darstellungsweise von der Gottheit beybehält, soll dem prophetischen Zeitalter entsprechen; endlich die dritte Periode, die es anerkennt, daß Gott.

ein Geist ist, und auf dessen Darstellung verzichtet, wie sie dem Auftreten Christi entspricht, soll noch bevorstehen. Dieser Pragmatismus hat etwas Scholastisches, und zerfällt sofort bey genauerer Prüfung: was ist doch das für eine seltsame Periode in der Geschichte der Abbildungen Gottes, wo er gar nicht mehr abgebildet wird? wie kann der Verf. überhaupt jene Bilder mit der Ausbildung der Gottesidee in der Schrift zusammen stellen, da er jene selbst aus heidnischem Einfluß erklärt? Höchstens die prophetischen Darstellungen eines Ezechiel, Daniel, die Gott unter voller Menschengestalt schildern, entsprechen einigermassen der zweyten Periode, wo gleichfalls solche Darstellung vorkommt; allein mehr als eine Aehnlichkeit, ein zufälliges Zutreffen wird doch darin wohl nicht zu erblicken seyn; oder sieht der Pragmatismus des Verfs darin etwas Nothwendiges, etwa im Entwicklungsgange des christlichen Lebens begründetes, also volle Typologie? Dann halten wir doch ähnliche Combinationen eines Abt Joachim von Calabrien gewiß für großartiger, und die eines Bonaventura für unendlich geistvoller, erklären das Ganze aber für scholastisirenden Scharfsinn. Dagegen die Entschiedenheit, womit der Verf. auf Anerkennung der Kunst auf dem religiösen Gebiete dringt, die ja nur durch einseitigen Spiritualismus davon ausgeschlossen ward, so wie die Erwartung, daß auch die evangelische Kirche die Kunst zu pflegen verstehen werde, verdient allen Dank. Freylich wird gerade der Malerey und Sculptur dieß am wenigsten zu Gute kommen, die doch immer dem sensuellen Principe des Catholicismus am meisten zusagen: die Musik ist es vorzugsweise, von der eine Hebung unserer liturgischen Formen zu erwarten steht.

IV. *Doctrina Anselmi Cantuarensis de imagine divina. Dissertatio, quam ad obtinendum Licentiatum in Theologia gradum — in academia Berolinensi — exhibuit Frid. Rud. Hasse, Dresdensis.* Eine gründliche, gediegene Arbeit, die an die eine Lehre vom Ebenbilde Gottes fast die ganze Anselm'sche Theologie zu knüpfen versteht! Vor allem die Christologie, da der Sohn oder das Wort das wahre Ebenbild Gottes ist, dann die Säge von der Creatur, deren Schöpfung nur der Abdruck des Wortes in der Materie ist; endlich die Lehre vom Menschen, der gleichfalls das göttliche Ebenbild anerschaffen trägt; und zwar reihet sich hier die ganze Erlösungslehre an, wie sie durch den Verlust und die Wiederherstellung des göttlichen Ebenbildes bedingt wird. Ueber manches Einzelne läßt sich mit dem Verf. rechten, aber das Ganze ist eine treffliche Auffassung des Tieffinnigsten unter allen Scholastikern. So darf schwerlich die Creatur mit vollem Rechte Ebenbild Gottes heißen, da sie ja erst durch das Wort oder den Inbegriff der göttlichen Intelligenz ihr Daseyn erhält, also höchstens ein Bild des Ebenbildes ist; die spätere Scholastik überträgt deshalb auf die Creatur nur den Begriff des *vestigium divinum*, dem dann der Mensch als *imago divina* an die Seite tritt. Ferner die Behauptung, daß Anselm's Realismus sich von der Platonischen Form zur Aristotelischen, oder von den *universalia ante rem* zu denen *in re* gewandt, erhält weder durch die hier, noch durch die von Cramer vorgebrachten Gründe volle Bewährung. Freylich zeigt sich Anselm nur als Aristotelischen Realisten in den Erwiderungen auf Roscellin's Säge: er zwingt denselben zu dem Geständniß, daß die Farbe ver-

schieden ist von dem sie tragenden Gegenstande, daß viele Menschen den Begriff Mensch ausmachen, also universalia in re; allein mehr bedurfte Anselm auch nicht, um den vollen Nominalismus zu widerlegen: ist aber damit auch Anselm's eigene Ansicht völlig erschöpft? Wo er sich selbst ausspricht, wie der Hr Verf. davon so entscheidende Stellen gesammelt hat, ist er streng platonisch = realistisch. Die Ideen als Inhalt des göttlichen Wortes und zugleich als Musterformen der Dinge, sind bey ihm eben so entschieden früher als die Gestalten der Erscheinungswelt, wie bey Platon selbst. Noch hätten wir gern eine bestimmtere Zurückführung der Anselm'schen Sache auf den Neuplatonischen Faden gesehen, der seit Augustin so entschieden sich durch die abendländische Theologie zieht, und in der Lehre vom Sohne Gottes so bestimmte Anklänge griechischer Speculation darbietet; allein auch so ist vorliegende Abhandlung ein so erwünschter Beytrag zur Kunde der Scholastik, daß jedem jener gigantischen Gestalten ein gleicher Bearbeiter zu wünschen wäre, und das allgemeine Urtheil würde sich bald günstiger über jene verschrieene Zeit gestalten.

V. Luther auf Hohenschwangau und in Rom. Von Dr. Hans Ferdin. Maßmann, Prof. in München. An die alte Burg Hohenschwangau bey Füssen an Tyrols Gränze knüpft sich die Sage, daß Luther auf der Heimkehr von Worms daselbst unter dem Geleite des Augsburgischen Ritters Langenmantel ein Asyl gefunden habe. Se. Königl. Hoheit, der kunstsinlige Kronprinz von Bayern, nimmt die Sage in so weit auf, um auf jener jetzt mit Kunstschätzen ausgestatteten Burg in einem Wand-



gemälde den Einzug des jungen Augustinermönchs mit der heil. Schrift unter dem linken Arme in Begleitung zweyer Gewappneten darstellen zu lassen: gewiß eine Wahl, die eben so ihren Urheber ehrt, als den Ort, den sie schmücken soll. Der Verf. stellt deshalb hier die Zeugnisse über Luther's Heimkehr von Worms zusammen; und findet, daß damals zu solcher Abweichung ins Schwabenland keine Zeit zu ermitteln ist. War deshalb Luther je auf Hohenschwangau, so muß es auf seiner denkwürdigen Reise nach Rom gewesen seyn, die ihn sicher durch Bayern und Schwaben führte; er redet über Land und Leute mit einer Bestimmtheit, wie sie nur aus eigener Anschauung erwachsen konnte. Auch andere Local sagen, namentlich in München, die Luther's Anwesenheit zwar nicht sehr ehrenvoll erwähnen, können aus derselben Reise erklärt werden. Mit vieler Sorgfalt werden von dem Verfasser noch alle Stellen, namentlich aus den Tischreden, zusammen gestellt, in welchen Luther sich über seine Anwesenheit in Rom ausspricht: es sind deren nicht viele, aber sie bezeugen die frische, lebendige Beobachtung, womit der damals noch so fest dem päpstlichen Systeme ergebene Mönch die Dinge um sich her überschauete.

Band VI. Heft 1. № 1. *Doctrina Plutarchi et theologica et moralis. Commentatio, quam scripsit Theod. Hilmar. Schreiter, Schleusingensis, Ph. Dr. in acad. Kiliensi priv. doc.* Plutarch's philosophische und theologische Stellung hat nicht allein für Religionsgeschichte im Allgemeinen, sondern auch für die christliche Kirchengeschichte eine hohe Bedeutung, da er trefflich die Stellung der Gebildeten im römischen Reiche repräsentiert, wie sie zur

Zeit des beginnenden Christenthums nach den Ergebnissen des Heidenthums möglich war, und von dem Evangelio überwunden werden mußte. Gewiß hat der Eifer, womit Plutarch und der spätere Neuplatonismus sich der alten nationalheidnischen Institute annahm, und ein erkünsteltes Leben in die alten Formen zu gießen suchte, den Triumph des Christenthums längere Zeit aufgehalten; sie ließen die Drakel wieder tönen, die Fibern der Opfethiere wieder zucken, führten dem Augur wiederum den Flug der Vögel vor; sie legten den alten Mythen und Idolen eine philosophische Deutung durch Allegorie unter, zogen die Staatsgewalt in ihr Interesse, da sie das Bestehende zu schützen versprachen; Plutarch als Proconsul von Illyrien nahm sich besonders des delphischen Drakels an; entschuldigte das allmähliche Verstummen, die schlechten Hexameter des delphischen Gottes. Von einer anderen Seite hatte diese Thätigkeit aber auch wieder einen günstigen Einfluß auf das Fortschreiten des Evangeliums: es sprach sich darin wenigstens das Bedürfniß nach tieferer Erfassung der menschlichen und göttlichen Dinge aus; die leere Skepsis und Sophistik in der Wissenschaft, die epicureische Frivolität im Leben, ward schon durch diesen Umschwung der religiösen Ideen beym Anfange der Kaiserzeit, einigermaßen bekämpft, so daß, wenn nur auch dieser Weg erst als nicht ausreichend erkannt war, die hier aufgebotenen Kräfte wenigstens vorbereitend und wegräumend gewirkt haben mußten. Der Hr Verf. verdient deshalb für eine sorgfältige Darstellung der geistigen Stellung Plutarch's allen Dank, zumal, da er seine Aufgabe so trefflich zu lösen verstanden hat.

II. Ueber die biblische Vorstellung vom Paradiese. Von Dr. G. A. Credner, ordentl. Prof. der Theol. zu Gießen. (Mit einer Steindrucktafel). Nach einer kühnen, aber trefflich durchgeführten Combination verlegt der Hr Verf. das Paradies nach der Vorstellung der Genesis nicht, wie man wohl gewohnt ist, in den Osten, sondern in den äußersten Westen, dorthin, wo auch Homer und Hesiod die Inseln der Seligen, die Gärten der Hesperiden mit den wunderbaren Früchten, wo Platon die untergegangene Atlantis kennt. Phönizische Schiffersagen können gleichmäßig für die hebräische und griechische Schilderung der Quell gewesen seyn; die freylich dann in der Vorstellung der mit den Localitäten selbst nicht Vertrauten die seltsamsten Ausschmückungen erhielt. Sehr sorgfältig weist der Hr Verf. die Einzelheiten der Sage bey Homer und Hesiod mit den Berichten der Genesis zu vergleichen und für beide in den Localitäten der Inseln westwärts von Africas Küste, Erklärung zu finden; da lassen sich die vulcanischen Erscheinungen von Teneriffa eben so auf den Cherub mit dem Flammenschwert, als auf Hesiods feuerhauchende Chimären deuten; die lieblichen Früchte werden in beiden Berichten von wunderbaren Hütern bewacht; noch sorgfältiger zeigt der Verf. an Localnamen den semitischen Ursprung, stellt Canaria mit Karnaim zc. zusammen; die Geographie im Sinne der Genesis wird hiernach auf einer beygefügten Welttafel veranschaulicht, wornach die vier Ströme des Paradieses sämmtlich im äußersten Westen entspringen: zwey davon umfließen südlich und nördlich die Erdscheibe, die beiden historischen, Euphrat und Tigris, behalten ihren, dem alten Verf. vorzugs-

weise bekannten, Lauf von Westen nach Osten; das Ganze nimmt sich nicht eben seltsamer aus, als die Darstellungen der Geographie Homer's. Die schwächste Seite bey dieser überraschenden Combination ist wohl die grammatische Grundlage, wornach in der Genesis selbst die durchleuchtende Idee eines Hereinziehens der Bevölkerung von Westen nach Osten nachgewiesen wird, und wobey Alles auf die Richtigkeit der Behauptung ankommt, daß der Nomade jedesmahl von der Seite die Zeltpflocke auszuziehen, oder das Lager abzubrechen ansahge, wohin er ziehen will. Jedensfalls enthält eine so wohlgelungenene Combination einen trefflichen Beytrag zur Aufhellung der Genesis, als einen sehr erfreulichen Beweis von dem ausgezeichneten Scharfsinne des Verf's.

III. Ueber das Buch Jona, von Dr. Chr. Fr. Böhme, Consistorialrath zu Luckau bey Altenburg. Mit feinem Tacte und einer sicher fortschreitenden Critik stellt der Hr Verf. die drey Puncte fest, das Buch Jona ist ein Ganzes, gegen eine frühere jetzt doch wohl überstandene Periode der Critik, die sich in möglichst weit geführter Zersplitterung fast aller Producte des Alterthums gefiel; es enthält eine einzige reine Dichtung, gegen die halbhistorische und mythische Auffassung des Ganzen; endlich, es lehrt die Häßlichkeit des Hebräersinnes gegen Gott und nicht hebräische Menschen. Der Verf. des Buchs kann hiernach kein gewöhnlicher Jude seyn, sondern entweder aus einem Nachbarvolke, der sich aber der hebräischen Sprache völlig bemächtigt, oder ein Jude, der sich über die nationale Engherzigkeit erhoben hatte. Die Aufnahme des Buchs in den jüdischen Canon hat allerdings etwas Auffallendes, allein Herr Dr.

Böhme macht es wahrscheinlich, daß die Eitelkeit der Nation doch recht wohl das Satyrische dabey übersehen konnte, weil Manches ihrer Eigenliebe schmeichelte.

IV. Die Christenburg, allegorisch-epische Dichtung von Johann Valentin Andrea. Nach einer gleichzeitigen Handschrift herausgegeben von D. Carl Grüneisen, Oberconsistorialrath zu Stuttgart. Andrea, der zu Anfang des 17. Jahrhunderts in einer Zeit voll religiöser Erschlaffung, politischer Drangsale und dogmatischer Widersärtigkeiten eine so bedeutende Stellung nicht allein unter den schwäbischen Theologen, sondern in der gesammten protestantischen Kirche einnahm, hatte unter seinen poetischen Erzeugnissen vorliegende Dichtung für einen engeren Kreis zurück behalten, was sich recht wohl aus den Wirren des beginnenden 30jährigen Krieges erklärt; desto dankbarer sind wir dem Hrn Herausgeber für die Veröffentlichung aus einer Stuttgarter Handschrift verpflichtet. In 40 kleinen Gesängen, jedem von 50 Zeilen, führt der Dichter parabolisch das Leiden und den Sieg des Christenthums in der evangelischen Gemeinde aus. Die Christenburg, erbaut auf einer Insel im Meere, hat den Angriff des Antichrists und seines Schwaders von Außen zu bestehen, und wird dabey auch von Innen nicht auf das Beste vertheidigt, zulezt aber wunderbar gerettet. Die Ausführung leidet an überhäuftten Allegorien, besonders in der Schilderung der gegenseitigen Streiter, wobey viel systematische Moral angebracht wird. Doch zeugt das Gedicht eben so für die Fanigkeit und Zuversicht, womit der Vf. der evangelischen Sache in jener gefahrvollen Zeit

anhang, als für sein fast apocalyptisch redendes Dichtertalent.

V. Ein Beytrag zum Leben und zur Characteristik des Dr. Gottl. Jac. Pland zu Göttingen, aus einem eigenhändigen Briefe von ihm; von Dr Gottl. Mohr, Consist.-Rath zu Straisund. Pland lehnt im Octbr. 1810 eine Vocation zum Generalsuperintendenten von Schwedisch-Pommern und Rügen, und Procanzler von Greifswald ab; die eben so herzlichen als feinen Wendungen des Stils sind unverkennbar. Ein größeres Verdienst, als durch die jetzt geschehene Veröffentlichung, würde der Hr Herausg. durch frühere gefällige Mittheilung des Briefes an den Hrn Verfasser der ausgezeichneten Biographie Pland's sich erworben haben; wenigstens hätte dann auch diese Blüthe in den Kranz Pland'scher Lebensumstände eingeflochten werden können, woran manches frische Gemüth sich schon so sehr erquickt hat.

R — g.

### Freyburg im Breisgau.

Geschichte der Deutschen von Dr Söttl, Professor in München, 1836. Wir haben in unsern Blättern sowohl den Anfang als auch die Fortsetzung dieses Werkes, das heftweise erschien, angekündigt (G. gel. Anz. 1835. St. 47. 117.) und können jetzt bereits die Vollendung desselben anzeigen. Dem unermüdeten Fleiße des Verfs ist es möglich geworden, in einem so kurzen Zeitraume dasselbe zu beendigen. Das Ganze umfaßt in vier Theilen 24 Bücher, von welchen das letzte bis auf die gegenwärtige Zeit fortgeführt ist. Wir haben den Character dessel-

ben bereits bey den früheren Anzeigen bemerklich gemacht. Der Verf. macht keine Ansprüche darauf, ein ganz neu aus den Quellen gearbeitetes Werk zu liefern; wenn er gleich nicht unterlassen hat, die Quellen zu Rathe zu ziehen und anzuführen, und dadurch eine hinreichende Bekanntschaft mit denselben zu zeigen. Er bemerkt selber, daß er für seine Arbeit die vorzüglichsten Werke benutzt habe, und beruft sich auf diese nicht ohne fernere Nachweisung derselben. Auf diese Weise benutzt er seine Vorgänger, ohne nach der herrschend werdenden Sitte unserer Zeit ihre Namen und Leistungen zu verschweigen. Sein Werk ist daher nicht sowohl für die gelehrte Forschung, als vielmehr für die Verbreitung historischer Kenntnisse der vaterländischen Geschichte bestimmt. Bey einem solchen kommt es daher theils auf die richtige Auswahl der Vorgänger, denen er folgt, theils auf die eigene Behandlung an. Was das erste betrifft, so zeigt der Verf. durchweg eine so große Bekanntschaft mit der historischen Literatur, daß ihm nicht leicht etwas Wichtiges entgangen seyn kann, wie bey den reichen Büchersammlungen der Stadt, in der er lebte und schrieb, dies nicht anders zu erwarten war. Nicht bloß größere Werke, sondern auch kleinere Schriften sind benutzt worden, wo sie es verdienen. Die Behandlung ist durchgehends des Gegenstandes würdig. Mit dem 16ten Buche, welches den dritten Theil eröffnet, beginnt die Periode der Reformation. Der Verfasser hat hier, so wie in den folgenden Büchern mit großer Freymüthigkeit gesprochen, ohne doch die Gränzen von dieser zu überschreiten. Die folgenden Zeitläufe bieten ihm die häufigste Gelegenheit dar, die Zeitgeschichte von dieser Seite

zu betrachten, die nicht unbenutzt geblieben ist. Er ist dabey mit großer Unparteylichkeit verfahren, und wenn er die Fehler der Kirche, zu welcher er selber gehört, nicht verschwiegen hat, so sind doch auch die der protestantischen Confessionen, besonders in der Geschichte des Streites der Calvinisten und Lutheraner, nicht ungerügt geblieben. Dieselbe Unparteylichkeit wird man auch bey der Behandlung der politischen Händel finden. Wenn gleich der Verfasser nur die Geschichte von Deutschland zu geben versprach, so ist doch auch die der vereinten Niederlande mit hineingezogen, nicht nur weil sie früher Deutschland angehörten, sondern weil auch nachher die Geschichten beider Länder zu tief in einander verschlungen sind. Was aber dem Werke seinen größten Werth gibt, ist der sichtbare Antheil, den der Verfasser selber an dem von ihm behandelten Gegenstande nimmt. Es ist keine todte, aus einer Compilation bloß hervor gegangene, es ist vielmehr eine lebendige Erzählung, und eben dadurch wird sie den Zweck, den sie erreichen sollte, nicht verfehlen. 'Dieses sind, so schließt der Verfasser sein Werk, des Deutschen Volkes Freuden und Leiden, heldenmüthige Bestrebungen, vereitelte Pläne, und oft unvermuthetes Gelingen mancher anderer. Der Verfasser hat auf die gewissenhafte Erforschung derselben die schönste und kräftigste Zeit seines Lebens gewendet; nur da, wo Meister schon ihr Lebenlang geforscht, und in vollen Farben geerndtet hatten, glaubt er nicht auf den Stoppeln nachlesen, sondern dankbar das Geleistete benutzen zu dürfen.' Der Verf. hat dadurch selber den Lesern den Maßstab zu der Beurtheilung seines Werks gegeben, das ihre Erwartungen nicht unbefriedigt lassen wird.



## P a r i s.

Essais sur la philosophie des Hindous par M. T. Colebrooke traduits de l'Anglais et augmentés de textes Sanskrits par G. Pauthier. Seconde partie. 322 S. 1836. 8.

Wir zeigen hiermit die zweyte Abtheilung der vor Kurzem in diesen Blättern angeführten Arbeit des Hrn Pauthier an. Der schätzbare Fleiß, mit welchem derselbe die Colebrook'schen Abhandlungen über die indische Philosophie übersetzt und durch kurze Anmerkungen erläutert hat, macht seine Arbeit gewissermaßen zu einem Compendium der indischen Philosophie. Der Inhalt dieser zweyten Abtheilung besteht aus einer Auseinandersetzung der Systemé der Mimansa und Bedanta, so wie der philosophischen Lehren der Buddhisten und anderer heterodoxer Secten. Den Schluß macht ein sehr brauchbares Verzeichniß über die philosophische Terminologie der Indier. B.

## W i e n.

Bey Carl Gerold: P. Hell's Reise nach Wardoe bey Caypland und seine Beobachtung des Venus-Durchganges im Jahre 1769. Aus den aufgefundenen Tagebüchern geschöpft und mit Erläuterungen begleitet von C. E. Littrow, Assistenten der Wiener Sternwarte. 1835. 166 S. in 8.

Die Streitigkeiten über die Echtheit der Hell'schen Beobachtungen des Venusdurchganges sind hinlänglich bekannt. In Betracht ihrer Wichtigkeit ist die Auffindung des Tagebuches, wel-

ches Hell zu Wardoe führte, von bedeutendem Interesse. Dieses Tagebuch befand sich früher im Besiz des Freyherrn Georg von Münch-Bellinghausen, und ist nun als Geschenk an die Sternwarte von Wien gekommen. Herr Littrow hat aus demselben, nach einer vorausgeschickten kurzen Lebensbeschreibung Hell's, den Theil abdrucken lassen, der sich auf den Venusdurchgang bezieht. Wenn sich nun einerseits ziemlich unzweifelhaft daraus ergibt, daß Hell wirklich eine vollständige Beobachtung des Durchganges erhalten hat, so beweisen doch die fortwährend vorkommenden späteren Aenderungen früherer Aufzeichnungen, daß Hell nichts weniger als ein gewissenhafter Beobachter war, und seine Angaben nur mit dem höchsten Mißtrauen benutzt werden können. Fast die Hälfte des Buches füllt ein Auszug aus einem Tagebuche, welches Hell's Begleiter, der P. Sainvics, während der Reise führte. Es ist unbegreiflich, wie sich Herr L. entschließen konnte, dieses bis zum Ekel schale Geschwätz abdrucken zu lassen.

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

205. Stück.

Den 26. December 1836.

---

A n t w e r p e n .

Imprimerie de Janssens. Histoire des Maladies observées à la grande armée française, pendant les campagnes de Russie en 1812 et d'Allemagne en 1813; par le chevalier J. R. L. de Kerckhove dit de Kirckhoff, ancien Médecin en Chef des hôpitaux militaires etc. Troisième édition. XX u. 425 Seiten. 1836. 8.

Der denkwürdige Feldzug von 1812 brachte auch der Medicin manche neue Erfahrungen: Unglücksfälle, wie sie kaum je einem so großen Heere widerfahren, führten über Hunderttausende von bisher gesunden Menschen eine Unzahl körperlicher Leiden herbei, denen auch die meisten erlagen, oder von welchen die wenigen, die ihnen entrannen, noch späterhin die Spuren mit sich herum trugen. Der Verf., welcher als Militärarzt mit diesem Feldzuge seine ärztliche Lauf-

bahn begann und nach und nach zu einer bedeutenden Stellung sich aufschwang, hatte Gelegenheit genug, an Ort und Stelle einen Reichthum von Beobachtungen zu sammeln, und der Beruf lag ihm nahe, sie in einer geordneten Folge bekannt zu machen. Wenn er bey'm Rückblicke auf eine ereignißvolle und für alle Zukunft hinaus entscheidende Zeit seinen historischen Erinnerungen etwas zu viel Spielraum läßt und redselig auch anderweitige Dinge bespricht, so mag man dieses bey dem Interesse, welches der Gegenstand überhaupt einflößt, und bey dem Standpuncte, den der Verf. in seiner Beurtheilung einnimmt, ihm gern zu gute halten. — Nach der Vorrede (S. I — XX), worin der Verf. von seinen persönlichen Verhältnissen spricht, folgt die ausführliche Geschichtserzählung (S. 1 — 196). Die Veranlassung des Krieges, die Zusammenziehung und der Ausmarsch des Heeres (450,000 Mann mit 1000 Feuerschlünden), der Zug durch befreundete Länder, der Uebergang über den Niemen, der Eintritt auf das russische Gebiet (den 24. Junius) wird beschrieben. Das öde, menschenleere und verheerte Land, Mangel an Lebensmitteln, das ungünstige Klima, Stürme und Regengüsse, glühende Sonnenhitze bey Tage und nasse Kälte des Abends gaben bald Veranlassung zu Krankheiten und zur Muthlosigkeit. Die ersten Hospitäler wurden in Wilna errichtet, aber schlecht mit allem Nöthigsten versehen. Bald nachher mußten auch in Witepsk welche eingerichtet werden (S. 44): les hôpitaux furent aussitôt encombrés de malades et de blessés. Mais je me trompe en disant des hôpitaux! tout y manquait; ces malheureuses victimes de la guerre, qui auraient dû inspirer le plus tendre intérêt, y étaient abandonnées aux

privations et plongées dans un air infecté de miasmes putrides. Indem nun die französische Armee der russischen, welche sich immer weiter zurückzog durch Gegenden, die durchaus keine Hülfsmittel darboten, nachrückte, und nirgends Magazine, nirgends regelmäßige Verpflegungsanstalten angelegt wurden, nahmen Mangel, Niedergeschlagenheit und Erkrankung auf eine furchtbare Weise überhand. Die mehr oder minder siegreichen Gefechte, die bey Smolensk und Mojaisk Statt hatten, trugen nur dazu bey, das allgemeine Unglück zu vermehren. In der letzteren Schlacht hatten die Franzosen gegen 40,000 Todte oder Verwundete. Der Vf. sagt (S. 73): Je suis incapable de faire la narration des souffrances aux quelles étaient en général réduits les blessés et les malades, ou pour mieux dire, la plume se refuse à les décrire dans toute leur étendue.

Der traurige Weg nach Moskau, wo die Armee bereits arg von Ruhr und Typhus heimgesucht war, wurde durch die Aussicht erleichtert, in dieser großen und reichen Stadt Winterquartiere zu erhalten. Am 14. Septbr. zogen die Truppen ein; den 15. fing der Brand erst in der Mitte, dann in den verschiedensten Quartieren der Stadt an und verbreitete sich unaufhaltsam. Der Verf. beschreibt dieses grausenhafte Schauspiel umständlich mit den lebhaftesten Farben. Als Veranlassung führt er an (S. 84): Lorsque l'armée française, après avoir gagné la bataille de la Moskwa, approchait de Moscow, Rostopchin fit ouvrir les prisons de galériens et de tous les malfaiteurs, et leur accorda la liberté sous la condition de brûler la ville dès que nous y serions entrés. A cet effet, il leur fit distribuer

buer des mèches sulfureuses et goudronnées, que l'on prétend avoir été préparées sous la direction d'un mécanicien anglais, nommé Schmit. Nun folgt der Abmarsch aus den Trümmern der verwüsteten Stadt; Einbruch unerhört großer Kälte; Angriff der von allen Seiten her bey ziehenden russischen Heerhaufen; Mangel aller Lebensbedürfnisse, wodurch endlich eine Auflösung und regellose Flucht der Armee herbey geführt wurde. Bekannt aus vielen Schilderungen sind die Schrecknisse dieses Rückzuges; der Verf. liefert dazu viele charakteristische Züge. Wenn nach einem jammervollen Tagemarsche des Abends die halb erstarrten, halb verhungerten Soldaten sich um ein spärliches Feuer lagerten, jagten sie alle Kriegscommissäre, Armeelieferanten u. dergl. davon weg; aber den Aerzten machten sie Platz und erwiesen ihnen viel Wohlwollen. Sie sagten häufig (S. 111): les docteurs se sont toujours intéressés à nous, ils ne nous ont fait que du bien. Auch bekennt der Verf., daß er auf dem ganzen Rückzuge fast nur von Soldaten wäre ernährt worden.

Als ein Beweis der enormen Kälte wird (S. 116) angeführt, daß wenn die Soldaten mit bloßen Händen ein freyes Eisen anfaßten, die Wirkung dieselbe war, als hätten sie ein glühendes Metall berührt; die Haut blieb daran hängen. Weit mehr tödtlich als die Kälte war der plötzliche Uebergang zur Wärme, wobey unzählige in Folge von Schlagfluß oder Erstickung starben (S. 153). Bey denen, welche am Wege erfroren, zeigten sich mannigfache Blutflüsse, in Folge der großen Schwächung des contractilen Capillarsystems (S. 119: Ils semblaient par cette mort épouvantable réaliser la fable de la sueur de sang). Die, welche am Nervenfieber

litten, zeigten bey dieser Kälte eine auffallende Besserung; den Stupor und die Trockenheit der Zunge abgerechnet, schien die Krankheit ganz verschwunden; aber bey dem Einfluß einer erhöhten Temperatur stellte sich sogleich das heftigste Fieber wieder ein. Bey dem Durchfall hingegen wurden alle Zufälle durch die Kälte verschlimmert.

Der grauenvolle Uebergang über die Berezina wird vom Vf. umständlich beschrieben. Er selbst war bis wenige Schritte vor die Brücke gelangt, aber eingezwängt in einen dichten Haufen von Flüchtlingen im Begriffe zu ersticken, als eine fallende Haubize ihm rechts und links Luft machte; er wurde in den Fluß geschleudert und war so glücklich, an die Brücke zu gelangen und sich da anzuklammern, wo ihn dann ein Sapeur, der ihn anfangs mit Säbelhieben hinunterstoßen wollte, und mit dem er rang, hinüber ließ. Aber von dem Feinde und der Witterung verfolgt, hatten die Unglücklichen, von Allem entblößt, noch keine Ruhe. Noch hinter Wilna (den 10. Decbr.) nöthigte ein starkes Glatteis an einem Hügelabhänge die Franzosen ihre letzten Kanonen, ihre noch übrige Bagage und die Wagen mit dem Schatze, die sie bis dahin durchgeschleppt hatten, enthaltend 10 Millionen an Gold und Silber, zurück zu lassen (S. 165). Endlich, den 13. December, setzten die letzten Bruchstücke der großen Armee, kaum noch im Ganzen 20,000 Mann über den Niemen, und diese im elendesten Zustande, in Lumpen gehüllt, von Ungeziefer bedeckt, krank, erschöpft, zum Theil an Gliedern verstümmelt. Sehr viele von ihnen wurden bald eine Beute des Typhus, dessen Keime sie in sich trugen, oder aus leichten Veranlassungen schöpften und die sie mit verheerender Ansteckung in alle die Ortschaften und Städte verstreuten, wo

durch sie zogen oder in deren Hospitäler sie aufgenommen wurden (S. 172). Diese Krankheit, verbunden mit Ruhr, wurde auch im folgenden Jahre, wo sich eine neue französische Armee in Deutschland sammelte, die Heißel derselben (S. 183: *cette épidémie fit la désolation de notre armée*). Außer den großen Verheerungen, welche während des Rückzuges von Moskau der Durchfall, die Ruhr, der Typhus und das schlechende Fieber anrichteten, ist auch noch eine heftige Augenentzündung zu nennen, wodurch viele in Folge des ununterbrochenen Anblicks der Schneefelder, der Beraubung des Schlafs und des einwirkenden Rauchs in den Bivouaks erblindeten (S. 168). — Nun folgt eine kurze Uebersicht der im J. 1813 statt gehabten Ereignisse, besonders der Schlachten von Dresden und Leipzig. Durch das zu frühe Sprengen der Elsterbrücke wurde dieser Fluß für die Armee eine zweyte Berezina (S. 187). Die nach dem Rheine gedrängten flüchtigen Heerhaufen verbreiteten auch in jene Gegenden das furchtbare Uebel des Typhus. Der Verf., der die Hospitäler zwischen der Elbe und dem Rheine zu besuchen hatte, macht eine betäubende Schilderung von dem damaligen Zustande von Mainz und namentlich von dem dortigen Hauptlazareth. 'Das erste Mal, als ich hineintrat (erzählt er S. 191), schauderte ich zurück vor der verpesteten Luft; Todte und Lebende lagen zwischen einander; eben so Verwundete und Fieberhafte, und zwar auf der bloßen Erde, ohne Stroh, in ihrem Unrath; ja, manche lagen auf den Leichen ihrer Kameraden.' Auch er wurde von der Krankheit ergriffen und schwebte während eines Monats am Rande des Grabes.



In der zweyten Abtheilung (S. 197—424) werden nun in 15 Kapiteln folgende Krankheiten speciell abgehandelt: gastrische Beschwerden; Magenentzündung, Entzündung der Gedärme; Durchfall; Ruhr; Leberentzündung; Selbstucht; Lungencatarrh; Entzündung der Lungen und des Brustfells; Bräune; Augenentzündung; Rheumatismus; gastrisches, Gallen- und Schleimfieber; schleichendes Fieber; Typhus und Synöchus. Obgleich wir darinnen wenig eigenthümliche Ansichten finden, so enthalten sie doch für den Practiker, namentlich den Militärarzt, viele beherzigenswerthe Winke und zuweilen auch sonst interessante wissenschaftliche Bemerkungen. Bey Gelegenheit seiner Empfehlung von Mercurialeinreibungen gegen Durchfall, der von einer Leberaffection herrührt, kömmt er auf das Kindbettfieber (S. 238). Er behauptet, der Sitz sey im Uterus; das Bauchfell sey bloß sympathisch oder secundär entzündet, und darum wünscht er diese Krankheit metritis oder metro-peritonitis benannt. Bey der Ruhr sah er günstigen Erfolg von der Application der Blasenpflaster auf den Unterleib (S. 247). Die asthenische Leberentzündung ist er nicht abgeneigt, die 'falsche' zu nennen (S. 263). Gegen chronische Catarrhe und Schleimchwindsucht läßt er Einreibungen von Calomel vornehmen (S. 287). Gegen Bräune leisteten ihm Brechmittel treffliche Dienste (S. 307). Die schlimme, sogenannte ägyptische Augenentzündung hält auch er für eine catarrhalische Affection (S. 313). Die Ansteckung würde in den Casernen hauptsächlich durch das gemeinschaftliche Waschen verbreitet (S. 314). 'Ich stellte (sagt er S. 315) alle möglichen Untersuchungen hinsichtlich der Ansteckung der Augenent-

zündung bey Soldaten an, und ich bin zu der festesten Ueberzeugung gelangt, daß sie sich auf keinem andern Wege mittheilt, als auf dem der Berührung des gesunden Auges mit der abgesonderten Materie des Kranken.' Die Prädisposition werde häufig gegeben durch die engen Halsbinden und durch den Schafo, wodurch ein zu großer Blutreichthum im Kopfe und im Auge bedingt würde. Rheumatismus bey bereits angegriffenen Soldaten schwächend behandelt, habe meistens Typhus nach sich gezogen; hingegen der chronische gehe bey unzuweckmäßiger Cur in Lähmung, in lymphatische Anschwellung, weiße Geschwulst ic. über. Er preist schweißtreibende Mittel, Hautreize, Reibungen mit Flanell, der mit Alcohol oder Campher imprägniert worden (S. 338). Sich selbst befreiete er von einem acuten Rheumatismus durch eine Art Opiumvergiftung (S. 340). Nach seiner Rückkehr nämlich von Moskau litt er zu Frankfurt an der Oder an einem heftigen Rheumatismus, gegen den er viel vergebens versuchte, bis er sich zum Opium entschloß, wovon er innerhalb 3 — 4 Tagen gegen 24 Gran mit dem besten Erfolge nahm.

M.

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

206. 207. S t ü c k.

D e n 29. D e c e m b e r 1836.

---

H e i d e l b e r g.

Mit vielem Vergnügen kann der Unterz. einen neuen Beweis anzeigen, daß es im neunzehnten Jahrhundert in Deutschland doch merklich anders sey, als da man in der Mitte des achtzehnten glaubte, ein Jurist brauche kein Griechisch, und als man noch in der zweyten Hälfte desselben den Unterricht im Griechischen, in manchen Schulen, auf das neue Testament einschränkte. Hr Dr Carl Eduard Zacharia, ein Sohn des Hrn G. R. Z. in Heidelberg und Nefte des pensionierten Herrn Prof. in Marburg, Theod. Max. Z., mit unserm jetzigen Hrn Prof. der R. Zacharia aber so wenig wie mit dem verstorbenen von hier nach Kiel gegangenen Theologen dieses Namens verwandt, schließt sich, in Untersuchungen über das Nachjustinianische Recht aus ungedruckten Quellen, an die Herren G. J. A. Biener in Dresden, Hrn

Prof. Witte in Halle und die Hrn Gebrüder (wenn man diesen kaufmännischen Ausdruck gebrauchen darf) Heimbach, den Hrn D. A. K. in Jena und den Hrn Dr in Leipzig an, und zwar schon in zwey Schriften, wovon freylich die erste noch mehr zu der Geschichte der Rechte eines einzelnen deutschen Volkes gehört. Sie ist nämlich seine 1835 auf 80 S. 8. bey Dswald erschienene Doctor-Differtation: *Fragmenta versionis graecae legum Rotharis Longobardorum regis. Ex Cod. Paris. gr. 1384 primus edidit*, und dann der schon erwähnte Name des Verfs. Die Handschrift enthält vielerley aus dem Byzantinischen Rechte und die Unordnung, welche der Buchbinder sich hat zu Schulden kommen lassen, hat wohl mit dazu beygetragen, daß, so viel der Unterz. weiß, noch nicht bemerkt worden ist, es sey darin auch an zwey verschiedenen Stellen etwas (mit dem vorigen Vorbehalt) ganz einziges, nämlich eine griechische Uebersetzung von Stücken eines deutschen Rechts, wobey sich denn freylich am Leichtesten auf Longobardisches rathen ließ, da nur dieses Volk in Italien mit Griechen vermischt, mitunter auch wohl unter griechischen Obriigkeiten lebte, denen es denn ganz angenehm seyn konnte, auch zu wissen, ob den Longobarden das Recht ihres Volkes, namentlich über die Bestrafung der Verbrechen, gehörig gewiesen würde, oder die nach Byzantinischer Weise ihnen selbst Recht sprachen, und zwar wie es das Lombardische mit sich brachte.

Die zweyte Schrift, in welcher der Vf., der sich nun auch Privatdocent in Heidelberg nennt, seine Beschäftigung mit griechischen Handschriften zeigt, ist 1836 bey Mohr auf XV und

278 Seiten gr. 8. erschienen und besteht eigentlich aus zwey ganz verschiedenen Werken, wie freylich auch oft eine weitläufige Vorrede oder Einleitung, wie so Etwas genannt wird, zu einem älteren Werke vor der Ausgabe selbst vorher geht. Hier ist nun aber jenes, bis S. 106 deutsch, worauf als Anhang ein griechisches Werk mit einer lateinischen Uebersetzung und lateinischen Anmerkungen folgt, wobey aber auch wieder drey deutsche Blätter den Anfang machen. Der gemeinschaftliche Titel ist *‘αἱ ῥοπαί*, oder *‘die Schrift über die Zeitabschnitte, welche insgemein einem Eustathius, Antecessor zu Constantinopel zugeschrieben wird, herausgegeben nach der in dem Cod. Bibl. Senat. Lips. 1, ‘66. enthaltenen Recension, mit einer rechtsge-  
schichtlichen Einleitung, mit einer lateinischen Uebersetzung und mit Anmerkungen.’* Die zwey besonderen sind: *‘περὶ χρόνων καὶ προδεσμιῶν*, welche u. s. w, dann aber *‘αἱ ῥοπαί i. e. libellus de temporibus ac dilationibus ex recensione Cod. Ms. Bibl. Senatoriae Lipsiensis cum versione latina ac notis.’* Von S. 247 kommen indices, wovon die vier ersten die Vergleichung dieser Ausgabe erst mit der princeps von Schard, dann mit denen von Gujaci-  
us, Leunclajus und Teucher, ferner die mit Harmenopolus, endlich ein index legum nach den Theilen des Corpus jur. und den Basiliken zu der Ausgabe, der fünfte aber, wie es hier heißt, das Sachregister, eigentlich ein Register von Schriftstellern und Handschriften, zu dem Ganzen gehören, wie denn auch hier wieder die deutsche Sprache mit der lateinischen abwechselt. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn Hr Dr Z. Alles, was von ihm herrührt,

deutsch geschrieben hätte, wenn gleich theils seine älteren, auch die noch lebenden Vorgänger, theils die lateinischen Kunstwörter des röm. Rechts zu seiner Vertheidigung angeführt werden, 'wenn er einer solchen bedürfen sollte.' Daß er dabey Büsteman'n's deutsche Uebersetzung des Theophilus nicht tadelt, sticht vortheilhaft gegen die Aeußerung ab, die wohl auch schon vorgekommen ist, als ob es nur eine Uebersetzung aus dem Lateinischen von Reiz sey. Einen Unterschied zwischen dem Lateinischen und Deutschen des Hrn Dr B. würde man wohl nicht errathen, nämlich den, der sich schon in den angeführten Titeln zeigt, daß er im Deutschen die griechische Form beybehält und zwar wie sie die Griechen selbst ausgesprochen haben, da nicht gezweifelt werden könne, daß die Reuchlin'sche Aussprache schon zu Justinian's Zeit in Constantinopel gebräuchlich gewesen sey, und so steht denn hier im Deutschen immer Eustathios und nicht Eustathius. Ueber das Verhältniß der beiden Arten das Griechische auszusprechen, nach der Zeitfolge, das dem Unterz. ganz neu war, hat er sich belehren lassen, man könne durchaus keine so scharfe Gränzlinie ziehen, es fänden sich Spuren der Reuchlin'schen schon bey den Alten und dagegen lasse sich die Aussprache des *ev* als *ev* im sechsten Jahrh. nicht beweisen. (Matthiä sagt nur: wenigstens seit tausend Jahren). Hr Dr B. beruft sich für seine Rechtschreibung auch noch auf die Bestrebungen der jetzigen Nengriechen, ihr Recht an die Vergangenheit anzuknüpfen; abgesehen aber von diesem nur hier eintretenden Grunde, läßt sich gegen die aufgestellte Regel, die der Unterz. eine Zeitlang nur zu sehr befolgt hat, auch die Einwendung ma-

chen, daß der Sprachgebrauch, auch der späteren Zeit, wenn er doch, wie freylich nicht immer der Fall ist, auch etwas für sich hat, berücksichtigt werden müsse, und so wäre denn die lateinische Form griechischer Namen im Deutschen doch wohl bey zu behalten, wenn sie gleich nur dadurch gewöhnlich geworden ist, daß man lange Zeit nur lateinisch über solche Dinge geschrieben hat. Bey einem Beispiele anderer Art hat Hr Dr Z. wohl ganz Recht, das in Deutschland wohl erst in der zweyten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts aufgekommene Cujaz für die im Vaterlande dieses Schriftstellers noch jetzt so gar häufige ursprüngliche Form Cujas aufzugeben, die Deutschen, die wenig französisch können, mögen die richtige Aussprache des französischen Namens noch so sehr für Ziererey halten.

Das griechische Werk, mit welchem sich Hr Dr Z. beschäftigt, ist bekanntlich (seine Verwechslung mit Sualenberg's Bekanntmachung des Harmenopolus, der hier im Deutschen denn auch immer Armenopolus heißt, hat der Unterz. wohl schnell genug wieder gut gemacht) zuerst von Schard und dann, das Jahr gleich darauf, von Cujacius herausgegeben worden. Die erste Ausgabe hat Hr Dr Z. nicht selbst gesehen, wie denn überhaupt in den Büchersammlungen, die an Handschriften reich sind, oft gedruckte Bücher fehlen, und umgekehrt, so daß auch oft die Benutzer von Handschriften die Bücher nicht zur Hand haben, deren sie dabey bedürften, wie z. B. Hr Dr Z. in seiner Dissertation auch klagt, daß ihm die *leges barbarorum* nicht zu Gebote stünden. Hr Dr Heimbach, welchem Hr Dr Z. auch die Abschrift der Handschrift in der Rathsbibliothek verdankt, (daß sie im-

mer, auch im deutschen, Codex Bibliothecae Senatoriae Lipsiensis heißt, ist eigentlich gegen den vorhin erwähnten Grundsatz des Verfs) hat ihm auch Nachricht von einer Ausgabe der Schardischen Uebersetzung vom J. 1576 gegeben, die hier im §. 3. erwähnt ist, welcher nur die drey letzten Jahrhunderte ankündigt, da er doch auch diesen Nachdruck aus dem sechzehnten enthält. Da unsere Bibliothek diese Ausgabe auch besitzt, so mag hier noch hinzugesetzt werden, sie sey in Frankfurt a. M. bey dem Buchdrucker, und dies Mahl auch Verleger, Nicolaus Basse, erschienen, der den Nachdruck, wenn es nur gute Bücher seyen, in der Zueignung vertheidigt, theils weil dadurch die Wohlthat der Buchdruckerey vermehrt werde, theils weil man eine Menge Beyspiele dapon habe. So sind denn hinter die casus annales (Fragen, wo von einem Jahre die Rede ist) von Quintil. Mandosius noch drey und, ein Paar Blätter hinter der Vorrede mit gerechnet, sogar vier Schriften, einigermaßen verwandten Inhalts, nachgedruckt. Die Bemerkung des Hrn Dr H. die letzte Anmerkung von Schard siehe hier als Schluß des griechischen Werks, ist ganz unrichtig, denn diese zeichnet sich, wie alle anderen additiones, durch die Cursiv-Lettern aus; eher könnte man sagen, in der Ausgabe von Schard selbst sey diese letzte Anmerkung anders behandelt, als die vorhergehenden, indem sie im Texte fortläuft, statt daß die vorhergehenden am Rande stehen.

Daß Eustathius der Verf. sey, sagt keine einzige der sehr vielen Handschriften, selbst die Ausgabe von Schard hat, bey dem Abdrucke selbst, nur den Inhalt, und man weiß gar nicht, wie er dazu gekommen ist, auf dem allgemeinen



Titelblatte und in der Zueignung den Eustathius als Verfasser zu nennen, wobey übrigens mit Recht bemerkt wird, daß selbst das Wort olim Verdacht erregen kann, da es wohl schwerlich vom Verfasser herrührt, dieser müßte denn dadurch zu erkennen haben geben wollen, er habe seine Stelle nicht mehr gehabt. Viel wahrscheinlicher ist die Vermuthung S. 64, dieser Name sey, wie mehrere andere, von einem Neugriechen erdichtet worden, um seiner Handschrift einen besseren Absatz zu verschaffen. Bey den Betriegeren von Papadopoli, die der Verf. als ein noch spätes Beyspiel anführt, könnte einem jetzt auffallen, daß dieser sich Comnenus nannte und daß bey einer noch lebenden, sehr fruchtbaren Schriftstellerin, die sich auf ihre mütterliche Abkunft von den Comnenen nicht wenig zu Gute thut, auch allerley, gelinde gesagt, bedenkliche Angaben vorkommen. Ueberhaupt muß man aber bey den Titeln von Büchern, sie nennen nur den Inhalt, es sey des Anfangs, wie hier *σομαι* (die Augenblicke), oder des Ganzen, wie *περι χρονων διαστηματος* (von den Zeiträumen), oder auch den Verf., den großen Unterschied bedenken, den die Erfindung der Buchdruckerey auch hierin bewirkt hat. Seit dieser ist der Regel nach bey jedem Buche der Titel das Erste, wornach man fragt, Hunderte und Tausende von völlig gleichen Abdrücken werden darnach angeboten und gefordert, ein Wort, mehr oder weniger oder anders, bezeichnet einen ganz anderen Gegenstand, statt daß bey dem, was bloß geschrieben wird, wo oft jedes Exemplar einzig in seiner Art ist, und jede Abschrift Zusätze, Weglassungen und Veränderungen enthält (man denke nur an die unzähligen handschriftlichen Koch-

bücher unserer Hausmütter), so wenig ein Name davor steht, als unzählige Dinge in der Welt den ibrigen an der Stirn tragen.

Nach Justinian, vielleicht auch schon vor ihm, nur findet sich aus den guten Zeiten des Röm. Rechts noch keine Spur davon, suchte man den Gebrauch der vielen Bücher darüber dadurch zu erleichtern, daß man, wie Ysellus in seinen Versen sagt, die verschiedenen Zeitbestimmungen, von einem Augenblicke (ροπή) an bis auf hundert Jahre (so heißt es bey Scharb gleich vorn, der Columnentitel ist anders) oder die verschiedenen Actionen, bey denen doch Manches schon veraltet war, zusammen stellte. Dahin gehören wohl sicher auch die Repertorien, aus deren Titel *τι ποτ κεται* (wo steht Etwas?) nach einer vortrefflichen Vermuthung des Hrn Dr B. der Name *Tipucitus* gemacht worden ist, so wie (S. g. U. 1830. S. 1685) aus *de actionibus* der Name *Datianebus*. Jene erste Schrift ist es denn, die in sehr verschiedener Gestalt vorkommt und über deren Geschichte, oder bey Gelegenheit derselben Hr Dr B. viel Lesenswerthes beybringt. Dahin gehört besonders was er S. 96 ff. über die gewöhnlich angenommenen drey Abfassungen der Basiliken (*ter repetitae praelectiones* sind es aber nicht, denn die erste ist ja keine *repetita praelectio*) sagt. Nach dem ganzen Plane des Werks, das gewiß nicht bloß für des Griechischen völlig kundige Leser bestimmt ist, hätten hier aber die aus den Vorreden des Procheiron, der Epanagoge und der Epitome abgedruckten Stellen mit einer, es sey lateinischen oder deutschen, Uebersetzung begleitet seyn sollen, eben weil diese, auch wegen der schlechten Schreibart, ihre Schwierigkeiten

hat, wie denn in den letzteren (S. 98. Sp. 1. Z. 4. der Anmerk.) die δωδεκαδελτοι, aus denen, nebst den Digesten, Institutionen und Novellen Leo sein Werk habe nehmen lassen, gewiß nicht, wie sonst, die 12 Tafeln seyn können, sondern die 12 Bücher des Constitutionen-Codex seyn müssen und ein eigenes Werk bloß über das alte, abgekommene, Recht etwas ganz Neues ist. Hr Dr Z. sagt selbst, die Sache sey noch sehr zweifelhaft.

Ein Paar Kleinigkeiten mag es noch erlaubt seyn hinzu zu fügen, die freylich für den Unterz., dessen Civ. Mag. sie betreffen, mehr Werth haben, als für manche Andere, ein Mahl, daß die S. 102. Anm. 68. angeführte Ausgabe des achten Buchs der Basiliken durch Ruhnkenius (der hier denn Ruhnken heißt), dort II. S. 405. erwähnt seyn sollte, da dieses Buch zwar schon in Fabrot's Ausgabe steht, aber nach einer anderen Bearbeitung, und dann, daß der Gelehrte, welcher Hrn Prof. Erb den Anfang der hier abgehandelten Schrift aus der Bibliothek des Escurials mitgetheilt hat, der dort V. S. 245. abgedruckt ist, nicht Tychsen schlechtweg genannt seyn sollte, da es zu gleicher Zeit zwey Professoren dieses Namens gegeben hat, die beide in verwandten Fächern thätig und beide mit Spanien in Verbindung gewesen sind, sondern daß dabey stehen sollte, es sey der Göttingische, Jüngere, nicht der Rostockische, Ältere, gemeint. Diese Bezeichnung ist wohl sprechender, als wenn man die Vornamen angibt und ein auffallendes Beyspiel, wie wenig diese bey Personen, die im Amte stehen, allgemein bekannt ist, liegt wohl darin, daß der Unterz., nahe an 50 Jahre ein College unsers Tychsen,

erst beym Nachschlagen den Taufnamen Thomas Christian erfährt.

Hugo.

### P a r i s.

Au bureau du Trésor de Numismatique et de Glyptique, chez Rittner et Goupil. Trésor de Numismatique et de Glyptique ou Recueil général de médailles, monnaies, pierres gravées, basreliefs etc., tant anciens que modernes, les plus intéressans sous le rapport de l'art et de l'histoire, gravé par les procédés de M. Achille Collas, sous la direction de M. Paul Delaroché, peintre, membre de l'Institut, de M. Henriquel Dupont, graveur; et de M. Charles Lenormant, conservateur-adjoint du Cabinet des médailles et antiques de la Bibliothèque Royale.

Von diesem Werke, welches nach einem sehr umfassenden Plane angelegt ist, liegen gegenwärtig vor uns die in vier Lieferungen vollendete sechste Serie der ersten Classe, welche die Basreliefs des Parthenons und des Tempels von Phigalia auf 16 Tafeln nebst 20 Seiten Text in Klein Folio enthält, dann die in zehn Lieferungen erschienene vierte Serie der zweyten Classe, welche Medaillen enthält, die im 15. und 16. Jahrhunderte in Italien gegossen und ciseliert sind, endlich die mit der neunten Lieferung geschlossene siebente Serie der zweyten Classe, worin die französischen Medaillen von Heinrich IV. bis auf Ludwig XIV. gegeben werden. Außerdem muß

nach einer Anzeige der Herausgeber auch die neunte Serie der zweyten Classe fertig seyn, die aus einer Sammlung der Siegel der Könige und Königinnen Frankreichs besteht. Von mehreren anderen Serien sind erst einzelne Lieferungen erschienen. Indes ist es nach dem Vorliegenden schon sehr gut möglich, über die Vortheile und Erfolge, die dies Werk verspricht, sich ein Urtheil zu bilden. Bekanntlich liegt die Veranlassung dazu ganz und gar in einem eigenthümlichen, erst neuerdings erfundenen Verfahren des Stahlstichs, welches man, in Frankreich wenigstens, *procédé de M. Achille Collas* nennt, und dessen Technik auch in unsern Gegenden kein Geheimniß mehr ist. Was aber die Anwendung dieses Verfahrens auf die Nachbildung von Kunstwerken anlangt, so ist diese überall an ihrer Stelle, wo ein rein mechanisches Wiedergeben, wobey dem Auge und Geiste des nachbildenden Künstlers gar kein Einfluß gestattet werden soll, in denselben Maßverhältnissen an seiner Stelle ist. Nur Bildwerke, welche in einem weder zu starken noch zu flachen Reliefe bestehen, scharf ausgeprägte Umrisse darbieten und von geringem Umfange sind, lassen sich auf diese Weise vollkommen ausdrücken; und kommt dazu ein dunkler, metallischer Glanz des darzustellenden Bildwerks, so kann man selbst den Lichteffect durch dies Verfahren bis zur Täuschung nachahmen. Freylich bekommen auch da, wo diese Art von Technik am meisten auf ihrem Felde ist, die Nachbildungen immer etwas weichere, zerflössenere Conturen als die Originale haben; aber diesen Nachtheil ersetzt in den meisten Fällen reichlich die Gewißheit, daß nirgends eine freye Züthät die dargestellten Gegenstände

und den Styl der Darstellung verändert habe. Medaillen und Münzen, Cameen und geschnittene Steine von größerem Umfange, Sculpturen in Elfenbein, getriebene und ciselirte Arbeiten in Silber und Bronze und ähnliche Kunstwerke werden durch dies Verfahren mit einer Treue und Lebendigkeit zur Anschauung gebracht, die man früher kaum als durch den Stich erreichbar ansah. Aber wie viele Kunstwerke, auch von den angegebenen Classen, sind, ohne ihren Kunstwerth verloren zu haben, doch durch die Zeit so verfehrt, daß ein Kennerauge dazu gehört, ihre Züge richtig aufzufassen, und eine besondere Kunst zu sehen, die sich von dem Bemühen zu sehen, wo Nichts ist, sehr bestimmt unterscheiden läßt, in Anspruch genommen wird, wenn eine wahrhaft treue Zeichnung davon zu Stande gebracht werden soll. Hier wird immer eine weniger mechanische, freyer arbeitende Weise der Uebertragung auf die Kupferplatte nöthig seyn. Noch weniger aber eignen sich für diese Art von Abbildungen Kunstwerke von einem solchen Maßstabe, daß sich erst eine Copie in kleineren Verhältnissen, z. B. eine verkleinerte Nachbildung eines Reliefs, zwischen das Original und den Stahlstich stellen muß, damit dieser auf solche Weise zu Stande gebracht werden könne. Damit gehen alle die großen Vortheile der unmittelbaren Uebertragung verloren, und die Unbequemlichkeiten, welche dies procédé doch immer hat, bleiben allein zurück. Wir fürchten aus den hierin liegenden Gründen sehr, daß die große und gerechte Theilnahme, welche dies Mittel, wahre Facsimile's der schönsten und zierlichsten Kunstwerke hervor zu bringen, gleich im Anfange

erweckt hatte, dadurch etwas gelähmt worden ist, daß man in der ersten Classe die Reliefs vom Parthenon und Phigalia zuerst publiciert hat, die sich sowohl durch den Zustand, in dem sie sich befinden, als durch ihren großen Maßstab, dieser Art von Reproduction ganz entziehen. Man hat dabey restaurierte Nachbildungen im Kleinen zum Grunde gelegt, von denen im Texte keine Angabe gefunden wird, von wem sie eigentlich gefertigt sind; wenn den Unterz. seine Erinnerung nicht täuscht, sind sie von einem englischen Bildhauer Hennings zum Verkauf gefertigt, aber mehr um dem größeren Publicum eine Vorstellung von dem Geiste der ganzen Composition zu geben, als um für wissenschaftliche Zwecke benutzt zu werden. Zwar sind die Nointel'schen oder vielmehr Carrey'schen Zeichnungen dabey gezogen worden, und bedeutende Stücke des Frieses ganz nach diesen modelliert worden, indem nichts davon im Britischen Museum zu finden ist; aber es sind keine genaueren Forschungen über die Zusammengehörigkeit der von Carrey gezeichneten Figuren mit denen bey Stuart und den Elgin'schen Tafeln angestellt worden. Sonst würde z. B. bemerkt worden seyn, daß Taf. 5. Fig. 1. nicht der Anfang des Zuges der Biergespanne ist, sondern vor dem antreibenden Jünglinge ein anderer Wagen vorherging, der bey Stuart Antiquit. of Ath. Vol. II. chap. 1. pl. 18. auf derselben Platte zu sehen ist; auch hat sich diese unter der Elgin-Marmors fehlende Tafel neuerlich (1833 im May) in Athen wieder gefunden, wie gegenwärtig aus den von Hrn Dr Ross mitgetheilten Nachrichten und der Abbildung in Schorn's Kunstblatt 1835. N<sup>o</sup> 80. ganz deutlich

erhehlt. Ueberhaupt ist der Wagenzug der Nordseite mit sehr wenig Genauigkeit wieder gegeben. Dem Reiterzuge ist Vieles zugesetzt, wozu sich gar keine Quellen finden, wie namentlich die ganze Figurenreihe pl. 4, 1. Der unbekleidete Reiter, der eben erst sein Pferd besteigen will, paßt gar nicht in den Zusammenhang dieser Pompa hinein, da solche Figuren nur am Anfange, nicht aber mitten in der Procession vorkommen konnten; so daß wir dieses Stück nicht einmahl, wie im Text geschieht, *une imitation adroite des parties de l'oeuvre originale* nennen möchten. Wie wenig es aber rathsam sey, auf die Carrey'schen Skizzen allein eine genauere Zeichnung und Modellierung des Frieses vom Parthenon zu bauen, davon gibt die Tafel ein merkwürdiges Beyspiel, welche auf pl. 5. N<sup>o</sup> 3. abgebildet ist, wo zwischen den Athenischen Metöken, welche als Skaphephoren und Hydriaphoren Mulden und Wasserkrüge tragen, und den Flößenspielern, ein Mann in gebückter Stellung vorkommt, der ein kleines Schwein von der Erde aufzuheben scheint; gerade diese Platte ist neuerdings auf der Akropolis von Athen wieder aufgefunden worden (s. Roß im Kunstblatte a. a. D.), und man sieht nun, daß das angebliche Schwein ein Wasserkrug (Hydria) und der Mann daneben also auch ein Hydriaphor ist. In der Nachbildung des Englischen Bildhauers sehen die Hydrien wie Wasserschlänche aus, daher die Träger derselben auch im Texte für Askophoren genommen werden. Wollten wir auch den Fries der anderen Seiten durchgehen, so würden sich besonders an der Südseite eine Menge von Fehlern ergeben, die, aus dem Mangel einer ge-



naueren Untersuchung über die Motive und Gesetze dieser Composition, bey der verkleinerten Nachbildung begangen worden sind: aber schon aus dem Gesagten erhellt hinlänglich, wie wenig diese sonst mit Geist und Geschick gemachte Arbeit des Englischen Künstlers es werth war, auf diese Art dem Publicum mitgetheilt zu werden, zumal da doch auch gerade hier in den zerflossenen und etwas verschobenen Zügen der Gesichter die schwache Seite des procédé de M. Achille Collas zu sehr hervor tritt.

Der Text, welchen Hr. Ch. Lenormant, einer der thätigsten Archäologen des jetzigen Frankreichs, verfaßt hat, gibt nach einigen allgemeinen Nachrichten über den Parthenon und seine Bildwerke eine genauere Erklärung des Frieses der Gelle, wobey nach der Angabe des Verfs die Arbeit des Unterz. im zweyten Bande des Deutschen Stukrt zum Grunde gelegt ist. Die Abweichungen, welche vorkommen, beziehen sich vornehmlich auf die Figuren der Zwölfgötter, welche an der Dfseite des Frieses rechts und links von der Mittelgruppe thronend dargestellt sind. Der Unterz. glaubte das Princip ihrer Deutung darin gefunden zu haben, daß die Heiligthümer dieser Gottheiten an oder auf der Akropolis gelegen hätten, und daher diese Götter vor allem von der vorbeziehenden Panathenaischen Pompa begrüßt worden wären; darauf beruhten die Benennungen: Zeus Polieus, Hera nebst Iris oder Hebe, Hephästos, Demeter Chloë, die beiden Anakes, Hygieia und Asklepios, Poseidon und Erechtheus, Peitho, Aphrodite nebst Eros. Hr. Lenormant dagegen glaubt, daß hier die principales divinités de l'Attique comme synthrô-

nes de Minerve vorgestellt seyen, und erklärt darnach dieselben Figuren so: Zeus, Hera nebst der Nike, Hermes, Aphrodite, die beiden Anakes; Pallas und Hephästos, Kora, Demeter und Sakchos. Der Unterz. bezweifelt sehr, ob Jemand in Phidias Zeit die Anakes oder Dioskuren zu den Hauptgottheiten Attika's gerechnet und dagegen den Apollon: Patroos davon ausgeschlossen haben würde, und muß daher, eben von den Anakes ausgehend, das obige Princip noch fest halten, wiewohl in den einzelnen Deutungen Lenormant's Einiges recht annehmlich erscheint. Namentlich hat Unterz. sich überzeugt, daß der Knabe, welcher sich an die Knie einer verschleierten Frau anlehnt, ohne Flügel ist, und sich also wirklich besser zum Sakchos als zum Gros eignet. Leider ist gerade dieser wichtigste und interessanteste Theil der ganzen Composition in der Hennings'schen Nachbildung durch eine unglückliche Zusammensetzung der Carrey'schen Zeichnungen und Elginschen Marmors ganz aus seiner Ordnung gerissen, was auch in dem erklärenden Texte eine Verwirrung hervor gebracht hat.

(Der Beschluß im nächsten Stücke).

### V e r b e s s e r u n g e n .

- S. 1523. Z. 5 v. u. bis S. 1525. Z. 6. v. u.  
 gehören eigentlich hinter S. 1132, 2.  
 S. 2015 letzte Zeile lies ausgezeichnete f.  
 thätiger.

G e t t i n g e n  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

208. Stück.

Den 31. December 1836.

---

P a r i s.

Beschluß der Anzeige: *Trésor de Numismatique et de Glyptique* etc.

Nach den Basreliefs des Parthenon werden auch die erhobenen Arbeiten am Tempel von Phigalia nach eben solchen verkleinerten Nachbildungen desselben Englischen Bildhauers mitgetheilt — wiewohl hier schon das Stadelberg'sche Werk in einzelnen Puncten eine richtigere Anordnung und Ergänzung an die Hand gab. Der Text beschäftigt sich erstens mit der Frage, wann eigentlich der Tempel von Phigalia gebaut worden sey, ob während des Peloponnesischen Krieges auf Veranlassung der großen Seuche, wie Pausanias annahm, oder kurz vor dem Ausbruche dieses Krieges, wie der Unterz. glaubt wahrscheinlich gemacht zu haben. Hr Lenormant stellt sich aber bey Beurtheilung dieses Problems nicht ganz auf den richtigen Standpunct, indem er

von einem témoignage formel des Pausanias spricht; der Verf. hat wiederholentlich dargethan, daß Pausanias an der Stelle nichts bezeugt, sondern nur aus gewissen gegebenen Umständen einen Schluß macht, dessen Richtigkeit wir vollkommen zu prüfen im Stande sind. Iktinos war wirklich ein Athenischer Künstler (Eustathios zur Odyssee, p. 1825. Rom.), und konnte während des Krieges unmöglich in Arkadien sich aufhalten; das alte Völkerrecht schützte, wie mehrere Geschichten zeigen, weder Weltweise noch Priester gegen Kriegsgefangenschaft. Der Verf. meint, Iktinos habe in dieser Zeit am Cleusinion gebaut; und daß dies unvollendet geblieben, sey ein Beweis dafür, daß man bis zum Anfange des Peloponnesischen Krieges daran gebaut; also habe Iktinos nicht nach Arkadien gehen können: aber diese Spuren der Nichtvollendung finden sich nur an der dodekastylen Vorhalle, welche nicht unter Perikles, sondern unter Demetrios dem Phalereer von Philon erbaut ist. Der Verf. versucht darauf, die sonderbaren Eigenthümlichkeiten, welche in der Construction des Phigalischen Tempels bemerkt werden, die Richtung der Frontons gegen Nord. und Süd, die große Länge des Tempels, die Einfassung des großen Hypäthrons mit einem sculpturirten Fries, durch eine Hypothese zu erklären, die in der That viel Unsprechendes hat. Ohne an dieser Stelle in eine nähere Critik derselben einzugehen, theilen wir den wesentlichsten Gedanken mit wenigen Worten mit. Die Phigalier, wird dabey angenommen, seyen der die niederen Gegenden verwüstenden Seuche durch die Flucht in das höhere Gebirge entgangen, und hätten hier die heilsamen Einwirkungen des Nordwindes erfahren; sie hätten darum

beschlossen, dem Hyperboreischen Apollon als Seuchen-Abwender einen Tempel zu bauen, und diesen eben deswegen mit der Fronte nicht gegen Osten, sondern gegen Norden gerichtet. Indem sie dafür zugleich die bedrängten Umstände benutzten, in denen Athen sich durch den Krieg befand, wären sie so glücklich gewesen, zwey treffliche Reliefcompositionen aus der Werkstatt des Phidias zu erlangen, und hätten nun die ganze Einrichtung des Tempels abhängig gemacht von der vortheilhaftesten Art diese Bildwerke anzubringen. Man sieht, daß Alles hier auf der Annahme beruht, daß die Phigalischen Bildwerke nicht bloß nach einzelnen Motiven der Composition, sondern nach der ganzen Ausführung, der Kunstschule des Phidias angehörten: eine Voraussetzung, gegen die wir manche und wohl nicht ganz geringfügige Bedenken haben.

R. S. M.

## B e r l i n .

In der Krausischen Buchhandlung, 1834: Erster Jahresbericht über die practische Unterrichtsanstalt für die Staats-Ärznaykunde an der K. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Von Ostern 1833 bis dahin 1834. Mitgetheilt von dem Vorsteher der Anstalt Dr Wilhelm Wagner, K. Geh. Medicinalrath, ord. Professor und gerichtl. Stadtphysicus zc. 35 S. 4.

Ebendasselbst, Verlag von Th. Chr. Fr. Enßlin 1836: Zweyter Jahresbericht zc. 42 S. 4.

Der in dem Gebiete der gerichtlichen Medicin

ausgezeichnete Henke sagt in seinem Lehrbuche: 'Eben so nothwendig, wie die clinischen Anstalten für die Bildung angehender Aerzte sind, ist der practische Unterricht in der Ausübung der gerichtlich = medicinischen Acte zur Bildung brauchbarer gerichtlicher Medicinalpersonen, der noch zu sehr vernachlässigt wird. Der Mangel an eigener Uebung kann auch durch das sorgsamste Studium der Schriften über gerichtliche Medicin nur unvollkommen ersetzt werden.' Wenn demnach das Bedürfniß einer solchen practischen Unterrichtsanstalt überall anerkannt wird, so möchte es auffallend erscheinen, daß in der jetzigen Zeit, wo so unendlich viel für die Ausbildung künftiger Staatsdiener in jeder Beziehung geschieht, nur erst in Wien unter der Leitung des dortigen Professors der Staatsarzneykunde J. Bernt ein practisches Institut für den angegebenen Zweck bislang existiert hat, und daß nunmehr erst ein zweytes, mit ausgedehntem Wirkungskreise seit Ostern 1833 in Berlin unter der Direction des Verfassers vorstehender Schriften errichtet wurde. Auf der einen Seite liegt aber der Grund, weswegen diese so nützliche Einrichtung noch so wenig Nachahmung gefunden, in den außerordentlichen Schwierigkeiten, welche der Errichtung solcher Institute in den Weg treten: die hier vorzunehmenden Geschäfte sind von der größten Wichtigkeit, und müssen nach unsern bestehenden Gesetzen daher nur von eigends dazu angestellten Medicinalpersonen (den Physikern) besorgt werden: eine glückliche Vereini- gung ist freylich in Berlin, daß Wagner zugleich gerichtlicher Stadtphysicus ist, mithin kann er die ihm zufallenden Untersuchungen, unbe-

schadet dem Geschäftsgange, zum Gegenstande seines Unterrichts machen; auf der anderen Seite aber gehört in der That, um eine solche Anstalt recht nützlich zu machen, eine so reiche Gelegenheit von Fällen dazu, wie sie große Städte, z. B. eben Berlin, Wien, bieten, damit auch der Schüler in kurzer Zeit viel und recht wichtiges sehe, da er der Natur der Sache nach auf den Besuch einer solchen practischen Lehranstalt nicht die Zeit verwenden kann, die er dem Besuche der medicin. und chirurg. Cliniken widmen muß. Dem Lehrer in kleineren Universitätsstädten bleibt so freylich zur Erreichung des gleichen Zweckes nur ein Casuisticum und damit verbundenes Examinatorium, wo er dann nach seiner Stellung entweder ihm selbst vorgekommene Facultätsresponsa, oder sonst wichtige Fälle aus Journalen, auch wohl Sectionen sonst Gestorbener, chemische Versuche u. zum Unterricht benutzen wird, eine freylich in Betracht mit jenen Anstalten unvollkommene Aushülfe. — Was aber nun eine dem genannten Zwecke gewidmete Anstalt leisten kann, und welchen Nutzen sie für den künftigen Staatsarzt sowohl als auch für den Rechtsgelehrten hat (denn auch letztere haben in Berlin den Zutritt zum Institute), ersehen wir aus den vorliegenden beiden Berichten des Verfs, welcher Ostern 1833 die Anstalt gründete. Sämmtliche in Berlin vorkommende gerichtlich - medicinische Untersuchungen wurden zum Unterrichte benützt; außer diesen wirklich vorkommenden Fällen wurden Obductionen an Erwachsenen und Kinderleichen (Lungenprobe), so wie Untersuchungen auf Gifte vorgenommen, und um keinen Zweig der Staatsarzneykunde zu vernachlässigen, auch Arbeiten

aus dem Gebiete der medic. Policiey, z. B. Untersuchungen von Getränken und Nahrungsmitteln, Verfahren bey Apothekervisitationen, so wie die staatsärztliche Veterinärkunde mit in den practischen Unterricht gezogen. — Von den wirklich vorgekommenen gerichtlich = medic. Untersuchungen kamen in beiden Jahren 543 Fälle vor, darunter 464 an lebenden Personen, 66 an todtten, 10 an leblosen Substanzen. Der Vf. geht nun diese Fälle näher durch, und knüpft schätzbare wissenschaftliche Bemerkungen daran. Um einen Ueberblick des Geleisteten zu geben, führen wir die im ersten Jahre vorgekommenen Fälle hier kurz an. 1) Untersuchungen an Lebenden. Hier betrafen die meisten Fälle Gutachten über den körperlichen Zustand solcher, welche zu Gefängnißstrafen verurtheilt waren, und entweder wirkliche Krankheiten übertrieben, oder solche vorschützten. Der Verf. macht hier besonders darauf aufmerksam, daß bey Beurtheilung solcher Fälle auch eine genaue Kenntniß der Gefängnisse und der Art und Weise, wie die Gefangenen dort gehalten werden, nothwendig sey. Ueberhaupt ist alles sehr beherzigenswerth, was der Verf. hier über diesen Gegenstand vorbringt, und zeigt, daß derselbe neben seiner strengen Pflicht auch die Humanität nicht außer Augen setzt. Beyspiele von abgefeymter Betriegercy sind die S. 8. mitgetheilten Fälle, wo ein Gefangener über ein halbes Jahr vollkommene Lähmung der unteren Extremitäten vorgab, aber, in eine Krankenanstalt gebracht, über einen Zaun kletterte und entflo! so wie ein anderer sich um beide Arme ein Band fest umgeschnúrt hatte, und dadurch Todtenkälte und Pulslosigkeit bewirkte. Be-



stimmte Krankheiten wurden selten vorgeschützt, meistens waren es unbestimmte, allgemeine Klagen, worunter besonders Hämorrhoidal-Verse-  
 zungen die Hauptrolle spielten. Andere Fälle betrafen die Ermittlung, ob Personen körperlich dazu geeignet wären, ein Amt zu verwalten, aus ihren Wohnungen ermittelt werden zu können, vor Gericht zu erscheinen &c. Ferner kamen Untersuchungen bey Ehescheidungsklagen und leider! auch 6 Fälle von Stuprum an puellis immaturis vor. Interessant ist der Fall, in welchem alles Mögliche versucht wurde einen Abortus hervor zu bringen, der aber trotz Sabina und den heftigsten mechanischen Einwirkungen auf den Unterleib der Schwangeren, Einstechen mit einer Scheere per vaginam nicht gelang: ziemlich zur rechten Zeit ward ein lebendes Kind geboren. Körperliche Verletzungen kamen 28 Fälle zur Begutachtung, so wie es auch an Untersuchungen über zweifelhafte Gemüthszustände nicht fehlte.

2) Untersuchungen an Todten, gerichtliche Obductionen. Unter den vorgekommenen Fällen hatte in einem der Thäter den Erschlagenen gleich darauf ins Wasser geworfen, und hier sollte nun ausgemittelt werden, ob der Mensch schon todt, oder noch lebend ins Wasser gekommen sey. Diese schwere Frage konnte nur darnach beantwortet werden, ob sich in der Leiche die Zeichen des Todes durch Ertrinken vorfanden, was nicht der Fall war: überdem waren die Kopfverletzungen von der Art, daß auf ein augenblickliches Verscheiden geschlossen werden konnte. Die von Barruel empfohlenen Versuche mit Schwefelsäure zur Ausmittlung muthmaßlicher Blutflecke in Kleidern oder an Instrumenten haben zu kei-

inem Resultate geführt. Ein Selbstmörder, der sich durch einen Schuß über der Nasenwurzel in die Schädelhöhle so getroffen hatte, daß der mittlere und vordere Theil von beiden Hemisphären des großen Gehirns bedeutend verletzt und in einen gleichförmigen Brei verwandelt waren, lebte noch über 12 Stunden. Ein anderer hatte sich dadurch ums Leben gebracht, daß er sich einen fast 2 Ellen langen und eine Viertel-Elle breiten wollenen Shawl in den Mund gestopft hatte. Die Todesart durch Ertrinken, welche einige Mähl ausgemittelt werden mußte, hat erfahrungsmäßig als constante Merkmale: theils eine flüssige Beschaffenheit der dunkeln Blutmasse, theils eine schäumende blutige Flüssigkeit in der Luströhre. Selten fehlte verschlucktes Wasser im Magen. War jene Flüssigkeit nicht mehr in der Leiche, sondern vielleicht beym Transporte heraus geflossen, so fanden sich doch noch Spuren, so wie die innere Wand der Luströhre blutig gefärbt war. Dagegen ist die Gänsehaut ein unsicheres Zeichen. Von den obducierten Kindern war ein 7 Monat altes Kind aus der Wiege gefallen, und mit seinem Halstuche an einem, an der Wiege befindlichen, Nagel hängen geblieben: das Tuch schnürte sich zusammen und erdrosselte das Kind. In drey Fällen waren Kinder dadurch erstickt, daß ihre Mütter sie zu sich ins Bett genommen hatten. Die Zeichen des Erstickungstodes fanden sich bey ihnen sehr ausgeprägt, besonders eine flüssige Beschaffenheit des Blutes, stark überfüllte Lungen, und in der Regel auch blutiger Schaum in der Luströhre. Neugeborne Kinder wurden 4 obduciert: dabey führt der Verf. an, daß ihn die Lungenprobe (bis jetzt

etwa 30 Mahl von ihm in foro angestellt) hinsichtlich des geschehenen oder nicht geschehenen Athmens nie in Zweifel gelassen. Die Umstände, welche ihre Beweiskraft schwächend und sie zu einem triegerischen Experimente machend angeführt werden, kommen äußerst selten vor, mit Ausnahme der Fäulniß, wo natürlich nicht experimentiert werden kann, selbst dann nicht, wenn die Lungen die Einwirkung der Fäulniß noch nicht erfahren zu haben scheinen. Ueber das Lufteinblasen bemerkt der Verf., daß, wenn es auch unvollkommen geschehen sey, mithin also nicht die mindeste Luft in die Lungen gelangen kann, dennoch da, wo jene Proceedur in den Acten steht, die Lungenprobe nicht mehr als Beweismittel gelten kann. Uebrigens kann durch die Lungenprobe immer nur das Geschehene oder nicht Geschehene Athmen, nicht aber das Leben des Kindes ohne Athmen dargethan werden. In Beziehung auf die Anstellung der Lungenprobe scheint es dem Verf. nicht weniger wichtig, die Kopfhöhle erst nach der Brusthöhle zu öffnen, als es nothwendig ist, die Bauchhöhle vor der Brusthöhle zu untersuchen. Denn wird die Kopfhöhle früher geöffnet, so fließt sehr leicht, besonders bey etwas herabhängendem Kopfe, alles Blut, womit die großen Gefäße, die Jugularvenen, obere Hohlader u. s. w. angefüllt sind, aus. Die Erfahrungen eines alten, verhältnißmäßig gebildeten Todtengräbers über das Verwesen begrabener Leichen, welche der Verf. bey Gelegenheit der Untersuchung eines aufgefundenen menschlichen Gerippes anführt, sind sehr interessant. Es geht daraus hervor, daß von dem Körper eines Erwachsenen und in einem gewöhnlichen Sarge

beerdigten, nach 30 Jahren nichts mehr vorhanden ist, als der Schädel und die Oberschenkelbeine (selten die Oberarmbeine). Ref. macht hier auf die mit den Aussagen dieses Mannes übereinstimmende Abbildungen über diesen so wenig beachteten und doch höchst wichtigen Gegenstand aufmerksam, welche sich aus Orfila's Versuchen im Manuel complet de médecine légale etc. par Sedillot befinden. Ueber Kunstfehler von Medicinalpersonen und über Pfücher kamen 6 Untersuchungen vor — Untersuchungen über leblose Substanzen betrafen, den Inhalt eines Fläschchens, worin angeblich ein Abortivum seyn sollte, 2) die Medicamente eines Pfüchers, 3) eine zufällige Arsenikvergiftung. — Die Untersuchungen, welche im zweyten Jahre vorkamen, betrafen ebenfalls bey Lebenden zweifelhafte Krankheitsfälle, Verletzungen, Geschlechtsverhältnisse, zweifelhafte Gemüthszustände, Berechnungsfähigkeit, wobey der Verf. überall practische Anmerkungen eingeschaltet hat. Bey den Untersuchungen an Todten kamen außer den meisten im ersten Jahre schon dagewesenen und sich von Neuem wiederholenden Fällen tödtliche Beschädigungen durch Feuer, durch Ueberfahren, Ermordungsfälle durch Kopf-, Hals- und Brustwunden, eben so die Obduction eines mit Schwefelsäure unvorsichtiger Weise vergifteten Knaben. Die gerichtlich-med. Untersuchungen über leblose Substanzen betrafen hauptsächlich Verdacht von Vergiftung bey plötzlich unter verdächtigen Erscheinungen Gestorbenen. Auch kam einmal absichtliche Selbstvergiftung durch Arsenik vor. Zum Schlusse des zweyten Berichts führt der Verf. einige aphoristische Bemerkungen an, die er in späterer Zeit einmal weiter auszuführen

gedenkt: wir wünschen um so mehr, daß dies bald geschehen möge, da unter den angegebenen kurzen Sätzen mehrere sind, die, als von der äußersten Wichtigkeit, nähere Erörterungen zum Wohl der medicinisch = gerichtlichen Praxis bedürfen. Die weiteren Mittheilungen über die Leistungen dieser so nützlichen Lehranstalt, der wir ein recht ungestörtes Gedeihen wünschen, werden dem ärztlichen Publicum gewiß auch ferner willkommen seyn, und die Anerkennung der dadurch auch entfernteren Kreisen bekannt gewordenen Verdienste des Verfs um diese Anstalt möge ihm der schönste Lohn seiner mühevollen Anstrengungen seyn.

Ed. C. J. v. Siebold.

### L e i p z i g.

Bey den Gebr. Reichenbach: K. L. v. Knebel's literarischer Nachlaß und Briefwechsel. Herausgegeben v. K. U. Barnhagen v. Ense und Th. Mundt. Zweiter Band. 1835, 512 S.; dritter Band (mit Knebel's Profil in Stahlstich, nach einem Relief von Fr. Tieck) 1836. VI u. 502 S. in 8.

Zu der im 69sten Stücke dieses Jahrganges abgedruckten Anzeige berichten wir nachträglich, daß nun der zweyte und dritte Theil des literarischen Nachlasses und Briefwechsels von Knebel's erschienen sind. Diese Bände enthalten auch Briefe von Knebel, wenn gleich nicht im eigentlichen Wechsel mit den Zuschriften seiner Freunde; und in sofern ist auf diese beiden Thei-

le das nicht anzuwenden, was von dem ersten (Seite 686 oben) bemerkt war. — Briefe von Knebel selbst finden sich hier an Gilbert, an Henriette v. Knebel, an Herder, an Caroline Herder, an den Hrn Kanzler v. Müller, und an einige andere Personen, unter andern den Hrn Minister v. Altenstein, dem man auch die Mittheilung des in Stahl geschnittenen Profils von Knebel's vor dem dritten Bande verdankt. Die ausgenommenen Briefe an Knebel lassen leider manche vermissen, welche man hier zu finden hoffte, z. B. von Schiller und besonders von Göthe, dagegen geben sie auch viel sehr Anziehendes, dessen man sich kaum noch versah. Dahin zählt Ref. die schätzbaren Briefe von Boie (sämmlich aus Göttingen in den Jahren 1770 bis 1773), der als Critiker zu früh vergessen worden ist; von Fernow, von Falk, von Passow und von Schütz. Aber die merkwürdigsten Briefe in dieser Sammlung sind die von Herder, von seiner Gattin und vorzüglich die von Wieland. Einzelnes auszuheben, scheint uns hier der Ort nicht. Manches in Herder's Briefen hat uns geschmerzt; noch mehr aber das, was aus den Briefen von Caroline Herder als unverhaltener Ausdruck bitterster Parteylichkeit und einer eigenthümlichen Anfeindung gegen Schiller hervortritt (wobey des Gatten Meinung durch die Worte der Frau durchscheint); so auch die im Munde einer Dame doppelt befremdenden Ausdrücke 'Schust' und 'Schusterey', wenn gleich sie nur einen Kokebue treffen, — besonders da es den Anschein gewinnen will, als ob öfters das Verlangen nach dem leidigen Gelde und der Verdruß, daß man nicht eben so viel

habe, in einer solchen Unwürdigkeit sich Luft macht. — Der dritte Band enthält, außer einem brieflichen Berichte an den Großherzog Karl August über Knebel's Wanderungen in der Schweiz, einige lesenswerthe kurze Aufsätze (z. B. über das Schöne, über Unsterblichkeit, Blicke auf unser Daseyn, Betrachtungen zum Lucrez), welches Alles aber die in diesem Theile enthaltenen Briefe Knebel's nicht erreicht. — Wenn gleich der Geschiedene einer eigentlich philosophischen Anlage, so wie des poetischen Genies und Künstler-talents im höheren Sinne, ja einer ganz unbesangenen reinen Auffassungsgabe ermangelte, auch viele seiner Aeußerungen mehr der Abdruck einer augenblicklichen Stimmung, als eines umsichtigen Urtheils zu seyn scheinen: so erregt er doch gewiß bey jedem Leser die Anerkennung einer von natürlichem Geschmacke, von Biederkeit und Verstand begleiteten besondern Liebenswürdigkeit; und man muß den Herausgebern dieses Nachlasses dafür, als für einen sehr werthen Beytrag zur Geschichte des Weimarschen Hofes und der deutschen Literatur, sich dankbar verbunden fühlen.

W. M.

### M ü n c h e n .

Auf Kosten der Academie: Abhandlungen der mathematisch = physikalischen Classe der Königlich bayerischen Academie der Wissenschaften. Erster Band, die Abhandlungen von den Jahren 1829 und 1830 enthaltend.

Betrachtungen über die Spirale von Prof.

**Pfaff.** — Ueber eine Methode, die Barometerstände ohne Mitbeobachtung des Thermometers auf eine gewisse Normaltemperatur zu reduciren, von Ludwig Thilo. Dieser Aufsatz enthält zugleich sehr bemerkenswerthe Untersuchungen über gewisse unregelmäßige Ausdehnungen des Quecksilbers. — Ueber die crystallinischen Verhältnisse des Dunstblättchens, von Prof. Pfaff. — Tagebuch der Beobachtungen des Barometers und Thermometers in München, vom 1. Oct. 1829 bis letzten Septbr. 1830, von Prof. Eiber. — Ueber Olivenit, Kupferschaum und Kieselmalachit, von Prof. v. Kobell. Die älteren Analysen der arseniksauren Verbindung des Kupferoxyds, die unter dem Namen Olivenit bekannt ist, stimmen nur wenig überein. Nach Kobell enthält der Olivenit in 100 Theilen

Arseniksäure	36,71
Phosphorsäure	3,36
Kupferoxyd	56,43
Wasser	3,50.

Der Kupferschaum enthält nach Kobell's Analyse

Arseniksäure	25,01
Kupferoxyd	43,88
Wasser	17,46
Kohlensauren Kalk	13,65.

Eine Varietät des sibirischen Kieselmalachits gab

Kieselerde	36,54
Kupferoxyd	40,00
Wasser	20,20
Eisenoxyd	1,00
Quarz	2,10.

Ueber einige in der Natur vorkommende Vers



bindungen der Eisenoxyde, von Prof. v. Kobell. — Spergula laricina restituta a Fr. de Paula de Schrank. — Nachtrag zu der Monographie der americanischen Dralisarten, von Zuccarini. — Beschreibung einiger neuer Laubmoose von Apotheker Bruch in Zweybrücken. — Plantarum novarum vel minus cognitarum, quae in horto botanico herbarioque regio monacensi servantur, fasc. I., descripsit Zuccarini. — Ueber den Bau des Cycadeen-Stammes und sein Verhältniß zu dem Stamme der Coniferen und Baumfarn, von Dr H. Mohl. — Monographia Psittacorum auct. Wagler. Die Abhandlung beginnt mit einem gedrängten Ueberblick der Geschichte der Papagayen. Die älteste Nachricht, welche wir von diesen Vögeln haben, geht bis auf Alexander den Großen zurück, Dnesicritos, der Befehlshaber seiner Flotte, brachte eine Gattung, unstreitig Palaeornis Alexandri, aus Indien mit. Etwa funfzig Jahre vor Chr. spricht Diodorus Siculus von Papagayen, die im äußersten Syrien wohnen und etwa eben so lange nach Christus wurden, wie Plinius berichtet, auf der äthiopischen Insel Gaugades Papagayen entdeckt. Ueberhaupt kannte man bis zum funfzehnten Jahrhunderte nur zwey Gattungen. Seit der Umschiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung durch Vasco de Gama wurden die Papagayen häufig aus Indien nach Europa gebracht, während man sie früher nur aus der zweyten Hand, entweder über Aegypten, wohin sie auf dem arabischen Meerbusen kamen, oder auf einem langen Karawanenwege durch das innere Asien erhielt. Nach Wagler kennt man jetzt 83 Gattungen aus Ame-

rica, 66 aus Australien und 43 aus Asien, nur Europa besitzt keine Papagayen. — Ueber die fossilen Insectenfresser, Mager und Vögel der Diluvialzeit, mit besonderer Berücksichtigung der Knochenbreccien an der Mittelmeerküste, von Rudolph Wagner. — Beiträge zur pathologischen Anatomie des Menschen, von Prof. Schneider. Die hier beschriebenen Fälle sind 1) Regelwidrige Größe einer Urinblase (hypertrophia vesicae urinariae). 2) Eine Leber ohne Gallenblase mit sehr erweitertem Ductus choledochus. 3) Aneurisma verum aortae abdominalis. 4) Zwey am unteren Ende durch einen mittleren Theil in einander verschmolzene, sehr große Nieren von einem 26 jährigen Manne, welcher an der Lungensucht gestorben ist.

Ende des Jahrganges 1836.

---

R e g i s t e r.

# Register

über die

Göttingischen gelehrten Anzeigen  
vom Jahre 1836.

---

## Erste Abtheilung.

Register

der

Werke und Aufsätze

deren Verfasser sich genannt haben, oder bekannt  
geworden sind.

---

A.

Petr. Abaelardus, epitome theologiae christianae, ed. F. H. Rheinwald 1835.

S. F. Abegg, s. Archiv des Criminalrechts. Ueber den strafrechtlichen Theil von Justinus Göblers Rechtspiegel (1010); über das rechtliche Erforderniß verhältnismäßig gleicher Behandlung verschiedener Uebertreter desselben Strafgesetzes (1016); von der systematischen Anordnung des besondern Theils des deutschen

Anm. In ( ) eingeschlossene Zahlen bedeuten, daß die Schrift, hinter der sie stehen, nicht als einzelnes Buch angezeigt, sondern in einem größern Werke zu finden ist.

[1]\*

- Strafrechts im Verhältniß zu den Quellen des positiven Rechtes (1016).
- B. N. Abeken, Cicero in seinen Briefen 665.
- Abu-Obaid, libri proverbiorum lectiones duae, octava et septima decima, ed. Ernest. Bertheau 1127.
- Abul-Fazl, an account of the siege and reduction of Chaitúr, translated by Dav. Price (1131).
- L. Agassiz, recherches sur les poissons fossiles. Livr. 1. 2. 4. 5 2001.
- Michel, über einige alterthümliche Gegenstände im Königr. Hannover (1781).
- G. B. Airy, on the calculation of Newton's experiments on diffraction (139); on the latitude of Cambridge observatory (143).
- James Alderson, on the pathology of whooping cough (1944).
- Ali ben Ali Taleb, sententiae, arabice et persice, ed. J. Aug. Stickel 1541.
- J. C. Althof, das interdictum de itinere actuque privato etc. 1380.
- F. Aug. v. Ammon, f. Zeitschrift für die Ophthalmologie.
- Anakreon, übers. und erklärt von Fr. W. Richter 1425.
- J. Val. Andrea, die Christenburg, hg. von K. Grüneisen (2035).
- F. Jul. Arens, de evangeliorum apocryphorum in canonicis usu 1292.
- E. Aschenbach, der Tempel des Herrn 86; die christliche Predigt in kurzen Lehrgedichten 1887.
- Amedeo Avogadro, memoria sui calori specifici de' corpi solidi e liquidi (869).
- C. A. Art, f. Manethon.

## B.

- Benj. G. Babington, an account of a concrete oil existing as a constituent principle of healthy blood (1940).
- Nic. Bach, de lugubri Graecorum elegia specimen I. 1764.
- J. C. F. Baehr, de literarum universitate Constantinopoli quinto p. Ch. saeculo condita 639.
- C. Aug. Bagge, s. Amad. Wendt.
- Francis Baily, an account of the rev. John Flamsteed, compiled from his own manuscripts etc. 961.
- J. G. Baiter, s. Lyeurgus.
- G. Bancroft, a history of the united states, from the discovery of the American continent to the present time. Vol. 1. 489.
- James Barlow, an account of tumour situated on the cheek (1937).
- Ph. Jos. Barth, der Magnet als Heilmittel 1675.
- F. C. Baur, s. Th. Maccrie.
- Bege, über die Affelburg und die Familie von Affel (1781).
- Gius. Belli, osservazioni intorno ad un particolare movimento prodotto dal calore ne' livelli a bolla d'aria (868).
- Eudw. Bender, die Lehre und Geschichte der christlichen Kirche 1127.
- Berengarius Tur. de sacra coena liber poster. Ed. A. F. et F. Th. Vischer 1636.
- Thdr. Bergk, Bearbeitung des Anakreon 1427; Beitr. zu Acta Soc. gr. (1704).
- C. Bertheau, s. Abu-Dbaid.
- D. Berthier, Handbuch der metallurgisch ana-

- G. H. Bode, the university of Göttingen at the beginning of the year 1835. 1529. *lytischen Chemie*, übers. u. von C. Karsten 370.
- U. A. Berthold, wird zum ordentl. Prof. in der med. Facult. ernannt (649).
- Ant. Bertoloni, sopra alcune produzioni naturali del golfo della Spezia (869)
- F. Const. Frh. v. Beust, geognostische Skizze der wichtigsten Porphyrgebilde zwischen Freyberg . . und Rössen 1284.
- Bhartriharis, sententiae, et carmen quod Chauri nomine circumfertur eroticum, ed. Petr. a Bohlen 801. vgl. C. Schüb.
- Gius. Bianchi, intorno alla latitudine di Modena (861); rifrazioni astronomiche osservate a piccole altezze sull' orizzonte (867); sopra l'eclisse totale della luna 2. Sett. 1830 (869); discussione di osservazioni barometriche (870).
- Georgio Bidone, esperienze sulle contrazioni parziali delle vene d'acqua (866).
- J. M. F. Birnbaum, s. Archiv des Criminalr. Ueber Wächters neuesten Beytr. zur Lehre von den Quellen der Karolina (1010); über die römische Unterscheidung der delicta publica u. privata (1015).
- Lhd. L. W. Bischoff, von den Enhüllen des menschl. Fötus 1245.
- Blanchard, Luxation der Tibia nach hinten (912).
- G. L. Blum, Herodot und Ctesias 785.
- J. F. Blumenbach, Aufforderung die Verleihung des Stipendii Blumenbachiani betr. 209.
- J. Elizah Blunt, a history of the establishment and residence of the Jews in England (107).

- Aug. Böckh, f. Corpus inscr. gr.  
 G. W. Böhmmer, Makrobiotik der Fürsten u. Fürstinnen 1833.  
 W. Böhmmer, theologische Auslegung des paulinischen Sendschreibens an die Colosser 723.  
 F. W. Böker, erh. einen Antheil des Predigerpreises 1002.  
 Pet. von Bohlen, f. Bhartriharis.  
 Boie, Briefe an Knebel (2076).  
 J. F. Boissonade, anecdota graeca. Vol. 4. 5. 585.  
 Ant. Bordoni, sul teorema Guldiniano (850).  
 R. Bosse, das Familienwesen 342.  
 John Bostock, history of a case of stammering (1944).  
 U. Boué, f. Mémoires géolog.  
 Bouley der jüng. über Vergiftung von sieben Pferden durch arseniksaures Kali (906); Versuche über die Wirksamkeit des Hydrats von Eisenoxyd als Gegengift gegen Arsenik (907).  
 Bourdois de Lamotte, Bericht an die Acad. der Medicin zu Paris über den Vorschlag die Büste von Corvisart in dem SitzungsSaale aufzustellen (905).  
 Rud. Brandes, f. Archiv der Pharmacie.  
 H. Brauer, von Bildern Gottes (2026).  
 A. Brayer, neuf années à Constantinople. T. 1. 2. 1751. 1761.  
 Valeriano Luigi Brera, quadro nosografico-clinico di generale risultamento delle malattie trattate nella clinica medica superiore dell' università di Padova (868); delle piante chinifere (869); del valore della ballota lanata L. per la cura delle affezioni reumatiche, artritiche, e gottose (869).

- J. Paul Brewer, Geschichte der Französischen Gerichtsverfassung. Th. 1. 1116.
- D. Brewster, on a new analysis of solar light (645); on a new species of coloured fringes produced by reflexion between the lenses of achromatic or compound object-glasses (646).
- Rich. Bright, reports of medical cases with a reference to morbid anatomy 1619.
- Brönnenberg, s. vaterl. Archiv.
- P. van Limbourg Brouwer, histoire de la civilisation morale et religieuse des Grecs. Partie 1. T. 1. 2. 161.
- W. Budland, s. S. Crawford.
- H. Lytton Bulwer, France, social, literary, political 505.
- Eugène Burnouf, mémoire sur deux inscriptions cunéiformes trouvées près d'Hamadan 1961.
- F. Busch, Anleitung zur Mittheilung der Religion. Mit einem Vorworte von Dr Lücke 1121.

## C.

- Giuseppe Calandrelli, riflessioni analitiche sulla riduzione degli archi circolari ai logaritmi immaginari (860).
- Flor. Caldani, osservazioni anatomico-patologiche (870).
- Capefigue, histoire de la reforme, de la ligue, et du regne de Henry IV. 8 Vols 1449. 1505. vgl. 1451. Note.
- Imm. Carlini, sulla legge delle variazioni orarie del barometro (861).
- Pietro Carpi, sull' influenza del magne-



tismo nelle chimiche combinazioni (867); Osservazioni naturali fatte all' isola dell' Elba (867); notizia sopra l'esistenza della litia nella lepidolite dell' isola, dell' Elba (867).

J. L. Casper, die wahrscheinliche Lebensdauer des Menschen 1045.

Car. Octav. Castillionaeus, gothicae versionis epistolarum divi Pauli ad Galatas, ad Thessalonicenses primae quae supersunt, ex ambrosianae bibliothecae palimpsestis deprompta 915.

Ibn Chalikān, vitae illustrium virorum nunc primum arabice ed. Ferd. Wüstenfeld, Fasc. 2. 3. 1662.

James Challis, researches in the theory of the motion of fluids (140).

Champollion, le jeune, grammaire égyptienne 1441.

Champollion Figeac, Herausgeber des vorigen Werkes 1442.

Civiale, Bemerkungen über die Lithotritie (905).

Comte de Clarac, Musée de sculpture antique et moderne. 7ème Livr. 100.

Cleland, description of the so called mountain trout of Kemaon (222).

Clift, s. S. Crawford.

Benj. Clough, the ritual of the Buddhist priesthood (1524).

H. T. Colebrooke, essais sur la philosophie des Hindous trad. par G. Pauthier. Partie 1. 1045. Partie 2. 2039.

Achille Collas, Verfahren des Stahlstiches 2059.  
Pietro Configliachi, intorno alla costruzione dei parafulmini (869).

- Andr. Conti, esame dell' osservazioni del passaggio di Venere sul disco solare fatte in Roma nel 1761. (860).
- S. E. Cook, sketches in Spain, during the years 1829. 30. 31. 32. Vol. 1. 2. 881.
- Astley Cooper, observations on the structure and diseases of the testis 601.
- Phil. Crampton, a case of aneurism of the external iliac artery (1948).
- John Crawford, journal of an embassy from the governor-general of India to the court of Ava in the year 1827. With an appendix containing a description of fossil remains by Buckland and Clift 1569.
- C. A. Credner, über die biblische Vorstellung vom Paradiese (2033).
- F. Kreuzer, antike geschnittene Steine vom Grabmahl der h. Elisabeth 381.
- Al. Csoma de Körös, analysis of a Tibetan medical work (221).
- Cucumusz, über das Verbrechen des Betrugs außer Vertragsverhältnissen (1018).
- Rich. Cumberland, the West-Indian. Accentiert und mit Anmerk. hg. von R. F. C. Wagner 158.

## D.

- Danneil, Beitr. zu den Mittheil. des Thüring. Sächsl. Vereins (1264).
- T. S. Davies, an enquiry into the geometrical character of the hour-lines upon the antique sun-dials (644); on the equation of loci traced upon the surface of

the sphere, as expressed by spherical coordinates (646).

John Davy, memoirs of the life of Sir Humphry Davy (his brother). 2 Vols 1369.

F. J. Debacq, s. Duc de Luynes.

Graf v. d. Decken, zur Geschichte des Meyerwesens im Hildesheimischen (1781); König Georg II. und der Oberst Joh. Alb. von Löffel (1782).

Paul Delaroche, Herausgeber des Trésor de numismatique et de glyptique 2059.

Delens, s. Reg. 2. Instructionen.

H. G. Deneken, die Bremischen Bürgermeister von Büren d. ä. und von Büren d. j. 439.

E. M. Diesing, Monographie der Gattung Pentastoma (1794); der Gattung Amphistoma und Diplodiscus (1795).

M. W. Drobisch, neue Darstellung der Logik 1267; quaestionum mathematico-psychologicarum Specimen primum 1361.

P. Dubois, Bericht über zwey Mißgeburten (913).

Edw. Dyller, Romanzenkranz (688).

Dumont-d'Urville, s. Voyage de l'Astrolabe.

James Dunlop, an account of observations made in Scotland on the distribution of the magnetic intensity (644).

Henriquel Dupont, Herausgeber des Trésor de numismatique et de glyptique 2059.

Dupuy, s. Reg. 2. Instructionen.

## E.

J. Pet. Edermann, Gespräche mit Göthe

in den letzten Jahren seines Lebens. Th. 1. 2. 1161.

Ehrenberg, Beiträge zur physiologischen Kenntniß der Corallenthier (429); über die Natur und Bildung der Corallen-Bänke des rothen Meeres (432).

John Elliotson, on the glanders in the human subject (1951).

Steph. Endlicher, de Ulpiani institutio-  
num fragmento in bibliotheca palatina  
Vindobonensi reperto epistola ad F. C. Sa-  
vigny 89; catalogus codicum manuscrip-  
torum bibliothecae palatinae vindobonen-  
sis. Pars I. 1241; über die Flora der Südsee-  
Inseln (1795).

Epicurus, περὶ φύσεως, sechs Bruchstücke  
aus dem elften Buche (1076).

Erman, über epoptische Figuren des Arrago-  
nits ohne vorläufige Polarisation (425); über  
Erzeugung von Electro-Magnetismus durch  
bloße Modification der Vertheilung der Pola-  
rität in einem unbewegten Magnete (427).

W. L. von Eschwege, Pluto Brasiliensis.  
Eine Reihe von Abhandlungen über Brasiliens  
mineralischen Reichthum 74.

Eustathius, prooemium commentarior.  
Pindaricorum. ed. J. G. Schneidewin  
1921.

Eustathius, über die Zeitabschnitte 2051.

### F.

Falk, Briefe an Knebel (2076).

Ed. Fenzl, Acantophyllum Abth. 1. (1794);  
Monographie der Mollugineen und Steude-  
lien (1795).

Fernow, Briefe an Knebel (2076).

Pietro Ferroni, la teoria delle funzioni analitiche; giunta facile a compimento della teorica del nuovo metodo di Budan per la risoluzione delle equazioni numeriche (860).

Leop. Fißinger, systemat. Anordn. der Schildkröten (1795); über Acipenser (1795).

John Flamsteed, s. Fr. Baily.

Woldem. Focke, Planaria Ehrenbergii (1795).

Förstemann, s. Neue Mittheilungen des Thüringisch-Sächs. Vereins. — Calendarium Merseburgense; Verzeichniß der untergegangenen Dörfer u. im Reg. Bezirk Erfurt u. u. (1263).

Foley, journal of a tour through the island of Rambree (222).

J. D. Forbes, on the horary oscillations of the barometer near Edinburgh (645); account of some experiments in which an electric spark was elicited from a natural magnet (646).

Marquis Fortia d'Urban, Homère et ses écrits 56.

Franklin, Uebersetzung eines Stückes aus dem Leben Timurs (1525).

Stef. Francini, der Canton Tessin, histor. geogr. statist. geschildert, nach der Italiänischen Handschr. von G. Wagnauer 1079.

Chr. F. Fritzsche, de ἀναμάρτησις Jesu Christi. comm. 1. 1705. comm. 2. 1841.

K. F. Aug. Frißsche, s. Paulus.

Fr. Volk. Frißsche, über zwey Personen des Aristophanes (1703).

Giuliano Frullani, sopra gli integrali definiti (865).

W. D. Fuhrmann, Handbuch der neuesten theolog. Literatur B. 1. 1718.

K. Hm. Funckhanel, f. Acta Soc. gr.

## G.

H. G. von Gabelenk, f. Ulfilas.

Freyh. v. Gagern, die Resultate der Sittengeschichte. I. die Fürsten. Ausg. 2. 878.

Gaimard, f. Voyage de l'Astrolabe.

Stef. Gallini, circa la pretesa inutilità delle dottrine fisiologiche per la patologia ora costituente una nuova dottrina medica italiana (268); considerazioni sullo stato attuale della fisica del corpo umano (867).

G. P. Ganz, f. Entwurf einer Criminal-Proceß-D. für das Königr. Hannover.

Garcin de Tassy, f. Bali.

J. F. L. George, die ältern jüdischen Feste mit einer Kritik der Gesetzgebung des Pentateuch 678.

G. Gfr. Gervinus, wird zum ord. Prof. in der philos. Facultät ernannt 201.

Gaet. Giorgini, sopra alcune proprietà dei piani dei momenti principali e delle coppie di forze equivalenti (864).

Gius. Maria Giovene, di alcuni pesci del mare di Puglia (867. 869).

James Glen, f. Hubboff.

C. L. Gloger, vollständiges Handbuch der Naturgeschichte der Vögel Europas. Th. 1. die deutschen Landvögel 503.

Fr. Gölter, Erläuterungen des Cäsar und Tacitus aus den Schriften des Mittelalters (1703).

- Th. Gordon, translation of a Turkish work on the history of Selim III. (1524).
- C. G. Graff, Althochdeutscher Sprachschatz Th. 1. u. Anfang des Th. 2. (5 Lieferungen) 1095.
- Th. Graham, on the law of the diffusion of gases (646).
- James Crawford Gregory, notice concerning an autograph manuscript by Sir Isaac Newton containing some notes upon the third book of the principia (644).
- Wolfg. Rob. Griepenkerl, s. Sophocles.
- G. Groen van Prinsteren, s. Archives.
- S. J. A. Gronemann, de militum praetorianorum apud Romanos historia 559.
- Th. Grote, aus seinem Tagebuche (1781).
- K. Grüneisen, s. J. Bal. Andréa.
- Camillo Guerra, s. Erasmo Pistolesi.
- J. E. Gumprecht, Beyträge zur geognostischen Kenntniß einiger Theile Sachsens und Böhmens 635.
- J. Balth. Guth, über Gesetz und Evangelium 1126.

## H.

- Gust. Hänel, s. Summaria cod. Theod.
- G. Hartenstein, die Probleme und Grundlehren der allgemeinen Metaphysik 1066.
- W. S. Harris, on a new electrometer (646).
- Chr. Ad. Hasert, über den Religions-Unterricht in Volksschullehrer-Seminarien 1123.
- F. Rud. Hasse, doctrina Anselmi Cantuar. de imagine divina (2029).
- Leop. Haupt, s. Lausitz. Magazin.
- W. Havemann, Gesch. der Staliänisch-Französischen Kriege von 1494 bis 1515. B. 2. =

- (Gesch. der Kämpfe Frankreichs in Italien unter Ludwig XII.) 1249.
- Th. Hawkins, memoirs of Ichthyosauri and Plesiosauri 2004.
- Jac. Heckl, Scaphirhynchus eine neue Fischgattung; über Cyprinen; über Acipenser (1795).
- A. H. E. Heeren, s. Geschichte der Europ. Staaten; historical treatises. Vol. 1. 1785; Handb. der Geschichte des Europ. Staatensystems — ins Russische übers. von D. Dralow 1786; eine zweyte zu Moskau erschienene Uebersetzung 1786.
- A. W. Heffter, s. Archiv des Crim. R. Ueber das Bahrrecht (1016).
- G. W. F. Hegel, Werke B. 16. 17. 1297.
- G. A. Heigl, der Bericht des Porphyrius über Origenes 448.
- G. K. H. Henneke, expositio functionum et usus omentorum in c. h. erh. den Preis 1002.
- P. Henry, das Leben Joh. Calvins B. 1. 1849.
- S. F. Herbart, zur Lehre von der Freyheit des menschl. Willens 361; analytische Beleuchtung des Naturrechts und der Moral 1881.
- Herder (und Frau Herder), Briefe an Knebel (2076).
- Gfr. Hermann, Vorrede zu Acta societatis gr. 1681.
- K. F. Hermann, über eine Stelle in Plato de leg. (1703).
- Mr. Herold, disquisitiones de animalium vertebris carentium in ovo formatione. Fasc. 1. 795.
- van Heusde, orat. de artium et doctrinarum conjunctione 1783.



- S. P. Heyns, disp. de Gregorio Nysseno 1345.
- J. Jos. Hisely, disputatio de historia Capadociae 1481.
- Alb. Hoefler, de Prakrita dialecto libri duo 556.
- W. Holberton, case of extensive inflammation and obstruction of the veins of the right inferior extremity (1942).
- von Holle, Erläuterung des Theilungsvertrages der Söhne Heinrich des Löwen von 1203 (1781).
- Holtius, or. de liberalitate majorum nostrorum quae academiis instituendis augendisque cognita est 1783.
- Homer, Werke, übersetzt v. von E. Schumann. B. 1. 2. 3. 224.
- W. Hopkins, on aerial vibrations in cylindrical tubes (142).
- Joh. Frh. von Hormayr, s. Taschenbuch für vaterl. Gesch. Uebersicht seiner literarischen Thätigkeit (688).
- G. A. Hoskins, travels in Ethiopia 1649.
- Prince Hubboff, genealogical catalogue of the Kings of Armenia, translated from the Armenian into the russian language by Lazar Kooznets, and from this into english by James Glen (1130).
- B. U. Huber, Englisches Lesebuch für höhere Schulclassen. Abth. 1. 1105.
- Hugo vom Trimberg, der Kenner. Hg. von der historischen Gesellschaft zu Bamberg. Heft 1. 2. 3. 673.
- Gust. Hugo, jurist. Encyclopädie. Aufl. 8. 1004.
- Alex. v. Humboldt, s. W. von Humboldt.

- W. v. Humboldt, über die Kawi-Sprache.  
B. 1. mit e. Vorw. von W. v. Humboldt  
2009.
- Huffon, Bericht über Lebensmagnetismus u.  
s. S. F. Siemers.
- Al. Copland Hutchison, a further in-  
quiry into the comparative infrequency  
of calculous diseases among seefaring  
people (1945).

## S.

- Ibycus Rheg. carminum reliquiae. — Quaes-  
tionum lyricarum lib. 1. scr. F. G.  
Schneidewin. Praefixa est epistola C.  
O. Müller 155.

## J.

- J. Jacob, s. Plautus.
- J. Jacobs, s. Beiträge zur ältern Literatur.
- B. Jagemann, wann und wie findet im  
Strafproceffe Confrontation statt (1019); sind  
die Zeugen im Strafproceffe vor oder nach  
der Vernehmung zu beeidigen (1020).
- J. H. James, case of aneurism of the ex-  
ternal iliac artery (1933).
- Victor Jaquemont, voyage dans l'Inde.  
Partie 1. 921.
- G. F. von Janssen, s. Knut af Lundblad.
- Léon de Joannis, campagne pittoresque  
du Luxor 1801.
- K. W. Justi, Elisabeth die Heil. N. Aufl. 377.
- Justinianus, institutt. libri IV. ed. Ed.  
Schrader. Ed. stereot. 1281.
- Juvenal, s. K. Schmidt.

## R.

Kalidasa, Raghavana, sanskrite et latine edid. Adolph. Frid. Stenzler 1041.

Sim. Karsten, philosophorum graecorum qui ante Platonem floruerunt operum reliquiae. Vol. 1. P. 2. 1185.

J. M. Kemble, über die Stammtafel der Westsachsen 649.

Keraudren, s. Reg. 2. Instructionen.

J. R. L. de Kerckhove dit de Kirckhoff, histoire des maladies observées à la grande armée française, pendant les campagnes de Russie en 1812 et d'Allemagne en 1813. Ed. 3. 2041.

C. Kersten, s. P. Berthier.

F. Gust. Kießling, s. Lycurgus.

N. Chr. Kist, die Geschichte der Lehren des Christenthums in ihrem Verhältniß zur Kirchen- und Dogmengeschichte dargestellt. Aus dem Holländ. übers. von Ed. Stolle (2017).

Kitka, über die neuesten Erscheinungen in der Strafgesetzgebung (1014); ob es zweckmäßig sey den Begriff des bösen Vorsazes in den Strafgesetzbüchern fest zu stellen (1014).

C. R. W. Klose, Basilius der Große nach seinem Leben und seiner Lehre dargestellt 1345.

J. E. Klüber, pragmatische Geschichte der nationalen und politischen Wiedergeburt Griechenlands bis zu dem Regierungsantritt des K. Otto 1609.

Klug, Bericht über eine auf Madagascar veranstaltete Sammlung von Insecten aus der Ordnung Coleoptera (429).

K. L. v. Knebel, literarischer Nachlaß und

Briefwechsel. Hg. von K. U. Barnhagen von Ense, und Th. Mundt. B. 1. 684. B. 2. 3. 2075.

Thdr. Knivel, christliches Religionsbuch 1125. von Kobell, über Olivenit, Kupferschaum und Kieselmalachit (2078); über einige in der Natur vorkommende Verbindungen der Eisenoxyde (2078).

H. Koch, Beantw. der Preisfrage der med. Facultät erh. das Accessit 1002; und späterhin die Hälfte eines zweyten Preises 1561.

Koeler, das Taubstummensbild 367.

Koempten, über einen Fall von Verlust des Gedächtnisses (914).

Vinc. Kollar, lernäenartige Crustaceen; species insectorum coleopteror. novae (1795).

Kombst, die Kriege Waldemar's und Knud's gegen Pommern aus der Rnytlinga-Sage übersezt (766).

Lazar. Kooznetz, s. Hubböff.

Barthol. Kopitar, Glagolita Clozianus 323.

W. Kramer, die Erkenntniß und Heilung der Ohrenkrankheiten. Außg. 2. 1080.

J. F. Kraßsch, tabellar. Uebersicht des Justiz-Organismus der sämtlichen deutschen Bundesstaaten 1954.

L. A. Krause, Darstellung der Fabrication des Zuckers aus Runkelrüben 499.

W. Thdr Kraut, wird zum ordentl. Prof. in der jurist. Facultät ernannt 201.

J. Glieb Kreyssig, commentatio de C. Sallustii Crispi historiarum lib. III. fragmentis, atque carminis latini de bello Actiaco fragmenta. Ed. 2. 1071.

G. H. Krieg v. Hochfelden, Geschichte der Grafen von Eberstein in Schwaben 1401.

- F. Krug v. Nidda**, Beitr. zu den Mittheil. des Thüring = Sächs. Vereins (1264).  
**Raphael Kühner**, ausführliche Grammatik der Griechischen Sprache. Th. 1. 2. 450.  
**Kunth**, über die Blüthen- und Fruchtbildung der Cruciferen (427); über einige Auletsche Pflanzengattungen (428).

## L.

- A. Langlois**, s. 2. Reg. Harivansa.  
**G. Langstaff**, practical observations on the healthy and morbid condition of stumps (1946).  
**Parrey**, über eine schwere Verrenkung des Kniees (912).  
**Chn. Lassen**, die altpersischen Keilschriften von Persepolis 1961.  
**C. S. Lauth**, über eine Fractur der Rückenwirbelsäule (912).  
**Lawrence**, case of phlegmasia dolens excited by malignant ulceration of the cervix uteri (1941).  
**Frid. Lebrun**, tableau statistique et politique des deux Canades 1566.  
**Charles Lenormant**, Herausgeber des Trésor de numismatique et de glyptique 2059.  
**Lepsius**, Bericht über Einführung des Bischofs zu Naumburg, Nic. von Amsdorf, durch Dr Martin Luther (1263).  
**Fr. Lieber**, on history and political economy as necessary branches of superior education (742).  
**Lindley**, s. J. Sibthorp.  
**H. F. Link**, de structura caulium plantarum monocotylarum (428).

C. H. A. Eipsius, s. F. G. E. Kost.

C. E. Littrow, W. Hell's Reise nach Warboe 2039.

S. Löbe, s. Ulfilas.

Löhner, Anleitung zur Schafzucht und Wollfunde 1022.

Ant. Lombardi, elogio di Giov. Fabbroni (860); memorie storiche di Girol. Saladini, Franc. Pezzi, Filippo Re, Val. Dandolo (865).

Rud. Lorenz, de civitate Tarentinorum; de rebus sacris et artibus vet. Tarentinorum 1929.

Paolo Anania de Luca, sopra un cordometro ed un tonometro (865).

Ludwig Wilhelm August, Herzog zu Harburg (1782).

F. Lücke, Gottlieb Jacob Mandl. Ein biographischer Versuch 145; Commentar über die Schriften des Evangelisten Johannes. Th. 3. Aufl. 2. 1157; s. F. Busch.

Joh. Eugli, Lobrede auf Santo Fattori (868).

Anut af Lundblad, Geschichte Karls des Zwölften, K. von Schweden, übers. von G. F. v. Jenssen. Th. 1. 1769.

Duc de Luynes et F. J. Debacq, Meta-ponte 36.

Lycurgus, deperditarum orationum fragmenta, collegit caet. F. Gust. Kiessling. Praecedit vita Lycurgi quae Plutarcho tribuitur 1033; reliquiae edid. J. Geo. Baiter, et Herm. Sauppe 1039.

## M.

Th. M'Grie, Geschichte der Ausbreitung und

Unterdrückung der Reformation in Spanien im 16. Jahrh. übers. von Gust. Plieninger, mit einer Borr. von F. C. Baur 259.

Gaspere Mainardi, sulle superficie generabili dal movimento di una linea piana qualunque (866).

Vinc. Gaët. Malacarne, riflessioni sopra una malattia delle vie orinarie (867); encefalotomia di alcuni cetacei (869).

Manethon, apotelesmatica, ed. C. A. Axt et Fr. Ant. Rigler 1876.

Stef. Marianini, sopra la teoria della pila (869).

X. Marmier, études sur Goethe 121.

Fr. A. C. Marschall, decas orthopterorum nov. (1795).

W. Marsden, miscellaneous works 485.

Martignac, sur la révolution d'Espagne s. Jahrg. 1835 dieser Anzeigen. Beilage zu St. 88. des gegenwärtigen Jahrganges.

R. Montgomery Martin, the political, commercial, and financial condition of the Anglo-Eastern empire in 1832. 579.

C. M. Marr, geognostische Skizze der Umgegend von Baden 115.

K. F. H. Marx, de Herophili vita, scriptis, atque in medicina meritis 1201.

Masch, Urkunden Heinrich den Löwen betr. im Rakeburger Archive zu Neustrelitz (1782).

Hans Fd. Maßmann, Luther auf Hohenschwangen und in Rom (2030).

K. Ghn. Matthái, med. psychol. Gutachten über die Beurtheilung des Lieut. de Ronciere 339.

- Conr. St. Matthias, Erklärung des Briefes Pauli an die Galater 547.
- G. L. v. Maurer, daß griechische Volk vor und nach dem Freyheitskampfe bis zum 31. Julius 1834. B. 1. 2. 945.
- Herbert Mayo, observations on injuries and diseases of the Rectum 1260.
- von Medem, über die Geschichte Pommerns und ihr Verhältniß zur deutschen Geschichte (766); zur Geschichte der Stadt Merseburg (1264).
- Fr. K. Meier, Girolamo Savonarola 1060.
- Melanchthon, 3 ungedruckte Briefe (1264).
- Ant. Meneghelli, Lebensbeschreibung des Ant. Collalto (868).
- K. F. Merleker, Leitfaden zu Vorträgen über die allgemeine Weltgeschichte für die obern Gymnasial-Classen 1063.
- du Mesnil, Handbuch der Reagentien und Zerlegungslehre 1088.
- Gerold Meyer v. Knonau, der Canton Schwyz, historisch, geographisch, statistisch geschildert 1077.
- Otto v. Mirbach, römische Briefe aus den letzten Zeiten der Republik. Th. 1. 2. 1084.
- C. J. A. Mittermaier, s. Archiv des Crim. R. Ueber die neuesten Fortschritte der Strafgesetzgebung (1010); über die Bestrafung der Fleischesverbrechen (1017); über Verheimlichung der Schwangerschaft und der Niederkunft als Erforderniß des Thatbestandes des Kindermordes (1017).
- J. H. Möller, Register zu Pfister's Gesch. der Deutschen 920.
- H. Mohl, über den Bau des Cycadeen-Stammes (2079).



Gl. Mohnike, ein Beytrag zum Leben und zur Characteristik des Dr Gl. Jac. Planck (2036).

J. W. D. Moodie, ten years in south Africa 150.

Mooyer, Diptychon Bremense (1782).

Domenico Morichini, sperienze sopra la bile (868).

Udf Mührny, Darstellungen u. Ansichten zur Vergleichung der Medicin in Frankreich, England und Deutschland 1598.

K. Mührny, über das Seebaden und das Nordbörnerer Seebad 1089.

K. U. Müller, über den Geschichtsunterricht auf Schulen 1102.

K. O. Müller, de munimentis Athenarum urbis et portus 265; tituli de instauratione murorum Athenarum perscripti explicatio 521; Rede bey der Preisvertheil. an die Studirenden 1001; s. Sbycus.

Th. Müller, synopsis nov. gen. spec. et varietatum Testaceorum vivent. 1575.

Th. Mundt, s. K. E. von Knebel.

Murphy, second memoir on the inverse method of definite integrals (140).

## N.

Chn. Nagel, Untersuchungen über die wichtigsten zum Dreiecke gehörigen Kreise 1847.

W. F. P. Napier, history of the war in the peninsula. Vol. 4. 232.

F. Nasse und Herm. Nasse, Untersuchungen zur Physiologie und Pathologie. Heft 1. 2. 1918.

Em. Naxera, de lingua Othomitorum 321.

- Ch. G. Nees ab Esenbeck, hymenopterorum ichneumonibus affinium monographiae. Vol. 2. 479.
- K. F. Jul. Mehrkorn, erh. einen Antheil des Predigerpreises 1002.
- J. W. Neumann, die Patrimonial-Gerichtsbarkheit im Lichte unserer Zeit 566.
- A. S. Nicolai, Grundriß der Sanitäts-Policey 761.
- D. A. F. Nissen, de Lycurgi oratoris vita et rebus gestis dissertatio 1025.
- Leop. Nobili, sopra un galvanometro (867).
- Fr. Aug. Nüsslin, s. Platon.
- Corn. Star. Numan, or. de jure publico recte excolendo 143.

## D.

- von Dypen, zur Critik der geschwornen Gerichte (1018); über die Folgen der contumacia im Strafverfahren (1018).
- H. Alb. Dypermann, über absolutio ab instantia in causis criminalibus erh. den Preis 1002.
- J. Casp. Drelli, s. Bellejus.
- Origenes de principiis. Ed. E. Rud. Redepenning 1729; über die Grundlehren der Glaubenswissenschaft. Wiederherstellungsversuch von K. F. Schnizer 1729.
- J. F. Dsiander, zur Praxis der Geburtshülfe 1665.
- Ouoy, s. Voyage de l'Astrolabe.
- Rich. Owen, an account of the dissection of the parts concerned in an aneurism (1954).

## P.

**Pietro Paoli**, sopra gli integrali definiti; sull' integrazione dell' equazione etc. (861); sull' uso del calcolo delle differenze finite nella dottrina degli integrali definiti (864); sullo sviluppo delle funzioni in serie (865).

**Pariset**, s. Reg. 2. Instructionen.

**Parmenides El.**, carminis reliquiae. Ed. Simon Karsten 1185.

**P. Partsch**, über die sogen. versteinerten Ziegenklauen (1795).

**Passow**, Briefe an Knebel (2076).

**Marq. de Pastoret**, s. Ordonnances des Rois de France. Ueber die Gesetze und Verwaltung der Staatseinkünfte und Abgaben in Gallien unter der Herrschaft der Römer und der fränkischen Monarchie unter den beiden ersten Klassen der französischen Könige den Merovingern und den Carolingern (1141).

**Paul Wilhelm**, Herz. von Württemberg, erste Reise nach dem nördlichen America 9.

**Paulus Apost.**, ad Romanos epistola. Ed. Car. F. Aug. Fritzsche. T. 1. 929; Briefe in der gothischen Uebersetzung, s. Castillionaeus; s. Ulfilaß.

**G. Pauthier**, s. H. Th. Colebrooke.

**G. R. Peschel**, Gesch. der Poesie in der Lausitz: gekrönte Preisschrift (1647).

**Amad. Peyron**, lexicon linguae copticae 1441.

**Pfaff**, über die Spirale (2077); über die crystallinischen Verhältnisse des Dunstblättchens (2078).

- Pfister, Gesch. der Deutschen, Register zu diesem Werke von F. H. Möller 920.
- P. J. Philipp, zur Diagnostik der Lungen- und Herzkrankheiten mittelst physikalischer Zeichen 1439.
- Ph. Phöbus, Handbuch der Arzneyverordnungslehre. Ausg. 2. 1960.
- R. Piderit, die Kohlensäuren Gasquellen zu Weinberg 952.
- Pinhas, jüdische Rechtslehre (114).
- Gabrio Piola, sullo trasformazione delle formole integrali duplicate e triplicate (864); sulla teoria delle funzioni discontinue (867).
- Erasmus Pistolesi, il Vaticano, con disegni a contorni, diretti dal pittore Camillo Guerra. Vol. 1. 2. 3. 4. 5. 1065.
- Gl. Jac. Planck, Brief dess. (2036).
- Platon, Kriton, übers. und erläutert von Fr. Aug. Nüsslin 1101.
- M. Acc. Plautus, Epidicus. ad Camerarii veterem codicem recognovit Frid. Jacob 1556.
- Gust. Plieninger, s. Th. Mac-Grie.
- Plutarchus, Pericles. ed. Car. Sintenis 625; s. Lycurgus.
- J. Power, theory of residuocapillary attraction (141).
- F. v. Preuschen, über die Begründung des Strafrechts 422.
- Dav. Price, s. Abul-Fazl.
- W. H. Puchta, das Proceßleitungsamt des deutschen Civilrichters 1641.

## Q.

G. A. E. Quarin Willemier, specimen anatomico-pathologicum de Otorrhoea 1239.

## R.

Gius. Raddi, Melastome Brasiliane (867).

L. Ramshorn, synonym. Handwörterbuch der Latein. Sprache 1432.

F. P. Ravin, über die Tuberkeln (908).  
von Reden, die Gewerbe des Königr. Hannover 1796.

E. Rud. Redepenning, s. Origenes.

Rehm, computationum chronologicar. ad historiam Abbassarum spectantium Specimen II. 359.

W. Rein, das röm. Privatrecht u. der Civil-Process bis in das erste Jahrh. der Kaiserherrschaft 1627.

Renauldin, s. Reg. 2. Instructionen.

Girolamo Resti-Ferrari, sul portavoce conico (869).

F. H. Rheinwald, s. Abälard.

A. Richard, s. Voyage de l'Astrolabe.

C. Richardson, a dictionary of the English language 1804.

Fr. W. Richter, s. Anakreon, s. Simonis des v. Reos.

Rießler, der Jude. Heft 1. 41. 105. über die Stellung der Befenner des mosaischen Glaubens in Deutschland (45); Verhandlungen des englischen Parlaments im J. 1833 über die Emancipation der Juden 105.

Fr. Ant. Rigler, s. Manethon.

- A. F. Ringelmann, zur Geschichte der Universität Würzburg in den letzten zehn Jahren 65.
- F. A. Ritgen, Beyträge zur Aufhellung der Verbindung der menschlichen Frucht mit dem Fruchthälter 238.
- F. Ritschl, de Plauti Bacchidibus 1279.
- Robert, Beantwortung der Preisfrage der medicin. Facultät erhält das Accessit, und späterhin die Hälfte eines zweyten Preises 1561.
- S. P. Romang, über Willensfreiheit und Determinismus 361.
- Lud. Ross, inscriptiones graecae ineditae 1149.
- F. G. E. Rost, opuscula Plautina. Ed. C. H. A. Lipsius. Vol. 1. 1278.
- Rotharis, Longobardorum regis, leges: fragmenta versionis graecae 2050.
- J. A. C. Rovers, oratio de philosophia Socratica, optima ad religionem christianam via ac praeparatione 759.
- Cäsar Novida, Lobrede auf Erm. Vini (868).
- M. S. Rowlandson, s. Sein-eddin.
- A. G. Rudelbach, Hieronymus Savonarola und seine Zeit 1049.
- Jul. Rupp, Gregors des Bischofs von Nyssa Leben und Meinungen 1345.
- Joh. E. Ryba, Karlsbad und seine Mineralquellen. Aufl. 2. 1561.

## S.

- Angel de Saavedra, el Moro expósito. Vol. 1. 2. 1531.
- J. D. W. Sächse, medicinische Beobachtungen und Bemerkungen B. 1. = (über die Wir-

fungen und den Gebrauch der Bäder besonders der Seebäder zu Doberan) 851.

Aug. de Saint Hilaire, voyage dans les provinces de rio de Janeiro et de Minas Geraes. 2 Vols.; Voyage dans le district des diamans et sur le littoral du Brésil. 2 Vols. 210.

San Marte, s. Wolfram von Eschenbach.

Gerh. Sandifort, Museum anat. academiae Lugd. Bat. Vol. 4. 961.

Giovanni Santini, teorica degli obiettivi acromatici proposti dal Signor Rogers (865).

Sm. Sauppé, s. Encyrgus.

H. Schäfer, Geschichte von Portugal. B. 1. 441.

E. Schaumann, s. Homer.

Fr. G. Ferd. Schläger, Schul- und Einführungsreden 783; s. F. L. Sprenger.

A. A. E. Schleiermacher, de l'influence de l'écriture sur le langage 481.

Car. Schmidt, Juvenalis satirarum delectus 1132.

Schneider, Beiträge zur pathologischen Anatomie (2080).

F. G. Schneidewin, s. Eustathius. Capita exercitatt. crit. 1921. 1926; s. Sbycus.

K. F. Schnizer, s. Origenes.

H. Schott, Geschichte der deutschen Bibelübersetzung Luthers 1314.

Ed. Schrader, s. Justinianus.

K. Schrader, der Apostel Paulus. Th. 5. 1104.

L. Schragge, wie verloren die Juden das Bürgerrecht im römischen Reiche? 47.

Franz v. Paula Schrank, *spergula laricina restituta* (2079).

von Schreibers, *Borr. zu Annalen des Wiener Museums der Naturgesch.* (1794).

Thdr Hilm. Schreiter, *doctrina Plutarchi et theologica et moralis* (2031).

F. W. Schubert, *Handbuch der allgemeinen Staatskunde v. Europa. Th. 1. B. 1.* 1329.

C. Schüz, *Anmerkungen zu Prof. von Bohlen Ausgabe des Chaurapanchasika und Bhartrihari's* 2008.

Schüz, *Briefe an Knebel* (2076).

Melch. Schuler, *f. Huldr. Zwingli.*

J. Schultes, *f. Huldr. Zwingli.*

Schulting, *notae ad digesta. Vol. 7. Pars altera* 563.

Siber, *Tagebuch der Beobachtungen des Barometers und Thermometers in München 18 $\frac{2}{3}$*  (2078).

J. Sibthorp, *florae Graecae. Vol. 4. 5. 6. 7. 8. ed. Jac. Ed. Smith et Lindley* 345.

J. F. Siemers, *Erfahrungen über den Lebensmagnetismus und Somnambulismus. Commissions-Bericht von Hufson, und Resultate der Praxis einiger Hamburger Aerzte so wie des Verfassers* 1419.

H. F. Ferd. Siehe, *Ausübung oberstrichterlicher Gewalt des Staats und Cabinets-Justiz in wesentlicher Differenz dargestellt* 810.

Silvy, *über eine vollständige Verschließung der Pupille des linken Auges als Folge einer Operation der Cataracte* (912).

Simonides Amorginus, *iambi qui supersunt, ed. F. Th. Welcker* 841.



- Simonides d. ä. von Keos, übers. v. von Fr. W. Richter 1429.
- R. Sintenis, s. Plutarchus.
- R. F. F. Sintenis, Handbuch des gemeinen Pfandrechtes 1865.
- Jac. Ed. Smith, s. J. Sibthorp.
- Söttl, Gesch. der Deutschen. Th. 2. 3. 365. 2036.
- Sommé, a case of ununited fracture of the thighbone (1939).
- Sophocles, Tragödien, übers. v. Wolfg. Rob. Griepenkerl. Kön. Oedipus 1809; Kön. Oedipus erklärt von F. Stäger 1809.
- Th. Spengel, Emendationen zu den Vaticanischen Excerpten des Polybius (1703).
- von Spilker, s. Vaterländ. Archiv.
- F. L. Sprenger, Predigten, hg. von F. G. F. Schläger 1639.
- F. Stäger, s. Sophocles.
- Udf F. Stenzler, s. Kalidasa.
- H. Stephen, summary of the criminal law 225.
- J. Aug. Stidel, s. Ali ben Ali Taleb.
- J. Gust. Stickel, de prophetarum Hebraeorum et ministrorum sacrorum in evangelica ecclesia similitudine oratio (2025).
- Thn. L. Stieglitz, Geschichtliche Darstellung der Eigenthumsverhältnisse an Wald und Jagd in Deutschland von den ältesten Zeiten bis zur Ausbildung der Landeshoheit 205.
- Udf Stieren, über die Schrift des Grenäus adversus haereses erh. den Preis 1001.
- Ed. Stolle, s. N. Chr. Rist.
- Joseph Story, commentaries on the constitution of the united States. Abridged by the author 621.

- F. K. v. Strombeck, Darstellungen aus einer Reise durch Deutschland und Italien. Th. 1. 2. 1502; Inschriften auf einem metallenen Taufbecken (1782).
- L. Stromeyer, über Combination motorischer und sensoriellei Nerventhätigkeit 689. 745.
- F. Stüwe, die Handelszüge der Araber unter den Abassiden durch Africa, Asien und Osteuropa. Eine von der Königl. Soc. der Wissenschaften in Göttingen gekrönte Preisschrift 201. 1545.
- Th. A. Suabedissen, Grundzüge der Metaphysik 1721.
- A. C. G. Suerman, specimen historico-med. de cholerae asiaticae itinere per Belgium septentrionale 769.

## L.

- Ottaviano Targioni Tozzetti, osservazioni botaniche (868).
- Bernh. Thiersch, der erste Landfriede in deutscher Sprache von 1236 (1264).
- L. Thilo, über eine Methode, die Barometerstände ohne Mitbeobachtung des Thermometers auf eine gewisse Normaltemperatur zu reducieren (2078).
- Charles Thirlwall, über die Ironie des Sophocles (1821).
- Alexis de Tocqueville, de la démocratie en Amérique. 2 Vols 241.
- Bj. Travers, a further inquiry concerning constitutional irritation 1409.
- F. A. Trendelenburg, über Bedeutung des Namens 'Accusativ' (1703).
- Arthur Trevelyan, notice regarding new

experiments on the vibration of heated metals (645).

Eschaura, Liebeslied (808).

K. Türk, Vorlesungen über das deutsche Privatrecht (433).

## U.

F. U. Ufert, s. Geschichte der Europ. Staaten; s. Beyträge zur ältern Literatur.

Ulfilas, Edid. H. C. de Gabelentz et J. Loebe. Vol. 1. 1786.

C. Ullmann, Johann Wessel, ein Vorgänger Luthers. 1049.

Ulpianus, institutionum fragm. (89).

Herm. Ulrichi, Geschichte der Hellenischen Dichtkunst. Th. 1. 2. 1889.

Ben Usiel, Neunzehn Briefe über Judenthum. 111.

von Uwarow, s. Bericht an S. M. den Kaiser u.

## B.

K. U. Barmhagen von Ense., s. K. E. von Knebel.

Rob. Vaughan, memorials of the Stuart dynasty. 2 Vols 1577.

A. Veder, historia philosophiae juris apud veteres 889.

C. Velleius Paterculus, quae supersunt ex historiae R. libris duobus. Ed. J. Casp. Orellius 1821.

Hm. Velten, s. K. S. B. Williams.

U. F. Vischer, }  
F. Th. Vischer, } s. Berengarius.

K. Vogel, das staatsärztliche Verfahren 835.

W. F. Volger, Handb. der allgemeinen Weltgeschichte. B. 1. Abth. 2. Das Mittelalter 1408; Handb. der Geographie. Abth. 4. 1704.

### W.

E. Wachler, Vermischte Schriften. Th. 1. = (Biographische Aufsätze) 780.

W. Wachsmuth, Europäische Sittengeschichte. Th. 2. Th. 3. Abth. 1. 2. 1489.

K. G. von Wächter, Abhandlungen aus dem Strafrechte. B. 1. 514. s. Archiv des Criminalrechts. Begriff und Thatbestand des Verbrechens des Aufruhrs (1017).

Wagler, monographia psittacorum (2079).

G. Wagnauer, s. Stef. Francini.

K. F. C. Wagner, s. Rich. Cumberland.

Ph. Wagner, ad Chn. Era. Aug. Groebelium epistola 838.

Rudolf Wagner, über die fossilen Insectenfresser, Nager und Vögel der Diluvialzeit (2080).

W. Wagner, die Verbreitung der Cholera im Preussischen Staate, nach amtlichen Quellen bearbeitet 769; erster Jahresbericht über die practische Unterrichtsanstalt für die Staats=Arzney=Kunde an der Univers. zu Berlin. Zweyter Jahresbericht 2c. 2067.

Wali, oeuvres publiées en hindoustani par Garcin de Tassy 1296.

Wallich, über die Thee=Pflanze in Ober=Asien (224).

D. W. v. Wedekind, s. vaterländische Berichte für das Großherzogth. Hessen 2c.

K. Hm. Weise, Plautus und seine neuesten Diorthoten 1274.

Weiß, Vorbegriffe zu einer Cohäsions-Lehre (428).

Chn C. Weiße, Lehrbuch des gemeinen teutschen Privatrechts. U. u. d. T. Einleitung in das teutsche Privatrecht, nebst einem tabellarischen Grundr. Aufl. 2. 733.

F. Th. Welcker, s. Simonides.

Amad. Wendt, Hauptperioden der Kunst, in das Schwedische übers. v. C. A. Bagge 1528.

Ant. Westermann, Erläuterungen zum ersten Buche des Pausanias (1704); s. Acta Soc. gr.

Whewell, on the nature of the truth of the laws of motion (140).

Wichers, Vorsteher der Rettungsanstalt für sittlich verwahrlosete Kinder in Hamburg 1716.

U. F. A. Wiegmann, s. Archiv für Naturgeschichte.

Wieland, Briefe an Knebel 2076.

Car. Geo. Wieseler, de christiano capitis poenae vel admittendae vel repudiandae fundamento 1290.

Wiggert, Beitr. zu den Mittheil. des Thüring. Sächs. Vereins (1264).

R. Wilcox, memoir of a survey of Asam (1523).

Charles J. B. Williams, the pathology and diagnosis of diseases of the chest. Ed. 3. 1439; die Pathologie und die Diagnose der Krankheiten der Brust, nach der 3. Ausg. übers. v. Sm. Belten 281.

Horace Hayman Wilson, sketch of the religious sects of the Hindus (1521); description of select coins in the possession of the Asiatic Society (1522); remarks

on the portion of the Dionysiacs of Nonnus relating to the Indians (1523).

Witham, a description of a fossil tree discovered in a quarry near Edinburgh (645).

J. F. E. Winkler, erh. die Hälfte des jährlichen Predigerpreises 1002.

F. Wöhler, wird zum ordentl. Prof. in der medic. Facultät ernannt 601.

J. C. Woerl, Karte der Schweiz 1808.

Wolf, Brieffammlung über Gesetzgebung 1799.

Wolfram v. Eschenbach, Parcival übers. von San Marte 647.

Fd. Wüstenfeld, s. Ibn Chalikān.

### 3.

C. Ed. Zachariae, Diss. ina. fragmenta versionis graecae legum Rotharis Longobardorum regis 2050; αἱ Ῥόμαι oder die Schrift über die Zeitabschnitte 2051.

H. A. Zachariā, aus den Verhandlungen der Hannoverschen Ständevers. über die neue Strafgesetzgebung (1011); die Lehre vom Versuche der Verbrechen. Th. 1. 1321.

Giuseppe Zamboni, sulla teorica del moto composto (861).

Zein-eddin, Tuhfut-ul-Mujahideen, translated by M. J. Rowlandson 1129.

Zuccarini, Nachtrag zu der Monographie der americanischen Dralisarten (2079); plantarum novar. fasc. I. (2079).

Huldr. Zwingli, Werke. B. 1—7. Hg. von Melch. Schuler und J. Schultes 1927.

## Zweite Abtheilung.

---

### R e g i s t e r

namenloser Schriften, vermischter Sammlungen, oder gesammelter Schriften mehrerer Verfasser, auch einiger literarischen Nachrichten in dem Jahre 1836.

---

#### A.

Abhandlungen, Physicalische, der Kön. Academie der Wissensch. zu Berlin aus dem J. 1832. 425; — der mathematisch-physicalischen Classe der Kön. Bayerischen Academie der Wissensch. B. 1. 2077.

Acta Societatis Graecae. Ed. Ant. Westermann, Car. Herm. Funkhaenel. Vol. 1. Praefatus est Godofr. Hermann 1681.

Annalen des Wiener Museums der Naturgeschichte. B. 1. 1793.

Anzeigen, Göttingische gelehrte, Verkauf eines vollständigen Exemplars derselben 1664.

Archiv für Naturgeschichte, hg. von A. F. A. Wiegmann. Jahrg. 1. 446; — des Criminalrechts. N. Folge. Hg. von J. F. H. Abegg, J. M. F. Birnbaum, A. W. Heffter, C. J. A. Mittermaier, C. G.

von Wächter. Jahrg. 1835. 1009; — der Pharmacie des Apotheker-Vereins im nördl. Deutschland, hg. v. Rud. Brandes. Reihe 2. B. 5. Heft 1. 2. 3. 1088; — Vaterländisches, hg. von v. Spilker u. Brönnenberg. B. 1. 1781.

Archives, ou correspondance inédite de la maison d'Orange Nassau. Recueil publ. par G. Groen van Prinsteren. Série 1. T. 3. 1266.

## B.

Bericht an S. M. den Kaiser über das Ministerium des öffentl. Unterrichts für das J. 1834. (abgestattet von Uwarow) 1145.

Berichte, Vaterländische, für das Großherzogth. Hessen und die übrigen Staaten des deutschen Handelswesens. Hg. von D. W. v. Wedekind. St. 1—6. 280.

Beyträge zur ältern Literatur, hg. von F. Jacobs und F. A. Ukert. B. 1. Heft 2. 799. B. 2. Heft 1. 1848.

Bibliotheca Boettigeriana 1007.

## C.

Corpus inscription. gr. Vol. 2. fasc. 2. ed. Aug. Boeckh 369.

## E.

Enquiry into the nature and effects of nervous influence 1825.

Entwurf einer Criminal-Proceßordnung für



das Königr. Hannover 2c. Hg. von C. P.  
Sanz 959.

## G.

- Gartenbau**, Uebersetzung eines Auszuges aus einem Persischen Werke über Gartenbau (1525).
- Gefälle**, sogen. suspendierte, in Ostfriesland, sind sie durch französ. Gesetze aufgehoben? 1601.
- Gemälde der Schweiz**. Canton Schwyz, von Meyer v. Knonau. Canton Tessin, von Stef. Francini 1077.
- Geschichte der Europäischen Staaten**, hg. von A. H. L. Heeren und F. A. Ukert. Geschichte von Portugal von H. Schäfer. B. 1. 441; — Register. Erstes Register zu der Geschichte der Deutschen v. Pfister, verfert. von J. H. Möller 920.
- Gelehrte Gesellschaften**. Cambridge philosophical society 139. — Asiatic Society of Bengal 221. 621. 1634. — R. Acad. der Wissensch. zu Berlin 425. — R. Society of Edinburgh 644. — historische Gesellschaft zu Bamberg 673. — Gesellschaft für Pommerische Geschichte und Alterthumskunde 765. — Società Italiana delle scienze residente in Modena 860. — Académie R. de médecine 905. — Thüringisch: Sächs. Verein 1263. — Society instituted in Bengal 1521. — Oberlausitzische Ges. der Wissensch. 1647. — Medico chirurgical Society of London 1933. — Kön. Bayerische der Wissensch. 2077.
- Göttingen**. 1) Königl. Gesellschaft der Wissenschaften: (vgl. das Register zu dem

folgenden Jahrgange der Gel. Anzeigen von dem Jahr 1837). E. Vorlesungen: Müller de munimentis Athenarum urbis et portus 265; tituli de instauratione murorum Athenarum perscripti explicatio 521. Marx de Herophili vita, scriptis, atque in medicina meritis 1201. F. Vorgelegt wurde: ein Aufsatz des Hn Hofschir. L. Strozener in Hannover über Combination motorischer und sensorieller Nerventhätigkeit 689. 745. G. Preisaufgaben: f) öconomische, für den Julius 1836: welchen Einfluß hat der gebrannte Thon bey seiner Anwendung zur Verbesserung der Aecker; wie ist seine Wirksamkeit zu erklären; und auf welche Weise und unter welchen Verhältnissen macht man davon den vortheilhaftesten Gebrauch? wird nicht befriedigend beantwortet 1140, und für den Julius 1838 von neuem aufgegeben; für den November 1836: eine gründliche Prüfung der physicalischen und chemischen Eigenschaften des basaltischen Bodens nebst einer Erörterung seines Einflusses auf die Vegetation überhaupt und die Culturgewächse insbesondere 1140. Für den Julius 1837: unter welchen Umständen, zumahl bey welchen Boden- und Fruchtarten, ist die Knochendüngung mit Vortheil anzuwenden, und welches Verfahren hat sich dabey als das vorzüglichste bewährt? 1141. Für den November 1837: eine gründliche Untersuchung, auf welche Weise der Hanfbau im Königreiche Hannover mit Nutzen zu erweitern, und unter Berücksichtigung der in andern Ländern üblichen Verfahrungsarten, wesentlich zu verbessern seyn dürfte 1142. Für den Julius 1838: welchen Ein-

fluß hat der gebrannte Thon bey seiner Anwendung zur Verbesserung der Aecker; wie ist seine Wirksamkeit zu erklären; und auf welche Weise und unter welchen Verhältnissen macht man davon den vortheilhaftesten Gebrauch 1142. H. Preißschrift: Ueber den Handel der Araber in der Periode der Herrschaft der Abbassiden, von Friedr. Stüwe 201, vgl. 1545.

Göttingen. 2) Universität: A. Ueberblick der Ereignisse des verfloffenen Jahres 1835. 1. The university of Göttingen at the beginning of the year 1885. f. G. H. Bode. B. Bekanntmachung von der Königl. Immatriculations-Commission 449. C. Feyerlichkeiten: Preisvertheilung an die Studierenden, den 4. Junius 1001. Vertheilung eines zweyten Preises an zwey Concurrenten, welchen die medicinische Facultät das Accessit zuerkannt hatte 1561. D. Verzeichniß der Vorlesungen für den Sommer 1836. 385; für den Winter 18 $\frac{3}{4}$ . 1385. E. Deyffentliche Anstalten: die Königl. Universitäts-Bibliothek erhält von den Curatoren der Leydener Universität Sandifort's Museum anatomicum. Vol. 4. 961; andere wichtige Geschenke 1265. 1266.

Graburnen in Pömmern gefunden (767). Aug. Grotefend, Anz. f. Todes 441.

## 5.

Harivansa, ou histoire de la famille de Hari, traduit sur l'original sanscrit par A. Langlois. T. 1. 1525.

Histoire littéraire de la France. Vol. 18.  
1144.

## I.

Instructionen der Mitglieder der Kön. Academie der Med. zu Paris, Keraudren, Renaudin, Delens, Dupuy, Pariset, für Gaymard, den Wundarzt der Expedition, welche in die nördlichen Meere geschickt wurde, die Corvette la Pilloise aufzusuchen (909).

## J.

Jahresbericht des Verwaltungsraths der Rettungsanstalt für sittlich verwaarlosete Kinder in Hamburg. Jahresbericht 1. 2. 1716.

Journal of the Asiatic Society of Bengal. January 1835. 221. — March 1835. 681. — № 43:49. 1634.

## K.

Kunstblätter, Hannoversche 1836. № 1—12. 641.

## L.

Lebensumstände der Sophie von Schleswig-Hollstein, Wittwe Herz. Philipp II. zu Pommern (767).

Lehrbuch der Religionswissenschaft. Th. 1. 2. Th. 3. B. 1. 2. 569.

## M.

Magazin, Sippisches, für vaterländische Cultur und Gemeinwohl. Heft 1. 2. 3. 4. 1119. —

**Lausitzisches.** Neue Folge. B. 1. Heft 1., hg. von Leop. Haupt 1647.

**Mémoires géologiques et paléontologiques** publiés par A. Boué. T. 1. 216. — de l'académie R. de Médecine. T. 4. Fasc. 3. et 4. 905.

**Memorie di matematica e di fisica della Società italiana delle scienze.** T. 20. fasc. 1. e 2. 860.

**Neue Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen des Thüringisch-Sächsischen Vereins,** hg. von Förstermann. B. 2. H. 2. 3. 4. 1263.

### D.

**Ordonnances des Rois de France de la troisième race.** XIV. volume, par M. le marquis de Pastoret 1143.

**Stfrießland,** die sogen. suspendierten Gefälle betr. (1601).

### P.

**Preisaufgabe,** die eigentlich-physiologische Bedeutung der einzelnen nächsten Bestandtheile des Blutes betr. 1081.

**Preisfragen für die Studierenden zu Göttingen** 1002.

### R.

**R. W. Rehberg,** Anzeige seines Todes 1289.  
**Researches, Asiatic, or the Transactions of the Society instituted in Bengal.** Vol. 17. 1521.

Die Resultate der Sittengeschichte, s. Frh. v. Gagern.  
Chr. F. Ruperti, Anzeige seines Todes 1121.

## S.

Heinrich Adolf Schrader, Anzeige s. Todes 1761.

Socotora, Insel, Beschreibung derselben (681).  
State Papers, published under the authority of his Majesty's commission. Vol. 1. 2. 3. 1265.

Studien, Baltische, hg. von der Gesellsch. für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde. Heft 1. 765.

Antiqua Summaria codicis Theodosiani nunc primum ed. Hänel 561.

## T.

Taschenbuch für die vaterl. Geschichte, hg. v. Joh. Frhn v. Hormayr. N. Folge. Jahrg. 7. 687.

Thee-Pflanze, echte, wächst wild in Ober-Ossam (223).

Transactions of the Cambridge philosophical society. Vol. 5. Part 2. 139. — of the R. Soc. of Edinburgh. Vol. 12. P. 1. 644. — of the R. Asiatic Society fortgesetzt unter dem Titel Journal of the R. Asiatic Society. Works printed for the Oriental Translation Fund: Raghuvansa, Kalidasae carmen sanskrite et latine ed. Adolph. Frid. Stenzler 1041. — Tuhfut-ul-Mujahideen transl. by M. J. Rowlandson 1129. — Miscellaneous transla-

tions from oriental languages. Vol. 2. 1130. 1523. — Medico-chirurgical, published by the medical and chirurgical society of London. Vol. 16. Part. 1. 1933.  
 Miscellaneous Translations from oriental languages. Vol. 2. 1130. 1523.  
 Trésor de numismatique et de glyptique 2058.

## B.

Voyage de decouvertes de l'Astrolabe sous le commandement de M. J. Dumont-d'Urville. Botanique par M. A. Richard. Livr. 1. 2. 81. — Zoologie par Ouoy et Gaimard. T. 3. 4. 657.  
 Vue générale de la constitution de l'Angleterre. Par un Anglais. Ed. 3. 401.

## B.

Amad. Wendt, Anzeige f. Todes 1705.

## B.

Zeitschrift für die Ophthalmologie, hg. von F. Aug. v. Ammon. B. 3. 4. 119. — für die historische Theologie, hg. von Ch. F. Flgen. B. 5. St. 2. B. 6. St. 1. 2016.

---

## Verbesserungen.

- S. 369 Z. 9 v. u. st. Tertia l. Tertia Decima  
 — 394 — 9 st. forstwissenschaftliche l. forst-  
 wirthschaftliche  
 — 639 ist unter der Recension von 'Gum-  
 precht's Beyträge zc.' das  
 Zeichen \*\* zu setzen.  
 — 675 — 18 sind die Wörter 'und sieben' aus-  
 zustrichen.  
 — 1096 — 11 st. 5 Th. l. 1 Thaler  
 — 1144 — 9 v. u. st. Octav l. Quart  
 — 1462 — 18 v. u. l. unsere  
 — 1463 — 10 v. u. l. handschriftliche  
 — 1520 — 6 l. leiden  
 — 1523 — 5 v. u. bis 1525 Z. 6 v. u. ge-  
 hören eigentlich hinter S.  
 1132, 2.  
 — 1527 — 9 v. u. ist hinter erklären ein-  
 zuschalten 'dagegen über-  
 geht der Verf. vieles, wo-  
 nach vor allen Dingen zu  
 fragen wäre'.  
 — 1939 — 15 v. u. l. Dr Sommé  
 — — — 9 v. u. l. eine  
 — 1940 — 3 v. u. l. Amianth  
 — 1941 — 4 v. u. l. Will.  
 — 1944 — 13 v. u. l. Kalomel u. dergl. an-  
 gezeigt seyen  
 — — — 7 v. u. sind die Worte 'Auch diese  
 ursprünglich nervöse' aus-  
 zustrichen und mit 'Som'  
 ein neuer Satz anzufangen.  
 — 2015 letzte Z. l. ausgezeichneteter st. thätiger

D.